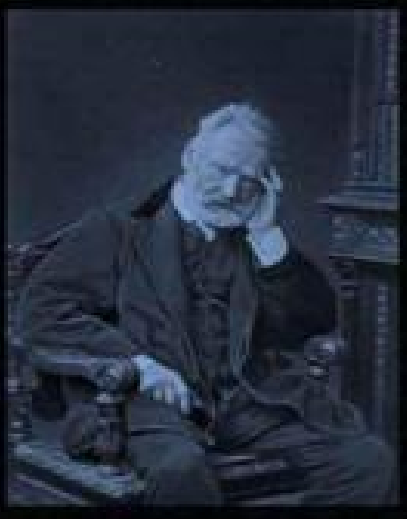
Victor Hugos

Sämtliche Werke Victor Hugos I

Romane



ASKLEPIOSMEDIA

Inhaltsverzeichnis

Sämtliche Werke Victor Hugos
- I
- Notre Dame
  - oder die Liebfrauenkirche zu Paris
  - Ein historischer Roman
  - (Der Glöckner von Notre Dame)
  - Übersetzt von Friedrich Seybold
  - Einleitung
  - I.
  - Der große Saal
  - II.
  - Peter Gringoire
  - III.
  - Der Kardinal
  - IV.
  - Meister Jakob Coppenole
  - V.
  - Quasimodo
  - VI.
  - Die Esmeralda
  - VII.
  - Von der Charybdis in die Scylla
  - VIII.
  - Wie Peter Gringoire zur Nachtzeit einem schönen Mädchen nachstrich, und wie es ihm übel erging
  - IX.
  - Der zerbrochene Krug
  - X.
  - Eine Hochzeitnacht
  - XI.
  - Claude Frollo
  - XII.
  - Der Hund und sein Herr

XIII.
Der Abt von St. Martin
XIV.
Der Buchstabe tödtet den Stein
XV.
Das unparteiische Urtheil
XVI.
Das Rattenloch
XVII.
Geschichte eines Fladens
XVIII.
Eine Thräne für einen Tropfen Wasser
XIX.
Wie es gefährlich ist, sein Geheimniß einer Ziege anzuvertrauen
XX.
Ein Priester und ein Philosoph sind ihrer Zwei
XXI.
Die Glocken
XXII.
Das Verhängniß
Notre Dame, Teil 2
Übersetzt von Friedrich Seybold
I.
Die beiden Schwarzröcke.
II.
Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen.
III.
Der Knecht Ruprecht.
IV.
Der verwandelte Thaler.
V.
Laßt alle Hoffnung hinter euch.
VI.
Die Mutter.
VII.
Drei Männer Verschiedener Art.
VIII.

Der Wahnsinn der Liebe.
IX.
Das Herz einer Mißgestalt.
X.
Sandstein und Krystall.
XI.
Der Schlüssel zur rothen Thüre.
XII.
Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken.
XIII.
Werde ins Teufels Namen ein Gauner.
XIV.
Es lebe die Freude.
XV.
Ein ungeschickter Freund.
XVI.
Ludwig XI. in der Bastille.
XVII.
Der kleine Schuh.
XVIII.
Quasimodo und sein Pflegevater.
XIX.
Phöbus Heirath.
XX.
Quasimodo's Heirath.
Lucretia Borgia
Drama
Übersetzt von Georg Büchner
Personen
Erste Handlung
Schande über Schande
Erste Abteilung
Erste Szene
Zweite Szene
Dritte Szene
Vierte Szene
Fünfte Szene

- Zweite Abteilung
  - Erste Szene
  - Zweite Szene
  - Dritte Szene
- Zweite Handlung
  - Das Paar
  - Erste Abteilung
    - Erste Szene
    - Zweite Szene
    - Dritte Szene
    - Vierte Szene
    - Fünfte Szene
    - Sechste Szene
  - Zweite Abteilung
    - Erste Szene
    - Zweite Szene
- Dritte Handlung
  - Betrunken – Tot
    - Erste Szene
    - Zweite Szene
    - Dritte Szene
- Maria Tudor
  - Übersetzt von Georg Büchner
  - Personen
  - Erste Handlung Der Mann aus dem Volke
    - Erster Tag
  - Erste Szene
  - Zweite Szene
  - Dritte Szene
  - Vierte Szene
  - Fünfte Szene
  - Sechste Szene
  - Siebente Szene
  - Achte Szene
  - Neunte Szene
  - Zweite Handlung Die Königin
    - Personen

Zweiter Tag
Erste Szene
Zweite Szene
Dritte Szene
Vierte Szene
Fünfte Szene
Sechste Szene
Siebte Szene
Achte Szene
Neunte Szene
Dritte Handlung Wer von Beiden?
Erste Abteilung
Erste Szene
Zweite Szene
Dritte Szene
Fünfte Szene
Sechste Szene
Siebente Szene
Achte Szene
Neunte Szene
Zehnte Szene
Zweite Abteilung
Erste Szene
Zweite Szene
Victor Hugo's sämmtliche poetische Werke. Zweiter Band.
Oden und Balladen.
Vorrede.
1822.
1842.
1826
Oden.
Erstes Buch.
1818 – 1822.
Erste Ode.
Die Vendée.
Zweite Ode.
I.

II.
III.
IV.
Die Jungfrauen von Verdun.
Der Priester wird die schwarz' und weiße Stola tragen;
Die Stirn von Elfenbein, umwallt von langem Haar.
Beim Glanz der Kerzen , wird um Euch im Tode klagen
Der Mädchen blüthenweiße Schaar.
A. Guirard.
Dritte Ode.
I.
II.
III.
Quiberon.
Pudor inde et miseratio.
Tacitus
Vierte Ode.
I.
II.
III.
IV.
Ludwig der Siebenzehnte.
Fünfte Ode.
I.
II.
III.
Die Wiederaufrichtung der Bildsäule Heinrichs IV.
Sechste Ode.
I.
II.
III.
IV.
Der Tod des Herzogs von Berry.
Siebente Ode.
I.
II.
III.

IV.
Die Geburt des Herzogs von Bordeaux.
Achte Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
Die Taufe des Herzogs von Bordeaux.
Sinite parvulos venire da me! –
– Venerunt reges.
Evangelium.
Neunte Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
An die Muse.
Ein Gesicht.
7. Quia defecimus in ira tua, et in furore tuo turbati sumus;
8. Posuisti iniquitates nostras in conspectu tuo, seculum nostrum in illuminatione vultus tui;
9. Quoniam omnes dies nostri defecerunt, et in ira tua defecimus.
Ps. LXXXIX
Zehnte Ode.
Die Stimme.
Das Jahrhundert.
Die Stimme.
Das Jahrhundert.
Die Stimme.
Das Jahrhundert.
Die Stimme.
Das Jahrhundert.
Die Stimme.
Das Jahrhundert.
Die Stimme.

- Buonaparte
  - Elfte Ode.
    - I.
    - II.
    - III.
    - IV.
    - V.
- Zweites Buch.
  - 1822 – 1823.
  - An meine Oden.
    - Erste Ode.
      - I.
      - II.
      - III.
      - IV.
      - V.
  - Die Geschichte.
    - Zweite Ode.
      - I.
      - II.
  - Die schwarze Bande.
    - Dritte Ode.
      - II.
  - An meinen Vater.
    - Vierte Ode.
      - I.
      - II.
      - III
      - III.
  - An Europa's Könige.
    - Fünfte Ode.
      - I.
      - II.
  - Die Freiheit
  - Christus nos liberavit.
    - Sechste Ode.
      - I.

III.
IV.
V.
IV.
Der Krieg in Spanien.
Siebente Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
An den Triumphbogen de l'Etoile.
Achte Ode.
I.
II.
Der Tod des Fräuleins von Sombreuil.
Sunt lacrymae rerum.
Virgil
Neunte Ode.
I.
ll.
III.
IV.
Das letzte Lied.
Zehnte Ode.
Drittes Buch
Erste Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
An Chateaubriand.
Zweite Ode.

I.
II.
III.
Das Leichenbegängniß Ludwig's XVIII.
Dritte Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
Die Salbung Karls X.
Vierte Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
An den Oberst G. A. Gustavson.
Habet sua sidera tellus.
Alte Devise.
Fünfte Ode.
I.
II.
III
IV.
V.
Die beiden Inseln.
Sechste Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
Vl.

VII.
VIII.
An die Vendômesäule.
Siebente Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
Achte Ode.
I.
II.
Viertes Buch.
1819 – 1827.
Spiritus fiat, ubi vult.
Der Dichter.
Erste Ode.
I.
II.
III.
IV.
An Alph. von L.
Die Leier und die Harfe.
Zweite Ode.
Die Leier.
Die Harfe.
Die Leier.
Die Harfe.
Die Leier.
Die Harfe.
Die Leier.
Die Harfe.
Die Leier.
Die Harfe.
Die Leier.
Die Harfe.
Die Leier.

Die Harfe.
Moses aus dem Nil.
Dritte Ode.
Aufopferung.
In urbe omnium mortalium genus vi pestilentiae depopulabatur, nulla coeli intemperie, quae occurreret oculis. Sed domus corporibus exanimis, itinera funeribus complebantur; non sexus, non aetas periculo vacua.
Tacitus.
Vierte Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
An die »Académie des Jeux floraux.«
Fünfte Ode.
I.
An Chateaubriand.
Der Genius.
Sechste Ode.
I.
II.
III.
Das Mädchen von Otaheiti.
Siebente Ode.
An Ulrich Guttinger.
Der Glückliche.
Beatus qui non prosper.
Achte Ode.
Die Seele.
Neunte Ode.
I.
II.
III.
IV.

V.
VI.
Lied der Arena.
Zehnte Ode.
Lied des Circus.
Elfte Ode.
Lied des Turniers.
Zwölfte Ode.
Der Antichrist.
Dreizehnte Ode.
I.
II.
III.
Epitaph
Vierzehnte Ode.
An Alfred de Vigny
Ein Festlied Nero's.
Fünfzehnte Ode.
Der Schmetterling.
Sechzehnte Ode.
An meinen Freund S. D.
Siebzehnte Ode.
Jehovah.
Achtzehnte Ode.
Fünftes Buch.
1819 – 1828.
Erster Seufzer.
Erste Ode.
Schmerz.
Zweite Ode.
An das Cherizy-Thal.
Dritte Ode.
An Dich.
Vierte Ode.
Die Fledermaus.
Fünfte Ode.
Die Wolke.

Sechste Ode.
Der Alp.
Siebente Ode.
Der Morgen.
Achte Ode.
Meine Kindheit.
Neunte Ode.
I.
II.
III.
An G.....y.
Zehnte Ode.
Landschaft.
Elfte Ode.
Dir und wieder Dir.
Zwölfte Ode.
Ihr Name.
Dreizehnte Ode.
Danksagung
Vierzehnte Ode.
An meine Freunde.
Fünfzehnte Ode.
An den Schatten eines Kindes
Sechzehnte Ode.
An ein junges Mädchen.
Siebzehnte Ode.
An die Ruinen von Montfort-l'Amaury.
Achtzehnte Ode.
I.
II.
Die Reise.
Neunzehnte Ode.
I.
II.
III.
IV.
Der Spaziergang.

Zwanzigste Ode.
An Ramon, Herzog von Bemav.
Einundzwanzigste Ode.
An Fräulein J. D. von Ch.
Zweiundzwanzigste Ode.
I.
II.
An die Gräfin A. H.
Dreiundzwanzigste Ode.
Sommerregen.
Vierundzwanzigste Ode.
Träume.
Fünfundzwanzigste Ode.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
Ende der Oden.
Balladen.
1823 – 1828.
Eine Fee.
Erste Ballade.
Die Sylphe.
Zweite Ballade.
Die Großmutter.
Dritte Ballade.
An Crilby, den Kobold von Argyle.
Vierte Ballade.
Der Riese.
Fünfte Ballade.
An J. F.
Des Paukenschlägers Braut.
Sechste Ballade.
Die Schlacht.
Siebente Ballade.

- An Louis Boulanger.
  - Die beiden Schützen.
  - Achte Ballade.
- Höre mich, o Magdalene!
  - Neunte Ballade.
- Einem Wanderer.
  - Zehnte Ballade.
- An Louis Boulanger.
  - Die Legende von der Nonne.
  - Acabose vuestro bien
  - Y vuestros males non acaban.
  - Reproches al rey Rodrigo.
  - Elfte Ballade.
- Der Hexensabbath.
  - Zwölfte Ballade.
- Die Fee und die Peri.
  - Dreizehnte Ballade.
    - I.
    - II.
    - Die Peri.
    - Die Fee.
    - III.
    - Die Peri.
    - Die Fee.
    - IV.
  - Ende der Balladen.

Die Orientalen.

- Vorrede.
  - Vierzehnte Auflage.
  - I.
- Feuer vom Himmel.
  - I.
  - II.
  - III.
  - IV.
  - V.
  - VI.

VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
II.
Kanaris.
III.
Die Köpfe des Serail.
I.
II.
III.
Erste Stimme.
IV.
Zweite Stimme.
V.
Dritte Stimme.
VI.
IV.
Begeisterung
V.
Navarin.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VI.
Kriegsruf des Mufti.
VII.
Des Pascha's Schmerz.
VIII.
Piratenlied.
IX.
Die Gefangne.

X.
Mondschein.
XI.
Der Schleier.
Die Schwester.
Der älteste Bruder.
Die Schwester.
Der zweite Bruder.
Die Schwester.
Der dritte Bruder.
Die Schwester.
Der vierte Bruder.
XII.
Die Favoritsultane.
XIII.
Der Derwisch.
XIV.
Das feste Schloß.
XV.
Türkischer Marsch.
XVI.
Die verlorne Schlacht.
XVII.
Die Schlucht.
XVIII.
Das Kind.
XIX.
Sarah, die Badende.
XX.
Erwartung.
XXI.
Lazzara.
XXII.
Wunsch.
XXIII.
Die eroberte Stadt.
XXIV.

Lebewohl der arabischen Wirthin.
XXV.
Fluch.
XXVI.
Die zerhackte Schlange.
XXVII.
Nurmahal, die Rothe.
Das Kameel.
Die Stute.
Nachtreise durch die Wüste.
Tagreise.
Die Stämme stoßen auf einander.
Kotri ben al Fedjal el Mazeni spricht:
Chemidher el Islami, aus der Zeit des Islam, spricht:
Meddak ben Csomeil el Mazeni, zur Zeit des Islam, spricht:
Salma ben Jezid al Djofi, auf den Tod eines Bruders.
Bruchstücke.
Rita, die Tochter Asem's, spricht:
Abd-ebn-al-Cebib spricht:
Bruchstücke.
Ghasel.
Dschelal Eddin Rumi.
Malayisches Pantum.
XXVIII.
Die Djinn's.
XXIX.
Sultan Achmet.
XXX.
Maurische Romanze.
XXXI.
Granada.
XXXII.
Die Kornblumen.
XXXIII.
Phantome.
I.
II.

III.
IV.
V.
VI.
XXXIV.
An Louis Bonlanger.
Mazeppa.
I.
II.
XXXV.
Der zürnende Danubius.
XXXVI.
Traum.
XXXVII.
Ekstase.
XXXVIII.
Der Dichter an den Kalifen.
XXXIX.
Bunaberdi.
Gebet.
XL.
Er.
I.
II.
III.
XLI.
November.
1793
Erster Theil.
Auf hoher See.
Erstes Buch.
Zweites Buch.
I.
II.
III.
IV.
V.

VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
Drittes Buch.
I.
II.
Viertes Buch.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
Zweiter Theil
Erstes Buch
I
II.
III.
Zweites Buch.
I.
II.
III.
Drittes Buch.
I.
II.
III
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.

»Reden hält er von gutem Klang: Wenn sie fein kurz sind, währt's nit lang.«
XI.
XII.
II.
Dritter Theil.
Erstes Buch.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII
Zweites Buch
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
1.
2.
3.
4.
5. Nummer
X.
XI.
XII.
XIII.
XIV.
Drittes Buch.
I.
II.

III.
IV.
V.
VI.
VII.
Viertes Buch
I
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
XII.
XIII.
XIV.
XV.
Fünftes Buch
I.
II.
III.
Sechstes Buch
I.
II.
III.
Siebentes Buch.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
Ein Doppelquartett

I
II
III
IV
V
Han der Isländer.
Ein historischer Roman.
I. Band
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
XII.
XIII.
XIV.
XV.
XVI.
XVII.
XVIII.
XIX.
XX.
XXI.
XXII.
Han der Isländer
Ein historischer Roman.
II. Band
XXIII.
XXIV.
XXV.
XXVI.

XXVII.
XXVIII.
XXIX.
XXX
XXXI.
XXXII.
XXXIII.
XXXIV.
XXXV.
XXXVI.
XXXVII.
XXXVIII.
XXXIX.
XL.
XLI.
XLII.
XLIII.
XLIV.
XLV.
XLVI.
XLVII.
XLVIII.
XLIX.

Victor Hugos

Sämtliche Werke Victor Hugos I

Romane



ASKLEPIOSMEDIA

Victor Hugo

Sämtliche Werke Victor Hugos

I

Romane

ISBN 978-3-7339-0677-1

Neuausgabe

Herausgeber: Dr. André Hoffmann

Umschlaggestaltung, neu durchgesehene Ausgaben

©2014 asklepiosmedia, Dinslaken

www.asklepiosmedia.de

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Bearbeitung ist urheberrechtlich geschützt. Mit dem Kauf dieses Werks erwerben Sie eine Lizenz für den eigenen Gebrauch (Lesen). Möchten Sie dieses Werk mit Personen teilen, erwerben Sie bitte für jeden Nutzer jeweils eine Lizenz. Gleiches gilt, wenn Sie dieses Werk lesen möchten und über noch keine Lizenz verfügen.

Notre Dame

oder die Liebfrauenkirche zu Paris

Ein historischer Roman

(Der Glöckner von Notre Dame)

Übersetzt von Friedrich Seybold

Einleitung

Victor Hugo ist in der ganzen Welt, von Freund und Feind, als einer der ausgezeichnetsten Dichter anerkannt, die je auf Erden gewandelt. Er wurde 1802 in Besançon geboren und gehört einer alten, schon vor Jahrhunderten auf den Schlachtfeldern geadelten Grafenfamilie an. Sein Vater, der als General in den Diensten des Königs Joseph Bonaparte zuerst in Neapel focht, wo er dem gefährlichen Räuber oder vielmehr Parteigänger *Fra Diavolo* das Handwerk legte, und dann den spanischen Krieg mitmachte, nahm, wie andere Napoleon'sche Feldherren, seine Familie mit, und so kam es, daß Victor Hugo schon in seiner zartesten Kindheit in Italien und Spanien reiste. Die Sonne des Südens wärmte mit ihren glühendsten Strahlen dieses enthusiastische junge Haupt; aber die ersten Eindrücke, welche der Dichterknabe in dem Farbenglanze einer herrlichen großen Natur empfing, trugen das Gepräge des Abenteuerlichen, Romantischen, Wilden.

War der *Vater*, ein tapferer Krieger, der unter dem Cäsar der neuen Welt Europa durchzog und in allen Ländern Lorbeeren erntete, gleichsam das Prinzip der *Bewegung* und *Ruhmbegierde* für den Sohn: – so knüpften ihn dagegen die *Mutter*, eine *Vendéerin*, und seine *Lehrer* ein *Royalist* und Geistlicher, Anhänger des alten Regimes, noch stärker an das Poetische und Gefühlige der Mittelalterlichkeit. Der Zauber keuscher Minne, die Innigkeit der Religiosität, mit all' den wundervollen und phantastischen Erscheinungen, die sie erzeugen, drückten sich tief in das Gemüth des

jungen Hugo; dabei nahm derselbe den tragischen Ernst, man möchte sagen, die Melancholie des untergehenden Griechen- und Römerthums aus den klassischen Schriften des *Polybius* und *Tacitus* in sich auf. Allerdings wird ein Dichter geboren: aber wer wird läugnen, daß solche Anschauungen, eine solche Zeit, solche gleichsam schon in die Wiege gelegten Elemente die Produktivität schnell befruchten, zeitigen und stärken, wenn man in Goethe's »*Dichtung und Wahrheit*« liest, wie mächtig auf ihn die vergleichungsweise ärmlichen Umgebungen und Verhältnisse seiner Jugendjahre wirkten?

Es darf daher nicht verwundern, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre seine Begeisterung für das Ritterthum in Versen zur Ehre *Roland's* auszudrücken versuchte.

Hugo's Bildungsgang erlitt eine Veränderung, als sich sein Vater von seiner Mutter, wegen ihrer geheimen Verbindungen mit der Emigration, trennte. Er wurde in eine zum Gymnasium Ludwigs des Großen gehörige Anstalt versetzt, und schrieb hier, den Grundsätzen seiner Mutter getreu, eine *legitimistische* Tragödie, *Irtamène*. Schon beginnt seine schriftstellerische Laufbahn. Als Concurrent um den von der Académie française ausgesetzten Preis für das beste Gedicht »*über die Vorzüge des Studiums,*« um welchen sich Männer wie Lebrun, Delavigne u. A. bewarben, wurde er zwar nicht gekrönt, aber belobt. Der Dichter war damals erst *fünfzehn* Jahre alt, und schloß daher sein Preisgedicht mit den Versen:

»Ich, der ich stets gefloh'n von Hof und Städten bin,
Sah kaum drei Lustra zieh'n ob meinem Haupte hin.«

Die erstaunten Akademiker hätten, als sie sich von dieser kaum glaublichen Thatsache überzeugten, dem jungen Talente gern den Preis verliehen, aber er war schon vergeben. Ein Preis, den sein Bruder von der Toulouser Akademie erhielt, feuerte ihn noch mehr an, und er gewann auch bei derselben Akademie im Jahre 1819 deren zwei durch Oden: *über die Statue Heinrichs IV.* und die *Jungfrauen von Verdun* (welche im Jahre 1792 das Opfer ihrer Anhänglichkeit an die Emigranten geworden waren). Hier ist die Gelegenheit, auf die ausnehmende Schnelligkeit aufmerksam zu machen, womit Hugo producirt. Seinen ersten Roman »*Bug Jargal*« schrieb

er, 16 Jahre alt, aus Veranlassung einer Wette, in vierzehn Tagen. Die Ode über die Statue Heinrichs IV. verfaßte er in *Einer* am Krankenbette seiner Mutter durchwachten Nacht. Auch diesmal wollte die Akademie nicht glauben, daß er erst siebzehn Jahre zähle. Im folgenden Jahre erhielt er nochmals den Preis für das Gedicht: »Moses am Nil.«

Von nun an betritt er seine eigentliche Laufbahn als Schriftsteller. Er hatte das Rechtsstudium, dem er sich widmen sollte, vernachlässigt; mit seinem Vater war er, als politischer Meinungsgenosse der Mutter, zerfallen; dadurch gerieth er in Sorgen für sein Auskommen. Aber ein noch weit mächtigerer Sporn war die Liebe. Hugo ist der Sänger der reinsten, tiefsten, innigsten, hingebendsten, ihren Gegenstand vergötternden Liebe. Er konnte dies nur durch Erfahrungen in seinem eigenen Herzen werden. Er hatte eine Jugendgeliebte, der er mit schwärmerischer Neigung zugethan war; man verbot ihm, sie zu besuchen. Dies war, sagt man, die Veranlassung zu seinem schauerlichen Roman »*Han d'Islande*,« worin er, neben einem das Böse an sich liebenden Ungeheuer (welches jedoch die Grenzen menschlicher Bosheit überschreitet), die Treue und Aufopferung der allen Gefahren und Verhältnissen trotzenden Liebe schildert. Grund und Boden dieses Romans ist zum Theil historisch.

Die Vielseitigkeit von V. Hugo's Talent, woraus wir durch diese neue Dichtgattung, in der er sich auszeichnete, geführt werden, ist nicht minder bewunderungswerth, als seine Fruchtbarkeit und Leichtigkeit. Als Lyriker, als Romantiker, als Dramatiker, als Uebersetzer, als Kritiker und Polemiker hat er fast gleiches Aufsehen gemacht. Seine Oden, Balladen, Hymnen gelten in Frankreich als das Vorzüglichste. Als Kritiker hat er in der Zeitschrift »Conservateur litéraire« vortreffliche Artikel über *Walter Scott, Byron, Moore* geliefert, auch politische und kritische Ansichten ausgesprochen, welche unter den Rubriken: *Literatur und Philosophie* in unserer Sammlung ihren Platz finden. Er war es auch, der das poetische Genie *Lamartine's*, mit welchem er hernach ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte, zuerst in einer begeisterten, den Zustand der damaligen französischen Lyrik *satyrisirenden* Kritik begrüßt hat.

Der berühmte *Chateaubriand* nannte ihn ein *»erhabenes Kind«* (enfant sublime), und auch dieser große Schriftsteller würdigte ihn eines näheren

Umganges.

Victor Hugo, einmal ganz in die schriftstellerische Carrière eingetreten, zu Paris in sparsamer Zurückgezogenheit von dem Lohne seines Fleißes lebend, arbeitete angestrengtest, um bald seiner Geliebten eine sorgenfreie Existenz an seiner Hand anbieten zu können. Sein Stolz verhinderte ihn, die Unterstützung seines Vaters anzunehmen. Dagegen wollte sein gutes Glück, daß Ludwig XVIII. einen schönen Charakterzug des Dichters großmüthig belohnte, statt die Ungesetzlichkeit desselben zu bestrafen. Einer seiner Jugendfreunde war in die Militär-Conspiration von Saumur verwickelt. *Delon*, so hieß er, wurde gerichtlich verfolgt, und Hugo bot dem Flüchtigen, in einem Briefe an dessen Mutter, sein Zimmer an. Der König bekam durch die Polizei diesen Brief in die Hände, und ertheilte ihm die erste aufgehende Pension. Nun stand dem Glücke des Liebenden nichts mehr im Wege; er vermählte sich im Jahre 1822.

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich, daß Hugo aus *poetischem Interesse* den Ideen der Restauration angehörte, weßhalb seine Muse mit dem oppositionellen Streben der öffentlichen Meinung in direktem Widerspruch stand. Auch das Genie zieht im Kampfe mit dem Zeitgeist, sobald dieser eine gesunde Richtung verfolgt, den Kürzern. Deshalb hatte Hugo bisher zwar mit seinen Produktionen Aufsehen gemacht, aber es zu keinem entschiedenen Beifall bringen können, da er sich zwei mächtige Gegner zumal zuzog: *die politische Meinung der großen Mehrzahl in Frankreich*, und *die Verfechter der alten sogenannten klassischen Schule in der schönen Literatur*. Sei es nun, daß Hugo einsah, er müsse, um den Schutz des Publikums gegen seine belletristischen Gegner zu gewinnen, in der Politik sich einigermaßen mit demselben conformiren, oder daß er, wie auch sein Freund Chateaubriand, den großen Unfug der veralteten Aristokratie und des verderbten Pfaffenthums, die dem Absolutismus zustrebten, mit richtigem Urtheil erkannte: – genug, er ließ die politische Fehde ruhen, veröffentlichte ein Gedicht auf Napoleon und eine Ode: »à la Colonne« (auf die Vendôme-Säule), welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. So gerüstet trat er auch als Dramatiker in die Schranken mit dem größtentheils verfehlten und veralteten *Klassicismus*, – ein Wettstreit, der großes Aussehen erregte und lange die Aufmerksamkeit des Publikums zwischen sich und der Politik getheilt hielt. Sein Drama:

Cromwell, obwohl es an ergreifenden Situationen, originellen Charakteren und vortrefflichen Stellen keineswegs Mangel leidet, ist schon wegen seiner Ausdehnung und Ueberfüllung mit Personen für die Bühne nicht geeignet: dagegen ist *Marion Delorme*, deren Aufführung die ministerielle Theater-Censur von 1829 untersagte, von so hochtragischer Erfindung, und, bei der Gewagtheit des Sujets, so geistreich durchgeführt, daß wir ihr den Preis unter den Tragödien des Dichters zuerkennen möchten.

Die Aufführung des *Hernani* veranlaßte einen wahren Parteienkampf im Théatre français (1830); und doch ist *Hernani* mit der hervorstechenden Person Kaiser Carls V., trotz der sinnreichen Aufführung des psychologischen Streits zwischen Ehre, Haß, Liebe und Rache kühler, als die meisten andern Dramen Hugo's.

Die Erhebung der französischen Nation in den Julitagen begeisterte auch unsern Dichter; er sang eine Ode zur Verherrlichung derselben. Aber auch ihn degoutirte das daraus hervorgehende *juste-milieu*, besonders als man wegen angeblich anstößiger Stellen gegen den König *Louis Philipp* die Aufführung seines neuen Drama's: *Le roi s'amuse* verbot. In dem Prozeß darüber sprach er sich drohend gegen das Ministerium aus. Dessen ungeachtet gestalteten sich die Verhältnisse des Dichters, dessen Ruhm und Popularität mit jedem neuen Band Gedichte, mit jedem neuen Schauspiel (Marie Tudor, Marion Delorme, die Burggrafen, Hernani u.s.w.), mit jedem neuen Band Prosa stiegen und durch den Roman *Notre-Dame* ihren Gipfelpunkt erreichten, zur Julimonarchie auf's Freundlichste, und als Frucht dieses guten Einvernehmens verdient folgendes, in's Jahr 1839 fallende Factum besonders hervorgehoben zu werden, das dem Dichter und dem Könige gleich sehr zur Ehre gereicht.

Als der trotzige Rebell Barbès zum Schaffot verurtheilt war, kam seine Schwester zu dem Dichter und flehte, er möchte den König zur Begnadigung ihres Bruders veranlassen. Ein erster Schritt war ohne Erfolg geblieben. Der Hof trauerte damals um die sanftherzige Marie von Württemberg, und der Graf von Paris war kaum erst auf die Welt gekommen. V. Hugo ging am 12. Juli um Mitternacht noch einmal zum Könige. Se. Majestät war nicht mehr sichtbar. Da schrieb er folgende Strophe, die er auf einem Tische liegen ließ:

Bei jenem taubengleich von Dir entflog'nen Engel,
Bei diesem Königskind, dem zarten Blumenstengel,
Beim Grab und bei der Wieg' steh ich noch einmal heut:
Gib Gnade, Herr, und üb', Gott gleich, Barmherzigkeit.

Bei seinem Erwachen las Ludwig Philipp die vier Zeilen, und Barbès war gerettet.

Im Juni 1841 kam V. Hugo in die Akademie, und zwei Jahre später wurde er zur Pairswürde erhoben.

Als L. Philipp im Februar 1848 relicta non bene parmula davonlief, schloß V. Hugo sich der Republik an und vertheidigte sie als Abgeordneter mit großer Entschiedenheit in Reden, welche die glänzendste oratorische Befähigung beurkundeten. Gegen den Staatsstreich focht er sogar nebst seinen Söhnen auf den Barrikaden und schrieb hernach das von der maßlosesten Parteileidenschaft eingegebene Pamphlet: *Napoléon le petit*. Seitdem lebte er als Flüchtling theils in Belgien, theils in London, und bewohnt nun schon mehrere Jahre die Insel Jersey, von wo er 1856 einen neuen Band Gedichte herausgab, der in Frankreich verschlungen wurde. Gegenwärtig soll er mit Vollendung eines sechsbändigen Romans beschäftigt sein, welcher den Titel führt: *Das Elend*. Wir werden nicht ermangeln, ihn gleich nach seinem Erscheinen unserer neuen Sammlung einzuverleiben.

Was die äußeren Verhältnisse des Dichters betrifft, so ist er, abgesehen von dem untröstlichen Schmerz um das verlorene Vaterland, keineswegs zu beklagen. Er erfreut sich des angenehmsten Familienlebens und dabei eines ansehnlichen Wohlstandes, wie ihn Frankreich seinen ausgezeichneten Schriftststellern selten vorenthält.

Stuttgart, im August 1858.

I.

Der große Saal

Heute vor dreihundert acht und vierzig Jahren, sechs Monaten und neunzehn Tagen wurden die Pariser durch das Läuten aller Glocken geweckt, die in dem dreifachen Umkreise der alten Lutetia, der Universität und der neuen Stadt einen gewaltigen Bimbam machten.

Dieser sechste Januar des Jahres vierzehnhundert zwei und achtzig war gleichwohl kein Tag, der in der Geschichte roth angezeichnet ist. Es war nichts Besonderes in dem Ereigniß, das auf solche Weise die Glocken und die Spießbürger von Paris vom frühen Morgen an in Bewegung setzte. Kein Fechtspiel zwischen Burgundern und Picarden, keine Prozession des Allerheiligsten, keine Studentenrevolte im Weingarten von Laas, kein feierlicher Einzug unseres gnädigsten Herrn, des Königs, ja nicht einmal eine schöne Hängerei von Räubern und Räuberinnen, zur Befriedigung des Rechts und der Gerechtigkeit und zum abscheulichen Exempel für die gaffende Menge. Es hatte auch nicht, wie sonst im fünfzehnten Jahrhundert häufig geschah, eine glänzende Gesandtschaft mit wehenden Helmfedern und flatternden Fähnlein ihren Einzug gehalten, denn erst vor zwei Tagen hatte die letzte Cavalcade dieser Art, die flämischen Botschafter, welche die Heirath zwischen dem Dauphin und Margarethen von Flandern abschließen sollten, ihren Einzug in die Hauptstadt gehalten, zum großen Verdruß des Kardinals von Bourbon, der, dem Könige zu gefallen, diesen ganzen Troß bäuerischer Bürgermeister aus Flandern in seinem prächtigen Palaste bewirthen mußte.

An diesem sechsten Januar, der, wie Jehan von Troyes sagt, Alles was Leben hatte auf die Beine brachte, war die doppelte Feierlichkeit, die seit unfürdenklichen Zeiten auf einen Tag fällt: das Fest der Könige und der Narren. Da war jedesmal Freudenfeuer auf dem Grèveplatz, Maienfest in der Kapelle von Braque und Mysterium im Justizpalast. Am Abend zuvor schon war das Fest auf Straßen und Plätzen durch die Leute des Herrn Prevot, die in veilchenblauen Sammtkleidern stolzirten und große weiße Kreuze auf der Brust trugen, austrompetet worden.

Die ganze Stadt, Männer und Weiber, lief demnach vom frühen Morgen an einem der obenbezeichneten drei Plätze zu: Der dem Feuerwerk, Dieser dem Maienfest und Jener dem Mysterium; man muß es dem alten gesunden Verstand der Pariser Spießbürger zum Ruhme nachsagen, daß der bei

weitem größte Theil dem Feuerwerk oder dem Mysterium im großen Saale des Justizpalastes zuströmte, während die Bänder an dem armen Maienbaum auf dem Kirchhofe der Kapelle von Braque fast einsam und verlassen flatterten. Hauptsächlich fluthete die Menge dem Justizpalaste zu, weil man wußte, daß die flämischen Gesandten der Darstellung des heiligen Mysteriums und der Erwählung des Narrenpabstes, die im gleichen Saale stattfand, anwohnen wollten.

Es war aber nicht so leicht, an jenem Tage in diesen großen Saal zu gelangen, den man damals für den größten hielt, der auf dem ganzen Erdball unter Dach und Fach stand. Der von Menschen wimmelnde Platz vor dem Justizpalast bot den Zuschauern aus den Fenstern den Anblick eines Meeres dar, in

welches fünf bis sechs Straßen, gleich Flußmündungen, jeden Augenblick ihre lebendigen Wellen ergossen. Das Geschrei, das Lachen, und das Stampfen dieser tausend Füße machten ein großes Geräusch und Gelärm. Von Zeit zu Zeit verdoppelte sich dieses Rauschen und Lärmen, und der Strom, der die ganze Masse gegen den großen Thorweg des Palastes fortriß dämmte sich und gerieth in Wirbel. Es bedurfte dabei bloß des Kolbenstoßes eines Bogenschützen von der Leibwache, oder eines Stadtsergenten, der sein Pferd tummelte, um die Ordnung herzustellen.

Unter den Thüren, an den Fenstern, an den Dachladen, auf den Dächern selbst wimmelten Tausende jener ehrbaren, so gutmüthigen und so ruhigen Bürgergesichter; sie blickten auf den Palast, sie blickten auf die strömende Menge und waren zufrieden, denn solche Leute sind schon zufrieden, wenn sie nur viele andere Leute sehen, und ihre Neugierde ist gereizt, wenn sie nur wissen, daß hinter irgend einer Mauer irgend etwas vorgeht, was sie weder sehen noch hören.

Wenn wir, wie wir jetzt im Jahre 1830 sind, uns in Gedanken unter jene Pariser des fünfzehnten Jahrhunderts mischen und mit ihnen, gedrückt und gestoßen, in jenen unermeßlichen Saal, der am sechsten Januar vierzehnhundertzweiundachtzig dennoch zu klein war, einziehen könnten, so würden wir ein Schauspiel genießen, das uns gewiß Freude machte, und lauter so alte Dinge sehen, daß sie uns nagelneu erschienen. Wenn der geneigte Leser nichts dagegen hat, wollen wir versuchen, ihm den Eindruck

darzustellen, den er empfunden haben würde, wenn er mit uns über die Schwelle jenes großen Saales geschritten wäre, in dem Gedränge der Spießbürger und der Polizeischergen jener Zeit. Man tritt ein, die Ohren gellen und die Augen werden geblendet. Ueber unsern Häuptern ein doppeltes Bogengewölbe, mit hölzerner Bildnerei eingefaßt, himmelblau gemalt mit gold'nen Lilien: unter unsern Füßen abwechselnde Platten von weißem und schwarzem Marmor; einige Schritte von uns ein ungeheurer Pfeiler, dann wieder einer, dann noch einer, im Ganzen sieben Pfeiler in der Länge des Saals, die in der Mitte seiner Breite das doppelte Gewölbe halten. Rund um die vier ersten Pfeiler Krämerbuden voll glänzenden Geschirrs, um die drei letzten Bänke von Eichenholz, abgenützt und abgeglättet durch die ledernen Hosen der Klagenden und die Mäntel der Richter. Rings um den Saal, an der hohen Mauer hin, zwischen den Thüren, zwischen den Fenstern, zwischen den Pfeilern, die unübersehliche Reihe der Bildsäulen aller Könige von Frankreich seit Pharamund; die schläfrigen Könige mit herabhängenden Armen und stieren Augen, die tapfern und kriegslustigen Herren mit trotzigem Haupt und hoch erhobener Hand. Hierauf unter den langen Fensterbogen tausendfarbige Gläser, an den weiten Ausgängen des Saals reiche Thüren mit feiner Bildnerarbeit, und Alles, Bogen, Pfeiler, Mauern, Thüren, Bildsäulen, von oben bis unten in Himmelblau und Gold glänzend. Hiezu denke man sich den unermeßlichen oblongen Saal, von dem bleichen Lichte eines Wintertages erhellt, angefüllt von der rauschenden Menge, die sich an den Mauern entlang und rund um die sieben Pfeiler drängt, und man wird sich eine, wenn auch nicht klare Idee von dem ganzen Gemälde machen können, dessen seltsame Einzelnheiten wir jetzt vor unsern Lesern aufzurollen gedenken.

An den beiden Enden dieses gigantischen Vierecks sah man an dem einen die berühmte Marmortafel aus einem Stück, das so lang, breit und dick war, daß man, wie alte Schriften berichten, noch kein ähnliches auf der ganzen weiten Welt gesehen hatte; an dem andern die Kapelle, in welcher Ludwig XI., vor der heiligen Jungfrau auf den Knieen liegend, in Stein gehauen war. Diese Kapelle, damals noch neu und kaum seit sechs Jahren erbaut, war ganz im Geschmacke jener seinen Baukunst, jener wunderbaren Bildnerei, jener feinen und profunden Meißelarbeit errichtet, welche das Ende der gothischen Aera bezeichnet und in märchenhaften Phantasien bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fortgelebt hat.

Mitten im Saale, der großen Eingangsthüre gegenüber, war eine mit Goldstoff bekleidete Estrade für die flandrischen Gesandten und die andern vornehmen Personen errichtet, die man zur Darstellung des Mysteriums eingeladen hatte. Nach altem Brauche sollte das Mysterium auf der großen Marmorplatte aufgeführt werden. Man hatte zu diesem Ende ein leichtes hölzernes Gerüste auf derselben aufgeschlagen, das zum Theater dienen sollte, und dessen Inneres, mit Tapeten behängt, den handelnden Personen des Stücks zum Ankleidezimmer diente. Eine von Außen angelegte Leiter wurde als Verbindungsmittel zwischen der Bühne und dem Ankleidezimmer gebraucht, und auf ihr stiegen die Schauspieler, die auftraten oder abgingen, auf und ab. So war es in der Kindheit der Schauspielkunst und der Maschinerie beschaffen.

An den vier Ecken der Marmorplatte standen, aufrecht und steif, vier Trabanten des Hausmeisters des Justizpalastes, bei Festen wie bei Hinrichtungen verpflichtete Hüter des Volks.

So bald der zwölfte Schlag der großen Palastuhr Mittag anzeigte, sollte das Stück beginnen; das war allerdings für eine theatralische Darstellung sehr spät, aber man mußte sich nach der Bequemlichkeit der flandrischen Gesandten schicken. Die schaulustige Menge wartete bereits seit dem frühesten Morgen. Tausende standen schon mit Tagesanbruch vor der großen Treppe des Justizpalastes; Einige hatten sogar die Nacht unter dem großen Thore zugebracht, um sich des Eintritts zu versichern, sobald es geöffnet würde. Mit jeder Minute wuchs der Haufen an und ergoß sich gleich einem Strome, der über sein Ufer tritt, an Mauern, Pfeiler, Fenstergesimse, und wo irgend ein leerer Fleck war, der einen Menschen fassen konnte. Unbehaglichkeit, Ungeduld, Langeweile, die Freiheit eines Tages cynischer Ungebundenheit, die Händel, die sich in Folge des Stoßens und Tretens erhoben, die Abspannung des langen Wartens, gaben schon lange vor der Ankunft der Gesandten dem Treiben dieses eingeschlossenen, gepreßten, halb erstickten Volkes einen Ausdruck bittern Verdrusses. Man hörte nichts als Klagen und Verwünschungen gegen die Flamänder, den Handlungsvorsteher, den Kardinal Bourbon, den Hausmeister des Palastes, Margarethe von Oesterreich, die Stadtsergenten, die Kälte, die Hitze, das schlechte Wetter, den Bischof von Paris, den Narrenpabst, die Pfeiler, die Bildsäulen, diese geschlossene Thüre und jenes offene Fenster: Alles zum

großen Ergötzen der zahlreichen Studenten und Lakaien, die unter der Masse zerstreut waren und zu ihrer Belustigung überall das Feuer der üblen Laune schürten.

Eine Bande dieser muntern Gesellen hatte die Scheiben eines Fensterflügels eingeschlagen, und war auf das Gesimse gestiegen, von wo sie abwechselnd nach innen und außen, mit dem Volkshaufen im Saal und dem auf der Straße, schäkerte und Possen trieb. Aus den Fratzengesichtern, welche sie gegen Diesen und Jenen schnitten, aus ihrem schallenden Gelächter, aus den scherzhaften Zurufen, welche sie von einem Ende des Saales zum andern an ihre Spießgesellen ergehen ließen, war leicht abzunehmen, daß sie die allgemeine Abspannung und Langeweile nicht theilten, und einstweilen, bis das Schauspiel anfing, ein Stück auf eigene Faust zu spielen wußten.

»Bei meiner armen Seele, Du bist's, Johannes Frollo de Molendino!« rief einer derselben einem dieser kleinen Teufelsjungen, blondhaarig und mit einem hübschen Spitzbubengesichte, zu, der sich in das Schnitzwerk einer Säule eingenistet hatte, »und man nennt Dich wohl mit Recht *Mühlenhans*, denn so wie Du dahängst, sehen Deine Arme und Füße wie Windmühlenflügel aus. Seit wann hängst Du denn so in der Luft zwischen Himmel und Erde?«

»Bei der ewigen Barmherzigkeit des Teufels,« erwiderte Johannes Frollo, »es sind schon mehr als vier lange Stunden, und wenn mir die nicht für die Zeit meines Fegfeuers angerechnet werden, so ist kein Gott mehr im Himmel. Schon diesen Morgen um die siebente Stunde hörte ich die acht Chorsänger des Königs beider Sicilien den ersten Vers des Hochamtes in der heiligen Kapelle anstimmen.«

»Saubere Sänger, die!« versetzte der Andere, »ihre Stimme ist noch spitziger, als ihre Kappen. Ehe der König eine Messe für den heiligen Johann stiftete, hätte er sich zuvor erkundigen sollen, ob der heilige Johann lateinische Psalmen im Dialekt der Provence liebt.«

»Das hat er bloß gethan, um diese vermaledeiten Chorsänger des Königs von Sicilien anzustellen!« rief ein altes Weib, das mitten unter der Menge unten am Fenster stand, geifernd aus. »Seht doch, tausend gute Pariser

Livres für eine Messe! und dazu noch auf den Pacht des Pariser Fischmarkts angewiesen!«

»Ruhig, alte Vettel!« fuhr sie ein dicker und ansehnlicher Mann an, während er sich die Nase zuhielt, um anzudeuten, daß es in der Nähe eines Fischweibes übel rieche. »Mußte man nicht eine heilige Messe stiften, oder willst Du, daß der König auf's Neue krank werde?«

»Wohl gesprochen, Meister Gilles Lecornu, königlicher Hofkürschner!« rief ihm der kleine Student zu, der am Pfeiler hing.

Der übelklingende Name des armen königlichen Hofkürschners wurde mit schallendem Gelächter aus dem Munde sämmtlicher Studenten begrüßt.

»Lecornu! Gilles Lecornu!« schrieen die Einen.

»*Cornutus et hirsutus,*« fiel ein Anderer ein.

»Freilich, er ist es in eigener Person!« fuhr der Teufelsjunge von seinem Pfeiler herab fort, »Und was habt Ihr denn zu lachen? Es ist der sehr ehrenwerthe Meister Gilles Lecornu, Bruder des Meisters Johann Lecornu, Haushofmeisters des Königs, Sohn des Meisters Mahiet Lecornu, ersten Thürstehers im Park von Vincennes, lauter ehrbare Spießbürger von Paris, sämmtlich geheirathet von Vater auf Sohn!«

Diese Apostrophe steigerte die allgemeine lustige Laune auf den höchsten Grad. Der arme Hofkürschner wagte den Mund nicht aufzuthun, sondern suchte sich den von allen Seiten auf ihn gerichteten Blicken zu entziehen; er schnaubte wie ein harpunierter Wallfisch, und schwitzte wie ein gehetzter Hase. Vergebens, je mehr er sich Mühe gab, sich durchzudrängen, um so fester speitelte sich seine breite Figur zwischen den Schultern seiner Nachbarn ein. Sein Gesicht war dunkelroth vor Zorn und Verdruß.

Endlich kam ihm einer seiner Nachbarn, dick, stämmig und ehrenfest, wie er selbst, mit christlichem Beistand zu Hülfe.

»Gräulich und abscheulich!« rief er aus, »Studenten, Schulbuben führen eine solche Sprache gegen einen Pariser Bürger! Zu meiner Zeit hätte man

sie dafür mit Ruthen gestrichen und auf einem Holzstoß verbrannt.«

Diese Worte brachten die ganze Studentenbande in Aufruhr.

»Holla! Heda! Wer ist's, der dieses Lied singt? Wer ist die unglückverkündende Nachteule?«

»Es ist der Meister Andry Musnier, ich kenne ihn wohl,« rief einer der Studenten.

»Richtig, einer der vier geschwornen Buchhändler der Universität!« fiel ein Anderer ein.

»Alles ist vierfach in diesem Kram,« fügte ein Dritter hinzu: »Die vier Nationen, die vier Fakultäten, die vier Feste, die vier Prokuratoren, die vier Wähler, die vier Buchhändler!«

»Nun wohl denn,« schrie Johannes Frollo, »so muß man ihm auch den Teufel vierfach im Glase zeigen!«

»Musnier, wir verbrennen Deine Bücher!«

»Musnier, wir schlagen Deinem Ladenburschen den Buckel voll!«

»Musnier, wir zerren Dein Schätzchen herum!«

»Die gute dicke Jungfer Oudarde, die so frisch und munter ist, wie wenn sie Wittwe wäre!«

»Hol' euch Alle der Teufel!« brummte Meister Andry Musnier in den Bart.

»Meister Andry,« rief ihm der Teufelsjunge vom Pfeiler herab warnend zu, »wenn Du nicht schweigst, so lasse ich mich auf Deinen Strohkopf herabfallen!«

Bei diesen Worten erhob Meister Andry die Augen zum Pfeiler, schien einen Augenblick dessen Höhe und das Gewicht des kleinen Spitzbuben zu

messen, multiplicirte in Gedanken dieses Gewicht durch die Geschwindigkeit des Falles vermehrt, und schwieg weislich.

Johannes Frollo, auf solche Weise Meister des Feldes, fuhr triumphirend fort: »Das thue ich Dir, so wahr ich der Bruder eines Archidiakonus bin! Das sind saubere Leute, unsere Herren von der Universität, daß sie nicht einmal an einem Tage, wie der heutige ist, unseren Privilegien den nöthigen Respekt verschaffen! Sind nicht Maienfest und Feuerwerk in der Neustadt? heiliges Mysterium, Narrenpabst und flämische Gesandte in der Altstadt? Und in der Universität nichts!«

»Und doch wäre der Platz Maubert groß genug dazu!« fiel einer der Studenten ein, der auf dem Fenstergesimse saß.

»Fort mit dem Rektor, den Wählern und den Prokuratoren!« schrie Johannes Frollo.

»Man muß diesen Abend auf dem Champ-Gaillard mit den Büchern des Meisters Andry ein Freudenfeuer machen!«

»Da kann man gleich die Pulte der Schreiber mit verbrennen!« sagte sein Nachbar.

»Und die Stöcke der Pedellen!«

»Und die Spucknäpfe der Professoren!«

»Und die Schenktische der Prokuratoren!«

»Und die Mehlkästen der Wähler!«

»Und den Fußschemel des Rektors!«

»Fort,« rief auf's Neue Johannes Frollo, »fort mit dem Meister Andry, fort mit den Pedellen und Schreibern, fort mit den Theologen, den Medicinern und Juristen, fort mit den Prokuratoren, den Wählern und dem Rektor!«

»Gott stehe uns bei, der jüngste Tag bricht an!« murmelte Meister Andry für sich, und bedeckte mit beiden Händen die Ohren.

»Vom Rektor redet Ihr, da geht er eben über den Platz!« rief einer der Studenten.

Alle Blicke wendeten sich nach dieser Gegend.

»Richtig kurirt, das ist unser in Gott ehrwürdiger Rektor, Meister Thibaut,« sagte Johannes Frollo, der Mühlenhans, »ich kann ihn zwar nicht sehen, aber ich rieche ihn schon von Weitem.«

»Ja, ja,« antworteten mit *einer* Stimme die Anderen, »er ist es selbst, unser sehr ehrwürdiger Rektor, Meister Thibaut.«

Es waren wirklich der Rektor und sämmtliche Lehrer und Diener der Universität, welche in diesem Augenblicke in Prozession über den Platz des Justizpalastes zogen, um die flämische Gesandtschaft feierlich zu empfangen. Die Studenten, die sich am Fenster drängten, empfingen sie beim Vorüberziehen mit Spottreden und ironischen Beifallsbezeugungen. Der Rektor, der an der Spitze des Zuges einherkam, empfing die erste, sehr gewichtige Ladung derselben.

»Guten Morgen, Herr Rektor! Holla! Heda! Guten Morgen, Herr Rektor!«

»Ist er auch schon da, der alte Spieler? Wo hat er denn seine Würfel gelassen!«

»Wie er auf seinem Maulthier einhertrampelt! Seine Ohren sind länger, als die seines Maulesels!«

»Holla! Heda! Guten Morgen, Herr Rektor Thibaut! *Tybalde Aleator*! Alter Strohkopf! Alter Spieler!«

»Gott erhalte Dich gesund! Hast Du in dieser Nacht schon oft zweimal sechs geworfen?«

»Oh! welche schlotternde Gestalt, wie die Spielwuth seine Züge verzerrt hat!«

»Wohin denn, alter Thibaut, *Tybalde ad Dados*, kehrst Du der Universität den Rücken und zottelst der Stadt zu?«

»Ohne Zweifel,« rief der Mühlenhans dazwischen, »sucht er eine Wohnung in der Straße Thibautodé, (*Thibaut aux dés*).«

Diese Anspielung auf die Spielwuth des Rektors wurde mit donnerndem Beifall und schallendem Händeklatschen aufgenommen und von der ganzen lustigen Bande wiederholt:

»Er sucht eine Wohuung in der Straße Thibautodé, der alte Meister Thibaut, der dem Teufel die Karten mischt!«

Hierauf kam die Reihe an die übrigen Lehrer und Diener der Universität.

»Fort mit den Pedellen! Fort mit den Stabträgern!«

»Sage mir doch, Robin Poussepain, wer ist denn dieser da?«

»Das ist Gilbert de Suilly, Gilbertus de Soliaco, der Kanzler des Collegiums von Autun.«

»Hier hast Du meinen Schuh, wirf ihm denselben in sein Fratzengesicht; Du kannst besser beikommen als ich.«

»*Saturnalitias mittimus ecce nuces.*«

»Fort mit den sechs Theologen in ihren weißen Chorhemden!«

»Sind das Theologen! Ich hielt sie für sechs weiße Gänse, die das Kloster der heiligen Genovefa der Stadt Paris für das Lehen von Rogny spendet,«

»Fort mit den Medicinern!«

»Fort mit den Hauptdisputationen und allen Schulfuchsereien!«

»Gib mir meine Mütze, Kanzler von St. Genovefa, Du hast eine Ungerechtigkeit gegen mich begangen! Ihr möget es glauben oder nicht, er hat meine Stelle in der Nation der Normandie dem kleinen Ascanio Falzaspada aus Bourges verliehen, weil er ein Italiener ist.«

»Das ist eine Ungerechtigkeit,« schrieen alle Studenten mit einer Stimme. »Fort mit dem Kanzler von St. Genovefa!«

»Heda! Meister Joachim de Ladehors! Heda! Louis Dahuille! Heda! Lambert Hoctement!«

»Hole der Teufel den Prokurator der deutschen Nation!«

»Und die Kaplane der heiligen Kapelle, mit ihren grauen Pelzmänteln dazu! *cum tunicis grisis!*«

»*Seu de pellibus grisis furratis!*«

»Holla! Heda! Die Meister der freien Künste! Alle schwarzen und rothen Mützen!«

»Er führt einen schönen Schweif hinter sich, Meister Thibautodé, der Rektor!«

»Man sollte ihn für den Dogen von Venedig halten, der auszieht, sich mit dem Meer zu vermählen.«

»Da kommen die Pfaffen der heiligen Genovefa! Zum Teufel mit ihnen und dem ganzen Pfaffenthum!«

»Abbé Claude Choart! Doktor Claude Choart! Suchst Du Deine Marie Giffarde?«

»Suche sie in der Straße Glatigny.«

»Sie macht eben das Bett des Königs der Hurenjäger.«

»Sie bezahlt eben ihre vier Pfennige, *quatuor denarios*.«

»*Aut unum bombum*.«

»Seht da«, ihr lieben Leute, den Meister Simon Sanguin, Wähler der Picardie, der seine Frau hinter sich auf dem Maulesel sitzen hat!«

»Post equitem sedet atra cura.«

»Frisch auf, Meister Simon!«

»Guten Morgen, Herr Wähler!«

»Gute Nacht, Frau Wählerin!«

Inzwischen hatte der geschworene Buchhändler der Universität, Meister Andry Musnier, sich zum Ohre des Hofkürschners, Meisters Gilles Lecornu, geneigt: »Ich sage Euch, lieber Herr, der jüngste Tag ist nahe. Wann hat man je solchen Uebermuth von Studenten gesehen? Das Alles dankt man diesen verfluchten Erfindungen des Jahrhunderts: dem Pulver, dem Blei, den Kanonen, den Feldschlangen, den Mörsern, vor Allem aber der Buchdruckerkunst, dieser weiteren Pest aus Deutschland. Es fliegt mit Manuskripten und Büchern, der Buchhandel geht durch die Buchdruckerkunst zu Grunde, ich sage Euch, das Ende der Welt ist nahe.«

»Freilich, freilich« versetzte der Hofkürschner, »ich merke es wohl, denn Sammt und Seide sind jetzt weit mehr gesucht, als die Pelzwaaren,«

In diesem Augenblicke schlug es zwölf Uhr.

»Ah, ah, ah!« rief die ganze Menge aus einem Munde.

Jetzt schwiegen die Studenten. Hierauf großes Geräusch mit den Füßen, Bewegung der Hände und Häupter, Husten und Wehen mit den Sacktüchern; alle machten sich fertig, die Dinge zu schauen, die da kommen sollten. Tiefe Stille, alle Anwesenden starren mit offenem Munde auf die Marmorplatte, auf der die Bühne aufgeschlagen ist. Nichts läßt sich blicken, als die vier Trabanten des Hausmeisters, die noch immer stets und unbeweglich dastehen wie Bildsäulen. Jetzt wenden sich die Blicke dem erhöhten Sitze zu, der für die flämischen Gesandten errichtet ist; aber die Thüre bleibt geschlossen und die Estrade leer. Seit frühem Morgen hatte diese ungeduldige Menge auf dreierlei gewartet: auf die Mittagsstunde, die flandrische Gesandtschaft und das heilige Mysterium. Jetzt, zu dieser Frist, war bloß die Mittagsstunde da.

Das war allzuviel für ein schaulustiges Publikum. Man wartet eine, zwei, drei, fünf Minuten, eine Viertelstunde, nichts zeigt sich. Die Estrade steht verlassen, das Theater bleibt stumm. Auf Ungeduld folgt jetzt Zorn. Erst leise, dann lauter, laufen trotzige Reden von Mund zu Mund. »Das Mysterium! das Mysterium!« murmelt man halblaut. Die Köpfe erhitzen sich, der Sturm ist dem Ausbruche nahe. Jetzt wirft der Mühlenhans den ersten Funken in den Zündstoff.

»Das Mysterium, und zum Teufel mit den Flamändern!« ruft er aus voller Brust über den Haufen hin.

Tausend Hände klatschen ihm Beifall, und tausend Zungen wiederholen donnernd: »das Mysterium und zu allen Teufeln mit den Flamändern!«

»Das Mysterium, und zwar auf der Stelle,« wiederholte der Student, »oder wir führen selbst ein christliches Schauspiel auf, und hängen den Hausmeister des Palastes an seine eigenen Pfosten.

»Wohl gesprochen,« schrie die Menge tobend, »und laßt uns gleich das Geschäft mit seinen Trabanten beginnen!«

Dieser Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen.

Die vier armen Teufel, auf solche Weise bedroht, wurden todesblaß und warfen sich ängstliche Blicke zu. Bereits drängte sich die Menge dem aufgeschlagenen Gerüste zu, das unter dem allgemeinen Andrang krachte und zu brechen drohte.

Der Augenblick war kritisch. »An den Strick! An den Strick!« rief man von allen Seiten.

In diesem Augenblicke hoben sich die Tapeten, die das Ankleidezimmer der Schauspieler bedeckten, und eine Person trat heraus, deren bloßer Anblick dem Andrang der Menge Einhalt that und, wie mit einem Zauberschlag, ihren Zorn in Neugierde verwandelte.

»Stille! Stille!«

Jene Person trat nicht sehr gefaßt und an allen Gliedern zitternd bis an den Rand der Marmorplatte vor, unter hundert Verbeugungen, die sich, nach Maßgabe ihres Vorschreitens, mehr und mehr in förmliche Kniebeugungen verwandelten.

Inzwischen hatte sich die Ruhe so ziemlich wieder hergestellt, und man vernahm nur noch jenes leichte Murmeln, das selbst bei dem Stillschweigen einer großen Menschenmasse immer hörbar ist.

»Meine Herren Bürger und meine Damen Bürgerinnen,« sprach das Individuum, »wir werden die Ehre haben, vor Sr. Eminenz, dem Herrn Kardinal, aufzuführen und darzustellen ein sehr schönes moralisches Schauspiel, das den Namen führt: *Das gute Urtheil der heiligen Jungfrau Maria*. Ich spiele den Jupiter. Se. Eminenz befindet sich in diesem Augenblicke bei der Gesandtschaft des verehrtesten Herrn Herzogs von Oesterreich, welche eben jetzt an dem Thore Baudets von dem Herrn Rektor der Universität mit einer Anrede empfangen wird. Sobald Se. Eminenz der Herr Kardinal anlangt, werden wir das Stück beginnen.«

Es war allerdings nichts Geringeres als die Vermittlung des Donnergottes in eigener Person erforderlich, um die vier armen Trabanten des Hausmeisters zu retten. Wenn wir so glücklich gewesen wären, diese wahrhaftige Geschichte selbst zu erfinden, und mithin vor unserer Dame Kritik dafür verantwortlich zu sein, so könnte man in diesem Augenblicke gegen uns die klassische Vorschrift anwenden: *Nec Deus intersit*. Im Uebrigen war das Kostüm unseres Herrn Jupiters sehr schön und hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Menge zu beruhigen, indem es ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Donnergott trug ein mit goldenen Nägeln beschlagenes Panzerhemd, auf dem Haupte einen Helm mit silbernen und vergoldeten Knöpfen, und hätte er nicht einen ungeheuern Bart gehabt und etwas in seiner Hand getragen, das den Blitz vorstellen sollte, den er zu schleudern pflegt, so hätte man ihn für einen Bogenschützen der königlichen Leibwache halten können.

II.

Peter Gringoire

Was des Donnergottes glänzender Anzug bei der ungeduldigen Menge gut gemacht hatte, das verdarb seine ungeschickte Anrede wieder, und als er zu der unglücklichen Stelle kam: »Sobald Se. Eminenz der Herr Kardinal anlangt, werden wir das Stück beginnen,« verlor sich seine Stimme unter tausendfältigem Geschrei und Zischen,

»Gleich angefangen! Auf der Stelle! Das Mysterium! Sogleich das Mysterium!« schrie man von allen Seiten. Mitten unter dem allgemeinen Getöse vernahm man deutlich die helle, gellende Stimme des Mühlenhans: »Fort mit Jupiter und dem Kardinal Bourbon!«

»Sogleich das moralische Stück! Auf der Stelle! Den Strick für die Komödianten und den Kardinal!« schrie die Menge ungeduldig.

Der arme Donnergott, vor Entsetzen bleich, ließ den Blitz fallen, nahm demüthig seinen Helm ab, grüßte zitternd mit hundert Verbeugungen das Volk und stotterte: »Se. Eminenz ... die Gesandten ... Frau Margareth von Oesterreich ...« hier blieb er stecken, denn die Angst vor dem Strick schnürte ihm die Kehle zu. Fing er das Stück nicht an, so hängte ihn das Volk; fing er es an, so ließ ihn der Kardinal hängen: von beiden Seiten drohte ihm der Strick.

In diesem kritischen Moment trat ein langer hagerer Mann, in einem abgetragenen schwarzen Rock, auf die Bühne zu und sprach: »Jupiter, mein lieber Jupiter!«

Dem Donnergott war vor Angst Hören und Sehen vergangen. Da schrie ihm der Andere unter die Nase: »Michel Giborne!«

»Wer ruft mich?« antwortete Jupiter wie aus einem Traume erwachend.

»Ich bin's,« erwiederte der Schwarzrock.

»Ah, ah, ah!« sagte Jupiter tief ausathmend.

»Fange sogleich an,« sprach der Schwarze weiter. »Thue den Willen des Volles, ich will den Hausmeister besänftigen, und dieser wird den Kardinal beschwichtigen,«

Diese Worte hauchten dem Vater der Götter und Menschen neues Leben ein, und er schrie mit einer jupiterähnlichen Donnerstimme: »Meine Herrn Bürger, das Stück wird sogleich beginnen.«

»Evoe, Jupiter! Plaudite, cives!« riefen die Studenten.

»Hurrah! Hurrah!« schrie das Volk.

Ein betäubendes Händeklatschen folgte, und der Saal ertönte noch von rauschendem Beifall, als Jupiter längst hinter der Tapete verschwunden war.

Inzwischen hatte sich die Person, die, gleich einem Zauderer, den Sturm so plötzlich in Sonnenschein verwandelt, bescheiden in den Schatten eines Pfeilers zurückgezogen und wäre vielleicht dort unbemerkt geblieben, wenn nicht zwei junge Damen das Zwiegespräch zwischen ihm und Jupiter mit angehört hätten.

»Meister,« rief eine derselben dem Manne zu, und gab ihm ein Zeichen, sich zu nähern.

»Was machst Du denn da, liebe Lienarde?« sagte ihre junge reizende Nachbarin zu ihr, »das ist kein Geistlicher, sondern ein Laie, und man sagt zu ihm nicht »*Meister,*« sondern »*Herr.*«

In Folge dessen rief ihm Lienarde zu: »*Herr*.«

Auf diesen Ruf näherte sich der Unbekannte der Balustrade mit den Worten: »Was steht Euch zu Dienst, meine Damen?«

»Oh!« erwiederte Lienarde verwirrt, »nichts, meine Nachbarin Gisquette wünscht Euch zu sprechen.«

»Nein,« unterbrach sie Gisquette erröthend, »Lienarde hat Euch zugerufen: Meister! und ich sagte ihr bloß, du mußt »›Herr‹« sagen.«

Die beiden jungen Mädchen schlugen die Augen nieder. Der Unbekannte betrachtete sie lächelnd und sagte: »Ihr habt mir also nichts zu sagen, meine Damen?«

»Ganz und gar nichts,« antwortete Gisquette.

»Im geringsten nichts,« sprach Lienarde.

Als hierauf der Unbekannte sich entfernen wollte, siegte die weibliche Neugierde und Gisquette rief ihm lebhaft nach: »Herr, Ihr kennt also den Soldaten, der in dem Mysterium die Rolle der heiligen Jungfrau spielen wird?«

»Ihr wollt sagen: die Rolle Jupiters?« versetzte der Anonymus.

»Freilich, freilich, wie einfältig! Ihr kennt also den Jupiter?« fiel Lienarde ein.

»Michel Giborne?« antwortete der Unbekannte, »ja, den kenne ich.«

»Er hat einen gewaltigen Bart!« sprach Lienarde.

»Ist es schön, was sie da sagen werden?« fragte schüchtern Gisquette.

»Sehr schön,« antwortete der Anonymus.

»Was ist es denn eigentlich?« fragte Lienarde.

»Das gute Urtheil der heiligen Jungfrau, ein moralisches Stück, mit Euerm Wohlnehmen,«

»Ah, so!« sagte Lienarde. Hieraus folgte eine kurze Pause, welche der Unbekannte mit den Worten unterbrach: »Es ist ein ganz neues moralisches Stück, das noch nie aufgeführt wurde.«

»Es ist also nicht das nämliche, das man vor zwei Jahren bei dem Einzug des Legaten gab, und worin drei schöne Mädchen auftraten, welche die Rolle...«

»Der Sirenen spielten,« ergänzte Lienarde.

»Und zwar splitternackt,« fügte der Unbekannte hinzu.

Lienarde schlug schamhaft die Augen nieder. Gisquette sah sie an und machte es ebenso.

Der Unbekannte fuhr lächelnd fort: »Das war lustig anzuschauen. Das heutige Schauspiel ist aber ein moralisches Stück, das man ausdrücklich für die Dame von Flandern gemacht hat.«

»Wird man auch Schäferliedchen singen?« fragte Gisquette.

»Nicht doch,« antwortete der Unbekannte, »das kommt in einem moralischen Stücke nicht vor. Man muß die Gattungen nicht verwechseln. Ja, wenn es eine Posse wäre, dann allerdings.«

»Das ist Schade,« versetzte Gisquette. »Damals kamen Wilde, Männer und Weiber vor, die lustige Stückchen sangen.«

»Das ist schön genug für einen Legaten,« sagte trocken der Unbekannte, »aber einer Prinzessin gehört etwas Anderes.«

»Und wie die Musik,« sagte Lienarde, »so schöne Melodien spielte!«

»Und der Brunnen, aus dem Wein, Milch und süßer Wein floß, wo Jedermann so viel trinken konnte, als ihm beliebte.«

»Und die stumme Passion auf dem Dreifaltigkeitsplatze,« fuhr Lienarde redselig fort.

»Der Heiland am Kreuz und die zwei Schächer daneben,« rief Gisquette aus.

Jetzt, nachdem die beiden Plaudertaschen einmal in Gang gekommen waren, floß der Strom ihrer Rede zumal und unaufhaltsam.

»Und am Malerthor andere Personen, sehr reich gekleidet.«

»Und am Brunnen der unschuldigen Kindlein der Jäger, der unter großem Gebell der Hunde und unter dem Schalle der Jagdhörner ein Reh verfolgte!«

»Und als der Legat vorüberzog, lief man Sturm und hieb allen Engländern die Köpfe ab.«

»Und ließ mehr als zweihundert Dutzend Vögel aller Art fliegen, das war sehr schön!«

»Heute wird es noch schöner!« fiel ihnen der Anonymus ungeduldig in die Rede.

»Noch schöner!« rief Gisquette verwundert aus!

»Allerdings,« antwortete der Unbekannte mit Selbstgefühl, »Ihr erblickt in mir, meine Damen, den Verfasser des Stücks.«

»Den Verfasser!« riefen die beiden jungen Mädchen.

»Ihn selbst!« antwortete mit wichtiger Miene der Dichter; »d. h. wir sind unser zwei: Jean Marchand, der das Theater aufgeschlagen, und ich, der das Schauspiel verfertigt hat. Ich heiße: Peter Gringoire.«

Inzwischen hatte die zuvor so tobende Menge geduldig die Eröffnung des Schauspiels erwartet, aber noch immer blieb das Theater leer. Da rief Johannes Frollo mit lauter Stimme: »Holla! Heda! Jupiter, heilige Jungfrau, Gaukler der Hölle! Wo bleibt ihr denn! Das Stück! das Stück! Fangt an, ins Teufels Namen!«

Augenblicklich ließ sich im Innern des Gerüstes Musik hören, der Vorhang hob sich; vier Personen stiegen die Leiter heran und stellten sich, nachdem sie mühsam auf die Bühne gelangt waren, in einer Reihe auf. Sie begrüßten mit demüthiger Verbeugung das gestrenge Publikum, die Symphonie schwieg, und nun nahm das heilige Mysterium seinen Anfang.

Hierauf wurde der Prolog gesprochen, den wir dem geneigten Leser schenken. Die Wahrheit zu sagen, wurde das damalige Publikum, wie das heutige noch, mehr von dem Costüm der Schauspieler, als von dem Text des Stückes angezogen. Unsere vier Personen trugen gleiche Röcke, halb gelb und halb weiß, und untereinander bloß durch die Gattung des Stoffs verschieden. Das erste Kleid war von Gold- und Silberstoff, das zweite von

Seide, das dritte von Wolle, das vierte von Leinwand. Die erste der handelnden Personen trug in der rechten Hand ein Schwert, die zweite zwei goldene Schlüssel, die dritte eine Wage, die vierte einen Spaten; um dem Verständnis der Zuschauer, wenn sie sich die Bedeutung dieser Attribute nicht erklären konnten, zu Hülfe zu kommen, las man mit großen schwarzen Buchstaben unten an dem goldenen Kleide: »ich nenne mich Adel;« unten an dem seidenen: »ich nenne mich Geistlichkeit;« unten an dem wollenen: »ich nenne mich Kaufmannschaft;« unten an dem leinenen: »ich nenne mich Landmann.« Das Geschlecht der beiden männlichen und der beiden weiblichen Allegorien war durch die mehr oder minder lange Kleidung und den Kopfputz angedeutet.

Durch den Prolog erfuhr man übrigens, daß Landmann mit der Kaufmannschaft, und Adel mit der Geistlichkeit vermählt sei, und daß beide glücklichen Paare gemeinschaftlich einen prächtigen goldenen Delphin (Dauphin) besaßen, den nur die Schönste der Schönen bekommen sollte. Zu diesem Ende waren sie durch die Welt aus- und eingezogen, die Schönste der Schönen zu suchen. Sie hatten aber dieselbe weder im Königreich Golkonda, noch im Kaiserthum Trapezunt, noch sonst irgendwo in der Welt gefunden, waren so eben höchst ermüdet zu Paris angekommen, und ruhten auf der Marmorplatte im großen Saale des Justizpalastes aus, von wo herab sie einen Schwall von Sentenzen und heilsamen Lehren unter das lauschende Publikum warfen. Das Alles war schön anzuschauen und fein anzuhören.

Niemand lieh den Schauspielern und ihren Worten ein aufmerksameres Ohr, als der Verfasser des Stücks, der Dichter, Peter Gringoire, der Poet. Da stand er hinter einem Pfeiler, reckte seinen langen Hals aus, schaute mit trunkenen Blicken auf die Bühne, und lauschte mit offenem Ohr den Worten der handelnden Personen. Der Beifall, der bei Eröffnung des Prologs von dem Publikum gezollt worden, hatte ihn bereits berauscht. Würdiger Peter Gringoire!

Bald jedoch, so wollte es das grausame Schicksal, sollte ein bitterer Tropfen in den Kelch seiner Freude fließen. Ein zerlumpter Bettler, der, eingekeilt in die Menschenmenge, kein Almosen fordern konnte, suchte irgend einen erhöhten Platz einzunehmen, wo er die Blicke auf sich ziehen

und milde Gaben sammeln konnte. Zu diesem Ende stieg er auf einen Pfosten der Estrade, welche für die flämischen Gesandten errichtet war. Hier suchte er durch seinen zerlumpten Anzug und eine häßliche offene Wunde, die fast den ganzen rechten Arm bedeckte, die Blicke und das Mitleid der Menge auf sich zu ziehen. Im Uebrigen jedoch saß er schweigend da und hätte den Fortgang des Stücks nicht gestört, wenn er nicht zum Unglück dem muthwilligen Johannes Frollo, der von seinem Pfeiler umberschaute, in die Augen gefallen wäre. Dieser kümmerte sich wenig um die Unterbrechung des Schauspiels und rief mit tollem Gelächter: »Seht dort den armen Lazarus und werft ihm auch einen Brocken von dem Ueberflusse Eures Tisches zu!«

Wer jemals einen Stein in einen Froschteich geworfen, oder unter einen Flug Tauben geschossen hat, kann sich einen Begriff davon machen, welche Wirkung diese während der allgemeinen Aufmerksamkeit hingeworfenen Worte unter der Menge hervorbrachten. Der arme Peter Gringoire war wie vom Blitze getroffen, denn der Prolog stockte plötzlich und alle Köpfe drehten sich stürmisch dem Bettler zu, der sich dadurch im geringsten nicht aus der Fassung bringen ließ, sondern vielmehr in diesem Zufall eine günstige Gelegenheit zu reichlicher Ernte erblickte; er schloß demnach die Augen zur Hälfte, machte ein Jammergesicht und sagte in kläglichem Tone: »ein Almosen, um Gotteswillen! kranker Mann! armer Mann!«

»Beim Teufel und meiner armen Seele,« rief ihm Johannes Frollo zu, »das ist ja Clopin Trouillefou! Holla! guter Freund, hat Dich denn Deine Wunde am Schenkel gehindert, daß Du sie jetzt auf den Arm gemacht hast?«

So sprechend warf er ihm, mit der Geschicklichkeit eines Affen, eine Silbermünze in den schmutzigen Filz, den der Bettler mit seinem kranken Arm ausstreckte. Clopin Trouillefou nahm Almosen und Spott gleichmüthig hin und fuhr im nämlichen lamentablen Tone fort: »Kranker Mann, armer Mann! Ein Almosen, um Gotteswillen!«

Diese Episode hatte die Aufmerksamkeit der Zuhörer bedeutend gestört; viele von ihnen, Robin Poussepain und sämmtliche Studenten an der Spitze, klatschten diesem seltsamen Duett, das der Mühlenhans mit seiner kreischenden Stimme und der Bettler mit seiner ewigen Litanei, als Schauspiel im Schauspiel, aufführten, stürmischen Beifall.

Der arme Verfasser des Stücks war sehr mißvergnügt. Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, rief er den Schauspielern mit lauter Stimme zu: »Fortgefahren! In's Teufels Namen! Fortgemacht!«

In diesem Augenblicke zupfte ihn Jemand am Rock; er drehte sich um, es war der runde Arm der schönen Gisquette, die auf solche Art seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

»Herr,« fragte das Mädchen, »werden sie wohl fortfahren?«

»Allerdings,« antwortete der Dichter.

»In diesem Falle, mein Herr, werdet Ihr wohl die Güte haben, mir zu erklären...«

»Was sie weiter sagen werden?« unterbrach sie der Dichter schnell. »Mit größtem Vergnügen werde ich...«

»Verzeiht, ich meine, was sie bis jetzt gesagt haben,« erwiederte Gisquette.

Der verblüffte Dichter verzuckte das Gesicht wie ein Mensch, dessen wundesten Fleck man berührt. »Dummes, einfältiges Gänschen!« murmelte er zwischen den Zähnen. Von dieser Minute an hatte es die schöne Gisquette, so reizend sie war, für immer mit ihm verdorben.

Inzwischen hatten die Schauspieler seinem Befehle Folge geleistet, und das Publikum hörte ziemlich aufmerksam zu. Der Störenfried, Johannes Frollo, verhielt sich ruhig, der Bettler zählte die gesammelten Pfennige in seinen alten Hut, und das Stück hatte seinen ungestörten Fortgang.

Es war aber auch ein sehr schönes Stück, und man könnte vielleicht heute noch Gebrauch davon machen, wenn man dort Etwas wegschnitte und hier Etwas zusetzte. Die Einleitung, zwar etwas lang und etwas langweilig, war einfach, und Peter Gringoire, in der Aufrichtigkeit seines Herzens, bewunderte ihre Klarheit. Man kann sich denken, daß die vier allegorischen Reisenden, nachdem sie drei Welttheile durchwandert hatten, ohne auf eine angemessene Weise sich ihres goldenen Delphins entledigen zu können,

etwas ermüdet waren. Sie hatten demnach, während sie ausruhten, volle Muße, das Lob dieses wunderbaren Fisches zu singen und dabei tausend feine Anspielungen auf den jungen Bräutigam Margarethens von Flandern anzubringen, der damals in seinem traurigen Neste Amboise gewiß nicht daran dachte, daß Landmann und Geistlichkeit, Adel und Kaufmannschaft so eben von einer Reise um die Welt zurückgekommen waren, welche sie in seinen Geschäften gemacht hatten. Besagter Delphin war, wie man aus dem Munde des allegorischen Frankreichs, das sich auf dem Theater bewegte, vernahm, jung, schön, tapfer, und vor Allem (glorreicher Ursprung aller königlichen Tugenden!), war er der Sohn des Löwen von Frankreich. Diese Metapher war kühn und einzig in ihrer Art; auf der Bühne, besonders an einem allegorischen Tage, wo von Hochzeiten, Geburtsfesten etc. großer Herren die Rede ist, nimmt man es mit der Naturgeschichte nicht so genau und stoßt sich nicht an einem Fisch, welcher der Sohn eines Löwen ist; gerade diese seltsamen pindarischen Mischungen deuten auf wahren Enthusiasmus. Allerdings hätte der Dichter diesen schönen Gedanken in etwas weniger als zweihundert Versen entwickeln können, aber man muß bedenken, daß, laut Verordnung des Herrn Prévot, das Stück von der Mittagsstunde bis vier Uhr Abends dauern sollte, und in vier Stunden läßt sich Vieles sagen.

Das Stück war, zur Freude des Dichters, in vollem Gange, als es zu seinem Verdrusse auf's Neue gestört wurde. Als eben die Kaufmannschaft und der Adel in einem Streite begriffen waren, und der gute Bauersmann, von dem Löwen von Frankreich sprechend, mit Entzücken ausrief:

Dort brüllt er durch den Wald, und schüttelt seine Mähnen!

öffnete sich die Thüre der bisher verschlossenen Estrade, und der Thürsteher verkündete mit tönender Stimme: *»Se. Eminenz, unser gnädigster Herr Kardinal von Bourbon!«*

III.

Der Kardinal

Armer Peter Gringoire! Der Donner von zwanzig Kanonen und hundert Büchsen hätte deinen Ohren nicht so wehe gethan, als die in diesem feierlichen dramatischen Augenblicke vom Munde eines Thürstehers ausgegangenen Worte: Se. Eminenz, der gnädigste Herr Kardinal von Bourbon!

Nicht als ob Peter Gringoire den Kardinal gefürchtet oder mißachtet hätte: er hatte weder jene Schwäche, noch diese Vermessenheit. Ein wahrhafter Eklektiker, gehörte Peter Gringoire zu jenen erhabenen und festen, gemäßigten und ruhigen Geistern, welche sich stets in der Mitte aller Dinge zu halten wissen *(stare in dimidio rerum)*, und die der reinen Vernunft, der liberalen Philosophie, der theoretischen Freiheit und Allem, was groß und edel ist, huldigen, bei dem Allem aber Minister, Kardinäle, Bischöfe und Staatsräthe sind und bleiben. Ein kostbares Geschlecht praktischer Philosophen, das sich ununterbrochen fortgepflanzt hat vom Anfang der Dinge, und dem der Himmel den Knäuel der Klugheit verliehen hat, durch den es im Labyrinth aller Zeiten und Ereignisse stets einen erwünschten Ausgang findet! Zu allen Epochen ist und war dieses Geschlecht sich selbst gleich; es weiß sich in alle Zeiten zu schicken.

Nicht also aus Haß gegen den Kardinal oder aus Mißachtung war ihm dessen Eintritt unangenehm, sondern weil er eine neue Störung des Stücks fürchtete. Die Besorgnis des Dichters verwirklichte sich nur allzusehr. Der Eintritt Sr. Eminenz zog die ganze Schaulust des Publikums auf sich. Alle Köpfe drehten sich der Estrade zu. »Der Kardinal! Der Kardinal!« wiederholten tausend Stimmen. Der unselige Prolog gerieth abermals in Stocken. Der Kardinal blieb einen Augenblick auf der Schwelle der Estrade stehen und warf einen ziemlich gleichgültigen Blick auf die Zuschauer im Saale. Die Gährung stieg, jeder wollte die Eminenz sehen.

In der That war auch diese Eminenz ein Herr von großer Gestalt und ebenso sehenswerth, als manches andere Schaustück. Karl, Kardinal von Bourbon, Erzbischof und Graf von Lyon, Primas der Gallier, war mit Ludwig XI. und Karl dem Kühnen verwandt, mit Jenem durch seinen Bruder Peter von Beaujeu, der die älteste Tochter des Königs geheirathet hatte, mit Diesem durch seine Mutter, Agnes von Burgund. Der Hauptzug im Charakter des Primas der Gallier war jener Höflingsgeist, jene

Ergebenheit gegen die herrschende Macht, wie wir sie heute noch, so sehr wir uns auch der Fortschritte unserer Civilisation rühmen, tausend- und hunderttausendfältig sehen. Man kann sich denken, in welche zahllose Verlegenheiten ihn diese doppelte Verwandtschaft brachte, und welche weltliche Klippen sein geistliches Schifflein zu umsegeln hatte, um weder an Ludwig noch an Karl zu scheitern, dieser Scylla und Charybdis, die den Herzog von Remours und den Connetable Saint-Pol verschlungen hatten. Unter dem Beistand des Himmels hatte er die Durchfahrt glücklich vollendet und war in dem Hafen zu Rom angelangt, um den rothen Hut, als Preis seiner Bemühungen, in Empfang zu nehmen. Aber obgleich er jetzt im sichern Hafen war, und gerade eben deßhalb, dachte er niemals ohne Unruhe an die vermiedenen Wechselfälle seines politischen Lebens, das so lange Zeit stürmisch und thatenreich war.

Im Übrigen war der Kardinal, was man einen guten Mann heißt; er führte ein lustiges Leben, wie die hohe Geistlichkeit pflegte, trank seinen schäumenden Champagner, war einem feinen Nönnchen nicht abgeneigt, gab lieber hübschen Mädchen als alten Weibern Almosen, und war deßhalb, als ein munterer, leutseliger Herr, wohl gelitten beim Volke von Paris. So oft er öffentlich erschien, umgab ihn ein Schwarm junger Geistlicher, die so galant waren, als heutige Stutzer, und so liederlich, als man nur immer wünschen mochte. Mehr als einmal, wenn alte Betschwestern Abends am erleuchteten Palast des Kardinals vorübergingen, hörten sie zu ihrem Entsetzen die nämlichen Stimmen, die ihnen erst noch in der Kirche zur Vesper gesungen, das bacchische Lied Benedikts XII. anstimmen: Bibamus papaliter.

Ohne Zweifel war es diese so wohl erworbene Popularität, die dem Kardinal bei seinem Eintritt einen schlimmen Empfang von Seiten der Menge ersparte, welche eben noch so unzufrieden gewesen war, und wenig geneigt schien, an dem Tage, wo sie einen Pabst wählte, mit einem Kardinal viele Umstände zu machen. Es ist ein guter Schlag Leute um diese Pariser, sie vergessen und vergeben gerne, und zudem hatten sie ja, da sie das Stück aus eigener Machtvollkommenheit beginnen ließen, einen Sieg über den Kardinal davon getragen, und dieser Triumph genügte ihnen. Ueberdies war der Herr Kardinal von Bourbon ein großer, stattlicher Herr, trug einen sehr schönen Scharlachmantel, wußte sich eine vornehme Haltung zu geben, und

hatte mithin den einflußreichsten Theil des Publikums, die Weiber, für sich. Es wäre aber auch die höchste Ungerechtigkeit und Gemeinheit, einen Kardinal auszuzischen, weil er im Schauspiel auf sich warten ließ, wenn dieser Kardinal ein stattlicher Herr ist, einen Scharlachmantel trägt und eine vornehme Haltung hat.

Der Kardinal trat demnach ein und grüßte die Versammlung mit jenem fürstlichen Lächeln, das den Großen gegen das Volk immer zu Gebote steht, und das sich, gleich Krone und Scepter, von Vater auf Sohn vererbt. Hierauf setzte er sich mit abgemessenen Schritten gegen den rothsammt'nen Lehnsessel in Bewegung, der für ihn bereit gestellt war. Ihm auf dem Fuße folgte sein geistlicher Generalstab, dessen Erscheinen den Lärm und die Neugierde im Parterre verdoppelte. Man deutete mit Fingern auf jeden Einzelnen und nannte seinen Namen.

Das Volk, und besonders die Studenten, machten vollen und ungemessenen Gebrauch von den Privilegien, die ihnen das heutige Narrenfest verlieh. Nichts war zu gemein und frech, daß es nicht an diesem Tage gestattet und fast geheiligt gewesen wäre. Jeder wählte sich unter dem geistlichen Generalstab des Kardinals eine schwarze, graue, weiße oder violette Mütze zur Zielscheibe seines Witzes aus. Damit war aber Johannes Frollo de Molendino, als Bruder eines Archidiakonus, noch nicht zufrieden, sondern griff kühnlich den rothen Hut selbst an, indem er freche Blicke auf den Kardinal warf und aus vollem Halse sang: *Cappa repleta mero!*

Alle diese Einzelnheiten, welche wir hier zur Erbauung des Lesers mittheilen, verloren sich so sehr unter dem allgemeinen Geräusch, daß fast keine Spur von ihnen bis zur Estrade gelangte. Im Uebrigen würde sie der Kardinal geduldig hingenommen haben, weil die Freiheiten dieses Tages ganz in den Sitten jener Zeit lagen. Zudem lag ihm noch etwas ganz Anderes auf dem Herzen, nämlich die Gesandtschaft von Flandern. Nicht als ob er ein großer Politiker gewesen wäre, den die möglichen Folgen einer Verbindung Margarethens von Burgund mit dem Erben von Frankreich schreckten, sondern bloß weil er den flämischen Gesandten Feste geben und Höflichkeiten erweisen mußte, er, Karl von Bourbon, gemeinen Bürgern, er, der Kardinal, ungehobelten flämischen Schöppen, er, ein artiger und lustiger Franzose, niederländischen Bierlümmeln! Mit solchen Leuten

öffentlich zu erscheinen, war eine harte Probe, welche nur die geprüfte Königsliebe eines geprüften Höflings zu bestehen vermochte.

Als nun die Thüre sich mit Geräusch öffnete und der Thürsteher mit lauter Stimme ausrief: »*Die Herren Gesandten des Herrn Herzogs von Oesterreich!*« wendete der Kardinal mit der zärtlichsten Miene von der Welt (so sehr hat ein Höfling sich in der Gewalt) sein Gesicht der Eingangspforte zu.

Jetzt erschienen paarweise mit ernstem Wesen, das in auffallendem Gegensatz zu dem muthwilligen geistlichen Generalstab Karls von Bourbon stand, die achtundvierzig Gesandten Maximilians von Oesterreich, an ihrer Spitze der sehr ehrwürdige Vater in Gott, Jehan, Abt von Saint-Bertin, Kanzler des Ordens vom goldenen Vließ, und Jakob Van Goy, Herr zu Dauby, Bürgermeister von Gent. Die Versammlung im Saale hörte mit halb ersticktem Lachen die fremdartigen Namen und die bürgerlichen Qualifikationen der flandrischen Gesandten an, die der Thürsteher, wie Kraut und Rüben, entstellt und verstümmelt von der Estrade unter das Publikum warf. Da hörte man die für ein französisches Ohr barbarisch klingenden Namen: Loys Roelof, Schöppe der Stadt Löwen: Paul Baeust, Präsident der Provinz Flandern; Jehan Coleghens, Bürgermeister der Stadt Antwerpen; Meister Georg van Moeren, erster Schöppe der Stadt Gent; Meister Geldolf van der Haagen, Schöppe gedachter Stadt; Jehan Pinnok u. s. w., lauter gute, dicke, wohlgenährte flämische Figuren.

Ein einziger derselben machte eine Ausnahme von der Regel. Das war ein feines, verständiges, verschmitztes Gesicht, gegen welches der Kardinal drei Schritte vorwärts und eine tiefe Verbeugung machte, obgleich dasselbe bloß einem gewissen Wilhelm Rym, Rathsherrn der Stadt Gent, angehörte. Wenigen war es damals bekannt, welche Bedeutung dieser Wilhelm Rym hatte; ein seltener Geist, der in stürmischen Zeiten, wie wir sie erlebt haben, an der Spitze einer Revolution erschienen wäre, im fünfzehnten Jahrhundert aber zum Handlanger der lichtscheuen Ränke jener Zeit verdammt war. Ludwig XI., der erste Maulwurf des damaligen Europa's, wußte ihn in seinen geheimen Aufträgen gar wohl zu gebrauchen. Das war aber dem großen Haufen im Saale gänzlich unbekannt, und er ergötzte sich daher nicht wenig an den Höflichkeitsbezeugungen, die, seiner Meinung nach, der

Kardinal an die unscheinbare Figur eines flandrischen Stadtraths verschwendete.

IV.

Meister Jakob Coppenole

Während der Rathsherr von Gent und die Eminenz tiefe Verbeugungen wechselten und einige leise Worte mit einander flüsterten, trat ein Mann von hoher Gestalt, breiten Schultern und kräftigem, fast plumpem Gesichte, zu gleicher Zeit unter die Thüre. Man konnte einen Bullenbeißer neben einem Fuchs zu sehen glauben. Seine einfache Filzkappe und sein ledernes Koller nahmen sich schlecht aus in der Mitte seiner Umgebungen, die von Gold; Sammt und Seide starrten. Der Thürsteher, der ihn für irgend einen Troßknecht hielt, der sich eindringen wolle, verwehrte ihm den Eintritt.

»Heda, guter Freund! Hier wird nicht passirt.«

Der Mann im ledernen Koller faßte den Thürsteher mit kräftiger Faust an der Schulter und rief mit einer Donnerstimme, die den ganzen weiten Saal erfüllte: »Was willst Du, Bengel? Siehst Du nicht, daß ich auch dazu gehöre?«

»Euer Name?« fragte der Thürsteher.

»Jakob Coppenole.«

»Eure Qualitäten?«

»Strumpfweber zu den drei Ketten in Gent.«

Der Thürsteher prallte vor Schrecken drei Schritte zurück. Bürgermeister und Schöppen anzukündigen, das ging noch an, aber einen Strumpfweber, das war allzu hart. Der Kardinal saß auf Nadeln. Alles Volk horchte und schaute. Seit zwei Tagen bereits hatte sich die Eminenz alle Mühe gegeben, diese flämischen Bären etwas glatt zu lecken, um sie für das Publikum möglichst präsentabel zu machen, und nun kam dieser Akt dazwischen! Wilhelm Rym näherte sich, um den Kardinal aus der Verlegenheit zu ziehen, dem Thürsteher mit seinem feinen Lächeln und flüsterte ihm in die

Ohren: »Verkündiget Meister Jakob Coppenole, Schreiber des Schöppenstuhls der Stadt Gent.«

»Thürsteher,« wiederholte der Kardinal mit lauter Stimme, »verkündiget Meister Jakob Coppenole, Schreiber des Schöppenstuhls der erlauchten Stadt Gent.«

Das war ein Fehler; Wilhelm Rym, für sich allein, hätte die Schwierigkeit beseitigt, jetzt aber hatte Jakob Coppenole die Worte des Kardinals vernommen.

»Nein, beim heiligen Kreuz!« schrie er mit seiner Donnerstimme. »Jakob Coppenole, Strumpfweber. Hörst Du's, Thürsteher? Kein Wort mehr noch weniger. Beim heiligen Kreuz! Strumpfweber, das ist genug. Der Erzherzog hat schon mehr als einmal seinen Handschuh in meinem Strumpfladen geholt.«

Diesen kräftigen Worten folgte stürmischer Beifall und schallendes Gelächter der Menge. Ein Wortspiel fällt in Paris nie unbeachtet auf den Boden.

Dazu kam noch, daß Coppenole ein Mann aus dem Volke war, und das Publikum, das ihn umgab, war auch vom Volk. Das gegenseitige Verständniß war folglich hergestellt. Das trotzige Wort des flämischen Strumpfwebers, das den Hof demüthigte, hatte in allen plebejischen Herzen ein gewisses Gefühl von Würde erweckt, das freilich im fünfzehnten Jahrhundert noch vag und unbestimmt war. Es war ein bloßer Bürger, einer ihresgleichen, der hier dem Kardinal die Spitze bot! Dies war ein sehr süßes Gefühl für unterthänig gehorsamste Spießbürger, die selbst die Bedienten des Schlosses und der Großen mit Respekt zu betrachten und zu behandeln pflegten.

Jakob Coppenole grüßte mit stolzer Miene den Kardinal, der dem allmächtigen Bürger von Gent, welchen selbst Ludwig XI. fürchtete, seinen Gruß höflich erwiederte. Wilhelm Rym folgte ihnen mit einem ironischen Lächeln, in welchem sich das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über beide kundgab; sie traten an ihre Plätze, der Kardinal außer Fassung und nachdenklich, Coppenole ruhig und trotzig, und bei sich erwägend, daß sein

Strumpfweberstitel noch so viel werth sei als ein anderer, und daß Maria von Burgund, die Mutter der Margarethe, die er jetzt verheirathete, ihn weniger gefürchtet hätte, wenn er nur Kardinal und nicht Strumpfweber gewesen wäre, denn niemals hätte ein Kardinal vermocht, so wie er, die Bürger von Gent gegen die Günstlinge der Tochter Karls des Kühnen in Aufruhr zu bringen und mit einem einzigen Worte sie gegen die Bitten und Thränen der Fürstin von Flandern zu verhärten, so daß dieselbe am Fuße des Schaffots vergebens um das Leben ihrer Räthe flehte, während der Strumpfweber bloß seinen ledernen Handschuh zu erheben brauchte, um zwei erlauchte Köpfe, Guy d'Hymbercourt's und Guillaume Hugonet's Haupt, fallen zu machen.

Inzwischen hatte sich das Unglück an diesem armen Kardinal noch nicht erschöpft, und er sollte den Kelch der schlechten Gesellschaft, worin er sich befand, bis auf die Hefe leeren.

Der geneigte Leser wird sich wohl des unverschämten Bettlers noch erinnern, der beim Beginnen des Prologs auf einen der Pfosten der gesandtschaftlichen Estrade gestiegen war. Er hatte sich durch die Ankunft der erlauchten Gäste im geringsten nicht stören lassen, und während die Prälaten und Gesandten, gleich wahrhaften niederländischen Häringen, sich in den Logen drängten, saß er mit gekreuzten Beinen auf seinem Balken, als ob er ein anerkanntes Recht auf diesen Sitz hätte. Niemand kümmerte sich um ihn und seine Unverschämtheit, weil die allgemeine Aufmerksamkeit anderswohin gerichtet war. Er seinerseits nahm keinen Antheil an Allem, was im Saale vorging; er wiegte, mit der Gleichgültigkeit eines Lazzarone, sein Haupt hin und her und wiederholte von Zeit zu Zeit, mitten im Geräusch, mit einer gleichsam mechanischen Gewohnheit: »Kranker Mann, armer Mann! Ein Almosen um Gotteswillen!« Und sicherlich war er der Einzige in der ganzen Versammlung, der bei dem Streit zwischen Jakob Coppenole und dem Thürsteher nicht einmal den Kopf nach jener Seite drehte. Nun wollte der Zufall, der so ziemlich Alles in der Welt regiert, daß der Meister Strumpfweber von Gent, mit dem das Volk bereits so lebhaft sympathisirte, und auf den Aller Augen gerichtet waren, gerade in die erste Logenreihe der Estrade, oberhalb dem Bettler, zu sitzen kam, und man war nicht wenig verwundert, als man sah, daß der flämische Gesandte, nachdem er den unter ihm sitzenden Burschen näher in Augenschein genommen

hatte, seine Hand freundschaftlich auf dessen zerlumpte Schulter legte. Der Bettler wendete sich um. Staunen, Wiedererkennen, vor Freude strahlende Gesichter von beiden Seiten! Hierauf unterhielten sich der diplomatische Strumpfweber und der zerlumpte Bettler, ohne sich im mindesten um die Zuschauer zu kümmern, mit leiser Stimme und Hand in Hand unter einander, und die Lumpen von Clopin Trouillefou, die neben dem Galastoff der Estrade herabhingen, sahen gerade aus, wie wenn eine graue Raupe auf einer goldgelben Pomeranze kriecht.

Die Neuheit dieser sonderbaren Scene erregte ein so tolles, lustiges Geräusch im Saale, daß es dem Kardinal nicht entgehen konnte; er neigte sich mit halbem Leibe vorwärts, und da er von seinem Platze aus die schmähliche Gestalt des Bettlers nur unvollständig wahrnehmen konnte, so glaubte er natürlich, daß er ein Almosen fordere, und rief, empört über diese Frechheit: »Hausmeister des Palastes, laßt mir doch diesen Schuft in den Fluß werfen.«

»Beim heiligen Kreuz! Herr Kardinal,« schrie Jakob Coppenole, ohne Clopin's Hand loszulassen, »er ist mein Freund, und das lasse ich nicht geschehen.«

»Hurrah! Hurrah!« schrie die jubelnde Menge, und von diesem Augenblicke an war der Handschuhmacher von Gent zu Paris ebenso populär, als in seiner Vaterstadt.

Der Kardinal biß sich in die Lippen, wandte sich zu seinem Nachbar, dem Abt von St. Genovefa, und sprach mit halblauter Stimme zu ihm: »Saubere Gesandtschaft, die uns der Erzherzog hier schickt, um uns Madame Margaretha anzukündigen!«

»Eminenz,« antwortete der Abt, »Ihr werft Eure Perlen vor die Schweine. Das sind flämische Säue, an welche alle Höflichkeit vergebens verschwendet ist. *Margarita ante porcos*.«

»Sagt vielmehr,« erwiederte der Kardinal lächelnd: »*Porcos ante Margaritam*.«

Der ganze kleine geistliche Hof ergoß sich in Bewunderung dieses Wortspiels, wodurch sich die Eminenz in etwas getröstet fand. Der Kardinal war nun quitt mit dem Strumpfweber, denn sein Quodlibet war auch beklatscht worden.

Mögen nun diejenigen unserer Leser, welche sich, wie man im Styl des Tags zu sagen pflegt, eine umfassende Ansicht eines Bildes oder einer Idee zu machen vermögen, uns die Frage erlauben, ob sie sich wohl eine deutliche Vorstellung von dem Schauspiel machen können, das der Riesensaal des Justizpalastes in diesem Augenblicke darbot: In der Mitte des Saals, angelehnt an die westliche Mauer, eine breite und mit Goldstoff prachtvoll verzierte Estrade, auf welche durch eine kleine Bogenthüre die Eintretenden eingeführt und durch die schnarrende Stimme des Thürstehers angemeldet werden. Auf den ersten Bänken bereits viele ehrwürdige Figuren, in Hermelin, Sammt und Scharlach gekleidet: rings um die Estrade, die ernst und schweigsam bleibt, unten, gegenüber, um und um, eine sich drängende Menge und großes Geräusch. Tausend Blicke auf jedes Gesicht der Estrade gerichtet, tausendfaches Kichern bei jedem Namen, der genannt wird. Seltsames Schauspiel, das gewiß die ganze Aufmerksamkeit der Zuschauer verdiente! Dort unten aber, an der Bühne, sehen wir die lange, dürre schwarze Figur des armen verlassenen Schauspieldichters bleichen Angesichts stehen. Armer Peter Gringoire, was machst du und dein Prolog? Beide sind vergessen, und das ist das Schlimmste, was einem Dichter begegnen kann!

Von dem Eintritt des Kardinals an hatte der Dichter Alles aufgeboten, die Aufmerksamkeit auf sich und sein Schauspiel zu ziehen. Erst gebot er den handelnden Personen, ihre Stimme zu erheben, damit sie den Lärm der Zuschauer überbiete; als er sah, daß Niemand auf seinen Prolog hörte, ließ er die Schauspieler innehalten, und seit der Viertelstunde, welche jetzt die Unterbrechung dauerte, hörte er nicht auf, mit dem Fuß auf den Boden zu stampfen, geberdete sich wie rasend, rief Gisquette und Lienarde, forderte seine Nachbarn links und rechts auf, dem Schauspiel zuzuhören, Alles vergebens! Armer Poet! Niemand wendet seine Blicke von dem Kardinal, den Gesandten und der Estrade ab. Was verlangten die Zuschauer auch Besseres! Auf der Estrade, wie auf der Marmorplatte, wurde das gleiche Schauspiel aufgeführt: der Conflict zwischen Landmann und Geistlichkeit,

zwischen Adel und Kaufmannschaft. Was Wunder, daß die Zuschauer lieber die wirklichen Schauspieler, in Fleisch und Bein, dargestellt in dieser flandrischen Ambassade und in diesem erzbischöflichen Hofstaat, unter dem Purpurmantel des Kardinals und unter dem ledernen Koller des Strumpfwebers von Gent, schauen wollten, als die fratzenhaften allegorischen Figuren in ihren gelben und weißen Röcken, mit denen sie der poetische Peter Gringoire ausgestattet hatte!

Unser Poet jedoch verzweifelte noch nicht, und als er die Ruhe nothdürftig hergestellt sah, ersann er eine Kriegslist, die sein Stück retten konnte.

»Mein Herr,« sprach er zu einem seiner Nachbarn, einem ehrlichen, dicken Bürgersmann, aus dessen Zügen Ruhe, Ergebung, Geduld sprachen, »wie wäre es, wenn man von vorn anfinge?«

»Was?« fragte der Nachbar.

»Hm, das Mysterium,« sagte Gringoire.

»Wie es Euch gefällig ist,« erwiederte der Nachbar.

Diese halbe Billigung genügte dem Dichter, und da er seine Geschäfte selbst machen mußte, so schrie er, während er sich möglichst unter der Menge verbarg, aus vollem Halse: »Von vorn angefangen das Mysterium! Von vorn!«

»Was Teufels,« rief der Mühlenhans, »was singen sie denn da unten für ein Lied? (Der Dichter machte ein Geschrei, als ob es ihrer ein Dutzend wären.) Ist denn das Mysterium noch nicht zu Ende? Sie wollen es von vorn anfangen. Ist das billig? Sprecht, Kameraden?«

»Nein, nein,« schrieen alle Studenten, »fort, fort mit dem Mysterium!«

Als Gringoire dieses hörte, verdoppelte er seinen Eifer und schrie noch lauter: »Von vorn! Von vorn!«

Dieses Geschrei zog die Aufmerksamkeit des Kardinals auf sich.

»Herr Hausmeister des Palastes,« sprach er zu einem langen, schwarz gekleideten Manne, der in seiner Nähe stand, »riechen diese Teufel das Weihwasser, daß sie einen solchen höllischen Lärm machen?«

Der Hausmeister des Palastes war gewissermaßen ein amphibischer Beamter, eine Art Fledermaus des richterlichen Standes, dem Mäusegeschlecht und dem Vogelgeschlecht zumal angehörend, ein Richter und ein Soldat.

Er näherte sich der Eminenz und stattete, nicht ohne einige Angst, Bericht ab von der Unverschämtheit des Volkes, das die Schauspieler gezwungen habe, das Stück anzufangen, ehe der Herr Kardinal angekommen sei.

Der Kardinal, weit entfernt sich zu erzürnen, schlug ein helles Gelächter auf und sprach: »Meiner Treu, daran haben sie wohl gethan, und wenn es nur der Rektor der Universität auch so gemacht hätte! Was sagt Ihr dazu, Meister Wilhelm Rym?«

»Gnädigster Herr,« erwiederte dieser, »wir wollen zufrieden sein, daß wir der Hälfte der Komödie entgangen sind. So viel wenigstens haben wir gewonnen.«

»Sollen die Schufte da unten in ihrem Possenspiel fortmachen?« fragte der Hausmeister.

»Fortmachen!« versetzte der Kardinal gähnend. »Meinetwegen! Ich will inzwischen in meinem Brevier lesen.«

Der Hausmeister trat an den Rand der Estrade, gebot durch ein Zeichen der Hand Stille und rief: »Bürger, Insassen und Einwohner, um Diejenigen, welche wünschen, daß man von vorn anfange, und Diejenigen, welche wollen, daß man schließe, gleichmäßig zu befriedigen, befiehlt Se. Eminenz, daß man fortfahre, wo man stehen geblieben ist.«

Man mußte sich von beiden Seiten diesem Gebote fügen. Die Schauspieler fuhren demnach in der unterbrochenen Handlung fort, und der Dichter hoffte, daß er wenigstens für den Rest seines Werkes ein aufmerksames Publikum finden werde. Das Stillschweigen hatte sich zwar

so ziemlich hergestellt, aber durch die neuen Ankömmlinge, welche der Thürsteher jeden Augenblick von der Estrade herab mit lauter Stimme anmeldete, wurde gleichwohl der Gang des Stücks immer gestört.

So eben waren die vier allegorischen Personen in grausamer Verlegenheit, wie sie ihres goldenen Delphins los werden sollten, und ergossen ihren Jammer in kläglichen Versen, da erschien ihnen, vom Himmel gesandt, Venus in eigener Person, und zwar in einem Rocke von Goldstoff, auf welchem das Wappen der Stadt Paris prangte. Sie nahm, als die Schönste der Schönen, den goldenen Delphin für sich in Anspruch. Jupiter, der von der Leiter herauf Blitze schleuderte, unterstützte ihre Ansprüche, und die Göttin war auf dem Punkt, zu siegen und den goldenen Delphin davonzutragen. Da erschien plötzlich ein junges Mädchen, in weißen Damast gekleidet und ein Gänseblümchen in der Hand tragend (deutliche Anspielung auf Margareth von Flandern), den Kampf um den goldenen Delphin mit der Göttin der Liebe und Schönheit zu bestehen. Hierauf erfolgte ein hitziger Streit zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen, welcher Gelegenheit zu vielen trefflichen Versen gab und mit der Uebereinkunft endigte, die heilige Maria zur Schiedsrichterin zu bestellen. Als dieselbe eben in Begleitung des Königs von Mesopotamien auf dem Theater angekommen war und der Dichter jetzt zum Knalleffekt seines Stücks zu gelangen hoffte, erhob sich plötzlich der Strumpfweber von Gent und hielt mit seiner Donnerstimme folgende Standrede an das Publikum: »Ihr Herren Bürger und Junkherren von Paris! Ich sehe, beim heiligen Kreuz, nicht ein, was wir hier machen. In jenem Winkel dort, auf dem Gerüste, erblicke ich zwar einige Leute, die, wie es scheint, sich boxen wollen. Ich weiß, zum Teufel, nicht, ob das das Mysterium sein soll, von dem ich hier immer sprechen höre, aber verflucht langweilig ist es, denn sie streiten nur mit der Zunge, und nicht mit den Fäusten. Jetzt sitze ich schon eine Viertelstunde da und warte immer auf den ersten Faustschlag, aber da könnte ich lange warten, bis diese feigen Hunde an einander gerathen. Ihr hättet sollen Boxer aus London oder Rotterdam kommen lassen, da wären Schläge gefallen, die man bis draußen auf dem Platze gehört hätte. Aber die Leute da unten dauern einen! Wenn sie doch wenigstens einen Mohrentanz oder irgend eine andere Mummerei aufgeführt hätten! Zum Henker auch, man hat mir was ganz Anderes versprochen: ein Narrenfest und die Wahl eines Narrenpabstes. Wir haben zu Gent auch unser Narrenfest, und; beim

heiligen Kreuz, wir stehen hierin Niemand nach. Aber wir machen es ganz anders. Wenn ein Haufen versammelt ist, wie hier, steckt jeder seinen Kopf durch ein Loch und schneidet den Anderen Gesichter, und wer die häßlichste Grimasse macht, der wird zum Pabst gewählt. So machen wir's, und das ist sehr lustig. Wollt Ihr nun Euren Pabst nach der Weise meines Landes wählen, so werdet Ihr mehr Freude dabei haben, als wenn Ihr den Schwätzern da unten zuhört. Wenn sie an die Lucke kommen und ihre Grimasse machen wollen, so dürfen sie auch mitspielen. Was sagt Ihr dazu, Ihr Herren Bürger von Paris? Es gibt hier eine so hinreichende Auswahl von häßlichen Gesichtern beider Geschlechter, daß wir eine Ausbeute belustigender Grimassen hoffen dürfen.«

Der Vorschlag des Strumpfwebers von Gent wurde von den Parisern Bürgern, welche sich sehr geschmeichelt fühlten, daß man sie Junkherren genannt hatte, mit rauschendem Beifall aufgenommen. Dem verzweifelnden Poeten blieb keine Hoffnung übrig, sein unseliges Stück zu Ende gebracht zu sehen. Bestürzung und Unwille verschlossen ihm den Mund; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

V.

Quasimodo

In einem Augenblicke war Alles bereit, Jakob Coppenole's Vorschlag in Ausführung zu bringen. Die kleine Kapelle, der Marmorplatte gegenüber, wurde zum Schauplatz der Grimassen gewählt. Man schlug eine Fensterscheibe über der Thüre ein, und durch diese Oeffnung sollten die Concurrenten um die dreifache Krone ihre verzerrten Gesichter zeigen. Man mußte zu diesem Ende auf zwei Fässer steigen, welche man eilig herbeigeschafft hatte. In einem Augenblicke war die Kapelle mit Candidaten des heiligen Stuhls angefüllt, und die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Der Strumpfweber von Gent ordnete von seinem Platze aus mit lauter Stimme Alles an und führte den Vorsitz bei der Wahl des Narrenpabstes. Der Kardinal, eben so sehr außer Fassung, als der arme Peter Gringoire, hatte sich, unter dem Vorwand von Geschäften, mit seinem ganzen Gefolge

entfernt. Das Volk, das eben erst durch seinen Eintritt so sehr aufgeregt worden, nahm seinen Abgang kaum wahr. Die ganze Aufmerksamkeit der Menge war auf die Pabstwahl gerichtet.

Die Grimassen nahmen ihren Anfang. Unter der Lücke erschien ein Gesicht mit weit geöffneten Augenlidern, die das Rothe zeigten, einem offenen Munde, der dem Rachen eines Raubthieres glich, und einer mit tausend Runzeln bedeckten Stirne. Der Anblick dieses Schlaraffengesichts erregte ein schallendes Gelächter. Ihm folgte ein zweites, ein drittes, ein viertes u.s.w. und mit jedem neuen stieg der Jubel der Menge, bis er zur wahren Orgie wurde. Es gab keine Gesandte, keine Studenten, keine Bürger, keine Männer, keine Weiber mehr, keinen Clopin Trouillefou, keinen Gilles Lecornu, keinen Johannes Frollo, keinen Robin Poussepain: Alles verwischte sich in der allgemeinen Zügellosigkeit. Der weite Umkreis des Saals war nur noch ein großer Brennpunkt der Jovialität und Schamlosigkeit, jeder Mund war ein Schrei, jedes Auge ein Blitz, jedes Gesicht eine Grimasse, jedes Individuum ein Hanswurst: Alles schrie und heulte bunt durcheinander. Die verzerrten Gesichter, die nacheinander durch die Lucke das Publikum angrinsten, waren wie Fackeln, die man auf einen Holzstoß wirft; sie schürten das Feuer der Zügellosigkeit unter der Menge bis zur höchsten Glut.

»Holla! Heda! Donnerwetter!«

»Seht einmal dieses Gesicht an!«

»Es taugt nichts!«

»Ein anderes! Ein anderes!«

»Guillemette, sieh doch einmal diesen Stierkopf an, es fehlen ihm nur die Hörner. Es ist nicht Dein Mann.«

»Ein Anderer! Ein Anderer!«

»Beim Bauch des heiligen Vaters! Seht einmal diese Grimasse da!«

»Holla! Heda! Das ist betrogen! Man darf nur das Gesicht zeigen!«

»Diese verfluchte Perrette Callebotte! Sie ist im Stande, uns statt des Gesichts ...«

»Hurrah! Hurrah!«

»Hört auf! Hört auf! Ich ersticke vor Lachen!«

»Da kommt Einer, der die Ohren nicht durch die Oeffnung bringt,« u. s. w.

Inzwischen, nachdem die erste Abspannung vorüber war, hatte unser Dichter frischen Muth gefaßt. »Fahrt fort,« sprach er zum drittenmale zu seinen redenden Maschinen, den Comödianten. Er selbst ging mit großen Schritten vor der verlassenen Bühne auf und ab. Da kam ihm der Gedanke, selbst an der Lucke aufzutreten und der undankbaren, für das Kind seines Geistes fühllosen Menge ein Gesicht zu schneiden. Aber nein, sagte er zu sich selbst, das wäre eines Dichters unwürdig. Keine Rache, sondern Kampf auf Leben und Tod. Die Dichtkunst übt eine magische Kraft auf die Herzen des Volks, ich werde es zur Bühne zurückführen. Bald soll sich zeigen, wer siegt: die Grimassen oder die Wissenschaften.

Leider aber hatten die Schauspieler in diesem Augenblicke nur noch zwei Zuschauer: den Dichter selbst und den obengenannten dicken geduldigen Bürgersmann.

Peter Gringoire war tief gerührt von der unwandelbaren Treue seines einzigen Zuschauers. Er näherte sich ihm und gab ihm einen leichten Druck auf den Arm, denn der wackere Bürger hatte sich an eine Säule gelehnt und schlummerte ein wenig.

»Mein Herr,« sprach der Dichter zu ihm, »ich danke Euch!«

»Wofür, mein Herr?« antwortete der Dicke.

»Ich sehe,« erwiederte der Poet, »daß dieser Lärm Euch zum Ekel ist, weil er Euch hindert, dem Gang des Stücks mit Muße zu folgen; aber beruhigt Euch, Euer Name wird auf die Nachwelt kommen. Wie heißt Ihr, wenn ich fragen darf?«

»Renauld Chateau, Salzmesser in dieser guten Stadt Paris, Euch zu dienen.«

»Mein Herr,« sprach Gringoire weiter, »Ihr seid in dieser großen Versammlung der einzige Repräsentant der Musen.«

»Ihr seid allzu gütig, mein Herr,« erwiederte der Salzmesser.

»Ihr seid der Einzige,« fuhr der Dichter fort, »der meinem Stücke ein aufmerksames Ohr geliehen hat. Wie findet Ihr es?«

»He, he!« antwortete der Bürger, »recht lustig!«

Der arme Dichter mußte sich mit diesem mäßigen Lobspruche begnügen, denn eben kündigte ein donnernder Beifallsruf an, daß der Narrenpabst gewählt sei.

»Hurrah! Hurrah!« schrie die Menge von allen Seiten.

Es war in der That eine bewundernswerthe Grimasse, welche sich in diesem Augenblicke unter der Lucke zeigte, und sie allein war würdig, zum Pabst gewählt zu werden: diese abgeplattete Nase, dieser Hufeisenmund, das kleine linke Auge mit rothen Borsten bedeckt, das rechte Auge unter einer ungeheuern Warze gänzlich verschwindend, diese monströsen Zähne, die den Hauern eines Keulers glichen, dieses gabelförmige Kinn, dieses ganze Gesicht, ein Gemisch von Bosheit, Blödsinn und Trübsinn.

Der Anblick dieses Gesichtes erregte den stürmischen Beifall der Menge, und der glückliche Besitzer desselben wurde einstimmig zum Narrenpabst gewählt. Man stürzte in die Kapelle und führte den neuen Pabst im Triumph heraus. Ueberraschung und Staunen erreichten jetzt ihren höchsten Grad: die Grimasse war sein wirkliches Gesicht, oder vielmehr seine ganze Person war eine Grimasse: ein dicker Kopf, mit buschigem rothem Haar bedeckt, hinten und vorn ein Höcker, sichelförmige Beine, Klumpfüße, lange Arme mit gewaltigen Fäusten, und bei all dieser Unförmlichkeit ein gewisses Furcht einflößendes Zeichen von Kraft, Behendigkeit und Muth, seltsame Ausnahme von der ewigen Regel, nach welcher Kraft und Schönheit aus Harmonie entspringen. Dies war der neugewählte Narrenpabst, man konnte

ihn einen zertrümmerten und schlecht wieder zusammengesetzten Riesen nennen.

Als dieser Cyklope auf die Schwelle der Kapelle trat, unbeweglich, mit seiner untersetzten Gestalt, fast eben so breit als lang, erkannte ihn das Volk alsbald, und von allen Seiten wurde gerufen:

»Es ist Quasimodo, der Glöckner!«

»Quasimodo, der Großbuckel von Notre-Dame!«

»Quasimodo, der Einäugige!«

»Quasimodo, der Krummbein!«

»Hurrah! Hurrah!«

»Schwangere Weiber weg,« schrieen die Studenten.

»Oder die es werden wollen ,« fügte der Mühlenhans hinzu.

In der That wendeten auch die Weiber ihre Blicke von der Mißgeburt ab.

»Oh! der garstige Affe!« sagte die Eine.

»Er ist eben so boshaft als häßlich!« fügte eine Andere hinzu.

»Er ist der Teufel selbst!« fuhr eine Dritte fort.

»Ich wohne bei der Liebfrauenkirche, bei Nacht hört man ihn über Dächer und Dachrinnen spazieren.«

»Wie ein alter Kater!«

»Er ist immer auf unsern Dächern!«

»Er wirft uns Zauberzettel durch das Kamin herab!«

»Er fährt zum Hexentanz, neulich ließ er einen Besen auf meiner Dachrinne liegen!«

»Oh! der garstige, bucklige, krummbeinige, einäugige Hexenmeister!«

So sprachen die Weiber; die Männer dagegen waren ganz verliebt in ihren neuen Pabst.

Quasimodo, dieser Mann des Tages, stand unbeweglich unter der Thüre der Kapelle, ernst und trübsinnig, wie er war.

Robin Poussepain, der naseweise Student, trat hart auf ihn zu und lachte ihm unter die Nase. Der riesenhafte Zwerg ergriff ihn, ohne ein Wort zu sagen, am Gürtel und warf ihn mit der Kraft seines athletischen Armes zehn Schritte von sich mitten unter die Menge.

Hieran hatte Meister Coppenole, der Strumpfweber von Gent, eine große Freude. Er näherte sich dem Zwerg und sprach: »Beim heiligen Kreuz, heiliger Vater! Du bist so schön häßlich, wie ich in meinem Leben Niemand gesehen habe, und verdientest nicht bloß zu Paris, sondern auch zu Rom Pabst zu sein.«

Mit diesen Worten legte er seine breite Faust vertraulich auf die Schulter des Zwerges. Quasimodo rührte sich nicht, und der Strumpfweber fuhr fort: »Wahrhaftig, guter Bursche, Du gefällst mir ausnehmend, und ich habe große Lust, mit Dir tüchtig zu schmausen, sollte es mich auch ein Dutzend neue Thaler kosten. Was meinst Du?«

Quasimodo antwortete nicht.

»Beim heiligen Kreuz!« sagte der Strumpfweber, »bist Du denn taub, guter Freund?«

Der Zwerg war wirklich taub, und da er den Meister Coppenole nicht verstand und sich durch seine Zudringlichkeit belästigt fand, wendete er plötzlich seinen dicken Kopf gegen ihn und blöckte die Zähne auf eine so furchtbare Art, daß der flämische Riese vor ihm zurückschreckte, wie ein Bullenbeißer vor einer Katze.

Nun bildete sich um die seltsame Person des Narrenpabstes ein Zirkel, der sich in der respektvollen Entfernung von zwölf Schritten hielt. Ein altes Weib belehrte den Strumfweber von Gent, daß der heilige Vater taub sei.

»Taub!« rief Meister Coppenole lachend aus, »Beim heiligen Kreuz! das ist der Pabst, wie er sein sollte!«

Johannes Frollo trat hinzu und begrüßte den Narrenpabst mit den Worten: »Guten Tag, Quasimodo, der Du die Glocken meines heiligen Bruders, des Erzpriesters der Liebfrauenkirche, läutest!«

»Teufelskerl!« sagte Robin Poussepain, dem die Rippen von seinem Falle noch knackten, »bucklige, krummbeinige, einäugige, taube Bestie! Was macht denn der Hund mit seiner Zunge, daß er nicht spricht?«

»Er spricht, wann es ihm beliebt,« belehrte ihn die Alte: »er ist nicht taubstumm, sondern durch das Geläute der Glocken taub geworden.«

»Dieser Vorzug geht ihm allein ab,« sagte Johannes Frollo.

»Auch hat er ein Auge zu viel,« fügte Robin Poussepain hinzu.

»Nicht doch,« erwiederte der Mühlenhans, »ein Einäugiger ist viel mangelhafter, als ein Blinder, denn er weiß, was ihm fehlt.«

Jetzt brachte man die papierene dreifache Krone und die phantastische Simarre des Narrenpabstes herbeigetragen. Der Zwerg ließ sich, mit einer Art stolzer Fügsamkeit, ankleiden. Hierauf setzte man ihn auf einen buntscheckigen Tragsessel. Zwölf Hausbeamte von der Gesellschaft der Narren hoben ihn auf ihre Schultern. Als der Cyklope so dasaß und alle die Köpfe wohlgestalteter und gerade gewachsener Menschen unter seinen sichelförmigen Beinen erblickte, stieg auf seinem mürrischen Gesichte ein Strahl bitterer und gehässiger Freude auf. Nun setzte sich die Prozession in Bewegung, um erst durch die Galerien des Palastes und dann auf die öffentlichen Plätze und Straßen zu ziehen.

VI.

Die Esmeralda

Während dieses ganzen Auftrittes hatte Peter Gringoire sein Schauspiel beharrlich fortsetzen lassen. Immer noch hoffte er, daß sich doch am Ende das Publikum ihm zuwenden werde. Dieser Hoffnungsstrahl belebte sich, als er den Narrenpabst mit seinem ganzen Gefolge unter großem Geräusch aus dem Saale ziehen sah.

»Gut,« sprach er für sich, »daß diese Störenfriede endlich abziehen!«

Leider aber waren diese Störenfriede das gesammte Publikum, und in einem Nu war der ganze weite Saal leer, bis auf einige Weiber, alte Männer, oder Kinder, die da und dort noch um die Pfeiler stehen blieben. Einige Studenten saßen noch auf dem Fenstergesimse und schauten auf den Platz hinaus.

Je nun, dachte der Poet, es sind ihrer schon genug, um die Entwicklung meines Stücks zu hören; obwohl klein an der Zahl, ist es ein um so ausgewählteres, wissenschaftliches Publikum.

Der Dichter blickte mit Selbstgefühl nach der Bühne hin, wo eben eine Symphonie die Ankunft der heiligen Jungfrau Maria verkünden sollte. Doch keine Musik ließ sich hören, sie war mit der Prozession des Narrenpabstes abgezogen. »Nur weiter! Immer fortgefahren!« sprach der Poet mit stoischem Gleichmuth.

In diesem Augenblicke schrie einer der Studenten, die unter dem Fenster saßen: »Die Esmeralda! Die Esmeralda da unten!«

Dieses Wort brachte eine magische Wirkung hervor. Wer noch im Saale war, stürzte den Fenstern zu, um auf den Platz hinunter zu schauen, und Alle wiederholten mit Einer Stimme: »Die Esmeralda! die Esmeralda!«

Zu gleicher Zeit hörte man von außen rauschenden Beifallruf.

»Was will das heißen: die Esmeralda?« sprach der trostlose Poet mit gefalteten Händen. »Jetzt schauen sie gar auf die Straße, weil es im Saal keinen Spektakel mehr gibt!«

Er wendete sich seiner Bühne zu und sah, daß die Vorstellung unterbrochen war. Eben sollte Jupiter mit dem Blitz in der Hand auftreten. Der gute Jupiter stand aber unbeweglich unten am Gerüste.

»Michel Giborne,« rief ihm der erzürnte Poet zu, »was machst Du da unten? Ist das Deine Rolle? Steige herauf!«

»Ich kann nicht,« erwiederte der Donnergott kläglich, »ein Student hat mir die Leiter genommen.«

»Und warum denn?« fragte der Poet.

»Um die Esmeralda zu sehen,« erwiederte Jupiter.

Das war der letzte Schlag, der unsern armen Dichter traf; er gab das Stück verloren und sprach zu den Schauspielern: »Packt Euch zum Teufel! Wenn ich bezahlt werde, will ich Euch auch bezahlen.«

Hierauf entfernte er sich mit gesenktem Haupte und murmelte, während er die Wendeltreppe des Palastes hinabstieg, für sich: Esel, Dummköpfe, diese Pariser! Sie kommen, ein Mysterium zu hören, und hören nicht darauf! Sie achten auf Alles, was außer der Bühne vorgeht, auf Clopin Trouillefou, auf den Kardinal von Bourbon, auf Jakob Coppenole, auf Quasimodo den Großbuckel, aber auf das Schauspiel und die heilige Jungfrau Maria nicht! Hätte ich das gewußt, so würde ich euch was Anderes gekocht haben, als die heilige Jungfrau Maria, ihr Lümmel! Ich, ein Dichter, will strahlende Gesichter sehen, die vor Freude und Bewunderung meines Stücks glänzen, und erblicke nichts als die Rücken eines rohen und unwissenden Haufens! Doch ein Poet muß sich an Mißgeschick gewöhnen. Homer bettelte von einem griechischen Dorfe zum andern und Ovidius Naso starb in der Verbannung am unwirthlichen Gestade Pannoniens. Aber was Teufels wollen sie denn mit ihrer Esmeralda! Was ist das für ein Wort? Es ist ägyptisch!

VII.

Von der Charybdis in die Scylla

Im Januar wird es bald Nacht. Es war schon finster auf der Straße, als Gringoire aus dem Palaste trat; er suchte irgend eine abgelegene Straße zu erreichen, wo er in der Stille nachdenken und das Pflaster der Philosophie auf die Wunde legen konnte, die der Dichter empfangen hatte. Die Philosophie war allerdings seine einzige Zuflucht, denn er hatte nicht einmal die Tonne des Diogenes zur Wohnung, und wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Nach dem schmählichen Durchfall, den sein theatralischer Versuch erlitten hatte, wagte er nicht, in seine alte Wohnung zurückzukehren, weil er die sechsmonatliche Miethe, die 12 Sous betrug, noch schuldig war und den Hausbesitzer auf die gehoffte Einnahme von seinem Stück vertröstet hatte. Als er in diesen düsteren Gedanken über den Platz des Palastes ging, um sich in das Labyrinth der Altstadt zu werfen, stieß er auf die Prozession des Narrenpabstes, die mit brennenden Fackeln, Musik und lautem Geschrei einherzog. Dieser Anblick riß die Wunden seiner Eigenliebe wieder auf; er floh davon und schlug den Weg nach der St. Michelsbrücke ein. Hier liefen Kinder mit Fackeln herum und ließen Feuerwerk los.

»Hole der Teufel alles Licht und mache die Welt so schwarz wie die Nacht!« fluchte der grämliche Poet und schlug einen anderen Weg ein. Da stieß er auf ein illuminirtes Haus, die Portraits des hohen Brautpaares glänzten in bunten Farben. Der Dichter kehrte ihnen den Rücken und wendete seine Schritte einer dunkeln Straße zu, die vor ihm lag. So erreichte er den westlichen Theil der Stadt. Als er auf den Grèveplatz kam, fand er ihn von einer großen Menschenmenge erfüllt. Ein junges Mädchen tanzte vor einem Kreise von Zuschauern, der sie umgab. War es ein menschliches Wesen oder eine Fee, oder ein Engel, das wußte sich Peter Gringoire, obgleich skeptischer Philosoph, im ersten Augenblicke nicht zu sagen, so sehr hatte ihn diese glänzende Erscheinung ergriffen.

Die Tänzerin war nicht groß, sie schien es aber, so fein und schlank war ihr Wuchs, ihr Gesicht war braun, aber ihre Haut hatte jenen schönen, goldenen Wiederschein der Andalusierinnen und Römerinnen; ihr Fuß war klein und niedlich; sie tanzte, wendete, drehte sich auf einem persischen

Teppich herum, der nachlässig unter ihre Füße geworfen war, ihre großen schwarzen Augen strömten Blitze aus.

Alle Blicke waren auf die Tänzerin geheftet, und in der That, wenn man sie so schweben sah, mit hocherhobenem Tambourin in ihren runden Armen, schlank und lebendig wie eine Wespe in ihrem goldenen Mieder, ihrem mit Bändern besetzten Rocke, ihren nackten Schultern, ihren schwarzen Haaren und blitzenden Augen, so konnte man sie für ein übermenschliches Wesen halten.

Nicht anders, dachte Peter Gringoire bei sich, es ist ein Salamander, eine Nymphe, eine Göttin, eine Bacchantin!

In diesem Augenblicke ging eine der Locken auf dem Haupte der Nymphe auf, und das Kupferblech, das sie zusammengehalten hatte, fiel zur Erde.

Potz tausend! verbesserte sich der Poet, es ist eine Zigeunerin.

Alle Illusion war auf einmal verschwunden.

Die Zigeunerin tanzte jetzt mit zwei bloßen Säbeln auf der Stirne. Obwohl entzaubert, hatte doch der Anblick des ganzen Gemäldes, das sich ihm darbot, etwas Magisches für unsern Dichter: das Freudenfeuer, das auf dem Platze brannte, erhellte ihn mit einem rothflammenden Scheine, der sich auf den Gesichtern der Menge und auf der braunen Stirne der jungen Tänzerin abspiegelte. Unter den tausend Gesichtern, welche diese Flamme beleuchtete, erschien eines, das, noch mehr als alle andern, in die Betrachtung der Tänzerin vertieft war. Es war das ernste, ruhige und düstere Gesicht eines Mannes. Dieser Mann, dessen Kleidung man wegen der ihn umgebenden Menge nicht sehen konnte, schien nicht über 35 Jahre alt, obwohl er kahl war und nur noch einzelne, schon ergraute Haare sein Haupt nothdürftig deckten; seine hohe und breite Stirne war von Runzeln gefurcht; in seinen tiefliegenden Augen aber leuchtete das Feuer der Jugend und heftiger, tiefer Leidenschaften. Er hatte fortwährend seine Blicke auf die Zigeunerin gerichtet; sie wurden immer düsterer, und von Zeit zu Zeit flog ein schmerzliches, unheimliches Lächeln über seine Lippen.

Jetzt hörte das Mädchen auf zu tanzen, und das Volk klatschte ihr Beifall.

»Djali,« sagte die Zigeunerin.

Auf diesen Ruf kam eine schöne kleine Ziege mit vergoldeten Hörnern, vergoldeten Füßen und einem vergoldeten Halsbande.

»Djali,« sagte die Tänzerin, »jetzt ist es an dir.«

Sie setzte sich und hielt der Ziege ihren Tambourin hin.

»Djali,« fuhr sie fort, »in welchem Monat des Jahres sind wir?«

Die Ziege hob ihren Vorderfuß und gab einen Schlag damit auf das Tambourin. Die Menge staunte und klatschte Beifall.

»Djali,« fuhr die Zigeunerin fort, »den wie vielten Tag des Monats haben wir?«

Die Ziege hob ihren kleinen vergoldeten Fuß und gab damit sechs Schläge.

»Djali, wie viel Uhr ist es jetzt?«

Die Ziege gab sieben Schläge, und in demselben Augenblicke zeigte die Thurmuhr die siebente Stunde an.

Die Menge staunte und war bezaubert.

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist Hexerei,« sagte der Kahlkopf, der die Zigeunerin nicht aus den Augen ließ, in finsterem Tone.

Beim Klang dieser Stimme schauderte das Mädchen zusammen, aber der stürmische Beifall der Menge gab ihr wieder frischen Muth.

»Djali,« fuhr sie fort, »mach einmal den Meister Guichard Grand-Remy bei der Prozession an Mariä Reinigung.«

Die Ziege setzte sich auf die Hinterfüße, fing an zu blöcken und marschirte so gravitätisch im Kreise herum, daß alle Zuschauer laut auflachten.

»Djali,« fuhr das Mädchen, durch den steigenden Beifall ermuntert, fort, »wie predigt der Meister Jakob Charmolue?«

Die Ziege setzte sich auf das Hintertheil, fing an zu blöcken und focht mit den Vorderfüßen so eifrig durch die Luft, daß man einen orthodoxen Pfarrer auf der Kanzel zu sehen glaubte.

Die Menge schlug ein wieherndes Gelächter auf.

»Kirchenschändung! Entweihung des Heiligen!« rief die Stimme des Kahlkopfs.

Die Zigeunerin wandte sich gegen ihn und sagte: »Oh, der garstige Mensch!« warf den Mund auf, drehte sich auf dem Absatz herum und hielt den Tambourin hin, um die Gaben der Zuschauer einzusammeln. Als sie an die Stelle kam, wo unser armer Dichter stand, fuhr er mechanisch in die Tasche und fand sie leer. Das schöne Kind stand vor ihm, betrachtete ihn mit ihren schwarzen Augen, hielt den Tambourin in der ausgestreckten Hand und wartete der Gabe. Der unglückliche Poet schwitzte große Tropfen. Hätte er Peru in der Tasche gehabt, er würde es hingegeben haben; aber Peter Gringoire hatte Peru nicht, und Amerika war noch nicht entdeckt. Glücklicherweise kam ein unerwarteter Zufall dem armen Dichter zu Hülfe.

»Willst Du dich packen, ägyptische Heuschrecke?« rief eine kreischende Stimme aus dem dunkelsten Winkel des Platzes. Die Tänzerin wendete sich erschrocken um. Es war nicht die Stimme des Kahlkopfs, sondern eine Weiberstimme, die Stimme einer bösen, garstigen Betschwester.

Dieser Zuruf, der die Zigeunerin erschreckte, erweckte ein Hellauf unter einem Rudel Kinder, die sich auf dem Platze herumtrieben.

»Die alte Klausnerin vom Rolandsthurm!« riefen sie mit lautem Lachen. »Die alte Hexe brummt! Hat sie nicht zu Nacht gegessen? Wir wollen ihr etwas von den Ueberresten des Buffet der Stadt zutragen.«

Der ganze Haufen stürzte sich zumal der Tafel zu, an welcher heute die Stadt Paris öffentlich speisen ließ.

Diesen Zwischenakt hatte der Dichter benützt, um sich von der Tänzerin wegzuschleichen. Das Geschrei der Kinder brachte ihm in Erinnerung, daß er auch noch nicht gespeist habe. Er lief demnach dem Buffet zu; aber die kleinen Spitzbuben hatten flinkere Beine als er, und als er ankam, hatten sie bereits die Tafel geleert.

Es ist ein böses Ding, hungrig zu Bette zu gehen; noch schlimmer ist es aber, wenn man weder Nachtessen noch Bett hat. In diesem Falle befand sich unser Poet. Kein Brod, kein Obdach, Mangel an Allem! Er hatte schon lange die Entdeckung gemacht, daß Jupiter die Menschen in einem Anfall von Misanthropie geschaffen, und daß der Weise sein ganzes Leben lang mit den Tücken eines feindlichen Schicksals zu kämpfen habe.

Aus diesen düsteren Gedanken weckte ihn ein, obgleich lieblicher, doch seltsam klingender Gesang. Die junge Zigeunerin war es, die ihn angestimmt hatte. Die Worte, welche sie sang, gehörten einer unserem Dichter unbekannten Sprache an. Gleichwohl wurde er von der Lieblichkeit derselben ganz hingerissen, und dies war seit mehreren Stunden der erste Augenblick, wo er weder Hunger noch Durst fühlte.

Dieser Moment war nur kurz. Die nämliche Weiberstimme, welche den Tanz der Zigeunerin unterbrochen hatte, unterbrach auch ihren Gesang.

»Willst Du wohl schweigen, Du höllische Grille?« schrie sie aus dem nämlichen dunkeln Winkel.

Die arme Grille hielt plötzlich inne. Peter Gringoire hielt sich die Ohren zu und rief: »Verdammte, schnarrende Säge, welche die Leier zermalmt!«

Die übrigen Zuschauer murrten gleich ihm. »Zum Teufel mit der alten Klosterschwester!« riefen mehrere Stimmen, und die geifernde Betschwester hätte vielleicht ihre Ausfälle gegen die Zigeunerin zu bereuen gehabt, wenn nicht in diesem Augenblicke die Prozession des Narrenpabstes, nachdem sie zuvor durch hundert Gassen gezogen, mit Fackeln und großem Geräusch auf dem Grèveplatz erschienen wäre.

Diese Prozession hatte sich, seit sie den Justizpalast verlassen, vollständig organisirt und Alles an sich gezogen, was die Stadt Paris an disponiblen Gaunern, Dieben und Landstreichern besaß. Sie bot daher, als sie auf dem Grèveplatz ankam, einen sehr respektabeln Anblick dar.

Voran marschirte *Aegyptenland*. Der Herzog von Aegypten zu Pferd an der Spitze, neben ihm her seine Grafen zu Fuß, Steigbügel und Zaum seines Rosses haltend; hinter ihnen Aegypter und Aegypterinnen, mit ihren schreienden Kindern auf der Schulter, in bunter Mischung.

Hierauf kam das Königreich *Kauderwelsch*, d. h. sämmtliche Diebe von Frankreich, nach Stand und Würden geordnet; die Geringsten an Stand und Würde zogen voran, je vier und vier mit den verschiedenen Insignien ihrer Grade in dieser seltsamen Fakultät. Zuletzt kam, von den Großwürdenträgern seines Reiches umgeben, der König des Königreichs Kauderwelsch in einem kleinen Wagen, den zwei große Hunde zogen. Dann kam das Kaiserreich *Galiläa* mit seinem Kaiser in der Mitte seines Hofstaats. Endlich erschien, im Mittelpunkt dieses Gewimmels, auf seinem von hundert Kerzen erhellten Tragsessel der Narrenpabst, von den Großwürdenträgern seines Reichs auf den Schultern getragen. Dieser Pabst, auf seinem glänzenden Sessel sitzend, die dreifache Krone auf dem Haupt, St. Peters Stab in der Hand, war der Glöckner der Liebfrauenkirche, Quasimodo der Bucklige.

Das häßliche und düstere Gesicht des Zwergs hatte einen Anflug von Selbstgefühl und Wohlbehagen angenommen. Dies war der erste Genuß seiner Eigenliebe, den er jemals empfunden. Bis auf diese Stunde hatte er bloß Demüthigung, Verachtung seines Gewerbes, Ekel an seiner Person erfahren. Obgleich taub, schlürfte er doch, wie ein wahrer und wirklicher Pabst, den Beifallsruf der Menge behaglich ein. Ob sein Volk ein zusammengeraffter Haufe von Narren, Gaunern, Dieben und Bettlern war, was lag daran! Es war immer ein Volk und er ein Souverän. Der Zwerg nahm die ironischen Beifallsbezeugungen, die man ihm erwies, als vollen Ernst auf. Man muß jedoch gestehen, daß sie nicht ohne eine Beimischung von Furcht dargebracht wurden, denn der Bucklige war stark, der Krummbeinige behend und der Taube bösartig; lauter Eigenschaften, die den Scherz dämpfen.

Im Uebrigen glauben wir nicht, daß der neue Narrenpabst von den Gefühlen, die er empfand und einflößte, sich selbst Rechenschaft ablegen konnte. Der Geist, der in diesem verwahrlosten Körper wohnte, hatte natürlich auch etwas Unvollständiges und Mangelhaftes. Was der Zwerg in diesem Augenblicke fühlte, war für ihn durchaus unklar und unbestimmt. Nur das ließ sich erkennen, daß die Freude auf seinem Gesichte schimmerte und der Hochmuth auf seiner Stirne thronte.

Nicht ohne Staunen und Schrecken sah man daher, als Quasimodo in der Trunkenheit seiner Macht triumphirend einherzog, einen Mann aus der Menge auf ihn zustürzen und ihm mit zorniger Geberde den vergoldeten Stab, den er als Zeichen seines Pabstthums in der Hand trug, entreißen. Dieser Verwegene war der Kahlkopf, der kurz zuvor das arme Zigeunermädchen durch seine drohenden Worte erschreckt hatte. Er trug eine geistliche Kleidung. Im Augenblicke, da er aus der Menge trat, erkannte ihn Peter Gringoire, der ihn bis jetzt nicht bemerkt hatte, und rief erstaunt: »Das ist ja mein Meister in Hermes, Don Claude Frollo, Archidiakonus! Was Teufels will er von diesem garstigen Einäugigen? Hat er etwa Lust, sich von ihm mit den Zähnen zerreißen zu lassen?«

In der That erhob sich eben auch ein Schrei des Entsetzens. Der furchtbare Zwerg war schnell von dem Tragsessel herabgestürzt, und die Weiber wendeten bereits ihre Augen ab, denn sie glaubten nicht anders, als daß er den Archidiakonus mit Haut und Haar auffressen würde.

Quasimodo hatte mit einem mächtigen Satze den Angreifer erreicht, blickte ihm verwundert ins Gesicht und fiel dann auf die Kniee nieder. Der Priester riß ihm seine dreifache Krone ab und zerschlug seinen vergoldeten Stab. Quastmodo blieb mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen auf den Knieen liegen.

Jetzt erhob sich zwischen den Beiden ein seltsames Zwiegespräch von Zeichen und Geberden, denn weder der Eine noch der Andere redete. Der Priester, aufrecht, zornig, drohend, gebieterisch; Quastmodo bestürzt, demüthig, flehend!

Endlich faßte der Priester den Zwerg an seiner mächtigen Schulter rauh an und gab ihm ein Zeichen, aufzustehen und ihm zu folgen. Quasimodo

erhob sich.

Jetzt wollte die Brüderschaft der Narren, nachdem sie von ihrer Ueberraschung zurückgekommen war, ihren so plötzlich entthronten Pabst vertheidigen. Das Königreich Aegypten und ganz Kauderwelsch stürzten auf den Priester los.

Da stellte sich der Zwerg vor ihn hin, ballte seine mächtigen Fäuste und grinste mit den Zähnen, wie ein erboßter Tiger. Der Priester gab ihm ein Zeichen und wendete sich stillschweigend von der Menge ab. Der Zwerg schritt vor ihm her und öffnete ihm links und rechts einen Weg.

Ein Haufe Neugieriger und Müßiger folgte ihnen schreiend nach. Jetzt deckte der Zwerg den Rückzug des Priesters. Als ihn die Menge so erblickte, in seiner untersetzten kräftigen Gestalt, mit seinem düstern, unglückverkündenden Gesichte, seine unförmlichen Glieder zum Kampf anspannend, gleich einem Keuler des Waldes seine Hauer leckend, grinsend wie ein wildes Thier, hielt sie sich in gemessener Entfernung.

Bald hatten Priester und Zwerg eine enge finstere Gasse erreicht, wohin ihnen Niemand zu folgen wagte, so sehr schreckte schon der Gedanke an das grinsende Thier Quasimodo Jeden zurück.

»Seltsam! Sonderbar!« sprach Peter Gringoire, der diesem Auftritt angewohnt hatte, »aber wo Teufels werde ich etwas zu essen finden?«

VIII.

Wie Peter Gringoire zur Nachtzeit einem schönen Mädchen nachstrich, und wie es ihm übel erging

Peter Gringoire hatte gesehen, daß das schöne Zigeunermädchen mit ihrer Ziege in die Messerschmiedstraße einlenkte; er nahm denselben Weg.

Und warum denn nicht? sprach er zu sich selbst.

Peter Gringoire, der alle Gassen von Paris mit seinen langen Füßen gemessen hatte, war zu der sublimen Entdeckung gelangt, daß nichts

poetischer sei, als einem schönen Mädchen auf dem Fuße zu folgen, ohne daß man weiß, wohin sie geht. Es lag, wie er behauptete, in dieser freiwilligen Verzichtleistung auf den eigenen Willen, in dieser Phantasie, welche sich einer anderen Phantasie unterordnet, eine Mischung phantastischer Unabhängigkeit und blinden Gehorsams, ein Mittelding zwischen Sklaverei und Freiheit, das unserem Dichter, der sich gerne in der Mitte der Dinge hielt, wohl gefiel. Schade, daß Peter Gringoire todt ist, wie schön könnte er nicht, wenn er noch lebte, die richtige Mitte zwischen Klassikern und Romantikern halten!

Unser guter Dichter, der ohnedies nicht wußte, wo er die Nacht zubringen sollte, folgte der schönen Zigeunerin, welche flüchtig einherschritt und ihre Ziege an der Hand mit sich führte, auf dem Fuße. Als dieser Wettlauf, denn Peter Gringoire folgte ihr eben so rasch, ohne sie je zu erreichen, kein Ende nehmen wollte und Straße auf, Straße ab führte, wurde unser Dichter nachdenklich und sprach für sich: Nun, irgendwo muß sie doch wohnen! Diese Zigeunermädchen sind gutmüthig ... wer weiß!

An dieses »wer weiß!« schienen sich allerhand angenehme Ideen zu knüpfen; denn, trotz Hunger und Durst, verklärte sich das Gesicht des Poeten durch ein freundliches, bedeutungsvolles Lächeln.

Die Hausbewohner schlossen ihre Thüren und löschten ihre Lichter. Die Straßen wurden allmählig finsterer und einsamer. Nur selten noch fand man einen verspäteten Nachtwanderer, oder sah an irgend einem Fenster noch ein Lichtlein brennen. Die Zigeunerin und ihre Ziege schritten rüstig vorwärts; Peter Gringoire folgte ihnen immer gleich rasch auf dem Fuße. Jetzt hatten sie sich in das Labyrinth der unzähligen Gassen und Winkel der Altstadt verirrt. Das Zigeunermädchen schien den Weg genau zu kennen, denn sie schritt immer eilig vorwärts, ohne einen Augenblick anzuhalten.

Seit Kurzem erst schien sie den Mann bemerkt zu haben, der ihr beständig nachging; sie drehte einige Male den Kopf nach ihm um und beflügelte dann ihre Schritte, wie Jemand, den die Angst weiter treibt. Jetzt verschwand das Mädchen um eine Ecke, und in demselben Augenblicke hörte unser Dichter einen durchdringenden Schrei. Er eilte schnell vorwärts und sah beim Schein einer Lampe, die vor einem Muttergottesbilde brannte, wie das Zigeunermädchen sich gegen zwei Männer wehrte, welche sie

umfaßt hielten und ihr Geschrei zu ersticken suchten. Die arme kleine Ziege stand dabei, senkte die Hörner und blöckte jämmerlich.

»Halt, Ihr Gaudiebe!« schrie unser Dichter ritterlich und stürzte tapfer auf sie los. Einer der Männer drehte sich gegen ihn um. Es war das scheußliche Angesicht des einäugigen Zwergs.

Peter Gringoire floh nicht, aber er wagte keinen Schritt weiter vorwärts. Der Zwerg hob den mächtigen Arm und schleuderte ihn mit einem einzigen Stoß vier Schritte von sich auf das Pflaster, ergriff dann das Mädchen und trug sie so leicht davon, als ob er eine Flaumfeder auf dem Arme hätte. Sein Spießgeselle folgte ihm und hinter beiden rannte mit kläglichem Blöken die Ziege.

»Räuber! Mörder!« schrie das unglückliche Zigeunermädchen.

»Halt, Ihr Schufte! laßt das Mädchen los!« schrie plötzlich mit einer Donnerstimme ein Reiter, der um die nächste Ecke kam.

Es war ein Hauptmann der königlichen Bogenschützen, vom Kopf bis zum Fuß gepanzert und die eingelegte Lanze in der Faust.

Der Reiter entriß das Zigeunermädchen dem bestürzten Zwerg und nahm sie vor sich auf den Sattelknopf. Von seinem ersten Schrecken zurückgekommen, stürzte der furchtbare Zwerg auf den Reiter los, um ihm seinen Raub wieder abzunehmen; aber in demselben Augenblicke sah er sich von einem Dutzend Lanzenreitern umringt, die ihrem Offizier auf dem Fuße gefolgt waren. Quasimodo wurde gepackt und geknebelt. Er heulte, er schäumte vor Wuth und biß mit den Zähnen um sich. Sein Spießgeselle war während des Kampfes entflohen.

Das Zigeunermädchen richtete sich mit Grazie auf dem Sattel empor, blickte den Offizier mit ihren schalkhaften Augen an und fragte mit dem ganzen Wohllaut ihrer Stimme: »Wie heißt Ihr, Herr Gendarm?«

»Hauptmann Phöbus de Chateaupers, Euch zu dienen, mein schönes Kind!« erwiederte der Offizier, und während er sich im Sattel aufrichtete

und behaglich seinen Schnurrbart strich, gleitete die behende Zigeunerin rasch vom Pferde herab und entfloh mit der Schnelligkeit des Windes.

»Beim Nabel des heiligen Vaters!« sagte der Offizier, »ich hätte lieber das Mädchen behalten als den garstigen Zwerg. Schnallt dem Schuft die Riemen fester.«

»Je nun, Herr Hauptmann,« erwiederte einer der Gendarmen, »die Grasmücke ist davon geflogen und die Fledermaus zurückgeblieben!«

Inzwischen lag der arme Peter Gringoire noch immer auf dem Pflaster vor der Lampe, welche die Nische des Muttergottesbildes erhellte, und wohin ihn die kräftige Faust des Zwerges geschleudert hatte. Allmählig kam er wieder zu sich. Anfangs zwischen Traum und Wachen schwebend, vermischten sich in seinem Geiste die schlanken Figuren des Zigeunermädchens und der Ziege mit der gewichtigen Faust des Zwerges, die ihn zu Boden geschleudert hatte. Dieser Zustand war vorübergehend. Eine empfindliche Kälte am unteren Theile seines Körpers brachte ihn bald völlig zu sich; er lag mit dem halben Leibe in dem Bach, der durch diese Gasse rieselte.

Der arme Dichter versuchte aufzustehen, aber alle seine Glieder waren wie gelähmt. Verfluchter buckliger Cyklop! brummte er zwischen den Zähnen.

Der Name des Zwergs führte ihm das Bild des Archidiakonus Claude Frollo, des Begleiters von Quasimodo, in's Gedächtnis zurück. Die gewaltsame Scene, welcher er angewohnt hatte, schwebte an ihm vorüber; er erinnerte sich, daß es zwei Männer waren, gegen welche sich das Zigeunermädchen wehrte, und das finstere, hochmüthige Gesicht des Archidiakonus trat verwirrt vor den Blick seines Geistes.

Das wäre doch seltsam! dachte er bei sich selbst, und auf den Grund dieses Gedankens baute er eine Menge Hypothesen, deren eine immer sonderbarer war als die andere. Nässe und Kälte weckten ihn aus seinen Träumen zur rauhen Wirklichkeit: Mich hungert! mich dürstet! mich friert! seufzte er in kläglichem Tone.

Ein Haufe jener kleinen Halbwilden, die halbnackt gehen, und von jeher zu Paris unter dem Namen Gamins bekannt waren und noch sind, lief unter lautem Geschrei und Lachen der Stelle zu, an welcher unser armer Dichter ausgestreckt lag. Sie zogen einen Strohsack hinter sich nach, und das bloße Geräusch ihrer Holzschuhe hätte einen Todten erwecken können. Peter Gringoire, der noch etwas Leben in sich spürte, erhob sich mit halbem Leibe.

»Juchhe! Juchhe!« schrieen die Jungen aus voller Kehle, »der alte Eustach Moubon, der Hufschmied an der Ecke ist gestorben. Wir wollen mit seinem Strohsack ein Freudenfeuer machen!«

Mit diesen Worten warfen sie den Strohsack gerade auf den unglücklichen Poeten, in dessen Nähe sie gekommen waren, ohne ihn zu sehen. Zugleich nahm einer der Jungen eine Handvoll Stroh, um es an der Lampe der heiligen Jungfrau anzuzünden.

Hunger! Durst! Kälte! Hitze! soll ich durch alle Qualen der Hölle gehen und zuletzt noch den Feuertod sterben? seufzte der geängstigte Dichter, raffte sich, von Todesfurcht getrieben, gewaltsam auf und warf den Strohsack mitten unter den Haufen der Gamins.

»Heilige Jungfrau! Der todte Hufschmied!« schrieen die Jungen und liefen über Hals und Kopf davon.

Der Dichter entfloh nach der andern Seite und der Strohsack blieb Meister des Schlachtfeldes. Am andern Morgen wurde er gefunden und mit großem Pomp in die Kirche Sainte-Opportune gebracht. Man konnte dort bis auf die neuesten Zeiten aus dem Munde des Sakristans das Wunder vernehmen, welches das Marienbild im Winkel der Straße *Mauconseil* in der ewig denkwürdigen Nacht vom 6. auf den 7. Januar 1482 verrichtet hatte, indem es den verstorbenen Hufschmied Moubon, den der Teufel in seinen Strohsack gebannt hatte, durch seine bloße Gegenwart aus demselben herausbeschwor.

IX.

Der zerbrochene Krug

Der geängstigte Dichter durchrannte mit langen Beinen manche Straße und manchen Winkel; ein panischer Schrecken trieb ihn fort, bis ihm der Athem ausging. Jetzt gewann die Philosophie des Dichters über die blinde Furcht wieder die Oberhand, und er stellte sich folgendes Dilemma: Meister Peter Gringoire, sprach er zu sich selbst, indem er mit dem Finger an seinen Hirnkasten klopfte, es scheint mir, daß Ihr davon gelaufen seid, wie ein Narr. Die Teufelsjungen hatten sicherlich vor Euch eben so viel Angst, als Ihr vor ihnen. Habt Ihr denn nicht das Klappern ihrer Holzschuhe gehört, als sie gegen Süd davon liefen, während Ihr nach Nord entflohet? Eines von beiden: entweder haben sie die Flucht ergriffen, und dann ist der Strohsack, den sie in ihrem Schrecken auf dem Platze ließen, gerade das gastliche Bett, nach dem Ihr Euch schon so lange sehnt, und das Euch jetzt die heilige Jungfrau so wunderbar zuschickt, um Euch für das moralische Stück zu belohnen, welches Ihr zu ihren Ehren gedichtet habt; oder aber die Jungen haben nicht die Flucht ergriffen, und in diesem Falle haben sie Feuer an den Strohsack gelegt, und das ist gerade das Feuer, dessen Ihr benöthigt seid, um Euch zu wärmen und zu trocknen. In beiden Fällen also, gutes Feuer oder gutes Bett, bleibt immer der Strohsack ein Geschenk, das Euch der Himmel verliehen hat. Vielleicht hat die gebenedeite Jungfrau Maria an der Straßenecke Mauconseil den Hufschmied Eustach Moubon bloß darum sterben lassen, um Euch für diese Nacht eine Lagerstätte zu verschaffen, und es wäre sehr undankbar von Euch, wenn Ihr diese himmlische Gabe verschmähen wolltet. Reißt also nicht ferner aus, wie ein Burgunder vor einem Franzosen, und sucht nicht vor Euch, was Ihr hinter Euch laßt! Und kurz und gut, Meister Peter Gringoire, Ihr seid ein Esel!

Nachdem unser Dichter dieses Selbstgespräch gehalten hatte, und zu besagtem Schlußsatze gekommen war, kehrte er um, den ersehnten Strohsack zu suchen. Er irrte jedoch vergebens in dem verworrenen Knäuel dieser Gassen und Winkel herum, und konnte keinen Ausgang aus ihnen finden. Verflucht seien die Sackgäßchen und Straßenwinkel! rief er unmuthig aus. Der Teufel hat sie nach dem Bilde seiner höllischen Ofengabel gemacht!

In diesem Augenblicke blendete seine Augen ein röthlicher Schein, der aus dem Ende einer langen und engen Straße kam. Gelobt sei Gott! sprach

Peter Gringoire freudig, dort unten brennt mein Strohsack. *Salve, Salve, maris stella!*

Mit diesen Worten schritt er rasch vorwärts in der engen ungepflasterten Straße, die immer kothiger und abschüssiger wurde. Sie war nicht einsam und verlassen; da und dort bewegten sich, in ihrer ganzen Länge, undeutliche und unförmliche Gestalten, die alle ihre Richtung nach dem röthlichen Scheine nahmen, der vom äußersten Ende der Straße leuchtete, jenen schwerfälligen Insekten gleich, die bei Nacht, von einem Grashalm zum andern, dem Feuer eines Hirten zufliegen.

Peter Gringoire schritt rasch vorwärts und hatte bald eine dieser Larven erreicht, welche sich mühsam hinter den andern herschleppte; es war ein elendes krüppelhaftes Wesen, dem die Beine fehlten und das auf den Händen fortrutschte. Als er verwundert stehen blieb, rief ihm eine klägliche Menschenstimme zu: *»La buona mancia, Signor! La buona mancia, Signor!«*

»Hol' mich der Teufel,« sagte unser Dichter, und ging weiter, »wenn ich verstehe, was Du willst!«

Bald stieß er auf eine andere dieser wandelnden Massen. Es war ein Lahmer, hinkend und einarmig, und zwar so einarmig und so hinkend, daß das verwickelte System der Krücken und hölzernen Füße, auf denen er wandelte, ihm das Ansehen eines vorwärts schreitenden Mauergerüstes gab. Unser Dichter, welcher klassische Vergleichungen liebte, nannte ihn in Gedanken den lebenden Dreifuß des Neptun.

Dieser lebende Dreifuß erhob seinen Hut bis zur Höhe des Kinns unseres Poeten und schrie ihm in die Ohren: *»Sennor caballero, para comprar un pedaso de pan!«*

Es scheint, sprach Peter Gringoire für sich, daß diese Mißgeburt auch eine Sprache hat, aber der Teufel verstehe sie!

Er verdoppelte den Schritt. Ein Blinder ging vor ihm her, mit einem langen Bart, mit einem Knotenstock vor sich hintappend und von einem

großen Hunde geführt, *»Facitote caritatem!«* rief ihm der Blinde in näselndem Tone zu.

»Endlich,« sagte der Poet, »treffe ich doch Einen, der eine christliche Sprache spricht. Ich muß ein sehr mildthätiges Aussehen haben, daß man bei der gänzlichen Schwindsucht meiner Börse doch Almosen von mir bettelt. Mein Freund, ich habe vergangene Woche mein letztes Hemd verkauft, oder, weil Du doch nur Ciceros Sprache verstehst. *Vendidi hebdomade nuper transita meam ultimam chemisam.*«

Mit diesen Worten kehrte er dem Blinden den Rücken und setzte seinen Weg fort. Der Blinde aber holte auf einmal weit aus und schritt so rasch vorwärts, wie Einer, der zwei gute Augen hat. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Lahmen und Hinkenden und rannten mit großer Geschwindigkeit und unter furchtbarem Geräusch ihrer Krücken und hölzernen Beine hinter ihm her.

Caritatem! La buona mancia! Un pedaso de pan!« gellte es in die Ohren des geängstigten Poeten.

»O babylonische Sprachverwirrung!« rief er aus und rannte davon; der Blinde und die Lahmen rasch hinter ihm her; und rund um ihn, so lang und breit die Straße war, wimmelte es von Blinden, Lahmen, Einarmigen, Einäugigen und Aussätzigen, die sich alle vorwärts nach der röthlichen Flamme bewegten. Der arme Peter Gringoire, immer noch von den drei Mißgeburten verfolgt, und in der Mitte dieser sonderbaren, fremdartigen Wesen wandelnd, wußte nicht, was aus ihm werden sollte.

Der Gedanke kam ihm, einen Versuch zu machen, ob er nicht umkehren könne, aber es war zu spät, die ganze Legion der Mißgeburten hatte sich hinter ihm geschlossen. Er schritt demnach vorwärts, getrieben von der unwiderstehlichen Fluth seiner Verfolger und von seiner eigenen Angst, wie auch von einem Schwindel ergriffen, der ihm die ganze Scene als ein furchtbares Traumgesicht erscheinen ließ.

Endlich erreichte er das äußerste Ende der Straße, die an einen ungeheuern freien Platz grenzte, auf welchem, da und dort, in dem düstern Nebel der Nacht, viele tausend zerstreute Lichter und Feuer ihren

flackernden Schein von sich warfen. Peter Gringoire hoffte durch die Schnelligkeit seiner Beine den drei Mißgeburten zu entgehen, die ihn wie sein Schatten verfolgten.

»Onde vas, hombre!« schrie ihm der Lahme zu, indem er seine Krücken wegwarf und ihm mit den besten zwei Beinen nachlief, die je das Pflaster von Paris betreten hatten.

Die Mißgeburt ohne Beine stand jetzt aufrecht auf ihren Füßen und hing dem Dichter ihre schwere Krücke um den Hals, während ihn der Blinde mit weit geöffneten, flammenden Augen betrachtete.

»Wo bin ich denn?« rief der arme Poet schreckensvoll aus.

»Im Hofe der Wunder,« antwortete ein viertes Gespenst, das sich zu ihnen gesellt hatte.

»Bei meiner armen Seele, die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, aber wo ist der Heiland, der diese Wunder wirkt?«

Hierüber lachten die magischen Gestalten aus vollem Halse.

Der arme Poet blickte verwundert umher. Er befand sich wirklich in jenem furchtbaren Hofe der Wunder, in den noch niemals ein ehrbarer Mann um diese Stunde gekommen war, in dessen magischem Zirkel die Polizeibeamten, welche sich dahin wagten, spurlos verschwanden, in dieser Stadt der Räuber und Diebe, aus der jeden Morgen ein Strom von Lastern, Bettelei und Landstreicherei sich über die Straßen von Paris ergoß und jeden Abend zu seiner Quelle zurückkehrte; in diesem ungeheuren Bienenstock, in den jede Nacht alle Raubbienen des Staates mit ihrer Beute zurückkehrten, wo der ausgetretene Mönch und der liederliche Student, die Taugenichtse aller Nationen und aller Religionen, Spanier, Italiener, Deutsche, Juden und Christen, Muhamedaner und Götzendiener, bei Tag Bettler und Beutelschneider, sich zur Nachtzeit in Straßenräuber verwandelten; in diesem unermeßlichen Ankleidezimmer, wo sich damals sämmtliche Schauspieler jener ewigen Komödie aus- und anzogen, welche Raub und Mord, Diebstahl und Betrug, kurz jede Art von Laster, unausgesetzt auf dem Pflaster von Paris ausüben.

Es war ein ungeheuer weiter Platz, unregelmäßig und schlecht gepflastert, wie alle Plätze des damaligen Paris. Einzelne Feuer, um welche es von seltsamen Gruppen wimmelte, brannten da und dort. Geräusch, Geschrei, Gelächter, Stimmen von Männern, Weibern und Kindern, Gehen und Kommen, Sitzen und Stehen, Alles floß vor den Augen und Ohren bunt durcheinander. In dem flackernden, röthlichen Feuer, das einen ungewissen Schein in die Schatten der Nacht warf, sah man unbestimmte, seltsame Gestalten hin und her wandeln. Die Grenzen der Geschlechter und Gattungen schienen sich in diesem seltsamen Pandämonium zu verwischen. Man konnte einen Hund sehen, der fast ein Menschengesicht hatte, und einen Menschen, der beinahe einem Hunde glich.

Männer, Weiber, Thiere, Alter, Geschlecht, Gesundheit und Krankheit, Alles schien unter diesem Volke gemeinsames Erbtheil, Alles floß in bunter Mischung durcheinander.

Das schwache und schwankende Licht, das die Feuer von sich warfen; zeigte dem verblüfften Dichter, rings um den unermeßlichen Platz, ein häßliches Gemisch alter, halb verfallener Häuser. Das Ganze erschien ihm wie eine neue Welt, unbekannt, unerhört, mißgestaltet, phantastisch, kriechend und wimmelnd.

Der unglückselige Poet, den die drei Gauner fest hielten, den hundert andere bizarre Gesichter, gleich Masken, anstarrten, um den hundert Stimmen heulten und bellten, suchte vergebens seinen Geist zu sammeln. Der Faden seines Gedächtnisses war wie abgeschnitten; er zweifelte an der Wirklichkeit, zweifelte an seinem eigenen Dasein und sagte bei sich: wenn ich bin, ist dieses? wenn dieses ist, bin ich?

Jetzt erhob sich unter der ihn umgehenden Menge der allgemeine Ruf: »Führt ihn vor den König! führt ihn vor den König!«

Heilige Jungfrau! murmelte der Dichter, der König dieses Reichs muß ein Bock sein.

»Zum König! zum König!« wiederholten hundert Stimmen. Man riß ihn fort.

Während er über den furchtbaren Platz hinschritt, kehrte sein Bewußtsein zurück. Die Wirklichkeit, auf die er mit jedem Schritte stieß, zerstörte den furchtbaren Traum, den seine kranke Einbildungskraft geschaffen hatte. Er nahm endlich wahr, daß er noch lebe, daß er nicht an den Ufern des Styx, sondern im Straßenkoth wandle, daß nicht Dämonen, sondern Räuber und Diebe ihn geleiten, daß es nicht auf seine arme Seele, sondern auf sein Leben abgesehen sei, denn ihm fehlte das Einzige, was einen Banditen mit einem ehrlichen Manne versöhnen kann: ein voller Beutel.

Man brachte ihn in ein altes, wurmstichiges, durchlöchertes Haus. In einem großen Zimmer oder Saale standen in bunter Unordnung einige morsche Tafeln, unreinlich, von verschüttetem Wein und Bier triefend, um welche her viele bacchische Gesichter saßen, die vom Feuer der Trunkenheit glänzten. Rund umher schallendes Gelächter und unzüchtiger Gesang, Anstoßen der Kannen und Gläser, Streit und Zank. Dazwischen saßen Hunde umher und Kinder spielten auf dem Boden. In dem Kamin brannte ein großes Feuer und daneben stand ein umgestürztes Faß. Auf dem Faße sah ein Bettler. Dieser Bettler war der König, und dieses Faß sein Thron.

Man brachte den Gefangenen vor den Thron des furchtbaren Hauptes dieses gefürchteten Staats. Peter Gringoire wagte weder zu athmen, noch die Augen zum Throne des Königs der Gauner zu erheben.

Der König richtete von der Höhe seiner Tonne herab folgende Worte an den armen Patienten: »Was ist das für ein Schuft?«

Dem zitternden Dieter schien diese Stimme bekannt, er schlug schüchtern die Augen auf: es war Clopin Trouillefou, der auf dem Throne saß.

Clopin Trouillefou, mit den Zeichen seiner königlichen Würde bekleidet, hatte weder einen Lumpen mehr noch weniger am Leibe, als diesen Morgen, wo er im Saale des Justizpalastes als Bettler figurirte. Seine offene Wunde am Arme war bereits verschwunden. Er führte eine Peitsche in der Hand und trug auf dem Kopfe eine runde, oben geschlossene Mütze, die man eben so gut für einen Kinderbausch, als für eine Königskrone halten konnte, so sehr glichen beide einander. Peter Gringoire faßte, ohne zu

wissen warum, einige Hoffnung, als er in dem König der Diebe den vermaledeiten Bettler im großen Saale des Justizpalastes wieder erkannte,

»Meister, gnädigster Herr, Sire, Euer Majestät ... ich weiß in der That nicht, welchen Titel ich Euch beizulegen habe,« stotterte der verlegene Poet.

»Gnädigster Herr, Euer Majestät, oder Kamerad, nenne mich, wie Du willst; aber spute Dich,« erwiederte der Bettelkönig barsch. »Was hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?«

»Zu Deiner Vertheidigung! das gefällt mir nicht,« murmelte Peter Gringoire zwischen den Zähnen und fuhr stammelnd fort: »ich bin der Nämliche, der diesen Morgen...«

»Bei den Klauen des Teufels!« unterbrach ihn der König der Diebe, »Deinen Namen will ich wissen, Du Schuft, und weiter nichts. Hör' einmal! Du stehst vor drei mächtigen Herrschern: vor mir, Clopin Trouillefou, souveränem König des Königreichs Kauderwelsch; vor Matthias Hungadi Spicali, Herzog von Aegyptenland, und Wilhelm Rousseau, Kaiser von Galiläa. Du bist in das Königreich Kauderwelsch eingedrungen, ohne ein Unterthan des Reiches zu sein; Du hast die geheiligten Vorrechte unserer Stadt verletzt. Dafür verdienst Du Strafe, es wäre denn, daß Du in dem Reiche der sogenannten ehrlichen Leute ein Dieb, Bettler oder Landstreicher wärest. Bist Du etwas dieser Art? Rechtfertige Dich und nenne Deine Eigenschaften.«

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung,« erwiederte der geängstigte Dichter, »aber ich habe nicht die Ehre, das eine oder andere der benannten drei Gewerbe zu treiben. Ich bin vielmehr der Verfasser...«

»Gut,« unterbrach ihn der Bettelkönig trocken, »so wirst Du also gehängt werden. Das ist ganz einfach, Ihr ehrbaren Herren Bürger! wie Ihr die Unsrigen bei Euch behandelt, so behandeln wir die Eurigen bei uns. Das Gesetz, das Ihr gegen die Landstreicher anwendet, wenden die Landstreicher gegen Euch an. Ist es ungerecht, so sind wir nicht Schuld daran, Es ist erquicklich, von Zeit zu Zeit ein ehrbares Bürgergesicht auf der Galgenleiter Fratzen schneiden zu sehen. Das gibt der Sache selbst

einen ehrenvollen Anstrich. Mache Dich gefaßt zur letzten Reise, guter Freund, und vertheile Dein Geld und Deine Kleider nach Gefallen unter die ehrlichen Leute des Königreichs Kauderwelsch. Bedarfst Du vor Deinem seligen Hintritt noch einiger geistlichen Mummerei, so findest Du dort unten einen steinernen Herrgott, den wir zu diesem Gebrauche zu St. Peter am Schlachthause gestohlen haben. Du hast vier Minuten Zeit, ihm Deine arme Seele an den Kopf zu werfen.«

Das war ein sehr tröstlicher Zuspruch, der dem Kaiser von Galiläa wohl gefiel; denn er rief über die Tafel herüber: »Beim heiligen Peter und seinem Fischerring! unser König Clopin Trouillefou predigt wie der heilige Vater selbst.«

Als sich die Dinge so drohend gestalteten, kehrten Bewußtsein und Festigkeit in die Seele des armen Dichters zurück: »Meine Herren Kaiser und Könige,« sprach er kaltblütig, »Ihr denkt vermuthlich nicht daran, daß ich der nämliche Peter Gringoire bin, dessen moralisches Stück man diesen Morgen im großen Saale des Justizpalastes aufgeführt hat.«

»Beim Teufel, ja, Du bist es, Meister!« rief der Bettelkönig aus. »Ich war dabei, so wahr mich Gott geschaffen hat! aber, lieber Freund, weil Du uns diesen Morgen Langeweile gemacht hast, sollen wir Dich diesen Abend nicht hängen lassen? Dazu ist kein Grund vorhanden.«

Ich werde Mühe haben dem Strick zu entrinnen, dachte der Poet bei sich. Gleichwohl wollte er noch einen letzten Versuch machen, sich diesem schmählichen Tode zu entziehen.

»Ich sehe nicht ein,« sagte er, »warum man die Poeten nicht unter die Landstreicher rechnet. Aesop war ein Vagabund, Homer ein Bettler und Merkur ein Dieb.«

»Willst Du uns dumm machen mit Deinem Gesalbader?« unterbrach ihn der König der Gauner. »Mache nicht so viele Umstände, sondern laß Dich hängen!«

»Verzeiht, gnädigster Herr König der Landstreicher,« erwiederte Peter Gringoire, »es ist hier von keiner Kleinigkeit die Rede; Ihr werdet mich

doch nicht verurtheilen, ohne mich zuvor gehört zu haben.«

Der gerechte König des Königreichs Kauderwelsch ließ sich diese Einwendung zu Herzen gehen. Se. Majestät beriefen den Herzog von Aegypten, den Kaiser von Galiläa und den gesammten Staatsrath ihres Reiches vor sich. Diese hochansehnliche Versammlung bildete einen Halbkreis um das Faß, von welchem herab Clopin Trouillefou das Königreich der Beutelschneider regierte. In der Mitte dieses furchtbaren Kreises stand der arme Peter Gringoire als Delinquent. Clopin Trouillefou, der Doge dieses Senats, der König dieses Oberhauses, der Pabst dieses Conclave, thronte auf seinem Fasse in furchtbarer Majestät.

»Hör' einmal,« sagte er zu dem Dichter, »ich sehe nicht ein, warum man Dich nicht hängen sollte. Es scheint Dir zwar unangenehm zu sein, und ich will es gerne glauben, denn ihr ehrlichen Bürger seid nicht daran gewöhnt, ihr macht Euch eine viel zu schauerliche Vorstellung von der Sache. Im Uebrigen wollen wir Dir nicht übel, und es gibt ein Mittel, Deinen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Willst Du ein Bürger des Königreichs Kauderwelsch werden?«

Peter Gringoire ergriff unbedenklich diesen letzten Rettungsbalken und erwiederte hastig: »Ob ich will? Mit Freuden will ich!«

»Du willigst also ein, in die Reihen der Leute von der Blendlaterne zu treten?«

»Von der Blendlaterne, jawohl,« wiederholte Peter Gringoire mechanisch.

»Du erkennst Dich als Mitglied der Freibürgergesellschaft an?«

»Der Freibürgergesellschaft,« wiederholte der Dichter.

»Unterthan des Königreichs Kauderwelsch?«

»Unterthan des Königreichs Kauderwelsch.«

»Landstreicher?«

»Landstreicher.«

»Mit Leib und Seele?«

»Mit Leib und Seele.«

»Sehr brav,« fuhr der Bettelkönig fort, »aber ich muß Dir bemerken, daß Du darum nicht minder gehängt werden wirst.«

»Teufel auch!« rief der Poet erschrocken und fuhr drei Schritte zurück.

»Nur,« sprach Clopin Trouillesou weiter, »wirst Du später gehängt werden, mit mehr Feierlichkeit, auf Kosten der guten Stadt Paris, an einen schönen steinernen Galgen, und durch die ehrlichen Leute. Das ist allerdings ein Trost.«

»Ganz gewiß,« sagte Peter Gringoire.

»Du erlangst noch andere Vortheile. Als Freibürger hast Du kein Pflastergeld, keine Armentaxe, kein Laternengeld zu bezahlen, womit die ehrlichen Leute der Stadt Paris belegt sind.«

»Amen!« sprach der Poet. »Ich bin Landstreicher, Freibürger, Unterthan des Königreichs Kauderwelsch, Blendlaterne, Alles, was Eure Majestät aus mir machen will, und ich war es im Voraus schon, gnädigster Herr König, Euch zu dienen, denn ich bin Philosoph, *et omnia in philosophia, omnes in philosopho continentur*, wie Ihr selbst wißt.«

Der Bettelkönig runzelte die Stirne und erwiederte zornig: »Für wen hältst Du mich, Freund, daß Du mir da in Deiner ungarischen Judensprache vorleierst? Ich kann nicht hebräisch, und wer ein Bandit ist, ist noch lange kein Jude. Ich stehle sogar nicht mehr, ich stehe höher, ich morde.«

»Verzeihung, gnädigster Herr König,« versetzte demüthig der Poet, »es ist nicht hebräisch, sondern lateinisch.«

»Halt's Maul,« erwiederte zornig der Bettelkönig »ich sage Dir noch einmal, daß ich kein Jude bin, und wenn Du nicht schweigst, so lasse ich Dich hängen.«

Peter Gringoire schwieg weislich, worauf der König ruhig fortfuhr: »Du willst also ein Unterthan unseres Reiches werden, Du Spitzbube?«

»Allerdings,« antwortete der Poet.

»Der Wille allein thut es nicht,« sprach der König, »der schafft keine Zwiebel weiter in die Suppe und taugt zu nichts, als in's Paradies zu kommen; das Paradies und das Königreich Kauderwelsch sind aber zwei verschiedene Dinge. Im Paradies ist gut faullenzen, aber im Königreich Kauderwelsch muß man zu Etwas tauglich sein, und deßhalb mußt Du vor allen Dingen dem Gliedermann die Taschen leeren.«

»Alles will ich leeren, was Euch beliebt, Herr König,« entgegnete der Poet.

Auf ein Zeichen des Königs wurde ein tragbarer hölzerner Galgen herbeigebracht.

»Sie werden doch nicht gar des Teufels sein?« sprach Peter Gringoire mit innerlicher Angst.

Ein Glockengeläute, das er in diesem Augenblicke hörte, machte seiner Furcht ein Ende! es war der Gliedermann, den man am Strick des Galgens befestigte. Die tausend Glöckchen, mit denen er bedeckt war, hallten noch nach, so lange die Schwingung des Stricks dauerte, bis sie allmählig ganz schwiegen.

Hierauf deutete der Bettelkönig auf einen alten schwankenden Schemel, der unterhalb des Gliedermanns stand, und sprach zu Peter Gringoire: »Steig da hinauf, guter Freund.«

»Tod und Hölle!« rief der Dichter, »da muß ich den Hals brechen. Euer Schemel hinkt, wie ein Distichon von Martial; er hat einen Fuß Hexameter und einen Fuß Pentameter.«

»Steig hinauf!« wiederholte Clopin Trouillefou.

Jetzt faßte sich der Dichter ein Herz und gelangte, nicht ohne einige Schwankungen des Hauptes und der Arme, auf die Höhe des Schemels, wo er den Centralpunkt seines Gleichgewichts wieder fand.

»Jetzt,« fuhr der König fort, »drehe Deinen rechten Fuß um Dein linkes Bein und richte Dich auf der Spitze des linken Fußes in die Höhe.«

»Gnädigster Herr,« versetzte der Poet, »Ihr wollt also durchaus, daß ich den Hals breche?«

Clopin Trouillesou schüttelte den Kopf und sprach: »Höre, guter Freund, Du plauderst mir zu viel. Ich will Dir mit zwei Worten sagen, um was es sich hier handelt. Du richtest Dich, wie ich Dir schon gesagt, auf der linken Zehenspitze in die Höhe, um die Tasche des Gliedermanns mit ausgestreckter Hand erreichen zu können, Du ziehst den Beutel heraus, der darin steckt; und wenn dieses vollbracht ist, ohne daß der Ton einer Glocke hörbar wird, so hast Du wohlgethan und bist ein Unterthan unseres Königreichs Kauderwelsch. Dann bleibt uns nichts mehr übrig, als Dich acht Tage lang tüchtig durchzuprügeln.«

»Und wenn sich eine Glocke bewegt?« fragte unser Dichter.

»Dann wirst Du gehängt. Verstehst Du?«

»Ganz und gar nicht,« antwortete Peter Gringoire in der Angst seines Herzens.

»So höre noch einmal: Du ziehst dem Gliedermann die Börse aus der Tasche, und wenn dabei ein einziges Glöckchen sich hören läßt, so wirst Du gehängt. Verstehst Du das?«

»Wohl, ich verstehe es jetzt. Und hernach?«

»Nimmst Du die Börse, ohne daß man eine Glocke hört, so bist Du Unterthan unseres Reiches und wirst acht Tage hintereinander tüchtig durchgeprügelt. Verstehst Du es jetzt?«

»Nein, Herr König, das verstehe ich nicht. Welchen Vortheil habe ich denn? In dem einen Falle gehängt, in dem andern halbtodt geschlagen!«

»Und unser Unterthan, Unterthan des Königreichs Kauderwelsch, ist das nichts?« fragte mit ernster Stimme Clopin Trouillefou, der König der Diebe. »Wirst Du geschlagen, so geschieht es bloß zu Deinem eigenen Besten, damit Du Dich gegen Schläge abhärtest.«

»Schönen Dank!« erwiederte der Poet.

»Jetzt spute Dich,« sprach der König ungeduldig und stampfte mit dem Fuß auf seinen Thron, »frisch an's Werk, und wenn eine einzige Glocke läutet, so hängt man Dich an den Platz des Gliedermanns.«

Der königliche Staatsrath und die Zuschauer bei diesem offenen Gericht klatschten den Worten des Königs Beifall und reihten sich unter wildem Gelächter um den Galgen. Es blieb nun unserem Patienten nichts Anderes übrig, als das große Werk zu vollbringen. Er betrachtete mit angsterfüllter Seele den Gliedermann, und die tausend Glöckchen, die an ihm hingen, mit ihren kleinen kupfernen Zungen, erschienen ihm wie lauter Nattern mit offenem Munde, jeden Augenblick bereit, zu pfeifen und zu beißen.

Oh! sprach er leise für sich, soll mein Leben an der geringsten Schwingung des kleinsten dieser Glöckchen hängen? Oh! fügte er mit gefalteten Händen hinzu, ihr Glocken läutet nicht, ihr Schlegel, rührt euch nicht!

Noch einmal machte er einen Versuch auf die Barmherzigkeit des Bettelkönigs.

»Und wenn,« fragte er, »ein plötzlicher Windstoß käme?«

»So wirst Du gehängt,« erwiederte Clopin Trouillefou ohne Zaudern.

Da nun alle Mittel, aus diesem Labyrinth zu gelangen, erschöpft waren, ergab sich unser Dichter in sein unabwendbares Schicksal, drehte den rechten Fuß um das linke Bein, richtete sich auf der linken Zehenspitze in die Höhe und streckte den Arm aus; in dem Augenblicke aber, wo er den

Gliedermann berührte, schwankte sein Körper, der nur noch auf einem Fuße stand, auf dem Schemel, der nur drei Füße hatte; mechanisch wollte er sich an dem Gliedermann halten, verlor das Gleichgewicht und stürzte schwerfällig zu Boden, während der Ton von tausend Glocken in seinen Ohren wiederhallte.

»Verflucht!« rief er im Fallen, und blieb, das Gesicht der Erde zugekehrt, wie todt auf dem Boden liegen. In diesem schrecklichen Augenblicke gellte der Schall der Glocken todverkündend in seinen Ohren; er hörte das teuflische Gelächter der diebischen Rotte und vernahm des Bettelkönigs Stimme: »Hebt mir diesen Schuft auf und hängt ihn an den Galgen!«

Peter Gringoire erhob sich vom Boden, und als er aufblickte, sah er, daß man bereits den Gliedermann abgenommen hatte, um ihm Platz zu machen.

Man ließ ihn auf den Schemel steigen, der König in eigener Person legte ihm den Strick um den Hals, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach: »Gott befohlen, mein Herzenssohn! Du kannst jetzt dem Stricke nimmer entgehen, und wenn Du auch mit dem Magen des Pabstes verdautest.«

Das Wort Gnade! erstarb auf den Lippen unseres armen Dichters; er blickte trostlos um sich her, denn auf keinem dieser grinsenden Gesichter erblickte er einen Funken von Mitgefühl.

»Bellevigne de l'Etoile,« sprach der König zu einem Vagabunden von riesenhafter Gestalt, »steig auf den Querbalken.«

Schnell und gewandt stieg der Riese hinauf, und mit Entsetzen sah ihn Peter Gringoire über seinem Haupte schweben.

»Jetzt,« fuhr Clopin Trouillefou fort, »sobald ich in die Hände klatsche, wirfst Du, Andry le Rouge, den Schemel um, Du, François Chante-Prune, hängst Dich an die Füße des armen Sünders, und Du, Bellevigne de l'Etoile, steigst auf seine Schultern, und alle Drei zumal, hört Ihr's?«

Dem armen Peter Gringoire lief es eiskalt über den Rücken hinab.

»Seid Ihr fertig?« fragte der Bettelkönig. Der letzte Augenblick des armen Dichters war nahe.

»Seid Ihr fertig?« wiederholte Clopin Trouillefou und schickte sich an, mit den Händen zu klatschen. Noch eine Sekunde, und es war um unsern Poeten geschehen.

Plötzlich hielt Clopin Trouillefou, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen, inne,

»Halt!« sagte er, »fast hätte ich vergessen... Es ist unter uns gebräuchlich, daß wir keinen Mann hängen, ohne zuvor bei den Weibern Umfrage zu halten, ob ihn eine von ihnen will. Kamerad, das ist Dein letztes Rettungsmittel, ein Bettelmensch zum Weibe oder den Strick.«

Peter Gringoire schöpfte frischen Athem. Zum zweitenmal, seit einer halben Stunde, kehrte er in's Leben zurück. Es war aber noch nicht allzusehr darauf zu bauen.

»Holla!« schrie Clopin Trouillefou mit lauter Stimme, »holla! Ihr Weiber und Weiblein, ist unter Euch irgend eine alte oder junge Hexe, die diesen Schlingel zum Manne will? Holla! Kommt und schaut! Ein Mann umsonst! Wer will ihn?«

Unser Peter Gringoire, in seinem kläglichen Zustande, bot nicht den reizendsten Anblick dar; auch schienen die Damen des Königreichs Kauderwelsch den Antrag ihres gnädigsten Souveräns wenig zu beachten.

»Nein! nein!« antworteten viele Stimmen, »knüpft ihn lieber auf, dann haben doch Alle einen Genuß davon!«

Ein Trio dieser Damen trat jedoch aus dem Haufen, den Brautwerber zu beschauen. Die Erste derselben, ein dickes Bettelmensch mit viereckigem Gesicht, musterte ihn und seinen abgeschabten Anzug. Sie warf das Maul auf und sprach: »Alte Wetterfahne! wo hast Du Deinen Mantel?«

»Ich habe ihn verloren,« erwiederte mit kläglicher Stimme der Poet.

»Deinen Hut?«

»Man hat mir ihn genommen.«

»Deine Börse?«

»Es ist kein Pfennig mehr darin.«

»So laß Dich hängen und bedanke Dich schön dafür!« sagte die Bettlerin und wendete ihm den Rücken.

Die Zweite, alt, runzlig, von Rauch und Schmutz geschwärzt und so häßlich, daß sie selbst in dem Hofe der Wunder Aufsehen machte, umschlich ihn wie eine Katze, betrachtete ihn von allen Seiten und entfernte sich dann mit den Worten: »den dürren Häring mag ich nicht!«

Die Dritte war ein junges Mädchen, ziemlich frisch und nicht allzuhäßlich.

»Rette mich!« rief ihr der arme Teufel mit gedämpfter Stimme zu.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick mit anscheinendem Mitleid, schlug die Augen nieder, spielte an ihrer Schürze und war unschlüssig.

Peter Gringoire folgte allen diesen Bewegungen, die ihm für Leben und Tod entscheidend waren, mit gierigen Blicken.

»Nein!« sprach endlich das Mädchen, »nein! Guillaume Longue-Joue würde mich prügeln!« Mit diesen Worten trat sie in den Haufen zurück.

»Kamerad,« sprach Clopin Trouillefou, »Du hast Unglück!«

Hierauf erhob sich der Bettelkönig aufrecht auf seinem Throne und rief mit der Stimme eines Ausrufers: »Wer will ihn haben? Ist Niemand da? Wer will ihn haben? Zum ersten... zweiten... zum... zum... drittenmal!«

Bei diesen Worten machte er einen Knix gegen den Galgen und sagte: »Zum dritten- und letztenmal!«

Bellevigne de l'Etoile, Andry le Rouge und François Chante-Prune näherten sich dem Patienten.

In diesem Augenblicke erhob sich der allgemeine Ruf: »die Esmeralda! die Esmeralda!«

Peter Gringoire schauderte zusammen und wendete das Haupt nach der Seite, woher der Ruf kam. Die Menge öffnete sich, und man erblickte die reizende Gestalt des schönen Zigeunermädchens.

Die Esmeralda! seufzte der arme Poet, dem dieses magische Wort alle Erinnerungen des vergangenen Tages ins Gedächtniß zurückführte.

Dieses seltsame Geschöpf schien bis in den Hof der Wunder die Herrschaft ihres Liebreizes zu erstrecken. Männer und Weiber bildeten eine Reihe, durch welche sie leichten Schrittes hinschwebte, und ihre finsteren Gesichter erheiterten sich bei dem Anblick dieses lieblichen Geschöpfes.

Sie trat auf den armen Peter Gringoire zu, der mehr todt als lebendig war, betrachtete ihn einen Augenblick stillschweigend und sprach dann ernst zu Clopin Trouillefou: »Du willst diesen Menschen hängen lassen?«

»Ja, Schwester,« erwiederte der Bettelkönig, »es wäre denn, daß Du ihn zum Manne nähmest.«

»Ich nehme ihn,« sagte sie.

Als unser Dichter dies hörte, glaubte er steif und fest, daß es ihm seit diesem Morgen bloß geträumt habe, und daß er jetzt aus dem Schlaf erwache.

Man nahm ihm den Strick ab und ließ ihn vom Schemel steigen. Er war so erschöpft, daß er sich setzen mußte.

Der Herzog von Aegypten brachte, ohne ein Wort zu sagen, einen irdenen Krug. Das Zigeunermädchen bot ihn dem Dichter mit den Worten dar: »Wirf ihn zu Boden!«

Der Krug zerbrach in vier Stücke.

»Bruder,« sprach jetzt der Herzog von Aegypten, indem er beiden die Hände auf die Stirne legte, »sie ist Dein Weib; Schwester, er ist Dein Mann, auf vier Jahre.«

X.

Eine Hochzeitnacht

Nach wenigen Minuten befand sich unser Dichter in einem kleinen gewölbten Zimmer, das gegen den Zugang der Luft wohl verwahrt und wohl geheizt war, und saß vor einem Tische, der zwar noch nicht besetzt war, aber die Aussicht auf einen an der Wand hängenden Speiseschrank darbot, aus dem man nur für die Tafel entnehmen durfte; ein gutes Bett stand in der Ecke, und er befand sich unter vier Augen mit einem schönen Mädchen. Seliger Peter Gringoire! Dieser Wechsel der Dinge glich einer wahren Verzauberung. Unser Poet begann im Ernst sich für eine Art irrenden Ritters zu halten, an dessen Person die Feen und Zauberer guten und schlimmen Antheil nehmen. Er blickte von Zeit zu Zeit um sich, um den mit zwei geflügelten Genien bespannten Feenwagen zu suchen, der allein vermocht hatte, ihn mit so reißender Schnelligkeit aus dem Tartarus in den Olymp zu bringen. Dann, um diesen magischen Schwung abzukühlen und sich in die Wirklichkeit zurückzuversetzen, sah er wieder seinen abgeschabten, zerrissenen Rock an, und dies war der einzige Faden, an dem seine schwankende Vernunft noch festhielt.

Das schöne Zigeunermädchen schien gar nicht auf ihn zu achten; sie ging, kam, verrichtete Dieses und Jenes, plauderte mit ihrer Ziege. Endlich setzte sie sich an den Tisch, und unser Dichter konnte sie mit Muße betrachten.

Je mehr und mehr in seine Träumereien versinkend und nur von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf das Mädchen werfend, sprach er zu sich selbst: Das ist also die Esmeralda! Fürwahr ein himmlisches Geschöpf! Sie tanzt zwar auf der Straße, aber gleichviel! Sie ist es, die heute meinem Mysterium den Garaus gemacht hat, sie ist es, die diesen Abend mein Leben gerettet hat. Mein böser Genius! Mein guter Engel! In der That ein schönes Weib, und die ganz rasend in mich verliebt sein muß, da sie mich auf solche Weise geheirathet hat! Potz tausend! fügte er, sich besinnend hinzu, ich bin also ihr Mann, obgleich ich nicht recht weiß, wie das zugegangen ist.

Diese Idee im Kopfe und in den Augen, näherte er sich dem Mädchen mit einer so legitimen Galanterie, daß sie vor seinen Blicken zurückwich,

»Was willst Du von mir?« fragte sie.

»Kannst Du fragen, angebetete Esmeralda?« antwortete Peter Gringoire mit einem so leidenschaftlichen Ausdrucke, daß er sich über sich selbst wundern mußte.

Das Zigeunermädchen öffnete ihre großen, schwarzen Augen und sprach: »Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst.«

»Nun, wahrlich!« erwiederte der Poet, der immer hitziger wurde und zu bedenken anfing, daß er am Ende doch nur eine Tugend, wie sie im Hofe der Wunder zu finden waren, vor sich habe, »bin ich nicht Dein, bist Du nicht mein, mein süßes Mädchen?«

Mit diesen Worten umfaßte er sie ohne Umstände. Das Mieder der Zigeunerin glitschte in seiner Hand, wie die Haut eines Aals, den man abzieht. Das Mädchen sprang wie eine Gemse von einem Ende des Zimmers zum andern, einen kleinen Dolch in der Hand, stolz und zürnend, mit aufgeworfenen Lippen und offenen Nasenflügeln, mit vor Scham und Wuth brennenden Wangen und Augen, die Blitze von sich schleuderten. Zu gleicher Zeit stellte sich die Ziege auf die Hinterbeine, blöckte und bedrohte unsern Dichter mit ihren spitzigen Hörnern. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Unser Philosoph war wie verzaubert und festgebannt, und betrachtete mit stieren Blicken bald die Ziege, bald das Zigeunermädchen. Heilige Jungfrau, sprach er für sich, die beiden muß der Teufel gemacht haben!

»Du bist ein kecker Bursche!« sprach die Zigeunerin zu ihm.

»Aber warum, in's Teufels Namen, hast Du mich denn geheirathet?«

»Sollte ich Dich hängen lassen?«

»Also,« versetzte der in seinen verliebten Hoffnungen getäuschte Poet, »hattest Du keinen andern Gedanken dabei, als mich vom Galgen zu retten?«

»Welchen anderen Gedanken hätte ich denn haben sollen?«

Peter Gringoire biß sich vor Verdruß in die Lippen und sagte: »Ich bin also noch nicht so sieghaft in Cupido's Reiche, wie ich glaubte; aber wozu hat es denn jetzt genützt, den armen Krug zu zerbrechen?«

Inzwischen waren die Hörner der Ziege und Esmeralda's Dolch noch immer zur Vertheidigung gerüstet.

Als unser Philosoph seine Bemühungen fruchtlos sah, ergab er sich mit stoischer Gleichmüthigkeit in den Willen des Schicksals, gedachte in seinem Herzen, daß er ein hungriger Poet sei, und sprach: »Ich schwöre Dir, daß ich Dich ohne Deinen Willen mit keinem Finger berühren will, aber gib mir etwas zu Nacht zu essen.«

Peter Gringoire war ein Philosoph in der Liebe, wie in allen anderen Dingen! er konnte kapituliren und temporisiren, und ein gutes Nachtessen unter vier Augen schien ihm, besonders wenn er Hunger hatte, ein herrlicher Zwischenakt zwischen dem Prolog und der Entwicklung eines verliebten Abenteuers.

Das Zigeunermädchen antwortete nicht, sie warf den Mund spöttisch auf, hob das Haupt, brach in ein Gelächter aus, und plötzlich war der kleine Dolch verschwunden, ohne daß unser Dichter sehen konnte, wohin die Biene ihren Stachel versteckte.

Gleich darauf ward die Tafel mit Roggenbrod, einem Stück Speck, einigen gebratenen Aepfeln und einem Kruge Bier besetzt.

Unser Dichter machte sich mit Heißhunger darüber her, und wenn man das Geklapper von Messer und Gabel hörte, die er mit reißender Schnelligkeit handhabte, so hätte man glauben können, die Liebe sei ihm in den Magen gefahren.

Das junge Mädchen, das neben ihm saß, sah ihm stillschweigend zu und war sichtbarlich mit einem andern Gedanken beschäftigt, der bisweilen ein stilles Lächeln auf ihre Lippen brachte, während ihre zarte Hand das kluge Haupt der Ziege streichelte, welche sich zwischen ihre Kniee gepreßt hatte.

Ein gelbes Wachslicht beleuchtete diese Scene der Gefräßigkeit und des träumerischen Nachsinnens.

Nachdem die dringendsten Forderungen des Magens befriedigt waren, schämte sich unser Dichter, daß er von dem ganzen Mahl nur einen einzigen Apfel zurückgelassen habe.

»Willst Du denn gar nichts essen?« fragte er, freilich allzu spät, das Mädchen.

Sie antwortete mit einem verneinenden Kopfnicken und blickte gedankenvoll zur Decke des Zimmers hinauf.

An was denkt sie wohl? sagte Peter Gringoire für sich und folgte der Richtung ihrer Blicke. Das Fratzengesicht des steinernen Zwergs da, der in der Wölbung eingegraben ist, kann doch nichts so Anziehendes für sie haben. Beim Teufel! mit Dem halte ich die Vergleichung noch aus!

Er rief ihr laut zu: »Esmeralda!«

Sie schien ihn nicht zu hören.

Er rief noch lauter: »Esmeralda!«

Vergebens, ihr Geist war anderswo, und Peter Gringoire's Stimme hatte nicht die Macht, ihn zurückzurufen. Glücklicherweise nahm sich die Ziege der Sache an; sie zupfte ihre Gebieterin sanft am Aermel.

»Was willst du, Djali?« fragte Esmeralda, wie plötzlich aus einem Traume erwachend.

»Sie wird Hunger haben,« antwortete der Poet im Namen der Ziege.

Esmeralda bröckelte Brod und gab es dem Thier in ihrer hohlen Hand zu fressen.

Damit das Mädchen nicht wieder in ihre Träumereien versinke, wagte unser Peter Gringoire eine kitzliche Frage: »Du willst mich also nicht zu Deinem Manne haben?«

Esmeralda fixirte ihn mit den Augen und sagte trocken: »Nein!«

»Oder zu Deinem Liebhaber?«

Sie warf den Mund höhnisch auf und sagte: »Nein!«

»Auch nicht zu Deinem Freunde?«

Sie sah ihm fest in die Augen und erwiederte nach augenblicklichem Nachdenken: »Vielleicht!«

Dieses *Vielleicht*, das den Philosophen so theuer ist, ermuthigte unseren Dichter: »Weißt Du,« fragte er, »was Freundschaft ist?«

»Ja,« erwiederte das Mädchen, »sie ist Bruder und Schwester, zwei Seelen, die sich berühren, ohne in einander zu fließen, zwei Finger einer Hand.«

»Und die Liebe?« fuhr der Dichter fort.

»Die Liebe!« wiederholte sie, und ihre Stimme zitterte und ihr Auge strahlte, »die Liebe macht aus zwei Wesen eines, einen Mann und ein Weib, die sich in einen Engel auflösen, das ist der Himmel.«

Die Straßentänzerin bot in dem Augenblicke, als sie diese Worte sagte, einen Anblick himmlischer Schönheit dar, die unseren Dichter um so mehr bezauberte, da sie in vollkommenem Einklang mit dem fast orientalischen Schwung ihrer Worte stand. Ihre rosigen Lippen waren halb geöffnet, ihre reine, freie Stirne umwölkte sich je und je nach dem Gange ihrer Gedanken, wie ein Spiegelglas vom Hauche getrübt wird, und unter ihren zu Boden gehefteten schwarzen Augbraunen schimmerte ein unauslöschbares Licht hervor, das ihrem Profil jene ideale Lieblichkeit gab, welche inzwischen Raphael auf dem Punkt des mystischen Durchschnitts der Jungfräulichkeit, der Mütterlichkeit und der Göttlichkeit wiedergefunden hat.

Der Dichter fuhr zu fragen fort: »Wie muß man denn beschaffen sein, um Dir zu gefallen?«

»Man muß ein Mann sein.«

»Und ich, was bin ich denn?«

»Ein Mann hat den Helm auf dem Haupt, das Schwert in der Faust und goldene Sporen an den Fersen.«

»Gut,« sprach unser Peter, »ohne Roß kein Mann! Liebst Du irgend Einen?«

»Lieben?«

»Ja, lieben!«

Sie dachte einen Augenblick nach und sagte dann mit eigentümlichem Ausdruck: »Ich werde das bald wissen.«

»Und warum nicht diesen Abend schon?« versetzte der zärtliche Poet. »Und warum nicht mich?«

Sie warf ihm einen ernsten Blick zu und sagte: »Ich liebe nur einen Mann, der mich zu schützen vermag.«

Peter Gringoire erröthete, denn augenscheinlich spielte sie auf den geringen Beistand an, den er ihr vor wenigen Stunden in einer bedenklichen Lage zu leisten vermochte. Plötzlich erinnerte er sich der Abenteuer dieser Nacht, schlug sich vor die Stirne und sprach: »Wie dumm! Eigentlich hätte ich damit anfangen sollen: ›Wie bist Du denn den Klauen des garstigen Zwergs entkommen?‹«

Bei dieser Frage schauderte Esmeralda zusammen: »O, der scheußliche Zwerg!« sagte sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Scheußlich ist er,« fuhr der Poet fort, »aber sage mir, wie Du ihm entkommen bist?«

Esmeralda lächelte, seufzte und schwieg.

»Weißt Du, warum er Dir gefolgt ist?« fuhr Peter Gringoire fort, um auf einem Umweg auf seine Frage zurückzukommen.

»Ich weiß es nicht,« erwiederte sie und fügte lebhaft hinzu: »Aber Du selbst, warum bist Du mir nachgefolgt?«

»Meiner Treu!« antwortete der ehrliche Peter, »ich weiß es auch nicht.«

Es trat eine Pause ein. Der Dichter klimperte mit dem Messer auf dem Tisch, und die Zigeunerin streichelte ihre Ziege.

»Du hast da ein schönes Thier,« sagte Peter Gringoire.

»Es ist meine Schwester.«

»Warum nennt man Dich Esmeralda?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie zog aus ihrem Busen ein längliches Säckchen, das an einer Kette um ihren Hals hing; dieses Säckchen hatte eine starke Ausdünstung von Campher, war mit grüner Seide bedeckt, und in seiner Mitte hatte es ein großes grünes Glas, das einen Smaragd (émeraude) vorstellte. »Es ist vielleicht deßhalb,« sagte sie, indem sie ihm das Säckchen hinhielt.

Peter Gringoire wollte es mit der Hand fassen.

Sie zog es hastig zurück: »Rühre es nicht an, es ist verzaubert. Du würdest dem Zauber schaden, oder der Zauber Dir.«

»Wer hat es Dir gegeben?« fragte der neugierige Poet.

Sie legte einen Finger auf den Mund und verbarg das Amulet in ihrem Busen.

»Was heißt das Wort: Esmeralda?«

»Ich weiß es nicht!«

»Welcher Sprache gehört es an?«

»Es ist ägyptisch, glaube ich.«

»Das dachte ich doch, Du bist nicht aus Frankreich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie alt warst Du, als Du nach Frankreich kamst?«

»Ganz klein.«

»Wann kamst Du nach Paris?«

»Im vergangenen Jahre. Als wir durch die päbstliche Pforte einzogen, sah ich die röthliche Grasmücke durch die Luft streichen; es war Ende August und ich sagte: Wir werden einen strengen Winter bekommen.«

»Das war er auch,« rief der Poet aus, »und ich habe mir mehr als einmal in die Hände gehaucht. Du besitzest also die Gabe der Weissagung?«

»Nein!«

»Ist der Mann, den Ihr den Herzog von Aegypten nennt, das Haupt Eures Stammes?«

»Ja!«

»Nun, und dieser Nämliche hat uns verheirathet,« sagte der Poet und warf einen schüchternen Blick auf die Schöne.

Sie machte die ihr eigene höhnische Geberde: »Ich weiß nicht einmal Deinen Namen!«

»Oh, wenn es nur daran liegt! Peter Gringoire, Dir zu dienen!«

»Da weiß ich einen schönern,« sagte sie,

»Verdammte Hexe!« fuhr der Poet fort, »doch gleichviel, ich will nicht zornig werden. Vielleicht lernst Du mich lieben, wenn Du mich erst besser kennst; und überhaupt will ich Dir meine Geschichte erzählen.«

»Wisse also, daß ich Peter Gringoire heiße und der Sohn eines Pächters aus der Amtei Gonesse bin. Als man vor zwanzig Jahren Paris belagerte, haben die Burgunder meinen Vater gehängt, und die Picarden meiner Mutter den Bauch aufgeschnitten. Im sechsten Jahre also, denn ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, lief ich als eine vater- und mutterlose Waise mit bloßen Füßen auf dem Pflaster von Paris. Wie ich die Zeit vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre zugebracht habe, weiß ich mich kaum mehr zu erinnern. Hier warf mir eine Obsthändlerin eine Pflaume, dort eine Gemüsehändlerin einen halbverfaulten Kohlkopf zu; Abends ließ ich mich von der Polizei auffangen, die mich über Nacht einsteckte, und im Gefängniß fand ich einen Bund Stroh zum Liegen. So wurde ich groß und blieb mager, wie Du siehst. Im sechzehnten Jahre dachte ich daran, Etwas zu werden. Ich machte allerlei Versuche: ich wurde Soldat, aber es fehlte mir an Muth; ich wurde Mönch, aber ich war nicht fromm genug; ich wurde Zimmermann, da fehlte es mir an Stärke; ich wollte ein Schulmeister werden, aber ich konnte weder lesen noch schreiben. Nach einiger Zeit nahm ich wahr, daß es mir zu Allem an Etwas fehlte, und da ich einsah, daß ich zu Nichts tauglich sei, so wurde ich ein Dichter. Man kann Poet und Vagabund zugleich sein. Zu meinem Glück lernte ich eines Tages Don Claude Frollo, den hochwürdigen Archidiakonus der Liebfrauenkirche, kennen; er nahm Antheil an mir, und ihm danke ich es, daß ich jetzt ein wahrer Gelehrter bin, der das Latein von Cicero's Officien an bis zum Leichengesang der hochwürdigen Cölestiner aus dem Grunde versteht. Ich bin der Verfasser des Mysteriums, das man heute, unter großem Zulauf und Beifall des Volks, im großen überfüllten Saale des Justizpalastes aufgeführt hat. Ich habe auch ein Buch von sechshundert Seiten über den wunderbaren Kometen des Jahres 1456 geschrieben, worüber ein Mensch närrisch geworden ist. Ich verstehe mich auch ein wenig auf das Geschütz und habe an dem großen Mörser geholfen, der, als man den ersten Versuch damit machte, auf der Brücke von Charenton zersprungen ist und achtzig Personen getödtet hat. Du siehst also, daß ich ein Mann bin, den man brauchen kann und demnach keine so üble Partie für Dich wäre. Ich verstehe auch allerlei Kunststücke, die Deiner Ziege wohl zu Statten kommen werden, z. B. den Bischof von Paris nachzumachen, und derlei Dinge. Auch werde ich ein schönes Stück Geld für mein Mysterium einnehmen, wenn man mich anders bezahlt. Somit bin ich zu Deinem Befehl, meine Person, mein Geist, meine Wissenschaft, Alles nach Deinem

Gefallen, züchtig oder lustig, Mann und Frau, wenn Du willst, oder Bruder und Schwester, wenn es Dir so lieber ist.«

Der Philosoph schwieg und wartete auf den Erfolg, den seiner Meinung nach seine wohlgesetzte Rede unfehlbar hervorgebracht haben mußte. Das Mädchen hob ihre schwarzen Augen vom Boden und sagte halb träumend: Phöbus! Hierauf wandte sie sich dem Dichter zu mit den Worten: »Phöbus, was bedeutet das?«

Peter Gringoire, der gerne seine Gelehrsamkeit glänzen ließ, antwortete auf der Stelle: »Das ist ein lateinisches Wort und bedeutet Sonne.«

»Sonne!« wiederholte sie.

»Es ist der Name eines schönen Bogenschützen, der ein Gott war,« fügte der Dichter hinzu.

»Ein Gott!« wiederholte Esmeralda, und in ihrem Tone lag etwas Nachdenkliches und Leidenschaftliches.

In diesem Augenblicke entfiel ihr eines ihrer Armbänder. Der galante Poet bückte sich hastig darnach. Als er den Kopf wieder erhob, war das Mädchen mit der Ziege verschwunden, und er hörte von Außen den Riegel schließen.

»Hat sie mir doch wenigstens ein Bett dagelassen?« sagte unser Philosoph.

Er machte die Runde im Zimmer und fand nur eine nicht sehr lange hölzerne Kiste, auf deren Deckel hölzerne Figuren in erhabener Arbeit ausgeschnitten waren. Als er sich auf derselben zum Schlaf ausstreckte, hatte er ungefähr die nämliche Empfindung, wie der Riese Mikromegas, als er die Alpen in ihrer ganzen Länge zur Ruhestätte wählte. Nun, sprach er mit Ergebung, man muß sich begnügen. Es ist freilich eine sonderbare Brautnacht. Schade, es lag in dieser Verheiratung mittelst eines zerbrochenen Kruges etwas Ungekünsteltes und Antediluvianisches, das mir wohlgefiel.

XI.

Claude Frollo

Sechzehn Jahre vor dem Anfang dieser Geschichte war am Sonntag Quasimodo in der Liebfrauenkirche zu Paris, auf dem Brett vor dem Bilde des heiligen Christoph, ein lebendes Geschöpf ausgesetzt worden. An diesem Platze pflegte man die Findelkinder auszusetzen, bis ein barmherziger Samariter kam, der sie zu sich nahm. Daneben stand ein Opferbecken, in das man Almosen für die verlassenen Geschöpfe warf.

Das lebende Wesen, das am Sonntag Quasimodo des Jahres 1467 auf diesem Brette lag, schien die Neugierde der Gruppe, welche sich um dasselbe gesammelt hatte, in hohem Grade zu erregen. Sie gehörte meist dem schönen Geschlechte an, bestand jedoch fast aus lauter alten Weibern.

In der vordersten Reihe standen vier solche Weiber, die ihrer Kleidung nach irgend einer frommen Gesellschaft angehörten. »Was ist das, Schwester?« fragte die eine, indem sie auf das kleine Geschöpf deutete, das, durch den Anblick so vieler fremden Gesichter erschreckt, sich auf dem Brett unruhig hin und her wälzte.

»Ich verstehe mich nicht auf Kinder,« erwiederte die Andere, »aber es ist gewiß eine Sünde, ein solches in Sünden erzeugtes Wesen nur anzusehen.«

»Es ist ein Kind,« fiel die Dritte ein.

»Es ist ein halber Affe,« sagte die Vierte.

Jetzt fingen sie Alle zumal an zu reden:

»Ein wahres Scheusal an Häßlichkeit!«

»Es schreit, daß man taub werden möchte!«

»Das ist kein Mensch, aber auch kein Thier; ich glaube fast, daß es von einem Juden und einer Sau ist, irgend etwas Unchristliches, das man in's Wasser oder Feuer werfen sollte.«

»Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch es annehmen wird.«

In der That war dieses kleine Geschöpf, das bereits wenigstens vier Jahre zählte, ein wirkliches Ungeheuer an Häßlichkeit. Seine unförmliche Masse steckte in einem Sack, der ihm bis an den Hals ging; der Kopf war sichtbar, er zeigte einen Wald rother Borsten, ein Auge, einen Mund und Zähne. Das Auge troff, der Mund schrie und die Zähne schienen beißen zu wollen. Der Körper stampfte unruhig in dem Sack, zur großen Belustigung der Zuschauer.

Eine vornehme, reichgekleidete Dame, ihre sechsjährige Tochter an der Hand, bückte sich zu dem unförmlichen Wesen hinab, wandte den Blick mit Ekel ab und sagte: »In der That, ich glaubte, man setze hier bloß Kinder aus.« – Sie warf ein Silberstück in das Opferbecken und ging.

Ein ernster, wohlgekleideter Mann, von der sogenannten hohen Bürgerschaft, schritt vorüber. »Findelkind!« sagte er und bückte sich zu dem Wesen hinab; als er es angesehen hatte, fügte er hinzu: »Offenbar an den Ufern des Flusses Phlegeton gefunden!«

»Es hat nur ein Auge und auf dem andern eine Warze,« bemerkte eine der Betschwestern.

»Es ist keine Warze,« erwiederte der Bürger mit großem Ernst, »sondern ein Ei, in dem ein anderer kleiner Teufel steckt, der wieder ein kleines Ei hat, in dem wieder ein kleiner Teufel steckt, und so fort.«

Die Betschwestern wunderten sich darüber sehr und eine derselben fragte: »Was prophezeit Ihr uns von diesem angeblichen Findelkinde?«

»Das größte Unglück,« versetzte er.

»So wäre es besser,« riefen viele Zuschauer zumal, »diesen kleinen Höllenbrand ins Wasser oder ins Feuer zu werfen.« Einige machten bereits Anstalten, diesen Vorschlag zu vollziehen.

Da trat plötzlich ein junger Priester von ernstem Ansehen hinzu, legte die Hand auf das kleine Geschöpf und sprach: »Ich nehme dieses Kind an.«

Er wickelte es in seinen Priesterrock und ging. Eine der Betschwestern neigte sich zu dem Ohre einer andern und sprach: »Habe ich es nicht gesagt, daß dieser junge Priester Claude Frollo ein Hexenmeister ist?«

Claude Frollo gehörte einer jener Familien an, die man hohe Bürgerschaft oder kleinen Adel nannte. Er war von seiner Kindheit an für den geistlichen Stand bestimmt: man lehrte demnach das Kind lateinisch lesen, die Augen niederschlagen und leise reden. Hierauf, als er ein Knabe wurde, mauerte man ihn in das Collegium von Torchi ein. Dort wuchs er mit dem Meßbuch und dem Lexicon auf.

Claude Frollo war ein ernsthafter, fast düsterer Knabe, der eifrig lernte und schnell begriff; er mischte sich selten unter die Spiele seiner Mitschüler und nahm nur lauen Antheil an denselben; dagegen lag er um so fleißiger seinen Büchern ob, und im sechzehnten Jahre hatte er die mystische, die kanonische und die scholastische Theologie inne. Hierauf ging er zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit, sodann zu dem der Arzneikunde und der schönen Wissenschaften über. Die alten Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, verstand er, was damals eine Seltenheit war, vollkommen. Er hatte ein wahres Fieber, Schätze der Wissenschaft anzuhäufen.

Etwa um diese Zeit führte der außerordentlich heiße Sommer des Jahres 1466 jene große Pest herbei, die allein in der Grafschaft Paris mehr als 40,000 Menschen hinraffte. In der Universitätsstadt verbreitete sich das Gerücht, daß die Straße Tirechappe, wo Claude Frollo's Eltern wohnten, besonders heftig von der Krankheit heimgesucht sei. Der junge Student, durch diese Nachricht bestützt, lief eilends dem väterlichen Hause zu. Sein Vater und seine Mutter waren bereits den Tag zuvor gestorben, und in der Wiege schrie verlassen ein kleines Kind, sein Bruder. Dies war Alles, was von seiner Familie übrig blieb. Er nahm das Kind auf den Arm und trug es fort.

Bis jetzt hatte der junge Mensch bloß in der Wissenschaft gelebt. Diese Katastrophe führte ihn in das wirkliche Leben ein und war für ihn eine Krisis in seinem Dasein. Waise und Familienhaupt zugleich in seinem neunzehnten Jahre, sah er sich von den Träumereien der Schule in die Wirklichkeiten des Lebens gewaltsam weggezogen. Er, der bis jetzt bloß

Bücher geliebt hatte, lernte jetzt andere Gefühle kennen und widmete seine ganze Liebe dem verlassenen Säugling.

Diese Neigung entwickelte sich in seinem so unerfahrenen Herzen bis zu einem seltsamen Grade, sie glich fast einer ersten Liebe. Von Kindheit an von seinen Eltern getrennt, die er kaum gekannt hatte, festgebannt an seine Bücher, heißhungrig im Lernen, ausschließlich sich den Fortschritten in der Wissenschaft widmend, hatte bis jetzt der arme Schüler noch nicht Zeit gehabt zu untersuchen, ob er auch ein Herz habe. Dieser vater- und mutterlose junge Bruder, dieses kleine Kind, das ihm wie vom Himmel zugefallen war, machte ihn zu einem neuen Menschen. Er überzeugte sich, daß es noch etwas Anderes in der Welt gebe, als theologische Streitfragen und Homerische Verse; daß der Mensch zur Liebe geschaffen sei, und daß ein Leben ohne Liebe und Zärtlichkeit nur ein trockenes, kreischendes Räderwerk ist, das eintönig von der Wiege bis zum Sarge führt. Dies fühlte er jetzt; da er aber noch immer in dem Alter war, wo eine Täuschung bloß durch eine andere verdrängt wird, so bildete er sich ein, daß die Neigungen der Blutsverwandtschaft die einzig nothwendigen seien, und daß die Liebe zu einem kleinen Bruder das ganze Dasein eines Menschen ausfüllen könne.

Der kleine Johannes Frollo war noch ein Säugling, als er seine Mutter verlor. Die Familie besaß in der Nähe des Schlosses Winchester auf einem Hügel eine Mühle; hieher brachte er den Säugling und übergab ihn der Müllerin, die ein Kind von gleichem Alter säugte. Nun theilte er seine Zeit zwischen dem Knaben und seinen Büchern. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, seine Verdienste und Glücksumstände öffneten ihm alle Pforten der Kirche, und im zwanzigsten Jahre wurde er durch besondere Dispensation des heil. Stuhles zum Priester geweiht. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse und sein ernstes Wesen erwarben ihm schnell die Achtung und Bewunderung des Klosters, und von da aus hatte sich sein Ruf als ausgezeichneter Gelehrter unter das Volk verbreitet, das ihn, was damals häufig war, wie jeden ungewöhnlichen Mann, für eine Art Hexenmeister hielt.

Dies war der junge Priester, der zum Erstaunen der Betschwestern den mißgestalteten Findling zu sich nahm. Als er ihn aus dem Sacke zog, fand

er ein wahres Ungeheuer an Häßlichkeit, krumm, verwachsen, einäugig! doch kündigte sein Geschrei, obgleich man nicht unterscheiden konnte, in welcher Sprache er stammelte, Gesundheit und Kraft an. Er ließ den Findling taufen und nannte ihn Quasimodo, entweder weil er ihn an diesem Tage gefunden hatte, oder um anzudeuten, bis zu welchem hohen Grade das arme, kleine Geschöpf unvollständig und gleichsam bloß aus dem Groben geschnitten sei. In der That war auch unser Quasimodo ein wahrer Quasimodo.

Im Jahre 1482 war Quasimodo, trotz seiner Mißgestalt, kräftig und lebendig. Seit einigen Jahren war er Glöckner in der Liebfrauenkirche, Dank seinem Adoptivvater Claude Frollo, der Archidiakonus derselben geworden war, Dank Herrn Louis de Beaumont, welcher im Jahre 1472 Bischof von Paris war, Dank seinem Beschützer Olivier, dem Teufel, Barbier Ludwigs XI., der durch die Gnade Gottes König von Frankreich war.

Quasimodo war demnach Glöckner in der Liebfrauenkirche. Die Zeit bildete zwischen dem Glöckner und der Kirche ein gewisses inniges Band. Durch seine unbekannte Geburt und seine Mißgestalt von der übrigen Welt abgeschnitten, hatte sich der Unglückliche daran gewöhnt, die heiligen Mauern, die ihn in ihren Schatten aufgenommen, als *seine* Welt anzusehen. Die Liebfrauenkirche war für ihn, so wie er allmählig heranwuchs, sein Ei, sein Nest, sein Haus, sein Vaterland, seine Welt. Er kannte jeden Winkel des weiten Gebäudes; es gab keine Tiefe und keine Höhe der Kirche, wohin der Zwerg nicht schon gekommen war. Durch die Gewohnheit, alle Räume und Höhen des gigantischen Gebäudes zu durchklettern und zu überspringen, war er halb Affe, halb Gemse geworden.

Noch niederer, als sein mißgestalteter Körper, stand die Seele des Zwergs. Mit großer Mühe und Geduld hatte ihn Claude Frollo sprechen gelehrt. Ein neues Unglück und eine neue Gebrechlichkeit trafen ihn im vierzehnten Jahre; das Geläute der Glocken hatte ihn taub gemacht. Die einzige Thüre, welche ihm die Natur nach außen offen gelassen hatte, war jetzt plötzlich und für immer geschlossen. Von nun an konnte kein Strahl von Licht und Freude mehr in die Seele des Zwergs fallen, und sie sank in finstere Nacht. Die Melancholie des elenden Wesens war unheilbar und vollständig, wie

seine Mißgestalt. Seine Taubheit machte ihn gewissermaßen stumm, denn von dem Augenblicke an, wo er taub wurde, faßte er, um nicht Andern zum Gelächter zu dienen, den festen Entschluß, nicht mehr zu sprechen, und brach dieses Stillschweigen selten anders, als wenn er allein war. Daher kam es, daß, wenn ihn die Nothwendigkeit zum Reden trieb, seine Zunge ungeschmeidig und schwerfällig war, gleich einer Thüre, deren Angeln eingerostet sind.

Der Geist verkrüppelt in einem mißgestalteten Körper. Quasimodo fühlte kaum etwas in sich, das von Ferne einer Seele glich. Die äußeren Eindrücke erlitten eine bedeutende Strahlenbrechung, bevor sie zu seinem Denkvermögen gelangten. Nachdem eine Idee durch seinen Kopf gegangen war, kam sie ganz verwirrt aus demselben heraus. Die Betrachtung, die aus dieser eigenthümlichen Strahlenbrechung hervorging, war nothwendig divergent und abschweifend. Daher tausend optische Täuschungen, tausend Verwirrungen im Urtheil, tausend Abschweifungen des Gedankens, bald unklug, bald stumpfsinnig. Die erste Wirkung dieser unglücklichen Organisation war, daß sie den Blick trübte, den er auf die Dinge warf. Er erlangte fast nie eine unmittelbare Berührung mit denselben. Die Außenwelt erschien ihm um Vieles weiter entfernt, als uns.

Die zweite Wirkung seines Unglücks war, daß es ihn bösartig machte. Er war bösartig, weil er roh, er war roh, weil er häßlich war. Es war eine Logik in seiner Natur, wie in der unseren.

Seine auf so außerordentliche Weise entwickelte Stärke war eine weitere Ursache seiner Bösartigkeit. *Malus puer robustus.*

Im Uebrigen war ihm seine Bösartigkeit nicht angeboren. Von seinem ersten Auftreten an unter den Menschen sah er sich verachtet, verhöhnt, mit Ekel abgestoßen. Die menschliche Stimme hatte für den Unglücklichen keine anderen Worte, als Verhöhnung oder Verwünschung. Er wuchs heran und fand nur Haß und Verachtung um sich her. Er nahm sie in sich auf und stritt nun mit derselben Waffe, mit der man ihm Wunden geschlagen hatte.

So mied nun der Zwerg den Umgang mit den Menschen, die düstern Mauern seiner Kirche genügten ihm. Die Marmorbilder darin höhnten, die Heiligen, die Bischöfe verspotteten ihn nicht und blickten ihn stets mit

demselben unbeweglichen, wohlwollenden Auge an. Die Statuen mißgestalteter Dämonen glichen ihm zu sehr, um ihn hassen zu können. Die Heiligen waren seine Freunde und segneten ihn. In dieser einsamen Bilderwelt lebte der Zwerg. Stundenlang konnte er vor einer Bildsäule stehen und mit ihr plaudern. Ueberraschte ihn Jemand bei diesem Gekose, so entfloh er, wie ein Liebhaber vor den Blicken der Lauscher.

Die Kirche war seine Welt und die Glocken seine Kinder; diese liebte er am meisten, er sprach mit ihnen, er liebkoste sie, diese nämlichen Glocken, die ihn taub gemacht hatten. Oft liebt eine Mutter das Kind am meisten, das sie mit Schmerzen geboren.

Die Stimme der Glocken war noch der einzige Laut, der die Ohren des tauben Zwerges durchdrang. Darum war auch die große Glocke sein Lieblingskind. Diese große Glocke hieß Marie. Quasimodo hatte fünfzehn Glocken auf seinen Thürmen, aber die große Marie war sein Liebling.

Die großen Festtage, wo man mit allen Glocken läutete, waren für ihn Tage des Hochgenusses. Wenn die Stunde schlug, eilte er schneller auf den Glockenthurm hinauf, als ein Anderer heruntergestiegen wäre. Athemlos trat er in die luftige Kammer der großen Glocke, betrachtete sie einen Augenblick mit den wohlwollenden Blicken eines Vaters, redete sie sanft an, streichelte sie mit der Hand, wie man einem Renner den Hals klopft, bevor er seinen Wettlauf beginnt. Hierauf rief er seinen Gehülfen im untern Stockwerke zu, das Läuten zu beginnen. Sie hingen sich an das Seil, und die ungeheure Maschine begann sich langsam zu bewegen. Quastmodo, zitternd vor Freude, folgte ihr mit den Blicken. Der Balken, auf den er gestiegen war, erzitterte unter dem ersten Schlag der Glocke. Quasimodo baumelte mit ihm. Baumle! Baumle! schrie er mit wahnsinnigem Gelächter. Immer schneller, immer lauter ertönte der Schlag der Glocke, immer flammender wurden die Augen des Zwergs. Jetzt läuteten alle Glocken zumal, der Thurm zitterte unter ihrem Schall. Quasimodo schäumte, ging, kam, zitterte mit dem Thurme von oben bis unten. Die Glocke, losgelassen, durch die Lüfte sausend, gab jene weithallenden Töne von sich, die man auf vier Stunden Weges hört. Quasimodo stellte sich vor ihre offene Kehle, schlürfte mit Wollust ihren betäubenden Hauch ein. Dies war die einzige Stimme, die er hörte, der einzige Ton, der das allgemeine Stillschweigen um

ihn her unterbrach. Plötzlich ergriff ihn die Tollwuth der Glocke, aus seinen Augen sprühte ein irres Feuer, er lauerte auf den Rückschwung der Glocke, wie die Spinne auf eine Fliege, und warf sich dann plötzlich mit vollem Leibe auf sie hin. Jetzt, über dem Abgrund schwebend, mit dem reißenden Schwung der Glocke dahingerissen, faßte er das eherne Ungeheuer am Oehr, umschlang es mit seinen Knieen, spornte es mit seinen Fersen und verdoppelte auf solche Weise, mit dem ganzen Stoß und Gewicht seines Körpers, den mächtigen Schwung der Glocke. Der Thurm schwankte, der zauberhafte Zwerg schrie und grinste mit den Zähnen, seine rothen Borsten sträubten sich auswärts, seine Brust pochte wie ein Hammer, sein Auge strömte Flammen aus, die ungeheure Glocke schien unter ihrem Reiter zu stöhnen; das war nicht mehr die Glocke der Liebfrauenkirche, noch Quasimodo, es war ein Traum, ein Sturm, eine Windsbraut, der auf dem Geräusch reitende Schwindel, ein auf dem Kreuz eines Flügelrosses angeklammerter Dämon, ein seltsamer Centaur, halb Mensch, halb Glocke.

Das Dasein dieses ungewöhnlichen Wesens flößte der ganzen Kirche einen gewissen Lebenshauch ein. Der Aberglaube der Menge schrieb ihm eine magische Kraft zu, welche alle Steine des alten Gebäudes zu beleben, die tausend Bildsäulen in Bewegung zu setzen und die Mauern der Kirche bis in den Grund zu erschüttern vermöge. In der That war auch die Kirche von Quasimodo wie von einem *spiritus familiaris* besessen und erfüllt. Ueberall und zu allen Zeiten sah man ihn, er schien sich zu vervielfältigen. Bald erblickte man mit Schaudern auf der höchsten Spitze eines Thurmes einen seltsamen Zwerg, der emporstieg, auf allen Vieren kroch, und über dem äußeren Rande schwebte, von Gestein zu Gestein sprang und endlich in dem hohlen Leib einer Gorgone mit den Händen wühlte: es war Quasimodo, der ein Rabennest ausnahm. Bald stieß man in einem finstern Winkel der Kirche auf eine Art lebender Chimäre, die trübsinnig in einer Ecke kauerte: es war Quasimodo in Gedanken. Bald sah man in einem Glockenturme einen mißgestalteten Zwerg am Seile hängen: es war Quasimodo, der die Vesper oder das Angelus einläutete. In Aegypten würde man ihn für den Gott des Tempels gehalten haben, im Mittelalter hielt man ihn für den bösen Geist desselben.

XII.

Der Hund und sein Herr

Nur ein einziges menschliches Wesen gab es, das Quasimodo von seinem Menschenhasse ausnahm, und das er ebenso sehr, vielleicht noch mehr, liebte als seine Kirche: es war Claude Frollo.

Das war ganz einfach. Claude Frollo hatte ihn an Kindesstatt angenommen, ernährt, erzogen. Als er noch ein kleiner Knabe war, suchte er Schutz zwischen den Beinen des Priesters, wenn ihn bellende Hunde und böse Jungen verfolgten. Claude Frollo hatte ihn Reden, Lesen und Schreiben gelehrt. Claude Frollo hatte ihn zum Glöckner der Liebfrauenkirche gemacht.

In der That war auch die Dankbarkeit des Zwergs gegen seinen Wohlthäter leidenschaftlich und grenzenlos, und obgleich sein Adoptivvater fast immer ein ernstes und strenges Gesicht zeigte, obgleich die Worte, die er sprach, gewöhnlich kurz, hart und gebietend waren, so hatte sich doch die Dankbarkeit des Zwergs noch nie einen einzigen Augenblick verläugnet. Der Archidiakonus besaß in Quasimodo den unterwürfigsten Sklaven, den gelehrigsten Diener, den wachsamsten Bullenbeißer. Bald nachdem der arme Glöckner taub geworden war, hatte sich zwischen ihm und Claude Frollo eine geheimnißvolle, nur ihnen verständliche Zeichensprache gebildet, auf solche Weise war der Archidiakonus das einzige menschliche Wesen, mit dem Quasimodo in Verbindung geblieben war.

Nichts glich der Herrschaft des Archidiakonus über den Glöckner, nichts der Ergebenheit des Glöckners gegen den Archidiakonus. Nur eines Zeichens seiner Hand hätte es bedurft, so würde sich der Zwerg von der Höhe des höchsten Thurmes der Liebfrauenkirche herabgestürzt haben. Die physische Kraft, die sich bei Quasimodo so außerordentlich entwickelt hatte, diente mit blindem Gehorsam dem überlegenen Geiste des Priesters.

Im Jahre 1482 war Quastmodo etwa 20, Claude Frollo ungefähr 36 Jahre alt.

Claude Frollo war nicht mehr der einfache Schüler im Collegium Torchi, der zärtliche Beschützer eines Säuglings, der junge, träumerische

Philosoph, der Vieles wußte und dem das Meiste verborgen war. Er war jetzt ein ernster, strenger, finsterer Priester, Archidiakonus und zweiter Amtsgehülfe des Bischofs. Die Chorknaben zitterten vor ihm, wenn er unter dem Bogengewölbe der Liebfrauenkirche einherschritt, langsam, majestätisch, gedankenvoll, mit gekreuzten Armen, das Haupt so tief auf die Brust herabbeugend, daß man nichts vom Gesichte, und nur seinen kahlen Kopf sah.

Claude Frollo hatte übrigens immer noch den Wissenschaften und der Erziehung seines jungen Bruders, diesen beiden Aufgaben seines Lebens, obgelegen. Die Zeit aber hatte einige Bitterkeit in diesen süßen Kelch gegossen. Der kleine Johannes Frollo, von der Mühle, auf der er als Kind lebte, der Mühlenhans genannt, hatte die Richtung nicht angenommen, die ihm sein älterer Bruder geben wollte. Claude Frollo wünschte einen frommen, gesetzten, lernbegierigen Zögling. Der widerspenstige Geist des Knaben aber wendete sich der Faulheit, Unwissenheit und Liederlichkeit zu. Es war ein wahrhaftiger kleiner Teufel, höchst ungezogen, worüber der Archidiakonus die Stirne runzelte, aber äußerst spaßhaft und possirlich, worüber selbst der ernste Priester öfters lachen mußte. Claude Frollo hatte seinen Bruder in das nämliche Collegium von Torchi geschickt, in welchem er selbst seine Jugendjahre im Studium und in der Furcht Gottes zugebracht hatte, und es schmerzte ihn, daß dieses Heiligthum der Wissenschaften, sonst so geehrt durch den Namen Frollo, nun Schande an ihm erleben sollte. Er hielt von Zeit zu Zeit dem kleinen Johannes sehr lange und ernste Strafpredigten, die dieser anhörte und vergaß. Aus Verdruß darüber warf sich der Archidiakonus mit um so größerem Eifer in die Arme der Wissenschaften, wurde immer gelehrter und mithin immer strenger als Priester und immer düsterer als Mensch. Nachdem er den gewöhnlichen Kreis der Gelehrsamkeit erschöpft hatte, warf sich sein unersättlicher Heißhunger auf die geheimen Wissenschaften, auf Astrologie und Alchymie. Der Aberglaube der Menge stempelte ihn zum Hexenmeister, obgleich die Nekromantie und selbst die weiseste und unschuldigste Magie keinen heftigeren Gegner, keinen unerbittlicheren Richter hatte. Gleichwohl beharrte das Publikum, wie es immer pflegt, auf seinem einmal gefaßten Vorurtheil. Quasimodo war ein Teufel aus der Hölle, Claude Frollo ein Hexenmeister. Augenscheinlich war der mißgestaltete Glöckner nichts anderes, als der höllische Diener des Archidiakonus, der ihm eine

festgesetzte Zeit lang zu Willen war, hernach aber seine arme Seele an Zahlungsstatt hinnahm und zur Hölle führte.

Der Archidiakonus und sein Glöckner waren wenig beliebt beim Volke. Wenn sie zusammen ausgingen, was öfters geschah, mußten sie manches höhnische Wort anhören und manchen Schabernack erdulden. Bald setzte ein Gassenjunge Haut und Knochen an das unaussprechliche Vergnügen, dem buckligen Zwerg eine Nadel in seinen Höcker zu stoßen; bald streifte ein freches Weibsbild an der schwarzen Kutte des Priesters an und lachte ihm unter die Nase; bald rief ihnen ein Trupp alter Weiber zu: »Da gehen ihrer Zwei, der Eine ist an der Seele verwahrlost, wie der Andere am Körper!« Bald schrie sie ein Haufen Studenten an: *»Eia! Eia! Claudius cum claudo!«*

XIII.

Der Abt von St. Martin

Der wissenschaftliche Ruf des gelehrten Archidiakonus hatte sich weit verbreitet. Er zog ihm einen Besuch zu, den er lange im Andenken behielt.

Eines Abends hatte er sich in seine Zelle im Kloster unserer lieben Frau zurückgezogen. Diese Zelle bot, außer einigen gläsernen Flaschen, die mit feinem Pulver gefüllt waren, nichts Seltsames oder Geheimnißvolles dar. Hie und da erblickte man auf der Mauer einige Inschriften, aber es waren bloß wissenschaftliche oder fromme Denksprüche aus guten Schriftstellern. Der Archidiakonus saß beim Scheine einer kupfernen Lampe an einem mit Manuscripten bedeckten Tische. Sein Ellenbogen war auf ein altes Manuscript gestützt und er blätterte mit tiefem Nachdenken in einem gedruckten Folioband, der einzigen Druckschrift, welche sich in der Zelle befand.

Ein Klopfen an der Thüre störte ihn in seinen Träumen. »Wer ist da?« schrie er mit der Stimme eines bellenden Hundes, den man von seinem Knochen aufschreckt.

»Euer Freund Jacques Coictier,« antwortete man von außen.

Der Archidiakonus öffnete die Thüre, und der Leibarzt des Königs, ein Mann von etlich und fünfzig Jahren, trat herein; ihm folgte ein Zweiter.

»Helfe mir Gott, meine Herren,« begrüßte sie der Archidiakonus, »wenn ich in so später Stunde noch einen so ehrenvollen Besuch erwartete.«

»Es ist nie zu spät, einen so großen Gelehrten, wie Don Claude Frollo ist, zu besuchen.«

Hierauf begann zwischen dem Arzt und dem Priester ein Austausch höflicher Redensarten, wie sie damals als Eingang jeder Unterhaltung zwischen Gelehrten üblich waren. Der Archidiakonus wünschte dem gelehrten Arzt Glück zu den vielen zeitlichen Vortheilen, welche ihm, in seiner so beneideten Laufbahn, jede Krankheit des Königs eingebracht hatte.

»In der That,« sprach er mit feiner Ironie, »ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Euer Neffe Bischof von Amiens geworden ist.«

»Durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes,« antwortete der Leibarzt mit Salbung: »ich danke Euch, Herr Archidiakonus.«

»Wie weit ist Euer neues Haus gediehen? Es ist ein wahres Louvre.«

»Lieber Heiland, dieses verdammte Gebäude kostet mich mein Schmalz; je größer das Haus wird, um so leerer wird mein Beutel.«

»Oh,« erwiederte der Priester, »der ist noch lange nicht erschöpft.«

Auf solche Weise dauerte dieses Zwiegespräch noch eine Zeit lang fort, und der Archidiakonus entwickelte darin jenen sardonischen Ton, dessen sich überlegene Geister gegenüber der zeitlichen Wohlfahrt eines Alltagsmenschen zu bedienen pflegen. Der Arzt nahm den Spott des Priesters als baare Münze hin.

»Wie geht es denn,« fragte Claude Frollo weiter, »mit Eurem königlichen Kranken?«

»Wenn er nur seinen Arzt besser bezahlte,« erwiederte der Doktor mit einem Seitenblick auf seinen Gefährten.

»Meint Ihr, Gevatter?« sagte dieser.

Dies war das erste Wort, das der Unbekannte hören ließ.

»Don Claude,« sprach der Leibarzt, »ich habe Euch einen Collegen gebracht, den Euer wissenschaftlicher Ruf begierig machte, Euch zu sehen.«

»Der Herr ist ein Gelehrter?« fragte der Archidiakonus und warf einen durchdringenden Blick auf ihn. Er begegnete unter den Augbraunen des Unbekannten einem nicht minder stechenden Auge, als das seinige war. So weit sich beim düsteren Scheine der Lampe erkennen ließ, war der Fremde etwa 60 Jahre alt, von mittlerer Größe und kränklichem, leidendem Aussehen. Der Unbekannte nahm nun selbst das Wort und sagte in ernstem Tone zu dem Archidiakonus: »Ehrwürdiger Meister, Euer Ruf ist bis zu mir gedrungen und ich bin gekommen, Euch um Rath zu fragen. Ich bin nur ein armer Edelmann aus der Provinz, der nicht werth ist, die Schuhriemen der Gelehrten aufzulösen. Ich heiße Gevatter Tourangeau.«

Sonderbarer Name für einen Edelmann! dachte der Priester. Inzwischen fühlte er, daß ihm ein Wesen von ernstem und kräftigem Gepräge gegenüberstehe. Der Instinkt seiner hohen Einsicht ließ ihn errathen, daß unter der Pelzmütze, die der Gevatter Tourangeau trug, ein nicht minder fähiger Kopf stecke. Das spöttische Lächeln, das die Gegenwart des Doktors Jacques Coictier bei ihm erweckt hatte, verschwand allmählig von seinen Lippen. Ernst und schweigend, die Stirne in der flachen Hand, setzte er sich in seinen großen Lehnstuhl. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens gab er den beiden Gästen ein Zeichen, sich zu setzen.

»Ihr kommt, mich um Rath zu fragen, Meister;« sagte er zu dem Unbekannten, »und worüber?«

»Ehrwürdiger,« erwiederte der Gevatter Tourangeau, »ich bin krank, sehr krank. Man hält Euch für einen großen Aesculap, und ich möchte ein medizinisches Gutachten von Euch haben.«

»Arzneikunde!« sagte der Archidiakonus und zuckte die Achseln. »Gevatter Tourangeau, drehet Euern Kopf, und Ihr werdet meine Antwort dort auf die Mauer geschrieben finden.«

Der Gevatter Tourangeau wendete das Haupt seitwärts und las folgende in die Mauer gegrabene Inschrift:

Die Arzneiwissenschaft ist die Tochter der Träume.

Der Leibarzt hatte schon die Frage seines Begleiters mit Verdruß vernommen; diese Antwort des Archidiakonus mußte seinen Aerger noch erhöhen. Er neigte sich zum Ohre des Gevatters Tourangeau und flüsterte ihm leise zu: »Ich hatte Euch ja vorhergesagt, daß er ein Narr sei.«

»Dieser Narr könnte sehr leicht Recht haben, Doktor Jakob,« erwiederte der Gevatter Tourangeau mit einem bitteren Lächeln.

»Wie es Euch gefällig ist,« versetzte der Leibarzt trocken.

Hierauf wendete er sich an den Archidiakonus mit den Worten: »Ihr habt ja gleich ausgefegt, Don Claude Frollo, und seid mit Hippokrates eben so bald fertig, als ein Affe mit einer Haselnuß. Die Arzneiwissenschaft ein Traum! Wißt Ihr, daß Euch die Apotheker steinigen werden, wenn sie das erfahren. Ihr läugnet also den Einfluß der Tränke auf das Blut, und des Balsams auf das Fleisch! Ihr läugnet jene ewige Pharmacie der Blumen und der Metalle, welche man die Welt nennt, ausdrücklich geschaffen für jenen ewigen Kranken, der Mensch heißt.«

»Ich läugne,« erwiederte kalt der Archidiakonus, »weder die Pharmacie noch die Kranken, sondern den Arzt.«

»Es ist also nicht wahr,« fuhr der Doktor heftig fort, »daß die Gicht eine innerliche Flechte ist, daß man eine Schußwunde durch Auflegung einer gebratenen Maus heilt, daß ein in alte Adern eingegossenes junges Blut den Körper verjüngt? es ist nicht wahr, daß zweimal zwei vier macht, und daß der Emprostathonos auf den Opistathonos folgt?«

»Es gibt gewisse Dinge, über die ich nach meiner Weise denke,« antwortete trocken der Priester.

Der Leibarzt wurde roth und blaß vor Zorn.

»Ruhig, Doktor Jakob, der Archidiakonus ist unser Freund,« sagte der Gevatter Tourangeau.

»Ein Narr ist er!« murmelte der Arzt zwischen den Zähnen.

»Ihr seid mir da gewaltig in die Quere gekommen, Meister Claude,« fuhr der Gevatter Tourangeau fort. »Ich hatte zwei Konsultationen an Euch zu stellen: die eine meine Gesundheit, die andere meine Constellation betreffend.«

»Lieber Herr,« versetzte der Priester, »wenn das Eure Absicht war, so hättet Ihr Euch die Mühe ersparen können, meine Schneckentreppe heraufzusteigen. Ich glaube weder an Arzneiwissenschaft, noch an die Astrologie.«

»Wirklich!« rief der Gevatter Tourangeau verwundert aus.

Der Leibarzt zwang sich zu einem gewaltsamen Lachen.

»Jetzt werdet Ihr einsehen,« sagte er leise zu seinem Begleiter, »daß er ein Narr ist, er glaubt nicht an Astrologie!«

»Wie kann man sich nur einbilden,« fuhr Claude Frollo fort, »daß jeder Strahl eines Sterns ein Faden sei, der sich an das Haupt eines Menschen knüpft?«

»Und woran glaubt Ihr denn?« rief der Gevatter Tourangeau aus.

Der Priester blieb einen Augenblick unschlüssig, dann sprach er mit einem düstern Lächeln: *»Credo in Deum.«*

»Dominum nostrum,« fügte der Gevatter Tourangeau hinzu, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

»Amen!« sagte der Arzt.

»Ehrwürdiger Meister,« fuhr der Gevatter fort, »es freut mich von Herzen, Euch so gläubigen Gemüths zu finden; aber seid Ihr denn bis zu diesem Punkte der Gelehrsamkeit gelangt, daß Ihr nicht mehr an die Wissenschaft glaubt?«

»Nein,« erwiederte der Priester, und ein Strahl der Begeisterung glänzte in seinem Auge, »nein, ich läugne die Wissenschaft nicht. Ich bin nicht durch die zahllosen Verzweiflungen der dunkeln Höhle des Wissens gegangen, ohne in weiter Ferne ein Licht, eine Flamme, den Wiederschein der leuchtenden Werkstätte zu erblicken, wo die nie rastende Weisheit Gott in seinem Mittelpunkt aufgefunden hat.«

»Welche Wissenschaft aber,« fragte der Gevatter Tourangeau, »haltet Ihr für wahr und sicher?«

»Die Alchymie.«

»Die Alchymie,« schrie der Leibarzt, »hat allerdings ihren guten Grund, aber warum verleumdet Ihr die Medicin und die Astrologie?«

»Ein *Nichts*, Eure Wissenschaft des Menschen! Ein Nichts, Eure Wissenschaft des Himmels!« sprach der Priester mit gebietendem Wesen.

»Das heißt auf das hohe Roß steigen, Epidaurus und Chaldäa zumal!« sagte der Doktor spottend.

»Hört, Meister Jakob, und ärgert Euch nicht. Welche Wahrheit habt Ihr, ich will nicht sagen, aus der Medicin, denn das wäre allzu lächerlich, sondern aus der Astrologie gezogen? Führt mir die Eigenschaften des senkrechten Bustrophedon, den Erfund der Zahl Ziruph und der Zahl Zephirod an.«

»Wollt Ihr,« versetzte der Doktor, »die sympathetische Kraft der Clavicula läugnen und bestreiten, daß von ihr die Cabalistik ausgeht?«

»Ihr irrt Euch, Meister Jakob, keine Eurer Formen führt zur Wirklichkeit. Die Alchymie hingegen hat ihre unbestrittenen Entdeckungen. Wollt Ihr Ergebnisse läugnen, wie die folgenden sind: das während tausend Jahren unter der Erde eingeschlossene Eis verwandelt sich in Felskrystall. Das Blei braucht bloß vier Perioden, je von zweihundert Jahren, um allmählig von Blei in rothen Arsenik, von rothem Arsenik in Kupfer, von Kupfer in Silber überzugehen. Sind das nicht lauter Thatsachen? Hingegen an die Clavicula, an die Linie der Hand und an die Gestirne zu glauben, ist eben so lächerlich, als wenn man glaubt, daß sich ein Vogel in einen Maulwurf verwandle.«

»Ich habe die Hermetik studirt,« schrie der Arzt, »und ich bekräftige...«

Der streitfertige Priester ließ ihn nicht zum Worte kommen: »Und ich, ich habe die Medicin, die Astrologie und die Hermetik studirt. Hier allein ist Wahrheit, hier allein ist Licht!«

Mit diesen Worten nahm er die oben erwähnte, gläserne, mit einem feinen Pulver gefüllte Flasche zur Hand und fuhr begeistert fort: »Hippokrates ein Traum; Urania ein Traum; Hermes ein Gedanke! Das Gold ist die Sonne. Goldmachen heißt Gott sein. Dies ist die einzige Wissenschaft. Ich bin in die Tiefen der Medicin und Astrologie gedrungen, ein Nichts, ein Nichts sage ich Euch! Der menschliche Körper: Dunkelheit! Die Gestirne: Dunkelheit!«

Der Priester fiel in der Stellung eines Begeisterten auf feinen Lehnstuhl zurück. Der Gevatter Tourangeau betrachtete ihn stillschweigend. Der Leibarzt murmelte für sich: Ein Narr! Ein Narr!

»Und,« fragte plötzlich der Gevatter Tourangeau, »seid Ihr zum Ziele gelangt, habt Ihr Gold gemacht?«

»Hätte ich Gold gemacht,« sagte langsam und feierlich der Priester, »so würde der König von Frankreich Claudius heißen, nicht Ludwig.«

Gevatter Tourangeau runzelte die Stirne.

»Was sage ich da?« unterbrach sich der Priester selbst mit einem Lächeln der Verachtung. »Was sollte mir dieser Thron von Frankreich, wenn ich das morgenländische Kaiserreich wieder errichten könnte!«

»Das lasse ich gelten!« sagte der Gevatter.

»Ach, der arme Narr,« murmelte der Arzt.

Der Priester fuhr in tiefen Gedanken und, als ob er allein wäre, zu sich selbst sprechend, fort: »Aber nein, ich krieche noch, Kniee und Gesicht sind mir wund von den Steinen der unterirdischen Bahnen. Zur Betrachtung möchte ich gelangen, und es leuchtet mir nur ein ferner Schimmer! Ich bin ein armer Schüler in der großen Wissenschaft!«

»Und wenn Ihr zur Betrachtung gelangt sein werdet,« fragte der Gevatter, »könnt Ihr dann Gold machen?«

»Wer mag daran zweifeln?«

»In diesem Falle, unsere liebe Frau weiß, wie nöthig ich das Geld brauche, möchte ich wohl in Euren Büchern lesen lernen. Sagt mir doch, ehrwürdiger Meister, ist Eure Wissenschaft unserer lieben Frau nicht mißfällig oder feindlich?«

»Bin ich nicht Erzpriester der Kirche unserer lieben Frau!« versetzte der Archidiakonus mit ruhiger Würde.

»Das ist wahr, mein Meister. Nun, wenn es Euch gefällt, so weiht mich in die Anfangsgründe Eurer Wissenschaft ein.«

Der Archidiakonus nahm die majestätische und priesterliche Haltung eines Samuel an: »Alter Mann, es erfordert mehr Jahre, als Dir noch übrig sind, in die Tiefen der verborgenen Weisheit zu dringen. Dein Haupt ist schon sehr grau! Man betritt ihr Heiligthum mit schwarzen Haaren, und mit schneeweißem Haupte geht man heraus. Treibt Dich aber unüberwindliche Lust, das Alphabet der Weisen zu entziffern, so will ich Dein Lehrer sein. Ich verlange nicht von Dir altem Manne, daß Du die Grabgewölbe der Pyramiden besuchst, noch den steinernen Thurm von Babel, noch den

Marmortempel von Eklinga. Ich selbst habe weder die chaldäischen Mauern, noch Salomons Tempel gesehen. Wir müssen uns mit den Fragmenten des Buches von Hermes begnügen. Ich werde Dir die Bildsäule des heiligen Christoph, das Gleichnis vom Säemann, und das Symbolum der beiden Engel erklären, die am Eingang der heiligen Kapelle stehen, und deren einer seine Hand in einem Gefäß, der andere in einer Wolke hat...«

»Erras, amice Claudi!« fiel der Arzt triumphirend ein. »Das Symbol ist nicht die Zahl. Ihr nehmt Orpheus für Hermes.«

»Ihr selbst irrt,« erwiederte ernst der Priester, »Dädalus ist der Grundstein, Orpheus die Mauer, Hermes das Gebäude, das Ganze. Ihr könnt kommen, wann Ihr wollt,« fuhr er, zu dem Gevatter Tourangeau gewendet, fort, »ich werde Euch die Hieroglyphen am Hospital Saint-Gervais, an den Vorderseiten von Saint-Come, von Sainte-Genevieve, von Saint- Martin und Saint-Jacques kennen lehren ...«

»Was sind denn das für Bücher?« unterbrach ihn der Gevatter Tourangeau, der ihn nicht zu verstehen schien, mit Ungeduld.

»Ich will Euch,« erwiederte der Priester, »ein solches Buch zeigen.«

Mit diesen Worten öffnete er das Fenster seiner Zelle und deutete mit dem Finger auf den ungeheuren Umriß der Liebfrauenkirche, die ihren weiten Schatten in die Nacht warf, und mit ihren beiden Thürmen als eine zweiköpfige Sphinx, mitten in der Stadt thronend, erschien.

Der Archidiakonus betrachtete eine Zeitlang stillschweigend das gigantische Gebäude, dann legte er mit einem Seufzer seine rechte Hand auf die Druckschrift, die offen auf dem Tische lag, streckte die linke gegen die Liebfrauenkirche aus und sagte traurig: »Diese Buchstaben werden diese Steine tödten!«

Der Arzt schlug schnell den Titel des Buches nach und rief! »Was ist denn das so Furchtbares: *Glossa in epistolas D. Pauli, Norimbergiae, Antonius Koburger, 1474.* Das ist ja von Peter Lombard und längst bekannt. Etwa weil es gedruckt ist?«

»Du hast es gesagt,« antwortete der in tiefes Nachdenken versunkene Priester. Dann fügte er in geheimnißvollem, prophetischem Tone hinzu: »Das Kleine wird das Große überwinden, ein Zahn wird Felsen und Mauern zermalmen. Der Ichneumon tödtet das Krokodil des Nils, der Schwertfisch den Riesen des Meeres, die Buchstaben der Druckschrift werden die Kirche tödten!«

Die Abendglocke des Klosters fing an zu läuten, als der Arzt seinen ewigen Refrain wiederholte: »Er ist ein Narr!«

Diesmal antwortete ihm der Gevatter Tourangeau: »Ich glaube es selbst!«

Die Stunde hatte geschlagen, wo kein Fremder im Kloster bleiben durfte. Die beiden Gäste beurlaubten sich.

»Meister,« sagte der Gevatter Tourangeau, »ich liebe die Gelehrten und großen Geister, und Euch insbesondere. Kommt morgen in den Palast von Tournelles und fragt nach dem Abt von St. Martin.«

Der Archidiakonus begriff endlich mit Staunen, wer der Gevatter Tourangeau sei, und erinnerte sich der Stelle aus Saint-Martin de Tours: *Abbas beati Martini, scilicet Rex Franciae, est canonicus de consuetudine et habet parvam praebendam quam habet sanctus Venantius et debet sedere in sede thesaurarii.*

Von dieser Zeit an hatte, wie man versichert, der Archidiakonus häufige Zusammenkünfte mit Ludwig XI., und sein Einfluß überwog fast den von Oliver, dem Teufel, und Jacques Coictier, dem Leibarzt.

XIV.

Der Buchstabe tödtet den Stein

Der Buchstabe tödtet den Stein! Dieser Gedanke hat zwei Seiten. Er deutet den Schrecken des Priesterthums vor der Buchdruckerkunst an, den Abscheu des finstern Priesters vor Gutenbergs leuchtender Presse. Die Kanzel und das Manuscript, das gesprochene und das geschriebene Wort, kommen in Aufruhr gegen das gedruckte Wort. Das ist die Bestürzung und der Neid eines Sperlings, der den Engel Legion seine sechs Millionen Flügel entfalten sieht. Es ist der Schrei eines Propheten, der bereits die entfesselte Menschheit rührig und stürmisch erblickt, der voraussieht, wie der Verstand den Glauben untergraben, die Welt das römische Joch abschütteln wird. Prognostikon eines Philosophen, der den durch die Presse beflügelten menschlichen Gedanken dem dumpfen Kerker der Theokratie entfliehen sieht! Eine Macht muß der andern weichen: *Die Presse tödtet die Kirche*.

Dies war der erste und in die Augen fallendste Gedanke: es gibt aber noch einen zweiten, der nicht bloß dem Priester, sondern dem Philosophen und dem Künstler angehört. Es war die Voraussicht, daß der menschliche Gedanke, indem er die Form wechselte, auch die Art des Ausdrucks wechseln würde, daß die Hauptidee jeder Generation nicht mehr mit dem nämlichen Stoff und in der nämlichen Form sich aufzeichnen, daß das steinerne Buch, das so fest und dauerhaft ist, dem papierenen Buche, das noch fester und dauerhafter ist, weichen werde. In dieser Beziehung hatten die prophetischen Worte des Archidiakonus den zweiten Sinn: daß eine Kunst eine andere Kunst stürzen, daß die Buchdruckerkunst die Baukunst tödten werde.

Seit dem Anfang aller Dinge bis zum fünfzehnten Jahrhundert des christlichen Zeitraums einschließlich, ist die Baukunst das große Buch der Menschheit, der Hauptausdruck des Menschen in den verschiedenen Zuständen seiner Entwicklung, sei es als Kraft, sei es als Einsicht.

Nachdem das Gedächtniß der ersten Geschlechter sich überladen fühlte, nachdem von Geschlecht zu Geschlecht die Tradition so schwerfällig und verwirrt wurde, daß das nackte und flüchtige Wort sie nicht mehr getreu überliefern konnte, schrieb man die Geschichte in den mütterlichen Boden der Erde auf die sichtbarste, dauerhafteste und natürlichste Weise: man besiegelte jede Tradition durch ein Monument.

Die ersten Monumente waren einzelne Felsstücke, welche, wie Moses sagt, das Eisen nicht berührt hatte. Die Architektur begann wie jede Schrift. Sie war zuerst Alphabet. Man pflanzte einen Stein aufrecht in die Erde, das war ein Buchstabe, und jeder Buchstabe war eine Hieroglyphe, und auf jeder Hieroglyphe ruhte eine Gruppe Ideen, wie das Kapitäl auf einer Colonne. So machten es die ersten Geschlechter, überall, zu gleicher Zeit, auf dem ganzen Umkreis der Erde. Man findet den aufgerichteten Stein der Celten im asiatischen Sibirien und in den Pampas von Südamerika.

Später machte man Worte. Man baute Stein auf Stein, man verband diese Silben von Granit unter einander, das Wort versuchte einige Combinationen. Der Dolmen und der Cromlech der Celten, der etruscische Tumulus, der hebräische Galgal sind Worte. Einige, besonders der Tumulus, sind Eigennamen. Manchmal sogar, wenn man viele Steine und einen weiten Umkreis hatte, schrieb man eine Phrase. Der ungeheure Steinhaufe von Carnac ist schon eine ganze Formel.

Endlich schrieb man Bücher. Die Traditionen hatten Symbole erzeugt, unter denen sie verschwanden, wie der Stamm des Baumes unter seinen Blättern. Alle diese Symbole, welchen die Menschheit Glauben schenkte, häuften sich an, vermehrten, verwickelten sich je mehr und mehr. Die ersten Monumente hatten nicht mehr Raum genug, sie zu fassen. Kaum drückten diese Denkmäler noch die ursprüngliche Tradition aus, gleich ihnen einfach, nackt und erst der Erde entwachsen. Das Symbol fühlte das Bedürfniß, sich auf dem Gebäude bemerklich zu machen. Jetzt entwickelte sich die Architektur mit dem menschlichen Gedanken: sie wurde ein tausendköpfiger und tausendarmiger Riese und befestigte diese schwankende Symbolik unter einer ewigen, sichtbaren, fühlbaren Form. Wahrend Dädalus, der die Kraft ist, maß, während Orpheus, der die Einsicht ist, sang, sah man den Pfeiler, der ein Buchstabe, die Arkade, die eine Silbe,

die Pyramide, die ein Wort ist, durch das doppelte Gesetz der Poesie und der Geometrie in Bewegung gesetzt, sich ordnen, zusammenfügen, tief in der Erde wurzeln, hoch in die Wolken steigen, bis unter der Eingebung der Hauptidee einer Epoche jene wunderbaren Bücher geschrieben waren, die zugleich wunderbare Gebäude sind: die Pagode von Eklinga, der Rhamseion von Aegypten, Salomo's Tempel.

Die Uridee, das Wort, war nicht bloß im Innern aller dieser Gebäude, sondern auch in der Form. Salomo's Tempel war nicht bloß der Einband des heiligen Buches, sondern das heilige Buch selbst. Auf jedem seiner concentrischen Umkreise konnten die Priester das vor Augen gelegte Wort lesen, und so folgten sie seinen Umwandlungen von Heiligthum zu Heiligthum bis in das Allerheiligste. Das Wort war im Innern des Gebäudes eingeschlossen, aber sein Bild war aus der Außenseite, wie das menschliche Gesicht auf dem Sarge einer Mumie.

Aber nicht allein die Form der Gebäude, sondern auch ihre Lage gab den Gedanken kund, den sie darstellten. Je nachdem das darzustellende Symbol heiter oder ernst war, krönte Griechenland seine Berge mit einem harmonisch in's Auge fallenden Tempel, grub Indien die seinigen tief in die Erde ein und meißelte unter dem Boden jene ungestalten, von gigantischen steinernen Elephanten getragenen Pagoden.

So war, in den ersten sechstausend Jahren der Welt, seit der entferntesten Pagode Hindostans bis zur Kathedralkirche von Köln, die Architektur die große Schrift des menschlichen Geschlechts. Dies ist so wahr, daß nicht bloß jedes religiöse Symbol, sondern auch jeder menschliche Gedanke in diesem unermeßlichen Buche sein Blatt und sein Denkmal hat.

Jede Civilisation beginnt mit der Theokratie und endigt mit der Demokratie. Dieses Gesetz der Freiheit, das auf die Einheit folgt, ist in der Architektur verzeichnet. Die Baukunst vermag mehr, als bloß Tempel zu bauen, die priesterliche Mythe und Symbolik auszudrücken, die geheimnißvollen Gesetzestafeln ihren steinernen Blättern in Hieroglyphen einzuverleiben. In jeder menschlichen Gesellschaft tritt ein Augenblick ein, wo das geheiligte Symbol sich abnützt und durch den freien Gedanken verwischt wird, wo der Mensch sich der Macht des Priesters entzieht, wo die wuchernde Philosophie an der Religion nagt; in diesem Augenblicke

könnte sich dann die Architektur nicht mehr dem neuen Zustande des menschlichen Geistes weihen, ihre Blätter blieben leer, ihr Werk wäre mangelhaft, ihr Buch unvollständig. Dem ist aber nicht so.

Das Mittelalter, in welchem wir klarer sehen, weil es uns näher liegt, mag uns zum Beispiel dienen. Während seiner ersten Periode, als die Theokratie ein neues Europa schuf, als der Vatikan über den Trümmern des heidnischen Roms die Elemente eines christlichen Roms um sich her sammelte, als das Christenthum aus den Trümmern der untergegangenen Civilisation eine neue hierarchische Welt aufbaute, deren Schlußstein das Priesterthum war, erstand auf den Ruinen der griechischen und römischen Baukunst jene geheimnißvolle römische Architektur, Schwester der theokatischen Gebäude Aegyptens und Indiens, unvertilgbares Emblem des reinen Katholicismus, unverwischbare Hieroglyphe der päbstlichen Einheit. Der Hauptgedanke jener Zeit ist in dem düstern römischen Styl verzeichnet. Man fühlt darin überall die unbegrenzte Gewalt, die Einheit, das Unergründliche, das Unbedingte, Gregor VII. Ueberall der Priester, nirgends der Mensch, überall die Kaste, nirgends das Volk!

Jetzt kommt die Zeit der Kreuzzüge. Sie ist eine große vollsthümliche Bewegung, und jede Bewegung, die sich über ganze Völker erstreckt, was auch ihre Ursache und ihr Zweck sein mag, entwickelt am letzten Ende den Geist der Freiheit. Ein neuer Zeitpunkt der Geschichte entwickelt sich. Wir treten in die stürmische Periode der Jacquerien und der Liguen ein. Die Macht wird erschüttert, die Einheit zersplittert. Die Feudalität will mit der Theokratie theilen; dann kommt das Volk und eignet sich den Löwenantheil zu. *Quia nominor leo.* Dem Priesterthum entsprießt das Adelthum, dem Adelthum das Bürgerthum. Europa's Anblick hat sich geändert, mit ihm der Anblick der Architektur. Zugleich mit der Civilisation hat sie das Blatt gewendet, und der neue Geist der Zeit findet sie bereit, unter seiner Eingebung zu schreiben. Sie hat aus den Kreuzzügen das Bogengewölbe mitgebracht, die Völker, die Freiheit. Während Rom allmählig in sich zerfällt, geht die römische Architektur unter. Die Hieroglyphe verläßt die Kathedralen, um die Burgen des Adels mit prangenden Wappen auszumalen. Die Liebfrauenkirche selbst, dieses ehemals so dogmatische Gebäude, jetzt von der Bürgerschaft, von der Gemeinde, von der Freiheit eingenommen, entgeht der Gewalt des Priesters und fällt dem Künstler

anheim. Der Künstler baut sie nach seiner Weise. Um das Mysterium, um die Mythe, um den Glauben ist es jetzt geschehen. Laune und Phantasie richten ihr Reich auf. Dem Priester gehört der Raum der Kirche und der Altar, dem Künstler die vier Mauern. Das Buch der Baukunst gehört nicht mehr dem Priesterthum, der Religion, dem römischen Stuhle an, sondern der Einbildungskraft, der Dichtkunst, dem Volke. Daher die reißenden und unzählbaren Umwandlungen jener nur 300 Jahre alten Architektur, die um so ausfallender sind nach der einer Stockung ähnlichen Unbeweglichkeit der römischen Baukunst, die sechs bis sieben Jahrhunderte zählt. Die Kunst schreitet mit Riesenschritten einher. Volkstümliches Genie und Originalität besorgen den Dienst, den sonst die Bischöfe thaten. Jedes vorübergehende Geschlecht beschreibt ein Blatt des neuen Buches, wischt auf den Giebeln der Kathedralen die alten römischen Hieroglyphen aus, und kaum erblickt man noch unter dem neuen Symbol hie und da die alte Glaubenslehre. Das volksthümliche Gewand läßt kaum errathen, daß hier die Gebeine der Religion begraben liegen. Kaum kann man sich einen Begriff von den Freiheiten machen, welche jetzt die Architekten gegen die Kirche selbst sich erlauben. Hier zügellose Haufen von Mönchen und Nonnen, schmählich zusammengekuppelt. Dort des Allvaters Noah erster Rausch und seine Folgen, weiter ein bacchischer Mönch mit Eselsohren und das Glas in der Hand, seiner christlichen Gemeinde unter die Nase lachend! In dieser Epoche bestand für den in Stein geschriebenen Buchstaben eine Freiheit, die der jetzigen Freiheit der Presse ganz vergleichbar ist. Es war die Freiheit der Architektur.

Diese Freiheit ging sehr weit. Bisweilen stellte ein Portal, eine Façade, eine ganze Kirche, einen symbolischen Sinn dar, der dem bestehenden Kultus ganz fremd, sogar feind war. Schon im dreizehnten Jahrhundert schrieb Wilhelm von Paris, im fünfzehnten Nicolaus Flamel solche aufrührerische Blätter in Stein. Sanct Jakob am Schlachthause war eine vollständige Oppositionskirche.

Der menschliche Gedanke hatte damals keine andere Freiheit als diese, und sprach sich sonst nirgends aus, als in jenen Büchern, die man Gebäude nannte. Wäre er auf Papier geschrieben gewesen, so würde ihn die Hand des Henkers auf öffentlichem Platze verbrannt haben. Da ihm nur der einzige Weg offen war, sich Luft zu machen, so betrat er ihn von allen

Seiten. Daher jene unermeßliche Anzahl von Kathedralen in Europa, so groß, daß man es kaum glauben kann, selbst wenn man sie gezählt hat. Alle materiellen, alle intellektuellen Kräfte der Staatsgesellschaft kehrten sich dem nämlichen Punkte zu: der Architektur. Unter dem Vorwande, Gott Kirchen zu bauen, entwickelte sich die Kunst in erstaunlicher Weise.

Wer damals mit einem poetischen Geiste geboren war, wurde Architekt; das in den Massen zerstreute, auf allen Seiten von der Feudalität, wie von einer Testudo eherner Schilde, unterdrückte Genie entwickelte sich, da es keinen anderen Ausgang fand, in der Baukunst, und seine Iliaden nahmen die Form von Kathedralen an. Alle anderen Künste gehorchten und dienten der Baukunst. Die Architekten waren die Meister des großen Werkes. Der Architekt, der Dichter, der Meister, vereinte in seiner Person die Bildhauerei, die ihm seine Facaden meißelte, die Malerei, die ihm seine Gläser färbte, die Musik, die seine Glocken läutete und seinen Orgeln den Wind einhauchte. Selbst die arme, eigentlich sogenannte Poesie, die beharrlich in den Manuscripten vegetirte, mußte sich, um doch etwas zu bedeuten, unter die Architektur in poetischer oder prosaischer Form einreihen und ihre Denksprüche in Stein aushauen lassen. Die nämliche Rolle hatten des Aeschylus Tragödien in den priesterlichen Festen Griechenlands, die Genesis in Salomo's Tempel gespielt.

Bis auf Gutenberg also war die Architektur die Hauptschrift, die allgemeine Schrift. Dieses steinerne Buch beginnt im fernen Morgenlande, zieht sich durch die griechische Welt hin, und das Mittelalter hat sein letztes Blatt geschrieben. Dieses Phänomen einer volksthümlichen Baukunst, welche auf die Architektur einer Kaste folgt, wie wir im Mittelalter sehen, ist übrigens nicht neu, und zeigt sich in den anderen großen Epochen der Geschichte mit einer den menschlichen Einsichten entsprechenden Bewegung. So in dem Orient, dieser Wiege der Urzeit, nach der hinduischen Architektur die phönizische Baukunst, diese reiche Mutter der arabischen Architektur; im Alterthum nach der ägyptischen Baukunst die griechische Architektur; in den neueren Zeiten nach der römischen Architektur die gothische Baukunst. In den drei älteren Schwestern, der hinduischen, ägyptischen und römischen Architektur, findet man das nämliche Symbol wieder: die Theokratie, die Einheit, die Kaste, das Dogma, die Mythe, Gott; in den drei jüngeren Schwestern, der

phönizischen, griechischen und gothischen Baukunst: die Freiheit, das Volk, den Menschen.

Mag er sich Bramine, Magus oder Pabst nennen, so fühlt man in den hinduischen, ägyptischen und römischen Gebäuden immer den Priester, nichts als den Priester. Anders die volksthümlichen Architekturen: sie sind reicher und weniger heilig. In der phönizischen Baukunst fühlt man den Kaufmann, in der griechischen den Republikaner, in der gothischen den Bürger.

Die allgemeinen Kennzeichen jeder theokratischen Architektur sind der Stillstand, der Abscheu vor jedem Fortschritt, die Erhaltung der Traditionen, das fortwährende Biegen aller Form des Menschen und der Natur nach den unverständlichen Launen des Symbols. Es sind räthselhafte Bücher, welche bloß die Eingeweihten zu entziffern vermögen. Jede Form, selbst jede Unförmlichkeit, hat einen Sinn, der sie heilig und unverletzlich macht. Der Stillstand ist ihr Leben, jede Vervollkommnung eine Gottlosigkeit. Die theokratischen Gebäude sind von der Unbiegsamkeit des Dogma, wie von einer zweiten Versteinerung, überzogen.

Die allgemeinen Kennzeichen der volksthümlichen Architektur dagegen sind Mannigfaltigkeit, Fortschritt, Originalität, Reichthum, unaufhörliche Bewegung. Sie haben sich schon so weit von der Religion losgemacht, um auf ihre Schönheit bedacht zu sein, um ohne Unterlaß ihr Gewand von Statuen und Arabesken zu Pflegen und zu verbessern. Sie gehören dem Jahrhundert an, sie haben etwas Menschliches, das sie dem göttlichen Symbol beifügen, unter dessen Einfassung sie noch erscheinen. Daher jeder Seele, jeder Einsicht, jeder Einbildungskraft zugängliche Gebäude, noch symbolisch zwar, aber leicht faßlich wie die Natur. Zwischen der theokratischen und volksthümlichen Architektur ist ein Unterschied, wie zwischen einer heiligen und einer gewöhnlichen Sprache, wie zwischen einer Hieroglyphe und der Kunst, wie zwischen Salomo und Phidias.

Aus allem Diesem ergibt sich, daß bis zum fünfzehnten Jahrhundert die Architektur das Hauptbuch der Menschheit war, daß in diesem Zeitraum kein irgend etwas verwickelter Gedanke erschien, der sich nicht zum Gebäude erhob, daß jede volksthümliche Idee, wie jedes religiöse Gesetz, ihre Monumente hatte; daß endlich das menschliche Geschlecht nichts

Wichtiges dachte, was es nicht in Stein geschrieben hätte. Und warum? – Weil jeder Gedanke, sei er religiös oder philosophisch, sich verewigen will, weil die Idee, welche eine Generation in Bewegung gesetzt hat, noch auf ferne Geschlechter wirken und ihre Spur in der Geschichte zurücklassen will. Welche gebrechliche Unsterblichkeit ist aber ein Blatt Papier, ein Manuscript! Ein weit festeres und dauerhafteres Buch ist ein Gebäude. Das geschriebene Wort zu vernichten, bedarf es bloß einer Fackel und eines fanatischen Muselmanns. Um das in Stein gebaute Wort niederzureißen, bedarf es einer Umwälzung des Staats oder der Natur. Die Barbaren sind über das Colyseum weggeschritten, die Sündfluth hat vielleicht die Pyramiden überspült.

Im fünfzehnten Jahrhundert ändert sich Alles. Der menschliche Geist entdeckt ein Mittel, sich nicht nur dauerhafter, als die Architektur, sondern auch einfacher und leichter zu verewigen. Die Architektur wird von ihrem Throne geworfen. Auf Orpheus steinerne Buchstaben folgen Gutenbergs bleierne.

Der Buchstabe tödtet den Stein!

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das größte Ereigniß in der Geschichte. Sie ist die Mutter der Revolution. Sie ist ein neuer Mund der Menschheit, ein neues Kleid des menschlichen Gedankens, das letzte Hautabstreifen jener symbolischen Schlange, welche seit Adam die Einsicht repräsentirt.

Unter der gedruckten Form ist der menschliche Gedanke unvergänglicher als je; er hat Flügel, keine Macht vermag ihn zu greifen und zu vernichten. Er fliegt mit der Luft des Himmels dahin. Zur Zeit der Architektur machte er sich zum Berge und setzte sich mächtig fest an Einem Orte und in Einem Jahrhundert. Jetzt ist er ein Vogel mit tausendfältigem Gefieder, nach allen Winden fliegend, alle Theile der Luft und des Raums zumal einnehmend.

Der menschliche Gedanke stand fest auf festem Grunde und in dauerhaften Massen, die Buchdruckerkunst aber hat ihn erst unsterblich gemacht. Ein Gebäude, wie fest es sei, kann man niederreißen, wie will man aber die Ubiquität vernichten? Ein Berg ist längst verschwunden unter den Wellen einer Sündfluth, aber die Vögel fliegen noch, und wenn sie auf

der Oberfläche der allgemeinen Wasserfluth nur eine einzige Arche erblicken, so lassen sie sich darauf nieder, überleben mit ihr, wohnen dem Falle der Wasser bei, und das neue Geschlecht, das aus diesem Chaos ersteht, erhält, lebend und geflügelt, den Gedanken der untergegangenen Welt. Wenn man erwägt, daß diese Art des Ausdrucks nicht nur die dauerhafteste, sondern auch die einfachste, die bequemste, die praktikabelste ist, daß sie keinen großen Troß mit sich führt und keines schwerfälligen Rüstzeuges bedarf, wenn man bedenkt, daß der Gedanke, der sich in Stein ausspricht, fünf bis sechs andere Künste, Tonnen Goldes, einen Berg von Steinen, einen Wald von Zimmerholz, eine Legion Arbeiter, in Bewegung setzen muß, wogegen der Gedanke, der sich zum Buche macht, nur etwas Tinte und Druckerschwärze bedarf, so wird man sich nicht mehr wundern, daß die menschliche Einsicht von der Architektur zur Buchdruckerkunst übergegangen ist.

Im sechzehnten Jahrhundert geht das Reich der Baukunst zu Ende. Von dem Augenblicke an, wo sie nur noch eine Kunst, wie jede andere, wo sie nicht mehr die Hauptkunst, die souveräne Kunst, die tyrannisirende Kunst ist, hat sie nicht mehr die Kraft, die anderen Künste in ihrem Dienste zurückzuhalten. Sie emancipiren sich, brechen das Joch der Architektur, gehen ihren eigenen Weg. Jede von ihnen gewinnt bei dieser Trennung. Vereinzelung macht groß. Die Meißelei wird Bildhauerkunst, das Bilderwesen Malerei, der Canon Musik. Man könnte es ein Weltreich nennen, das beim Tode seines Alexanders zerfällt und dessen Provinzen sich zu Königreichen erheben! Daher Raphael, Michel Angelo, Jean Goujon, Palestrina, diese glänzenden Gestirne am leuchtenden Himmel des sechzehnten Jahrhunderts!

Zugleich mit den Künsten macht sich allerwärts der Gedanke frei. Die Urheber der Ketzereien im Mittelalter hatten bereits dem Katholicismus tiefe Wunden geschlagen. Das sechzehnte Jahrhundert vernichtet die religiöse Einheit. Ohne die Buchdruckerkunst wäre die Reformation ein Schisma geblieben, die Presse hat sie zur Revolution gemacht. Nehmt die Presse weg, so entzieht ihr der Ketzerei ihren Hebel. Mag man es ein Unglück, mag man es eine Fügung der Vorsehung nennen, Gutenberg ist Luthers Vorläufer.

Nachdem die Sonne des Mittelalters untergegangen, das gothische Genie am Horizont der Kunst für immer erloschen ist, verschwindet allmählig die Architektur mit ihr. Das gedruckte Buch zernagt, unterfrißt, stürzt das Gebäude. Die Architektur wird immer hinfälliger und farbloser. Sie ist kleinlich, ärmlich, nichtig. Sie drückt nichts mehr aus, nicht einmal das Andenken der Kunst einer anderen Zeit. Auf sich selbst beschränkt, von den anderen Künsten verlassen, weil der menschliche Gedanke sie aufgegeben hat, sammelt sie die Handwerker um sich, weil sie keine Künstler mehr hat. Aller Schwung, alle Originalität, alles Leben, alle Einsicht ist verschwunden. Wie eine jämmerliche Bettlerin, von Werkstätte zu Werkstätte, von Copie zu Copie, schleppt die Baukunst ihr elendes Leben dahin.

Alles Leben ist von der Architektur zur Presse übergegangen. Während die Baukunst sinkt, erhebt sich die Buchdruckerkunst. Das Kapital an Kräften, das sonst der menschliche Gedanke an Gebäude verwendete, gibt er jetzt für Bücher aus. Vom sechzehnten Jahrhundert an überragt die Presse die Architektur, bekämpft und tödtet sie. Im siebzehnten Jahrhundert ist sie schon siegreich, souverän, kräftig genug, um der Welt das Fest eines großen literarischen Jahrhunderts zu geben. Im achtzehnten Jahrhundert ergreift sie, in Gestalt der leichten Waffe Voltaire's, Luthers altes Schlachtschwert wieder zum Kampfe mit dem alterthümlichen Europa. Als die letzte Stunde des vergangenen Jahrhunderts schlug, lag das alte Europa in Trümmern. Das neunzehnte Jahrhundert wird ein neues Europa aufbauen.

XV.

Das unparteiische Urtheil

Am 7. Januar 1482 wurde im Chatelet, wie üblich, offene Sitzung gehalten. Der Saal war klein, nieder und gewölbt. Eine Tafel, mit ausgeschnitzten Lilien verziert, stand am äußersten Ende, dem Eingange gegenüber; ein großer hölzerner Lehnstuhl, für den Prevot bestimmt, war unbesetzt; links von demselben auf einer Bank saß der Auditor, Meister Florian; unter ihm der Gerichtsschreiber, die Feder in der Hand. Gegenüber, vor den hölzernen Schranken, standen die Zuschauer. Im Saale selbst, vor

der Thüre, vor den Schranken sah man eine Menge Sergenten sich bewegen und ihren Dienst verrichten.

Meister Florian Barbedienne, Auditor am Chatelet, war taub. Dieser Fehler hat bei einem Richter nicht viel zu bedeuten, Meister Florian richtete darum nicht minder gut, und zwar ohne Appellation. Es ist hinreichend, wenn ein Richter sich nur das Ansehen gibt zuzuhören, und Meister Florian erfüllte diese Bedingung, die einzig wesentliche einer guten Rechtspflege, um so besser, als seine Aufmerksamkeit durch kein Geräusch gestört werden konnte.

Im Uebrigen hatte er unter den Zuhörern einen unerbittlichen Kritiker seiner Handlungen und Geberden an unserem guten Freunde Johannes Frollo de Molendino, der überall zu finden war, nur in den Hörsälen der Lehrer nicht.

»Siehe da,« sagte er zu Robin Poussepain, die Scene, die vor ihren Augen aufgeführt wurde, commentirend, »siehe da, Jehanneton du Buisson! Bei meiner armen Seele, der alte Esel verurtheilt sie! Er ist eben so blind als taub! Fünfzehn Sous soll das schöne Kind bezahlen, weil sie zwei Paternoster getragen hat.«

»Ei! Zwei Edelleute unter diesem Gesindel! Corpus Christi! Sie haben gewürfelt! Wann werde ich doch einmal unsern Rektor hier erblicken! Hundert Pfund Strafe für den König unseren Herrn! Ich will mein Bruder, der Archidiakonus, werden, wenn mich das abhält zu spielen, zu spielen bei Tage, zu spielen bei Nacht, zu leben im Spiel, zu sterben im Spiel, und am letzten Ende meine arme Seele zu verspielen!«

»Heilige Jungfrau, wie viele Mädchen! Ein ganzer Schafstall voll! Ich kenne sie alle, so wahr Gott lebt! Zehn Sous Strafe, ihr Koketten! Das wird Euch lehren, goldene Leibgürtel zu tragen!«

»Aufgepaßt, Robin Poussepain! Wen bringen sie denn jetzt, daß so viele Sergenten auf den Beinen sind? Beim Jupiter! die ganze Meute ist in Bewegung! Das muß das Hauptstück der Jagd sein! Ein Keuler! Hercle! Es ist unser Fürst von gestern, unser Narrenpabst, unser Glöckner, unser Einäugiger, unser Buckliger, unser Fratzengesicht, unser Quasimodo!«

Es war Quasimodo, gebunden und unter starker Bedeckung. Es lag übrigens, seine Mißgestalt ausgenommen, in Quasimodo nichts, was diesen ungewöhnlichen Aufwand von Spießen, Büchsen und Schwertern rechtfertigte; er war düster, schweigsam und ruhig. Kaum warf von Zeit zu Zeit sein einziges Auge einen zornerfüllten Blick auf die Bande, die ihn fesselten. Inzwischen blätterte Meister Florian in der gegen Quasimodo vorliegenden Klage, die ihm der Gerichtsschreiber darreichte. Diese Vorsicht brauchte er bei jedem Verhör; er lernte dadurch die Namen, Qualitäten und Vergehungen des Beschuldigten kennen, machte voraussichtliche Antworten auf vorausgesehene Fragen, und arbeitete sich so durch alle Schwierigkeiten des Verhörs durch, ohne daß man seine Taubheit allzusehr gewahr wurde. Das Protocoll war für ihn der Hund des Blinden. Wenn zufällig durch irgend eine unpassende Anrede oder eine unverständliche Frage seine Taubheit sich kundgab, so hielten die Einen dies für tiefe Gelehrsamkeit, die Anderen für Dummheit. Meister Florian gab sich so viele Mühe, seine Taubheit zu verhehlen, daß es ihm meistens gelang. Dieser Erfolg machte ihm selbst Illusion, was übrigens leichter ist, als man glaubt, denn alle Buckligen gehen mit erhobenem Haupte, alle Stammelnden schreien und alle Tauben sprechen leise. Daher hatte sich Meister Florian endlich überredet, daß sein Ohr bloß ein wenig rebellisch sei.

Nachdem er nun Quasimodo's Sache wohl ausgefaßt und sich einverleibt hatte, bog er das Haupt rückwärts und schloß die Augen zur Hälfte, um sich ein majestätisches und unpartheiisches Ansehen zu geben, so daß er jetzt sowohl blind als taub war, ohne welche doppelte Bedingung es keinen vollkommenen Richter gibt. In dieser richterlichen Haltung begann er das Verhör!

»Euer Name?«

Hier trat ein durch das Gesetz nicht vorausgesehener Fall ein, nämlich, daß ein Tauber einen Tauben zu verhören hatte.

Quasimodo, der nichts von der an ihn gerichteten Frage hörte, starrte vor sich hin und antwortete nicht.

Der Richter, gleichfalls taub und von der Taubheit des Delinquenten nicht unterrichtet, glaubte, daß er geantwortet habe, wie gewöhnlich alle Befragten thun, und fuhr in seiner mechanischen und stupiden Weise fort:

»Gut! Euer Alter?«

Quasimodo antwortete eben so wenig auf diese Frage. Der Richter glaubte sie beantwortet und fuhr fort:

»Jetzt, Euer Stand?«

Immer das nämliche Stillschweigen.

Die Zuschauer sahen sich unter einander an und kicherten.

»Gut,« fuhr der taube Richter ungestört fort, indem er voraussetzte, daß der Angeklagte seine dritte Frage beantwortet habe: »Ihr seid vor uns angeklagt: *primo*, nächtlicher Ruhestörung; *secundo*, unehrbaren Angriffs auf die Person eines närrischen Weibsbilds; *tertio*, des Widerstands und Aufruhrs gegen die Bogenschützen der königlichen Leibwache. Erklärt Euch über alle diese Punkte. Gerichtschreiber, habt Ihr die Antworten aufgeschrieben, welche der Angeklagte bis jetzt gegeben hat?«

Auf diese unpassende Frage erhob sich ein allgemeines Gelächter im ganzen Saale, so heftig, so toll, daß es selbst den beiden Tauben nicht entgehen konnte. Quasimodo zuckte die Achseln und blickte verachtungsvoll um sich. Meister Florian, gleich ihm verwundert, bildete sich ein, daß irgend eine unehrerbietige Antwort des Angeklagten das Gelächter der Zuhörer erregt habe, und fuhr ihn mit den Worten an:

»Du Schuft, Du hast hier eine Antwort gegeben, die den Strick verdiente!«

Dieser Ausfall war nicht geeignet, der allgemeinen Lustigkeit Einhalt zu thun, sondern erregte ein convulsivisches Gelächter, das durch den ganzen Saal lief und alle Anwesenden ohne Ausnahme ansteckte. Die beiden Tauben allein stimmten nicht mit ein. Der Richter, immer erbitterter, glaubte im nämlichen Tone fortfahren zu müssen, in der Hoffnung, dadurch dem

Angeklagten einen heilsamen Schrecken, und den Zuhörern den nöthigen Respekt einzuflößen.

»Du heilloser und verkehrter Bursche!« redete er den Delinquenten an, »Du erlaubst Dir ein solches Benehmen gegen den Auditor des Chatelet! Weißt Du, daß ich Florian Barbedienne heiße und Stellvertreter des Herrn Prevot bin?«

In diesem Augenblicke trat der Prevot, Robert d'Estouteville, in eigener Person in den Saal, wodurch die Rede seines Auditors unterbrochen wurde. Meister Florian stürmte ihm sogleich entgegen und redete ihn mit den Worten an: »Gnädiger Herr, ich bitte um exemplarische Bestrafung des hier gegenwärtigen Angeklagten, wegen groben Mangels an Achtung vor der Justiz.«

Der Prevot runzelte die Stirne und warf einen so gebietenden und bezeichnenden Blick auf den Stummen, daß dessen Aufmerksamkeit erregt wurde.

Hierauf richtete der Prevot, mit Strenge in Blick und Ton, bie Frage an ihn: »Was hast Du denn begangen, Du Schuft, daß Du hier bist?«

Der arme Teufel, in der Meinung, daß der Prevot seinen Namen wissen wolle, brach sein gewöhnliches Stillschweigen und antwortete mit seinem rauhen Kehllaute: »Quasimodo.«

Die Antwort paßte so wenig auf die Frage, daß das tolle Gelächter von neuem begann. Der Prevot wurde roth und blau vor Zorn und schrie: »Willst Du auch mit mir Deinen Spaß treiben, Du Hund?«

»Glöckner an der Liebfrauenkirche,« antwortete Quasimodo, in der Meinung, daß der Richter wissen wolle, wer er sei.

»Glöckner!« wiederholte der Prevot zornig. »Ich werde auf Deinem Buckel durch alle Straßen von Paris läuten lassen! Hörst Du, Schuft?«

»Wenn Ihr mein Alter wissen»wollt,« sagte Quasimodo, »ich werde, glaube ich, auf den Sanct Martinstag zwanzig Jahre alt.«

Das war allzuviel für die Geduld des Prevot: »Sergenten,« rief er vor Zorn außer sich, »führt mir diese Bestie nach dem Driller auf dem Grèveplatz, dreht ihn eine Stunde lang und haut ihm die Haut voll!«

Der Gerichtschreiber brachte dieses Urtheil alsogleich zu Papier.

»Beim Bauche des Pabsts!« rief der Mühlenhans aus seiner Ecke, »der ist wohl gerichtet.«

Der Gerichtschreiber reichte dem Prevot das Urtheil dar; dieser setzte seinen Namen bei und entfernte sich dann, um seine Runde durch die Gerichtssäle der Hauptstadt fortzusetzen. Johannes Frollo und Robin Poussepain lachten in's Fäustchen. Quasimodo, der von dem ganzen Vorgang nichts verstand, schien verwundert, aber ziemlich gleichgültig. Inzwischen, als Meister Florian das Urtheil durchlas, um es auch zu unterzeichnen, näherte sich der Gerichtschreiber, der Mitleid mit dem armen Teufel hatte, seinem Ohre und sagte: »Dieser Mensch ist taub.«

Der Gerichtschreiber hoffte, daß die Beiden gemeinschaftliche Gebrechlichkeit Meister Florian zu Gunsten des Verurtheilten stimmen würde. Aber einmal wollte Meister Florian nicht taub scheinen, und dann war sein Gehör so hart, daß er nicht ein Wort von dem hörte, was der Gerichtschreiber zu ihm gesagt hatte. Er stellte sich jedoch, als ob er ihn vollkommen verstanden hätte, und rief: »Ah! Ah! Das ist ein Anderes; das wußte ich nicht. Eine Stunde Pranger mehr in diesem Falle.«

Er unterzeichnete das also verschärfte Urtheil.

XVI.

Das Rattenloch

Wir führen den Leser auf den Grèveplatz zurück, den wir gestern mit Peter Gringoire verlassen haben, um der Esmeralda zu folgen.

Es ist zehn Uhr Morgens, Alles umher deutet auf das gestern gefeierte Fest. Das Pflaster ist mit Bändern, Federn, Lumpen und abgeträufeltem Wachs bedeckt. Haufen müßiger Leute lümmeln da und dort herum. In den

verschiedenen Gruppen wird das gestrige Fest besprochen. Die flandrischen Gesandten, Jakob Coppenole, der Kardinal von Bourbon und der Narrenpabst sind in Aller Munde.

Jetzt erscheinen vier Stadtsergenten zu Pferd und stellen sich auf den vier Seiten des Drillers auf. Ein Haufe Neugieriger sammelt sich, in der Hoffnung einer kleinen Exekution, alsbald um sie.

Dem Driller gegenüber steht der Rolandsthurm. In dem untersten Stocke desselben befindet sich eine kleine Zelle, die durch eine enge, mit zwei Eisenstäben vergitterte Oeffnung mit dem Platze communicirt. Diese Zelle hatte vor 300 Jahren Madame Rolande vom Rolandsthurm in ihrem eigenen Hause bauen lassen, um darin ihren Vater, der im heiligen Lande geblieben war, lebenslänglich zu betrauern. Sie schloß sich in der engen, düstern Zelle ein, ließ die Thüre hinter sich vermauern, behielt von ihrem Palaste nichts, als diese finstere Wohnung, und verschenkte ihre ganze Habe Gott und den Armen. In dieser Zelle brachte die trauernde Dame zwanzig Jahre zu, betete Tag und Nacht für die Seele ihres Vaters, schlief in einem schwarzen Sacke auf dem bloßen Boden, ohne auch nur einen Stein zum Kopfkissen zu haben, und lebte bloß von dem Brod und Wasser, die das Mitleid der Vorübergehenden durch die Oeffnung in die Zelle schob. Bei ihrem Tode, ehe sie von einem Grabe in das andere ging, vermachte sie auf ewige Zeiten ihre Zelle an betrübte Frauen, die viel für sich oder Andere zu beten hatten, und sich aus großem Schmerz oder großer Buße lebendig begraben wollten. Seit dem Tode der ersten Klausnerin war die Zelle selten ein oder zwei Jahre leer geblieben. Viele Frauen beweinten darin lebenslänglich ihre Verwandten, ihre Liebhaber, ihre Vergehungen. Die Bosheit der Pariser, die sich in Alles mischt, behauptete, daß man wenige Wittwen darin gesehen habe. Ueber der Oeffnung, die als Fenster diente,stand in lateinischer Schrift mit großen Buchstaben:

Tu, Ora!

Das Volk, diese Überschrift auf seine Weise deutend, nannte die Zelle: *Trou-aux-Rats*, oder das Rattenloch.

XVII.

Geschichte eines Fladens

Zu der Zeit, wo diese Geschichte, vorging, war die Zelle im Rolandsthurm besetzt. Wenn der geneigte Leser wissen will von wem, so darf er nur die Unterhaltung der drei Gevatterinnen anhören, die zu dieser Stunde längs des Flusses, vom Chatelet gegen den Grèveplatz heraufkamen. Zwei dieser Frauen waren, nach ihrem Anzuge zu urtheilen, gute Pariser Bürgersweiber; die Dritte schien, ihrer Kleidung nach, vom Lande zu sein. Die Letztere führte einen derben Jungen von etwa sechs Jahren an ihrer Hand, der einen großen Fladen in der seinigen hatte. Er betrachtete ihn von Zeit zu Zeit mit zärtlichen Blicken; ein sehr wichtiger Beweggrund schien ihn abzuhalten, das Stück Kuchen anzubeißen.

»Sputen wir uns, Frau Mahiette,« sagte die Jüngste zu der Frau, die ihrem Anzug nach aus der Provinz war »Ich fürchte, wir werden zu spät kommen, denn man sagte mir im Chatelet, daß man ihn sogleich auf den Driller führen werde.«

»Bah, Frau Oudarde Musnier,« erwiederte die andere Pariserin, »er bleibt ja zwei Stunden auf dem Driller. Wir haben alle Zeit. Habt Ihr auch schon drillen sehen, meine liebe Mahiette?«

»Ja,« antwortete die Frau aus der Provinz, »zu Rheims.«

»Bah! Was will das heißen, Euer Driller zu Rheims! Ein ärmlicher Käfig, wo man nur Bauern herumdreht! Das ist etwas Rechtes!«

»Nur Bauern! Auf dem Tuchmarkte zu Rheims!« erwiederte Mahiette etwas gekränkt. »Wir haben schon recht ordentliche Verbrecher gehabt, die Vater und Mutter getödtet hatten. Bauern! Wofür haltet Ihr uns, Gervaise?«

Die Frau aus der Provinz war im Begriff, für die Ehrenrettung ihres Drillers in Eifer zu gerathen, als die gutmüthige, dicke Frau Oudarde Musnier zu rechter Zeit der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

»Ei, Frau Mahiette, was sagt Ihr denn auch von unseren flandrischen Gesandten? Habt Ihr auch so schöne Gesandte zu Rheims?«

»Ich muß selbst gestehen,« versetzte Mahiette, »daß man nur zu Paris solche Flamänder sehen kann.«

»Habt Ihr auch den großen flandrischen Gesandten gesehen, der ein Strumpfweber ist?« fragte Oudarde.

»Ja,« sagte Mahiette, »er sieht aus wie ein Saturn.«

»Und was sie für schöne Pferde haben!« sprach Oudarde.

»Oh,« entgegnete Mahiette, »das ist nichts gegen die Pferde des Königs und der Prinzen, die ich vor achtzehn Jahren bei der Krönung zu Rheims gesehen habe.«

»Das mag sein,« antwortete Oudarde, »aber darum bleiben die Pferde der flämischen Gesandten doch schön; und gestern haben sie bei dem Herrn Prevot auf dem Rathhause ein prächtiges Nachtessen gehalten, und man hat ihnen süßen Wein, Gewürz und andere Seltenheiten vorgesetzt.«

»Was sagt Ihr da, Frau Nachbarin!« schrie Gervaise.

»Bei dem Herrn Kardinal Bourbon haben die Flamänder gespeist!«

»Nein, bei dem Herrn Prevot!«

»Ja, bei dem Herrn Kardinal Bourbon!«

»So gewiß auf dem Rathhause,« erwiederte Oudarde mit Bitterkeit, »als der Doktor Scourable eine lateinische Anrede an sie gehalten hat, die ihnen viel Vergnügen machte, und mein Mann, der geschworener Buchhändler der Universität ist, hat es mir selbst gesagt.«

»So gewiß im Palaste Bourbon,« entgegnete Gervaise nicht minder lebhaft, »als ich Alles weiß und aufzählen könnte, was sie gegessen und getrunken haben; und mein Mann hat es mir selbst gesagt, und hat die flämischen Gesandten mit denen des Kaisers von Trapezunt verglichen, die

unter dem letzten König aus Mesopotamien nach Paris gekommen sind und goldene Ohrenringe getragen haben.«

Der wichtige Streit, ob die flandrischen Gesandten bei dem Prevot der Stadt Paris oder dem Kardinal Bourbon gespeist hätten, dauerte noch eine Zeitlang zwischen den beiden Frauen fort und wurde zuletzt so hitzig, daß er vielleicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre,wenn ihn nicht Frau Mahiette durch den plötzlichen Ausruf unterbrochen hätte: »Was gibt es denn dort unten auf der Brücke? Es stehen viele Leute herum und sehen Etwas zu.«

»Wahrhaftig,« sagte Gervaise, »ich höre ein Tambourin; es wird wohl die kleine Smeralda sein, die mit ihrer Ziege Mummereien macht. Geschwind, Mahiette! In Paris gibt es immer Etwas zu sehen, gestern die flandrischen Gesandten, heute die Zigeunerin.«

»Die Zigeunerin!« rief Mahiette aus, indem sie zurückfuhr und ihren Knaben fester am Arme faßte, »Da soll mich Gott behüten! Sie würde mir mein Kind stehlen. Komm, Eustach!«

Mit diesen Worten lief sie davon, bis sie die Brücke weit hinter sich hatte. Ihre Gefährtinnen würden sie nicht eingeholt haben, wenn nicht der Knabe, den sie nach sich schleifte, gefallen wäre.

»Diese Zigeunerin Euch Euer Kind stehlen?« sagte Gervaise, »das ist sonderbar von Euch.«

Mahiette schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Es ist doch sonderbar,« bemerkte Oudarde, »daß die Büßerin im Rolandsthurm die nämliche Meinung von den Zigeunerinnen hat.«

»Wer ist denn diese Büßerin?« fragte Mahiette.

»Nun, die Schwester Gudula.«

»Wer ist die Schwester Gudula?«

»Man sieht wohl, daß Ihr aus Rheims seid. Es ist die Klausnerin im Rattenloch.«

»Wie,« fragte Mahiette, »das arme Weib, der wir diesen Fladen bringen?«

»Die Nämliche. Wenn wir auf den Grèveplatz kommen, könnt Ihr sie unter der Oeffnung des Rolandsthurmes sehen. Sie hat die nämliche Meinung von diesen ägyptischen Landstreichern, wie Ihr, und verabscheut sie. Aber warum rennt denn Ihr so davon bei ihrem bloßen Anblick?«

»Oh!« sagte Mahiette, und faßte den dicken Kopf ihres Knaben in beide Hände, »ich möchte nicht erleben, was der armen Paquette Chantefleurie begegnet ist.«

»Ei!« fiel Gervaise neugierig ein, »erzählt uns doch diese Geschichte.«

»Recht gerne, und es wundert mich nur, daß man in Paris nichts davon weiß. Ihr müßt also wissen, daß Paquette Chantefleurie ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren war, als ich auch achtzehn Jahre alt war, und das sind jetzt achtzehn Jahre, denn ich bin sechsunddreißig alt, und wenn die Paquette jetzt keinen Mann und keinen Knaben hat, so ist sie selbst schuld daran. Aber daß ich weiter spreche: diese Paquette Chantefleurie war also die Tochter Guybertaut's, Minstrels der Schifferzunft zu Rheims, und dieser Guybertaut war der Nämliche, der vor König Karl VII. bei seiner Krönung, als er die Vesle herabfuhr, von Sillery bis Maison gespielt hat, und die Jungfrau von Orleans war auch in dem Schiff. Der alte Vater starb, als Paquette noch ein kleines Kind war. Die Mutter war ein gutes Weib, von der Paquette nichts lernte, als ein wenig Goldsticken, wobei sie groß wurde und arm blieb. Im Jahre 1461, als man unsern König Ludwig XI., den Gott erhalten wolle, zu Rheims krönte, war Paquette so schön und munter, daß Jedermann sie Chantefleurie nannte. Sie hatte schöne Zähne und lachte gerne, um sie sehen zu lassen. Ein Mädchen, das gerne lacht, ist auf dem Wege zum Weinen, und schöne Zähne haben oft schöne Augen verderbt. Paquette und ihre Mutter mußten ihr Leben sauer verdienen, denn der Ertrag ihrer Goldstickerei gewährte ihnen nur dürftigen Unterhalt. In dem kalten Winter von 1461 hatten die beiden armen Geschöpfe kein Scheitchen Holz und es war sehr kalt; aber die Chantefleurie blühte wie eine Rose. An einem Sonntag kam sie mit einem goldenen Kreuz am Halse in die Kirche,

und da merkte gleich Jedermann, daß es mit ihr nicht richtig war; sie zählte erst vierzehn Jahre! Da kann man sehen! Zuerst war es der junge Viscomte Cormontreuil; dann Henri de Priancourt, Stallmeister des Königs; dann immer weiter herab, Chiard de Beaulion, Wappenherold; dann Guery Aubergeon, Vorschneider des Königs; dann Macé de Frepus, Barbier des Dauphin, und so fort immer weiter herab, bis sie endlich Jedermanns wurde, und, was will man sagen, es verging kein Jahr, so machte sie das Bett des Königs der Hurenjäger. Ehe ein Jahr verging! Arme Paquette Chantefleurie!« Die gute Mahiette seufzte und trocknete sich die Augen.

»Das ist keine besondere Geschichte, und so hat man schon viele erlebt,« sagte Gervaise, »und es kommt ja nichts von Zigeunerinnen und Kindern darin vor.«

»Nur Geduld!« fuhr Mahiette fort, »es wird schon Alles kommen, und was das Kind betrifft, so wurde im Jahre 1466, an St. Paul wird es sechzehn Jahre, Paquette Chantefleurie von einem Mädchen entbunden. Die Unglückliche! Sie war vor Freuden außer sich, denn sie wünschte sich schon lange ein Kind. Ihre Mutter war todt, und Paquette hatte Niemand mehr auf der Welt, den sie liebte, Niemand, von dem sie geliebt wurde. Sie war ein armes Geschöpf, einsam und verlassen in diesem Leben; man zeigte mit Fingern auf sie, schrie ihr in den Straßen nach, die Gassenjungen zischten sie aus, und die Büttel schlugen sie. Sie hatte gealtert, und das ausgelassene Leben trug ihr jetzt nicht weiter mehr ein, als ehedem die Goldstickerei; der Winter wurde ihr wieder hart, das Holz in ihrem Holzstalle war so klein beisammen, als das Brod in ihrer Tischlade. Sie konnte nicht mehr arbeiten, denn als sie wollüstig wurde, war sie faul geworden, und sie hatte viel mehr zu leiden, denn, indem sie faul geworden, war sie wollüstig geworden. So erklärt es wenigstens unser Herr Pfarrer von Saint-Remy, warum diese Weiber mehr Hunger haben und empfindlicher für die Kälte sind, als andere arme Weiber, wenn sie alt werden.«

»Wohl,« sagte Gervaise, »aber die Zigeuner?«

»Geduld doch, Gervaise!« mahnte die wohlbeleibte geduldige Oudarde. »Man muß auch Etwas für das Ende aufheben und nicht gleich Alles im Anfang sagen. Fahrt nur fort, Mahiette! Die arme Chantefleurie dauert mich!«

Mahiette fuhr fort: »Paquette war also sehr unglücklich und sehr betrübt, und ihre Wangen waren von Thränen gefurcht. In ihrer Schmach und Verlassenheit schien es ihr, daß sie weniger schmachvoll und weniger verlassen sein würde, wenn es irgend ein Wesen auf der Welt gäbe, das sie liebte und von dem sie geliebt würde. Dieses Wesen konnte nur ein Kind sein, denn nur ein Kind war unschuldig genug, sie zu lieben. Sie hatte den letzten Versuch mit einem Diebe gemacht, aber sie mußte bald zu ihrer Kränkung erfahren, daß auch dieser Dieb sie verachte. Weiber solchen Schlages müssen einen Liebhaber oder ein Kind haben, ihr Herz auszufüllen, sonst sind sie sehr unglücklich. Da nun Paquette keinen Liebhaber mehr haben konnte, so wendete sie ihre ganze Sehnsucht einem Kinde zu, und betete zu Gott Tag und Nacht darum; denn sie war trotz ihres lasterhaften Wandels eine gute Christin geblieben. Deßhalb erbarmte sich der Herr ihrer und schenkte ihr ein kleines Kind. Ihre Freude war unbegrenzt; sie übergoß das kleine Geschöpf mit einem Strom von Thränen, Liebkosungen und Küssen. Sie säugte ihr Kind selbst, machte ihm aus ihrer Bettdecke, der einzigen, welche sie besaß, Wickelbänder, und fühlte weder Kälte noch Hunger mehr. Sie wurde wieder schön, denn aus einem alten Mädchen wird eine junge Mutter. Das alte Unwesen fing wieder an, man besuchte Chantefleurie, und von dem Sündengeld, das sie verdiente, schaffte sie nichts Anderes an, als Spielsachen, Zuckerwerk und Putz für ihr Kind; an sich dachte sie nicht, und kaufte sich nicht einmal eine Bettdecke. Die kleine Agnes war aber auch ein schönes Kind und herausgeputzt wie eine Prinzessin. Unter Anderem hatte sie niedliche Schühchen, wie der König selbst sie nicht schöner haben kann. Ihre Mutter hatte sie selbst gestickt und allen Fleiß darauf verwendet. Es waren die niedlichsten rosenfarb'nen Schuhe, die man nur sehen kann, nicht größer als mein Daumen. Die junge Agnes hatte aber nicht nur einen niedlichen Fuß, sondern war auch das niedlichste Geschöpf von der Welt. Ihre Mutter wurde täglich toller in sie vernarrt, und konnte nicht aufhören, mit ihr zu spielen, zu kosen, sie aus- und anzukleiden, sie zu bewundern und zu loben.«

»Die Geschichte ist recht artig,« sagte Gervaise, »aber wo bleiben die Zigeuner?« »Jetzt kommt es,« erwiederte Mahiette. »Eines Tages kamen Reiter von ganz besonderer Art zu Rheims an. Es waren Landstreicher und Diebe, die unter der Anführung ihres Herzogs und ihrer Grafen das Land durchzogen. Sie waren schwarzbraun, hatten krause Haare und trugen

silberne Ringe in den Ohren. Die Weiber waren noch häßlicher als die Männer. Ihr Gesicht war noch schwärzer, und ihre gezöpften Haare hingen wie Roßschweife über den Rücken hinab. Ihre Kinder, wenn sie ihnen zwischen den Beinen herumkrochen, glichen wahren Affen. Und kurz, es war ein Heidenvolk. Sie kamen schnurgerade aus Aegypten und waren über Polen nach Rheims gekommen. Der Pabst hatte sie Beichte gehört und ihnen zur Buße auferlegt, sieben Jahre lang hinter einander durch die Welt zu ziehen, ohne je in ein Bett zu liegen. Sie nannten sich auch büßende Brüder und stanken. Es scheint, daß sie ehedem Sarazenen waren und an Jupiter glaubten. Sie kamen nach Rheims und sagten: Gut Glück im Namen des Königs von Algier und des Kaisers von Deutschland! Da man sie nicht in die Stadt ließ, lagerten sie sich vor dem Thor, und ganz Rheims strömte hinaus, sie zu sehen. Sie blickten einem in die Hand und wahrsagten wunderbare Dinge. Sie waren im Stande gewesen, dem Erzverräther Judas zu prophezeien, daß er Pabst werden würde.

Es gingen auch allerlei Gerüchte über diese Leute, daß sie Kinder gestohlen und Menschenfleisch gegessen hätten. Ueberhaupt war es ein Diebsgesindel; aber das ist wahr, daß sie Einem Sachen sagten, die einen Kardinal in Verwunderung setzen könnten. Die Mütter brüsteten sich mit ihren Kindern, seit die Zigeunerinnen aus ihrer Hand alle Arten von Wundern entziffert hatten, die auf heidnisch und griechisch hineingeschrieben waren. Die Eine bekam einen Kaiser, die Zweite einen Pabst, die Dritte einen Kapitän zum Mann. Die arme Chantefleurie war auch neugierig; sie hätte gerne gewußt, ob ihre schöne, kleine Agnes nicht eines Tages Kaiserin von Armenien oder etwas dieser Art werden würde. Sie trug daher das Kind zu den Zigeunern; diese bewunderten, liebkosten, küßten es mit ihren schwarzen Lippen und hatten besonders eine große Freude an seinen kleinen Händchen und Füßchen. Das Kind fürchtete sich vor den schwarzen Gesichtern und weinte. Um so vergnügter war die Mutter über das Glück, das die Zigeunerinnen ihrer Agnes prophezeit hatten: sie sollte eine der schönsten und tugendhaftesten Königinnen werden. Sie kehrte ganz stolz mit der kleinen Königin in ihre Hütte zurück. Am anderen Morgen schlich sie sich, als das Kind noch schlief, zu einer Nachbarin, um ihr zu erzählen, daß eines Tages ihre Agnes von dem König von England und dem Erzherzog von Aethiopien bei Tafel bedient werden solle. Als sie zurückkam, fand sie die Thüre offen und das Kind war

verschwunden; einer seiner kleinen niedlichen Schuhe lag auf dem Boden. Sie stürzte aus dem Hause, rannte mit dem Kopf gegen die Mauer und jammerte laut: Mein Kind! Mein Kind! Wer hat mir mein Kind geraubt? Die Straße war einsam, ihre Hütte stand vereinzelt; Niemand konnte ihr etwas sagen. Sie durchrannte alle Straßen der Stadt, außer sich, rasend, schrecklich, wie ein Raubthier, das seine Jungen verloren hat. Keuchend, athemlos, ein irres Feuer in den Augen, das ihre Thränen trocknete, furchtbar anzuschauen, klopfte sie an Thüren und Fenster und forderte ihr Kind. Sie hielt die Vorübergehenden an und schrie: Mein Kind! Mein Kind! Mein schönes kleines Kind! Wer mir mein Kind wiedergibt, dessen Magd will ich sein, die Magd seines Hundes, er soll mir das Herz aus dem Leibe reißen! Sie begegnete dem Pfarrer von Saint-Remy und rief ihm zu: Bist Du ein Mann Gottes, so gib mir mein Kind wieder und ich will Dein Feld mit meinen Nägeln pflügen! Es war ein herzzerreißender Anblick, und ich habe einen sehr hartherzigen Mann gesehen, Meister Pouce la Cabre; den Prokurator, der weinte. Ach! die arme Mutter! Am Abend kehrte sie in ihre verlassene Hütte zurück. Während ihrer Abwesenheit hatte eine Nachbarin zwei Zigeunerweiber hineinschleichen sehen, die einen Pack unter dem Arme trugen; sie kamen bald wieder heraus, schlossen die Thüre und flohen eilends davon. Später hatte man in dem Haufe eine Art Kindergeschrei gehört. Freudigen Muthes eilte die Mutter die Treppe hinauf, stürzte in das Zimmer und fand, statt ihres niedlichen Kindes, ein kleines, häßliches, hinkendes, buckliges und einäugiges Ungeheuer, das auf dem Boden kroch. Sie wendete ihre Augen mit Abscheu weg und rief: Oh, die garstigen Zauberer haben mein armes Kind in diese scheußliche Mißgeburt verwandelt! Man mußte den kleinen Zwerg schnell aus ihren Augen entfernen, um sie nicht wahnwitzig zu machen. Das Kind war ein junges Ungeheuer, das der Teufel mit einer Zigeunerin erzeugt hatte; es war etwa vier Jahre alt und stammelte eine Sprache, die keine menschliche war. Die Chantefleurie hatte sich auf den kleinen Schuh geworfen, das Einzige, was ihr von ihrem Kinde übrig geblieben war. Sie blieb lange unbeweglich, stumm, ohne einen Lebenshauch, so daß man sie für todt hielt. Plötzlich zitterte sie am ganzen Körper, bedeckte ihre Reliquie mit wüthenden Küssen und brach in einen Strom von Thränen aus. Oh, mein Kind! Mein schönes kleines Kind! Wo bist du? rief sie jammervoll aus und rang die Hände. Wir weinten Alle mit, und ich muß noch weinen, wenn ich nur daran denke. Plötzlich erhob sie sich und lief durch die Gassen der Stadt

unter dem gräßlichen Geschrei: In das Lager der Aegypter! In das Lager der Aegypter! Laßt uns die Zauberer verbrennen! Die Zigeuner waren über alle Berge, es war stockfinstere Nacht und man konnte sie nicht verfolgen. Am andern Tage fand man, zwei Stunden von Rheims, in einem Gehölze die Reste eines großen Feuers, einige Bänder, die der kleinen Agnes gehört hatten, Blutstropfen und Bollen von einem Bock. Es war gerade eine Samstagnacht gewesen, und man zweifelte nicht, daß die Zigeuner hier ihren Sabbath gehalten und in Gesellschaft des Teufels das Kind verzehrt hätten. Als die Chantefleurie diese furchtbaren Dinge erfuhr, weinte sie nicht; sie bewegte ihre Lippen zum Sprechen, vermochte es aber nicht. Am anderen Morgen waren ihre Haare grau, den Tag darauf war sie verschwunden.«

»Das ist in der That eine schreckliche Geschichte,« sagte Oudarde, »die einen Burgunder zum Weinen bringen könnte.«

»Ich wundere mich nicht mehr,« fügte Gervaise hinzu, »daß Euch vor den Zigeunern so bange ist!«

»Und Ihr habt wohl gethan,« fügte Oudarde hinzu, »mit Eurem Eustach davonzulaufen, denn diese Zigeuner da kommen auch aus Polen.«

»Nicht doch,« verbesserte Gervaise, »aus Spanien und Catalonien kommen sie.«

»Catalonien! Das ist auch möglich, und so viel ist gewiß, daß sie Zigeuner sind.«

»Und ihre Zähne sind scharf genug, um kleine Kinder zu fressen; und ich würde mich nicht wundern, wenn auch die kleine Smeralda ein wenig davon äße, denn sie ist doch auch nur eine Zigeunerin, und ihre weiße Ziege macht Kunststücke, die mir nicht recht gefallen wollen.«

Inzwischen war Mahiette stillschweigend vorwärts geschritten, gleichsam noch vertieft in die unglückliche Geschichte, welche sie so eben erzählt hatte.

»Und,« fragte Gervaise, »hat man nicht erfahren, was aus der Chantefleurie geworden ist?«

»Man hat sie niemals wieder gesehen. Die Einen sagten, sie sei zu diesem, die Andern, sie sei zu jenem Thore hinausgegangen; Andere wollten sie barfuß auf der Straße nach Paris erblickt haben; ein Bauer hatte auf seinem Acker ihr goldenes Kreuz gefunden, und man glaubte allgemein, daß sie sich in's Wasser gestürzt habe.«

»Arme Chantefleurie!« seufzte Oudarde.

»Und was ist aus dem kleinen Schuh geworden?« fragte Gervaise.

»Er ist mit der Mutter verschwunden,« antwortete Mahiette.

»Armer kleiner Schuh!« seufzte Oudarde.

»Und die Mißgeburt?« fragte die neugierige Gervaise.

»Welche Mißgeburt?«

»Das kleine ägyptische Ungeheuer, das die Zauberinnen gegen die Tochter der Chantefleurie ausgewechselt hatten. Was ist damit geschehen? Ich hoffe doch, daß man es in's Wasser getragen hat.«

»Nein,« erwiederte Mahiette.

»Wie! also verbrannt? Das ist besser, denn so gehört es einem Zauberkinde.«

»Weder das Eine noch das Andere. Der Erzbischof hat sich des Kindes angenommen, hat es mit Weihwasser besprengt und ihm den Teufel aus dem Leibe getrieben. Hierauf hat man es nach Paris geschickt und in der Liebfrauenkirche als Findelkind ausgesetzt.«

Inzwischen waren die drei Gevatterinnen, in ihr Gespräch vertieft, auf dem Grèveplatz angekommen. Sie waren an dem Rattenloch am Rolandsthurm vorübergegangen, ohne darauf Acht zu haben, und hatten sich mechanisch dem Driller zugewendet, um den sich eine immer größere

Menschenmenge sammelte. Wahrscheinlich würden sie in ihrer Schaulust das Rattenloch und dessen Bewohnerin vergessen haben, wenn nicht der Knabe, als ob sein Instinkt ihm sagte, daß jetzt das Rattenloch hinter ihnen sei, gefragt hätte: »Mutter, darf ich den Fladen jetzt essen?«

Diese Frage weckte die Aufmerksamkeit der Mutter und sie rief: »Zeigt mir doch Euer Rattenloch, daß ich der Büßerin ihren Fladen bringe!«

»Sogleich, denn das ist ein Liebeswerk,« sagte die gutmüthige Oudarde.

Als die drei Frauen am Rolandsthurm ankamen, sagte Oudarde zu den beiden andern: »Wir dürfen nicht alle drei zumal durch die Oeffnung sehen, um die Klausnerin nicht zu erschrecken. Ich will meinen Kopf allein hineinstecken, sie kennt mich ein wenig.«

Sie ging allein an die Lucke. In dem Augenblicke, da sie hineinsah, drückte sich ein tiefes Gefühl des Mitleids auf ihrem Gesichte aus, ihr Auge wurde feucht und ihr Mund verzog sich zum Weinen. Gleich darauf legte sie den Finger auf den Mund und gab Mahiette ein Zeichen, sich zu nähern. Mahiette näherte sich bedrückt, schweigend und auf den Zehenspitzen, wie man an das Bett eines Sterbenden tritt.

Es war ein jämmerlicher Anblick, der sich den beiden Weibern darbot, als sie durch die vergitterte Oeffnung in das Rattenloch blickten. Die Zelle war klein und eng. Auf dem steinernen Boden saß ein Weib, den Kopf bis auf die Kniee herabhängend, die Arme über die Brust gekreuzt. Sie war in einen braunen, faltenreichen Sack gewickelt, ihre langen, grauen Haare hingen bis aus die Füße herab, und beim ersten Anblick stellte sie eine seltsame Form dar, auf dem dunkeln Hintergrunde der Zelle in zwei Hälften getheilt, eine Art schwärzlichen Dreiangels, den der Strahl des Tages, der durch die Lücke fiel, in zwei Schattirungen theilte, die eine nächtlich, die andere beleuchtet. Es war eines jener Gespenster, halb Schatten, halb Licht, wie sie Einem im Traume erscheinen, bleich, unbeweglich, düster, auf einem Grabe sitzend oder durch das Gitterfenster eines Kerkers schauend. Es war kein Weib, es war kein Mann, es war kein lebendes Wesen, keine bestimmte Form: es war eine Figur, ein Traumgesicht, das in der Wirklichkeit und Phantasie zusammenfließt, wie Licht und Schatten. Kaum ließ sich unter seinen bis aus die Erde herabhängenden Haaren ein

abgemagertes und ernstes Profil erkennen; kaum erblickte man auf dem kalten Stein die Spitze eines nackten Fußes, der unter dem Sacke hervorsah. Man schauderte bei dem Anblicke eines Wesens, dessen menschliche Form von seinem Trauergewande ganz bedeckt und unkenntlich war.

Diese Figur schien ein Marmorbild, ohne Bewegung, ohne Gedanken, ohne Athem. Im strengsten Wintermonat unter diesem leichten Leinwandsack, halbnackt auf dem steinernen Boden, im Schatten eines Kerkers, durch dessen schiefe Oeffnung nie ein Strahl der Sonne gelangte und nur der Wind einzog, schien sie nicht zu leiden, nicht einmal zu fühlen. Man konnte glauben, sie sei mit dem Kerker Stein, mit dem Winter Eis geworden. Ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen fest auf einen Punkt gerichtet. Beim ersten Blicke hielt man sie für ein Gespenst, beim zweiten für eine Bildsäule.

Von Zeit zu Zeit öffneten sich ihre blauen Lippen zu einem Hauche und zitterten, aber so todtenähnlich und mechanisch, wie Blätter, die der Wind bewegt.

Aus ihren stieren Augen leuchtete ein Blick, unaussprechlich, tiefsinnig, düster, unverrückt auf einen Winkel der Zelle gerichtet, den man von Außen nicht sehen konnte, ein Blick, der alle finstern Gedanken dieser verlassenen Seele an irgend einen geheimnißvollen Gegenstand zu knüpfen schien.

Dies war das Geschöpf, das von seiner Wohnung den Namen Klausnerin, und von seiner Kleidung den Namen büßende Sackträgerin erhalten hatte.

Die drei Weiber blickten durch die Oeffnung. Ihre Köpfe nahmen dem Kerker seine schwache Beleuchtung vollends, ohne daß die Unglückliche darauf zu achten schien.

»Wir wollen sie nicht stören,« sagte Oudarde leise, »sie ist in ihrer Verzückung, sie betet.«

Inzwischen hatte Mahiette mit stets wachsender Angst das eingefallene Gesicht der Büßerin betrachtet; ihre Augen füllten sich mit Thränen und sie sagte halblaut für sich: »Das wäre doch sehr sonderbar!«

Sie steckte den Kopf zwischen dem äußeren Gitter der Oeffnung durch und konnte so bis in den Winkel sehen, auf den die Blicke der Unglücklichen unverändert gerichtet waren.

Als sie den Kopf aus der Oeffnung zurückzog, schwamm ihr Gesicht in Thränen. »Wie nennt Ihr diese Frau?« fragte sie.

Oudarde antwortete: »Wir nennen sie Schwester Gudula.«

»Und ich,« sagte Mahiette, »ich nenne sie Paquette Chantefleurie."

Sie legte den Finger auf den Mund und gab der verwunderten Oudarde ein Zeichen, ihren Kopf durch das Gitter zu stecken und hineinzublicken.

Oudarde sah in dem Winkel, auf welchen der düstere Blick der Klausnerin unausgesetzt gerichtet war, einen kleinen Schuh von rosenfarbenem Sammt mit Gold und Silber gestickt.

Nach ihr blickte Gervaise hinein, und nachdem alle drei die unglückliche Mutter betrachtet hatten, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Die Klausnerin ließ sich weder durch ihre Blicke, noch durch ihre Thränen stören, sondern blieb unbeweglich. Mit gefalteten Händen, mit stummen Lippen heftete sie ihre stieren Blicke auf den kleinen Schuh, und wer die Geschichte dieses Schuhes wußte, dem mußte bei ihrem Anblicke das Herz brechen.

Die drei Frauen hatten noch kein Wort gesprochen; sie wagten nicht einmal halblaut zu reden. Dieser große, stumme Schmerz, der die ganze Welt um sich her vergaß und den innern Blick nur auf einen einzigen Gegenstand richtete, erschien ihnen als etwas Heiliges. Sie waren im Begriffe niederzuknieen und zu beten.

Endlich versuchte Gervaise, welche die Neugierigste und mithin am wenigsten Gefühlvolle war, die Klausnerin zum Reden zu bringen: »Schwester! Schwester Gudula!«

Sie wiederholte diesen Ruf dreimal, jedesmal mit verstärkter Stimme. Die Klausnerin rührte sich nicht, nicht ein Wort, nicht ein Blick, nicht ein Seufzer, kein Zeichen des Lebens!

Jetzt rief Oudarde mit sanfter und einschmeichelnder Stimme: »Schwester! Schwester Sanct-Gudula!«

Gleiches Schweigen, gleiche Unbeweglichkeit.

»Ein sonderbares Weib!« sagte Gervaise. »Ich glaube, man könnte einen Mörser losbrennen, ohne daß sie es hörte.«

»Sie ist vielleicht taub,« seufzte Oudarde.

»Vielleicht blind,« sagte Gervaise.

»Vielleicht todt,« fügte Mahiette hinzu.

Wenn auch die Seele diesen unthätigen, halberstorbenen, gelähmten Körper noch nicht verlassen hatte, so hatte sie sich doch in solche Tiefen zurückgezogen, wohin die Wahrnehmungen der äußeren Organe nicht mehr gelangten.

»Wenn wir den Fladen unter der Oeffnung zurücklassen,« sagte Oudarde, »so wird ihn irgend ein Junge wegnehmen. Wie machen wir es, um sie aufzuwecken?«

Der kleine Eustach, dessen Aufmerksamkeit bis jetzt ein Hund, der an einen kleinen Wagen gespannt war, auf sich gezogen hatte, wurde jetzt plötzlich gewahr, daß die drei Frauen durch die Oeffnung im Thurme Etwas betrachteten; die Neugierde trieb ihn, er stieg auf einen Stein, richtete sich auf seinen Zehen in die Höhe, brachte sein dickes, rothes Gesicht unter die Lücke und schrie: »Mutter, laß mich auch sehen!«

Bei dieser Kinderstimme, klar, frisch, wohltönend, schauderte die Klausnerin zusammen. Sie wendete das Haupt, ihre langen, abgemagerten Hände strichen ihre Haare von der Stirne zurück, und sie heftete auf das

Kind einen Blick, erstaunt, bitter, verzweifelnd. Dieser Blick war nur ein einziger Blitz.

»O mein Heiland!« schrie sie plötzlich auf und verbarg ihr Gesicht zwischen den Knieen, »zeige mir wenigstens nicht die Kinder Anderer!«

»Guten Morgen, Madame!« sagte der Knabe ernsthaft.

Diese Erschütterung hatte die Klausnerin aufgeweckt und zu sich gebracht. Ein langer Schauder durchlief ihren Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Sie klapperte mit den Zähnen, hob sich halb in die Höhe, drückte die Ellenbogen gegen die Hüften, nahm ihre nackten Füße in die Hand, um sie zu wärmen, und sagte: »Oh, wie kalt!«

»Armes Weib,« sagte Oudarde gerührt, »wollt Ihr ein wenig Feuer?«

Sie schüttelte das Haupt zum Zeichen der Verneinung.

»Oder,« fuhr Oudarde fort, indem sie ihr eine Flasche darreichte, »etwas süßen Wein? der wird Euch wärmen. Trinkt!«

Die Klausnerin schüttelte abermals das Haupt, blickte sie starr an und antwortete: »Wasser.«

»Nicht doch, Schwester, das ist kein Getränk in dieser Jahreszeit. Trinkt ein wenig Wein und eßt diesen Maiskuchen, den wir für Euch gebacken haben.«

Die Klausnerin schob den Fladen zurück, den ihr Mahiette darreichte, und sagte: »Schwarzes Brod.«

»Hier,« fiel Gervaise ein, indem sie ihren wollenen Mantel abnahm, »hier habt Ihr einen wärmeren Rock, als der Eurige ist.«

Sie wies ihn von sich und sagte: »Einen Sack.«

»Aber,« fuhr die gutmüthige Oudarde fort, »Ihr müßt doch auch ein wenig gewahr werden, daß gestern ein Fest war.«

»Ich habe es wahrgenommen,« sagte die Klausnerin, »denn seit zwei Tagen fehlt mir das Wasser in meinem Kruge.«

Nach einer Pause fügte sie hinzu: »Es ist Festtag, man vergißt mich. Man thut wohl daran. Warum sollte auch die Welt an mich denken, die nicht an sie denkt? Ich bin ein erloschenes Feuer, eine kalte Asche.«

Wie ermattet von so vielen Worten, ließ die Klausnerin ihr Haupt wieder auf den Schooß sinken. Die einfache und gutmüthige Oudarde, die aus ihren letzten Worten schloß, daß sie sich abermals über die Kälte beklage, antwortete: »So wollt Ihr doch ein wenig Feuer?«

»Feuer!« sagte die Büßerin mit seltsamem Ausdruck, »und wollt Ihr auch meiner armen Kleinen, die seit fünfzehn Jahren unter der Erde liegt, ein wenig Feuer machen?«

Alle ihre Glieder zitterten, ihre Augen strahlten, sie hatte sich auf die Kniee emporgehoben, streckte plötzlich ihren abgemagerten Arm gegen den Knaben aus, der sie verwundert betrachtete, und schrie: »Tragt dieses Kind fort! Die Zigeunerin kommt!«

Sie sank wie leblos auf das Pflaster zurück und ihr Kopf schlug mit großem Geräusch auf dem Stein an. Die drei Frauen glaubten sie todt. Bald aber erhob sie sich wieder und kroch auf Händen und Füßen dem Winkel der Zelle zu, wo der kleine Schuh war. Voll Entsetzen zogen die Weiber ihre Köpfe zurück, sie wagten nicht hinzublicken. Jetzt hörten sie tausend Küsse und tausend Seufzer, vermischt mit herzzerreißendem Geschrei und dumpfen Stößen, wie wenn man mit dem Kopfe gegen eine Mauer rennt. Ein furchtbarer Stoß erfolgte, auf ihn tiefe Stille.

»Sie hat sich wohl getödtet,« sagte Gervaise und blickte durch die Oeffnung. »Schwester Gudula!«

»Schwester Gudula!« wiederholte Oudarde.

»O mein Gott, sie rührt sich nicht mehr!« rief Gervaise; »sie ist todt. Gudula! Gudula!«

Mahiette, der bisher das Mitleid die Stimme erstickt hatte, neigte sich plötzlich gegen die Oeffnung und rief: »Paquette! Paquette Chantefleurie!«

Dieser Ruf erschütterte den ganzen Körper der Klausnerin, sie sprang auf ihren nackten Füßen in die Höhe, war mit einem Satz an der Oeffnung und blickte mit so flammenden Augen heraus, daß die drei Weiber erschrocken zurückbebten. »Oh! Oh!« schrie sie mit wahnwitzigem Gelächter, »die Aegypterin ruft mich!«

In diesem Augenblicke ging am Driller eine Scene vor, welche den düsteren Blick der Klausnerin fesselte. Entsetzen und Abscheu auf ihrem fahlen, finsteren Gesichte, streckte sie ihre beiden abgemagerten Arme durch das Gitter heraus und rief mit einer Stimme, die dem Geschrei einer unheilverkündenden Nachteule glich: »Bist du wieder da, Tochter aus Aegyptenland! Rufst du mich wieder, du Kinderdiebin! Verflucht, verflucht, verflucht seist du in Ewigkeit!«

XVIII.

Eine Thräne für einen Tropfen Wasser

Diese Worte waren, so zu sagen, der Verbindungspunkt zwischen den beiden Scenen, welche in dem gleichen Augenblicke in paralleler Richtung von einander, jede auf ihrem besonderen Schauplatz aufgeführt worden waren: die eine vor dem Rattenloche, wie man bereits gelesen, die andere vor der Leiter des Drillers, die wir nun erzählen wollen. Die eine derselben hatte bloß die drei Frauen, welche der Leser bereits kennt, zu Zeugen, der anderen wohnten als Zuschauer die Volkshaufen an, die sich, wie wir oben gesehen, auf dem Grèveplatz um den Schandpfahl und Galgen drängten.

Diese Menge, die den Driller neugierig umlagerte, zeigte keine allzugroße Ungeduld. Sie betrachtete einstweilen den Driller, der aus einfachem Mauerwerk, etwa zehn Fuß hoch und innen hohl war. Eine sehr steile Staffel von unbehauenem Stein führte auf den Altan, auf welchem ein horizontales Rad von Eichenholz war. Auf diesem Rade band man den Patienten, knieend und mit auf den Rücken gebundenen Armen fest. Ein hölzerner Balken, der eine im Innern des kleinen Gebäudes verborgene

Winde in Bewegung setzte, gab dem Rad eine immer im horizontalen Plane erhaltene Schwingung und kehrte auf solche Weise das Gesicht des Verurtheilten allmählig allen Punkten des Platzes zu. Dies hieß einen Verbrecher drillen. Der Patient kam endlich, mit auf den Rücken gebundenen Armen, auf einem Karren an, und nachdem man ihn auf den Schandpfahl hinaufgewunden hatte, erscholl der ganze Platz von ungeheurem Gelächter und Zuruf. Man hatte Quasimodo den Buckligen erkannt.

Er war es in der That. Der Wechsel der Dinge war seltsam. Jetzt geknebelt und gedrillt auf dem nämlichen Platze, wo er am Abend zuvor, den Herzog von Aegypten, den König von Kauderwelsch und den Kaiser von Galiläa in seinem Gefolge, triumphirend aufgezogen und von der jubelnden Menge als Pabst und Fürst der Narren begrüßt und ausgerufen worden war.

Jetzt gebot Michel Noiret, geschworner Trompeter unseres Herrn, des Königs, den Bürgern und Insassen Stille und rief mit lauter Stimme das Urtheil des Prevot aus. Quasimodo, ruhig und unbeweglich, verzog keine Miene. Seine Bande waren so fest geschnürt, daß sie ihm jeden Widerstand unmöglich machten. Auf seinem Gesichte war nichts zu erkennen, als das dumpfe Staunen eines Wilden oder Blödsinnigen. Er war taub und man hätte ihn auch für blind halten können. Man hieß ihn niederknieen, er knieete. Man entblöste seinen Rücken bis zum Gürtel, er ließ es geschehen. Man befestigte ihn an den Driller, er rührte sich nicht. Bloß von Zeit zu Zeit blies er mit Geräusch den Athem von sich, wie ein Kalb, dessen Kopf auf dem Karren des Schlächters hinten überhängt.

»Der Lümmel,« sagte Johannes Frollo, der Mühlenhans, zu seinem Freunde Robin Poussepain (denn beide waren natürlich dem Spektakel nachgelaufen), »er weiß so wenig, was mit ihm vorgeht, als ein Maikäfer, den man in eine Schachtel einschließt.«

Die Menge lachte wie toll, als sie Quasimodo's bloßen Höcker, seine haarige Brust und seine hornartigen Schultern erblickte. Inzwischen stieg ein Mann von untersetzter und starker Gestalt, in der Livrée der Stadt Paris, auf die Plattform und stellte sich in die Nähe des Patienten. Sein Name lief alsbald von Mund zu Mund. Es war Pierrat Torterue, geschworner Stockmeister des Chatelet.

Er warf seinen Rock ab und nahm in die rechte Faust eine dünne Peitsche von weißen Riemen, die mit metallenen Nägeln besetzt waren. Hierauf streifte er mit der linken Hand das Hemd am rechten Arme auf.

Bei diesem Anblick schrie Johannes Frollo mit der Stimme eines Ausrufers: »Schaut her, Ihr Herren und Frauen, man wird allhier geißeln den Meister Quasimodo, Glöckner meines Bruders, des Archidiakonus an der Liebfrauenkirche, ein Schaustück orientalischer Baukunst, dessen Rücken ein Dom, und dessen Beine gewundene Säulen sind!«

Die Menge brach in ein unermeßliches Gelächter aus. Jetzt stampfte der Stockmeister mit dem Fuße auf den Boden. Das Rad setzte sich in Bewegung, Quasimodo fing an zu schwanken. Die Bestürzung, die sich plötzlich in seinen mißgestalteten Zügen abzeichnete, verdoppelte ringsum das allgemeine Gelächter. Als jetzt das Rad in seinem Umschwung dem Meister Pierrat Quasimodo's Höcker zukehrte, hob er den Arm. Die dünnen Riemen pfiffen durch die Luft und fielen mit Macht auf die bloßen Schultern des Unglücklichen herab. Quasimodo's ganzer Körper schütterte zusammen, als ob er plötzlich aus dem Schlafe erwacht wäre. Jetzt fing er an zu begreifen, was mit ihm vorging. Er rang und wand sich in seinen Banden; ein heftiges Zucken der Ueberraschung und des Schmerzes verzerrte die Muskeln seines Gesichts, aber seinen Lippen entfuhr kein Seufzer. Er drehte bloß seinen Kopf bald rückwärts, bald links, bald rechts, wie ein Stier, den eine Bremse in die Seite sticht. Dem ersten Hieb folgte ein zweiter, dann ein dritter und so fort. Das Rad hörte nicht auf sich zu drehen, in gleichem Maße fielen die Hiebe hageldicht. Bald rieselte das Blut aus hundert Oeffnungen über die schwarzen Schultern des Buckligen herab. Quasimodo hatte, wenigstens dem Anschein nach, seine vorige Fühllosigkeit wieder angenommen. Zuerst hatte er, insgeheim und ohne große äußere Anstrengung, seine Bande zu zerreißen gesucht. Sein Auge glühte, seine Muskeln spannten sich an, er raffte die ganze Kraft seines Körpers zusammen, und man sah, wie sich die Riemen dehnten, die ihn gefesselt hielten. Die Anstrengung war kraftvoll und verzweifelt, aber die Bande waren allzustark und widerstanden ihr. Sie krachten, aber hielten fest. Quasimodo fiel erschöpft zurück. An der Stelle des Stumpfsinns erblickte man in seinen Zügen das Gefühl einer tiefen und bitteren Muthlosigkeit. Er schloß sein einziges Auge, ließ das Haupt auf die Brust

sinken und blieb so unbeweglich, als ob sein Leben entflohen wäre. Nichts vermochte ihm eine Bewegung zu entreißen: weder sein Blut, das in Strömen floß, noch die verdoppelten Hiebe des Henkers, die mit stets wachsender Heftigkeit fielen, noch das Zischen der Geißel, die um seine Ohren sauste. Endlich streckte ein Gerichtsbote des Chatelet, der, schwarz gekleidet, auf einem schwarzen Rosse neben dem Driller hielt, um über die Vollziehung des Urtheils zu wachen, seinen Stab von Ebenholz aus. Der Henker hielt inne. Das Rad stand still. Quasimodo's Auge öffnete sich langsam wieder. Die Geißelung war vorüber. Zwei Knechte des geschworenen Stockmeisters wuschen die blutigen Schultern des Patienten, rieben sie mit Balsam ein und warfen eine Decke über seine nackten Schultern.

Noch war nicht Alles für den armen Zwerg beendet; er hatte noch eine Stunde auf dem Pranger auszuhalten. Quasimodo war, wie wir bereits wissen, ziemlich allgemein verhaßt. Es gab kaum Einen Zuschauer unter der ihn umgebenden Menge, der sich nicht aus diesem oder jenem Grunde über den bösartigen Großbuckel der Liebfrauenkirche beklagen zu müssen glaubte. Die Freude war daher allgemein, als man ihn auf dem Pranger erblickte; und die blutige Stäupung, die er so eben erlitten, hatte, statt das Mitleid zu wecken, die öffentliche Munterkeit und Schadenfreude nur noch vermehrt.

Die Weiber zeichneten sich bei dieser Gelegenheit, wie bei anderen solcher Art, besonders aus. Da war keine, die ihm nicht entweder wegen seiner Bosheit oder wegen seiner Häßlichkeit gram gewesen wäre. Die letzteren waren die wüthendsten.

»Oh, Maske des Antichrist!« rief die eine.

»Ritter vom höllischen Besenstiel!« schrie die andere.

»Die schöne tragische Grimasse,« heulte eine dritte, »und wer würde den Narrenpabst machen, wenn heute gestern wäre?«

»Gut,« fügte ein altes Weib hinzu, »das ist die Grimasse des Schandpfahls; wann wird die des Galgens kommen?«

»Wann wirst Du hundert Schuh unter der Erde liegen mit Deiner großen Glocke als Nachtmütze auf dem Kopf, verdammter Glockenläuter!«

»Und dieser Satan soll das Angelus einläuten?«

»Oh, der Taube! der Einäugige! der Bucklige! Das Scheusal!«

Tausend Verwünschungen regneten zumal auf den Unglücklichen; das Zischen und Lachen nahm kein Ende und von da und dort flogen Steine auf ihn.

Quasimodo war taub, aber er sah mit seinem einzigen Auge hell genug, und die öffentliche Wuth war nicht minder deutlich auf den Gesichtern zu lesen, als sie sich durch Worte aussprach. Die Steine, die auf den Unglücklichen geworfen wurden, gaben vollends den Text dazu.

Quasimodo hielt im Anfang fest, nach und nach aber erlag seine Geduld, die sich unter der Geißel des Henkers nicht verläugnet hatte, unter den wiederholten Stichen der ihn umschwärmenden Insekten. Der asturische Stier, der ruhig bleibt bei den Angriffen des Picadors, wird wüthend beim Anblick der Hunde und der Fahnenschwinger, die ihn hetzen.

Quasimodo warf erst einen drohenden Blick auf die Menge; aber geknebelt wie er war, vermochte sein Blick nicht die Fliegen zu verscheuchen, die in seine offenen Wunden stachen. Jetzt knirschte er in seinen Banden und suchte sie zu zerreißen. Das Gerüste krachte unter seiner Anstrengung. Vergebens, und das Zischen und Lachen um ihn her wurde immer heftiger.

Jetzt wurde der Unglückliche, da er seine Bande nicht zu zerreißen vermochte, plötzlich wieder ruhig; nur stieß er von Zeit zu Zeit einen Seufzer der Wuth aus, der ihm die Brusthöhle zersprengen zu wollen schien. In seinen stumpfsinnigen Zügen war keine Empfindlichkeit für Ehre und Schande zu lesen; er war zu sehr roher Naturmensch, um zu wissen, was bürgerliche Schande sei. Nur Zorn, Haß, Verzweiflung zogen allmählig aus diesem häßlichen Gesichte ein immer düstereres Gewölke, je mehr und mehr von einer Elektricität geschwängert, welche in tausend Blitzen aus dem brennenden Auge des Cyklopen ausströmte.

Dieses Gewölke hellte sich einen Augenblick auf, als Quasimodo mitten unter der Menge einen Maulesel erblickte, auf dem ein Priester saß. Bei diesem Anblick, so entfernt er noch war, wurden die Züge des armen Patienten milder, Zorn und Haß verschwanden und machten einem seltsamen Lächeln von unaussprechlicher Milde, Zahmheit und Zärtlichkeit Platz. Je näher der Priester kam, um so deutlicher, bestimmter, strahlender wurde dieses Lächeln. Der Unglückliche schien die Ankunft eines Heilandes und Retters zu begrüßen. Als aber das Maulthier nahe genug am Pranger war, daß sein Reiter den Patienten erkennen konnte, schlug der Priester die Augen nieder, wendete plötzlich sein Thier um, gab ihm beide Sporen, als ob er sich eilends dem demüthigenden Hülferufen des Delinquenten entziehen wollte und wenig geneigt wäre, an solchem Ort und in solcher Lage von dem armen Teufel erkannt und begrüßt zu werden.

Dieser Priester war der Archidiakonus Claude Frollo.

Jetzt umzog sich Quasimodo's Gesicht noch finsterer als zuvor. Noch eine Zeitlang mischte sich dem düsteren Gewölke ein Lächeln bei, aber bitter, entmuthigt, tiefbetrübt. Die Zeit verfloß. Jetzt stand der Unglückliche wenigstens anderthalb Stunden da, blutig gegeißelt, mißhandelt, verhöhnt, fast gesteinigt. Plötzlich suchte er in einem neuen Anfall von Verzweiflung seine Bande zu sprengen; er faßte alle seine Kraft zusammen und das Gerüst zitterte unter ihm. Als er sah, daß seine Anstrengung vergeblich war, brach er sein hartnäckiges Stillschweigen und schrie mit einer rauhen mißtönenden Stimme, die mehr einem Geheul, als menschlichen Tönen glich! »Zu trinken!«

Dieser Ausruf des Leidenden, weit entfernt das öffentliche Mitleid zu wecken, gab der rohen Menge neue Gelegenheit zu Neckereien und Scherzreden. Nicht eine einzige Stimme erhob sich für den Unglücklichen; man lachte und machte sich lustig über seine Leiden. Man muß jedoch bekennen, daß in diesem Augenblicke der Patient mehr lächerlich und widerwärtig, als mitleidswürdig erschien, mit seinem finstern Gesicht, mit seinem flammenden Auge, mit seinem von Wuth und brennendem Durst schäumenden Munde. Man muß ferner gestehen, daß, wenn sich auch irgend eine mitleidige Seele unter dem Haufen gefunden hätte, die geneigt gewesen wäre, dem armen leidenden Geschöpf einen Tropfen Wassers zu

reichen, doch um die ehrlosen Stufen des Schandpfahls ein Vorurtheil von Schmach und Schande herrschte, das jeden gutmüthigen Samariter hindern mußte, sich ihnen zu nähern. Einige Minuten lang warf Quasimodo einen Blick der Verzweiflung auf die Menge und wiederholte dann in noch kläglicherem Tone: »Zu trinken!« Die Menge erhob ein schallendes Gelächter. »Hier hast Du zu trinken!« schrie Robert Poussepain und warf ihm einen im Straßenkoth getränkten Schwamm zu. »Da, garstiger Zwerg, ich bin noch Dein Schuldner.« Ein Weib warf ihm einen Stein an den Kopf: »Das soll Dich lehren, uns bei Nacht mit Deinem verfluchten Geläute aufzuwecken.« »Teufelskind!« heulte ein Lahmer und suchte ihn mit seiner Krücke zu erreichen, »wirst Du uns wieder Zauberzettel vom Thurm der Liebfrauenkirche herabwerfen?« »Hier hast Du einen Napf zum Trinken!« rief ihm ein Mann zu und warf ihm einen zerbrochenen Krug auf die Brust. »Du bist Schuld daran, daß meine Frau ein Kind mit zwei Köpfen auf die Welt gebracht hat!« »Und meine Katze ein Junges mit sechs Füßen!« heulte ein altes Weib und warf einen Ziegel nach ihm. »Zu trinken!« wiederholte Quasimodo zum dritten Mal, keuchend und halb verschmachtet.

In diesem Augenblicke sah er aus der sich öffnenden Menge ein junges seltsam gekleidetes Mädchen treten. Eine kleine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern folgte ihr. Das Mädchen trug einen baskischen Tambourin in der Hand.

Quasimodo's Auge funkelte. Es war die nämliche Zigeunerin, die er in der vergangenen Nacht entführen wollte, und wegen welcher er, wie er dunkel fühlte, jetzt gezüchtigt wurde. Er zweifelte nicht, daß sie komme, um sich zu rächen und ihm irgend ein Leid anzuthun. Er sah sie in der That rasch die Stufen heraufsteigen. Zorn und Verdruß erstickten ihn fast; er hätte das ganze Gerüste zertrümmern mögen, und wenn sein Blick ein Blitz gewesen wäre, so würde er die Aegypterin zermalmt haben, ehe sie die Plattform erreichte.

Das Mädchen näherte sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Unglücklichen, nahm eine Flasche aus ihrem Gürtel und brachte sie sachte an seine vertrockneten Lippen.

Jetzt sah man in diesem trockenen und brennenden Auge eine Thräne aufsteigen, die langsam über sein mißgestaltetes Gesicht herabrollte. Es war

vielleicht die erste Thräne, die der Unglückliche je vergossen hatte.

Er vergaß zu trinken. Das Zigeunermädchen machte eine Geberde der Ungeduld, brachte ihm die Flasche an den Mund und hob sie in die Höhe. Er trank in langen Zügen. Sein Durst war brennend gewesen.

Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, verlängerte er seine schwarzen Lippen, ohne Zweifel in der Absicht, die Hand zu küssen, die ihm Beistand geleistet. Aber die Kleine, die sich des gewaltsamen Versuchs der vergangenen Nacht erinnerte und auch jetzt nicht recht traute, zog ihre Hand mit der Geberde eines erschrockenen Kindes zurück, das von einem wilden Thiere gebissen zu werden fürchtet.

Der arme Taube warf ihr einen Blick zu, in dem sich stiller Vorwurf und unaussprechliche Traurigkeit malten.

Dieses junge, schöne, blühende Mädchen, dieses reine und schwache Geschöpf, voll Mitleid herbeieilend, um dem Elend, der Mißgestalt und Bosheit Hülfe zu leisten - dies wäre überall ein rührendes Schauspiel gewesen! Auf einem Pranger war es göttlich. Selbst der rohe Haufe, der das Gerüst umstand, wurde davon ergriffen, klatschte in die Hände und rief: »Hurrah! Hurrah!« In diesem Augenblicke hatte die Klausnerin vom Rolandsthurm das Zigeunermädchen auf dem Pranger erblickt und ihr die Verwünschung zugerufen: »Verflucht seist Du, Tochter aus Aegyptenland! Verflucht! Verflucht!« Esmeralda erbleichte und stieg mit schwankenden Schritten vom Pranger herab. Die Stimme der Klausnerin rief ihr nach: »Steige herab! Steige herab, ägyptische Räuberin! Du wirst eines Tages wieder hinaufsteigen!« »Die Klausnerin hat ihre schwarze Stunde!« murmelte das Volk. Dabei blieb es, denn wer damals aus freiem Willen Tag und Nacht betete, wurde für heilig gehalten und gefürchtet.

Nachdem die Zeit verflossen war, entließ man den Delinquenten und die Menge zerstreute sich nach allen Richtungen. An der großen Brücke machte Mahiette plötzlich Halt und fragte ihren Knaben: »Ei, Eustach! Was hast Du denn mit dem Kuchen gemacht?« »Mutter,« erwiederte das Kind, »während Ihr mit der Dame im Rattenloche sprachet, kam ein großer Hund und biß meinen Kuchen an; dann habe ich auch davon gegessen.« »Wie, Du hast

Alles gegessen?« »Der Hund hat's gethan; ich sagte es ihm wohl, aber er hörte nicht darauf; dann aß ich auch mit.«

XIX.

Wie es gefährlich ist, sein Geheimniß einer Ziege anzuvertrauen

Mehrere Wochen waren verflossen. Man befand sich in den ersten Tagen des März und die Sonne schien schon recht warm und freundlich.

Der Liebfrauenkirche gegenüber, die im Strahl der Mittagssonne glänzte, auf dem Balkon eines gothischen Hauses, saßen mehrere schöne junge Mädchen, lachend und schäkernd. Sie waren in Gold, Sammt und Seide gekleidet, und Alles an ihnen deutete auf Reichthum und hohen Stand. Es waren in der That die adeligen Damen Fleur-de-Lys de Gondelaurier und ihre Gespielinnen Diana de Christeuil, Amelotte de Montmichel, Colombe de Gaillefontaine und die kleine Chanchevrier, lauter Töchter aus guten Häusern, in diesem Augenblicke bei der Wittwe Gondelaurier versammelt, den Prinzen von Beaujeu und seine Gemahlin zu erwarten, die im Monat April nach Paris kommen und die Ehrendamen wählen sollten, die zur Einholung der Dauphine Margarethe bestimmt waren, wenn man sie in der Picardie von den Flamändern übernehmen würde. Alle Junker auf dreißig Stunden in der Runde strebten nach dieser Auszeichnung für ihre Töchter, und Viele hatten sie bereits nach Paris gebracht oder geschickt. Die genannten jungen Damen waren der Hut der ehrwürdigen Dame Aloise de Gondelaurier anvertraut, welche die Wittwe eines Kapitäns der königlichen Bogenschützen war und sich mit ihrer einzigen Tochter in ihr Haus an der Ecke der Straße Parvis, der Liebfrauenkirche gegenüber, zurückgezogen hatte.

Der Balkon, auf welchem die jungen Mädchen waren, öffnete sich gegen ein reich tapezirtes Zimmer. Im Hintergrunde desselben, am Kamin, saß in einem reichen Armstuhl von rothem Sammt die Dame Gondelaurier, deren 55 Jahre in ihrer Kleidung sowohl, als auf ihrem Gesichte zu lesen waren. Neben ihr stand ein junger Mann, dessen Gesicht ziemlich vielen Stolz, auch zugleich keine geringe Dosis von Eitelkeit und Anmaßung aussprach, kurz einer jener schönen Männer, über deren Schönheit alle Weiber einig

sind, während der ernste Physiognom die Achsel darüber zuckt. Dieser junge Cavalier trug die glänzende Uniform eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen.

Die Damen saßen theils auf dem Balkon, theils in dem Zimmer; jede hielt auf ihren Knieen den Zipfel einer großen Stickerei, an welcher sie gemeinschaftlich arbeiteten. Sie unterhielten sich unter einander mit jener kichernden Stimme und dem halberstickten Lachen einer Versammlung junger Mädchen, in deren Mitte sich ein junger Mann befindet. Der junge Mann, dessen bloße Gegenwart schon alle diese weiblichen Eitelkeiten in Bewegung setzte, schien sich nur wenig um sie zu kümmern, und während jedes dieser schönen Mädchen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte, putzte er gleichgültig mit seinem hirschledernen Handschuh die Schnalle an seinem Leibgürtel.

Von Zeit zu Zeit sprach die alte Dame leise mit ihm, und er antwortete ihr, so gut er vermochte, mit einer Art linkischer Höflichkeit. Aus der lächelnden Miene, aus kleinen Zeichen guten Einverständnisses der alten Dame, aus den Blicken, welche sie bisweilen auf ihre Tochter Fleur-de-Lys schießen ließ, während sie leise mit dem Kapitän sprach, ließ sich leicht erkennen, daß von einer bereits vollzogenen Verlobung, von einer ohne Zweifel nahen Heirath zwischen dem jungen Manne und Fleur-de-Lys die Rede war. Aus der verlegenen Kälte des Offiziers ergab sich jedoch, daß es sich, von seiner Seite wenigstens, nicht mehr um Liebe handelte. Sein ganzes Gesicht drückte Verlegenheit und Verdruß aus, und man sah ihm an, daß er hier eine Art Frohndienst verrichtete.

Die gute Dame, ganz vernarrt in ihre Tochter, wie Mütter zu sein pflegen, nahm seinen Mangel an Enthusiasmus nicht wahr, und machte ihm mit leiser Stimme bemerklich, mit welcher unendlichen Vollkommenheit und Grazie Fleur-de-Lys ihre Nadel handhabe.

»Seht doch einmal, Vetterchen,« flüsterte sie ihm ins Ohr, indem sie ihn am Aermel zu sich herabzog, »seht doch, jetzt bückt sie sich über die Arbeit!«

»Wahrhaftig!« antwortete der junge Mann und fiel in sein zerstreutes und kaltes Stillschweigen zurück.

Einen Augenblick darauf mußte er sich aufs Neue zu ihrem Ohre neigen und Dame Aloise sprach zu ihm: »Habt Ihr je ein einnehmenderes und liebreizenderes Gesicht gesehen, als das Eurer Zukünftigen? Kann es etwas Weißeres und Blonderes geben? Sind das nicht vollendete Hände? Und dieser Hals, nimmt er nicht zum Bezaubern alle Biegungen des Schwans an? Wahrhaftig, ich beneide Euch selbst bisweilen! Ihr seid glücklich, ein Mann zu sein, und Ihr verdient es kaum, Ihr lockerer Geselle! Ist nicht meine Fleur-de-Lys anbetungswürdig schön, und seid Ihr nicht ganz rasend in sie verliebt?«

»Allerdings!« erwiederte er und dachte an etwas Anderes.

»So redet doch mit ihr,« sagte die Dame plötzlich und stieß ihn an der Schulter weg, »sagt ihr etwas Schönes! Ihr seid ja gar zu schüchtern.«

Die Schüchternheit war übrigens weder die Tugend noch der Fehler des Offiziers. Er machte nun einen Versuch, dem Genüge zu leisten, was man von ihm verlangte.

»Schöne Base,« sprach er zu Fleur-de-Lys, »welches ist der Gegenstand dieser Stickerei?«

»Schöner Vetter,« antwortete Fleur-de-Lys mit verdrießlicher Betonung, »ich habe Euch schon dreimal gesagt, daß es die Grotte Neptuns ist.«

Augenscheinlich besaß Fleur-de-Lys einen helleren Blick als ihre Mutter, und die Kälte und Zerstreutheit ihres Bräutigams waren ihr nicht entgangen. Er fühlte daher die Notwendigkeit, irgend ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

»Und für wen ist diese Stickerei bestimmt?« fragte er.

»Für die Abtei Sanct Anton,« antwortete Fleur-de-Lys, ohne die Augen zu erheben.

Der Kapitän nahm eine Ecke der Tapete in die Hand: »Wer ist dieser dicke Gendarm, schöne Base, der mit vollen Backen in die Trompete bläst?«

»Es ist Trito.«

In den kurzen Antworten der Dame lag eine Betonung, die anzeigte, daß sie sich gekränkt fühle. Der junge Mann sah ein, daß er ihr nothwendig etwas ins Ohr sagen müsse, eine Galanterie, eine Dummheit, gleichviel. Er neigte sich demnach zu ihrem Ohre, aber er konnte mit der ganzen Anspannung seiner Denkkraft keine zärtlichere und innigere Anrede finden, als folgende: »Warum trägt denn Eure Frau Mutter immer noch den alten, mit Wappen gestickten Rock, wie unsere Großmütter zur Zeit Karls VII.? Sagt ihr doch, schöne Base, daß dies nimmer Mode ist, und daß der Harnisch und Lorbeer auf ihrem gestickten Kleide ihr das Ansehen einer wandernden Tapete geben. So kleidet man sich heutzutage nimmer, das schwöre ich Euch.«

Fleur-de-Lys erhob ihre schönen Augen und erwiederte leise im Tone des Vorwurfs: »Ist das Alles, was Ihr mir schwört?«

Die gute alte Dame, als sie so das liebende Paar, flüsternd und kosend, erblickte, sagte zu sich selbst: »Oh, rührendes Bild der Liebe!«

Der Kapitän, immer verlegener, bückte sich auf die Tapete und sprach: »Eine herrliche Arbeit, so wahr Gott lebt!«

Colombe de Gaillefontaine, eine andere schöne Blondine, benützte diesen Ausruf und wagte furchtsam ein Wort, das sie an Fleur-de-Lys richtete, in der Hoffnung, daß der schöne Offizier es ihr beantworten werde: »Meine liebe Gondelaurier habt Ihr die Tapeten des Palastes Rouche-Gujon gesehen?«

»Ist das nicht der Palast, der den Garten der Weißzeughändlerin des Louvre einschließt?« fragte lachend Diana de Christeuil, die, weil sie schöne Zähne hatte, bei jeder Gelegenheit lachte.

»Und wo der große alte Thurm der alten Mauer von Paris steht?« fügte Amelotte de Montmichel hinzu, eine niedliche Brünette, welche die Gewohnheit hatte zu seufzen, wie die Andere zu lachen, ohne daß eine von Beiden wußte, warum.

»Meine liebe Colombe,« fiel die alte Dame ein, »Ihr sprecht wohl von dem Palast des Herrn von Bacqueville unter dem König Karl VI.? Es sind wirklich sehr schöne Tapeten darin.

»Karl VI.! König Karl VI.!« brummte der Kapitän zwischen den Zähnen. »Die gute Dame hat ein herrliches Gedächtnis; für diese alten Geschichten!«

Die alte Dame fuhr fort: »Schöne Tapeten, beim wahrhaftigen Gott! Sehr seltene Tapeten!«

In diesem Augenblicke rief Berangere de Champchevrier, ein munteres Kind von sieben Jahren, das vom Balkon auf den Platz hinabgeblickt hatte: »Seht doch, schöne Pathin Fleur-de-Lys! Seht doch die niedliche Tänzerin, die da unten, mitten unter den Bürgern, auf dem Pflaster tanzt und den Tambourin schwingt!«

»Es wird irgend eine Zigeunerin sein!« erwiederte Fleur-de-Lys, indem sie nachlässig den Kopf der Straße zudrehte.

»Laßt sehen! Laßt sehen!« riefen ihre lebhaften Gespielinnen und rannten auf den Balkon, während ihnen Fleur-de-Lys, nachdenklich über die Kälte ihres Bräutigams, langsam folgte. Der Kapitän, den dieser Zwischenfall von einer peinlichen Unterhaltung befreite, zog sich mit der Zufriedenheit eines Soldaten, der von seinem Posten abgelöst wird, in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Vor noch nicht langer Zeit war ihm der Dienst bei der schönen Fleur-de-Lys im geringsten nicht als ein Frohndienst erschienen, und er hatte ihn mit Eifer und Neigung verrichtet; aber je näher der Hochzeitstag kam, um so kälter wurde der Bräutigam. Die Aussicht auf die unauflösbaren Bande der Ehe behagte ihm nicht, er war etwas unbeständig und, die Wahrheit zu sagen, von ziemlich gemeinem Geschmack. Obgleich von hoher Geburt, hatte er doch unter dem Harnisch mehr als *eine* Gewohnheit gemeiner Haudegen angenommen. Die Kneipe und was ihr anklebt, gefiel ihm wohl. Die Soldatensprache, die militärischen Galanterien, die zugänglichen Schönheiten und die leichten Erfolge: das war es, was ihm Freude machte. Er hatte zwar in seiner Familie einige Erziehung erhalten und Manier

angenommen; aber er kam allzujung unter den Harnisch, in die Garnison, in das Lager, und der Firniß des Edelmanns verwischte sich bald an dem ledernen Degengehänge des Gendarmen.

Er besuchte zwar, aus einem Ueberrest von Achtung für die gute Gesellschaft, Fleur-de-Lys noch von Zeit zu Zeit, aber die Gegenwart seiner Braut war ihm doppelt peinlich: einmal, weil er um so weniger Liebe für sie übrig behielt, je mehr er von diesem Artikel an öffentlichen Orten verschwendete, und dann, weil er in der Mitte dieser geputzten und anständigen Damen wie auf Nadeln saß und immer befürchtete, daß ihm irgend ein Fluch oder eine Zote aus der Wachtstube entwischen möchte.

Im Uebrigen machte er bei alle dem große Ansprüche auf Eleganz und schöne Kleidung. Er hatte sich eben, an Etwas oder an Nichts denkend, an das Kamin gelehnt, als Fleur-de-Lys plötzlich den Kopf nach ihm umwendete und ihm zurief: »Schöner Vetter, habt Ihr uns nicht von einer Zigeunerin gesagt, die Ihr vor zwei Monaten, als Ihr die Runde machtet, aus den Händen von zwölf Straßenräubern befreitet?«

»Ich glaube ja, schöne Base,« antwortete der Kapitän.

»Nun,« erwiederte sie, »das ist vielleicht die nämliche Zigeunerin, die da unten auf dem Pflaster tanzt. Kommt einmal und seht, ob Ihr sie wieder erkennt, schöner Vetter Phöbus!«

Aus dieser sanften Einladung und aus der traulichen Benennung Phöbus, die sie ihm gab, leuchtete ein geheimes Verlangen der Versöhnung hervor. Der Hauptmann Phöbus de Chateaupers (denn er ist es selbst) näherte sich langsam dem Balkon.

»Seht einmal,« sagte Fleur-de-Lys, indem sie sanft ihre Hand auf seinen Arm legte, »betrachtet diese Kleine, die da unten tanzt! Ist das Eure Zigeunerin?«

Phöbus sah hin und erwiederte: »Ja, ich erkenne sie an ihrer Ziege.«

»Oh, die niedliche kleine Ziege!« sagte Amelotte, und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

»Sind ihre Hörner von echtem Gold?« fragte Berangere.

Ohne von ihrem Armstuhl aufzustehen, nahm die alte Dame das Wort: »Ist das nicht eine der Zigeunerinnen, die im vergangenen Jahre durch das Thor Gibard eingezogen sind?«

»Frau Mutter,« erwiederte Fleur-de-Lys sanft, »dieses Thor heißt jetzt Höllenthor.«

Fleur-de-Lys wußte, daß sich ihr Bräutigam über die veralteten Benennungen und Redensarten immer ärgerte. Wirklich murmelte er auch zwischen den Zähnen: »Thor Gibard! Thor Gibard! Da könnte der König Karl VI. noch einmal seinen Einzug halten!«

»Pathin,« rief die kleine Berangere, deren stets bewegliche Augen sich gegen den Gipfel der Liebfrauenkirche erhoben hatten, »was ist denn das für ein schwarzer Mann auf dem Thurm da oben?«

Alle die jungen Mädchen wendeten ihre Augen zum Thurme hinauf. Ein Mann in schwarzer Kleidung lehnte sich über die Balustrade des nördlichen Thurms heraus und blickte auf den Greveplatz herab. Es war ein Priester. Man erkannte deutlich seine Kleidung und sein in beide Hände gestütztes Gesicht. Er stand unbeweglich wie eine Bildsäule. Sein Auge starrte unverändert auf den Platz hinab. Er glich einem Habicht, der hoch in der Luft eine Taube erblickt und auf sie herabstoßen will.

»Das ist der Archidiakonus der Liebfrauenkirche,« sagte Fleur-de-Lys.

»Ihr müßt gute Augen haben, daß Ihr ihn von hier aus erkennt!« bemerkte Gaillefontaine.

»Wie er die kleine Tänzerin betrachtet!« fiel Diane de Christeuil ein.

»Die Aegypterin mag sich hüten, denn er liebt Aegyptenland nicht!« sagte Fleur-de-Lys.

»Der Mann da oben,« fügte Amelotte de Montmichel hinzu, »sollte sie nicht mit so bösen Augen ansehen, denn sie tanzt zum Entzücken.«

»Schöner Vetter Phöbus,« sagte plötzlich Fleur-de-Lys, »da Ihr diese kleine Zigeunerin kennt, so ruft sie doch herauf, daß wir einen Spaß haben.«

»Ach ja! Ach ja!« riefen alle Mädchen und klatschten in die Hände.

»Das wäre thöricht,« antwortete Phöbus. »Sie hat mich ohne Zweifel vergessen, und ich weiß nicht einmal ihren Namen. Weil Ihr es aber wünscht, meine Damen, so will ich einen Versuch machen.«

Mit diesen Worten beugte er sich über den Balkon und schrie auf die Straße hinab: »Kleine!«

Die Tänzerin, die in diesem Augenblicke den Tambourin nicht schlug, wendete das Haupt der Gegend zu, woher dieser Ruf kam. Ihre glänzenden Augen hafteten auf Phöbus fest, und sie hörte auf zu tanzen.

»Kleine!« wiederholte der Kapitän und gab ihr mit dem Finger ein Zeichen, zu kommen.

Das Zigeunermädchen betrachtete ihn noch immer; jetzt erröthete sie, als ob ihr eine Flamme ins Gesicht gestiegen wäre, nahm ihren Tambourin unter den Arm und ging, zum großen Verdrusse der Zuschauer, der Pforte des Hauses zu, von dessen Balkon Phöbus sie gerufen hatte: sie ging langsam, schwankend und mit dem angsterfüllten Blicke eines Vogels, der dem Zauberblick einer Schlange gehorcht.

Bald darauf hob sich die Tapete der Eingangsthüre, und das Zigeunermädchen erschien auf der Schwelle des Zimmers; hoch erröthend, verlegen, athemlos, mit niedergeschlagenen Augen, wagte sie nicht einzutreten.

Die kleine Berangere klatschte vor Vergnügen mit den Händen.

Die Tänzerin blieb unbeweglich auf der Thürschwelle stehen. Ihr Erscheinen hatte auf die Gruppe der jungen Mädchen einen sonderbaren Eindruck gemacht. Ein vages und unbestimmtes Verlangen, dem schönen Offizier zu gefallen, belebte sie Alle zumal; seine glänzende Uniform war

der Spiegel, in dem alle ihre Koketterien widerstrahlten, und seit seiner Anwesenheit bestand zwischen ihnen eine gewisse geheime Eifersucht, welche sie sich kaum selbst bekannten, die aber gleichwohl jeden Augenblick in ihren Geberden und Reden zum Vorschein kam. Da sie jedoch Alle ungefähr gleich schön waren, so kämpften sie mit gleichen Waffen, und jede von ihnen konnte auf den Sieg hoffen. Das Erscheinen der Zigeunerin störte plötzlich dieses Gleichgewicht. Sie war von einer so seltenen Schönheit, daß sie, als sie die Schwelle betrat, in dem ganzen Zimmer einen ihr eigenthümlichen Schein zu verbreiten schien. In diesem engen Raume, von vier Mauern eingeschlossen, war sie unendlich schöner und strahlender, als auf dem öffentlichen Platze. Sie glich einer Fackel, die man vom hellen Tageslicht in den Schatten bringt. Die adeligen Damen wurden wider Willen von ihr geblendet. Jede fühlte sich in ihrer Schönheit gleichsam verwundet. Auch änderte sich alsogleich ihre Schlachtordnung, ohne daß sie sich mit einem einzigen Worte darüber verständigten. Der weibliche Instinkt versteht sich schneller, als der männliche Verstand. Eine allgemeine Feindin war erschienen: Alle fühlten es, Alle verbündeten sich gegen sie. Ein einziger Tropfen rothen Weins färbt ein ganzes Glas Wasser; um eine ganze Versammlung schöner Weiber mit einer gewissen Laune zu färben, bedarf es nur der Ankunft einer noch schöneren Frau, besonders wenn nur ein einziger Mann in der Gesellschaft ist.

Die so angelegentlich herbeigerufene Zigeunerin wurde eiskalt empfangen. Die Edeldamen betrachteten sie vom Kopf bis zu den Füßen, sahen sich dann untereinander selbst an, und hiermit war Alles gesagt: sie hatten sich wechselseitig verstanden. Inzwischen wartete das arme Mädchen auf eine Anrede und war so bewegt, daß sie kaum die Augen wieder aufzuschlagen wagte. Der Kapitän brach zuerst das Stillschweigen. »Auf meine Ehre,« sagte er mit seinem Tone unerschrockener Albernheit, »das ist ein herrliches Geschöpf! Was meint Ihr, schöne Base?« Diese Bemerkung, die ein gebildeterer Bewunderer wenigstens leise gesagt hätte, war nicht geeignet, die weiblichen Eifersuchten niederzuschlagen, die das Zigeunermädchen umlagert hielten. Fleur-de-Lys antwortete dem Kapitän in affektirt wegwerfendem Tone: »Nicht so übel!« Die Andern kicherten. Die alte Dame, vielleicht die eifersüchtigste von Allen, weil sie es für ihre Tochter war, sagte zu der Tänzerin: »Tritt näher, Kleine!« »Tritt näher, Kleine!« wiederholte Berangère mit komischer Würde. Die Aegypterin trat

auf die Edeldame zu. »Schönes Kind,« sagte Phöbus mit Begeisterung und trat ihr einige Schritte entgegen, »ich weiß nicht, ob ich das unaussprechliche Glück habe, von Dir wieder erkannt zu werden?« Sie unterbrach ihn, indem sie ihn mit einem graziösen Lächeln anblickte und schnell erwiederte: »O ja! O ja!« »Sie hat ein gutes Gedächtnis,« sagte Fleur-de Lys mit bitterem Lachen. »Ei,« fuhr Phöbus ungestört fort, »Du bist mir da neulich unter der Hand entwischt. Fürchtest Du mich denn?« »O nein! O nein!« sagte schnell das Zigeunermädchen. In diesem O ja und in diesem O nein lag Etwas, was sich nicht beschreiben läßt, und wodurch sich Fleur-de-Lys gekränkt fühlte.

»Du hast mir da an Deiner Stelle, mein schönes Kind,« fuhr der Kapitän fort, dessen Zunge geläufiger wurde, seit er mit einem Straßenmädchen sprach, »einen saubern Vogel zurückgelassen, einäugig und bucklig, den Glöckner des Bischofs, glaube ich. Man hat mir gesagt, daß er der Bastard eines Archidiakonus und von Geburt ein Teufel sei. Er hat einen wunderlichen Namen, Ostertag, Pfingsttag, oder wie Teufels er heißt! Ein Festtag ist es! Der Bursche hat sich also unterstanden, Dich zu entführen, als ob Du für solche Lümmel gemacht wärest! Das ist etwas stark. Was Teufels wollte sie denn von Dir, diese Nachteule? He! was sagst Du?«

»Ich weiß nicht,« antwortete die Zigeunerin.

»Unbegreifliche Unverschämtheit! Ein Glöckner ein Mädchen entführen, wie ein Graf! Ein so gemeines Vieh in das Gehege des Adels einbrechen! Aber er hat es büßen müssen, der Hund! Meister Pierrat Torterue läßt seine Peitsche schwer auffallen, und es wird Dir Freude machen, zu erfahren, daß er Striemen von dem Rücken des unverschämten Glöckners gehauen hat.«

»Armer Mensch!« sagte die Zigeunerin, der diese Worte die Scene am Schandpfahl wieder in Erinnerung brachten.

Der Kapitän wollte sich vor Lachen ausschütten. »Bei den Hörnern aller Ochsen!« rief er aus, »da ist das Mitleid so übel angebracht, als eine Feder am Hintern einer Sau, und mein Bauch soll so dick werden, als der des Pabstes, wenn ...«

Er hielt plötzlich inne. »Verzeihung, meine Damen! Ich glaube, ich habe einige Dummheiten gesagt.«

»Pfui, mein Herr!« sagte Gaillefontaine.

»Er redet mit diesem Geschöpf ihre Sprache!« fügte Fleur-de-Lys, deren Verdruß von Minute zu Minute stieg, halblaut hinzu.

Dieser Verdruß verminderte sich nicht, als der Kapitän, bezaubert von der Zigeunerin und seiner eigenen Person, sich auf dem Absatz herumdrehte und mit plumper soldatischer Galanterie wiederholte: »Ein schönes Mädchen, auf Ehre und Seligkeit!«

»Wie eine Halbwilde gekleidet,« sagte Diane de Christeuil und bleckte ihre schönen Zähne.

Diese Bemerkung war ein Lichtstrahl für sämtliche Damen. Sie zeigte ihnen die wunde Seite der Ägypterin. Da sie ihrer Schönheit nichts anhaben konnten, so warfen sie sich auf ihren Anzug.

»Das muß wahr sein, Kleine,« sagte die Montmichel, »wie magst Du so ohne Brusttuch und Busenschleier durch die Straßen laufen?«

»Ihr Rock ist so kurz, daß einem Angst und bange wird,« fügte Gaillefontaine hinzu.

»Meine Liebe,« sagte Fleur-de-Lys in bitterem Tone, »die Stadtserganten werden Dich auffangen, weil Du einen goldenen Leibgürtel trägst.«

»Kleine, Kleine,« sagte Diane de Christeuil und warf einen giftigen Blick auf sie, »wenn Du ehrbar deinen Arm mit einem Ärmel bedecktest, so würde er nicht so von der Sonne verbrannt sein.«

Es war in der Tat ein Schauspiel, das eines verständigeren Zuschauers würdig gewesen wäre, als unser Phöbus war, wie diese schönen Edeldamen mit ihren vergifteten Zungen die Straßentänzerin zwickten und stachen; sie betäubten das arme Kind durch ihr Gelächter, durch ihren Spott, durch endlose Demütigungen. Man hätte sie für junge römische Damen halten

können, die zu ihrer Ergötzlichkeit den Busen einer schönen Sklavin mit goldenen Nadeln durchstachen, oder für zierliche Windhunde, die mit brennenden Augen und lechzender Zunge ein Reh umkreisen, das der Blick ihres Herrn ihnen anzutasten verbietet.

Eine Straßentänzerin ist freilich ein Nichts und weniger als Nichts in den Augen hochgeborner Damen. Sie taten, als ob sie gar nicht zugegen wäre, und sprachen von ihr, vor ihr, zu ihr, mit lauter Stimme, als von etwas, das ziemlich unreinlich, ziemlich verworfen und ziemlich niedlich sei. Die Tänzerin war nicht fühllos gegen diese Nadelstiche. Von Zeit zu Zeit färbten sich ihre Wangen mit dem Purpur der Scham, ein Blitz des Zorns entflammte ihren Augen; ein höhnisches Wort schien auf ihren Lippen zu schweben; sie warf verachtungsvoll den Mund auf; doch blieb sie ruhig und heftete auf Phöbus einen Blick der Ergebung, sanft und traurig. Es lag auch etwas von Glück und Zärtlichkeit in diesem Blick. Man konnte glauben, daß sie sich bezwang, um nicht fortgejagt zu werden.

Phöbus nahm die Partei der Zigeunerin mit einer Mischung von Unverschämtheit und Mitleid. »Laß sie reden, Kleine,« sagte er, und ließ seine goldenen Sporen klirren; »allerdings hat Deine Toilette etwas Ungewöhnliches und Wildes, aber da Du ein so niedliches Kind bist, so hat das nichts zu sagen.«

»Mein Gott!« rief die blonde Gaillefontaine aus und bog mit einem bittern Lächeln ihren Schwanenhals zurück, »die Herren Bogenschützen des Königs fangen, wie ich sehe, leicht Feuer an den schönen ägyptischen Augen.«

»Warum denn nicht?« sagte Phöbus.

Auf diese Antwort, die der Kapitän nachlässig hinwarf, lachten sämmtliche Damen. Fleur-de-Lys schloß sich nicht aus, aber zu gleicher Zeit perlte eine Träne des Verdrusses in ihren Augen.

Die Zigeunerin, die ihre Blicke zur Erde gerichtet hatte, erhob sie jetzt strahlend von Stolz und Freude. Sie blickte Phöbus mit brennenden Augen an und war wunderschön und reizend.

Die alte Dame, die sich durch diesen Auftritt beleidigt fühlte und doch die Sache nicht recht begriff, schrie jetzt plötzlich: »Heilige Jungfrau! Was kriecht mir denn da unter meinen Füßen! Ah! das häßliche Tier!«

Es war die weiße Ziege, die ihre Herrin suchte und sich mit den Hörnern in dem Schleppkleide der Edeldame verwickelt hatte. Die Zigeunerin machte sie los, ohne ein Wort zu sagen.

»Oh! Da ist die kleine Ziege mit den goldenen Hörnern!« rief Berangère aus und hüpfte vor Freude.

Die Zigeunerin setzte sich auf den Boden nieder und drückte den schmeichelnden Kopf der Ziege gegen ihre Wange. Sie schien sie gleichsam um Verzeihung zu bitten, daß sie auf solche Art von ihr weggegangen sei.

Inzwischen hatte sich Diane zum Ohre der Colombe geneigt.

»Mein Gott!« rief diese. »Warum habe ich nicht bälder daran gedacht! Das ist die Zigeunerin mit der weißen Ziege; man sagt, sie sei eine Hexe, und ihre Ziege mache sehr wunderbare Kunststücke.« Nun wandte sie sich an das Zigeunermädchen: »laß Deine Ziege ein Wunder tun!«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt,« erwiderte die Tänzerin.

»Ein Wunder, eine Zauberei, eine Hexerei.«

»Ich verstehe es nicht,« wiederholte die Zigeunerin und liebkoste die Ziege.

In diesem Augenblicke bemerkte Fleur-de-Lys ein Säckchen von gesticktem Leder, das am Halse der Ziege hing.

»Was ist das?« fragte sie die Zigeunerin.

Die Ägypterin erhob ihre großen Augen gegen sie und antwortete ernst: »Das ist mein Geheimnis.«

Ich möchte dein Geheimnis wohl wissen, dachte Fleur-de-Lys.

Inzwischen hatte sich die gute alte Dame erhoben und sagte ärgerlich: »Heda, Zigeunerin! Wenn weder Du noch Deine Ziege uns etwas zu tanzen haben, was macht Ihr da?«

Das Zigeunermädchen, ohne ein Wort zu erwiedern, wendete sich langsam der Türe zu, aber je näher sie ihr kam, um so langsamer wurde ihr Schritt. Ein Magnet schien sie im Zimmer zurückzuhalten. Plötzlich richtete sie ihre in Thränen schwimmenden Augen auf Phöbus und blieb stehen.

»Beim wahrhaftigen Gott,« rief der Kapitän, »so geht man nicht. Komm zurück und tanze uns etwas. Ei! mein schönes Schätzchen! wie heißest Du denn?«

»Esmeralda!« antwortete sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.

Dieser ungewöhnliche Name erregte ein tolles Gelächter unter den Mädchen.

»Ein abscheulicher Name für ein junges Mädchen!« sagte Diane.

»Man sieht wohl,« rief Amelotte aus, »daß sie eine Heidin und Zauberin ist.«

»Mein Kind,« sagte feierlich die alte Dame, »Deine Eltern haben Dir diesen Namen sicherlich nicht aus dem Weihkessel der heiligen Taufe geschöpft.«

Inzwischen hatte die kleine Berangère, ohne daß man auf sie Acht gab, mit einem Zuckerbrod die Ziege in einen Winkel des Zimmers gelockt. In einem Augenblicke waren sie gute Freunde geworden. Das neugierige Kind knüpfte das lederne Säckchen vom Halse der Ziege ab, öffnete es und schüttelte den Inhalt auf den Boden aus. Es war ein Alphabet, dessen Buchstaben, jeder einzeln, in Buchsbaum geschnitten waren. Kaum lagen diese Buchstaben auf dem Boden, so sah das Kind mit Staunen, wie die Ziege mit ihren Pfoten gewisse Buchstaben herauszog und sie in Ordnung legte. Bald hatte die Ziege ein Wort gebildet, auf das sie eingeübt schien, so schnell war sie damit fertig, und die kleine Berangère klatschte in die Hände und rief mit Staunen:

»Pathin Fleur-de-Lys, kommt doch und seht, was die Ziege da gemacht hat!«

Fleur-de-Lys kam, blickte hin und schauderte zusammen.

Die auf dem Boden geordneten Buchstaben bildeten das Wort:

Phöbus.

»Hat das die Ziege geschrieben?« fragte sie mit gebrochener Stimme.

»Ja, Pathin,« antwortete die kleine Berangère, und es war auch keinem Zweifel unterworfen, denn das Kind konnte nicht schreiben.

Das ist also das Geheimnis, seufzte Fleur-de-Lys.

Auf den Ruf des Kindes waren Alle herbeigekommen. Die Zigeunerin sah, welche Dummheit ihre Ziege gemacht hatte. Sie wurde bald roth, bald blaß, und zitterte wie eine Schuldige vor dem Kapitän, der sie mit Verwunderung und einem Lächeln befriedigter Eigenliebe betrachtete.

»Phöbus!« kicherten die jungen Mädchen, »das ist der Name des Hauptmanns!«

»Du hast ein wunderbares Gedächtnis!« sagte Fleur-de-Lys zu der Zigeunerin. »Oh!« fügte sie hinzu, indem sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, »es ist eine Zauberin!«

Ein bitteres Gefühl in ihrem Innern, das sie nicht laut werden lassen wollte, sagte ihr, es sei eine Nebenbuhlerin! Sie fiel in Ohnmacht.

»Mein Kind! Mein Kind!« rief die erschrockene Mutter; »fort Du höllische Zigeunerin!«

Esmeralda raffte schnell die unglücklichen Buchstaben zusammen, gab der Ziege ein Zeichen, und entfernte sich durch die eine Thüre, während man die ohnmächtige Fleur-de-Lys zur andern hinaustrug.

Phöbus, der allein zurückgeblieben war, zeigte sich einen Augenblick unschlüssig zwischen den beiden Thüren, dann folgte er dem Zigeunermädchen.

XX.

Ein Priester und ein Philosoph sind ihrer Zwei

Der Priester, den die jungen Mädchen auf der Höhe des Thurmes erblickt hatten, wo er ernst und aufmerksam dem Tanze des Zigeunermädchens zuschaute, war wirklich der Archidiakonus Claude Frollo.

Der Leser kennt die geheimnißvolle Zelle, welche sich der Priester in diesem Thurme vorbehalten hatte. Jeden Tag, eine Stunde vor Sonnenuntergang, stieg er die Treppe des Thurmes hinauf, schloß sich in die Zelle ein und brachte manchmal ganze Nächte darin zu. Als er heute die Treppe hinaufstieg, hörte er den Ton des Tambourin und begab sich auf den Turm, da er von seiner Zelle aus nicht auf den Platz sehen konnte. Hier stand er, als ihn die jungen Damen erblickten, ernst, unbeweglich, in einen Anblick und einen Gedanken vertieft. Die ganze große Stadt lag unter seinen Füßen, mit dem Flusse, der sie durchströmt, mit ihren tausend Häusern, mit dem Gewimmel ihrer Bewohner; aber der Priester blickte nur auf *einen* Punkt und ein Wesen: den Platz unter ihm und das tanzende Zigeunermädchen.

Es war schwer zu sagen, welcher Art dieser Blick war, und welche Flamme aus ihm leuchtete. Es war ein fester und doch von innerer Unruhe zeugender Blick. Wenn man den Priester so dastehen sah, in der Unbeweglichkeit seines Körpers, mehr Marmor als das Geländer, auf das er sich lehnte, das versteinerte Lächeln auf seinem Gesichte, so konnte man sagen, daß alles Leben sich in seine Augen gezogen habe.

Inzwischen tanzte die Zigeunerin, schwang den Tambourin, leicht, behend, fröhlich, und fühlte nichts von dem Gewicht des furchtbaren Blickes, den der Priester von der Höhe des Thurmes auf ihr Haupt warf.

Die Menge wimmelte um sie her. Von Zeit zu Zeit ließ ein Mann, der eine gelb und rothe Mütze auf dem Kopfe trug, den Kreis erweitern, wenn die Zuschauer sich allzunahe drängten, setzte sich dann wieder auf einen Stuhl in der Nähe der Tänzerin und nahm den Kopf der Ziege zwischen seine Kniee. Dieser Mensch schien der Begleiter der Zigeunerin zu sein. Claude Frollo konnte von der Höhe des Thurmes seine Gesichtszüge nicht erkennen.

Von dem Augenblicke an, da der Archidiakonus diesen Unbekannten gewahrte, schien sich seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und der Tänzerin zu teilen, und sein Gesicht wurde immer finsterer. Plötzlich durchschauerte ein Frost seinen ganzen Körper. Was ist das für ein Mann? murmelte er zwischen den Zähnen, ich habe sie doch immer allein gesehen.

Mit diesen Worten verließ er plötzlich den Altan und stieg die Wendeltreppe hinab. Als er am Glockenthurme vorüber ging, sah er Quasimodo auf den Platz hinabblicken. Der Zwerg war so in Betrachtung vertieft, daß er den vorübergehenden Priester nicht bemerkte. Sein wildes Auge hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen, sein Blick war sanft und wie bezaubert.

Das ist doch seltsam! murmelte der Priester. Ist es auch die Aegypterin, die er auf solche Weise betrachtet? Er stieg weiter hinab und kam auf den öffentlichen Platz.

»Wo ist denn die Zigeunerin hingekommen?« fragte er, sich unter die Gruppe der Zuschauer mischend, welche der Tambourin herbeigelockt hatte.

»Ich weiß es nicht,« antwortete ihm einer derselben; »ich glaube, man hat sie da in ein Haus gerufen, um ihre Kunststücke zu machen.«

An der Stelle der Aegypterin machte jetzt der Mensch mit der roth und gelben Mütze, der eine Art Hanswurst schien, seine Kunststücke. Er ging eben im Zirkel herum, die Ellenbogen in die Seiten gestemmt, den Kopf rückwärts gebogen, mit ausgestrecktem Hals und hochrothem Gesicht, einen Stuhl zwischen den Zähnen haltend. Auf diesen Stuhl hatte er eine Katze gebunden, die ihm eine Nachbarin geliehen hatte, und die jämmerlich schrie.

»Bei unserer lieben Frau!« rief der Archidiakonus aus, als eben der Hanswurst, große Tropfen schwitzend, an ihm vorüberging, »das ist ja unser Meister Peter Gringoire.«

Die strenge Stimme des Archidiakonus erschreckte den armen Teufel so sehr, daß er das Gleichgewicht verlor, und daß Stuhl und Katze unter

allgemeinem Zischen auf die Köpfe der Zunächststehenden fielen.

Meister Peter Gringoire, denn er war es selbst, würde wahrscheinlich einen harten Stand mit der Eigenthümerin der Katze und den zerkratzten Gesichtern um ihn her gehabt haben, wenn er nicht schnell in die Kirche entwischt wäre, wohin ihm der Priester, nachdem er ihm ein Zeichen gegeben, ihm zu folgen, vorangegangen war.

Die Kirche war bereits finster und verlassen. Nachdem sie einige Schritte gegangen waren, lehnte sich der Priester mit dem Rücken an einen Pfeiler und warf einen ernsten und festen Blick auf den Poeten und Hanswurst. Dieser Blick war kein solcher, wie Peter Gringoire ihn fürchtete, beschämt, wie er war, daß eine so ernste und gelehrte Person ihn in der Hanswurstjacke überrascht hatte. Der Blick des Priesters hatte nichts Scherzhaftes und Ironisches an sich; er war ernst, ruhig und durchdringend. Der Archidiakonus brach zuerst das Stillschweigen.

»Kommt einmal daher, Meister Peter! Ihr werdet mir Allerlei zu erzählen haben, und vor allen Dingen, wie es kommt, daß man Euch seit zwei Monaten nimmer gesehen hat, und jetzt auf der Straße findet, in einem saubern Aufzug, halb gelb und halb roth, wie ein wahrer Hanswurst und Seiltänzer.«

»Herr und Meister,« erwiederte Peter Gringoire mit kläglicher Stimme, »ich trage da allerdings einen seltsamen Kittel, und ich bin selbst so beschämt darüber wie eine Katze, der man eine Kürbisflasche aufsetzt. Es ist allerdings nicht wohl gethan, die Stadtsergenten in den Fall zu setzen, unter dieser bunten Jacke den *humerus* eines pythagoräischen Philosophen ausklopfen zu müssen. Aber was ist zu machen, mein sehr ehrwürdiger Herr und Meister? Die Schuld liegt an meinem alten schwarzen Rock; der mich im Anfang des Winters unter dem Vorwand, daß er in Lappen zerfalle und in der Kiste des Lumpensammlers ausruhen müsse, schmählich verlassen hat. Was war zu machen! Die Civilisation ist noch nicht so weit vorgerückt, daß man nackt geht, wie der alte Diogenes wollte. Zudem wehte ein kalter Wind, und der Monat Januar ist nicht der geeignetste im Jahr, um diesen neuen Schritt zur Humanität zu thun. Diese bunte Jacke hat sich nun vorgefunden, und ich habe sie an die Stelle meines seligen schwarzen Rocks gesetzt, der für einen Hermetiker, wie ich bin, nicht sehr hermetisch

geschlossen war. Ihr seht mich demnach hier in meiner Histrionen-Jacke. Was ist zu machen? Es ist eben eine Sonnenfinsternis, und Apoll hat ja selbst bei Admet die Ziegen gehütet.«

»Ihr treibt da ein schönes Handwerk!« fuhr der Archidiakonus fort.

»Ich muß selbst gestehen, daß es besser ist, zu philosophiren und zu dichten, die Flamme im Ofen anzublasen oder sie vom Himmel zu empfangen, als Katzen auf dem Pflaster herumzutragen. Auch stehe ich hier so dumm vor Euch wie ein Esel vor einem Bratenwender. Was ist aber zu machen? Man muß alle Tage gelebt haben, und die schönsten alexandrinischen Verse wägen kein Stückchen alten Käse auf, das man zwischen den Zähnen hat. Ich habe, wie Ihr wißt, für Frau Margarethe von Flandern jenes berühmte Epithalamium gemacht, und die Stadt bezahlt es mir nicht unter dem Vorwand, daß es nichts Vorzügliches sei, als ob man um vier Thaler eine Sophocles'sche Tragödie liefern könnte. Es blieb mir also nichts übrig, als Hungers zu sterben. Zum Glücke habe ich ein paar kräftige Kinnbacken, und ich sprach zu denselben: Macht Kunststücke, haltet den Stuhl und die Katze im Gleichgewicht! Nährt euch selbst! Ein Schock Spitzbuben, die jetzt meine guten Freunde sind, haben mich zwanzig verschiedene Herkules-Stücke gelehrt, und nun beißen jeden Abend meine Zähne das Brod, das sie den Tag über verdient haben. Im Uebrigen *concedo*, ich gebe zu, daß es ein trauriger Gebrauch meiner geistigen Fähigkeiten ist, und daß der Mensch etwas Anderes treiben kann, als in altes Holz zu beißen und mit den Zähnen Katzen auf dem Pflaster herumzutragen. Allein, mein sehr verehrter Meister, es ist nicht hinreichend, sein Leben hinzubringen, man muß es auch verdienen.«

Der Priester hatte ihn stillschweigend angehört. Jetzt nahm sein tiefliegendes Auge einen so forschenden und durchdringenden Ausdruck an, daß er dem armen Poeten bis auf den geheimsten Grund seiner Seele drang.

»Ganz wohl, Meister Peter,« sagte der Archidiakonus, »aber wie kommt es, daß Ihr Euch jetzt in Gesellschaft dieser ägyptischen Tänzerin befindet?«

»Meiner Treu!« erwiederte Peter Gringoire, »das kommt daher, daß sie meine Frau ist und ich ihr Mann bin.«

Bei diesen Worten entflammte sich das finstere Auge des Priesters.

»Und das hättest Du gethan, Elender?« schrie er wüthend und faßte krampfhaft den Arm des Dichters. »So bist Du von Gott verlassen, daß Du Dich an dieses heidnische Mädchen hängst!«

»Bei meiner ewigen Seligkeit, ehrwürdiger Herr und Meister,« antwortete der Poet an allen Gliedern zitternd, »schwöre ich Euch, daß ich sie mit keinem Finger berührt habe, wenn Euch das beunruhigt.«

»Und was faselst Du denn von Mann und Frau?« fragte der Priester weiter.

Peter Gringoire erzählte nun, so gedrängt als möglich, Alles was der Leser bereits weiß, sein Abenteuer im Hofe der Wunder und seine Heirath mittelst des zerbrochenen Kruges.

Es ergab sich aus seinem Bericht, daß bis jetzt seine Heirath noch kein Resultat gehabt hatte, und daß jeden Abend das schöne Zigeunermädchen ihm die Brautnacht wegstipizte, wie am Hochzeittage.

»Das ist ein bitterer Kelch,« schloß unser Dichter seine Erzählung, »aber es kommt daher, daß ich das Unglück gehabt habe, eine Jungfrau zu heirathen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der Archidiakonus, dessen Zorn sich bei Anhörung dieses Berichts allmählig gelegt hatte.

»Das läßt sich schwer erklären,« antwortete der Poet. »Es ist ein Aberglaube. Meine Frau ist, wie mir ein alter Zigeuner sagte, den wir bei uns den Herzog von Aegypten nennen, ein Findelkind. Sie trägt am Hals ein Zaubergehänge, durch das sie eines Tages ihre Eltern wieder finden wird, und das seine Kraft verlieren würde, wenn dessen Besitzerin ihre Jungfrauschaft verlöre. Es folgt daraus, daß wir Beide sehr tugendhaft leben.«

»Ihr glaubt also,« fragte der Priester, dessen Stirne sich immer mehr entwölkte, »Ihr glaubt also, Meister Peter, daß dieses Geschöpf noch ganz unschuldig ist und mit keinem Manne zu thun gehabt hat?«

»Wie will ein Mann mit einem solchen Aberglauben zurecht kommen! Sie hat sich einmal das in den Kopf gesetzt. Es ist allerdings etwas Seltenes um diese Nonnenhaftigkeit, die sich mitten unter diesen so leicht zugänglichen Zigeunerinnen bewahrt. Sie hat aber zu ihrem Schutz drei Dinge: den Herzog von Aegypten, der sie unter seine Obhut genommen hat, weil er vielleicht denkt, daß er eines Tages ihre Jungfrauschaft an irgend einen geilen Abt oder Priester gut verkaufen könne, ihren ganzen Stamm, der sie in besonderer Verehrung hält, wie wir unsere liebe Frau, und dann einen gewissen kleinen Dolch, den die Spitzbübin trotz des Verbots immer an einem verborgenen Orte bei sich führt, und der blitzschnell aus der Scheide fährt, wenn man sie umfassen will. Das ist eine Wespe, die gleich sticht!«

Der Archidiakonus bestürmte jetzt Peter Gringoire mit Fragen. Dieser erzählte was er wußte: Die Esmeralda sei ein niedliches und harmloses Geschöpf, ungekünstelt und leidenschaftlich, unwissend in Allem und begeistert für Alles, noch nicht, nicht einmal im Traume, den Unterschied zwischen einem Manne und Weibe kennend; Tanz, Geräusch, frische Luft liebend, eine Biene, mit unsichtbaren Flügeln an den Füßen. So sei sie durch das herumirrende Leben geworden, das sie von Jugend auf geführt habe. Peter Gringoire hatte erfahren, daß sie als Kind schon Spanien und Katalonien durchzogen hatte, und bis Sizilien gekommen war; er glaubte sogar, daß die Zigeunerhorde, der sie angehörte, sie bis nach Algier geführt habe. So viel sei gewiß, daß Esmeralda sehr jung aus Ungarn nach Frankreich gekommen. Aus allen diesen Ländern habe das junge Mädchen einige Lappen ihrer Sprache, Gesänge und seltsame Ideen mitgebracht. Das Volk liebe sie wegen ihrer Schönheit, ihrer Munterkeit, ihrer Tänze und Gesänge. Sie glaube sich in der ganzen Stadt von Niemand gehaßt, als von zwei Personen, von denen sie oft mit Entsetzen spreche: von der Klausnerin im Rolandsthurm, welche die Zigeunerin jedesmal verwünsche, so oft sie an ihrem Loch vorübergehe, und von einem Priester, der ihr nie begegne, ohne Blicke auf sie zu werfen, welche ihr Furcht einflößen.

Dieser letztere Umstand brachte den Archidiakonus in große Verlegenheit, ohne daß eben Peter Gringoire viel darauf achtete. Der harmlose Dichter schien bereits jene Nacht wieder vergessen zu haben, in welcher Quasimodo in Gesellschaft des Priesters Esmeralda entführen wollte.

Bei alle dem fürchtete die kleine Tänzerin nichts; sie gab sich nicht mit Wahrsagen ab und sicherte sich dadurch gegen jene Hexenprozesse, die damals so häufig waren. Peter Gringoire gewährte ihr, wenn auch nicht als Gatte, doch als Bruder seinen Schutz. Er war philosophisch genug, diese Art platonischer Ehe geduldig zu ertragen. Er hatte doch ein Obdach und Brod. Jeden Morgen zog er vom Hofe der Wunder aus, meistens mit der Aegypterin, half ihr auf den öffentlichen Plätzen die Spenden der Zuschauer einsammeln, und jeden Abend kehrte er mit ihr unter das nämliche Dach zurück; sie verriegelte sich in ihrem Kämmerlein und Meister Peter schlief den Schlaf des Gerechten. Ein sehr gemüthliches Dasein, sagte er, und ganz zu poetischen Träumereien geeignet! Im Uebrigen, wenn er sich auf sein Gewissen fragte, war unser Philosoph nicht ganz gewiß, wen er mehr liebe: Esmeralda oder ihre Ziege. Er sei ganz vernarrt in dieses niedliche, kluge, fast gelehrte Thier. Ueberhaupt seien die Kunststücke, welche die Ziege mache, höchst einfacher Art, und Esmeralda besitze ein besonderes Talent, sie darin abzurichten. So habe sie die Ziege in kurzer Zeit gelehrt, den Namen Phöbus mit beweglichen Buchstaben zu schreiben.

»Phöbus!« sagte der Priester. »Warum Phöbus?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete der Poet. »Es ist vielleicht ein Wort, welchem sie geheime Zauberkraft zuschreibt. Sie wiederholt es oft halblaut, wenn sie sich allein glaubt.«

»Seid Ihr versichert,« fragte der Archidiakonus mit seinem durchdringenden Blicke, »daß es nur ein Wort und kein Name ist?«

»Name! wessen?«

»Was weiss ich?« sagte der Priester.

»Ich denke mir die Sache so: die Zigeuner haben etwas vom Glauben der Parsen und beten die Sonne an. Daher Phöbus.«

»Das scheint mir nicht so klar, als Euch, Meister Peter.«

»Nun, mir liegt nichts daran. Mag sie ihr Phöbus murmeln, so oft sie will. Das weiß ich gewiß, daß Djali mich fast eben so liebt, als ihre Herrin.«

»Was ist das, diese Djali?«

»Das ist die Ziege.«

Der Archidiakonus stützte sein Kinn in die Hand und schien einen Augenblick nachzusinnen. Plötzlich wendete er sich barsch gegen den Dichter.

»Und Du schwörst mir, daß Du sie nicht berührt hast?«

»Wen? die Ziege?«

»Nein, dieses Weib.«

»Mein Weib? Das kann ich wohl beschwören.«

»Und Du bist oft allein mit ihr?«

»Jeden Abend wohl eine Stunde.«

Der Priester runzelte die Stirne und sagte: »*Solus cum sola, non cogitabuntur orare Pater noster.* Bei meiner armen Seele, ich könnte das *Pater noster*, das *Ave Maria* und das *Credo in Deum omnipotentem* hersagen, ohne daß sie mehr auf mich Acht hätte, als eine Henne auf eine Kirche.«

»Schwöre mir bei dem Bauche Deiner Mutter,« fuhr der Priester heftig fort, »daß Du dieses Geschöpf nicht mit der Spitze Deines Fingers berührt hast.«

»Ich will es auch bei dem Kopfe meines Vaters beschwören, aber erlaubt mir dagegen auch eine Frage an Euch, mein sehr verehrter Meister.«

»Rede!«

»Was geht dieses Ding Euch an?«

Das bleiche Gesicht des Priesters röthete sich, wie die Wangen eines jungen Mädchens. Er schwieg einen Augenblick, dann erwiederte er in sichtbarer Verlegenheit: »Hört, Meister Peter Gringoire, Ihr seid noch nicht verdammt, so viel ich weiß. Ich nehme Antheil an Euch und will Euch wohl. Nun würde aber jede Berührung dieser höllischen Aegypterin Euch zum Vasallen des Teufels machen. Ihr wißt, daß immer der Leib die Seele verdirbt. Wehe Dir, wenn Du dieses Weib berührst!«

»Einmal,« sagte Peter Gringoire und kratzte sich hinter den Ohren, »habe ich den Versuch gemacht, es war gleich am ersten Tage; aber er ist mir schlecht bekommen.«

»Ihr habt diese Unverschämtheit begangen, Meister Peter?« fragte der Priester mit gerunzelter Stirne.

»Ein andermal,« sagte der Poet und lachte behaglich in sich hinein, »habe ich, ehe ich in's Bett ging, durch das Schlüsselloch gesehen, und da sah ich das niedlichste Geschöpf im Hemde, das je den bloßen Fuß auf den Teppich setzte.«

»Geh zu allen Teufeln!« rief der Priester mit einem furchtbaren Blicke, stieß den Dichter an den Schultern von sich und verlor sich in den finsteren Gängen der Kirche.

XXI.

Die Glocken

Seit dem Tage, wo Quasimodo auf dem Pranger gestanden hatte, glaubten die Nachbarn der Liebfrauenkirche zu bemerken, daß der Feuereifer des Glöckners für seine Glocken sehr erkaltet war. Vorher wurde zu jeder

Stunde und bei jedem Anlaß, von der Frühmette bis zur Vesper, anhaltend eifrig, durch alle Tonleitern der Glocken geläutet. Die alten Thürme der Liebfrauenkirche erzitterten den ganzen Tag unter ihrem Schalle. Man fühlte ohne Unterlaß die Gegenwart eines geräuschvollen Geistes, der ihren metallenen Mund in Bewegung setzte. Jetzt schien dieser Geist verschwunden zu sein; die Kirche war stumm, die Feste und Leichenbegängnisse hatten ihr einfaches Geläute, trocken und nackt, was eben das Ritual erforderte, nicht mehr noch weniger. Von dem doppelten Geräusch, das eine Kirche mit der Orgel im Innern, der Glocke nach Außen macht, blieb nur die Orgel übrig. Man hätte glauben können, daß kein Glöckner mehr im Glockenturme sei. Gleichwohl war Quasimodo immer noch dort. Was war denn in ihm vorgegangen? Hielten ihn Scham und Verzweiflung wegen des Prangers immer noch niedergeschlagen, tönten die Peitschenhiebe des Stockmeisters noch immer in seiner Seele wieder, und hatte die Betrübniß über eine solche Behandlung jedes andere Gefühl in ihm erstickt, selbst die Liebe zu den Glocken? Oder hatte Marie eine Nebenbuhlerin in dem Herzen des Glöckners der Liebfrauenkirche, vernachlässigte er die große Glocke und ihre vierzehn Schwestern für etwas noch Liebenswürdigeres und Schöneres?

Es begab sich, daß in diesem Gnadenjahre 1482 Mariä-Verkündigung auf Dienstag den 25. März fiel. An diesem Tage war die Luft so rein und leicht, daß Quasimodo wieder einige Liebe für seine Glocken zu fühlen begann. Er stieg demnach in den nördlichen Thurm hinauf, während unten die Pforten für die gläubige Menge weit geöffnet waren.

Im Glockenthurme angelangt, betrachtete Quasimodo mit traurigem Kopfschütteln die Glocken, als ob es ihm leid sei, daß etwas Fremdartiges sich zwischen ihn und sie gestellt habe. Als er jedoch die Glocken in Schwung gesetzt hatte, und sie in den Lüften dahinfliegen sah, ward er wieder glücklich wie zuvor, und die Freude strahlte auf seinem Gesichte. Er ging und kam, lief von einer Glocke zur andern, ermunterte mit Stimme und Geberde die Sänger der Lüfte, gleich einem Kapellmeister, der seine Virtuosen anspornt,

»Munter,« rief er, »munter, Gabriele! sause durch die Luft und trage Deine Stimme durch die Stadt hin, es ist heute Festtag!«

»Thibault, nicht so faul, Du lässest nach, bist Du eingerostet, Du alter Träumer? So ist es recht! Schnell! Schnell! Man darf den Schlegel nicht sehen. Mache sie alle taub wie mich!«

»Guillaume! Guillaume! Du bist der größte und Pasquier ist der kleinste, und macht seine Sache besser als Du! Ich will wetten, daß man ihn weiter hört als Dich.«

So sprechend belebte Quasimodo den Eifer seiner geliebten Glocken.

Jetzt warf er zufällig einen Blick auf den Platz hinab und gewahrte auf demselben ein seltsam gekleidetes Mädchen, das einen Teppich auf den Boden ausbreitete, auf welchen sich eine kleine Ziege setzte; eine Gruppe Zuschauer sammelte sich um sie her. Dieser Anblick änderte plötzlich den Gang seiner Ideen. Quasimodo kehrte den Glocken den Rücken, setzte sich nieder und heftete auf die Tänzerin jenen träumerischen Blick, sanft und zärtlich, der schon einmal den Archidiakonus in Erstaunen gesetzt hatte. Der Glöckner schien Kirche, Thurm und Glocken vergessen zu haben und ganz in der Anschauung des lieblichen Geschöpfes zu leben, das unten auf dem Platze tanzte.

XXII.

Das Verhängniß

An einem schönen Morgen dieses nämlichen Monats März, Samstag den 29., am St. Eustachstage, bemerkte unser junger Freund Johannes Frollo, der Mühlenhans, während er sich ankleidete, daß seine Börse keinen metallischen Klang mehr von sich gab.

»Arme Börse!« sprach er. »Keinen rothen Heller mehr! Ach! die Würfel, die Bierflaschen und Venus haben dich grausam ausgesogen! Wie bist du so leer, so flach, so runzlich!«

Traurig kleidete er sich an. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen, aber nur widerstrebend. Er dachte nach, aber dieser Gedanke kam wieder. Endlich warf er zornig seine Mütze auf den Boden und rief: »Sei's, wie es

sei! Es muß sein. Ich gehe zu meinem Bruder, dem Archidiakonus. Er wird mir eine Predigt halten und einen Thaler geben.«

Mit diesen Worten raffte er seine Mütze vom Boden auf und schritt hinaus, wie ein Mensch, der zum Aeußersten schreitet. Als er vor der Liebfrauenkirche ankam, fühlte er sich aufs Neue unschlüssig. Er ging gedankenvoll ein paarmal auf und ab und sagte: »Die Predigt ist gewiß, der Thaler zweifelhaft! Wo ist mein Bruder, der Archidiakonus?« fragte er einen Meßner, der aus dem Kloster kam.

»Er ist,« erwiederte dieser, »in seiner Zelle im Thurm, und ich rathe Euch nicht, ihn dort zu stören, Ihr hättet denn eine Botschaft vom Pabst oder vom König auszurichten.«

Der Mühlenhans klatschte in die Hände und rief: »Das kommt wie gerufen, eine herrliche Gelegenheit, die berüchtigte Zauberzelle zu sehen.«

Während er den Thurm hinaufstieg, hielt er folgendes Selbstgespräch: »Ich bin recht neugierig, diese Wunderzelle zu sehen, die mein Bruder versteckt, wie sein Pudendum! Es heißt, daß er dort große Oefen anzünde, um den Stein der Weisen zu kochen! Wie einfältig! Mir liegt an dem Steine der Weisen so wenig, als an einem Kieselstein, und es wäre mir lieber, wenn ich in seinem Ofen einen Eierkuchen mit Speck fände, als den größten Stein der Weisen, den es auf der Welt geben mag.«

Nachdem er tausend Schock Donnerwetter über die endlose Treppe geflucht hatte, kam er endlich keuchend vor der magischen Zelle seines Bruders an. »Uf!« sagte er, »da sind wir ja!«

Der Schlüssel steckte und die Thüre war nur angelehnt; er gab ihr einen leisen Stoß und brachte seinen Kopf durch die Oeffnung.

Wer Rembrand's Faust gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem machen, was jetzt Johannes Frollo erblickte: eine düstere Zelle, in der Mitte derselben eine Tafel mit Todtenköpfen, Sphären, Brennkolben, Compaß, hieroglyphischen Pergamenten. Vor dieser Tafel sitzt der Doktor Faust, seine Pelzmütze über die finstern Augenbraunen herabgezogen. Man sieht ihn nur mit halbem Leibe; er hat sich halb erhoben von seinem ungeheuern

Lehnstuhl, stützt sich mit den Händen auf die Tafel und betrachtet, neugierig und schreckenvoll, einen großen leuchtenden Cirkel magischer Buchstaben, der im Hintergrund der Zelle auf der Wand glänzt. Die cabbalistische Sonne scheint unter der Anschauung zu flimmern und erfüllt die düstere Zelle mit den Strahlen eines geheimnißvollen Lichtes. Es ist schön und furchtbar zugleich.

So ziemlich den nämlichen Anblick hatte Johannes Frollo, als er durch die halboffene Thüre in die Zelle seines Bruders blickte. Sie war eben so düster als Doktor Faust's. Es stand auch ein großer Lehnstuhl und eine große Tafel darin, deßgleichen Compasse, Brennkolben, Todtenköpfe, Skelette von Thieren, dicke Manuskripte; nur die leuchtende Inschrift an der Wand fehlte.

In dem Lehnstuhl saß, auf die Tafel niedergebückt, ein Mann, den Johannes Frollo an seinem Kahlkopf alsbald für seinen Bruder erkannte, obgleich er ihm den Rücken zukehrte. Der Archidiakonus war in so tiefen Gedanken, daß er die Anwesenheit seines Bruders nicht bemerkte. Er sprach in abgebrochenen Sätzen für sich, indem er von Zeit zu Zeit wieder in die Manuscripte blickte: »Ja, Manou sagt es und Zoroaster lehrt es! Das Feuer erzeugt die Sonne, die Sonne den Mond. Das Feuer ist die Seele des großen All. Seine elementarischen Atome ergießen sich unaufhörlich über die Welt und rieseln aus unzähligen Quellen. An den Punkten, wo diese Ausströmungen sich am Himmel durchschneiden, erzeugen sie das Licht, an ihren Durchschnittspunkten in der Erde erzeugen sie das Gold. Licht und Gold ist eins. – Feuer im concreten Zustand. – Die Verschiedenheit zwischen dem Sichtbaren und Fühlbaren, zwischen dem Flüssigen und Festen der nämlichen Substanz, der Wasserdünstung zum Eise, weiter nichts. – Das sind keine müßigen Träume, es ist das allgemeine Gesetz der Natur. – Aber wie das Geheimniß dieses allgemeinen Gesetzes in wissenschaftliche Regeln bringen? Wie! dieses Licht, das meine Hand überströmt, ist Gold! diese nämlichen Atome, die nach einem gewissen Gesetze vereinzelt sind, müssen nun nach einem gewissen andern Gesetze wieder vereint werden. – Wie nun? – Einige sind auf den Gedanken gerathen, einen Lichtstrahl einzuschließen. – Averroës, ja, der ist es, – Averroës hat einen solchen Lichtstrahl unter dem ersten linken Pfeiler des muhamedanischen Heiligthums in der großen Moschee zu Cordova

eingeschlossen, allein man darf die Höhle nicht öffnen, um zu sehen, ob die Operation geglückt ist, bevor 8000 Jahre verflossen sind.«

Da müßte ich lange auf meinen Thaler warten, dachte der Mühlenhans bei sich. –

Andere waren der Meinung, fuhr der träumerische Priester fort, daß es besser sei, auf einen Strahl des Sirius zu operiren. Es ist aber sehr schwierig, diesen Strahl rein zu erhalten, wegen der gleichzeitigen Gegenwart anderer Gestirne, deren Strahlen sich damit vermischen. Flamel glaubt, daß es einfacher sei, auf das irdische Feuer zu operiren. – Flamel! Welcher prophetische Name! *Flamma!* – Ja, das Feuer, sonst nichts, darin liegt Alles. – Der Diamant ist in der Kohle, das Gold im Feuer. – Aber wie es herausziehen? – Magistri behauptet, daß es gewisse Frauennamen von so geheimnißvollem Zauber gebe, daß es nichts weiter bedürfe, als sie während der Operation auszusprechen. – Laßt doch sehen, was hierüber Manou sagt: »Wo man die Weiber ehrt, ist Gott geliebt; wo man sie verachtet, braucht man nimmer zu Gott zu beten. Der Mund eines Weibes ist eine reine Quelle, ein fließendes Wasser, ein Sonnenstrahl. – Der Name eines Weibes muß angenehm, sanft, wohlklingend sein und Weisen einer Benediction gleichen...« – Fürwahr! der Weise hat Recht: Maria, Sophia, Esmeral... – Verflucht seist Du! Immer dieser Gedanke!

Der Priester schlug das Buch, aus dem er gelesen hatte, heftig zu und rieb mit seiner Hand die Stirne, als ob er den Gedanken, der ihn verfolgte, aus dem Kopfe treiben wollte. Hierauf nahm er vom Tische einen Nagel und einen kleinen Hammer, dessen Stiel mit cabbalistischen Zeichen seltsam bemalt war.

Seit einiger Zeit, sagte er mit bitterem Lächeln, scheiterte ich in allen meinen Versuchen! Ich bin von einer fixen Idee besessen, die mein Hirn verzehrt, wie ein brennendes Feuer. Ich konnte nicht einmal Cassiodors Geheimniß, dessen Lampe ohne Docht und Oel brannte, wieder auffinden, und das ist doch eine so leichte und einfache Sache!

Den Teufel auch, mag das leicht sein! brummte der Mühlenhans in den Bart.

Es bedarf also, fuhr der Priester fort, bloß eines einzigen ärmlichen Gedankens, um den Menschen schwach und toll zu machen! wie würde doch Claude Pernelle über mich lachen, sie, die nicht einen Augenblick Nicolas Flamel von dem großen Werke abwendig zu machen vermochte!

Wie! ich halte in meiner Hand Zechiels magischen Hammer! Bei jedem Streiche, den der furchtbare Rabbiner, in seine Zelle eingeschlossen, mit diesem Hammer auf diesen Nagel schlug, that sich plötzlich die Erde auf und verschlang denjenigen seiner Feinde, den er dem Untergang geweiht hatte, wäre er auch zweitausend Meilen weit entfernt gewesen. Der König von Frankreich selbst mußte im Pflaster von Paris bis an die Kniee versinken, bloß weil er eines Abends unbedachtsam an die Pforte des Wunderthäters gepocht hatte. Und das ist erst vor dreihundert Jahren geschehen. Diesen Hammer und diesen Nagel nun besitze ich, aber was sind sie in meiner schwachen Hand? Eben so wenig furchtbar, als der Schmiedhammer in der Faust eines Grobschmieds. Und gleichwohl braucht es nichts, als die Zauberformel wieder aufzufinden, welche Zechiel aussprach, während er auf den Nagel klopfte.

Das wird keine so große Hexerei sein! dachte der Mühlenhans.

Es kommt nur auf einen Versuch an, fuhr der Priester lebhaft fort. Ist das rechte Wort gefunden, so wird ein blauer Funken aus dem Nagel strömen. – Emen-Hetan! Emen-Hetan! Emen-Hetan! – Das ist nicht das rechte Wort. – Sigeani! Sigeani! Nagel, Nagel, öffne das Grab Jedem, der den Namen Phöbus trägt! – Verflucht seist Du! immer und ewig der nämliche Gedanke! Mit diesen Worten warf er den Hammer zornig von sich und beugte sich so tief auf die Tafel nieder, daß ihn der lauschende Johannes Frollo vor der ungeheuern Lehne seines Stuhls nimmer sehen konnte. Plötzlich erhob er sich wieder, nahm einen Zirkel und grub stillschweigend in die Mauer das griechische Wort:

ÁÍÁÃÊÇ

Mein Bruder ist ein Narr, dachte der Mühlenhans bei sich. Es wäre viel einfacher gewesen, wenn er geschrieben hätte: Fatum. Es braucht nicht Jedermann Griechisch zu verstehen.

Der Archidiakonus setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl und stützte das Haupt in seine beiden Hände, wie ein Kranker thut, dessen Kopf schwer und brennend ist.

Der Student staunte bei diesem Anblick. Er, dessen Herz in der frischen freien Luft flatterte, wie ein Vogel, der auf der Welt kein anderes Gesetz befolgte, als das der Natur, der seinen Neigungen und Leidenschaften freien Lauf ließ, und bei dem der See großer menschlicher Erschütterungen immer trocken war, weil er ihn jeden Tag in vollen Strömen fließen ließ, er wußte nicht, wie stürmisch dieses Meer menschlicher Leidenschaften aufwallt und gegen die Ufer schlägt, wenn man ihm jeden Ausgang wehrt, wie es anschwillt und das Herz durchfrißt, wie es wallt und wogt, bis es die Dämme durchgraben und sich sein Bett gebrochen hat. Des Priesters ernste und kalte Außenseite, die eisartige Oberfläche unzugänglicher Tugend hatte Johannes Frollo immer getäuscht. Der lustige Student hatte niemals daran gedacht, daß unter dem schneebedeckten Gipfel des Aetna ein Meer flammender Lava verborgen liegt.

Er konnte sich vielleicht im Augenblicke keine genaue Rechenschaft über diese Gedanken geben, aber das fühlte er doch, daß er gesehen, was er nicht hätte sehen sollen; daß er die Seele seines älteren Bruders in einem Erguß ihrer geheimsten Tiefen überrascht hatte, und daß dieser nichts davon erfahren durfte. Als er daher sah, daß der Archidiakonus in seine vorige Unbeweglichkeit zurückgefallen war, zog er sachte den Kopf aus der Thüre und machte hinter derselben ein Geräusch, wie Jemand, der gerade ankommt und seine Ankunft schon von ferne anmelden will.

»Herein!« rief der Archidiakonus. »Ich habe auf Euch gewartet und deswegen den Schlüssel stecken lassen. Nur herein, Meister Jakob!«

Der Student trat keck in die Zelle. Der Priester, dem ein solcher Besuch an solchem Orte unwillkommen, war, rief ihm mißmuthig entgegen: »Wie! Du bist es! Johann?«

»Es ist immerhin ein J,« erwiederte der Student mit seinem rothen, lustigen, unverschämten Gesichte.

Der Archidiakonus nahm eine ernste und strenge Miene an: »Was willst Du hier?«

»Mein Bruder,« erwiederte der Student, indem er sich vergebliche Mühe gab, sein Gesicht in anständige und bescheidene Falten zu legen, ich wollte Euch nur bitten...«

»Um was?«

»Um ein wenig Moral, deren ich sehr benöthigt bin.« Der Mühlenhans wagte nicht hinzuzufügen: und um ein wenig Geld, das ich noch nothwendiger habe.

»Mein Freund,« sagte der Archidiakonus frostig, »ich bin sehr unzufrieden mit Dir.«

»Ei du mein Gott!« seufzte der Student.

Der Priester faßte ihn scharf ins Auge. »Es ist gut, daß Du selbst kommst.«

Dieser Eingang war nicht sehr erbaulich, und der Mühlenhans war einer scharfen Strafpredigt gewärtig.

»Johann, man bringt mir täglich Klagen über Dich vor. Was ist es denn mit der Bastonade, die ihr dem jungen Vicomte Albert de Ramonchamp gegeben habt?«

»Oh! Das ist nicht der Mühe werth: ein unverschämter Page, der absichtlich sein Pferd durch den Koth sprengte, um die Studenten zu bespritzen!«

»Was ist es weiter mit einem gewissen Mahiet Fargel, dessen Kleid ihr zerrissen habt?

Tunicam dechiraverunt, besagt die Klagschrift.«

»Bah! Es war nur ein schlechter Kittel! Was ist da für ein Lärm darum?«

»Die Klagschrift besagt *Tunicam*, und nicht *cappettam*. Verstehst Du Dein Lateinisch?«

Johannes antwortete nichts.

»So,« fuhr der Priester mit Kopfschütteln fort, »so steht es jetzt um die Wissenschaft und das Studium? Die lateinische Sprache versteht man kaum, die hebräische gar nicht, die griechische ist so unbekannt, daß selbst die Gelehrtesten sich nicht schämen, ein griechisches Wort zu überhüpfen, und daß es fast sprüchwörtlich geworden ist: *graecum est, non legitur.*«

Der Student erhob kühnlich seine Augen zu dem Priester: »Wenn es Euch gefällig ist, Herr Bruder, so will ich Euch das griechische Wort, das dort auf der Mauer steht, auf gut Französisch erklären.«

»Welches Wort?«

ÁÍÁÃÊÇ

Eine leichte Röthe färbte die bleichen Wangen des Priesters, gleich dem emporsteigenden Rauche, der die innere Glut eines Vulkans nach Außen ankündigt. Der Student bemerkte sie kaum.

»Je nun,« stotterte der ältere Bruder mühsam, »so sage mir, was dieses Wort heißt.«

»*Verhängniß*.«

Der Archidiakonus wurde wieder bleich, und der leichtsinnige Student fuhr fort: »Und das Wort, das von der nämlichen Hand darunter gegraben ist: *Áíáãíåßá*, bedeutet *Unkeuschheit*. Ihr seht, daß man sein Griechisch versteht.«

Der Archidiakonus erwiederte nichts. Diese griechische Lektion hatte ihn in seine alten Träumereien versenkt. Der schlaue Mühlenhans, der sich auf alle Ränke eines verzogenen Kindes verstand, hielt den Augenblick für günstig, seine Bitte anzubringen. Er nahm daher eine äußerst sanfte Stimme an und begann auf folgende Weise:

»Mein lieber Bruder, Ihr werdet mir doch nicht böse sein wegen einer Tracht Schläge, welche etliche böse Buben in gerechter Fehde von mir erhalten haben?«

Dieser schmeichelnde Eingang machte jedoch auf den ernsten Archidiakonus nicht den gehofften Eindruck. Cerberus biß nicht in den Honigkuchen. Die Stirne des Priesters entrunzelte sich nicht im geringsten.

»Wo willst Du damit hinaus?« fragte er trocken.

»Je nun, um auf die Hauptsache zu kommen: ich brauche Geld.«

Auf diese unverschämte Anforderung nahm das Gesicht des Archidiakonus einen pädagogischen und väterlichen Ausdruck an.

»Ihr wißt, Meister Johann, daß unser Lehen von Tirechappe, wenn man Alles zusammenfegt, nicht über 39 Livres, 11 Sous und 6 Pfennige erträgt. Das ist zwar um die Hälfte mehr, als zu den Zeiten der Gebrüder Paclet, aber es ist noch nicht viel.«

»Ich brauche Geld,« sagte der Student mit stoischem Gleichmuth.

»Ihr wißt, daß nach dem Spruche des Officials unsere 21 Häuser des Lehens dem bischöflichen Stuhle frohnpflichtig sind, und daß wir diese Last mit zwei Mark abkaufen müssen. Nun wißt Ihr auch ferner, daß ich diese zwei Mark noch nicht zusammen zu bringen vermochte.«

»Ich weiß weiter nichts, als daß ich Geld brauche.«

»Und was willst Du damit machen?«

Auf diese Frage glänzte ein Hoffnungsstrahl in den Augen des Studenten. Er nahm seine vorige unterwürfige und süßliche Miene wieder an.

»Seht, mein lieber Bruder,« sagte er, »ich würde mich gewiß nicht in schlechter Absicht an Euch wenden. Es ist nicht davon die Rede, mit Euren Pfennigen in der Kneipe den Wildfang zu machen, noch im goldgestickten Mantel durch die Straßen von Paris zu ziehen, den Lakaien hinter mir, *cum*

meo laquasio. Nein, lieber Bruder, dieses Geld ist zu einem guten Werke bestimmt.«

»Zu welchem guten Werke?« fragte der Archidiakonus etwas verwundert.

»Zwei meiner Freunde möchten gerne dem Kind einer armen Wittwe ein Wickelzeug kaufen. Das ist ein Almosen. Es kostet drei Gulden und ich möchte das Meinige auch dazu beitragen.«

»Wie heißen diese beiden Freunde?«

»Pierre l'Assommeur und Baptiste Croque-Oison.«

»Hm!« sagte der Archidiakonus, »die Namen dieser guten Freunde passen zu einem guten Werke wie die Faust auf ein Auge.«

Der Mühlenhans sah zu spät ein, daß er die Namen seiner beiden Freunde übel gewählt hatte.

»Und,« fuhr der kluge Priester fort, »einem armen Weib ein Kindszeug kaufen, das drei Gulden kostet!«

»Nun, zum Teufel,« fuhr der Student erbost auf, »so brauche ich also dieses Geld, um diesen Abend Isabelle im Liebesthale zu besuchen.«

»Unzüchtiger Mensch!« rief der Priester aus.

»*Áíáãíåßá*«, sagte Johannes.

Dieses Citat, welches der Student boshafter Weise von der Mauer der Zelle entlehnte, machte einen sonderbaren Eindruck auf den Priester. Er biß sich in die Lippen und sein Gesicht überzog sich mit einer Schamröthe.

»Packe Dich,« sagte er zu Johannes, »ich erwarte Jemand.«

Der Student machte noch einen letzten Versuch:

»Bruder Claudius, gib mir wenigstens ein halbes Livre, daß ich zehren kann.«

»Wo bist Du in Gratian's Decretalien stehen geblieben?« fragte der Archidiakonus.

»Ich habe meine Hefte verloren.«

»Wie weit bist Du in den lateinischen Humanioren gekommen?«

»Man hat mir meinen Horaz gestohlen.«

»Wie steht es mit Deinem Aristoteles?«

»Meiner Treu, Herr Bruder! Sagt nicht ein gewisser Kirchenvater, daß die Ketzer aller Zeiten auf die metaphysische Waide des Aristoteles gegangen seien? Ich will kein aristotelisches Heu fressen und meine Religion nicht der Methaphysik opfern.«

»Junger Mensch,« fuhr der Archidiakonus fort, »bei dem letzten Einzug des Königs war ein Edelmann, Philipp de Comines genannt, auf dessen Pferdsdecke der Wahlspruch gestickt war: *Qui non laborat, non manducet*. Diesen Wahlspruch nimm Dir zu Herzen.«

Der Student zögerte einen Augenblick mit der Antwort, heftete das Auge auf den Boden und machte ein böses Gesicht. Plötzlich wandte er sich gegen seinen Bruder und sagte: »Ihr wollt mir also nicht einmal ein paar Sous geben, um bei dem nächsten Bäcker ein Brod zu kaufen?«

»*Qui non laborat, non manducet.*«

Auf diese Antwort des unerbittlichen Archidiakonus deckte der Mühlenhans seine Augen mit beiden Händen zu, wie ein schluchzendes Weib, und rief im Tone der Verzweiflung aus: O to to to to toi!

»Was will das heißen, Freund?« fragte der Archidiakonus, erstaunt über dieses tolle Benehmen.

»Je nun,« erwiederte der Student und erhob seine frechen Augen zu dem Priester, »das ist Griechisch! Es ist ein Anapäst von Aeschylus, das vollkommen den Schmerz ausdrückt.«

Bei diesen Worten brach er in ein so tolles, convulsivisches Gelächter aus, daß der Archidiakonus selbst mitlachen mußte. Es war freilich seine eigene Schuld, daß er den Knaben so verwöhnt hatte.

»Oh! mein guter Claudius!« fuhr Johannes, hierdurch ermuthigt fort, »seht doch einmal meine zerrissenen Stiefel an! Es gibt keinen tragischeren Cothurn auf der Welt, als ein paar Stiefel, von denen die Sohlen herabhängen.«

»Ich werde Dir neue Stiefel schicken, aber kein Geld,« versetzte der Archidiakonus mit wiederkehrender Strenge.

»Nur ein paar Sous, geliebtester Bruder!« flehte der Mühlenhans. »Ich will Gratian auswendig lernen, an Gott glauben und ein wahrer Pythagoras in Wissenschaft und Tugend sein. Nur ein paar lumpige Sous! Wollt Ihr, daß mich der Hunger fasse mit seinem offenen Munde, der mir drohend entgegenstarrt, schwarz, stinkend, wie ein Tartarus oder wie die Nase eines Mönchs?«

Der Archidiakonus wiederholte seinen Spruch: *Qui non laborat....* Der Student ließ ihn nicht ausreden: »Zum Teufel!« schrie er. »Es lebe die Freude! Ich will mich festkneipen, ich will mich schlagen, ich will Krüge und Gläser zerbrechen, ich will zu den Mädchen gehen.«

Mit diesen Worten warf er seine Mütze an die Wand und ließ seine Finger knacken, wie Klappern.

Der Archidiakonus warf einen düstern Blick auf ihn: »Johann, Du bist ein Mensch ohne Seele.«

»In diesem Falle fehlt mir, laut Epikur, ein Etwas, das von einem Etwas geschaffen ist, welches keinen Namen hat.«

»Johann, Du mußt ernstlich auf Deine Besserung denken.«

»Ich sehe wohl,« rief der Student, indem er bald seinen Bruder, bald die Brennkolben auf dem Ofen betrachtete, »daß es hier verzwickte Gläser und verzwickte Ideen gibt.«

»Johann, Du stehst am Rande eines Abgrunds. Weißt Du, wohin das führen wird?«

»In die Kneipe,« sagte der Student.

»Die Kneipe führt auf den Pranger.«

»Das ist eine Laterne wie eine andere, und mit dieser hätte vielleicht Diogenes seinen Menschen gefunden.«

»Der Pranger führt an den Galgen.«

»Der Galgen ist eine Wage, an deren einem Ende ein Mensch, an dem andern die ganze Erde hängt. Es ist schön, ein Mensch zu sein,«

»Der Galgen führt in die Hölle.«

»Die Hölle ist ein großes Feuer.«

»Johann, Johann, das Ende wird schlecht sein.«

»Wenn nur der Anfang gut ist.«

In diesem Augenblicke ließen sich auf der Treppe menschliche Tritte hören.

»Stille,« sagte der Archidiakonus und legte seinen Finger aus den Mund, »da kommt Meister Jakob. Höre, Johann,« fügte er mit leiser Stimme hinzu, »rede niemals von dem, was Du hier gesehen und gehört hast. Verstecke Dich geschwind hinter den Ofen und rühre Dich nicht.«

Der Student kroch hinter den Ofen. Hier kam ihm ein guter Gedanke. »Bruder Claudius, einen Gulden, oder ich bin nicht still!«

»Schweig! ich verspreche Dir einen Gulden.«

»Ich will ihn gleich haben.«

»So nimm ins Teufels Namen,« schrie der Priester zornig und warf ihm seine Börse zu.

Der Mühlenhans schlüpfte wieder hinter den Ofen, und in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

Victor Hugo

Notre Dame, Teil 2

Übersetzt von Friedrich Seybold

Inhalt

1. Die beiden Schwarzröcke.
2. Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen.
3. Der Knecht Ruprecht.
4. Der verwandelte Thaler.
5. Laßt alle Hoffnung hinter euch.
6. Die Mutter.
7. Drei Männer Verschiedener Art.
8. Der Wahnsinn der Liebe.
9. Das Herz einer Mißgestalt.
10. Sandstein und Krystall.
11. Der Schlüssel zur rothen Thüre.
12. Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken.
13. Werde ins Teufels Namen ein Gauner.
14. Es lebe die Freude.
15. Ein ungeschickter Freund.
16. Ludwig XI. in der Bastille.
17. Der kleine Schuh.
18. Quasimodo und sein Pflegevater.
19. Phöbus Heirath.
20. Quasimodo's Heirath.

I.

Die beiden Schwarzröcke.

Der Mann, welcher eintrat, trug einen schwarzen Rock und war von finsterem Ansehen. Unser Freund Johannes, der, wie man sich denken kann, sich in seinem Winkel so eingerichtet hatte, daß er Alles hören und sehen konnte, wunderte sich ausnehmend über den Grundton von Traurigkeit, der in der ganzen Kleidung und dem Gesichte des Ankömmlings lag. Es war gleichwohl aus demselben Gesichte eine gewisse Milde verbreitet; aber nur die Sanftheit einer Katze oder eines Richters, eine süßliche Süßigkeit. Der Mann war ganz grau, runzlig, nahe an sechzig Jahre alt, weiße Augbraunen, schielend, herabhängende Unterlippe und plumpe Hände. Als der Mühlenhans sah, daß es nichts weiter war als das, nämlich ein Arzt oder eine Gerichtsperson, und daß des Mannes Nase sehr weit vom Munde abstand, was ein Zeichen von Dummheit ist, drückte er sich in seine Ecke und machte sich gefaßt, eine unbestimmte Zeit in übler Stellung und schlechter Gesellschaft zuzubringen.

Der Archidiakonus hatte beim Erscheinen dieser Person sich nicht einmal von seinem Sitze erhoben. Er gab ihm bloß ein Zeichen, sich auf einem Schemel niederzulassen, der nahe an der Thüre stand, und nach einigen Augenblicken, in welchen er einen früher gefaßten Gedanken zu verfolgen schien, sagte er mit einer Protektorsmiene zu ihm: »Guten Morgen, Meister Jakob!«

»Ich grüße Euch, Meister,« antwortete der Schwarzrock.

Es lag in den beiden Arten, womit einerseits dieses Meister Jakob, andererseits dieses einfache *Meister* ausgesprochen wurde, der Unterschied zwischen *gnädigster Herr* und *Herr*. Es war augenscheinlich eine Begrüßung zwischen dem Lehrer und dem Schüler.

»Nun,« fuhr nach einem neuen Stillschweigen der Archidiakonus fort, »kommt Ihr zu Stande?«

»He, mein Meister!« erwiederte der Andere mit einem traurigen Lächeln, »ich schüre immer das Feuer. Asche genug, aber nicht ein Stäubchen Gold.«

»Ich rede jetzt nicht davon, Meister Jakob Charmolue,« sagte der Archidiakonus mit einer Geberde der Ungeduld, »sondern von dem Prozeß

Eures Hexenmeisters. Heißt er nicht Marc Cenaine? Ist es nicht der Schaffner des Rechenhofes? Gesteht er seine Zauberei? Hat die peinliche Frage Wirkung gethan?«

»Leider nein!« antwortete Meister Jakob mit dem nämlichen traurigen Lächeln, »wir haben diese Consolation noch nicht erlangen können. Dieser Mensch ist ein Kieselstein, wir könnten ihn in Oel sieden, ohne daß er etwas gestände. Gleichwohl sparen wir nichts, um die Wahrheit zu erfahren. Alle seine Glieder sind auseinander gerissen, wir haben bereits alle Grade der Folter angewendet. Alles vergebens. Das ist ein schrecklicher Mensch.«

»Habt Ihr nichts Neues in seinem Hause gefunden?«

»O ja,« antwortete Meister Jakob und griff in seine Tasche, »dieses Pergament. Es stehen Worte darauf, die wir nicht verstehen, obgleich der Advokat des Criminalgerichts ein wenig Hebräisch weiß, das er im Prozeß der Juden der Straße Kantersten zu Brüssel gelernt hat.«

Bei diesen Worten rollte Meister Jakob ein Pergament auf. »Gebt her!« sagte der Archidiakonus. »Reine Magie! Meister Jakob! Emen-Hetan! das ist der Ruf der Vampyrn, wenn sie zum Sabbath kommen. **Per ipsum, et cum ipso, et in ipso!** das ist das Machtwort, das den Teufel in der Hölle fesselt: **Hax, Pax, Max,** das ist medicinisch, eine Formel gegen den Biß wüthender Hunde. Meister Jakob! Ihr seid Prokurator des Königs in Sachen der Kirche, Das ist ein abscheuliches Pergament.«

»Wir werden den Mann abermals auf die Folter bringen. Hier ist etwas, was wir noch weiter gefunden haben.«

Es war ein Brennkolben der nämlichen Art, wie diejenigen, die auf dem Ofen des Archidiakonus standen.

»Aha!« sagte er, »ein alchymistischer Destillirkolben.«

»Ich muß gestehen,« fuhr Meister Jakob mit seinem furchtsamen und linkischen Lächeln fort, »daß ich in meinem Ofen einen Versuch damit gemacht habe, der aber nicht besser gelungen ist, als mit dem meinigen.«

Der Archidiakonus untersuchte das Gefäß. »Was hat er da eingegraben? Och! Och! das Wort, womit man die Flöhe vertreibt! Dieser Marc Cenaine ist ein Ignorant! Ich glaube wohl, daß Ihr damit kein Gold zu Stande bringt!«

»Weil wir im Kapitel der Irrthümer sind,« fagte Meister Jakob; »ich habe so eben, ehe ich heraufstieg, das untere Portal studirt. Seid Ihr gewiß, hochwürdiger Meister, daß der Eingang des Werkes über Physik darin abgebildet ist, und daß unter den sieben nackten Figuren, die an den Füßen unserer lieben Frau stehen, diejenige, welche Flügel an den Sohlen hat, Merkurius ist?«

»Ja,« erwiederte der Priester, »Augustin Nipho schreibt es, jener italienische Doktor, der einen bärtigen dienstbaren Geist hatte, von dem er Alles erfuhr. Im Uebrigen will ich Euch das aus dem Texte erklären, wenn wir hinunter gehen.«

»Ich danke Euch, mein Meister,« sagte Jakob Charmolue und bückte sich bis zur Erde nieder. »Fast hätte ich vergessen,« fügte er hinzu, »wann soll ich denn die kleine Zauberin fassen lassen?«

»Welche Zauberin?«

»Die Zigeunerin, die Ihr wohl kennt, und die alle Tage, trotz des Verbots des Officials, ihre Künste in den Straßen von Paris treibt. Sie hat eine vom Teufel besessene Ziege, die liest, schreibt und Mathematik versteht, und die allein genügte, um die ganze Zigeunerwelt hängen zu lassen. Es ist Alles vorbereitet zum Prozesse. Ein niedliches Geschöpf, diese Tänzerin, bei meiner armen Seele! Die schönsten schwarzen Augen, die man sich denken kann! Wann sollen wir mit dem Prozeß anfangen?«

Der Priester war ganz blaß geworden.

»Ich werde Euch das sagen,« stotterte er in kaum vernehmbarem Tone. Dann nahm er sich zusammen und sagte: »Für jetzt befördert den Prozeß von Marc Cenaine.«

»Seid ruhig deßhalb,« sagte Meister Jakob lächelnd, »ich werde ihn, sobald ich zurückkomme, auf das lederne Brett bringen lassen. Er ist aber ein Teufelskerl, der selbst Pierrat Torterue müde macht. Die peinliche Frage im Haspel! Das ist das Beste, was wir haben. Er soll sie erstehen.«

Der Archidiakonus war in tiefe Gedanken versunken. Er kehrte sich gegen Jakob Charmolue; »Meister Pierrat ... Meister Jakob, wollte ich sagen, für jetzt den Prozeß von Marc Cenaine!«

»Wohl, mein Meister! Er wird etwas durchzumachen haben! Warum geht er auch auf den Sabbath? Ein Schaffner des Rechenhofes, der den Text Karls des Großen kennen sollte: *Striga vel masca!* Was die Kleine betrifft, Smeralda, wie man sie heißt, so werde ich darüber Eure Befehle erwarten. Wenn wir durch das Portal gehen, könnt Ihr mir auch erklären, wer der Gärtner ist, der sich am Eingang der Kirche befindet. Es wird wohl der Sämann im Evangelium sein. An was denkt Ihr denn, Meister?«

Der Priester, in sich selbst vertieft, hörte nicht auf ihn. Meister Jakob folgte der Richtung seines Blickes und sah, daß er ihn auf ein großes Spinnengewebe heftete, das in der obern Ecke der Fensteröffnung war. In diesem Augenblicke fing sich eine Mücke, welche der von außen hereinleuchtenden Sonne zuflog, in dem Gewebe. Sowie das Gewebe sich bewegte, fuhr die ungeheure Spinne aus ihrem Gehäuse heraus und faßte die Fliege mit ihren Zangen.

»Arme Mücke!« sagte Meister Jakob und streckte den Arm aus, sie zu retten.

Jetzt plötzlich erwachte der Archidiakonus aus seinen Träumen und faßte convulsivisch seinen Arm.

»Weg, Meister Jakob!« rief er aus, »laßt sie machen, das ist das Verhängnis;.«

Meister Jakob wendete sich erschrocken um, denn er glaubte nicht anders, als daß eine eiserne Zange seinen Arm gefaßt habe. Das Auge des Priesters war verstört, flammend, fest auf die kleine furchtbare Gruppe der Fliege und der Spinne gerichtet.

»O,« sagte er mit einer Stimme, die aus der innersten Tiefe seiner Seele zu kommen schien, »hier ist das Symbol von Allem. Sie fliegt dahin in Lust und Freude, sie sucht den Frühling, die frische Luft, die Freiheit! da fällt sie in das ausgebreitete Netz, die scheußliche Spinne stürzt hervor. Arme Tänzerin! Arme Fliege! Das Schicksal geht seinen unerbittlichen Gang fort. Laßt sie machen, Meister Jakob! Es ist das Verhängniß! Claudius, du bist die Spinne, du bist auch die Fliege! Du flogst der Wissenschaft, dem Licht, der Sonne zu, du suchtest die ewige Wahrheit, aber als du dich auf die strahlende Oeffnung stürztest, auf das Fenster der andern Welt, wo Klarheit und Anschauen ist, erblicktest du, eine blinde Mücke, nicht jenes feine Spinnengewebe, welches das Schicksal zwischen dich und das Licht gehängt hat; Thor, der du bist, du flogst mit allen Flügeln dahin, und jetzt hängst du in den eisernen Netzen des Verhängnisses! Meister Jakob, Meister Jakob, laßt die Spinne machen!«

»Ich versichere Euch,« sagte Jakob Charmolue, der von allem Dem nichts verstand, »daß ich sie nicht berühren will; aber Iaßt doch um Gotteswillen meinen Arm los, Meister, Ihr habt eine eiserne Faust!«

Der Priester achtete nicht auf ihn, heftete fest den Blick auf das Fenster und fuhr in seinen Betrachtungen fort: »Wahnsinniger, der du bist! Hättest du auch mit deinen ärmlichen Mückenflügeln das furchtbare Gewebe durchbrochen, doch würdest du das Licht nicht erreicht haben! Zwischen dir und dem Lichte lag, weiter entfernt, jenes Fenster, jenes durchsichtige Hinderniß, jene Mauer von Krystall, härter als Erz, welche alle Philosophien von der Wahrheit trennt! O Eitelkeit der Wissenschaft! Von weiter Ferne kommen die Weisen gezogen, sich die Stirne an diesem Fenster zu zerbrechen! Ein System nach dem andern zerschellt an diesem durchsichtigen Schleier, der die ewige Wahrheit ewig bedeckt!«

Der Priester schwieg. Diese letzteren Gedanken, die ihn allmählig von sich selbst zur Wissenschaft zurückgeführt, schienen ihn beruhigt zu haben. Meister Jakob brachte ihn durch folgende Frage ganz zum Gefühl der Wirklichkeit zurück: »Nun, Meister, wann werdet Ihr mir einmal helfen Gold machen? Es währt mir fast zu lange, bis es glückt.«

Der Archidiakonus schüttelte das Haupt mit bitterem Lächeln: »Meister Jakob, lest *Michael Psellus*: **Dialogus de energia et operatione**

Daemonum. Was wir da treiben, ist nicht ganz unschuldig.«

»Leise, Meister! Ich habe es selbst gedacht. Aber man muß schon ein wenig Hermetik treiben, wenn man nur Prokurator des Königs in Sachen der Kirche ist, und nicht mehr als dreißig Thaler jährliches Einkommen hat. Nur muß freilich Alles in der Stille geschehen.«

In diesem Augenblicke vernahm Meister Jakob ein Geräusch von Kinnbacken, die etwas kauen. Dieses Geräusch kam unter dem Ofen hervor.

»Was ist das?« fragte er bestürzt.

Es war Johannes Frollo, der in seinem Versteck eine alte Brodrinde und ein halbverschimmeltes Stück Käse aufgefunden hatte und dieselben mit großem Geräusch der Kinnbacken verzehrte.

»Es ist meine Katze,« antwortete der Archidiakonus schnell, »die da unten eine Maus gefangen hat und verzehrt.«

Durch diese Antwort fand sich Meister Jakob vollkommen befriedigt. »In der That, Meister,« sagte er mit respektvollem Lächeln, »alle großen Philosophen haben ihr Hausthier gehabt. Ihr wißt, was Servius sagt: **Nullus enim locus sine genio est.**«

Der Archidiakonus, der einen neuen Streich des Studenten fürchtete, führte nun den Meister Jakob aus der Zelle, um, wie er sagte, einige Figuren des Portals mit seinem würdigen Schüler gemeinschaftlich zu studiren.

II.

Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen.

»Te Deum laudamus!« rief der Mühlenhans aus und sprang freudig aus seinem Verstecke hervor. »Gottlob, die beiden Nachteulen sind fort! Och! Och! Hax! Pax! Max! Die Flöhe! Die wüthenden Hunde! Den Teufel! So geht zur Hölle mit eurer ganzen Unterhaltung, der Kopf schwindelt mir davon. Und einen verschimmelten Käse noch obendrein in den Kauf!

Komm, du liebe Börse meines großen Bruders, ich will dich in Wein verwandeln.«

Der Student warf einen zärtlichen Blick auf den Inhalt der Börse, wischte den Staub von Kleidern und Stiefeln, pfiff eine Melodie, sah sich um, ob sonst nichts in der Zelle sei, das er mitnehmen und sich aneignen könnte, ging hinaus, ließ die Thüre hinter sich offen und hüpfte die Treppe hinunter.

Lachend kam er unten auf dem Platze an. »Oh!« sprach er, »du gutes ehrliches Pflaster von Paris! Verflucht sei diese Wendeltreppe, auf der selbst den Engeln der Jakobsleiter der Athem ausgehen könnte!«

Er machte einige Schritte weiter und erblickte seine beiden Nachteulen, d. h. den Archidiakonus und Meister Jakob, in Betrachtung einer Bildsäule des Portals verloren. Er näherte sich ihnen auf der Zehenspitze und hörte den Archidiakonus leise zu Jakob Charmolue sagen: »Wilhelm von Paris hat einen Hiob auf diesen Stein von Lapis-Lazuli graben lassen. Hiob stellt den Stein der Weisen vor, der auch durch das Märtyrerthum erprobt werden muß, wie Raimund Lulle sagt: Sub conservatione formae specificae salva anima.«

»Was liegt mir an dem?« sagte der Mühlenhans, »das Geld habe ich.«

In diesem Augenblicke hörte er hinter sich eine starke Stimme, die einen Schwall von Flüchen in einem Athem ausstieß: »Tod und Teufel! Donner und Blitz! Höllenelement! Gottes Donnerwetter! Zehntausend Millionen Teufel! Stern und Kreuz! Hol' euch der Teufel und seine Großmutter!«

»Daß ist entweder mein Freund, der Hauptmann Phöbus, oder der Satan in eigener Person!« sagte der Student.

Dieser Name Phöbus drang in die Ohren des Priesters, als er eben dem Meister Jakob den Drachen erklärte, der seinen Schweif in einem Bade verbirgt, aus dem unter dichtem Rauch ein Königskopf hervorgeht. Der Archidiakonus brach kurz ab, wendete sich um und sah, wie sein Bruder zu einem hochgewachsenen Officier trat, der eben aus dem Hause Gondelaurier kam.

Es war wirklich der Hauptmann Phöbus de Chateaupers; er lehnte sich an einen Pfeiler des Hauses seiner Braut und fluchte wie ein Heide.

»Meiner Treu, Hauptmann Phöbus!« sagte der Student und reichte ihm die Hand, »Ihr flucht mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit.«

»Tod und Teufel!« erwiederte der Hauptmann.

»Blitz und Donner!« versetzte der Student. »Woher kommt dieses Ueberströmen schöner Redensarten aus dem Munde eines so artigen Ritters, wie Kapitän Phöbus ist?«

»Stern und Kreuz, Freund Johann!« sagte Phöbus und schüttelte ihm die Hand, »wenn das Roß einmal im Laufe ist, kann man es nicht gleich anhalten. Ich habe im großen Galopp geflucht. So oft ich von diesen Zieraffen komme, wo ich mir nicht Luft machen darf, habe ich immer die Gurgel voll von Flüchen; ich muß sie ausschütten, wenn ich nicht daran ersticken will: Donnerwetter! Höllenelement!«

»Wollt Ihr mit mir eine Flasche trinken?« fragte der Student.

Dieser Vorschlag besänftigte den Kapitän.

»Ich will wohl, aber ich habe kein Geld.«

»Ich habe Geld, ich!«

»Das wäre der Teufel! Laßt doch sehen!«

Der Mühlenhans hielt prahlend seine Börse vor die Augen des Hauptmanns. Inzwischen war der Archidiakonus, der den Meister Jakob ohne Weiteres stehen ließ, bis auf einige Schritte von ihnen gekommen, so daß er Alles hören konnte, was sie sprachen; sie selbst nahmen ihn nicht wahr, so sehr waren sie in die Betrachtung der Geldbörse vertieft.

Phöbus rief eben aus: »Eine Börse in Eurer Tasche! Johannes Frollo! Das ist der Mond in einem Wassereimer. Man erblickt ihn darin, aber er ist nicht da, es ist bloß ein Schatten. Ich will darauf wetten, daß in Eurer Börse nichts als Kieselsteine sind.«

»Seht hier die Kieselsteine, die ich in meiner Tasche trage!« sagte der Student frostig und leerte den Inhalt der Börse auf einen nahen Brunnen aus.

»Tod und Teufel! Welch ein rührender, glänzender Anblick! Nein, ich will nicht fluchen, du liebes blankes Geld, du!« sagte der Hauptmann.

Johannes Frollo stand stolz und erhaben da, wie ein alter Römer, der das Vaterland gerettet hat. Einige kleine Münzen waren auf den Boden gefallen. Der begeisterte Hauptmann bückte sich, um sie aufzulesen.

»Pfui, Kapitän Phöbus de Chateaupers!« sagte der Student und hielt ihn zurück.

Der Hauptmann überzählte das Geld, und über den Erfund erstaunt, fragte er: »Freund Johann, wen habt Ihr denn heute Nacht in der Straße der Halsabschneider geplündert?«

Der Student machte ein listiges Gesicht, blinzelte mit den Augen und sagte: »Man hat einen einfältigen Archidiakonus zum Bruder!«

»Hölle und Teufel! Das ist ein würdiger Mann! Gott erhalte ihn lange Jahre,« rief der Hauptmann aus.

»Laß uns jetzt zur Flasche gehen,« fagte der Student.

»Wo gehen wir hin?« fragte Phöbus. »Zum Paradiesapfel?«

»Nein, Kapitän, zur alten Wissenschaft!«

»Johann, bei meinem Bart! Der Wein ist besser im Paradiesapfel.«

»Je nun, also zur Mutter Eva und ihrem Apfel!« versetzte der Student und nahm den Hauptmann am Arme.

Die beiden würdigen Freunde rafften das Geld zusammen und machten sich auf den Weg zum Paradiesapfel. Der Archidiakonus folgte ihnen mit düsteren und verstörten Blicken. War dies der nämliche Phöbus, dessen verfluchter Name seit seinem Zwiegespräch mit Peter Gringoire sich in alle

seine Gedanken mischte? Er wußte es nicht, aber es war einmal ein Phöbus, und schon dieser magische Name war hinreichend, den Priester auf den Fußtritten der beiden lustigen Brüder festzuhalten; er folgte ihnen wie ein hungriger Wolf, und keine ihrer Geberden, keine ihrer Reden entging seinem aufmerksamen Blicke. Im Uebrigen redeten sie laut genug, daß man Alles hören konnte, und es schien ihnen wenig daran zu liegen, ob die Vorübergehenden die Vertrauten ihrer Geheimnisse wurden. Sie sprachen von Duellen, Kneipen, Mädchen und Tollheiten aller Art, nur kein vernünftiges Wort.

Als sie um eine Straßenecke bogen, drang von einem benachbarten Platze der Schall des Tambourin in ihre Ohren. Der Archidiakonus hörte den Officier zu dem Studenten sagen:

»Donnerwetter! Im Doppelschritt!«

»Warum denn, Phöbus?«

»Ich fürchte, die Zigeunerin möchte mich sehen.«

»Welche Zigeunerin?«

»Die kleine mit der weißen Ziege.«

»Esmeralda?«

»Richtig, Johann, ich vergesse immer ihren verfluchten Namen. Vorwärts, sie möchte mich erkennen. Es wäre mir nicht lieb, wenn mich ein solches Mädchen auf der Straße anredete.«

»Kennt Ihr sie denn, Phöbus?«

Der Hauptmann bog sich zu dem Studenten hinab und sagte ihm einige leise Worte in's Ohr. Hierauf warf er triumphirend den Kopf zurück und brach in ein lautes Gelächter aus.

»Ist es wirklich wahr?« fragte Johannes.

»Auf Ehre und Seligkeit!« versicherte Phöbus.

»Diesen Abend?«

»Diesen Abend.«

»Seid Ihr gewiß, daß sie kommen wird?«

»Seid Ihr ein Narr, Johann? Wer wird denn an solchen Dingen zweifeln?«

»Hauptmann Phöbus, Ihr seid ein glücklicher Gendarm!«

Der Archidiakonus hörte diese ganze Unterhaltung mit an. Seine Zähne klapperten, ein kalter Schauer durchlief seinen ganzen Körper. Er blieb einen Augenblick stehen und stützte sich auf einen Brunnen, wie ein Betrunkener. Dann folgte er abermals der Fährte der beiden lustigen Brüder.

III.

Der Knecht Ruprecht.

Die berühmte Kneipe zum Paradiesapfel lag in der Universitätsstadt. Es war ein Saal zu ebener Erde, ziemlich groß und sehr nieder, in der Mitte von einem hölzernen Pfeiler getragen: eine Tafel an der andern, alle mit Trinkern besetzt, gutwillige Dirnen in Menge, ein einziges Fenster auf die Straße, ein verrosteter Schild, ein Weib mit einem Apfel in der Hand vorstellend; dies war das Weinhaus zum Paradiesapfel.

Die Nacht war finster, die Lichter aus dem Paradiesapfel leuchteten in weiter Ferne; man hörte das Geräusch der Gläser, Flüche, Zank und Streit. Durch das Fenster sah man im Innern hundert verwirrte Figuren wimmeln, und hörte mit lautem Lachen vermischtes Geräusch.

Ein Mann ging auf und ab vor der rauschenden Kneipe; man hätte ihn für eine Schildwache halten können, die ihren Posten nicht verlassen darf. Er trug einen Mantel, der sein Gesicht bis zu den Augen bedeckte. Diesen Mantel hatte er bei einem benachbarten Trödler gekauft, entweder um sich gegen die Kälte zu schützen, oder um sich unkenntlich zu machen. Bisweilen stand er stille vor dem Fenster, horchte, schaute, stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

Endlich öffnete sich die Thüre des Weinhauses. Darauf schien er gewartet zu haben. Zwei Trinker traten heraus. Der Lichtstrahl, der aus der Thüre kam, beleuchtete einen Augenblick ihre rothen strahlenden Gesichter. Der Mann im Mantel verbarg sich unter einer Halle auf der andern Seite der Straße.

»Hölle und Teufel!« sagte einer der Trinker. »Es wird bald sieben Uhr schlagen. Das ist die Stunde meines Rendezvous.«

»Ich sage Euch ja,« sprach sein Kamerad mit schwerer Zunge, »und sage Euch noch einmal, daß ich nicht in der Straße Mauvaiseœ-Paroles wohne, **indignus qui inter mala verba habitat.** Nein, und abermals nein, ich wohne in der Straße Jean-Pain-Mollet, **in vico Joannis-pain-mollet.** Und ich sage Euch, daß Ihr dummer als dumm seid, wenn Ihr das Gegentheil behauptet. Und ich sage Euch, wer einmal auf einem Bären geritten ist, der fürchtet sich vor Niemand, und fürchtet sich vor dem lebendigen Teufel nicht. Hört Ihrs, auf daß Ihrs wißt!«

»Johannes, mein Freund, Du bist betrunken,« sagte der Andere.

Der Mühlenhans taumelte von einer Seite der Straße zur anderen und rief mit stammelnder Zunge: »Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich bleibe doch auf meiner Behauptung, daß Plato das Profil eines Jagdhundes hat.«

Der Hauptmann Phöbus, der ein geübter Trinker und seiner Sinne noch mächtig war, nahm den Studenten am Arm und führte ihn weiter. Der Mann im Mantel folgte ihnen unverdrossen in dem Zickzack, das sie machten. Er hörte folgende Unterredung mit an:

»Höllenteufel! Herr Baccalaureus, so geht doch in Gottes Jesu Namen aufrecht, wenn Ihr könnt. Ihr wißt ja, daß ich Euch verlassen muß. Es schlägt schon sieben Uhr und ich habe eine Weibsperson bestellt.«

»So laßt mich doch, Ihr! Ich sehe Sterne am Himmel glänzen und feurige Lanzen. Ihr seid wie das Schloß von Dammartin, das vor Lachen berstet.«

»Bei den Runzeln meiner Großmutter, Johann, sprecht doch nicht so gar dumm. Daß ichs nicht vergesse, hast Du kein Geld mehr?«

»Herr Rektor, was macht Ihr denn da für ein Leben aus der kleinen Rauferei!«

»Johann, mein Freund Johann, Du weißt, daß ich die Kleine, die Du kennst, auf die St. Michelsbrücke bestellt habe, daß ich sie nur zu der alten Falourdel führen kann, und daß ich das Zimmer bezahlen muß. Das alte Luder mit ihrem weißen Schnurrbart borgt mir aber keinen rothen Heller. Johann, ich bitte Dich, haben wir denn alles Geld des Pfaffen vertrunken? Ist denn kein blutiger Heller mehr übrig?«

»Das Bewußtsein, seine Zeit wohl angewendet zu haben, ist die Würze jedes Vergnügens,« sprach der Student in docirendem Tone.

»Beim Bauche des heiligen Vaters, sage mir doch, Johann, Du Satan, hast Du denn gar kein Geld mehr? Gib her, oder ich suche Deine Taschen aus, und wenn Du so aussätzig wärest wie Hiob, und so grindig wie Cäsar.«

»Mein Herr, die Straße Galiache ist eine Straße, die auf der einen Seite in der Straße Verrerie und auf der andern in der Straße Tiranderie endet.«

»Wohl, ganz gut, mein lieber Freund Johann, mein armer Kamerad, die Straße Galiache, das ist schon recht, ganz recht! Aber in Gottes Jesu Namen, faßt Euch doch, ich brauche nur einen Sou, daß ich das Zimmer bezahlen kann, und es ist schon sieben Uhr.«

»Stille doch, die Stunde kommt, und hört, was ich singen will!« rief der Student.

»Ins Teufels Namen denn, Du Schüler des Antichrists, ich möchte Dich an den Kaldaunen Deiner Mutter aufknüpfen,« schrie Phöbus wild und gab dem betrunkenen Studenten einen Stoß, daß er auf den Boden fiel. Aus einem Ueberrest brüderlichen Mitleids, welches das Herz eines Trinkers niemals verläßt, rollte er ihn auf die Seite und legte sein Haupt auf einen Kehrichthaufen. Der Student fing sogleich an zu schnarchen, der Kriegsmann ließ ihn liegen und ging weiter.

Der Mann im Mantel, der ihnen immer gefolgt war, blieb einen Augenblick vor dem schlafenden Studenten stehen, unschlüssig, wie es

schien, was er zu thun habe. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und eilte dem Hauptmann nach.

In der Straße St. André bemerkte der Kapitän, daß ihm Jemand folgte. Er erblickte, als er zufällig die Augen zurückwandte, eine Art Schatten, der die Mauern entlang hinter ihm her schlich. Er blieb stehen, der Schatten auch; er ging weiter, der Schatten auch. Er machte sich nicht viel daraus: »Bah!« sagte er: »ich habe keinen Heller Geld.«

Vor der Fassade des Collegiums von Autun blieb er stehen. In diesem Collegium hatte er, was man so nennt, seine Studien gemacht, und aus alter Gewohnheit eines erbosten Schülers ging er niemals an der Fassade vorüber, ohne der Bildsäule des Kardinals Peter Bertrand jene Schmach anzuthun, worüber sich Priapus in der Horazischen Satire so bitter beklagt. Er hatte hierin einen solchen Eifer bewiesen, daß die Inschrift **Eduensis episcopus** fast gänzlich verlöscht war. Er blieb auch diesmal wie gewöhnlich vor der Bildsäule stehen. Die Straße war ganz öde und verlassen. Als er eben seinen Hosenbund wieder knüpfte, sah er langsam den Schatten auf sich zukommen, so langsam, daß er alle Zeit hatte, zu bemerken, daß dieser Schatten einen Mantel und einen Hut trug. In seiner Nähe hielt der Schatten und stand so unbeweglich, als die Bildsäule des Kardinals. Seine Augen, strahlend wie die einer Katze bei Nacht, waren fest auf Phöbus geheftet. Der Kapitän war ein tapferer Soldat und hätte sich wenig darum bekümmert, wenn ein Räuber mit dem Schwert in der Hand ihm zu Leibe gegangen wäre. Aber diese wandelnde Bildsäule, dieser versteinerte Mensch, erfüllte ihn mit Schrecken. Es gingen damals allerlei Sagen von einem Knecht Ruprecht, der nächtlicher Weile durch die Straßen von Paris schweife, und diese Sagen stiegen jetzt verwirrt in seinem Gedächtnisse auf. Er blieb einige Minuten wie versteinert stehen, endlich erzwang er ein gewaltsames Lachen und sagte: »Herr, wenn Ihr ein Räuber seid, wie ich hoffe, so bekümmere ich mich so wenig um Euch, als eine Nußschale um einen Fischreiher. Lieber Freund, ich bin der Sohn einer ruinirten Familie. Wenn Ihr aber etwas sucht, so werdet Ihr hieneben in der Kapelle des Collegiums Gold und Silber genug finden.«

Der Schatten zog seine Hand unter dem Mantel hervor und faßte den Arm des Hauptmanns wie mit einer Adlerklaue. Zu gleicher Zeit öffnete sich

sein Mund und sprach: »Hauptmann Phöbus de Chateaupers!«

»Was Teufels! Ihr wißt meinen Namen!«

»Nicht nur Deinen Namen weiß ich,« antwortete der Schatten mit seiner Grabesstimme, »sondern ich weiß auch, daß Du diesen Abend ein Rendezvous hast.«

»Wahrhaftig ja!« erwiederte Phöbus bestürzt.

»Um die siebente Stunde.«

»Richtig, beim wahrhaftigen Gott!«

»Bei der alten Falourdel.«

»Ganz richtig.«

»Gottloser!« murmelte das Gespenst, »mit einem Weibe kommst Du zusammen?«

»Confiteor.»

»Sie heißt...«

»Die Smeralda,« antwortete rasch Phöbus, der allmählig seine ganze Unbefangenheit wieder erlangt hatte.

Als er diesen Namen aussprach, drückte der Schatten krampfhaft seinen Arm zusammen: »Hauptmann Phöbus de Chateaupers, Du lügst!«

Das Gesicht des Ritters wurde flammroth; er trat einen Schritt zurück und legte mit stolzer Miene die Hand an den Griff seines Schwertes. Der Schatten stand unbeweglich wie zuvor, ruhig und fest, seine glühenden Blicke auf ihn heftend. Dieser Auftritt glich so ziemlich dem Zweikampfe zwischen Don Juan und der steinernen Bildsäule.

»Christ und Satan!« schrie der Kapitän. »Ich höre da ein Wort, das selten zu den Ohren eines Chateaupers dringt! Wenn Du es zu wiederholen wagst .

. .«

»Du lügst,« sagte kalt und ruhig der Schatten.

Der Hauptmann knirschte mit den Zähnen. Knecht Ruprecht, Gespenst, Aberglaube, Alles war plötzlich vergessen. Er sah nur noch einen Menschen vor sich, der ihn beleidigt hatte.

»Ah! So ist es recht!« stammelte er mit einer von Wuth erstickten Stimme und zog sein Schwert. »Hier! Gleich auf der Stelle! Ziehe! Schwert heraus! Schwert heraus! Blut auf diesem Pflaster!«.

Der Schatten rührte sich nicht. »Hauptmann Phöbus,« sagte er bitter, aber ruhig, »Du hast Dein Rendezvous vergessen.«

Der Zorn, der Leute vom Schlage unseres Phöbus ist eine Milchsuppe, deren Aufwallung ein einziger Tropfen kalten Wassers niederschlägt. Das einfache Wort, welches der Schatten sprach, senkte das Schwert, das in des Hauptmanns Hand blitzte.

»Morgen,« fuhr der Schatten fort, »übermorgen, in einem Monat, in zehn Jahren, Du sollst mich stets bereit finden, Dir den Hals zu brechen. Jetzt aber geh zu Deinem Rendezvous.«

»In der That,« sagte Phöbus, als ob er mit sich selbst zu kapituliren suchte, »es sind zwei herrliche Dinge, die man in einem Rendezvous findet: einen Degen und ein Mädchen; ich sehe aber nicht ein, warum ich eines für das andere aufgeben sollte, wenn ich beide haben kann.«

Hiemit steckte er sein Schwert in die Scheide.

»Geh zu Deinem Rendezvous,« wiederholte eintönig der Schatten.

»Herr,« antwortete Phöbus etwas verlegen, »schönen Dank für Eure Höflichkeit. Ihr habt Recht in der Hauptsache, es ist morgen immer noch Zeit, uns den Wanst des Vaters Adam aufzuhauen. Es ist schön von Euch, daß Ihr mir noch ein paar angenehme Stunden gönnen wollt. Ich hoffte zwar wohl, Euch auf dem Pflaster zu betten und noch zeitlich genug zu

meiner Schönen zu kommen, denn man muß ohnedies in solchen Fällen die Weibspersonen etwas auf sich warten lassen. Aber Ihr scheint mir ein kecker Degen zu sein, und so ist es doch sicherer, wenn wir die Partie auf morgen verschieben. Ich gehe also zu meinem Rendezvous, das um sieben Uhr ist, wie Ihr wißt.«

Als Phöbus diese Worte sprach, kratzte er sich plötzlich hinter den Ohren: »Höllenelement! Ich habe vergessen, daß ich nicht einen Heller habe, um das Zimmer zu bezahlen, und die alte Schachtel will immer ihr Geld voraus haben, weil sie mir nicht traut.«

»Hier ist Geld.«

Phöbus fühlte die kalte Hand des Schattens, der ein großes Silberstück in die seinige gleiten ließ. Er nahm das Geld und drückte die kalte Hand: »Beim wahrhaftigen Gott!« rief er aus. »Ihr seid ein guter Kerl.«

»Eine Bedingung nur,« sagte der Schatten. »Beweise mir, daß ich Unrecht hatte, und daß Du wahr geredet hast. Verbirg mich in irgend einem Winkel, aus dem ich sehen kann, ob dieses Weib wirklich dasselbe ist, dessen Namen Du genannt hast.«

»Mit Vergnügen zu Euern Diensten,« erwiederte der Hauptmann, »Wir nehmen die Kammer zur heiligen Martha; dort könnt Ihr aus dem Hundestall, der daneben ist, Alles bequem mit ansehen.«

»So komm!« sagte der Schatten.

»Zu Diensten!« erwiederte der Kapitän, »Ich weiß zwar nicht, ob Ihr nicht der Teufel in eigener Person seid, aber diesen Abend wollen wir gute Freunde sein, und morgen will ich bezahlen, was ich Euch an Geld und Säbelhieben schuldig bin.«

Sie gingen schnell vorwärts. Nach einigen Minuten kündigte das Rauschen des Wassers an, daß sie sich auf der St. Michelsbrücke befanden, welche damals mit Häusern besetzt war.

»Ich will Euch zuerst einführen,« sprach Phöbus zu seinem Gefährten, »und dann meine Schöne abholen, die am kleinen Chatelet auf mich wartet.« Der Mann im Mantel antwortete nichts; seit sie mit einander gingen, hatte er kein Wort gesprochen. Phöbus blieb vor einer niederen Thüre stehen und pochte mit Geräusch an. Ein Licht leuchtete durch die Spalten der Thüre und ein zahnloser Mund rief: »Wer ist da?«

»Höllenelement! Höllenelement! Donnerwetter! Kreuzsakrament!« antwortete der Hauptmann,

»Ah! Ihr seid es, Hauptmann Phöbus de Chateaupers!« rief die Stimme, und die Thüre öffnete sich. Unter ihr erschien, ein Licht in der Hand, ein altes, in Lumpen gekleidetes Weib. Im Zimmer standen alte gebrechliche Tische und Bänke umher; ein schmutziges Kind saß in der Asche des Kamins; im Hintergrund stand eine Leiter, die in den obern Stock führte. Als der geheimnißvolle Gefährte des Hauptmanns in diese Höhle trat, zog er seinen Mantel bis über die Augen herauf. Phöbus fuhr fort zu fluchen wie ein Heide, drückte der alten Vettel seinen glänzenden Thaler in die Hand und sagte mit dem Uebermuth eines Crösus: »Die Kammer zur Sct. Martha.«

Die Alte nannte ihn gnädigster Herr, und schob den Thaler in eine Schublade. Während sie den Rücken wandte, näherte sich der schmutzige Knabe, der in der Asche spielte, leise der Schublade, nahm sachte den Thaler heraus und legte an seine Stelle ein dürres Laub, das er aus einem Reisbüschel abgebrochen hatte.

Die Alte gab den beiden gnädigen Herrn, wie sie sie nannte, ein Zeichen, ihr zu folgen, und stieg vor ihnen die Leiter hinauf. In dem oberen Zimmer setzte sie die Lampe auf eine Kiste, und Phöbus, in dem Hause wohl bekannt, öffnete eine Thüre, die in einen finsteren Verschlag führte, welcher einem Hundestall ziemlich ähnlich war.

»Nur da hinein, lieber Freund!« sagte er seinem Gefährten.

Der Schatten gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Thüre fiel hinter ihm zu, er hörte den Hauptmann mit der Alten die Leiter hinabsteigen. Das Licht war verschwunden.

Der Archidiakonus Claude Frollo, den der Leser in dem Schwarzmantel leicht erkannt haben wird, tappte in dem finstern Loche herum, in das ihn der Hauptmann geführt hatte. Die Decke war so nieder, daß man sich nicht aufrecht halten konnte. Der Priester setzte sich auf den Boden und nahm seinen heißen Kopf in beide Hände. Er war in einem Zustande, der an Irrsinn gränzte. Esmeralda, Phöbus, Jakob Charmolue, sein Bruder Johann, den er im Straßenkoth zurückgelassen hatte, sein Priesterrock unter einem schwarzen Mantel in einem Hurenhause –- alle diese Bilder gingen verwirrt durch seine Seele.

Er wartete eine Viertelstunde, es schien ihm, daß er um ein Jahrhundert älter geworden sei. Plötzlich hörte er die Sparren der hölzernen Leiter krachen, es stieg Jemand herauf. Ein Licht erschien im Zimmer; er sah durch eine breite Spalte seines Loches heraus und konnte Alles wahrnehmen, was in dem Zimmer vorging.

Zuerst erschien die alte Vettel mit der Lampe in der Hand, dann Phöbus, behaglich seinen Schnurrbart zurückstreichend, zuletzt die grazienhafte Gestalt Esmeraldas. Sie zeigte sich vor den Augen des Priesters wie eine leuchtende Erscheinung, die aus der Erde heraufsteigt. Er zitterte, sein Auge bedeckte sich mit Nacht, sein Blut rollte wild durch die Adern, Alles wirbelte und drehte sich um ihn her, er sah und hörte nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, waren Phöbus und Esmeralda allein. Sie saßen zusammen auf der hölzernen Kiste, und die Lampe stand neben ihnen.

Das junge Mädchen war hochroth, verlegen, zitternd. Ihre langen, niedergeschlagenen Augenlider beschatteten ihre purpurnen Wangen. Phöbus, auf den sie das Auge nicht zu erheben wagte, war strahlend vor Freude. Mechanisch und mit einem allerliebsten linkischen Wesen, zeichnete Esmeralda mit der Spitze des Fingers unzusammenhängende Linien auf ihre Hand und betrachtete dann ihren Finger. Ihr kleiner Fuß war nicht sichtbar, die weiße Ziege hatte sich darauf gelegt.

»Oh!« sagte das Mädchen, ohne ihre Augen zu erheben, »gnädiger Herr Phöbus, verachtet mich doch nicht. Ich fühle selbst, daß ich nicht recht gethan habe, hieher zu kommen.«

»Dich verachten, schönes Kind!« antwortete der Offizier mit einem Ansehen überlegener Galanterie, »Dich verachten! Beim hölzernen Herrgott! Warum denn?«

»Weil ich Euch hieher gefolgt bin.«

«Was diesen Punkt anbelangt, mein schönes Kind, so sind wir nicht einig. Ich sollte Dich nicht verachten, sondern hassen.«

Das junge Mädchen blickte ihn schreckenvoll an: »Mich hassen! Was habe ich denn gethan?«

»Weil Du Dich so lange bitten ließest.«

»Mein Gott!« erwiederte sie, »das geschah darum, weil ich ein Gelübde breche... ich werde meine Eltern nicht wieder finden ... das Zaubergehänge wird seine Kraft verlieren! Aber was liegt daran? Ich brauche jetzt weder Vater noch Mutter mehr.« Bei diesen Worten heftete sie ihre großen schwarzen Augen, strahlend von Freude und Zärtlichkeit, auf den Hauptmann.

»Hol mich der Teufel, wenn ich Dich verstehe!« rief Phöbus aus.

Esmeralda schwieg einen Augenblick, dann trat eine Thräne in ihr Auge, ein Seufzer entfloh ihren Lippen, und sie sprach: »Oh, gnädiger Herr! Ich liebe Euch!«

Das junge Mädchen war von einem solchen Zauber von Keuschheit und Tugend umgeben, daß Phöbus sich nicht ganz behaglich bei ihr fühlte. Dieses Wort ermuthigte ihn.

»Du liebst mich!« rief er entzückt aus und umfaßte das Mädchen. Er hatte nur auf eine solche Gelegenheit gewartet.

Als der Priester dieses sah, griff er unwillkürlich nach dem Griff des Dolches, den er auf der Brust versteck trug.

»Phöbus,« fuhr Esmeralda fort, indem sie sich sanft von ihm losmachte, »Ihr seid gut, Ihr seid edelmüthig, Ihr seid schön, Ihr habt mich gerettet,

mich armes Zigeunerkind. Schon lange her träume ich von einem ritterlichen Helden, der mir das Leben rettet. Von Euch habe ich geträumt, mein Phöbus, ehe ich Euch noch kannte. Mein Traumbild trug eine Rüstung wie Ihr, war schön von Angesicht wie Ihr, führte ein glänzendes Schwert an der Seite wie Ihr; Ihr nennt Euch Phöbus, das ist ein schöner Name, ich liebe Euren Namen, ich liebe Euer Schwert. Zieht doch Euer Schwert, Phöbus, daß ich es sehe.«

»Einfältiges Kind!« sagte der Hauptmann und zog lächelnd seine Klinge.

Das Mädchen betrachtete den Griff, die Klinge, senkte das Schwert und sagte:

»Ich liebe Dich, mein Ritter!«

Phöbus benützte abermals diese Gelegenheit, einen brennenden Kuß auf ihren schönen Hals zu drücken. Das Mädchen wurde flammroth und fuhr zurück.

»Phöbus,« fuhr sie fort, »geht doch ein wenig auf und ab, daß ich Euch in Eurer ganzen Höhe sehe und den Klang Eurer Sporen höre. Wie schön seid Ihr!«

Der Hauptmann erhob sich mit einem selbstgefälligen Lächeln, obgleich er sie schalt: »Wie kindisch bist Du doch! Ei, meine Schöne! Hast Du mich schon in der Staatsuniform gesehen?«

»Leider nein!«

»Das ist erst schön!«

Phöbus setzte sich wieder neben sie, aber viel näher als zuvor.

»Hör einmal, mein schönes Kind...«

Esmeralda gab ihm mit ihrer niedlichen Hand etliche leichte Schläge auf den Mund, mit einer Kindlichkeit voll Grazie und munterer Laune.

»Nein, nein, ich will Euch nicht hören. Liebt Ihr mich? Ihr sollt mir sagen, daß Ihr mich liebt.«

»Ob ich Dich liebe, Herzensengel, Seelenkind!« rief der Hauptmann und kniete halb vor ihr nieder. »Leib und Blut, Körper und Seele gehören Dein. Ich liebe Dich und habe nie eine Andere geliebt.«

Unser Phöbus hatte schon so oft bei mancherlei Gelegenheiten diese Redensart wiederholt, daß er sie ganz geläufig ohne einen Gedächtnißfehler vorbrachte. Bei dieser leidenschaftlichen Liebeserklärung hob Esmeralda ihre Augen an die schmutzige Decke des Zimmers, da hier vom Himmel nicht viel zu sehen war, und sagte mit wonnetrunkenem Blicke: »Das ist ein Augenblick, wo man sterben sollte!«

Phöbus fand den Augenblick günstig, ihr einen neuen Kuß zu rauben, der dem Priester in seinem Versteck das Herz durchschnitt.

»Sterben!« rief der verliebte Hauptmann aus, »Was fällt Dir ein, mein schöner Engel? Jetzt will ich leben, und Jupiter ist nur ein Hundsfott gegen mich! Jetzt sterben, wo das Leben erst anfängt! Donnerwetter! Das wäre dumm! Hör einmal, meine liebe Similar... Esmenarda... Ich kann Deinen verfluchten heidnischen Namen nicht behalten.«

»Mein Gott!« sagte das arme Kind, »ich hielt ihn für schön, weil er so selten ist. Da er Euch aber mißfällt, so wollte ich lieber Bärbchen oder Gretchen heißen.«

»Betrübe Dich nicht um eine solche Kleinigkeit, mein Engel! Das ist ein Name, an den man sich gewöhnen muß, und wenn ich ihn erst einmal auswendig weiß, so wird es schon gehen. Höre also, meine liebe Similar... ich liebe Dich zum Rasendwerden; ich liebe Dich so, daß ich mich selbst darüber verwundern muß. Ich kenne eine Gewisse, die vor Neid darüber bersten würde...«

»Wer denn?«fragte schnell das eifersüchtige Zigeunermädchen.

»Was liegt uns daran? Liebst Du mich?«

»Oh!« sagte sie.

»Nun, was braucht es also weiter! Du sollst sehen, wie ich Dich liebe, und der große Teufel Neptun soll mich an seine Gabel spießen, wenn ich Dich nicht zum glücklichsten Geschöpf auf Gottes Erdboden mache. Wir werden irgendwo ein kleines, niedliches Zimmerchen haben, und meine Bogenschützen sollen vor Deinen Fenstern paradiren. Sie sind alle zu Pferde, und ganz andere Kerls, als die Compagnie des Hauptmanns Mignon.«

Das junge Mädchen, in Gedanken verloren, horchte dem Ton seiner Stimme, ohne auf seine Worte zu achten.

»Ja, Du sollst glücklich sein!« fuhr der Hauptmann fort, und löste ihr sachte den Gürtel.

»Was ist das?« fuhr sie, aus ihren Träumen geweckt, lebhaft auf.

"Nichts,« antwortete Phöbus, »ich sagte bloß, daß Du diese närrische Straßentoilette ablegen mußt, wenn Du bei mir sein wirst.«

»Wenn ich bei Dir sein werde, mein Phöbus,« sagte das Mädchen zärtlich. Sie wurde wieder nachdenklich und schweigsam.

Der Hauptmann, durch ihre Sanftheit ermuthigt, umfaßte sie, und sie ließ es geschehen. Hierauf schnürte er sachte den Schnürleib des armen Kindes auf, und der Priester in seinem Versteck erblickte mit zitterndem Verlangen die schöne, nackte, runde Schulter des Mädchens.

Esmeralda schien nicht darauf zu achten; sie ließ ihn machen. Das Auge des kecken Liebhabers funkelte.

Plötzlich wandte sie sich gegen ihn und sagte mit unaussprechlichem Liebreiz: »Phöbus, unterrichte mich in Deiner Religion.«

»Meine Religion,« schrie der Hauptmann und schüttete sich vor Lachen aus. »Ich soll Dich in meiner Religion unterrichten? Donnerwetter! Was willst Du mit meiner Religion machen?«

»Damit wir uns heirathen können,« antwortete sie.

Das Gesicht des Hauptmanns nahm eine Mischung von Staunen, Verachtung und sorgloser Liederlichkeit an: »Bah!« sagte er, »wer wird sich denn heirathen!«

Esmeralda erblaßte und ließ traurig ihr Haupt auf ihre Brust fallen.

»Schönes Kind,« fuhr Phöbus zärtlich fort, »das sind Narrheiten! Was heirathen! Liebt man sich darum weniger, wenn Einem der Pfaff keine lateinischen Brocken in's Gesicht gespieen hat?«

Während er so mit sanfter Stimme sprach, umschlang er das Mädchen aufs Neue, sein Auge wurde immer flammender, und Alles schien die Stunde anzukündigen, in welcher Jupiter selbst so viele Thorheiten begeht, daß der gute Homer genöthigt ist, eine Wolke zu Hülfe zu rufen.

Der Archidiakonus sah Alles mit an. Der kräftige Priester, im besten Mannesalter, bis jetzt zur strengen Keuschheit des Klosters verdammt, fühlte sein Blut wallen bei dieser nächtlichen Scene der Liebe und Wollust. Sein brennendes Auge blickte eifersüchtig auf das liebende Paar. Wer es in der Dunkelheit leuchten sah, konnte ihn für einen Tiger halten, der aus seinem Käfig einen Schakal erblickt, welcher ein Reh verzehrt.

Jetzt nahm plötzlich Phöbus dem Mädchen das Busentuch weg. Sie erwachte aus ihren Träumereien und sprang rasch in die Höhe. Einen Blick warf sie auf Phöbus, den andern auf ihren bloßen Busen und ihre nackten Schultern. Hochroth, verwirrt, sprachlos vor Scham, kreuzte sie ihre beiden Arme über die Brust, um sie zu verstecken. Wäre die flammende Röthe auf ihren Wangen nicht gewesen, so konnte man sie, unbeweglich und schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, wie sie da stand, für eine Bildsäule der Scham halten.

Da das Busentuch weggenommen war, so sah man jetzt das geheimnißvolle Zaubergehänge an ihrem Halse hängen.

»Was ist das?« fragte Phöbus, diesen Vorwand ergreifend, sich ihr zu nähern.

»Rührt es nicht an,« rief sie lebhaft, »das ist meine Hüterin, durch sie werde ich eines Tages meine Familie wieder finden, wenn ich ihrer würdig bleibe. Oh! laßt mich! Meine arme Mutter! Wo bist du? Komm mir zu Hülfe! Gebt mir um Gotteswillen mein Busentuch wieder!«

Phöbus trat einen Schritt zurück und sagte: »Ah! Ich sehe wohl, daß Du mich nicht liebst!«

»Ich Dich nicht lieben!« rief das arme Kind schmerzlich aus und fiel ihm trostlos um den Hals. »Ich Dich nicht lieben! Willst Du mein Herz zerreißen? Ich bin ganz Dein! Fort mit diesem Zaubergehänge! Was geht mich meine Mutter an! Du bist mir mehr als Vater und Mutter, denn ich liebe Dich! Blicke mich an, mein geliebter Phöbus! Mein Leben, mein Körper, meine Seele gehören Dir. Ich will Dich nicht heirathen, ich bin ja nur ein armes Zigeunermädchen und Du ein Edelmann. Ich will Deine Geliebte sein, Dein Spielzeug, ich lebe nur für Dich. Und wenn ich alt und häßlich bin, so will ich Dir als Magd dienen. Liebe mich nur, mein Phöbus, verstoße mich nicht!«

Sie warf sich an seinen Hals und zerfloß in Thränen. Phöbus umfaßte sie und bedeckte ihren bloßen Hals mit Küssen. Sie sank zitternd zurück.

Da erblickte sie plötzlich über Phöbus Kopf ein anderes Haupt, blaß, krampfhaft verzerrt, mit dem Blicke eines Verdammten. Neben diesem Haupt erhob sich eine Hand mit einem blitzenden Dolch. Sie erstarrte vor Schrecken und konnte keinen Laut von sich geben. Der Dolch senkte sich und kam rauchend zurück aus Phöbus Brust.

»Verflucht seist Du!« seufzte er und sank zu Boden. Das Mädchen fiel in Ohnmacht. Als ihre Augen sich schlossen, glaubte sie auf ihren Lippen eine feurige Berührung zu fühlen, einen Kuß, brennender als das glühende Eisen des Henkers.

Als sie wieder zu sich kam, war sie von Soldaten umringt. Man trug den Hauptmann fort, der in seinem Blute schwamm. Der Priester war verschwunden. Sie hörte um sich her sagen: »Es ist eine Zauberin, die einen Offizier ermordet hat.«

IV.

Der verwandelte Thaler.

Peter Gringoire und der ganze Hof der Wunder waren in tödtlicher Unruhe. Seit einem ganzen langen Monat wußte man nicht, was aus Esmeralda geworden war. Darüber waren der Herzog von Aegypten und das ganze Königreich Kauderwelsch sehr betrübt. Der arme Peter Gringoire vermißte nicht nur seine Frau, sondern auch ihre Ziege; er hatte also doppelten Verlust zu leiden und wußte nicht, welcher Verlust ihm weher that. Das Zigeunermädchen war eines Abends verschwunden und hatte bis jetzt kein Lebenszeichen von sich gegeben. Alle Nachforschungen waren fruchtlos geblieben. Es gab grämliche Zwischenträger, welche behaupteten, sie bei der St. Michelsbrücke mit einem Offizier gesehen zu haben, aber unser Peter war ein Ehemann nach der Mode, ein ungläubiger Philosoph, und im Uebrigen wußte er besser als irgend Jemand, wie sehr jungfräulich seine Frau war. Was diesen Punkt, anbelangte, war er demnach ruhig.

Gleichwohl fühlte er tiefen Kummer über dies unerklärliche Verschwinden, Er würde abgemagert sein, wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch magerer zu werden. Er hatte Alles vergessen, selbst seine literarischen Liebhabereien, sogar sein großes Werk: De figuris regularibus et irregularibus, das er im Druck herausgeben wollte, sobald er das Geld dazu zusammengebracht hätte.

Als er eines Tages traurig am Kriminalgefängniß vorüberging, nahm er an einer der Thüren des Justizpalastes eine große Menschenmenge wahr.

»Was gibt es da?« fragte er einen jungen Menschen, der herauskam.

»Ich weiß es nicht,« antwortete dieser. »Man sagt, es werde eine Frau gerichtet, die einen Gendarm umgebracht hat. Da hiebei Hexerei im Spiele zu sein scheint, so haben sich der Bischof und der Official in die Sache gemischt, und mein Bruder, der Archidiakonus ist, nimmt sich der Sache sehr an. Ich wollte mit ihm sprechen, konnte aber wegen der Menge nicht zu ihm gelangen. Darüber ärgere ich mich nun und wünsche den Hexenprozeß zu allen Teufeln, denn ich brauche Geld.«

»Ich wünschte Euch Geld leihen zu können,« sagte unser guter Peter, »aber wenn meine Taschen zerrissen sind, so sind die harten Thaler nicht Schuld daran.«

Er wagte dem jungen Menschen nicht zu gestehen, daß er dessen Bruder, den Archidiakonus, kenne, weil er seit dem Auftritt in der Kirche nicht mehr zu ihm gekommen war und sich dieser Nachlässigkeit schämte.

Der Student ging seines Wegs, und Peter Gringoire schloß sich an die Menge an, welche die Treppe des Justizpalastes hinaufstieg. Er war der Meinung, daß es zur Verscheuchung der Melancholie kein besseres Mittel gebe, als einem Kriminalprozeß anzuwohnen, weil die Dummheit der Richter so ergötzlich zu sein pflegt. Er folgte daher dem Zug der Menge durch eine lange düstere Vorhalle und gelangte in einen Saal, den er, Dank seiner hohen Gestalt, über die Köpfe seiner Nachbarn mit *einem* Blicke übersehen konnte.

Dieser Saal war groß und finster, wodurch er noch größer erschien. Der Tag neigte sich eben, und durch die langen Bogenfenster drang nur noch ein halber Lichtstrahl ein, der fast erlosch, ehe er die hohe Decke erreichte.

Man hatte schon da und dort auf den Tischen mehrere Lichter angezündet. Der vordere Theil des Saales war von den Zuschauern besetzt; links und rechts saßen an Tafeln Rechtsgelehrte und Advokaten; im Hintergrunde, auf einer Estrade, eine Menge Richter, deren letzte Reihen sich im Schatten verloren, unbewegliche, düstere Figuren. Die Wände waren mit Lilien ohne Zahl bedeckt. Oberhalb den Richtern erblickte man in dunkeln Umrissen ein Christusbild. Rings umher die Lanzenspitzen der Wache, im Scheine der Lichter wiederglänzend.

»Herr,« fragte Gringoire einen seiner Nachbarn, »wer sind denn diese Personen, die dort unten in Reihen sitzen, wie Prälaten im Concilium?«

»Herr,« erwiederte dieser, »rechts sitzen die Räthe der großen Kammer, und links die Untersuchungsrichter.«

»Wer ist denn jener Dicke dort im rothen Kleide, der so schwitzt?«

»Das ist der Herr Präsident.«

»Und jene Schöpfe dort hinter ihm?« fuhr Peter Gringoire fort, der den Richterstand nicht liebte.

»Das sind die Requetenmeister des königlichen Hofes.«

»Und vor ihm, dieser Keuler?«

»Das ist der Gerichtsschreiber des Parlaments.«

»Und rechts, dieses Krokodil.«

»Meister Philipp Cheulier, außerordentlicher Advokat des Königs.«

»Und links, diese dicke schwarze Katze?«

»Meister Jakob Charmolue, Prokurator des Königs in Kirchensachen, mit den Herren vom heiligen Officium.«

»Was machen denn alle diese wackern Leute da?«

»Sie richten.«

»Wen denn? Ich sehe ja keinen Angeklagten.«

»Es ist eine Weibsperson; Ihr könnt sie nicht sehen, sie bietet uns den Rücken, und ihr Anblick wird uns durch die Menge entzogen. Dort ist sie, wo Ihr die vielen Lanzenspitzen seht.«

»Was ist es mit diesem Weib? Wißt Ihr ihren Namen?«

»Nein, ich komme eben erst. Ich vermuthe bloß, daß Zauberei im Spiele ist, weil der Official dem Prozesse anwohnt.«

»Wohlan,« sagte unser Philosoph, »wir wollen diese Richter da Menschenfleisch essen sehen. Das ist ein Schauspiel wie ein anderes.«

Eben begann der Prozeß. Er wurde mit dem Zeugenverhör begonnen. Ein altes in Lumpen gekleidetes Weib machte folgende Aussage: »Meine gnädigen Herren! Die Sache ist so wahr, als ich die alte Falourdel bin, seit vierzig Jahren auf der St. Michelsbrücke wohnhaft und Steuern und Abgaben pünktlich bezahlend. Vormals ein schönes Mädchen, jetzt ein armes altes Weib, meine gnädigen Herren! Man sagte mir seit einigen Tagen: Hört, Falourdel, dreht Abends Euer Rad nicht so rasch, denn der Teufel kämmt gerne mit seinen Hörnern die Kunkeln der alten Weiber. Der Knecht Ruprecht, der im vorigen Jahre in der Gegend des Tempels war, läßt sich jetzt in der alten Stadt sehen. Nehmt Euch in Acht, Falourdel, daß er nicht an Eure Thüre pocht. –- Was geschieht? Eines Abends drehe ich mein Rädchen, man klopft an meine Thüre. Wer ist da? rufe ich. Es flucht. Ich öffne. Zwei Männer treten ein. Ein Schwarzer mit einem schönen Offizier. Man sah vom Schwarzen nichts als die Augen, die glühten wie brennende Kohlen. Den ganzen übrigen Körper bedeckten Mantel und Hut. Sie sagen zu mir: Das Zimmer zur Sct. Martha. Das ist meine obere Stube, meine gnädigen Herren, ein schönes Zimmer. Sie geben mir einen Thaler. Ich lege ihn in meine Schublade und denke: damit willst du dir morgen Kuttelflecke kaufen. Wir steigen hinauf. Der Schwarze war verschwunden, wie ich den Rücken wandte. Da wurde es mir ein wenig unheimlich. Der Offizier, ein schöner Mensch, das muß wahr sein, ging mit mir wieder herab. Er geht fort. Ich setze mich an mein Rad, und nach einer Viertelstunde kommt er mit einem schönen jungen Mädchen, einer recht niedlichen Puppe, der nur die Kleider fehlten, um eine Dame aus ihr zu machen. Sie hatte einen Bock bei sich, einen mächtig großen Bock, ich weiß nicht mehr, ob er schwarz oder weiß war. Darüber wurde ich nachdenklich. Das Mädchen geht mich nichts an, aber der Bock. Diese Thiere sind mir zuwider, und zudem war es ein Samstag. Inzwischen, was kann eine arme Frau machen! Ich sagte nichts. Den Thaler hatte ich. So weit war Alles in Ordnung, Nicht wahr, meine gnädigen Herren? Ich führe den Offizier und das Mädchen in das obere Zimmer, und lasse sie allein, d. h. mit dem Bock. Ich gehe wieder herab und setze mich an mein Spinnrad. Ihr müßt wissen, meine gnädigen Herren, daß mein Haus einen obern Stock hat. Von hinten stößt es, wie alle andern Häuser der Brücke, an den Fluß, und zwei Fenster, eines oben, eines unten, öffnen sich über dem Wasser. Ich saß also, wie gesagt, an meinem Spinnrad. Plötzlich höre ich oben einen Schrei; es fällt Etwas hart auf den Boden, und das Fenster öffnet sich. Ich springe schnell an mein unteres

Fenster, da fällt vor meinen leiblichen Augen eine schwarze Masse in das Wasser herab. Es war ein Gespenst, als Geistlicher verkleidet. Es war Mondschein, und ich sah es recht gut. Es schwamm auf die Seite der alten Stadt. Ich zittere am ganzen Leibe und rufe der Nachtwache. Die Herren Gendarmen kommen und prügeln mich, weil sie etwas lustig waren und meinten, ich habe unnöthigen Lärm gemacht. Nachdem sie mich geprügelt haben, sage ich ihnen, wie es steht. Jetzt steigen wir hinauf, und was finden wir? Den Offizier in seinem Blute schwimmend, das Mädchen sich todt stellend und den Bock ganz wild. Gut, sage ich, da habe ich vierzehn Tage am Boden auszuwaschen. Man trug den Offizier und das Mädchen fort. Jetzt kommt aber das Schlimmste, meine gnädigen Herren! Als ich am anderen Morgen den Thaler nehmen wollte, um Kuttelflecke zu kaufen, hatte er sich in ein dürres Laub verwandelt.«

Die Alte schwieg. Ein Murmeln des Entsetzens lief durch die ganze Versammlung.

»Dieses Gespenst, dieser Bock, das geht nicht mit rechten Dingen zu, da ist Hexerei im Spiele!« sagte ein Nachbar zu Peter Gringoire.

»Und dieses dürre Laub!« fügte ein Anderer hinzu.

»Es ist kein Zweifel,« fuhr ein Dritter fort, »sie ist eine Zauberin, die mit dem Knecht Ruprecht im Bunde steht, um die Offiziere auszuplündern und zu ermorden!«

Peter Gringoire selbst war nicht ungeneigt, die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhang wahrscheinlich und schauerlich zu finden.

»Wittwe Falourdel,« sagte der Präsident mit Majestät, »habt Ihr dem Gericht nichts weiter vorzutragen?«

»Nein, gnädigster Herr, außer daß man in dem Berichte mein Haus ein altes stinkendes Loch genannt hat, was schimpflich für mich ist. Die Häuser auf der Brücke haben zwar kein so großes Aussehen, weil viel Volk da wohnt; aber es wohnen doch auch Schlächter da, die reiche Leute und mit recht hübschen Weibern verheirathet sind.«

Der Advokat des Königs erhob sich: »Schweigt!« sagte er, »ich bitte die Herren Richter, nicht aus der Acht zu lassen, daß man bei der Angeklagten einen Dolch gefunden hat. Wittwe Falourdel, habt Ihr das dürre Laub mitgebracht, in welches sich der Thaler verwandelte, den Euch das Gespenst gegeben hat?«

»Ja, gnädiger Herr, ich habe es wieder gefunden,« antwortete sie. »Hier ist es.«

Ein Gerichtsdiener übergab das Blatt dem Advokaten des Königs, der es mit tiefem Sinnen betrachtete und dann dem Präsidenten zuschickte. Von diesem ging es unter den Richtern von Hand zu Hand, bis es an den Prokurator des Königs in Kirchensachen kam.

»Das ist ein Blatt von Birkenholz, aus welchem Holze man Besen macht, was ein neuer Beweis für die Anschuldigung der Hexerei ist,« sagte Meister Charmolue mit tiefer Gelehrsamkeit.

Ein Richter nahm das Wort: »Zeugin, zwei Männer sind zu gleicher Zeit in Euer Haus gekommen: der Schwarze, den Ihr zuerst verschwinden und dann durch die Seine schwimmen saht, und der Offizier. Welcher der beiden hat Euch den Thaler gegeben ?«

Die Alte besann sich ein wenig und sagte: »Der Offizier.«

Ein Murmeln durchlief die Menge.

Ah! dachte Peter Gringoire, dieser Umstand macht mich doch wankend in meiner Ueberzeugung.

Der außerordentliche Advokat des Königs erhob sich. »Ich bringe den Herren Richtern in Erinnerung, was in dem Prototoll steht, das an dem Krankenbette des verwundeten Offiziers aufgenommen worden ist. Derselbe erklärt: daß er, als besagter schwarzer Mann zu ihm trat, den Gedanken gehabt, daß solcher gar wohl der Knecht Ruprecht sein könne, daß derselbe schwarze Mann ihn lebhaft angetrieben, sich mit der Angeklagten einzulassen, und als er, der Hauptmann, hierauf bemerkt, daß er kein Geld habe, ihm denselben Thaler gegeben, womit der besagte

Offizier die Falourdel bezahlt hat. Es folgt hieraus klar, daß der gedachte Thaler ein Geldstück aus der Hölle ist.«

Diese schlagende Bemerkung machte allen Zweifeln unseres Peters und der übrigen Skeptiker in der Versammlung ein Ende.

»Sämmtliche Akten liegen vor,« fügte der Advokat des Königs, sich wieder setzend, hinzu; »die Herren Richter können selbst die Aussagen des Phöbus de Chateaupers nachsehen.«

Als dieser Name ausgesprochen wurde, erhob sich die Angeklagte; ihr Kopf wurde sichtbar. Peter Gringoire erkannte mit Schrecken Esmeralda.

Sie war bleich, ihre Haare, sonst so niedlich geordnet, fielen verwirrt über die Schultern herab; ihre Lippen waren blau, ihre Augen hohl.

»Phöbus!« sagte sie in einer Art Geistesverwirrung. »Oh, gnädige Herren! ehe Ihr mich tödten laßt, sagt mir um Gotteswillen, ob er noch lebt!«

»Schweigt, Weib!« antwortete der Präsident, »das ist nicht unsere Sache.«

»Oh, um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt mir, ob er noch lebt!« fuhr sie fort und faltete ihre abgemagerten Hände. Ihre Ketten klirrten, als sie die beiden Arme erhob.

»Nun,« sagte trocken der Advokat des Königs, »er stirbt. Seid Ihr jetzt zufrieden?«

Die Unglückliche fiel auf ihren Schemel zurück, lautlos, ohne Thränen, weiß wie ein Wachsbild.

Der Präsident beugte sich zu einem Manne hinab, der unterhalb seines Sitzes stand, ein schwarzes Kleid und eine goldene Mütze trug, und einen Stab in der Hand führte: »Gerichtsbote, führt die zweite Angeklagte herein!«

Aller Augen wandten sich einer, kleinen Thüre zu, durch die man eine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern hereinführte. Peter Gringoire's Herz pochte. Das niedliche Thier blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen

und streckte seinen schlanken Hals aus, als ob es, von der Spitze eines Felsen herab, einen unermeßlichen Horizont zu überschauen hätte. Jetzt erblickte es die Zigeunerin, sprang über die Tafel und den Kopf eines Gerichtschreibers weg und war in wenigen Sätzen bei ihr. Die Ziege legte sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder, als ob sie um ein Wort oder eine Liebkosung bitten wollte; aber die Unglückliche blieb unbeweglich, und selbst die arme Djali konnte keinen Blick von ihr erlangen.

»Richtig,« sagte die alte Falourdel, »das ist der weiße Bock, ich erkenne beide ganz genau wieder.«

»Wenn es den Herren gefällig ist,« sprach Jakob Charmolue, »so wollen wir zum Verhör der Ziege schreiten.«

Dieses Thier war in der That die zweite Angeklagte. Es war zu jenen Zeiten nichts Seltenes, daß man einem Thier wegen Hexerei den Prozeß machte.

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen rief nun mit lauter Stimme: »Wenn der Teufel, von dem diese Ziege besessen ist, und der bisher allen Beschwörungen widerstanden hat, in seiner Bosheit verharren sollte, so thun wir ihm hiemit kund und zu wissen, daß wir genöthigt sein werden, die Strafe des Strangs oder des Scheiterhaufens gegen ihn verhängen zu lassen.«

Peter Gringoire bekam den kalten Schweiß. Jakob Charmolue nahm den Tambourin von der Tafel, hielt ihn der Ziege auf eine gewisse Weise vor und fragte: »Wie viel Uhr ist es?«

Die Ziege sah ihn mit einem klugen Blicke an, hob ihren vergoldeten Fuß und gab damit sieben Schläge. Es war wirklich sieben Uhr. Die Zuschauer entsetzten sich. Peter Gringoire war in Todesängsten.

»Sie ist verloren. Sie richtet sich selbst zu Grunde!« rief er mit lauter Stimme, »ihr seht ja, daß sie nicht weiß, was sie thut!«

Jakob Charmolue ließ die Ziege noch mehrere Kunststücke ähnlicher Art machen, und durch eine optische Täuschung, die den gerichtlichen

Verhandlungen eigen ist, geriethen jetzt die nämlichen Zuschauer, welche sonst den unschuldigen Künsten der Ziege auf der Straße Beifall geklatscht hatten, in den Hallen des Justizpalastes über dieselben Kunststücke in Staunen und Entsetzen. Die Ziege war in ihren Augen Niemand Anderes, als der Teufel.

Noch schlimmer war es, als der Prokurator des Königs den ledernen Sack mit beweglichen Buchstaben, welchen die Ziege am Halse trug, auf den Boden ausschüttete, und nun das kunstreiche Thier mit seinen Pfoten die Buchstaben aussuchte und den unseligen Namen Phöbus schrieb. Die Zaubereien, deren Opfer Phöbus geworden war, erschienen nun unwidersprechlich bewiesen, und in aller Augen war die Zigeunerin, diese niedliche Tänzerin, an deren Grazie sie sich oft ergötzt hatten, nichts weiter mehr als eine scheußliche Hexe.

Die Angeklagte gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Weder die Liebkosungen der Ziege, noch die Drohungen der Richter, noch die dumpfen Verwünschungen der Zuschauer, nichts vermochte sie aus ihrem Seelenschlummer zu wecken.

Man mußte sie durch einen Gerichtsboten unbarmherzig aufschütteln lassen, und dann erhob der Präsident laut und feierlich die Stimme: »Mädchen, Du gehörst dem Geschlecht der Zigeuner an, das der Zauberei obliegt. Du hast, in Vereinigung mit der verzauberten Ziege, welche gleichfalls in diesen Prozeß verwickelt ist, in der Nacht vom letztverflossenen 29. März, in Gemeinschaft mit den Mächten der Finsterniß, mittelst Zaubereien und höllischer Künste, einen Hauptmann der Bogenschützen des Königs, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet und mit einem Dolche erstochen. Beharrst Du darauf, diese That noch ferner zu läugnen?«

»Entsetzlich!« rief das Mädchen jammervoll aus und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. »Mein Phöbus! Oh, das ist mehr als Höllenpein!«

»Beharrst Du darauf, diese That noch ferner zu läugnen?« wiederholte kaltblütig der Präsident.

»Ob ich sie läugne!« fagte sie in furchtbarem Tone, und erhob sich mit blitzenden Augen.

Der Präsident erwiederte trocken: »Wie willst Du denn die Thatsachen, welche Dir zur Last fallen, erklären?«

Das Mädchen erwiederte schluchzend: »Ich habe es schon gesagt. Ich weiß es nicht. Ein Priester, den ich nicht kenne, ein höllischer Priester verfolgt mich.«

»So ist es,« fuhr der Richter fort: »Der Knecht Ruprecht in Gestalt eines Priesters.«

»Oh, gnädige Herren, habt Barmherzigkeit mit mir! Ich bin nur ein armes Mädchen...«

»Aus Aegyptenland,« ergänzte der Richter.

Meister Jakob Charmolue nahm das Wort und sprach in süßlichem Tone: »In Betracht der bedauernswerthen Hartnäckigkeit der Angeklagten trage ich auf die peinliche Frage an.«

»Bewilligt,« sprach der Präsident.

Die Unglückliche zitterte am ganzen Körper.

Gleichwohl erhob sie sich und ging mit ziemlich festem Schritte, zwischen zwei Reihen von Lanzen, einer kleinen Thüre zu, welche sich plötzlich öffnete und eben so schnell wieder hinter ihr schloß. Jakob Charmolue, der Prokurator des Königs in Kirchensachen, und einige Priester des heiligen Officiums be- gleiteten die Angeklagte in die Marterkammer.

Als die Angeklagte durch die Thüre verschwunden war, hörte man die Ziege traurig blöcken.

Die Sitzung wurde suspendirt. Auf die Bemerkung eines der Richter, daß man sehr lange werde warten müssen, bis die Tortur beendigt sei,

erwiederte der Präsident, daß ein Richter sich seinen Pflichten opfern müsse, und sollte er darüber das Nachtessen versäumen.

»Die verfluchte Hexe;« brummte ein alter Richter in den Bart, »läßt sich die Folter geben, wenn man noch nicht zu Nacht gegessen hat!«

Nachdem Esmeralda in einem finstern Gange, worin am hellen Tage Lampen brannten, einige Stufen hinauf und wieder andere herabgestiegen war, trat sie in ein düsteres, thurmähnliches Zimmer ohne Fenster oder irgend eine andere Oeffnung, als die ungeheure eiserne Thüre, zu der man hereinkam. Es fehlte gleichwohl nicht an Helle, denn in einer Art Backofen, der in der Mauer angebracht war, brannte ein großes Feuer, das seinen röthlichen Schein durch diese Marterhöhle warf, und der Unglücklichen an den Wänden umher alle die furchtbaren Werkzeuge der Pein zeigte, welche sie an diesem Orte erleiden sollte.

Auf einer ledernen Matratze, die vom Gewölbe herabhing und fast den Boden berührte, saß Meister Pierrat Torterue, der geschworne Stockmeister. Seine Knechte, zwei Gnomen mit breiten Gesichtern, schürten das Feuer im Ofen, und machten die Zangen glühend. Die Gerichtsboten traten auf die eine, die Priester des heiligen Officiums auf die andere Seite. Ein Gerichtsschreiber saß an einem Tische in der Ecke. Meister Jakob Charmolue näherte sich der Angeklagten und sagte äußerst freundlich und verbindlich: »Mein liebes Kind, Du beharrst also auf Deinem Läugnen?«

»Ja,« antwortete sie mit halberstickter Stimme.

»In diesem Falle,« fuhr Meister Jakob freundlich fort, »müssen wir, so schmerzlich es uns ist, zur peinlichen Frage schreiten. Wenn es Dir gefällig ist, mein Kind, auf jener Matratze Platz zu nehmen! Meister Pierrat, macht dem Frauenzimmer Platz und schließt die Thüre.«

Meister Pierrat erhob sich grinsend. »Wenn ich die Thüre schließe,« murrte er, »so wird mein Feuer ausgehen.«

»Je nun, lieber Freund,« erwiederte der sanftmüthige Meister Jakob, »so laßt sie offen.«

Esmeralda war stehen geblieben. Dieses lederne Bett, auf dem sich schon so viele Unglückliche schmerzvoll gewunden hatten, erfüllte sie mit Entsetzen. Das Mark fror ihr in den Beinen, sie stand da wie vernichtet. Auf ein Zeichen, das Meister Jakob gab, faßten sie die beiden Knechte und setzten sie auf das Bett nieder. Sie thaten ihr kein Leid an, aber als ihre Hände sie berührten, als das Leder der Matratze sie berührte, fühlte sie all ihr Blut dem Herzen zuströmen. Sie warf einen verwirrten Blick rings um sich her, alle die mißgestalteten Werkzeuge der Tortur, die an den Wänden hingen, schienen plötzlich in Bewegung zu kommen, sich ihr von allen Seiten zu nähern, ihren ganzen Körper zu zwicken und zu klemmen.

»Wo ist der Arzt?« fragte Meister Jakob.

»Hier,« erwiederte ein Schwarzrock, den die Angeklagte bisher noch nicht bemerkt hatte. Sie schauderte zusammen.

»Mein liebes Kind,« fuhr Meister Jakob mit seiner schmeichelnden Stimme fort, »ich frage Dich zum dritten Mal, ob Du darauf beharrst, die Thatsachen zu läugnen, deren Du beschuldigt bist?«

Die Angeklagte vermochte nur ein Zeichen mit dem Kopfe zu geben, die Stimme versagte ihr.

»Du beharrst also,« sagte Meister Jakob, »das ist mir sehr leid; allein ich muß die Pflichten meines Amtes erfüllen.«

»Herr Prokurator,« fragte Meister Pierrat, »womit machen wir den Anfang?«

Meister Jakob besann sich eine Weile mit dem nachdenklichen Gesicht eines Dichters, der auf einen Reim sinnt; dann sagte er freundlich: »Mit dem Halbstiefel.«

Die Unglückliche fühlte sich so verlassen von Gott und den Menschen, daß ihr Haupt auf die Brust sank, wie etwas, das keine Kraft mehr hat, sich selbst zu tragen.

Der Stockmeister und der Arzt näherten sich ihr zumal. Die beiden Knechte suchten unter ihrem Vorrath die Werkzeuge der Marter aus. Bei dem Klirren dieser scheußlichen Instrumente zitterte das arme Mädchen am ganzen Körper und seufzte so leise, daß Niemand es hörte: »Oh, mein Phöbus!« Dann fiel sie wieder in ihre starre Unbeweglichkeit und ihr todähnliches Schweigen zurück. Dieses rührende Schauspiel hätte jedes andere Herz zerrissen, als das unerbittlicher Richter.

Inzwischen hatten die Knechte des Stockmeisters mit ihren räudigen Händen der Unglücklichen den Strumpf ausgezogen und ihren niedlichen Fuß entblößt. »Schade darum!« murmelte selbst der fühllose Stockmeister, als er ihn betrachtete.

Ein Flor, wie ein dichter Nebel, hing vor den Augen der Unglücklichen, und sie sah durch ihn nur undeutlich, wie man die Marterwerkzeuge brachte und ihren Fuß zwischen den Eisen einkeilte. Der Schrecken gab ihr ihre Kraft zurück. »Nehmt mir das weg!« schrie sie laut auf. »Gnade! Gnade!«

»Zum letzten Mal, gestehst Du die Thatsachen ein, welche sich im Laufe des Prozesses ergeben haben?« fragte Meister Jakob mit feiner unzerstörbaren Freundlichkeit.

»Ich bin unschuldig.«

»Wie willst Du alsdann die Thatsachen erklären, die Dir zur Last fallen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du läugnest also fortwährend?«

»Alles.«

»Macht vorwärts!« sprach Meister Jakob zu Meister Pierrat.

Meister Pierrat drehte die Schraube, und der Halbstiefel, in welchen der Fuß gespannt war, preßte sich zusammen. Die Unglückliche stieß einen jener furchtbaren Schreie aus, die in keiner menschlichen Sprache einen Namen haben.

»Halt,« sagte Meister Jakob. »Willst Du gestehen?«

»Alles!« rief das elende Wesen. »Ich gestehe! Ich gestehe! Gnade!«

Das arme Kind hatte seine Kräfte nicht berechnet, als es der Folter trotzte. Der erste Schmerz hatte ihren Widerstand besiegt.

»Die Menschlichkeit verpflichtet mich, Dir zu sagen,« fuhr Meister Jakob mit immer gleicher Freundlichkeit fort, »daß Dein Geständniß den Tod nach sich zieht.«

»Das hoffe ich zu Gott,« erwiederte sie und fiel erschöpft auf ihr Schmerzenslager zurück.

Meister Jakob erhpb seine Stimme: »Gerichtschreiber schreibt! Junges Zigeunermädchen, Du gestehst also Deine Theilnahme an den höllischen Festen, welche die Larven, die Masken und die Hexen halten? Antworte!«

»Ja,« sagte sie so leise, daß ihre Stimme sich in ihrem Hauche verlor.

»Du gestehst ferner, den Geisbock gesehen zu haben, den Beelzebub in den Wolken erscheinen läßt, um zum Hexentanze zu rufen, und den nur Diejenigen erblicken, welche Zauberkünste treiben?«

»Ja!«

»Du gestehst, Behemot's Haupt, dieses scheußliche Götzenbild der Tempelritter, angebetet zu haben?«

»Ja!«

»Mit dem Teufel, der Dir in Gestalt einer Ziege folgte, Umgang gepflogen zu haben?«

»Ja!«

»Du gestehst und bekennst endlich, mit Hülfe des Teufels und des Gespenstes, das vulgo Knecht Ruprecht heißt, in der Nacht vom

letztverflossenen 29. März einen Hauptmann der Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet zu haben?«

Sie heftete ihre großen Augen auf den Richter und antwortete mechanisch: »Ja!« Sie war augenscheinlich ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

»Schreibt Gerichtsschreiber!« sprach Meister Jakob. »Man binde die Gefangene los und führe sie in den Gerichtssaal zurück!«

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen nahm sofort den angeschwollenen Fuß der Patientin in Augenschein und sagte: »Kleinigkeit! Du hast noch zu rechter Zeit geschrieen! Das würde Dich nicht am Tanzen hindern, wenn es sonst nichts wäre!«

Dann wendete sich Meister Jakob zu den Herren vom heiligen Officium und sprach mit Salbung: »So ist endlich die Justiz aufgeklärt! Das ist ein Trost für das Herz eines Richters, und das liebe Kind wird uns das Zeugniß geben, daß wir mit aller möglichen Schonung verfahren sind.«

Als die Unglückliche, bleich und hinkend, in den Gerichtssaal zurückkam, wurde sie mit allgemeinem beifälligem Murmeln empfangen. Von Seiten der Zuschauer bezeichnete dasselbe jenes Gefühl befriedigter Ungeduld, das man im Theater bei der endlichen Entwicklung eines Stücks empfindet, von Seiten der Richter die Hoffnung, jetzt bald zu Nacht speisen zu können. Auch die kleine Ziege blöckte ihr freudig entgegen: sie konnte sich ihr nicht nähern, weil sie an die Bank gebunden war.

Die Angeklagte schleppte sich mühsam zu ihrem Sitze. Meister Jakob ging gravitätisch dem seinigen zu, setzte sich, erhob sich wieder und sprach mit Selbstgefühl: »Die Angeklagte hat Alles gestanden.«

»Zigeunermädchen,« nahm der Präsident das Wort, »Du bist also geständig aller Dir zur Last gelegten Thatsachen, Zauberei, Prostitution und Meuchelmord betreffend, verübt an der Person eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt?«

Das Herz der Angeklagten war zum Sprengen voll und sie antwortete schluchzend: »Alles, was Ihr wollt, aber laßt mich schnell tödten!«

»Herr Prokurator des Königs in Kirchensachen,« sprach der Präsident feierlich, »der Gerichtshof ist bereit, Euer Requisitorium anzuhören.«

Meister Jakob zog einen ungeheuern Aktenstoß hervor und begann mit vieler Salbung seinen Vortrag in lateinischer Sprache. Er hatte noch nicht den Eingang vollendet, als schon dicke Schweißtropfen über seine Stirne rannen. Plötzlich, mitten in einer Periode, unterbrach er seinen Vortrag und rief in französischer Sprache: »Meine Herren, der Teufel ist bei dieser Sache so sehr im Spiele, daß er in eigener Person unseren Debatten anwohnt und die Majestät des Gerichts verhöhnt. Seht dorthin!«

Mit diesen Worten deutete er auf die weiße Ziege, die, als sie den Meister Jakob Charmolue gestikuliren und mit den Händen fechten sah, sich auf den Hintern gesetzt und ihn mit ihren Vorderfüßen nachgeäfft hatte. Dieser Zwischenfall wurde als letzter Beweispunkt angesehen und that große Wirkung. Man band der Ziege die Füße zusammen und der Prokurator des Königs nahm den Faden seines Vortrags wieder auf. Der Schluß seines Requisitoriums war der Antrag: »Die hier gegenwärtige Angeklagte, als der Zauberei und des Mords überwiesen, zur Kirchenbuße auf dem Platz der Liebfrauenkirche zu verurtheilen und sofort dieselbe auf dem Grèveplatz durch den Strang vom Leben zum Tod bringen zu lassen.«

Ein anderer Schwarzrock in der Nähe der Angeklagten erhob sich; es war ihr Advokat. Die hungrigen Richter fingen an zu murren.

»Advokat, faßt Euch kurz,« sprach der Präsident.

»Herr Präsident,« antwortete der Advokat, »dieweil die Angeklagte des Verbrechens geständig ist, so habe ich den Herren Richtern nur noch einen Text des salischen Gesetzes in Erinnerung zu bringen. Wenn eine Hexe einen Menschen gefressen hat, und dessen überwiesen ist, so hat sie eine Strafe von achttausend Silberlingen zu bezahlen. –- Möge es nun dem Gerichtshof gefällig sein, meine Clientin zu dieser Strafe zu verurtheilen.«

»Abgeschaffter Text,« erwiederte der Advokat des Königs.

»Nego,« versetzte der Vertheidiger der Angeklagten.

»Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!« riefen mehrere Richter zumal, »das Verbrechen ist offenbar, und es ist schon spät.«

Der Präsident ließ alsbald zur Abstimmung schreiten. Der Gerichtsschreiber schrieb das Urtheil nieder und eröffnete es der Angeklagten in folgenden Worten:

»Zigeunermädchen, an dem Tage, da es dem Herrn unserem König gefallen wird, um die Mittagsstunde, werdet Ihr in einem Karren, in bloßem Hemd und nackten Füßen, den Strick um den Hals, vor den großen Eingang der Liebfrauenkirche gebracht werden, daselbst Buße zu thun, mit einer zweipfündigen Wachskerze in der Hand, und werdet von dort auf den Grèveplatz geführt werden, wo man Euch an gemeinem Stadtgalgen hängen wird, bis der Tod erfolgt, und ein Gleiches wird dieser Eurer Ziege geschehen; und habt dem Official drei goldene Löwen zu bezahlen, um der von Euch begangenen und gestandenen Verbrechen der Zauberei und des Meuchelmords willen, so Ihr an der Person des Phöbus de Chateaupers, Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, verübt habt. Gott sei Eurer armen Seele gnädig!«

»Oh! es ist ein Traum!« sagte die Unglückliche halb besinnungslos für sich. In demselben Augenblicke wurde sie von plumpen Fäusten ergriffen und weggetragen.

V.

Laßt alle Hoffnung hinter euch.

Wenn im Mittelalter ein Gebäude vollständig war, befand sich fast eben so viel Mauerwerk unter der Erde, als über derselben. Ein Palast, eine Burg, eine Kirche hatten immer einen doppelten Grund. Eine Cathedrale hatte gewissermaßen eine andere unterirdische, niedere, finstere, geheimnißvolle Kirche unter sich, blind und stumm unter der oberen Kirche, in der das Licht glänzte und Tag und Nacht Orgeln und Glocken ertönten. Manchmal war auch der unterirdische Theil der Kirche ein Grab. In den Palästen und Bastillen war der unterirdische Theil ein Kerker, bisweilen eine Gruft, manchmal beides zumal. Diese gewaltigen Gebäude hatten nicht bloß eine einfache Grundmauer, sondern eigentliche Wurzeln im Boden: Zimmer, Galerien, Treppen, wie im oberen Bauwerk. Im Justizpalast zu Paris bestand der unterirdische Theil des Gebäudes aus Gefängnissen. Diese Kerker gingen tief in den Boden hinab, einer über dem anderen. Einmal da unten, in der untersten Tiefe, begraben, gute Nacht Tag, Luft, Leben: *Laßt alle Hoffnung hinter euch!* Das elende Geschöpf, einmal da hinuntergestoßen, erblickte das Licht des Tages nur wieder, um von der Welt auf ewig Abschied zu nehmen. Glücklich noch, wenn das Schwert des Henkers oder die Flamme des Scheiterhaufens einen schnellen Ausgang aus dem Leben bereitete. Viele verfaulten im dumpfen Kerker bei lebendigem Leibe. Das war eine Begnadigung, und die Justiz nannte es: *Vergessen.*

In eine dieser unterirdischen Höhlen hatte man das arme schwache Zigeunermädchen gebracht. Hier lag sie von dichter Finsterniß umgeben, an die feuchte Mauer gekettet, lebendig begraben. Kalt wie die Nacht, kalt wie der Tod, von der Menschheit abgeschieden, kein Strahl des Tages mehr in ihre Augen fallend, ihre zarten Glieder in Eisen geschlagen, so saß sie da, neben einem Krug Wasser und einem Stück schwarzen Brodes, auf halbvermodertem Stroh, ein Bild des Jammers. Ihre Glieder lagen halb im Wasser, das von den feuchten Wänden trof und sich in einer Vertiefung neben ihr sammelte. Der Athem in ihrer Brust ging noch aus und ein, aber sie lebte nicht mehr. Phöbus, die Sonne, der helle Mittag, die frische Luft, die Straßen von Paris, die Tänze unter dem Beifall des Volks, dann der

Priester, der Dolch, das Blut, Folter und Galgen: Alles das ging an ihrer erstarrten Seele vorüber, bald als ein lieblicher Traum, bald als ein mißgestalteter drückender Alp; es war aber nichts weiter mehr, als ein unbestimmter furchtbarer Kampf, der sich in der Nacht des Kerkers verlor, oder eine ferne Musik, die da oben auf der Erde spielte, und die man in der Tiefe nicht mehr hörte, in welcher das unglückliche Geschöpf schmachtete. Von solchem Unglück erdrückt, in der Nacht eines solchen Kerkers konnte sie Wachen vom Schlaf, den Traum von der Wirklichkeit, den Tag von der Nacht nimmer unterscheiden. Alle Bilder traten verwirrt und vermischt vor ihren zerrütteten Geist. Sie fühlte, sie dachte nicht mehr; höchstens träumte sie. Ihr Leben war geschlossen, noch ehe es unter der Hand des Nachrichters geendet.

So, auf dem feuchten Stroh liegend, gefroren, versteinert, hatte sie kaum zwei- oder dreimal das Geräusch eines Schubfensters gehört, das sich irgendwo über ihr öffnete, und durch das ihr eine unsichtbare Hand ein Stück schwarzen Brodes zuwarf. Dieser tägliche Besuch des Kerkermeisters war noch die einzige Verbindung, worin sie mit der Welt stand. Ein einziger Schall drang noch mechanisch zu ihrem Ohr: über ihrem Haupte tröpfelte die Feuchtigkeit durch die vermoderten Steine des Gewölbes, und in gleichen Zwischenräumen sonderte sich ein Tropfen Wasser davon ab. Sie horchte stumpfsinnig auf das Geräusch, das dieser Wassertropfen machte, indem er in die mit Wasser angefüllte Vertiefung neben ihr fiel.

Dieser Wassertropfen, in diese Vertiefung fallend, war noch die einzige Bewegung um sie her, die einzige Uhr, die ihr die Zeit anzeigte, das einzige Geräusch von allem Geräusch auf der weiten Oberfläche der Erde, das bis in ihren Kerker drang. Von Zeit zu Zeit fühlte sie etwas Kaltes, das da und dort über ihren Arm oder Fuß sprang. Es waren die nassen Bewohner dieser Höhle. Wie lange war sie schon in diesem Kerker? Sie wußte es nicht. So viel nur erinnerte sie sich, daß irgendwo ein Todesurtheil gegen irgend Jemand ausgesprochen worden sei, hierauf habe man sie, sie selbst, fortgetragen, und dann sei sie in der Nacht und in der Stille, von Kälte und Fieber geschüttelt, wieder aufgewacht. Sie sei auf den Händen fortgerutscht, da haben Ketten gerasselt, und der eiserne Ring an ihrem Fuße habe sie blutig gerissen. Sie habe mit den Händen um sich getappt, und überall nur die kalte Mauer um sich gefunden; dann habe sie sich aus

das feuchte Stroh gesetzt, das neben ihr gelegen. Wie lange sie so da saß, wußte sie nicht, denn es gab für sie weder Zeit noch Stunde, weder Tag noch Nacht.

Eines Tages oder eines Nachts, denn Mittag und Mitternacht hatten die nämliche Farbe in diesem Grab, hörte sie über sich ein stärkeres Geräusch als gewöhnlich der Kerkermeister, wenn er ihr Brod und Wasser brachte, erregte. Sie hob das Haupt und sah einen röthlichen Strahl durch die Spalten der Thüre dringen. Zu gleicher Zeit klirrten die Riegel, die Pforte drehte sich in ihren verrosteten Angeln, und sie erblickte zwei Männer und ein Licht. Das Licht blendete sie, sie schloß die Augen.

Als sie die Augen wieder öffnete, war die Thüre geschlossen, das Licht stand auf einer Stufe der Treppe, und ein Mann stand allein vor ihr. Gesicht und Gestalt waren ganz in einen schwarzen Mantel verhüllt. Sie heftete fest ihre Augen auf dieses geisterhafte Wesen. Beide schwiegen. Endlich brach die Gefangene das Stillschweigen: »Wer bist Du?« fragte sie.

»Ein Priester.«

Das Wort, der Ton, der Klang der Stimme machten sie schaudern.

»Bist Du bereitet?« fragte mit dumpfer Stimme der Priester.

»Wozu?«

»Zum Tode.«

»Oh! doch bald?« sagte sie.

»Morgen.«

Ihr Haupt, das sie freudig erhoben hatte, fiel auf ihre Brust zurück.

»Das ist noch sehr lange!« seufzte sie, »könnte es nicht heute schon sein?«

»Du fühlst Dich also sehr unglücklich?« fragte der Priester nach einer Pause,

»Es friert mich sehr,« antwortete sie.

Der Priester warf seine Augen im Kerker umher: »Ohne Licht! Ohne Feuer! im Wasser! Das ist schrecklich.«

»Ja,« sagte sie, »der Tag gehört Jedermann, warum gibt man mir nur die Nacht?«

»Weißt Du,« fragte der Priester nach einer Pause, »warum Du hier bist?«

»Ich glaube, ich habe es gewußt,« erwiederte sie und brachte ihre abgemagerte Hand an ihre Stirne, gleichsam um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, »aber ich weiß es nicht mehr.«

Plötzlich fing sie an zu weinen wie ein Kind: »Ich möchte gerne fort von hier, lieber Herr! Es friert mich, ich fürchte mich, und es gibt hier Thiere, die mir über den Leib kriechen.«

»So folge mir.«

Der Priester nahm sie am Arm. Die Unglückliche war durch und durch gefroren. Gleichwohl fühlte sie beim Drucke dieser Hand eine Kälte.

»Oh,« sagte sie, »das ist die kalte Hand des Todes. Wer bist Du?«

Der Priester schlug die Kapuze seines Mantels zurück, und sie sah das unheilbringende Gesicht, das sie schon so lange verfolgte, das Haupt jenes Teufels, der ihr, den Dolch in der Hand, über dem geliebten Haupte ihres Pböbus erschienen war.

Diese, für sie immer so unheilverkündende Erscheinung, die sie, von einem Elend in's andere, bis zum Fuße des Galgens gestoßen hatte, weckte sie auf einmal aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Der Flor, der ihr Denkvermögen umhüllt hatte, zerriß plötzlich. Alle Einzelheiten ihrer unseligen Geschichte, von der nächtlichen Scene bei der Falourdel an bis zur Verurtheilung im Justizpalast, traten zumal vor ihren Geist, nicht unbestimmt und verwirrt, wie bis jetzt, sondern bestimmt, deutlich,

furchtbar, herzzerreißend. Alle Wunden ihres Herzens öffneten sich zumal und bluteten zugleich.

Sie zitterte an allen Gliedern, bedeckte ihre Augen mit den Händen und rief entsetzt: »Oh, das ist der Priester!«

Ihre Arme fielen schlaff am Leibe herab, sie saß da mit gesenktem Haupt, den Blick der Erde zugekehrt, stumm und zitternd. Der Priester betrachtete sie schweigend.

Jetzt fing sie leise an zu murmeln: »Vollende! Vollende! Den letzten Streich!«

Sie ließ ihr Haupt auf die Brust herabfallen, gleichsam den tödtlichen Schlag erwartend.

»Ich flöße Dir also Abscheu ein?« fragte der Priester.

Sie antwortete nicht.

»Verabscheust Du mich?« wiederholte er.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem krampfhaften Lächeln: »Ja,« sagte sie, »der Henker scherzt mit der Verdammten. Seit Monaten schon verfolgt er mich. Wie glücklich wäre ich ohne ihn! Er hat mich in dies Verderben gebracht!... Er hat meinen Phöbus ermordet!«

Sie brach in Thränen aus, hob ihre Augen zu dem Priester und sprach: »Elender, wer bist Du? Was habe ich Dir gethan? Warum hassest Du mich?«

»Ich liebe Dich!« rief der Priester aus.

Ihre Thränen hörten auf zu fließen, sie warf einen Blick stumpfsinnigen Staunens auf ihn.

Der Priester fiel zu ihren Füßen nieder, betrachtete sie mit flammenden Augen und rief: »Ich liebe Dich! Hörst Du das?«

»Welche Liebe!« sagte die Unglückliche schaudernd.

»Die Liebe eines Verdammten.«

Beide schwiegen einige Minuten; sie erlagen unter dem Gewicht ihrer Gemüthsbewegungen: er wahnsinnig, sie stumpfsinnig.

»Höre,« sagte endlich der Priester ruhig und kalt, »ich will Dir mein ganzes Herz öffnen, ich will Dir sagen, was ich bis jetzt mir selbst kaum gestanden habe. Höre, junges Mädchen! Ehe ich Dich kannte, war ich glücklich.«

»Und ich!« seufzte sie mit schwacher Stimme.

»Höre mich! Ja, ich war glücklich, ich glaubte es wenigstens zu sein. Ich war rein, meine Seele voll Klarheit. Kein Haupt erhob sich stolzer und strahlender, als das meinige. Priester fragten mich um Rath über die Keuschheit, Gelehrte über die Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft war mir Alles, sie war meine Schwester, und eine Schwester genügte mir. Nicht daß ich nie in Versuchung gerathen wäre, mein Fleisch empörte sich mehr als einmal gegen die Strenge des Gesetzes, die den Priester an den kalten Stein des Altars fesselt. Aber Nachtwachen, Studien, Fasten und Beten gaben der Seele die Herrschaft über den Körper zurück. Ich floh die Weiber und mied ihren Umgang. Wenn mich der Satan mit unreinen Händen versuchte, warf ich mich in die Arme der Wissenschaft; ich schwang mich in höhere Regionen empor, wo die ewige Wahrheit thront, und ließ den Schmutz der Erde tief unter mir. So lange der höllische Dämon nur unbestimmte Weiberschatten, die einzeln in der Kirche, auf der Straße an mir vorüberschwebten, aussandte, mich zu versuchen, behielt ich den Sieg. Ist er mir nicht geblieben, so ist Gott Schuld, der dem Teufel Macht über die Menschen gegeben hat. Höre! eines Tages...«

Hier hielt der Priester inne, und ein tiefer, schwerer Seufzer stieg mühsam aus seiner Brust empor. »Eines Tages,« fuhr er fort, »stand ich am Fenster meiner Zelle. Ich las ein Buch, ich weiß nicht mehr welches, denn Alles schwimmt wie ein Nebel vor meiner Erinnerung. Ich las. Ich hörte den Schall eines Tambourins. Ich ärgerte mich, in meinen Betrachtungen auf solche Art unterbrochen zu werden. Ich sah auf den Platz hinab. Es war

Mittag, die Sonne strahlte in ihrem hellsten Glanze, ein Wesen tanzte auf dem Platze, ein Wesen, so schön, daß Gott es der heiligen Jungfrau vorgezogen und zu seiner Mutter gewählt haben würde, wenn es gelebt hätte, als er Mensch ward. Dieses Wesen tanzte im Strahl der Sonne, strahlender als sie. Sein Anblick bezauberte mich, ich konnte die Augen nicht wegwenden, ich fühlte, daß ein Zauber mich fesselte. Du, Mädchen, Du warst dieses Wesen.«

Der Priester athmete aus tiefer Brust und schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: »Ich war geblendet, ich wollte meine Augen wegwenden und vermochte es nicht. Ich rief mir die Fallstricke in's Gedächtniß zurück, die mir der Satan schon früher gelegt hatte. Vergebens, der Zauber war unbezwinglich. Das Wesen, das in meine Augen strahlte, besaß jene übernatürliche Schönheit, die nur vom Himmel oder von der Hölle kommen kann. Das war kein gemeines Wesen, aus ein wenig Erde zusammengeknetet und im Innern nur sparsam erhellt durch das flackernde Licht einer Weiberseele. Es war ein Engel, aber ein Engel der Finsterniß; ein Engel der Flamme, nicht des Lichts. So dachte ich; da erblickte ich neben Dir eine Ziege, ein Thier des höllischen Sabbaths; sie betrachtete mich mit höhnischen Blicken. Die Mittagssonne hatte ihr feurige Hörner gegeben. Jetzt zweifelte ich nicht mehr an den Fallstricken des Satans, er hatte Dich aus der Hölle gesandt, mich zu verderben. Ich glaubte es.«

Der Priester warf einen durchdringenden Blick auf die Gefangene und fügte kalt hinzu: »Ich glaube es noch. Der Zauber aber hatte bereits gewirkt. Dein Tanz hatte meine Sinne verwirrt, das Werk der Finsterniß vollendete sich in mir, ich fühlte es. Die himmlischen Hüter meiner Seele waren eingeschlafen, und ich gab mich mit Lust dem geheimnißvollen Zauber hin. Jetzt fingst Du an zu singen. Dein Gesang war noch bezaubernder als Dein Tanz. Fliehe, Elender, fliehe! Ich war an den Boden gefesselt. Meine Füße waren versteinert, wie der Boden, der sie trug. Der Zauber war stärker als ich. Er fesselte meine Augen, mein ganzes Wesen, bis Du aufhörtest zu singen und zu tanzen. Du warst verschwunden und noch verblendete der Zauber meine Augen, ich sah Deine verführerischen Tänze, ich hörte die schmeichelnden Töne Deines Gesangs. Halb sinnlos fiel ich in die Fenstervertiefung zurück. Die Vesperglocke weckte mich aus meinen Träumen. Ich erhob mich, ein anderer Mensch. Der Zauber der Hölle hatte

mich ergriffen und mein Innerstes durchdrungen. Mein guter Geist war von mir gewichen. Die Hölle umgab mich mit ihren tausend Lockungen, ich konnte, ich wollte nicht fliehen.«

Der Priester hielt abermals inne und fuhr dann fort: »Von diesem Tage an war ein fremder, unsauberer Geist in mich eingezogen. Ich versuchte alle Mittel, ihn auszutreiben: Gebet, Kasteiung, Arbeit. Alles vergebens! Die Wissenschaft gewährte mir keinen Trost mehr, sie kämpfte umsonst gegen ein mit Leidenschaften erfülltes Gemüth. Nahm ich ein Buch zur Hand, so schwebte zwischen mir und ihm der Schatten der Tänzerin, das reizende Bild der Sängerin.

»Der Zauber verfolgte mich auf jedem Schritt, immer wiedertönte Dein Gesang in meinen Ohren, immer sah ich Deine Füße in der Luft schweben. Da beschloß ich Dich aufzusuchen, Dich noch einmal zu sehen, das Ideal mit der Wirklichkeit zu vergleichen, Fleisch und Bein zu berühren, und so vielleicht den höllischen Zauber zu zerstören. Ich sah Dich wieder. Unglückseliger! Nachdem ich Dich zweimal gesehen, wollte ich Dich tausendmal sehen, Dich für immer besitzen. Jetzt war kein Halt mehr auf dem abschüssigen Pfad, der zur Hölle führt. Die Flügel meines Geistes waren mit Stricken der Hölle gefesselt. Ich irrte unstet herum, gleich Dir. Ich wartete auf Dich unter den Hallen, ich suchte Dich in den Straßen, ich schaute nach Dir von der Höhe meines Thurmes. Jeden Abend kehrte ich bezauberter, verzweifelter, verlorener in meine Zelle zurück.

»Ich wußte jetzt, wer Du warst: Aegypterin, Zigeunerin, Zitterspielerin. Wie konnte ich noch an Zauberei zweifeln? Höre! Ich hoffte durch einen Prozeß den Zauber zu lösen. Eine Hexe hatte Bruno d'Ast bezaubert, er ließ sie verbrennen und war geheilt. Das wußte ich und wollte das nämliche Mittel versuchen.

»Ich wollte Dich aufheben und dem heiligen Amte übergeben. Ich versuchte es in einer finstern Nacht. Wir waren unser Zwei. Wir hielten Dich bereits fest, da kam jener elende Soldat und befreite Dich. Hier fing Dein und mein Unglück an, ebenso auch das seinige.

»Jetzt gab ich Dich beim heiligen Officium als Zauberin an, und hoffte dadurch den Zauber zu bannen, wie Bruno d'Ast. Auch schwebte mir

verwirrt der Gedanke vor, daß Dein Prozeß Dich in meine Hände geben, daß die Mauern eines Kerkers Dich mir überliefern würden, daß Du da gebannt seiest und mir nicht entgehen könnest. War ich so lange Zeit von Dir besessen, so wollte ich Dich jetzt besitzen. Wer Böses thut, der thue es ganz. Ein Schwächling, der auf halbem Wege stehen bleibt! Ein vollendetes Verbrechen ist berauschend. Ha! ein Priester und eine Hexe im Kerker auf einem Bund Stroh, im Taumel der Wollust!

»Ich gab Dich dem heiligen Officium an. Doch hielt ich den Sturm noch zurück. Mein Plan hatte so furchtbare Seiten, daß sie mich selbst mit Schrecken erfüllten. Vielleicht hätte ich ihm entsagt, vielleicht hätte der schreckliche Gedanke keine Frucht getragen. Es lag ja in meiner Macht, dem Prozeß Folge zu geben, oder ihn abzubrechen. So glaubte ich. Doch böse Gedanken werden zur bösen That. Das Schicksal ist stärker, als der menschliche Wille. Das allgewaltige Fatum hat Dich und mich erfaßt. Was ich im Finsteren schmiedete, ist zur offenen That geworden. Höre mich! Ich bin am Ende.

»Eines Tages geht ein Mensch an mir vorüber, er nennt Deinen Namen, er lacht mit verbuhlten Blicken. Himmel und Hölle! Ich folge ihm. Das Uebrige weißt Du.«

Der Priester schwieg. Das Mädchen konnte nm das einzige Wort finden: »Phöbus!«

»Nenne diesen Namen nicht!« rief der Priester heftig aus und faßte sie gewaltsam am Arm. »Nicht diesen Namen! Er zerreißt meine Ohren. Durch ihn sind wir beide elend. Bist Du nicht leidend? Frierst Du nicht? Umhüllt Dich nicht die Nacht des Kerkers? –- Und doch bist Du noch glücklich, wäre es auch nur durch Deine kindische Liebe zu diesem hohlen Kopfe, der mit Deinem Herzen spielte! Mein Kerker wohnt in mir selbst, in meinem Innern ist es Winter, Eis, Verzweiflung. Ich trage die Nacht in meiner Seele. Du begreifst nicht, was ich leide. Ich habe Deinem Prozesse angewohnt. Ich saß auf der Bank des heiligen Officiums. Unter meinem Priesterrock litt ich die Qualen eines Verdammten. Als man Dich hereinführte, saß ich da; als man Dich verhörte, saß ich da. Oh! des Himmels Fluch über diese Tigerhöhle! Es war mein Verbrechen, es war mein Galgen, den ich langsam auf Deiner Stirne aufrichten sah. Bei jedem Zeugen, bei jedem neuen

Beweise saß ich da, ich konnte jeden Schritt in Deiner Schmerzensbahn zählen. Und die Folter! Ich war da, als jenes Scheusal in Menschengestalt ... Ich sah Dich entkleiden und von den rohen Händen der Henkersknechte anfassen, ich sah Deinen Fuß in den Block spannen ... Da faßte ich den Dolch, den ich unter meinem Priesterrocke trug, und grub ihn tief in mein Fleisch. Sieh her, noch blutet meine Brust.«

Der Priester öffnete sein Kleid, und noch floß das Blut aus einer weiten Wunde. Die Gefangene schauderte zurück.

»Mädchen,« fuhr der Priester fort, »habe Erbarmen mit einem Elenden! Du hältst Dich für unglücklich; Du weißt nicht, was Unglück ist. Ein Weib lieben, Priester sein, gehaßt werden! Dieses Weib lieben, mit der ganzen Kraft seiner Seele, für ein Lächeln ihres Mundes sein Blut, sein Eingeweide, seinen Ruf, dieses und jenes Leben, Seele und Seligkeit hingeben, bedauern, daß man nicht König, Kaiser, Erzengel, Gott ist, um einen mächtigeren Sklaven zu ihren Füßen zu legen, Tag und Nacht wachend und träumend an sie denken, und nun die Qual, die Höllenpein zu sehen, daß sie ihre göttliche Liebe an die Livrée eines Soldaten wegwirft! Und ich! was habe ich ihr zu bieten? Meinen schmutzigen Priesterrock, der sie mit Furcht und Ekel erfüllt! Zusehen müssen, mit eigenen Augen, die nagende Eifersucht im Herzen, wie sie an einen jämmerlichen Wicht Schätze der Liebe und Schönheit verschwendet, diese himmlische Gestalt in den Armen eines Andern! Das ist mehr, als das glühende Eisen des Henkers! Man zersäge meinen Leib zwischen zwei Brettern, man lasse mich durch wilde Rosse in vier Stücke zerreißen! Ich habe mehr als dieses erduldet!«

Der Priester stieß verzweiflungsvoll seinen Kopf gegen die Mauern des Kerkers; er wälzte sich wie ein Wahnsinniger auf dem feuchten Boden. Als er, erschöpft und athemlos, schwieg, wiederholte das Mädchen mit lispelnder Stimme: »Phöbus!«

»Nicht diesen Namen!« rief der Priester mit furchtbarer Stimme. »Dieses Wort aus Deinem Munde durchdringt alle Fasern meines Herzens. Höre mich! Bist Du aus der Hölle, ich folge Dir dahin. Mein Paradies ist, wo ich Dich erblicke. Dich will ich anschauen, nicht Gott in seiner Herrlichkeit! Nein, es ist nicht möglich, ein Weib kann eine solche Liebe nicht von sich

stoßen! Leichter wäre es, Berge zu versetzen. Du liebst mich, Du mußt mich lieben! Fort von hier, laß uns fliehen, in ferne Lande, unter den südlichen Himmel, wo die Natur ewig jung und grün ist. Dort wollen wir uns lieben, dort wollen wir Herz und Seele tauschen,«

Das Mädchen, wie aus einem Stumpfsinn erwachend, lachte laut und schrecklich auf: »Seht doch her, ehrwürdiger Vater! Ihr habt Blut an den Händen.«

Der Priester stand eine Weile wie versteinert, das Auge auf die Hand geheftet. Dann sagte er mit sanfter Stimme: »Recht so, beleidige mich, höhne mich; aber komm, Eile thut noth. Morgen, morgen, sage ich Dir! Du kennst den Galgen auf dem Grèveplatz? Er steht immer furchtbar bereit. Ich sehe Dich die Stufen hinaufsteigen. Gnade! Gnade! Fort, fort von hier! Erst will ich Dich retten, dann sollst Du mich lieben lernen. Hasse mich, so lange Du willst. Aber fort! Morgen! der Galgen! Rette Dich und mich!«

Der Priester faßte sie am Arme, heftete Blicke des Wahnsinns auf sie, wollte sie fortreißen.

Sie starrte ihn halb bewußtlos an: »Was ist aus meinem Phöbus geworden?«

»Ah!« rief der Priester aus und ließ ihren Arm los, »Du kennst kein Erbarmen!«

»Was ist aus meinem Phöbus geworden?« wiederholte sie eintönig.

»Er ist todt!« schrie der Priester.

»Todt! warum sollte ich dann leben?«

»Ja,« sprach der Priester, wie in Gedanken verloren, »er muß todt sein. Ich habe den Dolch tief in seine Brust gedrückt. Seine Spitze drang bis zu seinem Herzen, ich lebte in dem kalten Eisen!«

Die Augen des Mädchens warfen plötzlich Flammen aus, sie stürzte sich mit übernatürlicher Kraft auf den Priester und stieß ihn nieder auf den

kalten Stein,

»Fort, Ungeheuer! Fort, Meuchelmörder!« rief sie wüthend. »Laß mich hier allein sterben! Nicht im Himmel, nicht in der Hölle will ich mit Dir sein! Hebe Dich weg von mir, Verfluchter!«

Der Priester blieb einen Augenblick am Boden sitzen, dann stand er langsam, schweigend auf, nahm seine Laterne und stieg die Stufen der Treppe hinan. Unter der Thüre wendete er das Haupt und rief mit hohler Grabesstimme in den Kerker hinab: »Ja, ich sage Dir, er ist todt!«

Das Mädchen fiel mit dem Gesicht zur Erde nieder, und jetzt hörte man in dem dunkeln Kerker kein anderes Geräusch mehr, als den Wassertropfen, der in abgemessenen Zwischenräumen in die Vertiefung fiel.

VI.

Die Mutter.

Es gibt wohl auf der Welt nichts Lieblicheres, als die Gedanken, welche der Anblick eines kleinen Schuhes ihres Kindes im Herzen einer Mutter erweckt, dieser Kinderschuh, mit dem das kleine Geschöpf noch keinen Schritt gemacht hat. Die Mutter glaubt in diesem Schuh den Fuß ihres Kindes zu erblicken, sie küßt ihn, sie spricht zu ihm, und ist das Kind abwesend, so ruft ihr der Anblick des niedlichen Schuhes das sanfte und gebrechliche Geschöpf in's Andenken zurück. Hat aber die Mutter ihr Kind verloren, so wird der kleine Schuh, statt eines Bildes der Zärtlichkeit und Freude, ein Gegenstand der Pein für das Mutterherz. Nicht die Hand eines Engels hält ihr ihn vor, sondern die Kralle eines Teufels.

An einem schönen Maimorgen hörte die Klausnerin im Rolandsthurme auf dem Grèveplatz ein Geräusch von Pferden und Wagen. Sie kümmerte sich wenig darum und brachte ihrem geliebten kleinen Schuh die gewohnten Opfer dar. Dieser Schuh war für sie die Welt, der einzige Gedanke, in dem sie sich bewegte. Was sie an heißen Bitten und rührenden Klagen gen Himmel gesendet, das wußte nur die einsame Zelle im Rolandsthurm. Diesen Morgen schien ihr Schmerz noch heftiger als

gewöhnlich, und man hörte von außen das Jammern ihrer eintönigen, herzzerreißenden Stimme: »Oh, meine Tochter! Meine Tochter! mein armes liebes, kleines Kind, so soll ich dich nie wieder sehen! Es ist aus für immer! Es scheint mir, daß ich dich erst gestern verloren habe! Warum hast Du mir sie geschenkt, o Gott, um sie wieder zu nehmen? Weißt Du denn nicht, daß ein Kind die Leibesfrucht seiner Mutter ist, und daß eine Mutter, die ihr Kind verliert, nicht mehr an Gott glaubt? Hast du mich denn nie mit meinem Kinde gesehen, wie ich es liebte, wie ich es pflegte, daß du mir es wieder genommen? Hättest du es gesehen, o Gott! so würdest du dich meiner erbarmt und mir die einzige Freude gelassen haben, die mir in diesem Leben noch übrig war. War ich denn so ein elendes Wesen, o Herr, daß du mich verdammt hast, ohne einen Blick der Gnade auf mich zu werfen? Wo ist der Fuß, der zu diesem Schuhe gehört? Wo ist mein Kind? Ich will es haben, du mußt mir es zurückgeben, wenn du der Herr mein Gott bist. Seit fünfzehn Jahren liege ich vor dir auf den Knieen, meine Kniee sind wund, gib mir mein Kind zurück, wenn ich an dich glauben soll! Nur einen Tag, nur eine Stunde, nur eine Minute, o Herr! mein Gott! Dann magst du mich auf ewig zur Hölle verdammen. Ich strecke meine Hände in die Wolken aus, den Zipfel deines Sternenkleides zu fassen, gib mir mein Kind zurück! Ist das nicht sein schöner kleiner Schuh? Habe Barmherzigkeit, o Herr! Fünfzehn Jahre lang liege ich vor dir auf den Knieen, wie lange soll ich noch liegen? Ach, heilige Jungfrau, heilige Jungfrau des Himmels! O Jesus, mein Heiland! Man hat mir mein Kind genommen, man hat mir mein Kind gestohlen; sie haben es fortgeschleppt nach Aegyptenland, sie haben sein Fleisch gegessen und sein Blut getrunken! Ich will es wieder haben, ich will mein Kind wieder haben! Jesu, erbarme dich meiner! Es ist im Paradies, sagst du? Ich will kein Paradies, ich will keinen Engel, mein Kind will ich haben. Ich bin ein reißendes Thier, das sein Junges sucht. Ich will mich auf der Erde winden, ich will mein Haupt an den kalten Stein schlagen, ich will verdammt sein, ich will Gott verfluchen, wenn du mir mein Kind nicht wieder gibst! Ich hebe meine Hände zu dir empor, ist denn kein Gott mehr im Himmel? Ich habe nur Brod und Wasser, nimm es hin und gib mir mein Kind zurück! Ich war eine Sünderin, mein Kind hat mich fromm gemacht. In seinem Lächeln sah ich Gottes Antlitz. Gib mir mein Kind zurück, heilige Jungfrau, oder laß mich sterben!«

In diesem Augenblicke drangen frische, freudige Kinderstimmen von dem Platze aus in die Ohren der Klausnerin. Ein kleiner Knabe sagte: »Heute hängt man die Zigeunerin.«

Wie eine Spinne aus ihrem Netze fährt, die Fliege zu erhaschen, so stürzte sich die Klausnerin der Oeffnung ihrer Zelle zu. Eine Leiter stand schon vor dem Galgen, und der Henker ordnete die Ketten, die durch den Regen verrostet waren. Einiges Volk stand um den Galgen her.

Die Kinder waren schon weit entfernt. Die Klausnerin suchte mit den Augen umher, ob sie Jemand finde, den sie fragen könne. Neben ihrer Zelle stand ein Priester, der mit finsteren Blicken den Galgen betrachtete. Sie erkannte in ihm den Archidiakonus der Liebfrauenkirche, einen heiligen Mann.

»Ehrwürdiger Vater,« fragte sie, »wer soll hier gehängt werden?«

Der Priester sah ihr in's Gesicht und antwortete nicht. Sie wiederholte ihre Frage.

»Ich weiß nicht,« erwiederte er kurz und trocken.

»Es waren Kinder da, die sagten, daß es eine Zigeunerin sei?« fuhr die Klausnerin zu fragen fort.

»Ich glaube ja,« antwortete der Priester.

Jetzt lachte die Klausnerin laut auf, und ihr Lachen glich dem Brüllen eines wilden Thieres, das hungrig seine Beute sucht.

»Schwester,« sagte der Archidiakonus, »Ihr haßt also die Zigeunerinnen von Herzen?«

»Ob ich sie hasse! Es sind Hexen und stehlen Kinder. Sie haben mir mein Kind gestohlen, meine kleine Tochter, mein einziges Kind. Sie haben mir das Herz aus dem Leibe gefressen.«

Die Klausnerin schäumte vor Wuth. Der Priester heftete einen Blick kalter Ruhe auf sie.

»Eine insbesondere hasse ich,« fuhr die Klausnerin fort; »ich habe sie zur untersten Hölle verflucht; ihre Mutter hat meine Tochter gefressen, und sie ist so alt als mein Kind jetzt wäre. So oft diese junge Otter an meiner Zelle vorübergeht, kocht mir das Blut in meinen Adern.«

»So freue Dich, Schwester,« sagte der Priester kalt wie Eis, »freue Dich, denn diese wirst Du hier sterben sehen.«

Sein Haupt fiel auf seine Brust herab, und er entfernte sich langsamen Schrittes.

»Habe Dank, Priester!« jauchzte ihm die Klausnerin nach. »Ich habe es ihr vorausgesagt, daß sie dieses Gerüste betreten werde.«

Die Klausnerin ging mit großen Schritten vor dem Eisengitter ihrer Zelle hin und her, mit flammenden Augen, weit offenen Nasenflügeln, den Kopf in der Luft, wie ein wildes Thier im Käfig, das hungrig des Wärters harrt, der ihm seine Nahrung reichen soll.

VII.

Drei Männer Verschiedener Art.

Phöbus war nicht todt. Leute dieses Schlags haben ein hartes Leben. Als Meister Philipp Lheulier, außerordentlicher Advokat des Königs, der armen Esmeralda gesagt hatte: »er stirbt,« so geschah es wohl aus Irrthum, vielleicht gar aus Scherz. Als der Archidiakonus ihr sagte, »er ist todt,« so wußte er dies zwar nicht, aber er glaubte es, er zweifelte nicht daran, er hoffte es sogar. Es wäre ihm zu schwer gefallen, dem Mädchen, das er liebte, gute Nachrichten von seinem Nebenbuhler zu geben. Jeder Mann hätte wohl an seiner Stelle das Nämliche gethan.

Phöbus war zwar sehr verwundet, aber nicht tödtlich, wie der Priester gehofft hatte. Der Apotheker, zu dem ihn die Soldaten der Nachtwache im ersten Augenblicke getragen hatten, fürchtete acht Tage lang für sein Leben, und theilte sogar diese Besorgniß dem Patienten selbst in lateinischer Sprache mit. Gleichwohl gewann die Kraft der Jugend die Oberhand, und

die Natur rettete, trotz der medicinischen Voraussagungen, den Kranken, und nahm ihn dem Arzt und dem Tod vor der Nase weg. Während er bei dem Apotheker auf dem Schragen lag, hatte er das erste Verhör des Advokaten des Königs und der Officialen erstanden. Dies hatte ihm viele Langeweile gemacht, und da er sich besser fühlte und ein zweites Verhör fürchtete, so machte er sich heimlich davon und ließ dem Apotheker seine goldene Sporen an Zahlungstatt zurück. Diese Abwesenheit störte übrigens den Gang der Untersuchung nicht. Die damalige Justiz kümmerte sich wenig darum, ob ein Kriminalprozeß pünktlich ausgefegt und aktenmäßig zugestutzt sei. Wenn nur der Angeklagte gehängt wurde, so war die Gerechtigkeit befriedigt. Die Richter glaubten Beweise genug gegen Esmeralda zu haben und fragten nicht darnach, ob Phöbus lebe oder todt sei.

Phöbus seinerseits war nicht weit geflohen.

Er hatte sich bloß zu seiner Compagnie begeben, welche zu Queue-en-Brie, einige Posten von Paris, in Besatzung lag. Es gelüstete ihn im mindesten nicht, persönlich in diesem Prozesse aufzutreten. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er eine lächerliche Rolle darin spielen würde. Im Grunde wußte er selbst nicht, was er eigentlich von der ganzen Sache denken sollte. Unglaubig und abergläubisch zugleich, wie jeder Soldat, der nur Soldat ist, war er mit sich selbst nicht im Reinen über diese Ziege, die Zauberkünste machte, über ihre Herrin, die Esmeralda, die eine Zigeunerin war, und über den räthselhaften Knecht Ruprecht, der eben so schnell verschwunden als erschienen war. Er erblickte in der ganzen Geschichte mehr Hexerei als Wirklichkeit, und hielt das schöne Zigeunermädchen für eine Hexe und den Schwarzmantel für den Teufel selbst. In kurzer Zeit dachte Freund Phöbus nicht mehr an die Zauberin Similar, wie er sie nannte, noch an den Dolchstich, den ihm die Zigeunerin oder (gleichviel) der Knecht Ruprecht beigebracht hatte, und wenig kümmerte ihn der Ausgang des Prozesses. Das Bild der schönen Fleur-de- Lys zog in sein leeres Herz wieder ein; er stieg daher eines Tages auf sein Roß und ritt Paris zu, in der Hoffnung, daß nach Verlauf von zwei Monaten die alte Geschichte mit der Zigeunerin vergessen sein würde.

Als er auf den Platz der Liebfrauenkirche kam, sah er wohl einen großen Volksauflauf, kümmerte sich aber nichts darum, knüpfte den Zaum seines Pferdes an den Ring in der Mauer und stieg munter die Treppen hinauf zu seiner schönen Braut.

Fleur-de-Lys war allein mit ihrer Mutter. Sie hatte die Scene mit der ägyptischen Hexe, ihrer Ziege und dem verfluchten Alphabet noch nicht vergessen, und die lange Abwesenheit ihres Bräutigams lag ihr schwer auf dem Herzen. Als aber ihr Phöbus eintrat, fand sie ihn so schön, so liebetrunken und so glänzend in seiner neuen Uniform, daß sie freudig erröthete. Das Edelfräulein selbst war reizender als je. Phöbus, der in dem Flecken Queue-en-Brie seit zwei Monaten bloß plumpe Bauerndirnen gesehen hatte, ward berauscht vom Anblicke ihrer Schönheit und näherte sich ihr mit einem so leidenschaftlichen Wesen, daß alsbald der Friede ohne vorgängige Präliminarien und nachfolgende Stipulationen abgeschlossen wurde.

Das Fräulein sah am Fenster und stickte immer noch an ihrer Grotte des Neptun. Phöbus stand hinter der Lehne ihres Sessels, und sie flüsterte ihm ihre verliebten Vorwürfe zu.

»Böser Mensch, warum habt Ihr Euch denn zwei ganze lange Monate nicht blicken lassen?«

»Ich schwöre Euch,« antwortete Phöbus ausweichend. »Ihr seid so schön, daß Ihr einen Erzbischof zum Narren machen könntet.«

Sie konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

»Stille davon, mein Herr! Es ist jetzt nicht von meiner Schönheit die Rede, sondern eine Antwort will ich haben.«

»Je nun, Bäschen, ich bin in meine Garnison beordert worden.«

»Und wohin, wenn es Euch gefällig ist? Und warum habt Ihr nicht Abschied von mir genommen?«

»Nach Queue-en-Brie.«

Phöbus war sehr erfreut, daß er durch die Antwort auf die erste Frage die Beantwortung der zweiten umgehen konnte.

»Das ist ja gar nicht weit von hier, mein Herr! Warum habt Ihr mich denn in dieser Zeit nicht ein einziges Mal besucht?«

Hier kam unser Phöbus in ernstliche Verlegenheit. »Weil ... Der Dienst... Und dann, schönstes Bäschen, war ich krank.«

»Krank?« fragte sie bestürzt.

»Ja! ... Verwundet.«

»Verwundet!«

Das arme Kind war ganz bestürzt.

»Oh! Seid ruhig deßhalb, es hat nichts zu bedeuten,« sagte Phöbus nachlässig. »Ein Streit, ein Säbelhieb, was kümmert Ihr Euch darum?«

»Was ich mich darum kümmere?« rief Fleur-de-Lys, und ihre schönen blauen Augen glänzten in Thränen. »Das könnt Ihr mich unmöglich im Ernste fragen. Was ist es mit diesem Säbelhieb? Ich will Alles wissen.«

»Je nun, Schönste, ich habe ein Hühnchen gepflückt, mit Mahe-Fedy, dem Lieutenant von Saint-Germain-en-Laye; Ihr wißt ja, und wir haben uns etwas Fleisch vom Leibe gehackt. Das ist der ganze Spaß.«

Der Lügner wußte wohl, daß eine ausgefochtene Ehrensache einen Mann in den Augen eines Weibes doppelt männlich erscheinen läßt. Fleur-de-Lys blickte ihn an, ganz ergriffen von Furcht, Vergnügen und Bewunderung. Sie war gleichwohl noch nicht vollkommen beruhigt.

»Wenn Ihr nur auch gut geheilt seid, mein Phöbus!« sagte sie. »Ich kenne Euern Mahe-Fedy nicht, aber es muß ein garstiger Mensch sein. Und was war denn die Ursache dieses Streites?«

Hier wußte unser Phöbus, dessen Einbildungskraft nicht besonders schöpferisch war, nicht mehr, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte.

»Oh! Was weiß ich? ... Eine Kleinigkeit, ein Pferd, ein jähes Wort! Schönste Base,« rief er plötzlich, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, »was ist denn für ein Lärm auf dem Platze da unten?«

Er trat an das Fenster: »Mein Gott, Bäschen! Seht doch die Menschenmenge da unten!«

»Ich weiß es nicht, was es gibt,« antwortete Fleur-de-Lys. »Es scheint, daß eine Hexe vor der Kirche Bußе thun soll, ehe sie gehängt wird.«

Phöbus glaubte die Geschichte der Esmeralda längst beendigt und kümmerte sich mithin wenig um die Hexe auf dem Platze da unten. Gleichwohl that er noch einige Fragen.

»Wie heißt diese Hexe?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie.

»Und was soll sie gethan haben?«

Fleur-de-Lys zuckte mit den Achseln: »Ich weiß es nicht.«

»Oh, du mein lieber Heiland!« fiel die alte Dame ein, »es gibt jetzt so viele Hexen, daß man sie verbrennt, ohne, glaube ich, ihren Namen zu wissen. Es sind ihrer so viele, als die Wolken, die am Himmel ziehen. Im Uebrigen kann man ruhig sein, denn der liebe Gott wird schon sein Register über sie führen.«

Die ehrwürdige Dame erhob sich und trat an das Fenster: »Jesus, mein Herr! Ihr habt Recht, Phöbus. Welche Menge von Menschen! Bis auf den Dächern, gelobt sei Gott! Das erinnert mich an meine Zeit, Vetter Phöbus. Beim Einzug Königs Karl VII. war auch eine solche Menschenmenge versammelt. Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre es war. Nicht wahr, wenn ich Euch das erzähle, kommt es Euch alt vor, und mir jung. Aber damals gab es ganz andere Leute als jetzt. Der König hatte die Königin hinter sich auf dem Pferde, und so saßen alle Damen hinter ihren Rittern. Ich erinnere mich, daß man gewaltig lachte, weil die Dame Amanyon-de-Garlande, die sehr klein war, hinter Herrn Matefelon, einem Ritter von

gigantischer Gestalt, saß, der die Engländer schockweise zusammen gehauen hatte. Oh, wie schön war das Alles, und wie die Oriflamme wehte! Es ist doch betrübt, wenn man daran denkt, daß das Alles gewesen ist und jetzt nicht mehr ist!«

Die beiden Liebenden hörten kein Wort von dem, was die alte Dame sagte. Phöbus war auf seinen Posten hinter der Lehne des Stuhls, auf dem Fleur-de-Lys saß, zurückgekehrt, und sie wechselten süße Reden und zärtliche Blicke.

»Phöbus,« sagte Fleur-de-Lys leise, »wir heirathen uns in drei Monaten. Schwöre mir, daß Du nie eine andere geliebt hast, als mich.«

»Das schwöre ich Dir, mein Engel!« antwortete Phöbus mit einem leidenschaftlichen Blicke. Er überredete sich in diesem Augenblicke vielleicht selbst, daß dem so sei.

Als die gute Mutter sah, daß das Brautpaar so einig und zärtlich war, verließ sie das Zimmer, um einige häusliche Geschäfte zu besorgen. Phöbus nahm es wahr, das Alleinsein mit Fleur-de»Lys und seine aufgeregte Leidenschaft brachten ihm seltsame Gedanken in den Kopf. Fleur-de-Lys liebte ihn, er war ihr Bräutigam, er war allein mit ihr, seine alte Neigung für sie war wieder erwacht, und was ist es am Ende, wenn Jemand seine Frucht als Gras einheimst? Solche und andere Gedanken gingen durch den Kopf unseres Phöbus und sprachen sich so seltsam in seinen Blicken aus, daß Fleur-de-Lys ganz davor erschrack. Sie blickte um sich und sah ihre Mutter nicht mehr im Zimmer.

»Mein Gott!« sagte sie erröthend und unruhig, »es ist mir sehr heiß!«

»Es ist auch nicht weit von Mittag,« antwortete Phöbus, »und die Sonne brennt; ich will die Vorhänge schließen.«

»Nein, nein,« rief die geängstigte Jungfrau, »ich muß Luft haben.«

Sie erhob sich und eilte wie ein Reh, das den Wind der verfolgenden Meute spürt, dem Balkon zu. Phöbus, ziemlich verstimmt, folgte ihr dahin.

Der Platz vor der Liebfrauenkirche bot in diesem Augenblicke ein seltsamtrauriges Schauspiel dar. Er war von einer unermeßlichen Menschenmenge erfüllt, die aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte. In der Mitte des Platzes bildeten Büchsenschützen und Lanzenträger einen Kreis, den die Zuschauer nicht betreten durften. Die weiten Pforten der Kirche waren geschlossen, während die zahllosen Fenster der Häuser mit vielen tausend Zuschauern besetzt waren.

Die Oberfläche dieser Menschenmasse war grau, schmutzig, erdfarbig. Das Schauspiel, welches sie erwartete, gehörte augenscheinlich zu denen, welche das traurige Vorrecht haben, die Hefe des Pöbels an sich zu ziehen. Ueber dieser Menschenmasse schwebte ein häßliches Geräusch, mehr Gelächter als Geschrei; man erblickte mehr Weiber als Männer.

Von Zeit zu Zeit durchdrang irgend eine heisere Stimme das allgemeine Geräusch.

»He! Mahiette Balliffre! Hängt man sie hier?«

»Einfaltspinsel! Hier wird Kirchenbuße gethan in bloßem Hemde! Der liebe Gott wird ihr lateinische Brocken in's Gesicht husten. Das geschieht immer hier Mittags um 12 Uhr. Willst Du sie hängen sehen, so gehe auf den Grèveplatz.«

»Das kann ich hernach auch noch.«

»Ist es wahr, daß sie keinen Beichtvater angenommen hat?«

»Ich glaube, ja!«

»Seht doch den Heidenkopf!«

Diese und andere Reden ähnlicher Art stiegen von Zeit zu Zeit aus dem verwirrten Lärm der Menschenmenge empor.

Fleur-de-Lys blickte mitleidig auf den Platz hinab und sagte: »O mein Gott, das arme Geschöpf!«

Phöbus, der in diesem Augenblicke nur Augen für sie hatte und sich wenig um das Gewimmel auf dem Platze kümmerte, spielte verliebt mit seiner Hand an ihrem Leibgürtel. Sie wendete sich lächelnd und bittend um: »Laß mich doch, Phöbus! Wenn meine Mutter käme, würde sie Deine Hand sehen.«

In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem Glockenthurme der Liebfrauenkirche langsam die zwölfte Stunde. Ein Gemurmel der Zufriedenheit stieg aus der Menge empor. Kaum war der letzte Schlag der Glocke verhallt, als alle Köpfe in Bewegung kamen und sich vom Pflaster, von den Fenstern, von den Dächern der weithinschallende Ruf hören ließ: »Da ist sie!«

Fleur-de-Lys bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, um nichts zu sehen.

»Komm in's Zimmer zurück, meine Liebe!« sagte Phöbus.

»Nein,« antwortete sie und öffnete aus Neugierde die Augen, welche sie aus Furcht geschlossen hatte.

Ein Karren, von einem einzigen Pferde gezogen, erschien auf dem Platze. Er war von Bewaffneten zu Pferd umgeben, und auf der einen Seite desselben ritten die Beamten der Justiz und Polizei, Meister Jakob Charmolue an ihrer Spitze, in schwarzer Kleidung. In dem Karren saß ein junges Mädchen mit auf den Rücken gebundenen Armen. Kein Priester war an ihrer Seite. Sie war im bloßen Hemd, und ihre langen schwarzen Haare fielen zerstreut über ihren Hals und die halbentblößten Schultern herab. Um den Hals hatte sie einen dicken grauen Strick, der ihre zarte Haut wund rieb. Unter diesem Strick erblickte man ein kleines glänzendes Amulet, das man ihr ohne Zweifel gelassen hatte, weil man denen, die dem Tode geweiht sind, keinen Wunsch mehr zu versagen pflegt. Die Zuschauer, die an den Fenstern standen, konnten auf dem Boden des Karrens ihre nackten Füße erblicken, welche sie aus einem letzten Instinkt weiblicher Schamhaftigkeit unter sich zu verbergen suchte. Zu ihren Füßen lag eine kleine weiße Ziege, die gleichfalls gebunden war. Die Verurtheilte hielt mit ihren Zähnen ihr schlecht befestigtes Hemd fest. Sie schien in der Fülle ihres Elends noch

unter dem Gedanken zu leiden, daß man sie so, halbnackt, den Augen der Menge bloßstelle.

»Jesus, mein Gott,« sagte lebhaft Fleur-de-Lys. »Seht doch einmal hin, Vetter, das ist ja die garstige Zigeunerin mit der Ziege.«

Mit diesen Worten drehte sie sich gegen Phöbus um. Er starrte mit verwirrten Blicken den Karren an und wurde sehr bleich.

»Welche Zigeunerin mit der Ziege?« stotterte er verlegen.

»Wie!« fuhr Fleur-de-Lys fort, »erinnert Ihr Euch denn nicht?«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt.«

Phöbus that einen Schritt, um in's Zimmer zurückzukehren. Fleur-de-Lys, deren alte Eifersucht wieder erwacht war, warf ihm einen durchdringenden, von Mißtrauen erfüllten Blick zu. Sie erinnerte sich in diesem Augenblicke unbestimmt, von einem Hauptmann gehört zu haben, der in den Prozeß dieser Zigeunerin verwickelt sei.

»Was ist Euch?« fragte sie Phöbus. »Man könnte glauben, daß Ihr an diesem Weibe sehr warmen Antheil nehmt.«

»Ich? Im Geringsten nicht! Das wäre mir so!«

»So bleibt also und wartet das Ende ab,« erwiederte sie gebietend.

Der arme Phöbus mußte nothgedrungen ausharren. Was ihn etwas beruhigte, war, daß die Verurtheilte ihren Blick nicht vom Boden des Karrens erhob. Er erkannte in ihr nur allzu gewiß Esmeralda. Selbst in dieser letzten Todesnoth war sie noch schön. Im Uebrigen war sie mehr todt als lebendig, ihr Körper schwankte bei jeder Bewegung des Karrens wie eine leblose Sache; ihr Blick war stier und geistesabwesend. In ihrem Augenlid glänzte noch eine Thräne, aber unbeweglich und gleichsam gefroren.

Die traurige Cavalcade durchzog die Menschenmasse unter dem allgemeinen Geschrei der Freude und Neugierde. Gleichwohl muß man

gestehen, daß diejenigen der Zuschauer, welche sie näher zu Gesicht bekamen und sie so schön und tiefgebeugt sahen, von innigem Mitleid ergriffen wurden.

Der Karren hielt vor dem großen Eingang der Liebfrauenkirche. Die Bedeckung reihte sich zu beiden Seiten. Eine feierliche Stille banger Erwartung herrschte, da öffneten sich langsam, wie aus eigener Kraft, die beiden Flügelthüren, und drehten sich pfeifend in ihren schweren Angeln. Man erblickte die tiefe Kirche in ihrer ganzen Länge, düster, schwarz behängt, kaum von einigen Wachskerzen erleuchtet, die in weiter Ferne auf dem großen Altar brannten. Das ganze Schiff der Kirche war einsam und leer. In den entfernten Chorstühlen sah man bloß die Köpfe einiger Priester sich undeutlich hin und her bewegen.

In demselben Augenblicke, da die Flügelthüren sich öffneten, drang aus der Kirche ein ernster, eintöniger, ergreifender Gesang, der das Haupt der Verurtheilten mit Bruchstücken klagender Psalmen gleichsam übergoß:

»... Non timebo millia populi circumdantis me: exsurge, Domine; salvum me fac, Deus!«

»... Salvum me fac, Deus, quoniam intraverunt aquae usque ad animam meam."

». .. Infixus sum in limo profundi; et non est substantia."

Zu gleicher Zeit begann eine andere Stimme außer dem Chor auf den Stufen des Hauptaltars den melancholischen Opfergesang:

»Qui verbum audit, et credit ei qui misit me, habet vitam aeternam et in judicium non vedit; sed transit a morte in vitam.«

Dieser Gesang, den einige alte Priester aus der Finsterniß ihrer Kirche heraus auf dieses reizende Geschöpf, das voll Jugend und Lebenskraft im Strahl der Frühlingssonne sich badete, ausgoßen, dieser Gesang war die Todtenmesse. Das Volk hörte ihr mit Andacht zu.

Die Unglückliche, für welche dieser ganze kirchliche Apparat veranstaltet war, sah und hörte nichts davon. Ihre blauen Lippen bewegten sich, als ob sie betete, und als der Henkersknecht sich näherte, um sie vom Karren zu heben, hörte er das leise geflüsterte Wort: »Phöbus.«

Man band ihr die Hände los und führte sie nebst ihrer Ziege, die freudig blöckte, als sie sich frei fühlte, mit ihren nackten Füßen auf dem harten Pflaster bis an den Eingang der Kirche. Der Strick, den sie um den Hals hatte, schleifte hinter ihr nach, gleich einer Schlange, die ihrem Opfer auf dem Fuße folgt.

Jetzt hörte der Gesang auf. Eine lange Prozession von Priestern im Ornat trat, Psalmen singend, aus der Kirche. Man trug ihr viele Wachskerzen und ein goldenes Kreuz voran. Als die geistliche Prozession sich der Verurtheilten näherte, blickte sie auf, sah den Priester, der unmittelbar hinter dem Kreuze ging, und lispelte schaudernd: »Das ist er! Das ist wieder der Priester!«

Es war wirklich der Archidiakonus. Er trat vor mit zurückgebogenem Haupte, die Augen weit offen und mit starker Stimme singend:

»De ventre inferi clamavi, et exaudisti vocem meam.«

»Et projecisti me in profundum in corde maris, et flumen circumdedit me.«

Als der Priester aus der Kirche trat und im hellen Licht der Sonne erschien, war er so ausnehmend bleich, daß man ihn für einen der auf den Grabsteinen der Kirche ausgehauenen Bischöfe halten konnte, der eben von den Todten auferstanden sei, um diejenige, die sterben sollte, an der Schwelle des Grabes zu empfangen.

Nicht minder bleich und fast leblos war die Verurtheilte. Sie öffnete mechanisch ihre Hand, um die gelbe Wachskerze zu empfangen, die man ihr darbot; sie hörte nicht die Stimme des Gerichtschreibers, der ihr die Verurtheilung zur Kirchenbuße vorlas. Als man ihr sagte, daß sie mit »Amen« zu antworten habe, sprach sie: »Amen.«

Erst als der Priester ihren Wächtern ein Zeichen gab, sich zu entfernen, und allein vor sie hintrat, kehrte einiges Leben und einige Kraft in ihren erschöpften Körper zurück. Sie fühlte ihr Blut in den Kopf steigen, und ein Ueberrest von Unwillen entzündete sich in dieser schon halb-leblosen Seele.

Der Archidiakonus näherte sich ihr langsam und fragte sie mit lauter Stimme: »Weib, hast Du Gott um Verzeihung angefleht für Deine Fehler und Sünden?«

Hierauf beugte er sich zu ihrem Ohr herab, als ob er ihre letzte Beichte empfangen wollte, und sagte leise: »Willst Du mich? Es steht noch immer in meiner Macht, Dich zu retten!«

Sie sah ihm starr in's Gesicht: »Fort, Teufel der Hölle! Oder ich gebe Dich an.«

Der Priester verzerrte sein Gesicht zu einem furchtbaren Lachen: »Man wird Dir nicht glauben! Geschwind, willst Du mich oder nicht?«

»Was hast Du mit meinem Phöbus gemacht?«

»Er ist todt!« erwiederte der Priester.

In diesem Augenblicke erhob er mechanisch das Haupt und sah den Todtgeglaubten in voller Lebenskraft neben Fleur-de-Lys auf dem Balkon stehen. Er schwankte, fuhr mit der Hand über die Augen, blickte wieder hin und murmelte eine Verwünschung.

»So sei es denn! Stirb! Niemand soll Dich haben!«

So sprach der Priester leise, dann erhob er seine Stimme, reckte die Hand gegen das Schlachtopfer aus und sprach laut und feierlich : **»I nune anima anceps, et sit tibi Deus misericors!«**

Dies war die furchtbare Formel, mit welcher man diese düstern Ceremonien der Kirche zu schließen pflegte: Das Volk kniete nieder.

»Kyrie eleison!« sprachen die Priester.

»Kyrie eleison!« betete die Menge nach.

»Amen!« sagte der Archidiakonus.

Mit diesen Worten kehrte er der Verurtheilten den Rücken; er faltete die Hände, ließ das Haupt fromm auf die Brust herabsinken und kehrte zur Prozession der Priester zurück. Bald verschwand er mit seinem Zuge in den düstern Hallen der Kirche, und allmählig erlosch seine volltönende Stimme, welche die Worte der Verzweiflung sang!

»Omnes gurgites tui et fluctus tui super me transierunt!«

Die Thüren der Liebfrauenkirche waren offen geblieben, und man konnte in ihren düsteren Schlund blicken, der von keiner Kerze beleuchtet, von keiner menschlichen Stimme belebt war.

Die Verurtheilte blieb unbeweglich an ihrem Platze stehen, stumpfsinnig erwartend, was jetzt mit ihr geschehen würde. Zwei Henkersknechte, gelb gekleidet, näherten sich ihr, um ihr die Hände wieder auf den Rücken zu binden.

Bevor sie den Karren bestieg, um nun zum Richtplatze geführt zu werden, ergriff sie ein Schauder des Todes. Sie hob die thränenlosen Augen zum Himmel, zur Sonne, zu den Wolken empor, dann blickte sie um sich, auf die Menschen, auf die Häufer umher. Da stieß sie plötzlich einen Freudenschrei aus, sie hatte das Licht ihres Lebens, ihren Phöbus, auf dem Balkon erblickt. Der Richter hatte gelogen, der Priester hatte gelogen. Da stand er in voller Lebensfülle, in seiner stattlichen Kleidung, mit wehender Feder, das Schwert an der Seite.

»Phöbus!« schrie sie laut auf, »mein Phöbus!«

Sie wollte die Hände zu ihm erheben, aber sie waren gebunden. Jetzt sah sie ihn die Stirne runzeln, sah, wie ihn das schöne Mädchen, das neben ihm stand, mit zornigen Blicken betrachtete, sah dann, wie beide schnell vom Balkon verschwanden und die Thüre hinter sich schloßen.

»Phöbus!« rief sie verzweifelnd, »glaubst Du es denn?« In diesem Augenblicke schwebte ihr ein furchtbarer Gedanke vor; sie erinnerte sich, daß sie wegen begangenen Meuchelmords an der Person des Hauptmanns Phöbus de Chateaupers verurtheilt worden sei. Bis jetzt hatte sie Alles erduldet, aber dieser letzte Schlag war zu hart; sie fiel besinnungslos auf das Pflaster nieder.

»Tragt sie auf den Karren, damit das Ding zu Ende geht!« sprach Meister Jakob Charmolue zu den Henkersknechten.

Auf der Galerie oberhalb des großen Eingangs saß ein seltsamer Zuschauer dieses ganzen Auftritts, den bis jetzt noch Niemand beachtet hatte. Gleich beim ersten Anfang befestigte er einen langen Strick an einer der Säulen, so daß dessen Ende bis aus das Pflaster hinabging. Hierauf setzte er sich ruhig nieder, pfiff von Zeit zu Zeit und sah zu. Es war Quasimodo, der Glöckner. Jetzt, als eben die Henkersknechte die Verurtheilte auf den Karren tragen wollten, ergriff er den Strick mit beiden Händen, fuhr wie ein Blitz daran hinunter, stürzte wie ein Tiger auf die Henkersknechte los, schlug sie mit seinen beiden gewaltigen Fäusten zu Boden, ergriff die Verurtheilte, schwang sie hoch über sein Haupt empor, lief der Kirche zu und rief mit einer Donnerstimme: »Asyl! Asyl!«

»Asyl! Asyl!« wiederholte jubelnd die Menge, und viel tausend Hände klatschten ihm Beifall. Quasimodo's einziges Auge strahlte vor Stolz und Freude.

Diese Erschütterung brachte das unglückliche Wesen wieder zu sich. Sie öffnete die Augen, betrachtete Quasimodo, und schloß sie dann wieder, gleichsam erschreckt von dem Anblick ihres Retters.

Richter und Henker waren erstarrt. Die Liebfrauenkirche war ein Asyl, und die Verurtheilte, einmal in ihrem Schooße, war unverletzlich. Keine menschliche Justiz durfte die heilige Stätte überschreiten.

Quasimodo, der häßliche Zwerg, stand auf der Schwelle der Kirche, das reizende Geschöpf, das er dem Tod entrissen hatte; in seinen Armen haltend. Der Gnom blickte zu ihr hinab, und sein einziges Auge übergoß sie mit einem Strome von Zärtlichkeit, Schmerz und Mitleid. Dann erhob er es

wieder, strahlend und triumphirend, zu der jubelnden Menge umher. Der Enthusiasmus des Volkes war auf das Höchste gestiegen. Quasimodo, der Bucklige, war sein Held geworden. Er stand wirklich als ein Held da, auf der Schwelle der Kirche. Dieser Waise, dieses Findelkind, dieser Auswurf der menschlichen Gesellschaft, er stand kräftig und erhaben da, der Staatsgesellschaft, die ihn ausgestoßen, der menschlichen Gerechtigkeit, der er ihr Opfer geraubt, der königlichen Gewalt selbst, der er die höhere Gewalt Gottes entgegenstellte, in's Angesicht trotzend.

Einige Minuten lang genoß der Zwerg seines Triumphs, dann stürzte er mit seiner geliebten Last in die Kirche. Der Beifall der Menge donnerte ihm nach. Alle suchten ihn mit den Augen. Bald erschien er wieder auf der Galerie oberhalb des Eingangs, während er die Gerettete schwebend über seinem Haupte trug und mit lauter Stimme rief: »Asyl! Asyl!«

»Asyl! Asyl! wiederholte jubelnd das Volk.

Zum zweitenmal zeigte sich der Zwerg auf der obern Plattform, das Mädchen im Arme, laufend mit der Eile eines Raubthiers, das seine Beute in Sicherheit bringt, und unter dem jubelnden Ruf: »Asyl! Asyl!«

»Asyl! Asyl!« wiederholte die Menge.

Zum drittenmal erschien der Zwerg auf der Spitze des Glockenthurmes, hob die Gerettete hoch in die Luft, als wollte er sie triumphirend der ganzen Stadt zeigen, und schrie mit donnernder Stimme: »Asyl! Asyl! Asyl!«

»Asyl! Asyl! Asyl!« wiederholte das Volk.

VIII.

Der Wahnsinn der Liebe.

Der Archidiakonus war nicht mehr in der Liebfrauenkirche, als sein angenommener Sohn den unseligen Knoten, worin der Priester sich und die Aegypterin gefangen hatte, mit einem raschen Streiche zerhieb. Nachdem er in die Sakristei zurückgekommen war, riß er seinen priesterlichen Ornat vom Leibe, warf ihn ungestüm dem Meßner zu und entfloh durch eine Hinterthüre des Klosters. Er ließ sich durch einen Schiffer auf das linke Ufer der Seine übersetzen, eilte vorwärts und vertiefte sich in die engen Gassen der Universität, planlos herumirrend, bei jedem Schritte auf Haufen beiderlei Geschlechts stoßend, die lustig der Sct. Michelsbrücke zueilten, in der Hoffnung, noch zeitig genug zu kommen, um die Hexe hängen zu sehen. Er war bleich, blickte verwirrt umher, erkannte weder Menschen noch Dinge, war geblendeter als ein Nachtvogel, den ein Haufen war, was er dachte, ob er träumte. Nur vorwärts, vorwärts, war sein Gedanke, gleichviel, auf welchem Wege, durch welche Straße; er ging, lief, rannte davon: der Richtplatz, der Galgen folgte ihm auf den Fersen, So verließ er die Stadt durch das Thor Sct. Victor und setzte seine Flucht fort, so lange er noch etwas von den Thürmen der Universität und den zerstreuten Häusern der Vorstadt erblicken konnte. Erst als eine Biegung des Weges die verhaßte Stadt seinen Blicken ganz entzogen hatte, als er glauben konnte, daß er so gut als hundert Meilen davon entfernt sei, daß er sich in einem finsteren Gehölze, in einer öden Wüste befinde, erst da hielt er seinen Lauf an und schöpfte Athem aus tiefer Brust.

Jetzt stiegen furchtbare Gedanken in seinem Geiste auf. Er sah bis auf den Boden seiner Seele und schauderte. Er dachte an das unglückliche Geschöpf, das er dem Henker überliefert, an sich selbst, der ewig verloren war. Er warf einen düstern Blick seines Geistes auf den doppelt gewundenen Weg, den das Schicksal ihn und sein Opfer nehmen ließ, bis sie in der Mitte zusammentrafen und unbarmherzig an einander zerschellten. Da trat vor seinen Geist die Thorheit der ewigen Gelübde, die Nichtigkeit der Wissenschaft, der Religion, der Tugend, selbst die Nutzlosigkeit des Daseins eines Gottes. Er berauschte sich in bösen

Gedanken, und als sie Raum in seiner Seele gewonnen hatten, da lachte der Satan in seinem Herzen.

Indem er so bis auf den Grund seiner Seele schaute, entdeckte er, welcher weite Raum darin für das Spiel menschlicher Leidenschaften offen sei, und klagte Gott und die Menschen an. Allen Haß, alle Bosheit, jede Leidenschaft, die in ihm war, wühlte er aus ihren verborgensten Tiefen auf, untersuchte sie mit dem kalten Blicke des Seelenarztes und fand, daß dieser Haß, diese Bosheit nur verfehlte Liebe sei, daß die Liebe, diese Quelle jeder Tugend des Mannes, in das Herz eines Priesters geworfen, nur Jammer und Verderben bringe, daß ein Mann seines Schlags, wenn er Priester wird, sich selbst zum Teufel macht. Jetzt entstieg seiner Brust ein gräßliches Lachen der Verzweiflung, er hatte sein Geschick als Priester erfüllt: die Liebe in ihm war zur Giftpflanze geworden, sie hatte den Gegenstand seiner Neigung an den Galgen, ihn selbst an die Pforten der Hölle geführt.

Einen Augenblick vergingen ihm die Sinne, dann lachte er wieder laut auf, er dachte an das Possenspiel des Lebens: Phöbus, den er so bitter haßte, nicht todt, sondern in voller Lebenskraft, munter und vergnügt, in schönen Kleidern, eine neue Geliebte am Arme führend, damit sie zusehe, wie man die alte hängt! Alle die Menschen, die er haßte und verachtete, am Leben; Esmeralda allein, die er liebte, dem Tode geweiht.

Jetzt versank er in tiefe, finstere Träume; er dachte an das Glück, das er auf Erden finden konnte, wenn der Gegenstand seiner Neigung nicht ein ägyptisches Mädchen, er selbst nicht ein Priester gewesen wäre, wenn es keinen Phöbus gegeben, wenn Esmeralda ihn geliebt hätte. Welches Leben heiterer Unschuld und gegenseitiger Liebe führten nicht viele tausend glückliche Menschen auf der Erde! Auch *er* und Esmeralda konnten ein solches glückliches Paar sein, und wenn er sich die Seligkeit dieses Zusammenlebens dachte, am Ufer eines klaren Baches, in einem schattenreichen Hain, da zerrissen Liebe und Verzweiflung sein Herz.

Sie als seine Geliebte war der einzige Gedanke, der ihm ohne Unterlaß vorschwebte, der ihn peinigte, folterte, marterte bis zum Tod. Er bedauerte nicht, was er gethan, er bereute keine seiner Thaten, er hätte jede noch einmal begangen; lieber wollte er Esmeralda in der Faust des Henkers, als in den Armen ihres Geliebten sehen. Seine Gedanken verwirrten sich in

diesem gräßlichen Bilde, er riß sich die Haare aus, um zu sehen, ob der Jammer sie nicht weiß gemacht habe.

Jetzt, dachte er, jetzt in dieser unseligen Minute legt man ihr vielleicht den Strick um den Hals. Dieser Gedanke trieb ihm den Angstschweiß aus. Plötzlich lachte er wieder satanisch auf: Esmeralda schwebte an ihm vorüber, wie an dem Tage, da er sie zum erstenmal sah, singend, tanzend, in voller Lust und Blüthe des Lebens; dann verschwand sie und erschien plötzlich wieder, im bloßen Hemde, mit nackten Füßen, den Strick um den Hals; sie stieg die Galgenleiter hinauf, er stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank in die Kniee.

Während dieser Sturm der Leidenschaften jede Wurzel, Alles, was in seiner Seele festhielt, niederriß und zertrümmerte, warf der Unglückliche einen Blick auf die Natur um ihn her. Ueberall Ordnung, Ruhe, Maß und Ziel. Dort hütete ein Schäfer seine Heerde, hier pfiff der Müller sein Liedchen und sah zu, wie sich die Flügel seiner Windmühle drehten; dort lockte eine Henne ihre Jungen, hier wiegte sich ein Schwan auf dem Teich, Alles ruhig und friedlich umher; nur ein sanfter Wind, der kaum die Spitzen der Grashalme kräuselte und leichte Wölkchen am blauen Himmel vor sich hintrieb. Dieses thätige und doch ruhige Leben um ihn her erfüllte sein von Leidenschaften zerrissenes Herz mit neuer Verzweiflung, er floh unaufhaltsam weiter.

So lief er durch Wald und Feld, so lange die Sonne am Himmel stand. Diese Flucht vor der Natur, vor dem Leben, vor sich selbst, vor den Menschen, vor Gott, vor Allem, was da ist, dauerte den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit warf er sich mit dem Gesicht zur Erde und riß mit seinen Nägeln das junge Korn aus. Bisweilen hielt er still in der einsamen Straße eines verlassenen Dorfes, und sein Kopf war so wüste und leer, daß er ihn in beide Hände faßte, um ihn aus den Schultern zu reißen und auf dem Pflaster zu zerschmettern.

Als die Sonne unterging, warf er einen neuen Blick in sein Inneres und fand, daß er nahe am Wahnwitz sei. Der Sturm, der von dem Augenblicke an in ihm tobte, als er die Hoffnung und den Willen aufgegeben hatte, Esmeralda zu retten, hatte in seiner Seele keine einzige richtige Idee, keinen gesunden Gedanken mehr übrig gelassen. Seine Vernunft lag in tiefem

Seelenschlummer. Nur noch zwei bestimmte Bilder schwebten ihm vor: Esmeralda und der Galgen. Alles Andere war schwarz in seiner Seele. Diese beiden Bilder, also zusammengestellt, boten seiner Einbildungskraft eine furchtbare Gruppe dar, und je mehr er seine Gedanken darauf fesselte, um so höher stiegen ihre Gestalten in phantastischer Progression, die eine an Reiz, an Schönheit, an Glanz, die andere an schauerlicher Nacht, so daß zuletzt Esmeralda ihm als ein glänzendes Gestirn am fernen Himmel, der Galgen als ein Riesenarm erschien, der sich in dunkler Nacht ausstreckt.

Während alle diese Qualen durch seine Seele gingen, kam ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke an freiwilligen Tod. So hatte die Natur diesen Elenden geschaffen, er hing fest am Leben. Vielleicht erblickte er hinter dem Vorhang den offenen Schlund der Hölle.

Der Tag neigte sich. Das lebende Wesen, das noch in ihm war, dachte verwirrt an die Rückkehr. Er glaubte sich weit von der Stadt; er sah sich um und fand, daß er bloß die Runde um die Universität gemacht hatte. Auf einsamen Pfaden kehrte er nach Paris zurück, er fürchtete das Angesicht der Menschen. Als er an die Seine kam, stieg er schweigend in ein Schiff und ließ sich den Strom aufwärts rudern. Am Grèveplatze stieg er aus. Es war dunkel, und er erkannte nur undeutlich, gleich den vorübergehenden Gestalten der Phantasmagorie, die Gegenstände um sich her. Die Ermattung eines großen Schmerzes bringt häufig diese Wirkung auf den menschlichen Geist hervor.

Seine Sinne verwirrten sich, Gestalten der Einbildungskraft stiegen in seinem Geiste empor. Er sah weder Straßen noch Menschen in ihrer natürlichen Gestalt, die Steine schienen unter seinen Füßen zu leben, die Menschen schwebten wie nächtliche Schatten an ihm vorüber. Er sah nur noch ein Chaos unbestimmter Gegenstände um sich her, und wußte nicht, woher er kam, noch wohin er ging. Auf der Sct. Michelsbrücke erblickte er ein Licht an einem Fenster im unteren Stocke; er näherte sich. Durch ein zersprungenes Fenster sah er in ein schmutziges Zimmer, dessen Anblick verwirrte Erinnerungen in seinem Geiste erweckte. In dem Zimmer, das durch eine schwach brennende Lampe erleuchtet war, saß ein junger Mensch, von blonden Haaren und einem vor Vergnügen leuchtenden Gesicht; er umarmte eben mit großem Gelächter ein junges Mädchen, das

sehr frech gekleidet war; neben der Lampe saß ein altes Weib, das spann und dazu mit schrillender Stimme sang. Da der junge Mensch nicht fortwährend lachte, so kam der Gesang in Bruchstücken zu den Ohren des Priesters; er klang etwas unverständlich und hexenartig:

Spindel, dreh' dich an dem Rocken,
Dreh' dem Henkel einen Strick!
Zu dem Satan auf dem Brocken
Hexlein nimmer kehrt zurück.

Frucht nicht, sondern Hanf mußt säen,
Hanf mußt säen, keine Frucht,
Hexlein einen Strick zu drehen,
Meister nach dem Hexlein sucht.

Nach dem Kind des Höllenlebens
Satan auf dem Blocksberg sucht,
Meister Satan, suchst vergebens,
Erntet seiner Sünden Frucht!

Der junge Mensch unterbrach von Zeit zu Zeit diesen Gesang durch Gelächter und Liebkosungen, die er an die feile Dirne verschwendete. Das Weib war die alte Falourdel, das Mädchen eine öffentliche Dirne und der junge Mensch sein Bruder Johannes. Der Blick des Priesters war fest auf die Gruppe gerichtet; er kannte dieses Zimmer, er kannte dieses alte Weib. Schauerliche Erinnerungen stiegen in seiner Seele auf, er wollte fliehen und sein Fuß war fest in den Boden gewurzelt.

Jetzt trat sein Bruder Johannes an ein Fenster am entgegengesetzten Ende des Zimmers, öffnete es, blickte den Fluß aufwärts, wo ihm tausend beleuchtete Fenster entgegenstrahlten, und sagte, indem er das Fenster wieder schloß: »Bei meiner armen Seele, es ist schon Nacht! Der liebe Gott zündet seine Sterne und die Pariser Spießbürger ihre Talglichter an.«

Hierauf trat er an den Tisch, zerschlug eine Bouteille und rief zornig: »Schon leer, und ich habe kein Geld mehr! Isabelle, ich wollte, daß der liebe Gott Deine beiden weißen Brüste in zwei schwarze Bouteillen verwandelte, aus denen ich Tag und Nacht Burgunder trinken könnte.«

Das Freudenmädchen lachte über diesen Scherz und der Student ging fort.

Der Archidiakonus hatte kaum noch so viel Zeit übrig, sich auf den Boden zu werfen, um nicht von seinem Bruder erkannt zu werden. Zum Glück war die Straße finster und Johannes Frollo betrunken. Gleichwohl nahm er den auf dem Boden liegenden Archidiakonus wahr.

»Oh! Oh! Da liegt auch Einer, der heute ein fideles Leben Archidiakonus gab kein Lebenszeichen von sich. »Toll und voll!« fuhr der Student fort. »Ein wahrer Blutigel des Weinfasses! Ein Kahlkopf!« fügte er hinzu, indem er sich auf ihn niederbückte, »ein alter betrunkener Mann! **Fortunate senex!**«

Er entfernte sich, indem er vor sich hinmurmelte: Das ist Alles einerlei! Ja, ja, es ist freilich eine schöne Sache um die Vernunft, und mein Bruder, der Archidiakonus, ist sehr glücklich, daß er so weise ist und Geld hat.

Nachdem sich der Student entfernt hatte, erhob sich der Archidiakonus und rannte athemlos der Liebfrauenkirche zu, deren ungeheure Thürme er in nächtlichem Schatten über die Häuser emporragen sah. Als er auf dem Platze ankam, schauderte er zurück und wagte nicht die Augen zu dem unseligen Gebäude zu erheben. Oh, sagte er leise, ist es denn wahr, daß solches hier vorgegangen ist, hier auf diesem Platze, erst heute, diesen Morgen?«

Er blickte an der Kirche hinauf, sie war so düster als seine Seele. Hinter ihr leuchtete der Himmel von Sternen.

Die Thüre des Klosters war verschlossen, aber der Archidiakonus trug immer den Schlüssel des Thurmes bei sich, in welchem sich sein Laboratorium befand. Mit diesem öffnete er, um in die Kirche zu gelangen.

Drinnen herrschte die Dunkelheit und Stille einer weiten, einsamen Höhle. Sie war noch schwarz behängt, wie am heutigen Morgen. Die schwarzen Tücher reichten bis zum Bogengewölbe der langen Chorfenster hinauf, deren gemalte Gläser, vom Monde beleuchtet, in der Nacht nur ein zweifelhaftes, schwankendes Farbenspiel hatten, eine Art weiß, blau und violett, wie man es nur auf dem Gesichte Verstorbener findet. Als der

Priester zu diesen strahlenden Rundungen der Bogenfenster des Chors hinaufsah, glaubte er Mützen zur Hölle verdammter Bischöfe zu erblicken. Er schloß die Augen, und als er sie wieder öffnete, schien es ihm, daß ihn ein Halbzirkel bleicher Todtengesichter anstarre.

Entsetzt floh er durch die Kirche hin; aber das leblose Gebäude fing an sich zu regen und zu bewegen; jede Säule, jeder Stein wackelte, wankte, wurde lebendig; die unermeßliche Kirche schien ein großer Elephant zu werden, er schnaubte, machte Riesenschritte, die hohen Pfeiler waren seine Füße, die Thürme sein Rüssel, die schwarze Behängung die Decke, die auf seinem Rücken hing.

Jetzt war der Wahnwitz des Priesters auf einen solchen Grad der Intensität gestiegen, daß die äußere Welt für den Unglücklichen nur noch eine Art Apokalypse, sichtbar, fühlbar, schauderhaft war. Jetzt erblickte er in der allgemeinen Dunkelheit hinter einer Reihe von Pfeilern einen röthlichen Schein, er eilte darauf zu, als auf einen Rettungsstern. Es war die ewige Lampe, die unter ihrem Eisengitter Tag und Nacht leuchtete. Er eilte auf das Brevier zu, das aufgeschlagen da lag, um in diesem heiligen Buche einigen Trost zu finden. Er las folgende Stelle aus dem Buche Hiob: »Es schwebte ein Geist an mir vorüber, und sein Hauch berührte meine Stirne, und die Haare meines Hauptes standen mir zu Berge.«

Diese unheilverkündenden Worte schlugen ihn vollends zu Boden, seine Kniee versagten ihm den Dienst und er sank auf den kalten Stein nieder. Der Schatten der an diesem Tage Hingerichteten schwebte an ihm vorüber. Tausend furchtbare Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirne, und es schien ihm, daß sein Kopf ein rauchendes Kamin der Hölle geworden sei.

So blieb er lange Zeit liegen, erschöpft, keines Gedankens mehr mächtig, ohne Widerstand hingegeben in die Hände des Dämons. Endlich gewann er wieder einige Kraft, und der Gedanke kam ihm, sich in seinen Thurm, zu seinem getreuen Quasimodo zu flüchten. Er stand auf und nahm die ewige Lampe mit sich, denn er hatte Furcht. Das war ein Kirchenraub, aber was lag ihm heute daran!

Langsam stieg er die Stufen des Thurmes hinauf. Jetzt fühlte er sich von einem frischen Winde angeweht, er stand unter der Thüre der obersten

Galerie. Die Luft war kalt; am Himmel zogen Wolken hin, die der Wind über einander weg trieb, so daß sie dem Eisgang eines Flusses im Winter glichen. Der Mond, durch die durchsichtige Hülle der leichten Wolken strahlend, erschien als ein himmlisches Fahrzeug, das im Eismeer der Lüfte gefangen war. Der Mond warf nur einen schwachen Glanz von sich, der Himmel und Erde aschenfarbig erscheinen ließ.

Der Priester blickte auf die dunkeln Häuser und Dächer der Stadt hinab. Da ertönte der Hammer der großen Glocke und kündigte die zwölfte Stunde der Nacht an. Zwölf Stunden waren verflossen, der Unglückliche dachte an die Mittagsstunde und schauderte zusammen. Oh! sagte er seufzend, jetzt ist sie kalt und todt!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich ein Wind, der seine Lampe auslöschte, und zugleich erschien im entgegengesetzten Winkel des Thurmes ein weißer Schatten, es war ein weibliches Wesen. Neben ihm ging eine weiße Ziege, die in den letzten Glockenschlag der Mitternacht ihr unheimliches Blöcken mischte.

Schauer des Todes ergriffen den Priester, doch hatte er die Kraft, hinzublicken. Sie war es wirklich, bleich und düster, ein Schatten. Ihre Haare fielen auf die Schulter herab, wie am Morgen; aber kein Strick schlang sich mehr um ihren Hals, ihre Hände waren nicht mehr gefesselt, sie war frei, sie war todt.

Ihr Schatten war weiß gekleidet und trug einen weißen Schleier auf dem Haupte. Sie kam langsam auf ihn zu, ihre Blicke waren zu den Wolken gerichtet. Die geisterhafte Ziege folgte ihr. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren schwer, wie der Stein, auf dem sie standen. Bei jedem Schritte, den die Erscheinung vorwärts that, that er einen zurück. Das war Alles, was er vermochte. So trat er unter die dunkle Wölbung der Treppe zurück. Todesfurcht ergriff ihn bei dem Gedanken, daß ihm das Gespenst auch dahin folgen könne.

Die Erscheinung trat bis dicht an die Pforte, blieb einige Augenblicke stehen und ging dann langsam vorüber. Sie erschien ihm noch einmal so groß als im Leben, er hatte sie gesehen, ihr Hauch hatte ihn angeweht.

Nachdem sie vorüber war, stieg er langsam die Stufen hinab, eben so langsam, als sie geschritten war, stieren Blickes, mit emporstehenden Haaren, immer noch die ausgelöschte Lampe in der Hand tragend, nicht mehr lebend, selbst ein Gespenst. Als er so die Stufen hinabschritt, hörte er die lachende höhnende Stimme, eines Geistes: »Es schwebte ein Geist an mir vorüber, und sein Hauch berührte meine Stirne, und die Haare meines Hauptes standen mir zu Berge.«

IX.

Das Herz einer Mißgestalt.

Im Mittelalter hatte jede Stadt in Frankreich bis zu Ludwig **XII.** ihre Asyle. Diese Zufluchtsörter waren, bei der Sündfluth der Strafgesetze und barbarischen Jurisdiktionen jener Zeit, eine Art Inseln, die sich über der Oberfläche der menschlichen Justiz erhoben. Jeder Verbrecher, der an ihnen anlandete, war gerettet. Es gab in einem Bezirke fast eben so viele Zufluchtsörter als Galgen. Neben dem Mißbrauche der Strafen bestand der Mißbrauch der Straflosigkeit, damit ein Uebel dem anderen abhelfe. Die Paläste der Könige und Prinzen, besonders aber die Kirchen hatten das Recht des Asyls. Bisweilen machte man eine ganze Stadt auf einige Zeit zu einem Zufluchtsort, um sie wieder zu bevölkern. So wurde im Jahre 1467 von Ludwig **XI.** Paris zum Asyl erklärt.

Sobald einmal der Verbrecher die Schwelle des Asyls betreten hatte, war seine Person heilig und unverletzlich; aber er mußte sich wohl hüten, den Zufluchtsort zu verlassen. Bei dem ersten Schritte außerhalb desselben fiel er der Strenge des Gesetzes wieder anheim. Schwert, Galgen und Rad hielten Wache um das Asyl und hatten stets ein offenes Auge auf das Opfer, das der Gerechtigkeit entgangen war. Man sah junge Verbrecher, deren Haare in dem Kreuzgang eines Klosters, auf der Treppe eines Palastes, unter dem Pfeiler einer Kirche ergrauten. Das Asyl war ein Gefängniß wie jedes andere. Es geschah bisweilen, daß ein feierlicher Beschluß des Parlaments das Asyl verletzte und den Verbrecher wieder der Hand des Henkers überlieferte, aber dies war selten. Wehe aber dem, der ohne einen Beschluß des Parlaments mit bewaffneter Hand in das Asyl drang! Man kennt den Tod Roberts von Clermont, Marschalls von Frankreich, und

Jakobs von Chalons, Marschalls von Champagne, und doch handelte es sich hier nur um einen gewissen Perrin Marc, den Lehrling eines Wechslers, einen gemeinen Mörder; aber die beiden Marschälle hatten die Thore der Kirche von Saint – Mery gewaltsam erbrochen, und darin lag das Ungeheure des Verbrechens.

Die Zufluchtsstätten waren in der öffentlichen Meinung so geheiligt, daß nach der Tradition bisweilen selbst die Thiere sie achteten und nicht zu überschreiten wagten. So erzählt Aymoin, daß ein Hirsch, den König Dagobert jagte, sich zum Grabmal des heiligen Dionysius flüchtete, und daß die ihn verfolgende Meute aus Scheu vor der geheiligten Stätte ihn nicht dahin zu verfolgen wagte, sondern bellend vor dem Asyl stehen blieb.

In den Kirchen war gewöhnlich für die Verbrecher, die der Strafe des Gesetzes entgangen waren, eine Zelle eingerichtet. In der Liebfrauenkirche befand sich diese Zelle auf der obersten Galerie. Hieher hatte Quasimodo in seinem triumphirenden Laufe Esmeralda niedergesetzt. So lange dieser Lauf dauerte, fühlte das halb ohnmächtige Mädchen weiter nichts, als daß sie sehr schnell, durch die frische freie Luft schwebend davon getragen wurde. Von Zeit zu Zeit vernahm sie ein schallendes Gelächter, Quasimodo's donnernde Stimme tönte in ihr Ohr, sie öffnete die Augen, erblickte unter sich die tausend Dächer von Paris und über sich des Zwergs häßliches, von Freude strahlendes Gesicht. Jetzt schloß sie die Augen wieder, ihr träumte, daß Alles vorüber sei, daß man sie während ihrer Ohnmacht hingerichtet habe, und daß jetzt ein mißgestalteter Geist in eine unbekannte Welt sie hinübertrage. Sie schloß die Augen fester, um ihn nicht zu sehen.

Als aber jetzt der Glöckner der Liebfrauenkirche sie athemlos in der Zelle niederlegte, als sie fühlte, wie seine plumpen Fäuste die Bande lösten, welche sie gefesselt hielten, empfand sie jenen plötzlichen Stoß, der die Seefahrer aufweckt, wenn mitten in einer finstern Nacht ihr Schiff auf den Grund stößt. Ihre Gedanken erwachten wieder und reihten sich aneinander. Sie blickte um sich und sah, daß sie in der Liebfrauenkirche war; sie erinnerte sich, daß man sie der Hand des Henkers entrissen hatte, daß Phöbus noch lebte, daß er sie nicht mehr liebte, und da diese beiden Gedanken, deren einer den andern verbitterte, sich zumal ihrem Geiste

darstellten, so wandte sie sich zu Quasimodo, der in seiner zwerghaften Gestalt vor ihr stand, mit der Frage: »Warum hast Du mich gerettet?«

Der Zwerg betrachtete sie ängstlich und suchte zu errathen, was sie zu ihm sagte. Sie wiederholte ihre Frage. Jetzt warf er ihr einen unendlich traurigen Blick zu und floh davon. Sie blieb erstaunt zurück.

Bald darauf kam er wieder und warf ihr ein Päckchen zu Füßen. Es waren Kleidungsstücke, welche mildthätige Weiber auf der Schwelle der Kirche für sie niedergelegt hatten. Jetzt wendete sie die Augen auf sich selbst, sah sich halb nackt und erröthete. Ihr Leben kehrte zurück.

Quasimodo schien ein Mitgefühl dieser Scham zu haben. Er bedeckte sein Auge mit seiner breiten Faust und entfernte sich, aber mit langsamen Schritten.

Esmerakda kleidete sich schnell an, es war ein weißes Kleid, mit einem weißen Schleier, das ihr Quasimodo gebracht hatte. Kaum war sie angezogen, so kehrte der Zwerg zurück. Er trug einen Korb in dem einen und eine Matratze in dem anderen Arm. In dem Korbe war eine Bouteille, Brod und andere Nahrungsmittel. Quasimodo setzte den Korb zur Erde nieder und sagte: »Iß!« Er breitete die Matratze auf den Boden aus und sagte: »Schlafe!«

Es war sein eigenes Essen, sein eigenes Bett, das der arme Glöckner der Liebfrauenkirche ihr gebracht hatte. Die Aegypterin hob ihre Augen zu ihm empor, um ihm zu danken, konnte aber kein Wort hervorbringen, so scheußlich erschien ihr sein Anblick. Sie schauderte vor Abscheu und blickte zur Erde nieder.

Der Zwerg verstand sie und sagte traurig: »Ich ekle Dich an. Ich bin freilich sehr häßlich. Blicke nicht auf mich, höre mich bloß an. Den Tag über bleibe hier, bei Nacht kannst Du Dich in der Kirche ergehen. Verlaß aber dieses Gotteshaus nicht, weder bei Tag noch bei Nacht; Du wärest verloren. Man würde Dich tödten, und ich würde sterben.«

Esmeralda, tief erschüttert, erhob das Haupt, um ihm zu antworten. Der Zwerg war verschwunden. Sie fand sich allein und dachte über die

sonderbaren Worte dieses ungestalteten Wesens nach. Der Ton seiner Stimme, der so rauh und doch so sanft war, tönte in ihren Ohren nach.

Nun sah sie sich in ihrer Zelle um; sie war nicht über sechs Quadratfuß groß und eine kleine Oeffnung diente ihr als Fenster. Durch die Lucke erblickte sie die Dächer der unermeßlichen Hauptstadt unter sich, und aus den Kaminen stieg der Rauch von ganz Paris zu ihr empor. Hier nun war sie, die arme Zigeunerin, das verlassene Findelkind, die zum Tode Verurtheilte, das unselige Geschöpf, ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Heimath.

Als nun das ganze Gewicht ihrer Verlassenheit auf ihr lastete, drängte sich ein haariger Kopf an ihre Kniee, zwischen ihre Hände, Sie zitterte, denn Alles erschreckte sie jetzt, sie blickte auf. Es war die arme Ziege, die muntere Djali, die ihr nachgelaufen war, als Quasimodo die Henkersknechte zu Boden schlug. Seit einer Stunde schon saß sie zu den Füßen ihrer Herrin und liebkoste sie, ohne einen Blick von ihr erlangen zu können. Jetzt nahm Esmeralda sie zärtlich in ihre Arme.

»Djali,« sagte sie, »ich konnte dich vergessen, und du denkst immer an mich! Nein, du bist nicht undankbar, du allein nicht.«

Diese Worte erleichterten ihr Herz, und ein Strom von Thränen entrann ihren Augen. Je heftiger und je länger sie floßen, um so leichter ward ihre Brust,

Um Mitternacht fand sie die Nacht so schön, das Licht des Mondes so sanft, daß sie auf der Galerie hin und her ging. Hier erschien sie dem erschreckten Priester als Gespenst, Sie selbst sah ihn nicht und fühlte einigen Trost in ihrem Elende, so ruhig und erhaben schien ihr die Erde von dieser Höhe aus betrachtet. Am andern Morgen erwachte sie neu gestärkt, sie hatte zum erstenmale, seit langer Zeit, wieder ruhig geschlafen. Ein freudiger Strahl der Sonne drang durch die Oeffnung in ihre Augen. Zugleich erblickte sie durch die nämliche Oeffnung einen Gegenstand, der sie erschreckte, das häßliche Gesicht des Zwergs. Unwillkürlich schloß sie die Augen wieder, aber vergebens, die Maske des Gnomen schwebte ihr immer im Geiste vor. Jetzt vernahm sie eine rauhe, aber traurig sanfte Stimme: »Fürchte Dich nicht. Ich bin Dein Freund. Ich wollte Dich nur

schlafen sehen. Oder ist es Dir zuwider, wenn ich Dich schlafend erblicke? Du siehst mich ja nicht, wenn Du die Augen geschlossen hast! Jetzt aber gehe ich. Ich bin schon hinter der Mauer, Du kannst die Augen wieder öffnen.«

Diese Worte klangen traurig, noch trauriger aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden. Die Aegypterin öffnete gerührt ihre Augen. Der Zwerg war verschwunden. Sie blickte durch die Oeffnung und sah den armen Buckligen, in eine Ecke der Mauer gedrückt, voll Schmerz und Ergebung in sein hartes Schicksal. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um den Widerwillen zu überwinden, den er ihr einflößte.

»Komm!« sagte sie mit sanfter Stimme.

Der Taube sah ihre Lippen sich bewegen und glaubte, daß sie ihn fortgehen heiße. Er ging hinkend, langsam, traurig, mit gesenktem Haupte und wagte keinen Blick zu ihr zu erheben.

»So komm doch!« rief sie ihm nach.

Er hörte sie nicht und ging weiter. Jetzt stürzte sie aus der Zelle, lief ihm nach und faßte ihn am Arme. Als er sich von ihr berührt fühlte, zitterte der Zwerg an allen Gliedern. Er hob sein bittendes Auge zu ihr empor, und da er sah, daß sie ihn zurückführte, strahlte sein Gesicht von Freude und Zärtlichkeit. Sie lud ihn in ihre Zelle ein, aber er blieb auf der Schwelle stehen.

»Nein, nein,« sprach er, »die Nachteule gehört nicht in das Nest der Lerche.«

Jetzt ließ sie sich mit Grazie auf ihr Lager nieder; die Ziege war eingeschlafen und lag zu ihren Füßen. Beide blieben einige Minuten still und unbeweglich, der Zwerg so vieler Schönheit, das Mädchen dieser vollendeten Häßlichkeit gegenüber. Mit jedem Augenblicke erschien ihr der häßliche Zwerg häßlicher. Sie konnte kaum begreifen, daß es ein so mißgestaltetes Wesen geben könne. Aber über diese ganze Figur war eine so sanfte Trauer verbreitet, daß sie sich mit ihr befreunden mußte.

Der Zwerg brach zuerst das Stillschweigen: »Du hast mich zurück gerufen?«

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte: »Ja!«

Er verstand dieses Zeichen und erwiederte zaudernd: »Ach, leider! Ich bin auch taub!«

»Armer Mensch!« rief sie mit einem Ausdruck mitleidigen Wohlwollens.

Ein schmerzliches Lächeln verzog das Gesicht des Zwergs. »Nicht wahr,« sagte er traurig, »sonst fehlte mir nichts mehr! Ja, ich bin auch taub. So hat mich Gott geschaffen. Es ist schrecklich, und Du, Du bist so schön!«

Es lag in der Stimme des Unglücklichen ein so tiefes Gefühl seines Elends, daß sie ihm kein Wort zu erwiedern vermochte. Der Taube hätte es ja auch nicht gehört.

»Noch nie,« fuhr er betrübt fort, »lastete meine Mißgestalt so schwer auf mir als jetzt. Ich sehe Dich an, und ich bin ein Ungeheuer neben Dir, Du bist ein Sonnenstrahl, der glänzende Thautropfen auf einer aufbrechenden Rose, die Stimme eines Singvogels. Ich, ich bin ein Ungeheuer, weder Mensch noch Thier, mißgestalteter als ein Kieselstein, den man unter die Füße tritt.«

Er lachte, und dieses Lachen war herzzerreißend.

»Ja,« fuhr er fort, »ich bin taub, aber Du kannst durch Zeichen mit mir reden. Ich habe einen Herrn, der so mit mir spricht. Jeder Deiner Blicke, jede Bewegung Deiner Lippen wird mir Deinen Willen ankündigen.«

Das Mädchen fragte lächelnd: »Warum hast Du mich gerettet?«

Der Zwerg betrachtete sie aufmerksam, während sie sprach: »Ich verstehe Dich, Du fragst mich, warum ich Dich gerettet habe. Du hast den Elenden vergessen, der Dich in jener Nacht entführen wollte. Am andern Tage warst Du es, Du allein, die sich des Lechzenden auf dem Pranger erbarmte. Dein Mitleid hat mir einen Tropfen Wasser gereicht, und den will ich Dir mit

meinem Leben bezahlen. Du hast jenen Unglücklichen vergessen, er denkt daran.«

Sie hörte ihm mit Wehmuth zu. Eine Thräne stand in dem Auge des Zwergs, er ließ sie nicht zur Erde fallen, sondern verschluckte sie.

»Höre,« fuhr er fort, »hier sind sehr hohe Thürme. Wer da hinabfällt, ist todt, ehe er das Pflaster berührt. Wenn Du willst, daß ich mich hinabstürze, so sprich ein Wort, winke nur mit den Augen.«

Der Zwerg wendete sich, um zu gehen. So unglücklich sie selbst war, so fühlte sie doch Mitleid für dieses seltsame Wesen. Sie gab ihm ein Zeichen, zu bleiben.

»Nein, nein,« erwiederte er, »hier ist nicht mein Ort, Du wendest nur aus Mitleid Deine Augen nicht von mir ab. Ich gehe in einen Winkel, wo Du mich nicht siehst, und von dem ich Dich sehen kann.«

Mit diesen Worten zog er eine kleine metallene Pfeife aus seiner Tasche: »Hier, wenn Du meiner bedarfst, wenn Du mich sehen willst, so nimm diese Pfeife zur Hand, ich bin taub, aber ihr gellender Ton dringt durch meine Ohren.«

Der Zwerg legte die Pfeife auf den Boden nieder und ging.

X.

Sandstein und Krystall.

Ein Tag verlief nach dem andern. Die Ruhe kehrte allmählig in Esmeralda's Seele zurück. Uebermaß des Schmerzes und Uebermaß der Freude dauern nur kurze Zeit. Alle Extreme widerstreiten dem menschlichen Herzen. Das arme Mädchen hatte so viel gelitten, daß sie selbst nur mit Staunen daran denken konnte. Mit der Sicherheit war die Hoffnung in ihr Herz zurückgekehrt. Sie war von der menschlichen Gesellschaft, vom Leben ausgestoßen, aber sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß ihre Rückkehr in diese nicht unmöglich sei. Sie glich einer Todten, die in ihrem Sarge den Schlüssel der Auferstehung hat.

Nach und nach wichen alle die furchtbaren Bilder von ihr, welche sie so lange umgeben hatten: Pierrat Torterue, Jakob Charmolue, selbst der Priester. Alle diese Schreckgestalten traten in ihrem Geiste in den Hintergrund, und Phöbus, ihr Phöbus lebte! Sie wußte es gewiß, sie hatte ihn mit eigenen Augen gesehen. Phöbus Leben war ihr eigenes, war ihr Alles. Nachdem sie in ihrem Elende Alles verloren hatte, war ihr nur Eines geblieben, was ihren sinkenden Geist aufrecht hielt: die Liebe für den Geliebten ihres Herzens. Die Liebe ist ein Baum, sie wurzelt tief in unserem Inneren und stirbt nicht ab, bis das Herz in Trümmer fällt. Und, wunderbar, je blinder die Liebe ist, je weniger sie sich selbst Rechenschaft über ihre Leidenschaft geben kann, um so fester hält sie.

Esmeralda dachte nicht ohne bittere Gefühle an ihren Phöbus. Er hatte sich allerdings täuschen lassen, aber wie konnte er es nur für möglich halten, wie konnte er glauben, daß ein Dolchstich von der kommen sollte, die tausend Leben für ihn hingegeben hätte? Aber freilich hatte sie ja ihr Verbrechen selbst gestanden, sie hatte sich auf der Folter als seine Mörderin bekannt. Sie hätte sich lieber Glied um Glied entreißen lassen sollen, als dieses Wort. Die ganze Schuld lag demnach an ihr. Konnte sie ihren Phöbus nur ein einziges Mal, nur eine Minute lang sehen, so würde es bloß eines Blicks, eines Wortes aus ihrem Munde bedürfen, um ihn zu enttäuschen und in ihre Arme zurückzuführen. Sie zweifelte nicht daran, daß ihr dies gelingen würde. Sie machte sich noch allerlei andere Gedanken: Wie kam Phöbus gerade an jenem unseligen Morgen auf diesen Balkon? Wer war das

junge Mädchen, das neben ihm stand? Ohne Zweifel seine Schwester, überredete sie sich, weil sie glauben wollte und mußte, daß Phöbus sie immer noch und nur sie allein liebe. Er hatte es ihr ja geschworen, und was bedurfte ihre leichtgläubige Unschuld weiter Zeugniß? Sie wartete also und hoffte.

Wenn das Andenken an Phöbus ihr einige Zeit übrig ließ, dachte sie bisweilen an Quasimodo. Der Zwerg war das einzige Band, das sie noch mit Menschen, mit lebenden Wesen verknüpfte. Die Unglückliche war noch mehr von der Welt ausgestoßen, als der bucklige Glöckner der Liebfrauenkirche. Sie begriff das Wesen des seltsamen Freundes nicht, den ihr der Zufall gegeben hatte. Oft warf sie sich ihren Mangel an Dankbarkeit vor, aber sie konnte sich nicht an seine Mißgestalt gewöhnen, er war allzu häßlich.

Sie hatte das Pfeifchen, das er ihr gegeben, am Boden liegen lassen, ohne jemals Gebrauch davon zu machen. Gleichwobl kam Quasimodo in den ersten Tagen von Zeit zu Zeit ungerufen. Sie gab sich alle Mühe, ihren Widerwillen und Ekel zu verbergen, wenn er ihr den Korb mit Lebensmitteln oder den Wasserkrug brachte; aber es entging ihm keine ihrer Bewegungen, und dann entfernte er sich traurig,

Einmal kam er, als sie gerade Djali liebkoste. Er sah einen Augenblick der reizenden Gruppe gedankenvoll zu, schüttelte dann seinen dicken Kopf und sagte: »Mein Unglück ist, daß ich noch zu sehr dem Menschen gleiche. Ich möchte ganz Thier sein, wie diese Ziege.«

Esmeralda sah ihn verwundert an.

»Oh! ich weiß wohl warum,« sagte der Zwerg und ging.

Ein andermal kam er unter die Thüre ihrer Zelle (in welche er niemals hineinging), als gerade Esmeralda eine alte spanische Ballade sang, deren Worte sie zwar nicht verstand, die aber in ihrem Ohre geblieben war, weil die Zigeunerinnen sie ihr von Jugend auf beigebracht hatten. Beim Anblick des häßlichen Zwergs, der sie so plötzlich überraschte, unterbrach Esmeralda den Gesang mit einer Geberde unwillkürlichen Abscheu's.

Quasimodo fiel auf die Kniee nieder und faltete mit einem bittenden Blicke seine plumpen unförmlichen Hände.

»Oh!« sagte er schmerzlich, »jage mich nicht fort und singe weiter.«

Sie wollte ihn nicht betrüben und begann, obwohl zitternd, aufs Neue ihre Romanze. Nach und nach verschwand ihr Schrecken, und sie gab sich ganz dem Eindruck der melancholischen Weise hin, welche sie sang. Der Zwerg blieb die ganze Zeit über, wie im Gebet, mit gefalteten Händen auf den Knieen liegen, aufmerksam, kaum athmend, den Blick fest auf ihre Augen gerichtet. Man hätte glauben sollen, daß er ihren Ge- sang mit den Augen höre.

Ein andermal kam er zu ihr mit einem linkischen und schüchternen Wesen. »Höre,« sprach er, »ich habe Dir etwas zu sagen.«

Esmeralda gab ihm ein Zeichen, daß sie höre. Jetzt seufzte der Zwerg, öffnete seine Lippen, wollte reden und konnte nicht; sah ihr in's Gesicht, machte eine verneinende Bewegung des Hauptes, legte die Stirne in die Hand und entfernte sich langsam. Das Zigeunermädchen sah ihm verwundert nach, sie begriff ihn nicht.

Eines Morgens blickte Esmeralda von der Galerie auf den Platz hinab. Quasimodo stand hinter ihr; er pflegte sich so zu stellen, um ihr so viel als möglich den Anblick seiner häßlichen Gestalt zu ersparen. Plötzlich zitterte das Mädchen, ihre Augen blitzten, sie breitete die Arme gegen den Platz aus und schrie: »Phöbus! komm, komm! Ein Wort, nur ein einziges Wort, im Namen des Himmels! Phöbus! Phöbus!« Ihre Stimme, ihr Gesicht, ihre Geberden, Alles an ihr hatte den herzzerreißenden Ausdruck eines Schiffbrüchigen, der ein am fernen Horizont im Strahl der Sonne vorüberfliegendes Schiff um Hülfe anruft.

Quasimodo blickte auf den Platz hinab und sah, daß der Gegenstand dieser wahnsinnigen Zärtlichkeit ein junger Ritter war, der in glänzender Rüstung über den Platz ritt, sein Pferd bäumen ließ und die Lanze gegen eine schöne Dame senkte, die ihm vom Balkon herab freundlich zulächelte. Der Ritter war allzu entfernt, um die Stimme der Unglücklichen zu hören.

Quasimodo verstand nur allzugut, was ihre Geberden sagten. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust, er wendete das Gesicht ab; sein Herz war angeschwollen von allen den Thränen, die er verschlang. Er griff mit beiden Fäusten krampfhaft auf den Kopf, und als er sie zurückzog, hatte er in jeder eine Handvoll borstiger Haare,

Esmeralda gab im Geringsten nicht auf ihn Acht. Er grinste mit den Zähnen und fagte leise: »Verflucht sei ich auf ewig! So also muß der Mensch gemacht sein, nur schön von außen.«

In diesem Augenblicke schrie Esmeralda in furchtbarer Aufregung: »Er steigt vom Pferde! Er geht in dieses Haus! Phöbus! Phöbus! Er hört mich nicht!«

Der Taube betrachtete sie, er verstand ihre Pantomime. Sein Auge füllte sich mit Thränen, aber er hielt sie gewaltsam zurück. Jetzt faßte er das Mädchen sanft am Aermel. Sie wendete sich um. Er hatte ein ruhiges Wesen angenommen und sagte: »Soll ich ihn Dir holen?«

Esmeralda stieß einen Freudenschrei aus: »Oh! geh, eile, laufe, hole ihn, diesen Ritter! Ich will Dich lieben!«

Mit diesen Worten umfaßte sie seine Kniee. Der Zwerg schüttelte schmerzlich sein Haupt,

»Ich will ihn Dir holen,« sagte er mit schwacher Stimme und stürzte mit großen Schritten der Pforte zu. Als er eilends die Stufen der Treppe hinabstieg, seufzte er, fast zum Ersticken, aus tiefer Brust.

Als er auf den Platz hinabkam, sah er nur noch das Pferd, das an der Pforte des Hauses Gondelaurier angebunden war. Der Reiter war hineingegangen.

Er hob seinen Blick zum Thurm der Kirche empor. Esmeralda stand noch immer auf dem nämlichen Platze in der nämlichen Stellung. Er machte ihr ein trauriges Zeichen mit dem Kopfe und drückte sich dann an eine der Säulen, um hier zu warten, bis Phöbus herauskomme.

Im Hause Gondelaurier war einer jener Festtage, die der Hochzeit vorauszugehen pflegen. Quasimodo sah viele Leute hineingehen, Niemand kam heraus. Von Zeit zu Zeit blickte er nach dem Thurme. Esmeralda war eben so unbeweglich auf dem Platze als er. Ein Reitknecht band das Pferd los und führte es in den Stall,

So verging der ganze lange Tag, Quasimodo an der Säule, Esmeralda auf dem Thurme, Phöbus ohne Zweifel in den Armen seiner Braut.

Die Nacht kam, finster, ohne einen leuchtenden Stern. Quasimodo blickte nach dem Thurme; er sah nur noch den Schimmer eines weißen Gewandes, dann nichts mehr; Alles verschwand in der allgemeinen Dunkelheit.

Alle Fenster des Hauses Gondelaurier beleuchteten sich, Quasimodo blieb auf seinem Posten. Er sah die Lichter in den Häusern umher, eines nach dem andern, anzünden, er sah sie nach und nach bis auf das letzte erlöschen, und wich nicht von der Säule. Nur das Haus Gondelaurier war noch beleuchtet. Mitternacht war vorüber. Quasimodo stand und harrte des Ritters.

Gegen ein Uhr Morgens fingen die Gäste an sich zu entfernen. Quasimodo, hinter der Säule verborgen, sah sie im Schein der Fackeln vorübergehen. Keiner von ihnen war der Ritter.

Der Zwerg war voll düsterer Gedanken. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf in die Luft, wie Leute pflegen, welche Langeweile haben. Da sah er plötzlich die Thüre des Balkons über seinem Haupte sich öffnen. Zwei Menschen traten leise heraus, ein Mann und ein Weib. Quasimodo erkannte in ihnen den Ritter und die junge Dame, die ihn am Morgen vom Balkon gegrüßt hatte. Der Zwerg konnte leicht sehen, daß hier eine verliebte Zusammenkunft stattfand. Er sah ihr mit bitteren Gefühlen zu und fluchte im Herzen seiner Mißgestalt.

Die Scene auf dem Balkon wurde immer zärtlicher und belebter, Die junge Dame schien einen schweren Kampf nur noch schwach zu kämpfen, da öffnete sich plötzlich die Thüre und eine alte Dame trat auf den Balkon. Das liebende Paar war sehr verlegen, die Mutter schwieg weislich, und alle drei kehrten in das Zimmer zurück.

Bald darauf ließ sich der Hufschlag eines Rosses hören, und Phöbus ritt schnell an Quasimodo vorüber. Der Zwerg lief ihm nach und schrie: »Heda! Herr Ritter!«

Der Ritter hielt an: »Was willst Du, Schuft?« fragte er und betrachtete verwundert die zwerghafte Gestalt, die im Schatten der Nacht vor ihm stand.

Quasimodo griff in den Zügel des Rosses und sagte: »Folgt mir, Herr Ritter, es will hier Jemand mit Euch reden.«

»Kreuz und Donner!« fluchte der Hauptmann, »ich habe, glaube ich, diese Nachteule schon irgendwo gesehen. Holla! Meister Isegrimm! Laßt mein Pferd los!«

»Ihr fragt mich, wer Euch sprechen wolle?« fragte der Taube.

»Laß mein Pferd los,« wiederholte der Hauptmann ungeduldig.

Quasimodo, der seinen Widerstand nicht begreifen konnte, rief ihm zu: »Kommt nur, Herr Ritter, ein Mädchen wartet auf Euch, ein Mädchen, das Euch liebt,« fügte er mit Anstrengung hinzu.

»Wenn ich zu allen Mädchen müßte, die mich lieben, hätte ich viel zu thun. Und wenn sie vollends Dir gliche, Du Nachteule! Sage der, die Dich geschickt hat, daß ich mich jetzt heirathe, und daß sie zu allen Teufeln gehen könne.«

»Hört,« schrie Quastmodo, der mit einem einzigen Worte seinen Widerstand zu besiegen hoffte, »hört, Herr Ritter, es ist die Zigeunerin, die mich sendet,«

Dieses Wort machte zwar einen großen Eindruck auf Phöbus, aber nicht denjenigen, den der Taube gewünscht hatte. Der Leser wird sich erinnern, daß Phöbus einige Augenblicke zuvor, ehe Quasimodo die Verurtheilte aus den Händen der Henker befreite, mit Fleur-de-Lys vom Balkon verschwunden war. Seitdem hatte er sich, bei allen seinen Besuchen im Hause Gondelaurier, wohl gehütet, von der Zigeunerin zu reden, deren

Andenken ihm überdies peinlich war; Fleur-de-Lys ihrerseits hielt es nicht für klug, ihm zu sagen, daß die Aegypterin noch lebe. Phöbus hielt demnach die arme Similar für todt und längst begraben. Mitternacht war vorüber, die Nacht dunkel, der Liebesbote glich einem mißgestalteten Teufel aus der Hölle, die Straße war einsam, wie an dem Abend, wo ihm der Knecht Ruprecht erschienen war, sein Pferd schnaubte und zitterte beim Anblicke Quasimodo's: das ging nicht mit rechten Dingen zu.

»Die Zigeunerin!« schrie Phöbus bestürzt. »Kommst Du denn aus der andern Welt?«

Mit diesen Worten legte er die Hand an den Griff seines Schwertes.

»Geschwind, geschwind!« sagte der Taube, der ihn nicht verstand, und zog das Pferd am Zügel.

Der Hauptmann stieß ihn mit der Spitze seines Fußes auf die Brust. Das Auge des Zwergs funkelte, er war im Begriff, sich auf den Ritter zu werfen. Doch faßte er sich schnell, ließ den Zügel los und sagte: »Du weißt nicht, wie glücklich Du bist, daß Dich Jemand liebt!«

Phöbus gab dem Pferd beide Sporen, der Zwerg sah ihm nach und sagte: »Wie ist es möglich, hier nicht zu kommen?«

Quasimodo kehrte in die Kirche zurück, zündete seine Lampe an und stieg die Thurmtreppe hinauf. Er fand Esmeralda noch immer am nämlichen Platze. Sobald sie ihn sah, sprang sie ihm entgegen.

»Allein! Allein!« rief sie mit schmerzlich gerungenen Händen.

»Ich konnte ihn nicht auffinden,« sagte der Zwerg.

»Du hättest die ganze Nacht auf ihn warten sollen,« erwiederte sie ihm zornig.

Der Zwerg sah ihre zornige Geberde und schloß daraus auf den Vorwurf, den sie ihm machte.

»Ich will mir ein anderes Mal mehr Mühe geben,« antwortete er mit niedergeschlagenen Blicken.

»Fort!« rief sie ihm gebieterisch zu.

Er verließ sie. Lieber wollte er ihren Zorn über sich ergehen lassen, als sie betrüben. Er trug seinen Schmerz für sich allein.

Von diesem Tage an sah ihn Esmeralda nicht mehr; er kam nimmer in ihre Zelle. Bisweilen erblickte sie auf dem Gipfel eines Thurmes das traurige Angesicht des Zwergs, das melancholisch auf sie gerichtet war. Sobald sie ihn gewahr wurde, verschwand er.

Sie sah ihn nicht mehr, aber sie fühlte die Gegenwart eines guten Geistes um sich her. Während sie schlief, trug ihr eine unsichtbare Hand ihre Lebensmittel zu. Eines Morgens stand ein Vogelkäfig vor ihrem Fenster. Auf dem Thurme oberhalb ihrer Zelle war eine in Stein ausgehauene Mißgestalt, die ihr Furcht einflößte. Sie hatte dies in des Zwergs Gegenwart geäußert. Eines Morgens war sie verschwunden, die unsichtbare Hand hatte sie zertrümmert. Man konnte nur mit Lebensgefahr zu dieser Bildsäule hinaufsteigen.

Bisweilen, in stiller Nacht, hörte sie, vom Glockenthurm, eine Stimme, die in seltsam trauriger Weise ein Lied sang. Es waren keine Verse, sondern abgerissene Gedanken:

Sieh nicht die Gestalt an,
Blicke auf das Herz, junges Madchen!
In dem schönen Körper des jungen Mannes wohnt kein Herz,
Er hat einen Leib, aber keine Seele.

Junges Mädchen, die Tanne ist nicht schön,
Die Tanne ist nicht schön, wie die Pappel,
Aber ihr Laub ist grün im Winter.

Sterbe, wer nicht schön ist!
Das Schöne kehrt sich dem Schönen zu;
Der Mai hat nichts mit dem Januar zu schaffen.

Die Schönheit ist vollkommen,
Die Schönheit darf Alles.
Wehe der häßlichen Gestalt!

Der Rabe fliegt nur bei Tag,
Die Nachteule nur bei Nacht,
Der Schwan fliegt Tag und Nacht.

Eines Morgens fand sie bei ihrem Erwachen auf der Fensteröffnung zwei Gefäße mit Blumen. Das eine Gefäß war von glänzendem Krystall, aber durchlöchert. Das Wasser war ausgelaufen und die Blumen verwelkt. Das andere Gefäß war ein steinerner Krug, plump und gemein, aber er hatte das Wasser gehalten, und die Blumen darin waren frisch und blühend.

Verstand Esmeralda den Sinn dieser Allegorie, oder nicht, that sie es absichtlich oder zufällig, kurz sie nahm den verwelkten Strauß und trug ihn den ganzen Tag an ihrem Busen. An diesem Tage schwieg die Stimme des Sängers auf dem Thurme.

Das Zigeunermädchen kümmerte sich wenig darum. Sie brachte einen Tag wie den andern hin: sie liebkoste ihre Ziege, sah fleißig nach dem Hause Gondelaurier hinab, dachte an Phöbus und warf den Schwalben auf dem Thurme Brodkrumen hin.

Der arme Zwerg war verschwunden. Sie sah und hörte nichts von ihm. Nachts wachte sie einmal auf und hörte vor ihrer Zelle seufzen. Bestürzt stand sie auf und sah bei dem Schein des Mondes eine unförmliche Masse vor der Thüre ihrer Zelle ausgestreckt: es war Quastmodo, der sich hier auf dem harten Stein gebettet hatte.

XI.

Der Schlüssel zur rothen Thüre.

Inzwischen hatte der Archidiakonus erfahren, auf welche wunderbare Weise die Aegypterin gerettet worden war. Er wußte nicht, wie ihm war, als er diese Nachricht erhielt. Er hatte sich in ihren Tod gefügt. Er war ruhig

geworden, er hatte den bitteren Kelch bis auf die Hefe geleert. Es gibt einen Grad der Verzweiflung, den das menschliche Herz nicht überschreiten kann. Wenn der Schwamm voll ist, kann das Weltmeer über ihm zusammenschlagen, ohne daß er einen Tropfen weiter faßt. Esmeralda war todt, der Schwamm voll, der Priester hatte sich mit der Erde abgefunden. Jetzt lebte sie wieder, Phöbus lebte auch, seine Qualen begannen auf's Neue.

Als er die Nachricht von ihrem Leben erhielt, schloß er sich in seine Zelle ein. Er erschien bei keinem Gottesdienst, er ließ Niemand vor sich, selbst den Bischof nicht. So blieb er mehrere Wochen eingemauert. Man hielt ihn für krank, er war es auch.

Was that er in seiner Einsamkeit? Welche düstere Gedanken umschatteten seinen Geist? Kämpfte er den letzten Kampf mit seiner furchtbaren Leidenschaft? Wollte er sie besiegen, gab er ihr neue Nahrung im Dunkel seiner Zelle? Sann er auf Rache und Tod, wollte er die Beiden, wollte er sich selbst verderben?

Johannes, sein geliebter Bruder, sein verwöhntes Kind, kam einmal an seine Thüre, pochte, beschwor ihn bei allen Heiligen, fluchte bei allen Teufeln, nannte zehnmal seinen Namen; der Priester gab keinen Laut von sich und öffnete nicht.

Er brachte ganze Tage hinter seinem Fenster zu. Von diesem Fenster sah er die Zelle Esmeralda's, sah sie selbst mit ihrer Ziege, bisweilen mit Quasimodo. Er beobachtete die sorglichen Dienste des häßlichen Zwergs, seinen Gehorsam, seine blinde Ergebenheit im Dienste der Aegypterin. Jetzt erinnerte er sich des seltsamen Blicks, den an jenem Abend der Glöckner von seinem Thurme aus auf das tanzende Zigeunermädchen geworfen hatte. Was mochte wohl den Zwerg bewogen haben, sie zu retten? Er war Zeuge von tausend kleinen Scenen zwischen der Zigeunerin und dem Tauben. Die Pantomime derselben, von ferne gesehen und von der Eifersucht commentirt, erschien ihm sehr zärtlich. Der Geschmack der Weiber ist bisweilen sonderbar, er traute nicht. Jetzt erwachte in seinem Geist eine Eifersucht, an die er niemals gedacht hatte, eine Eifersucht, über die er vor sich selbst erröthete. Phöbus, der schöne Phöbus, das war natürlich; aber dieser häßliche Zwerg!

Solche Gedanken marterten ihn Tag und Nacht. Seit er die Zigeunerin wieder lebend wußte, waren die kalten Gedanken an Grab und Tod verschwunden, und die Lust des Fleisches erwachte heftiger als je; er wußte den Gegenstand seiner Leidenschaft so nahe bei sich. Das Bild des reizenden Geschöpfes schwebte ihm wachend und träumend vor.

Der Priester kämpfte lange mit dem Versucher, aber in einer Nacht wallte sein Blut, von der Einbildungskraft erhitzt, so heftig in seinen Adern, daß er ein Oberkleid umwarf und seine Zelle verließ, die Lampe in der Hand tragend, von Leidenschaft berauscht, mit brennendem Auge. Er trug den Schlüssel zur Galerie des Thurmes bei sich.

In dieser Nacht war Gsmeralda sanft eingeschlafen. Sie träumte, wie immer, von ihrem Phöbus. Plötzlich hörte sie ein Geräusch in ihrer Nähe. Sie hatte den Schlaf eines Vogels, ein fallendes Blatt weckte sie. Sie öffnete ihre Augen, die Nacht war sehr dunkel. Der Schein einer Lampe fiel in ihre Zelle, unter der Fensteröffnung erblickte sie ein Gesicht, das sie betrachtete. In diesem Augenblicke wurde das Licht ausgeblasen, aber Esmeralda hatte bereits jenes unselige Gesicht erblickt. Der Schrecken schloß ihr die Augen wieder und sie sagte mit brechender Stimme: »Oh! der Priester!«

Ihre ganze unglückliche Geschichte trat wie ein Blitz vor ihre Seele. Sie fiel erstarrt auf ihr Lager zurück. Gleich darauf fühlte sie längs ihres Körpers eine Berührung, welche sie schaudern machte. Sie fuhr wüthend in die Höhe.

Der Priester hatte sich neben ihr niedergelassen und umschlang sie mit seinen beiden Armen. Sie wollte schreien und konnte nicht.

»Fort, Ungeheuer! Fort, Mörder!« sagte sie mit zitternder, von Zorn und Schrecken erstickter Stimme.

»Gnade! Gnade!« sagte der Priester und bedeckte ihren Hals mit Küssen.

Sie zerraufte ihm die Haare, schlug ihn ins Gesicht, gab ihm durch Wort und That ihren Abscheu zu erkennen. Umsonst, die Sinnlichkeit durchtobte die Adern des Priesters, und er suchte mit Gewalt zu erringen, was ihm die Neigung versagte. Das arme Mädchen war nahe daran, zu unterliegen, da

faßte ihre Hand auf dem Boden etwas Kaltes von Metall. Es war Quasimodo's Pfeife. Sie nahm sie, brachte sie an ihre Lippen und pfiff mit aller ihr noch übrigen Kraft. Die Pfeife gab einen hellen durchdringenden Ton von sich.

»Was ist das?« fragte der Priester.

Gleich darauf fühlte er sich von einer, kräftigen Faust gefaßt. Die Zelle war finster, er konnte nicht genau unterscheiden, wer ihn festhielt, aber er hörte vor Wuth die Zähne knirschen, und sah in der Dunkelheit über seinem Haupte eine breite Klinge blitzen.

Der Priester glaubte die Form Quasimodo's zu erkennen. Es konnte wohl Niemand anders sein, als der Zwerg. Er erinnerte sich, daß er im Hereingehen an einen Klumpen gestoßen hatte, der quer über der Thürschwelle lag. Er hielt seinen aufgehobenen Arm zurück und schrie: »Quasimodo!« Er vergaß in seiner Angst, daß Quasimodo taub war.

In einem Nu war der Priester zu Boden geworfen und fühlte ein schweres Knie über seiner Brust. An diesem krummen Fuße erkannte er, daß es Quasimodo war. Aber was sollte er thun? Wie sollte er sich zu erkennen geben? Der Taube hörte nicht, und die Dunkelheit machte ihn blind.

Er gab sich verloren. Das Zigeunermädchen zeigte kein Mitleid und that nichts, ihn zu retten. Die Klinge über seinem Haupte senkte sich, der kritische Augenblick war da. Plötzlich zauderte sein Gegner, den Streich zu führen. »Kein Blut über sie,« murmelte er vor sich hin.

Es war wirklich Quasimodo's Stimme. Er schleifte den Priester am Fuße außerhalb der Zelle, um ihn dort zu tödten, damit Esmeralda nicht mit Blut bespritzt werde.

Glücklicherweise war kurz zuvor der Mond aufgegangen, und ein schwacher Strahl desselben fiel auf das Gesicht des Priesters. Quasimodo erkannte seinen Herrn, zitterte und ließ ihn los.

Die Aegypterin, die auf die Schwelle ihrer Zelle getreten war, sah mit Staunen schnell die Rollen wechseln. Jetzt drohte der Priester, Quasimodo

flehte. Der Priester überhäufte den Tauben mit Geberden des Vorwurfs und Zorns, und gab ihm ein Zeichen, sich zu entfernen.

Der Taube senkte das Haupt, kniete vor den Eingang der Zelle nieder und sagte mit traurig-ernster Stimme: »Herr, tödte mich, dann thue was Du willst!«

Mit diesen Worten bot er dem Priester sein langes Messer dar. Der Priester, außer sich, griff darnach, aber Esmeralda war schneller als er, sie entriß das Messer den Händen des Zwergs und rief mit entschlossenem Muthe aus: »Komm jetzt, wenn Du es wagst!«

Sie schwang das Messer über ihrem Haupte, der Priester war unschlüssig. Er zweifelte nicht, daß sie ihn niederstoßen würde.

»Ha! Du wagst es nicht, Feigling!« jubelte das Mädchen. Dann fügte sie, wohl wissend, daß sie ihn dadurch am tiefsten verletze, mit triumphirender Stimme hinzu: »Ha! Ich weiß, daß Phöbus nicht todt ist.«

Der Priester warf mit einem gewaltigen Fußtritt den Zwerg zu Boden und ging dann, Wuth im Herzen, die Treppe hinab.

Als er fort war, hob Quasimodo das Pfeifchen auf, das die Aegypterin gerettet hatte, und gab es ihr zurück. »Es wäre fast verrostet,« sagte er, und entfernte sich langsam

Esmeralda sank erschöpft auf ihr Lager und schluchzte. Der Priester war wieder da, das verkündete ihr Unheil.

XII.

Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken.

Seit Peter Gringoire sah, welche Wendung diese ganze Geschichte nahm, und daß es sich hier um den Strick und andere unheimliche Dinge handle, hielt er es für gerathen, aus dem Spiele zu bleiben. Er war im Königreich Kauderwelsch geblieben, in Erwägung, daß dessen Bewohner noch immer die beste Gesellschaft von Paris seien. Die Unterthanen des Königs Clopin

Trouillefou nahmen warmen Antheil an Esmeralda's Schicksal. Peter Gringoire hatte von ihnen erfahren, daß seine Gattin vom zerbrochenen Kruge sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet habe, und das freute ihn von Herzen. Er fühlte jedoch nicht die geringste Versuchung in sich, sie dort zu besuchen; er dachte bisweilen an die kleine weiße Ziege, und das war Alles. Inzwischen machte er den Tag über Kunststücke, damit er zu leben habe, und die Nacht durch schrieb er einen Commentar über des Bischofs von Nojons Werk: **de cuba petrarum.** Diese Beschäftigung hatte ihm einen ausnehmenden Geschmack an der Architektur eingeflößt.

Eines Tages stand er vor der alten Kapelle in der Straße St. Germain-l'Auxerrois und betrachtete die ausgehauenen Figuren. Er befand sich in einem jener genußreichen Momente, wo der Künstler die Welt um sich her vergißt und nur der Kunst lebt. Plötzlich fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter. Er wandte sich um, es war sein alter Herr und Meister, der Archidiakonus.

Peter Gringoire blieb verdutzt stehen. Er hatte den Archidiakonus lange nicht gesehen, und Claude Frollo war einer jener ernsten Geister, deren Anblick einen Poeten und Philosophen leicht erschreckt.

Der Archidiakonus schwieg einige Augenblicke, während welcher Peter Gringoire Muße hatte, ihn zu betrachten. Er fand den Priester sehr verändert: bleich wie ein Wintertag, mit hohlen Augen, die Haare fast weiß.

Der Archidiakonus brach zuerst das Stillschweigen und sagte in einem ruhigen, eiskalten Tone: »Wie befindet Ihr Euch, Meister Peter?«

»Meine Gesundheit!« antwortete Peter Gringoire. »Hm! Hm! Es läßt sich da viel dafür und dawider sagen. Im Ganzen genommen ist sie gut. Ich halte in Allem Maß und Ziel. Ihr wißt ja selbst, nach Hippokrates, das Geheimniß, seine Gesundheit zu erhalten: **Cibi, potus,somni, venus, omnia moderata sint.**«

»Ihr habt also keinen Kummer, Meister Peter?« fragte der Archidiakonus und sah ihm scharf ins Gesicht.

»Meiner Treu! Nein!«

»Und was macht Ihr da?«

»Ich studire diese Bildsäulen, wie Ihr seht.«

Der Priester lächelte bitter: »Und das macht Euch Vergnügen?«

»Das ist das Paradies!« rief Peter Gringoire aus.

»Ihr seid also glücklich?«

»So glücklich als Jemand! Ich liebte zuerst Weiber, dann Thiere, jetzt liebe ich Steine.«

»Wirklich!« sagte der Priester lächelnd, – »und Ihr habt sonst keinen Wunsch?« fügte er hinzu.

»Nein!«

»Auch keinen Kummer?«

»Weder Kummer noch Wunsch. Ich lebe so hin. Das Schicksal tritt manchmal dazwischen. Ich bin ein Pyrrhonischer Philosoph und halte Alles im Gleichgewicht.«

»Und womit verdient Ihr Euer Brod?«

»Ich mache noch hie und da Heldengedichte und Trauerspiele, aber meine Kunst, Pyramiden von Stühlen mit meinen Zähnen zu tragen, wirft mir am meisten ab.«

»Dieses Handwerk ist ziemlich gemein für einen Philosophen.«

»Das gehört zum Gleichgewicht. Wenn man nur *einen* Gedanken hat, schwebt er Einem immer vor.«

»Ich weiß es,« sagte der Archidiatonus bitter.

Nach einer Pause fügte er hinzu: »Ihr führt gleichwohl ein elendes Leben.«

»Elend, aber nicht unglücklich.«

In diesem Augenblicke vernahmen sie den Hufschlag vieler Pferde, und eine Compagnie Bogenschützen, den Anführer an der Spitze, zog an ihnen vorüber.

»Was Ihr für Blicke auf diesen Hauptmann werft!« sagte Peter Gringoire.

»Ich glaube ihn zu kennen.«

»Wie heißt er?«

»Phöbus de Chateaupers, wenn ich nicht irre.«

»Phöbus! Ein seltsamer Name! Es gibt auch einen Phöbus, Graf von Foix, und ich habe ein Mädchen gekannt, das bei keinem andern Namen schwur als –- bei Phöbus.«

»Kommt,« sagte der Priester, »ich habe mit Euch zu reden.«

Seit die Bogenschützen vorübergezogen waren, zeigte sich eine sichtbare Bewegung in den eiskalten Zügen des Priesters. Er ging voran, Peter Gringoire folgte ihm. Er war an blinden Gehorsam gegen dieses Wesen gewöhnt, dessen geistiges Uebergewicht Alle empfanden, die ihm nahten. In der einsamen Bernhardinerstraße blieb der Priester stehen,

»Was habt Ihr mir zu sagen, mein Meister?« fragte Peter Gringoire.

»Findet Ihr nicht,« erwiederte der Archidiakonus wie in tiefen Gedanken, »daß die Kleidung dieser Bogenschützen, welche wir gesehen haben, schöner ist, als die Eurige und die meinige?«

Peter Gringoire schüttelte den Kopf: »Meiner Treu! Da ist mir meine gelbe Jacke lieber, als diese Schuppen von Eisen und Stahl.«

»Ihr habt also diese in Stahl gekleideten Kriegsmänner nie beneidet?«

»Ich wüßte nicht um was. Um ihre Stärke, ihre Waffen und ihre Kriegszucht? Da bleibe ich lieber ein unabhängiger Philosoph in Lumpen.

Der Kopf einer Mücke ist mehr als der Schwanz eines Löwen.«

»Peter Gringoire,« fuhr der Priester fort, »was ist aus der kleinen ägyptischen Tänzerin geworden?«

»Aus der Esmeralda? Wie kommt Ihr jetzt auf die?«

»War sie nicht Eure Frau?«

»Ja, mittelst eines zerbrochenen Krugs. Wir sind auf vier Jahre verheirathet. Ihr denkt also immer noch an die Esmeralda?«

»Und Ihr, denkt Ihr nicht an sie?«

»Selten, ich habe an so viel zu denken! Potztausend! Ich möchte doch die kleine Ziege wieder sehen, sie war gar zu niedlich!«

»Hat Euch nicht diese Zigeunerin das Leben gerettet?«

»Beim Herkules! Ja!«

»Nun, was ist aus ihr geworden? Was wißt Ihr von ihr?«

»Ich kann es nicht genau sagen, es heißt, man habe sie gehängt.«

»Wißt Ihr das gewiß?«

»Gewiß weiß ich es nicht. Als ich sah, daß es sich um den Galgen handle, habe ich meinen Kopf sachte aus der Schlinge gezogen.«

»Ist das Alles, was Ihr von der Sache wißt?«

»Man hat mir auch gesagt, daß sie sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet habe und dort in Sicherheit sei. Das freut mich und ich möchte nur wissen, ob die kleine Ziege auch gerettet ist. Das ist Alles, was ich von der Sache weiß.«

»Ich will Euch mehr sagen,« rief der Priester, und seine Stimme, die bisher ruhig und langsam gewesen war, wurde plötzlich donnernd. »Sie hat

sich wirklich in die Liebfrauenkirche geflüchtet, aber in drei Tagen wird man sie dort abholen und auf dem Grèveplatz hängen. Es liegt ein Parlamentsbeschluß vor.«

»Ei! das thut mir leid.«

Der Priester war wieder ruhig und kalt geworden.

»Wer zum Teufel,« fuhr der Poet fort, »hat sich denn das Vergnügen gemacht, einen Parlamentsbeschluß nachzusuchen? Konnte man denn das Parlament nicht in Ruhe lassen? Was liegt denn daran, ob das arme kleine Ding gehängt wird, oder ob sie bei den Schwalben auf dem Thurme der Liebfrauenkirche wohnt?«

»Es gibt Teufel auf der Welt,« sagte der Priester.

»Ja, das ist recht teufelhafiig,« stimmte Peter Gringoire bei.

Nach einer Pause fuhr der Archidiakonus fort: »Sie hat Euch also das Leben gerettet?«

»Ja, im Königreich Kauderwelsch, wo ich jetzt zu Hause bin. Mein Leben hing nur noch an einem Faden, ich hatte bereits den Strick um den Hals.«

»Wollt Ihr ihr nicht dafür einen Gegendienst leisten?«

»Von Herzen gern, aber ich könnte da in eine saubere Geschichte verwickelt werden.«

»Thut nichts!«

»Ihr seid allzugütig, lieber Herr! Ich muß auch an die zwei großen Werke denken, die ich unter der Feder habe.«

Der Priester schlug sich auf die Stirne. Trotz seiner ruhigen Außenseite gab sich von Zeit zu Zeit, der Sturm in seinem Innern durch eine heftige Geberde kund. »Wie ist sie zu retten?« sagte er für sich,

»Meister,« erwiederte Peter Gringoire, »hier spreche ich: **Il padelt.** Das ist türkisch und heißt: *Setze auf Gott deine Hoffnung!«*

»Wie ist sie zu retten?« wiederholte der Priester.

Jetzt schlug sich Peter Gringoire auf die Stirne und sprach: »Hört, Meister, ich bin ein Dichter und habe Phantasie. Ich werde tausend Mittel und Wege finden, sie zu retten. Wie wäre es, wenn man bei dem König ihre Begnadigung nachsuchte?«

»Ludwig **XI.**! Begnadigen!«

»Warum denn nicht?«

»Nimm dem Tiger seine Knochen!«

Peter Gringoire spannte seine Einbildungskraft auf die Folter; um eine neue Lösung der Frage zu finden: »Wie wäre es, wenn ich als Gatte vor den geschwornen Hebammen erklärte, daß sie schwanger sei?«

»Schwanger! was weißt Du davon?« fragte der Priester mit gerunzelter Stirne und flammendem Auge,

Peter Gringoire erwiederte erschrocken: »Ich! Ich weiß gar nichts! Unsere Ehe ist ein wahres **Forismaritagium** gewesen. Ich bin vor der Thüre geblieben. Man würde jedoch dadurch einen Aufschub erlangen.«

»Thöricht! Schimpflich! Schweig!«

»Ihr zürnt mit Unrecht,« murmelte Peter Gringoire. »Man gewinnt einen Aufschub, das schadet Niemand und trägt den Hebammen, die arme Weiber sind, vierzig Heller ein.«

Der Priester hörte nicht auf ihn. »Sie muß gerettet werden!« murmelte er vor sich hin, »In drei Tagen wird der Parlamentsbeschluß vollzogen. Und wenn das auch nicht wäre, dieser Quasimodo! die Weiber haben doch einen sehr entarteten Geschmack!«

Jetzt wendete sich der Archidiakonus mit erhobener Stimme zu dem Dichter: »Meister Peter, es gibt nur ein Mittel, sie zu retten.«

»Welches? mir steht der Verstand stille.«

»Hört, Meister Peter, denkt fleißig daran, daß sie Euch das Leben gerettet hat. Ich will Euch offen meine Gedanken sagen. Die Kirche wird Tag und Nacht bewacht, und man läßt nur diejenigen hinausgehen, die man hineingehen sah. Der Eingang ist Euch also erlaubt, Ihr kommt und ich führe Euch zu ihr. Dann wechselt Ihr die Kleider mit ihr, Ihr gebt ihr Euren Rock und Ihr zieht ihre Kleider an.«

»Ganz recht bis jetzt, und was weiter?« fragte der Philosoph.

»Was weiter? Sie verläßt mit Euern Kleidern die Kirche und Ihr bleibt darin zurück. Man wird Euch vielleicht hängen, aber sie ist gerettet.«

Der Poet kratzte sich hinter den Ohren. Der unerwartete Vorschlag des Archidiakonus überzog sein offenes, glückseliges Dichtergesicht mit schwarzen Wolken. »Hm!« sagte er ernst, »das ist eine ganz nagelneue Idee, die mir nie in den Sinn gekommen wäre.«

»Nun, Meister Peter, was sagt Ihr zu diesem Rettungsmittel?« fragte der Archidiakonus.

"Ich sage, mein Meister, daß man mich nicht vielleicht, sondern ganz gewiß hängen wird,«

»Das macht nichts zur Sache.«

»Den Teufel auch,« sagte Peter Gringoire.

»Sie hat Euch das Leben gerettet. Es ist eine heilige Schuld, die Ihr bezahlt.«

»Ja, wenn ich alle meine Schulden bezahlen müßte!«

»Meister Peter, es muß durchaus sein,« sagte der Priester gebieterisch.

»Hört, mein Herr und Meister,« erwiederte der bestürzte Poet, »Ihr seid für diese Idee eingenommen und Ihr habt wahrlich Unrecht. Ich weiß in der That nicht, warum ich mich für einen Andern sollte hängen lassen.«

»Was fesselt Euch denn so sehr an das Leben?«

»Ach! tausend Dinge!«

»Und was, wenn es gefällig ist?«

»Was? die Luft, der Himmel, der Morgen, der Abend, die Sonne, der Mond, meine guten Freunde im Königreich Kauderwelsch, und dann muß ich ja noch drei große Bände über die Architektur schreiben. Es fällt mir jetzt nicht Alles ein, was ich noch auf dieser Welt zu thun habe. Anaxagoras sagte, daß er auf der Welt sei, um die Sonne zu bewundern. Und dann bin ich so glücklich, alle meine Tage, vom Morgen bis zum Abend, mit einem geistreichen Manne zuzubringen. Dieses Genie bin ich, und wir unterhalten uns vortrefflich.«

»Strohkopf!« murmelte der Archidiakonus. »Sprich, wem dankst Du dieses Leben, das Du so angenehm findest? Wer hat es Dir erhalten? Wem dankst Du es, daß Du diese Luft noch athmest, diesen Himmel noch siehst, und Deinen Gänsekopf noch mit abgeschmackten Dingen anfüllen kannst? Wo wärest Du ohne sie? Du willst die sterben lassen, durch die Du lebst? Dieses reizende, sanfte, anbetungswürdige, mehr als göttliche Geschöpf, das der Welt so unentbehrlich ist, als die Sonne, soll sterben, damit Du lebst, Du gelehrter Esel, Du Schein von einem Ding, Du vegetirendes Wesen, das keinen eigenen Gedanken zu fassen vermag! Fort, Du bist so unnütz auf der Welt, als ein Talglicht, das am hellen Mittag brennt.«

Der Priester war immer heftiger geworden. Peter Gringoire hörte ihm Anfangs mit einem unschlüssigen Wesen zu, allmählig wurde er weich, und zuletzt machte er eine tragische Grimasse, wie ein kleines Kind, das Bauchgrimmen hat.

»Ach, wie pathetisch!« sagte er und trocknete sich eine Thräne ab. »Je nun, in Gottes Namen, ich will mich darüber besinnen. Es ist freilich ein seltsamer Gedanke, den Ihr da gefaßt habt, und wer weiß, vielleicht lassen

sie mich ungehängt. Wer freit, heirathet nicht immer. Vielleicht lachen sie sich halb todt, wenn sie mich da in der Zelle in Weiberkleidern sitzen sehen. Und wenn sie mich auch hängen, je nun, der Strick ist ein Tod wie ein anderer, oder nein, daß ich recht sage, er ist kein Tod wie ein anderer. Er ist ein Tod, des Weisen würdig, der sein ganzes Leben oscillirt hat, ein Tod, der weder Fisch noch Fleisch ist, wie der Geist des wahren Skeptikers, ein Tod voll Pyrrhonismus und Schwanken, ein Tod, der die Mitte hält zwischen Himmel und Erde, der Tod eines Philosophen, zu dem ich vielleicht von Anbeginn bestimmt war. Wie schön ist es doch zu sterben, wie man gelebt hat!«

Der Priester unterbrach ihn: »Wir sind also einig?«

»Was ist der Tod, wenn man es recht erwägt?« fuhr Peter Gringoire in seiner philosophischen Ueberspannung fort. »Ein schlimmer Augenblick, der Zoll des Lebens, der Uebergang von Wenig zu Nichts. Als Jemand Cercidas aus Megalopolis fragte, ob er gerne sterbe, antwortete er: Warum nicht? Nach meinem Tode komme ich zu allen großen Männern der Vorzeit, ich werde Pythagoras unter den Philosophen, Hecatäus unter den Historikern, Homer unter den Poeten, Orpheus unter den Musikern sehen.«

Der Archidiakonus reichte ihm die Hand hin und sagte: »Es ist also richtig, Du kommst morgen?«

Diese Frage führte den armen Dichter aus seiner philosophischen Exaltation schnell in die wirkliche Welt zurück.

»Kommen? meiner Treu, nein!« sagte er mit dem Tone eines Menschen, der aus einem Traum erwacht. »Mich hängen lassen, da wäre ich ein rechter Narr.«

»So lebe wohl für jetzt!« sagte der Priester finster. »Ich werde Dich wieder finden!« fügte er grinsend hinzu.

»Das ist ein Teufel von einem Menschen, und er will mich wieder finden!« murmelte der Poet für sich und lief ihm angstvoll nach.

»Herr Archidiakonus, verehrtester Herr und Meister, nur keine Feindschaft zwischen alten Freunden! Laßt doch ein vernünftiges Wort mit Euch reden! Ihr nehmt Antheil an diesem Mädchen, an meiner Frau, wollte ich sagen, Alles wohl und gut. Ihr habt da eine Kriegslist ersonnen, um sie aus der Liebfrauenkirche zu retten, aber Euer Mittel ist für mich, Peter Gringoire, erschrecklich unangenehm. Wenn ich nun ein anderes Mittel wüßte? Es ist mir eben ein sehr lichtvoller Gedanke gekommen, eine wahre Inspiration. Wenn ich nun ein Auskunftsmittel gefunden hätte, sie aus ihrer schlimmen Lage zu ziehen, ohne meinen Hals mit der geringsten Schleife eines Stricks in Berührung zu bringen, was würdet Ihr dazu sagen? Würde Euch dieses Mittel genügen, oder ist es durchaus nothwendig, um Euch zufrieden zu stellen, daß ich gehängt werde?«

Der Priester riß vor Ungeduld die Knöpfe seines Rockes ab: »Ueberströmender Dummkopf! Welches ist Dein Mittel?«

»Ja,« fuhr Peter Gringoire, zu sich selbst sprechend, fort und berührte seine Nase mit dem Zeigefinger, »so, jetzt habe ich es! ... Im Königreich Kauderwelsch gibt es wackere Leute. Aegyptenland liebt sie... Ein Wort, und sie erheben sich alle wie Ein Mann. Nichts leichter als das... In der allgemeinen Verwirrung entführt man sie... Morgen Abend... Das wird ihnen gerade gelegen kommen!«

»Das Mittel, sprich!« sagte der Priester heftig und schüttelte ihn.

Peter Gringoire wandte sich mit Majestät in Blick und Haltung zu dem Archidiakonus: »Nicht so ungestüm, Ihr seht ja, daß ich eben combinire,«

Der Poet nahm noch einige Augenblicke eine nachdenkliche Miene an, dann klatschte er sich selbst Beifall und rief: »Bewunderungswürdig! Unfehlbar!«

»Das Mittel!« wiederholte der Archidiakonus zornig.

Peter Gringoire strahlte von innerer Freude: »Kommt, ich will Euch das ganz leise anvertrauen. Es ist eine herrliche Gegenmine, die uns alle aus der Sache ziehen wird. Beim Himmel! jetzt soll mir wieder Jemand kommen

und mich einen Dummkopf heißen! Daß ich nicht zu fragen vergesse,« fügte er hinzu, »ist die kleine weiße Ziege auch bei ihr?«

»Ja! Hol' Dich der Teufel!«

»Die hätten sie auch gehängt?«

»Was liegt mir daran!«

»Ja, ganz gewiß hätten sie das arme Thier gehängt. Sie haben ja im vergangenen Monat eine Sau gehängt; das kommt dem Henker eben recht, er ißt dann das Fleisch. Meine niedliche Djali hängen! Armes Thierchen!«

»Verflucht seist Du!« rief der Priester. »Der Henker bist Du. Soll ich Dir Deine Idee mit der Zange aus dem Kopfe holen?«

»So hört denn, Meister!«

Mit diesen Worten beugte sich Peter Gringoire zum Ohr des Archidiakonus hinab und redete leise mit ihm, während er von Zeit zu Zeit unruhige Blicke um sich her warf, obgleich Niemand in der Straße war. Als er geendet hatte, reichte ihm der Priester die Hand und sagte kalt: »Gut! Morgen also!«

»Morgen!« wiederholte Peter Gringoire, und während der Archidiakonus von der einen Seite sich entfernte, schlug er den entgegengesetzten Weg ein und redete halblaut mit sich selbst: Da habt Ihr etwas Gewaltiges eingefädelt, Herr Peter Gringoire. Ja, man ist nicht so kleinlich, um vor einem großen Unternehmen zurückzubeben!«

XIII.

Werde ins Teufels Namen ein Gauner.

Als der Archidiakonus in das Kloster zurückkam, fand er an der Thüre seiner Zelle seinen Bruder, den Mühlenhans, der hier auf ihn gewartet und inzwischen zur Unterhaltung das Profil seines ältern Bruders, mit einer ungeheuren Nase begabt, mit Kohlen an die Wand gemalt hatte.

Der Archidiakonus beachtete kaum seinen Bruder; er hatte an andere Dinge zu denken. Das strahlende Gesicht des jungen, Taugenichts, das so oft die düstere Physiognomie des Priesters erheitert hatte, übte jetzt keinen Einfluß mehr auf diesen Geist, der mit jedem Tage verdorbener und je mehr und mehr vom Laster befleckt wurde.

»Mein Bruder,« sagte Johannes schüchtern, »ich wollte Euch nur besuchen.«

Der Archidiakonus würdigte ihn keines Blickes und erwiederte trocken: »So! und was weiter?«

»Mein Bruder,« fuhr der kleine Heuchler fort, »Ihr habt so viele Güte für mich und ertheilt mir so gute Lehren, daß ich mich Euch immer wieder zuwende.«

»Und hernach?«

»Ach, wie sehr hattet Ihr Recht, mein guter Bruder, als Ihr zu mir spracht: »Johannes! Johannes! **Cessat doctorum doctrina, discipulorum disciplina.** Johann, sei verständig, Johann, werde gelehrt. Johann, bleibe nicht über Nacht aus dem Kloster ohne gegründete Ursache und ohne Urlaub des Meisters. Prügle die Picarden nicht! **Noli, Johannes, verberare Picardos.** Verfaule nicht als ein ungelehrter Esel **, quasi asinus illiteratus,** auf der Schwelle der Schule. Johann, biete willig deinen Rücken der Züchtigung des Lehrers dar; Johann, gehe in die Kapelle und bete zu der heiligen Jungfrau. Ach, welche herrliche Lehren! Das Herz hüpft mir vor Freude und vor Leid, wenn ich daran denke.«

»Und hernach?«

»Mein theurer Bruder, ein strafbarer, ein ausschweifender Mensch, ein Verbrecher, ein Elender steht vor Euch! Ja, geliebter Bruder, Johannes hat Eure guten Lehren unter die Füße getreten und sie geachtet als Rauch, der aus dem Kamin steigt. Aber Gott ist gerecht, und er hat mich dafür gezüchtigt. So lange ich Geld hatte, führte ich ein tolles Leben. Oh! Wie ist doch die Ausschweifung so lockend von Ferne, so häßlich in der Nähe! Jetzt habe ich keinen Heller mehr, ich habe Alles verkauft, das Hemd auf dem Leibe, das Licht aus dem Leuchter. Die Dirnen lachen mich aus und ich trinke Wasser; die Gewissensbisse und die Gläubiger martern mich.«

»Und hernach?« sagte der Archidiakonus.

»Ach, mein theuerster Bruder, ich möchte gern ein besseres Leben beginnen. Ich stehe zerknirscht vor Euch. Ich bin ein reuiger Sünder im Beichtstuhl. Ich schlage auf meine Brust und spreche: Gott sei mir Sünder gnädig! Ich sehe jetzt ein, wie sehr Ihr Recht hattet, als Ihr wolltet, daß ich eines Tages Licentiat und Unterlehrer im Collegium von Torchi werden sollte. Ich fühle jetzt einen innern Beruf zu diesem Stande. Aber ich habe keine Tinte mehr, ich muß kaufen; ich habe kein Papier mehr, ich muß kaufen; ich habe keine Federn mehr, ich muß kaufen; ich habe keine Bücher mehr, ich muß kaufen. Zu allem diesem braucht man Geld, und mit zerknirschtem Herzen komme ich zu Euch, mein geliebter Bruder.«

»Ist das Alles?«

»Ja, mein Bruder! Nur ein wenig Geld.«

»Ich habe keines.«

Jetzt nahm der Student ein ernstes, entschlossenes Wesen an: »Je nun, Herr Bruder, es thut mir leid, euch berichten zu müssen, daß man mir anderwärts sehr schöne Anerbietungen und Vorschläge macht. Wollt Ihr mir kein Geld geben?«

»Nein!«

»Nun, so werde ich ein Gauner.«

Der Student war der festen Meinung, daß jetzt ein ganzer Hagel guter Lehren und Ermahnungen auf sein Haupt fallen, und dann das gewünschte Geld folgen werde. Allein der Archidiakonus erwiederte kalt: »Werde ein Gauner!«

Johannes machte ihm eine tiefe Verbeugung und stieg pfeifend die Treppe hinab. Als er im Klofterhof unter der Zelle seines Bruders vorüberging, hörte er das Fenster öffnen, hob die Nase in die Luft und sah das strenge Gesicht des Archidiakonus, der ihm zurief: »Werde in's Teufels Namen ein Gauner! Hier ist das letzte Geld, das Du von mir bekommst!«

Mit diesen Worten warf er ihm eine schwere Börse an den Kopf. Der Student hob sie auf und lief vergnügt davon, wie ein Hund, den man mit Markbeinen wirft.

XIV.

Es lebe die Freude.

Am Abend des folgenden Tages, zur Zeit da die Nachtglocke läutete, war großer Aufruhr im Königreich Kauderwelsch. Die Kneipe, worin sich die Unterthanen des Königs Clopin Trouillefou zu versammeln pflegten, war voller als gewöhnlich; man trank mehr als sonst und fluchte noch ärger. Außen auf dem Platze waren zahlreiche Gruppen versammelt, in welchen leise geflüstert wurde, wie man zu thun pflegt, wenn sich ein großes Unternehmen in der Stille vorbereitet. Da und dort wurden verrostete Degenklingen an den Steinen gewetzt. In der Schenke floß der Wein in Strömen, und die Unterhaltung war äußerst lebhaft. Die Gäste waren mit Waffen aller Art versehen, wie Jeder sie gerade zur Hand bekommen konnte. Der große runde Saal war gedrängt voll. Man erblickte in demselben bei näherer Betrachtung drei Hauptgruppen, welche sich um drei Personen drängten, die der Leser bereits kennt. Die erste dieser Personen, in seltsam orientalischem Geschmacke gekleidet, war Matthias Hungadi Spiccali, Herzog von Aegyptenland. Der Gaunerfürst saß mit gekreuzten Beinen auf einem Tische, hielt den Zeigefinger aufgehoben, und unterrichtete mit lauter Stimme in der weißen und schwarzen Zauberkunst.

Eine andere Gruppe drängte sich um unsern alten Freund, den tapfern König von Kauderwelsch, der bis an die Zähne bewaffnet war. Clopin Trouillefou hatte eine Kiste vor sich stehen, die mit Waffen aller Art gefüllt war, er theilte aus derselben Degen, Aexte, Lanzen, Sicheln, Dolche ec. aus; Alles griff zu, selbst die Kinder und Krüppelhaften.

Die dritte Gruppe endlich, die geräuschvollste, munterste und zahlreichste von allen, war um einen vollständig gerüsteten Menschen versammelt, der von einem Tische herab eine Standrede hielt. Dieses Individuum war so mit Waffen überladen, daß sein Körper ganz unter seiner Rüstung verschwand, und daß man von ihm nur eine rothe Nase, einen Busch blonder Haare, einen rosenrothen Mund und kecke Augen sah. Sein Gürtel steckte voll von Dolchen, er führte einen großen Haudegen an der Seite und trug in der linken Hand eine verrostete Armbrust. Vor ihm stand ein ungeheurer Weinkrug, und zu seiner rechten Seite saß ein dickes Freudenmädchen. Alles um ihn her lachte, trank und fluchte.

Neben diesen Hauptgruppen erblickte man noch mehrere kleine und viele einzelne Personen. Im Hintergrunde des Saales, die Füße in der Asche des Kamins, saß ein Philosoph, in Nachdenken versunken.

»Schnell, macht Euch fertig! Bewaffnet Euch! In einer Stunde marschiren wir!« sprach König Clopin Trouillefou zu seinen Unterthanen.

»Meine Söhne und Töchter,« sagte der Herzog von Aegypten zu seinen Zuhörern, »die Hexen von Frankreich besuchen den Sabbath, ohne den Besen zu schmieren, bloß mittelst einiger magischen Worte. Die Hexen von Italien reiten immer auf einem Bocke dahin. Beide aber müssen durch das Kamin ausfahren.«

Die kreischende Stimme des Geharnischten auf dem Tische übertönte den allgemeinen Lärm: »Hurrah! Hurrah!« schrie er. »Heute ist meine Waffenprobe! Gauner! Gauner bin ich, bei den Kaldaunen des heiligen Christ, gebt mir zu trinken! Meine lieben Freunde und Brüder, ich heiße Johannes Frollo der Mühlenhans, und bin ein Edelmann. Ich glaube und bin der Meinung, wenn Gott ein Gendarme wäre, würde er plündern wie ein Soldat. Meine Brüder, wir ziehen heute zu einem glänzenden Unternehmen aus. Wir sind die Tapfern der Tapfern. Die Liebfrauenkirche belagern, die

Thüren einbrechen, die schöne Tochter Aegyptenlands aus der Hand der Richter und der Priester reißen, das Kloster plündern, den Bischof verbrennen, das wird Alles schneller geschehen sein, als ein Bürgermeister einen Löffel voll Suppe zum Munde bringt. Unsere Sache ist gerecht und wir plündern das Kloster zu unserer lieben Frau. Wir knüpfen Quasimodo den Glöckner auf. Kennt ihr Quasimodo, meine Damen? Habt Ihr ihn an einem Pfingsttage auf der großen Glocke der Liebfrauenkirche reiten sehen? Das ist sehr schön! Meine lieben Freunde und Brüder, hört mich an, ich bin ein Gauner von Grund aus, ein Unterthan des Königreichs Kauderwelsch von ganzer Seele. Ich bin aus einer filzigen Familie, ich war sehr reich, und habe all' mein Geld und Gut vergeudet. Mein Vater wollte mich zum Offizier, meine Mutter zum Unterdiakonus, meine Tante zum Rath, und meine Großmutter zum Schatzmeister des Königs machen, ich aber, ich habe mich zum Gauner gemacht. Vater und Mutter haben mir ihren Fluch gegeben, aber es lebe die Freude! Meine gute Frau Wirthin, einen frischen Krug Wein!«

Die Zuhörer klatschten ihm stürmischen Beifall; als er sah, daß die Munterkeit und das Gelächter um ihn her zunahm, schrie er wie besessen: »Welcher himmlische, ohrenergötzende Lärm! **Populi debachantis populosa debachatio!**«

Hierauf fing er an im Tone eines Kanonicus zu singen, der die Vesper anstimmt: **»Quae cantica! quae organa! quae cantilenae! quae melodiae hic sine fine decantantur! Sonant melliflua hymnorum organa, suavissima angelorum melodia, cantica canticorum mira! ...«** Er hielt inne und rief: »Wirthin, Du alte Vettel, gib mir zu essen!«

Es trat eine Art Stille ein, während welcher man die heisere Stimme des Herzogs von Aegypten vernahm, der seinen Zuhörern nekromantische Vorlesungen hielt: »Das Wiesel heißt Lochschlupfer; der Fuchs Waldläufer; der Bär Altvater... Die Mütze eines Gnomen macht unsichtbar, und man sieht alle unsichtbaren Dinge... Jede Kröte, die man tauft, muß in rothen oder schwarzen Sammt gekleidet sein, eine Glocke am Hals und eine Glocke an den Füßen haben. Der Pathe hebt sie am Kopf, die Pathin am Hintertheil ... Der Geist Sidragasum hat die Macht, die Mädchen ganz nackt tanzen zu lassen.«

»Bei der heiligen Messe!« unterbrach ihn der Mühlenhans, »ich möchte der Geist Sidragasum sein.«

Inzwischen theilte am anderen Ende des Saals der König Clopin Trouillefou immer noch Waffen an seine Unterthanen aus.

Mittlerweile hatte man dem Mühlenhans sein Essen gebracht. Er aß und plauderte bunt durcheinander: »Beim heil. Lukas, ich bin ein glücklicher Mensch. Ich habe da einen Dummkopf vor mir, der mich so stierartig betrachtet, wie ein Erzherzog; und der links drüben hat so lange Zahne, daß man sein Kinn nicht sieht... Mahomet und Christus! Guter Freund! Du siehst aus wie ein Lumpenkrämer, und wagst Dich neben mich zu setzen! Ich bin von Adel, mußt Du wissen, und der Adel verträgt sich nicht mit dem Handel. Packe Dich also zum Teufel! ... Was prügelt Ihr denn dort einander? Du, Vogelpeter, Du hast eine so schöne Nase und willst sie an die plumpen Fäuste dieses Lümmels wagen! **Non cuiquam datum est habere nasum.** Du, Zwiebelliese, Du wärest göttlich schön, wenn Du Haare auf dem Kopfe hättest! . . . Holla! Heda! Ich heiße Johannes Frollo, auf daß Ihr's wißt, und mein Bruder ist Archidiakonus. Der Teufel kann ihn holen! Alles, was ich Euch da sage, ist die reine Wahrheit. Als ich ein Gauner wurde, habe ich mit Freuden auf die Hälfte eines Hauses verzichtet, das im Paradiese liegt und das mir mein Bruder versprochen hatte. **Dimidiam domum in paradiso.** Ich führe den Text selbst an. Ich habe ein Lehen in der Straße Tirechappe, und alle Mägde in der Nachbarschaft sind verliebt in mich.«

Inzwischen hatte Clopin Trouillefou alle Waffen ausgetheilt. Er trat zu Peter Gringoire, der noch immer in tiefen Gedanken da saß.

»Zum Teufel, an was denkst Du, Freund Peter?« fragte der König der Beutelschneider.

Der Philosoph wendete sich zu ihm mit einem melancholischen Lächeln: »Sire! Ich liebe das Feuer. Nicht aus dem gemeinen Grunde, weil das Feuer unsere Füße wärmt und unser Fleisch kocht, sondern weil es Funken hat. Bisweilen sehe ich stundenlang zu, wie die Funken fliegen. Alle diese Funken sind Welten.«

»Hol mich der Teufel, wenn ich Dich verstehe! Sage mir lieber, wie viel Uhr es ist.«

»Ich weiß es nicht,« antwortete der Dichter.

Clopin Trouillefou wendete sich zu dem Herzog von Aegypten: »Bruder Matthias, wir haben die Zeit schlecht gewählt. Es heißt, König Ludwig XI. sei zu Paris.«

»So haben wir einen Grund weiter, ihm unsere Schwester aus den Zähnen zu reißen,« antwortete der alte Zigeuner.

»Du sprichst wie ein Mann, Bruder Matthias. Im Uebrigen werden wir keine Zeit verlieren. In der Kirche haben wir keinen Widerstand zu fürchten, die Mönche sind Hasenfüße. Die Parlamentsboten werden sich morgen wundern, wenn der Vogel ausgeflogen ist. Man soll dieses gute Kind nicht hängen, so wahr ich Clopin Trouillefou heiße und König von Kauderwelsch bin.«

Während der König den Saal verließ, um außen auf dem Platze seine Armee zu mustern, schrie der Mühlenhans: »Ich esse, ich trinke, ich bin betrunken, ich bin ein Gott!«

Peter Gringoire, durch den Lärm aus seinen Betrachtungen geweckt, murmelte zwischen den Zähnen: **Luxuriosa res vinum et tumultuosa ebrietas.** Ich habe eher Recht und handle eines Weisen würdig, daß ich nicht trinke.

Bald darauf trat Clopin Trouillefou wieder in den Saal und schrie mit einer Donnerstimme: »Zwölf Uhr!«

Auf dieses Wort stürzten Alle, Männer, Weiber und Kinder, mit großem Waffengeräusch aus dem Hause. Der Mond war mit Wolken bedeckt und der Hof der Wunder ganz finster. Alle Lichter waren ausgelöscht. Man konnte in der Dunkelheit nur eine große Menschenmasse unterscheiden; man hörte ein dumpfes Gemurmel und sah in der Finsterniß Waffen aller Art leuchten.

Der König Clopin Trouillefou stieg auf einen großen Stein und schrie: »Zu Euren Fahnen, Kauderwelsch! Zu Euren Fahnen, Aegyptenland! Zu Euren Fahnen, Galiläa!«

Auf dieses Commando setzte sich die Masse in Bewegung und bildete Colonnen.

Nach einigen Minuten schrie der König von Kauderwelsch abermals mit lauter Stimme: »Jetzt in aller Stille durch Paris marschirt! Das Losungswort ist: Blendlaterne! Erst bei der Liebfrauenkirche werden die Fackeln angezündet! Vorwärts, Marsch!«

Zehn Minuten darauf flohen die Reiter der Nachtwache bestürzt vor einer langen Colonne Bewaffneter, die in tiefer Stille und nächtlicher Dunkelheit durch die engen Straßen des Quartiers der Halle zogen.

XV.

Ein ungeschickter Freund.

In dieser nämlichen Nacht schlief Quasimodo nicht. Er hatte eben seine letzte Runde in der Kirche gemacht. Er hatte nicht bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo er die Thüren schloß, der Archidiakonus an ihm vorübergegangen war und einige üble Laune gezeigt hatte, als er ihn die große eiserne Eingangspforte, deren weite Flügel so fest als eine Mauer waren, sorgfältig verschließen und verriegeln sah. Der Archidiakonus hatte ein noch verstörteres Aussehen, als gewöhnlich. Seit dem nächtlichen Abenteuer in der Zelle mißhandelte er den armen Quasimodo bei jeder Gelegenheit; aber mochte er ihn schelten, bisweilen sogar schlagen, nichts erschütterte die Geduld und Ergebenheit des treuen Glöckners der Liebfrauenkirche. Von dem, der ihn an Kindesstatt angenommen, duldete er Alles, selbst Schläge, ohne Vorwurf und Klage. Höchstens folgte er ihm unruhig mit den Blicken, wenn der Priester die Thurmtreppe hinaufstieg; aber Claude Frollo hatte selbst keine Lust, der Aegypterin wieder unter die Augen zu treten.

In dieser Nacht also saß Quasimodo auf der Spitze des mitternächtlichen Thurmes und sah auf die unter ihm liegende Stadt herab. Die Nacht war sehr dunkel. Paris bot dem Auge einen verwirrten Haufen schwarzer Massen dar, die da und dort durch den weißlichen geschlängelten Lauf der Seine durchschnitten waren. Quasimodo sah nur noch ein einziges Licht an dem Fenster eines entfernten Gebäudes, das auf der Seite des Thores von Sanct-Anton lag und über die andern Gebäude hervorragte.

Quasimodo war voll unaussprechlicher Unruhe und schien mit seinem einzigen Auge den dunkeln Horizont durchdringen zu wollen. Seit mehreren Tagen war er auf seiner Hut. Er sah fortwährend Leute von verdächtigem Aussehen um die Kirche schleichen, die das Asyl der Aegypterin mit den Augen zu hüten schienen. Er dachte sich undeutlich, daß irgend ein Complott gegen die Unglückliche geschmiedet werde. Er bildete sich ein, daß der Volkshaß sie verfolge, wie ihn, und daß ihr wohl etwas zustoßen könnte. Deßhalb hielt er fleißig Wache auf seinem Thurm; er schlief nicht und blickte voll Mißtrauen in die Nacht hinaus. Die Natur hatte, als eine Art Vergütung, seinem einzigen Auge einen so durchdringenden Blick gegeben, daß es beinahe die andern Organe, welche ihm fehlten, ergänzte. Jetzt erblickte er von der Seine her eine seltsame Bewegung wie wandelnder Schatten. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die Bewegung schien sich der Altstadt zuzuwenden. Uebrigens war nirgends ein Licht zu sehen.

Endlich sah Quasimodo, so dunkel es auch war, die Spitze einer Colonne durch die Straße Parvis hervorkommen und in einem Augenblicke sich auf dem Platze der Liebfrauenkirche ausbreiten. Jetzt schienen sich seine Besorgnisse wegen der Gefahr, die der Aegypterin drohte, zu verwirklichen. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß es sich hier um irgend eine Gewaltthat handle, In diesem kritischen Augenblicke ging er mit sich selbst zu Rath und faßte einen besseren und schnelleren Entschluß, als man von ihm bei einem so schlecht organisirten Gehirne hätte erwarten sollen. Sollte er die Aegypterin wecken, damit sie entfliehe? Auf welchem Wege? Die Straßen waren besetzt, die Kirche stieß an den Fluß! Es war kein Schiff da, nirgends ein Ausweg! Es blieb ihm nichts übrig, als sich auf der Schwelle der Liebfrauenkirche niedermachen zu lassen, wenigstens so lange Widerstand zu leisten, bis von irgend einer Seite Hülfe käme. Inzwischen

wollte er Esmeralda's Schlaf nicht stören, die Unglückliche erwachte immer zu früh zum Tode. Nachdem einmal Quasimodo einen festen Entschluß gefaßt hatte, beobachtete er die Bewegung des Feindes mit mehr Ruhe.

Die Menschmmasse vor der Liebfrauenkirche schien mit jedem Augenblicke zuzunehmen, doch mußte sie sich in tiefer Stille bewegen, was der Taube daraus schloß, daß weder auf dem Platze noch in den Straßen irgendwo ein Fenster geöffnet wurde. Plötzlich erglänzte ein Licht, und einen Augenblick darauf flackerten mehrere Fackeln über den Häuptern der Menschenmasse. Quasimodo sah jetzt deutlich eine große Menge Männer und Weiber, in Lumpen gekleidet und mit Waffen aller Art versehen. Er erinnerte sich unbestimmt dieser Menge, und glaubte alle die Köpfe zu erkennen, die ihn einige Monate zuvor als Narrenpabst begrüßt hatten. Ein Mann, der in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Sense hielt, stieg auf einen Brunnen und schien eine Anrede zu halten. Zu gleicher Zeit machte diese seltsame Armee einige Bewegungen und schien rund um die Kirche Posto zu fassen. Quasimodo nahm seine Laterne und stieg auf die Plattform zwischen den beiden Thürmen hinab, um besser sehen und Anstalten zur Vertheidigung treffen zu können,

Clopin Trouillefou hatte seine Armee so in Schlachtordnung gestellt, daß sie einem unvermutheten Angriff im Rücken und auf den Seiten begegnen konnte. Es war übrigens kaum zu besorgen, daß die Bestürmung und Einnahme der Liebfrauenkirche von irgend einer Seite gestört werden würde. Im Mittelalter war eine Unternehmung wie diejenige, welche jetzt die Gauner wagten, nichts Seltenes. Das, was wir jetzt Polizei nennen, war damals nicht vorhanden. In den volkreichen Städten, besonders in den Hauptstädten, gab es keine Centralgewalt. Das Feudalwesen hatte diese großen Gemeinden auf eine seltsame Weise gebildet. Eine Stadt war ein Verein von hundert und mehr verschiedenen Herrschaften von verschiedener Größe und Einteilung. Daher gab es hundert verschiedene Polizeien, oder vielmehr gar keine Polizei. Alle diese Feudalherren erkannten die Oberherrschaft des Königs nur dem Namen nach an; alle hatten in ihrer Herrschaft die Gerichtsbarkeit.

Nachdem die nöthigen Verfügungen getroffen waren, stieg der würdige Obergeneral der Armee auf eine Erhöhung, wendete das Gesicht der

Liebfrauenkirche zu, schwang seine Fackel, erhob seine rauhe Stimme und hielt folgende Rede: »An Dich, Ludwig von Beaumont, Bischof von Paris, Rath im Parlamentshof, ich, Clopin Trouillefou, König des Königreichs Kauderwelsch, Fürst der Gauner und Bischof der Narren: Unsere Schwester, wegen Zauberei fälschlich verurtheilt, hat sich in Deine Kirche geflüchtet, Du mußt sie beschützen. Nun will das Parlament sie herausreißen, und Du gibst es zu, so daß sie am morgenden Tage aus dem Grèveplatz gehängt würde, wenn Gott und meine getreuen Unterthanen nicht wären. Wir haben es also mit Dir zu schaffen, Bischof von Paris. Ist Deine Kirche geheiligt, so ist es unsere Schwester auch; ist unsere Schwester nicht geheiligt, so ist es Deine Kirche auch nicht. Demnach fordern wir Dich auf, uns unsere Schwester herauszugeben, wenn Du Deine Kirche retten willst, wo nicht, so holen wir unsere Schwester mit Gewalt und plündern Deine Kirche. Somit wollen wir uns zu Recht verwahrt haben, und ich, Clopin Trouillefou, König des Königreichs Kauderwelsch, pflanze hier meine Fahne auf. Hiemit sagen wir Dir ab, Bischof von Paris.«

Einer der Gauner bot dem König seine Fahne dar, und dieser pflanzte sie feierlich zwischen zwei Pflastersteinen aus. Diese Fahne war eine große Heugabel, an deren Zinken ein noch blutendes Stück Aas hing. Nachdem diese feierliche Handlung vorüber war, wandte sich der König seiner Armee zu und rief mit lauter Stimme: »Jetzt vorwärts, Kinder!«

Dreißig starke Männer, mit Hämmern, Zangen und Eisenstangen, traten aus den Reihen, stiegen die Stufen am Hauptthor hinauf und suchten es mit ihren Werkzeugen einzubrechen. Ein großer Haufe Anderer folgte ihnen, theils um bei dem Werke behülflich zu sein, theils um zuzusehen.

Das große Thor hielt fest. Die Angreifenden arbeiteten mit großer Anstrengung. Clopin Trouillefou sprach ihnen Muth ein: »Munter, Kameraden!« rief er, »ich setze meinen Kopf an einen alten Weiberpantoffel, daß ihr die Thüre gesprengt, das Mädchen befreit und den Hauptaltar entkleidet habt, ehe ein Büttel aufwacht. Die Schlüssel krachen ja schon!«

Hier wurde er durch ein furchtbares Geräusch in seinem Rücken unterbrochen. Er wendete sich um. Ein ungeheurer Balken war von oben herabgefallen und hatte ein Dutzend Gauner erschlagen. In einem

Augenblicke lief der Haufen der Stürmenden auseinander, und Clopin selbst zog sich in ehrerbietige Entfernung von der Kirche zurück.

»Dem bin ich noch glücklich entgangen, aber ich habe den Wind davon gespürt!« schrie der Mühlenhans.

Staunen und Bestürzung hatte die Armee des Königs Clopin Trouillefou ergriffen. Die Gauner standen einige Minuten, die Augen in die Höhe gerichtet und bestürzter über dieses Stück Holz, das wie vom Himmel gefallen war, als wenn sie von tausend Bogenschützen des Königs angegriffen worden wären,

»Satan!« murmelte der Herzog von Aegypten, »das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist ja wie aus den Wolken gefallen!«

»Oder vom Monde,« fügte ein Anderer hinzu, »es heißt, der Mond sei mit der heiligen Jungfrau befreundet!«

»Was faselt Ihr da, Ihr Dummköpfe!« schalt sie Clopin Trouillefou, obgleich er selbst nicht wußte, wie er sich den plötzlichen Fall dieses ungeheuren Balkens erklären sollte.

Inzwischen regte sich nichts, weder in der Kirche, noch aus den Thürmen. Der gewichtige Balken lag auf der Mitte des Platzes, und man hörte nur die Seufzer der Verwundeten, deren Glieder er zerschmettert hatte.

Clopin Trouillefou fand, nachdem er sich von seinem ersten Staunen erholt hatte, endlich eine Erklärung, die seinen Gefährten wahrscheinlich vorkam: »Bei Gottes Wunden! Vertheidigen sich denn diese Mönche? Dann Alles in die Pfanne gehauen!«

»In die Pfanne gehauen! In die Pfanne gehauen!« wiederholte die Menge mit einem wüthenden Hurrah. Zugleich flogen die Pfeile hageldicht gegen die Plattform hinauf.

Jetzt wachten die Bewohner der benachbarten Häuser auf und man erblickte brennende Lichter und Schlafmützen unter den Fenstern.

»Schießt auf die Fenster!« schrie Clopin Trouillefou.

Alsbald schlössen sich die Fenster wieder, die Lichter erloschen und die bestürzten Bürger kehrten zitternd in ihre Betten zurück.

Inzwischen wagte es noch Niemand, sich der Kirche zu nähern. Die Gauner betrachteten bald das Gebäude, bald den Balken. Der Balken lag ruhig auf dem Platze, die Kirche schien verlassen; aber irgend ein unbestimmtes Gefühl erfüllte die Herzen der Angreifenden mit Schrecken.

»Frisch an's Werk! Brecht die Thüre ein!« schrie Clopin Trouillefou.

Niemand rührte sich.

»Tod und Teufel!« fuhr Clopin Trouillefou fort. »Habt Ihr denn Furcht vor einem Stück Holz?«

Ein alter Gauner erwiederte ihm: »Vor dem Balken fürchten wir uns nicht, aber das Thor ist mit Eisenstangen verwahrt, gegen welche unsere Zangen nichts ausrichten.«

»Was braucht Ihr denn, um es einzubrechen?«

»Wir brauchen einen Sturmbock,«

Clopin Trouillefou setzte den Fuß auf den gewichtigen Balken und rief: »Hier ist ein Sturmbock, die Mönche haben ihn Euch vom Thurme herabgeworfen. Schönen Dank, ihr Pfaffen!« fügte er hinzu und verbeugte sich gegen die Kirche.

Dieser Spaß that seine Wirkung, die Furcht vor dem Balken war verschwunden. Die Gauner faßten neuen Muth, und der schwere Balken, von zweihundert kräftigen Armen wie ein Federkiel in die Höhe gehoben, donnerte gegen das Thor der Kirche. Die Pforte, die halb aus Metall bestand, wiederhallte wie eine ungeheure Trommel, sie brach nicht; aber die furchtbaren Stöße des Sturmbocks erschütterten das Gebäude bis in seinen tiefsten Grund.

Als eben die Angreifenden in bester Arbeit waren, fiel ein Regen großer Steine von oben herab.

»Den Teufel auch!« schrie der Mühlenhans, »senden uns die Thürme ihre Mauersteine herab?«

Inzwischen war der Anstoß einmal gegeben, und man fuhr trotz des Steinhagels, der manches Hirn zerschmetterte, in der Arbeit rüstig fort.

Man wunderte sich, daß diese Steine nur einzeln, einer nach dem andern, fielen; aber sie folgten so schnell auf einander, daß wenn einer den Boden berührte, schon ein zweiter über den Köpfen der Angreifenden schwebte. Dieser Steinhagel hatte schon eine große Niederlage angerichtet, der Boden war mit Todten und Verwundeten bedeckt; aber die Wuth der Angreifenden wurde durch diesen Widerstand nur noch mehr angefeuert. Der Balken donnerte unaufhörlich gegen das Thor, es erbebte in seinen Angeln, und unausgesetzt flogen von oben die Steine auf die Häupter der Stürmenden herab.

Es war Quasimodo, der Glöckner, der diesen unerwarteten Widerstand leistete. Zum Unglück war der Zufall seinem Muth zu Hülfe gekommen.

Nachdem er auf die Plattform zwischen den beiden Thürmen herabgestiegen war, sah es ziemlich verwirrt in seinem Kopfe aus. Er lief einige Minuten lang wie ein Narr hin und her, blickte auf die Menschenmasse hinab, die sich eben zum Angriff bereitete, und betete zu Gott und dem Teufel um Kraft, die Aegypterin zu retten. Der Gedanke kam ihm, in den südlichen Thurm zu steigen und die große Glocke zu läuten, aber bis sie ertönte und bis Hülfe kam, konnte das Thor zehnmal eingebrochen werden. Eben jetzt rückten die Angreifenden mit ihren Werkzeugen gegen die Eingangspforte vor. Was war jetzt zu machen?

Plötzlich erinnerte sich Quasimodo, daß den ganzen Tag Handwerksleute an der Mauer, am Holzwelk und dem Dache des südlichen Thurmes gearbeitet hatten. Jetzt ging ihm ein Licht auf. Die Mauern waren von Stein, das Dach von Blei, das Sparrenwerk von Holz.

Quasimodo lief in diesen Thurm. Der untere Boden war mit Materialien aller Art angefüllt: Balken, Mauersteine, große Stücke Blei lagen umher. Es war ein vollständiges Arsenal. Der Augenblick war dringend. Die nahende Gefahr verdoppelte die Kraft des Zwergs; er hob den längsten und schwersten Balken auf, schob ihn durch eine Oeffnung hinaus, schleppte ihn auf die Plattform und warf ihn in den Abgrund hinab. Der schwere Balken drehte sich in seinem Falle von 160 Fuß mehrmals um seine eigene Axe, gleich dem Flügel einer Windmühle. Endlich berührte er den Boden, ein furchtbares Geschrei stieg gen Himmel, und der schwarze Balken, durch die Gewalt des Falles mehrmals auf dem Pflaster in die Höhe springend, glich einer großen Schlange, die auf ihre Beute stürzt.

Quasimodo sah vom Thurme herab, wie die Angreifenden auseinander stürzten, und benützte ihren plötzlichen Schrecken, seine Vertheidigungsmittel zu bereiten. Er häufte in der Stille Steine, Balken, Stücke Blei auf der Plattform an und warf sie hinab, sowie die Angreifenden den Sturm auf's Neue begannen. Der Zwerg zeigte eine bewundernswürdige Thätigkeit, die Steine flogen hageldicht, Quasimodo sah ihnen nach, wie sie fielen, und wenn einer wohl traf, lachte er zufrieden vor sich hin.

Inzwischen verloren die Stürmenden den Muth nicht. Das dicke Thor krachte unter dem Gewicht ihres Sturmbocks, vermehrt durch die Kraft von zweihundert Armen. Obwohl Quasinwdo taub war und die donnernden Schläge des Widders an die Pforte nicht hörte, so merkte er doch an der Erschütterung des ganzen Gebäudes, daß das Thor nicht lange mehr widerstehen würde. Er sah von oben, wie die Stürmenden, voll Wuth und Siegestaumel, die Fäuste gegen die Fenster und Thürme hinauf ballten, und er wünschte der Aegypterin und sich die Flügel der Nachteulen, die, aufgeschreckt von dem furchtbaren Lärm, zu Dutzenden um sein Haupt schwirrten.

Sein Steinhagel reichte nicht mehr hin, die Angreifenden abzutreiben. In diesem angstvollen Augenblicke bemerkte er auf der Plattform zwei lange steinerne Rinnen, die gerade oberhalb der großen Eingangspforte ihr Wasser ausströmten. Die innere Mündung dieser Rinnen ging von dem Pflaster der Plattform aus. Ein glücklicher Gedanke kam ihm; er holte ein

Reisachbüschel, zündete an der Mündung der beiden Rinnen ein Feuer an und häufte Bauholz und Bleiklumpm, untereinander vermischt, darauf. Da, während er diese Arbeit verrichtete, kein Steinhagel mehr fiel, so hatten die Stürmenden nicht mehr in die Höhe geblickt. Die Gauner, athemlos wie eine Meute, die den Keuler in seinem Lager umstellt, drängten sich in Unordnung um die große Pforte, die durch den Sturmbock schon überall zerrissen und geöffnet war, aber noch in ihren Angeln festhielt. Sie warteten knirschend auf den letzten mächtigen Streich, der sie vollends einstürzen würde. Alle drängten sich möglichst nahe dazu, um, sobald das Thor fallen würde, in die Kirche einzudringen, in welcher Schätze von drei Jahrhunderten aufgehäuft waren. In diesem Augenblicke mochten wohl die Meisten weniger an Esmeralda's Befreiung, als an die Plünderung der Liebfrauenkirche denken.

Plötzlich, als sie eben den Sturmbock mit letzter Kraft spielen ließen, als jeder der Stürmenden seinen Athem an sich hielt und seine Muskeln anspannte, um dem entscheidenden Schlage mehr Nachdruck zu geben, erhob sich in ihrer Mitte ein noch furchtbareres Geheul, als der Fall des großen Balkens verursacht hatte. Wer nicht todt oder verwundet war, blickte staunend in die Höhe. Zwei Ströme geschmolzenen Bleis ergossen sich von oben herab auf die dichtgedrängte Menge. Todte und Verwundete lagen auf dem Boden umher. Das Geschrei der Verwundeten und Sterbenden war herzzerreißend. Die Angreifenden ließen den Sturmbock fallen und flohen bestürzt davon. Zum zweiten Male war der Sturm abgeschlagen.

Alle Blicke richteten sich nun auf die Plattform. Auf dem obersten Gipfel der Galerie sah man zwischen den beiden Glockentürmen eine große, hochemporschlagende Flamme aufsteigen. Unterhalb dieser Flamme spieen zwei Dachrinnen, welche offene Rachen von Ungeheuern darstellten, unaufhörlich einen feurigen Regen aus, der sich über der großen Eingangspforte ergoß.

Die Angreifenden verstummten vor Schrecken, und man konnte jetzt das Angstgeschrei der in ihrem Kloster eingeschlossenen Mönche deutlich hören. Die Anführer der Armee des Königreichs Kauderwelsch hatten sich inzwischen unter den Balkon des Hauses Gondelaurier zurückgezogen und hielten dort Kriegsrath. Der Herzog von Aegypten, auf dem Rande eines

Brunnens sitzend, betrachtete mit abergläubischer Furcht das phantasmagorische Feuer, das zwischen den Thürmen brannte, und die glühende Lava, die sich aus einer Höhe von zweihundert Fuß ergoß,

Clopin Trouillefou ballte wüthend seine plumpen Fäuste und murmelte zwischen den Zähnen: Es ist nicht möglich, dem Eingang zu nahen!

»Das ist eine alte verhexte Kirche,« sagte der Zigeunerfürst, Matthias Hungadi Spiccali. »Seht Ihr dort die Teufelsgestalt, die vor dem Feuer hin und herlauft?«

»Das ist ja der verfluchte Glöckner der Liebfrauenkirche, der verdammte Quasimodo,« rief Clopin Trouillefou aus.

Der Herzog von Aegypten schüttelte den Kopf: »Ich sage Euch, es ist der Geist *Sabnac*, der Dämon der Festungswerke. Er gleicht einem bewaffneten Soldaten und hat einen Löwenkopf. Bisweilen reitet er auf einem scheußlichen Pferde. Er verwandelt die Menschen in Steine und baut damit seine Thürme. Er hat fünfzig Legionen Teufel unter sich; ich kenne ihn wohl, dort oben steht er. Bisweilen trägt er auch ein schönes goldenes Kleid nach türkischem Schnitt.«

»Wo ist Bellevigne de l'Etoile?« fragte Clopin Trouillefou.

»Er ist todt,« antwortete ein Weib.

»Gibt es denn kein Mittel, durch diese Pforte einzudringen?« schrie König Clopin wüthend und stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

Der Herzog von Aegypten deutete betrübt auf die beiden geschmolzenen Bäche Blei's, die noch immer von oben herabfloßen, und sagte seufzend: »Man hat Kirchen gesehen, die sich selbst vertheidigten. Die Sophienkirche zu Constantinopel, es sind jetzt vierzig Jahre her, hat Mahomets Halbmond dreimal hinter einander zur Erde geworfen, indem sie ihre Thürme, gleich einem lebendigen Haupte, schüttelte. Wilhelm von Paris, der die Liebfrauenkirche gebaut hat, war ein Zauberer.«

»Sollen wir denn Reißaus nehmen, wie begossene Hunde, und unsere Schwester morgen hängen lassen?« fragte Clopin Trouillefou.

»Und die Sakristei, wo man einen Wagen Gold und Silber aufladen kann?« fügte einer der Gauner hinzu.

»Bei Mahomets Bart! Wir müssen noch einen Versuch machen,« schrie der König.

Der Herzog von Aegypten schüttelte den Kopf: »Durch die große Pforte kommen wir nicht hinein. Man muß ein Hinterpförtchen suchen; irgend ein Fenster, irgend ein Loch, auf das der Zauber der alten Hexe nicht wirkt.«

»Frisch an's Werk! Wer ist mit mir?« fragte Clopin Trouillefou. Wo ist denn der kleine Student in seiner eisernen Rüstung?« fügte er hinzu.

»Er wird wohl todt sein, man hört ihn nicht mehr lachen,« antwortete ein Gauner.

»Um so schlimmer, denn er war ein muthiger Junge. Und wo ist Peter Gringoire.«

»Hauptmann, er hat sich aus dem Staube gemacht, ehe wir noch das Ufer des Flusses erreicht hatten.«

»Hol ihn der Teufel, den Schwätzer! Er führt uns da mitten in den Dreck und läßt uns darin sitzen!«

»Da kommt der kleine Student!« riefen mehrere Stimmen.

»Gelobt sei Pluto!« sagte Clopin; »aber was schleift er denn da nach sich?«

Es war wirklich der Mühlenhans, der eine lange Leiter auf dem Pflaster nach sich schleifte und so schnell herbeikam, als ihm seine gewichtige Rüstung erlaubte.

»Te Deum laudamus!« rief der Student schon von Ferne. »Hier ist die Leiter der Packer vom Hafen Saint Landry.«

Clopin Trouillefou ging auf ihn zu: »Sohn, was willst Du mit dieser Leiter machen?«

»Ich habe sie,« antwortete Johannes athemlos. »Ich wußte, wo sie war. Unter dem Schoppen des Hauses, wo der Lieutenant wohnt. Es ist ein Mädchen dort, die ich kenne, und die mich schön findet wie Cupido. Ich habe ihr gute Worte gegeben, bis ich die Leiter hatte.«

»Recht, aber was willst Du mit dieser Leiter machen?« fragte Clopin.

Der Mühlenhans warf einen schelmischen Blick auf ihn und erwiederte mit angenommener Würde: »Was ich damit machen will, erhabener König des Königreichs Kauderwelsch? Seht Ihr dort jene Reihe von Bildsäulen, die so dumme Gesichter haben?«

»Ja! Und was weiter?«

»Das ist die Galerie der Könige von Frankreich.«

»Was liegt mir daran!«

»So wartet doch! Am Ausgang dieser Galerie ist eine Thüre, die nur mit einer Klinke geschlossen ist. Mit dieser Leiter steige ich hinauf, und ich bin in der Kirche.«

»Herzenssohn, laß mich zuerst hinaufsteigen.«

»Nicht doch, Freund! Die Leiter gehört mir. Du magst der Zweite sein.«

»Hol Dich der Teufel! Ich bin König und der Zweite von Niemand.«

»Je nun, König, so hole Dir eine Leiter!«

Der Mühlenhans zog seine Leiter nach sich und schrie, indem er über den Platz weglief, mit lauter Stimme: »Mir nach, Kinder!«

In einem Augenblicke war die Leiter an der Galerie aufgestellt. Die Gauner drängten sich um sie her und jeder wollte zuerst hinaufsteigen. Aber der Mühlenhans hielt fest an seinem Rechte und setzte zuerst den Fuß auf

die Stufen der Leiter. Er stieg langsam hinauf unter dem Gewicht seiner schweren Rüstung, in der einen Hand seine Armbrust haltend, mit der andern die Stufen der Leiter fassend. Die Gauner folgten ihm aus dem Fuße. Auf jeder Stufe der Leiter stand ein Mann.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht und sprang unter dem Beifalljauchzen der auf dem Platze versammelten Gauner auf die Galerie. Nachdem er sich im Besitz der Citadelle sah, stieß er selbst einen Freudenschrei aus; aber in demselben Augenblicke fuhr er versteinert zurück. Er sah hinter der Bildsäule eines Königs Quasimodo's funkelndes Auge auf sich gerichtet.

Ehe noch ein Zweiter auf der Galerie Fuß fassen konnte, sprang der furchtbare Zwerg aus seinem Versteck hervor, ergriff mit seinen kräftigen Fäusten die beiden Spitzen der Leiter, rückte sie von der Mauer weg und warf sie mit übermenschlicher Kraft nebst Allen, die darauf standen, aus den Platz hinab. Die Leiter stand einen Augenblick aufrecht, dann schwankte sie und fiel in einem Bogen von achtzig Fuß mit ihrer ganzen Last auf das Pflaster. Ein einziger furchtbarer Schrei ertönte, dann wurde es stille, und einige wenige Verstümmelte krochen mühsam aus dem Haufen der Todten hervor.

Ein Geschrei des Zorns und Schmerzes folgte jetzt auf das erste Triumphgeschrei der Belagerer. Quasimodo, die beiden Ellenbogen auf das Geländer stützend, blickte ruhig auf den Platz hinab. Er hatte das Ansehen eines alten bärtigen Königs, der aus seinem Fenster schaut.

Johannes Frollo befand sich in einer mißlichen Lage, allein auf der Gallerie mit dem gewaltigen Zwerg, durch eine Höhe von achtzig Fuß von seinen Waffengefährten getrennt. Während Quasimodo die Leiter umwarf, war der Student dem Hinterpförtchen zugelaufen, das er offen glaubte. Dem war nicht so. Der Zwerg hatte es hinter sich geschlossen. Jetzt versteckte sich Johannes hinter der Bildsäule eines Königs, hielt den Athem an sich und warf unheimliche Blicke auf den mißgestal- teten Zwerg.

In den ersten Augenblicken achtete der Taube seiner nicht! endlich aber wendete er das Gesicht und erblickte ihn.

Der Mühlenhans machte sich auf einen harten Strauß gefaßt: aber Quastmodo rührte sich nicht und blickte ihm unbeweglich ins Gesicht.

»Ho! ho!« sagte der Student, »was schaust Du mich da mit Deinem einzigen Auge so melancholisch an?«

Mit diesen Worten spannte er seine Armbrust. »Quasimodo!« rief er, »ich will Dir Dein einziges Äuge ausschießen, dann bist Du so blind als taub.«

Der Pfeil zischte durch die Luft und traf den linken Arm des Zwergs. Quasimodo zog ihn ruhig aus der Wunde und zerbrach ihn auf seinem plumpen Knie. Der Student hatte nicht Zeit zum zweitenmal zu schießen. Nachdem der Pfeil zer- brochen war, schnaubte der Zwerg wie ein verwundeter Tiger und faßte ihn *in einem* Satze.

Quasimodo ergriff mit seiner linken Faust die beiden Arme des Studenten, der sich nicht einmal wehrte, so sehr fühlte er sich überwältigt. Mit der rechten Hand entkleidete er ihn, schweigend und langsam, eines Stücks seiner Rüstung nach dem andern. Hierauf faßte er ihn an den beiden Füßen, hob ihn, den Kopf abwärts, über das Geländer hinaus und ließ ihn in den Abgrund fallen.

Ein Schrei des Entsetzens stieg von dem Platze auf.

»Rache! Rache!« schrie Clopin Trouillefou mit lauter Stimme. »Lauft Sturm! Lauft Sturm!« erscholl es aus hundert Kehlen.

Der Tod des lustigen Studenten hatte die Belagerer wüthend gemacht. Sie schämten sich und zürnten, daß ein elender Zwerg ihnen den Besitz der Kirche so lange streitig gemacht hatte. Ihre Wuth ließ sie Leitern finden, und bald sah man sie von allen Seiten den Thurm ersteigen. Viele hundert Fackeln, die man auf dem Platze angezündet hatte, erleuchteten die furchtbare Scene. Noch immer schlug das Feuer auf der Plattform hoch in die Wolken. Die Stadt schien allmählig zu erwachen. In der Ferne ertönten Sturmglocken. Die Belagerer heulten, fluchten, stürmten. Quasimodo, ohnmächtig gegen so viele Feinde, für Esmeralda zitternd, rang verzweiflungsvoll die Hände und flehte den Himmel um ein Wunder an.

XVI.

Ludwig XI. in der Bastille.

Der Leser wird sich erinnern, daß Quasimodo von seinem Thurme herab, ehe der Angriff auf die Liebfrauenkirche begann, in ganz Paris nur noch ein einziges Licht erblickt hatte. Dieses Licht brannte in der Bastille, und zwar in Ludwigs XI. Zimmer.

Der König war seit zwei Tagen in Paris; am dritten Tage wollte er die Hauptstadt wieder verlassen, worin er nur auf kurze Zeit zu erscheinen und schnell wieder zu verschwinden pflegte.

An diesem Tage hatte er sich in die Bastille begeben, um dort die Nacht zuzubringen. Die großen Zimmer im Louvre behagten diesem bürgerlichen König nicht; es war ihm wohler in einem runden Thurmzimmer und in einem kleinen Schlafgemach der Bastille. Zudem war die Bastille fester als der Louvre.

Dieses Zimmer, das sich der König in dem berüchtigten Staatsgefängniß vorbehalten hatte, war gleichwohl noch groß genug und nahm den ganzen obersten Stock eines Thurmes ein. Es hatte nur ein einziges großes Bogenfenster und nur *einen* Eingang.

Im ganzen Zimmer war nur ein einziger Stuhl, zum Zeichen, daß nur Eine Person das Vorrecht habe, hier zu sitzen. Neben diesem Stuhl, ganz nahe am Fenster, stand ein mit einem Teppich behängter Tisch. Auf dem Tische war ein Dintenfaß, etliche Pergamente, etliche Federn und ein silberner Humpen. Etwas weiter entfernt stand ein Betschemel. Im Hintergrund des Zimmers stand ein einfaches Bett von gelbem Damast.

Das Zimmer war ziemlich dunkel und nur von einem einzigen Wachslicht beleuchtet, das auf der Tafel stand. Beim flackernden Scheine desselben erblickte man fünf Personen.

Die eine dieser Personen war ein reich in rothen Sammt mit Silberstoff gekleideter Herr. Er trug im Gürtel einen kostbaren Dolch, auf dem eine

Grafenkrone war. Er hatte bösartige Züge und eine stolze Miene. Hochmuth mit List gepaart, ließ sich auf den ersten Blick in seinem Gesichte erkennen.

Dieser Herr stand mit entblößtem Haupte, einen langen Zettel in der Hand, aufrecht hinter dem Stuhl, auf dem ein magerer, ärmlich gekleideter Mann saß, der einen alten, schmutzigen, rundum mit bleiernen Figuren besetzten Hut von grobem schwarzem Tuch auf dem Kopfe hatte. Sein Haupt war so tief auf die Brust herabgebeugt, daß man nichts von seinem Gesichte sah, als den Zipfel einer langen Nase. Die Magerkeit seiner runzligen Hand deutete auf ein vorgerücktes Alter. Dieser Mann war Ludwig XI.

In einiger Entfernung hinter ihnen flüsterten miteinander zwei Männer in flämischer Kleidung, in denen Jeder, welcher der Vorstellung des Mysteriums im Justizpalaste angewohnt hatte, leichtlich Wilhelm Rym, den klugen Rathsherrn, und Jakob Coppenole, den populären Strumpfweber, wieder erkennen konnte. Diese beiden Männer waren, wie wir schon wissen, in die geheimnißvolle Politik Ludwigs XI. eingeweiht.

Ganz im Hintergrunde, nahe an der Thüre, im Halbdunkel, stand, aufrecht und unbeweglich, gleich einer Bildsäule, ein Mann von kräftigem Gliederbau in kriegerischer Rüstung. Sein gemeines, plumpes Gesicht war eine Mischung von Hund und Tiger.

Alle standen mit entblößtem Haupt, nur der König saß und war bedeckt. Der Herr, der hinter seinem Stuhle stand, las ihm aus dem langen Zettel vor, den er in seiner Hand hielt, und der König schien ihm aufmerksam zuzuhören. Die beiden Flamänder flüsterten miteinander.

»Beim heiligen Kreuz!« brummte Jakob Coppenole, »ich bin es müde, so dazustehen; gibt es denn keinen Sessel hier?«

Wilhelm Rym antwortete mit einem verneinenden Zeichen.

»Donnerwetter!« fuhr Jakob Coppenole fort, indem er mit Mühe seine Stimme dämpfte, »ich habe Lust, mich auf den Boden niederzusetzen, mit gekreuzten Beinen, wie ich, als ein guter Strumpfweber, in meiner Werkstätte thue.«

»Das geht nicht an, Meister Jakob!«

»Höllenteufel, Meister Wilhelm! Muß man denn hier immer auf seinen Füßen stehen?«

»Auf den Füßen oder auf den Knieen,« erwiederte Wilhelm Rym trocken.

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme des Königs hören, und sie schwiegen.

»Fünfzig Sous,« sagte der König, »die Röcke unserer Lakaien, 12 Livres die Mäntel unserer Hofkaplane! So ist es recht! Werft das Geld zum Fenster hinaus! Bist Du verrückt, Olivier?«

Mit diesen Worten erhob der alte Mann sein Haupt. Das Licht beleuchtete ein wenig sein mageres, mürrisches Gesicht. Er riß dem Andern das Papier aus der Hand.

»Will man Uns zu Grunde richten?« rief er und ließ seine hohlen Augen auf dem Zettel hin und her laufen? »Was zum Teufel! brauchen Wir das Alles? Wozu bedürfen Wir eines so kostbaren Hofstaates? Zwei Kaplane mit zehn Livres monatlich ein jeder, und ein Kirchendiener mit fünf Livres! Ein Kammerdiener mit 80 Livres jährlich! Vier Mundköche mit 120 Livres ein jeder! Dazu noch all das unnütze Küchengeschmeise! Ein Hofjäger und seine beiden Gehülfen, mit 24 Livres monatlich. Unser Hofintendant zwölfhundert Livres im Jahre! und sein Controleur fünfhundert! Das ist gar zu toll! Unser Volk kann am Ende die Besoldungen Unserer Dienerschaft nicht mehr aufbringen! Wir werden zuletzt noch unser Silbergeschirr verkaufen müssen, um alle diese Leute zu bezahlen, und im nächsten Jahre, wenn Gott und unsere liebe Frau (hier rückte er den Hut) Uns das Leben schenken, werden Wir Unsern Kräutertrank aus einem kupfernen Topfe trinken müssen!« Bei diesen Worten warf er einen Blick auf den silbernen Humpen, der vom Tische leuchtete. Dann hustete er und fuhr fort: »Meister Olivier, die Fürsten, die als Kaiser und Könige über große Reiche herrschen, dürfen die Verschwendung in ihren Hofhaltungen nicht aufkommen lassen, denn von den Häusern der Könige geht sie in die Provinzen und in die Wohnungen der Unterthanen über. Darum, Meister Olivier, laß Dir ein für allemal das gesagt sein: Unser Aufwand steigt mit

jedem Jahre, und das gefällt Uns nicht. Bis zum Jahre 1479 überstieg er nicht 36,000 Livres, im Jahre 1480 betrug er bereits 43,619 Livres. Ich weiß alles das auswendig; im Jahre 1481 erreichte er schon 66,680 Livres, und in diesem Jahre wird er gar nahe auf 80,000 kommen! Vervierfacht in vier Jahren! Das ist abscheulich!«

Der König schwieg ganz erschöpft, dann fuhr er grämlich fort: »Ich habe lauter Leute um mich, die sich von meiner Magerkeit mästen! Ihr saugt mir aus jedem Schweißloch einen Thaler!«

Alle schwiegen. Das war so ein königlicher Zorn, den man austoben läßt.

Der König fuhr fort: »Das ist, wie dieses lateinische Requisitorium des französischen Adels, daß Wir wiederherstellen, was sie die großen Obliegenheiten der Krone nennen; Obliegenheiten in der That! Obliegenheiten, unter denen Wir erliegen! Ah! Ihr Herrn! Ihr sagt, daß Wir nicht ein König seien, um zu regieren, **dapifero nullo, buticulario nullo!** Wir werden euch zeigen, ob Wir nicht ein König sind!«

Hier lächelte der König im Gefühle seiner Macht. Seine üble Laune milderte sich, er wendete sich den Flamändern zu und sagte: »Seht einmal, Gevatter Wilhelm, der Oberstkammerherr, der Oberstmundschenk, der Oberstjägermeister, der Oberintendant des königlichen Schatzes, sind nicht so viel werth, als der geringste Diener meines Haushalts. Merkt es wohl, Gevatter Coppenole. Sie taugen zu nichts, zu gar nichts. Wenn ich sie so unnütz um den König stehen sehe, so kommen sie mir vor, wie die vier Evangelisten auf dem großen Glockenthurm des Palastes. Die sind vergoldet, aber sie zeigen die Stunde nicht an. Fahre fort, Olivier!«

Die Person, die er mit diesem Namen benannte, nahm den Zettel wieder zur Hand und las mit lauter Stimme:

»An Adam Tenon, Commis am Siegelamt zu Paris: Für den Stich, das Silber und die Façon der gedachten Siegel, welche neu gefertigt worden, weil die anderen Alters halber nicht mehr wohl zu gebrauchen waren: 12 Livres Pariser Währung.

»An Guillaume Frere, die Summe von vier Livres, vier Sous, für Gehalt und Mühwaltung, wegen Ernährung und Verpflegung der Tauben in den beiden Taubenschlägen des Palastes Tournelles.

»An einen Franziskaner-Mönch, der einen Verbrecher Beichte gehört: 4 Sous Pariser Währung.«

Der König hörte stillschweigend zu. Von Zeit zu Zeit hustete er, dann brachte er den silbernen Humpen an seine Lippen und nahm einen Schluck, indem er das Gesicht verzog.

»In diesem Jahre sind auf gerichtliche Anordnungen sechsundfünfzig Ausrufe unter Trompetenschall auf den Straßen und öffentlichen Plätzen von Paris geschehen, worüber noch Rechnung zu legen.

»Um an gewissen Orten, sowohl zu Paris als anderwärts, Nachforschungen und Nachgrabungen nach angeblich daselbst verborgenem Gelde anzustellen, wobei aber nichts gefunden worden: 45 Livres Pariser Währung.«

»Da wirft man eine Speckseite nach der Wurst, und gibt einen Thaler aus, um einen Sou zu bekommen!« sagte der König.

»Für zwei neue Aermel an den alten Ueberrock des Königs: 20 Sous,

»Für eine Schmeerbüchse, die Stiefel des Königs zu schmieren: 15 Heller.

»Einen neuen Stall für die schwarzen Schweine des Königs: 30 Livres.

»Einen Käfig für die königlichen Löwen: 22 Livres.«

»Diese Thiere kommen verdammt hoch zu stehen,« sagte der König. »Aber gleichviel, es gehört zum königlichen Staat, und ich liebe diesen großen gelben Löwen. Habt Ihr ihn gesehen, Meister Wilhelm? Könige müssen solche wilde Thiere haben. Unsere Hunde müssen Löwen und unsere Katzen Tiger sein. Das Große steht der Krone wohl an. Wenn zur Heidenzeit das Volk dem Jupiter hundert Ochsen und hundert Schafe darbrachte, opferten die Kaiser hundert Löwen und hundert Adler. Das war

gräulich schön. Die Könige von Frankreich hatten immer solche wilde Thiere, die um ihren Thron heulten. Gleichwohl wird man mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich hierin weniger Geld vergeude als meine Vorgänger, und daß ich in dem Artikel Löwen, Bären, Elephanten, Leoparden ec. bescheidener bin als sie. Was spitzst Du da die Ohren, Freund Olivier? Wir sagen das Unsern Gevattern aus Flandern, damit sie es wissen.«

Wilhelm Rym machte eine tiefe Verbeugung, während Jakob Coppenole nicht übel einem der Bären glich, von denen eben die Majestät sprach. Der König schien nicht darauf zu achten. Er brachte den silbernen Humpen an die Lippen, nahm einen Schluck, spie ihn wieder aus und sagte: »Pfui! der verfluchte Kräutertrank!«

Der Vorleser fuhr fort:

»Für Speisung eines Räubers auf sechs Monate, der im Gefängniß sitzt, bis sein Loos entschieden wird: 6 Livres 4 Sous.«

»Was soll das heißen?« unterbrach ihn der König. »Warum speisen und ernähren, was dem Galgen verfallen ist? Ich will nicht, daß man einen Heller weiter dafür ausgebe. Hörst Du, Meister Olivier, der Bursche soll gleich am morgenden Tage gehängt werden. Wir brauchen keine solche unnützen Kostgänger,«

Meister Olivier« machte sich ein Merkzeichen mit dem Daumen zur Erinnerung an diesen königlichen Befehl und fuhr dann fort:

»An Henri Cousin, königlichen Scharfrichter zu Paris, die Summe von 60 Sous Pariser Währung; für ein großes neues Richtschwert zur Vollziehung des Urtheils an denjenigen Personen, die um ihrer Vergehen und Verbrechen willen enthauptet werden, sowie für die Scheide und Alles, was dazu gehört; imgleichen zur Wiederherstellung des alten Richtschwerts, das bei der Enthauptung des Herrn Ludwig von Luxemburg schadhaft geworden ist und Noth gelitten hat, wie des Weiteren erhellt.«

Der König unterbrach den Vorleser. »Schon gut! Diese Summe ist von Grund meines Herzeus bewilligt. Das sind Ausgaben, bei denen ich nicht so

genau hinsehe. Geld, das auf so zweckmäßige Art verwendet wird, geht mir nicht vom Herzen. Fahre fort!«

»Einen großen Käfig neu zu bauen...«

»Ah!« sagte der König, »jetzt fällt mir auf einmal bei, daß ich nicht ohne einen guten Grund in diese Bastille gekommen bin. Warte, Meister Olivier. Ich will diesen Käfig selbst sehen. Du kannst mir dann, während ich davon Einsicht nehme, den Kostenzettel vorlesen. Kommt doch, Ihr Herren Flamänder, da gibt es etwas zu sehen, was der Mühe werth ist.«

Mit diesen Worten erhob sich der König, stützte sich auf den Arm seines Vorlesers, gab dem Schweigsamen, der an der Thüre stand, ein Zeichen, ihm voranzugehen, winkte den Flamändern, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer.

Außen an der Thüre vermehrte sich das königliche Gefolge durch vollständig bewaffnete Kriegsmänner und winzige Pagen, die Fackeln in ihren Händen trugen. Der Zug ging eine Zeitlang im Innern des düsteren Gebäudes fort, das bis in die dichtesten Mauern von Gängen durchbrochen war. Der Befehlshaber der Bastille ging voran und ließ die Gefängnisse vor dem alten, kranken, grämlichen, hinfälligen Könige öffnen, der hustend durch die finsteren Hallen ging.

Unter jeder Kerkerthüre mußten sich Alle bücken, nur der alte König nicht, dessen Rücken das Alter gekrümmt hatte. »Hm!« murmelte er zwischen dem Zahnfleisch, denn er hatte keine Zähne mehr: »Wir sind schon fertig zur Pforte des Grabes. Zu niederer Thüre geht man gebückt ein.«

Endlich kamen sie an einen Kerker, dessen Thüre mit Schlössern und Riegeln so wohl verwahrt war, daß man lange Zeit brauchte, sie zu öffnen. Sie traten in einen weiten, bogenförmig gewölbten Saal, in dessen Mitte man beim Scheine der Fackeln einen großen festen Käfig von Mauerwerk, Eisen und Holz erblickte. Das Innere des Käfigs war hohl. Dies war einer jener berüchtigten Käfige, worin Ludwig XI. seine Staatsgefangenen aufbewahrte. An den Wänden desselben waren zwei bis drei kleine Fenster angebracht, die man aber so dicht mit Eisen vergittert hatte, daß man das

Glas nicht sah. Die Thüre bestand aus einem einzigen großen gehauenen Steine, der einem Grabsteine glich. Man ging zu dieser Pforte ein, niemals wieder heraus. Hier war man lebendig todt.

Der König ging langsam um diesen Käfig herum und beaugenscheinigte ihn mit der Aufmerksamkeit eines Baumeisters. Meister Olivier folgte ihm und las mit lauter Stimme aus seinem Kostenzettel:

»Einen großen hölzernen Käfig von dickem Balkenwerk neu zu bauen, neun Schuh in der Länge, acht in der Breite und sieben in der Höhe haltend, mit Mauerwerk und eisernen Stangen versehen, welcher Käfig sich in einer der Kammern der Thürme der Sanct-Antons-Bastei befindet, und in welchem Käfig auf Befehl des Königs, unseres Herrn, ein Gefangener festgesetzt ist, der zuvor einen alten baufälligen Käfig bewohnt hat, und sind zu diesem Käfig verwendet worden: 96 liegende und 52 aufrecht stehende Balken.«

»Das ist verflucht viel Holz,« sagte der König und klopfte mit gekrümmtem Finger an den Käfig.

»... Zu diesem Käfig sind ferner verwendet worden 220 Eisenbarren, im Ganzen 3735 Pfund im Gewicht haltend...«

»Das ist verflucht viel Eisen,« sagte der König.

»... Der ganze Kostenbetrag dieses Käfigs beläuft sich auf 317 Livres 5 Sous.«

»Pasque-Dieu!« rief der König aus.

Bei diesem Lieblingsschwur des Königs hörte man im Innern des Käfigs Ketten klirren, und eine schwache Stimme, wie aus dem Grabe kommend, rief: »Gnade! Sire! Gnade!«

Man hörte die Stimme, aber den Mann konnte man nicht sehen.

»Dreihundert und siebzehn Livres fünf Sous!« wiederholte der König.

Die jammervolle Stimme, die aus dem Käfig ertönte, hatte alle Umstehenden, selbst Meister Olivier, mit Schauder erfüllt. Der König allein that, als ob er sie nicht gehört hätte. Auf seinen Befehl fuhr Meister Olivier in der Vorlesung fort, während die Majestät kaltblütig um den Käfig herumging, ihn zu beschauen.

»... Ferner bezahlt an einen Maurer, der die Löcher gemacht hat, um die Fenstergitter einzusetzen, sowie den Fußboden des Zimmers ausgemauert, worin der Käfig befindlich, weil der Fußboden dasselbe seiner Schwere halber nicht hätte tragen können: 27 Livres 14 Sous Pariser Währung...«

Die nämliche klägliche Stimme aus dem Käfig begann wieder zu seufzen: »Gnade! Sire! Gnade! Ich schwöre Euch bei Gottes Wunden, daß der Kardinal von Angers der Verräther ist, und nicht ich.«

»Dieser Maurer ist sehr theuer!« sagte der König, »Fahre fort, Olivier!«

»Dem Schreiner für Fenster, Thürschwellen u.s.w.: 20 Livres 2 Sous...«

Die Stimme aus dem Käfig fuhr fort: »Barmherzigkeit, Sire! Hört mich um Gotteswillen! Ich schwöre bei meiner armen Seele, daß der Kardinal Balue die Sache an den Herzog von Guyenne geschrieben hat, und nicht ich!«

»Der Schreiner ist theuer,« sagte der König. »Ist das Alles?«

»Nein, Sire!«

»Einem Glaser, für die Fenster des gedachten Käfigs 46 Sous 3 Pfennige Pariser Währung,«

Die Stimme ertönte abermals kläglich: »Gnade! Sire! Gnade! Ist es denn nicht genug, daß man mir Hab und Gut genommen hat? Ich bin unschuldig und seufze jetzt vierzehn Jahre in diesem eisernen Käfig. Seid barmherzig, Sire! Der Himmel wird es Euch vergelten.«

»Meister Olivier,« sagte der König, »nun die Hauptsumme?«

»367 Livres 8 Sous 3 Pfennige.«

»Bei unserer lieben Frau!« rief der König aus, »Dieser Käfig kommt Uns hoch zu stehen.«

Mit diesen Worten riß er Meister Olivier das Papier aus der Hand und begann an den Fingern zu rechnen, indem er bald auf den Zettel sah, bald das Bauwesen damit verglich.

Der Unsichtbare im Käfig schluchzte laut und fuhr mit kläglicher Stimme fort: »Vierzehn Jahre, mein Herr und König! Vierzehn lange Jahre! Seit dem Monat April 1469. Bei der heiligen Mutter Gottes, hört mich an und habt Erbarmen! Ihr seid diese ganze Zeit über im Strahl der Sonne gewandelt. Ich habe kein Tageslicht erblickt. Soll ich denn nie die Sonne wieder sehen? Seid barmherzig, Sire! Barmherzigkeit ist eine königliche Tugend. Denkt an Eure letzte Stunde, und wie Ihr ruhig hinscheiden werdet, mit dem Bewußtsein, Euern Feinden vergeben zu haben! Und ich war nicht Euer Feind, ich habe Euch nicht verrathen. Und ich habe eine so schwere Kette am Fuß, an der eine große eiserne Kugel hängt; seid barmherzig, mein Herr und König! Erbarmt Euch eines Elenden!«

Der König schüttelte den Kopf und sprach: »Meister Olivier, ich finde, daß man Mir die Fuhre Gyps zu zwanzig Sous anrechnet, während sie nur zwölf kostet. Das ist in dem Kostenzettel abzuändern,«

Mit diesen Worten wendete der König dem eisernen Käfig den Rücken, um das Zimmer zu verlassen. An den Tritten der Weggehenden und der Entfernung der Fackeln merkte der unglückliche Gefangene, daß der König das Zimmer verließ, und schrie ihm verzweifelnd nach: »Sire! Sire!« –- Die Pforte schloß sich.

Der König ging schweigend nach seinem Zimmer zurück. Seine Gefährten folgten ihm, noch versteinert von dem letzten verzweiflungsvollen Ausruf des Lebendigbegrabenen.

Plötzlich wendete sich der König zu dem Befehlshaber der Bastille: "Ei da!" fragte er, "es scheint mir, daß Jemand in dem Käfig war?"

"Bei Gott! ja, Sire, antwortete der Befehlshaber, ganz verwundert über diese Frage,

"Und wer denn?"

"Der Bischof von Verdun."

Der König wußte dies besser, als irgend Jemand; aber er pflegte so sein Spiel mit dem menschlichen Elend zu treiben.

"Ah!" sagte er und gab sich das Ansehen, zum erstenmale daranzudenken, "ah! Wilhelm von Harancourt, der Freund des Herrn Kardinals Balue! Ein armer Teusel von Bischof!"

Als sie in das Zimmer zurückkamen, fand der König einige Depeschen, die man in seiner Abwesenheit gebracht hatte. Er öffnete sie, durchlas eine nach der andern und winkte dann Meister Olivier, Dieser nahm eine Feder zur Hand, kniete vor der Tafel nieder und schickte sich zum Schreiben an. "Der König diktirte ihm halblaut. Wilhelm Rym strengte seine Ohren an, um etwas aufzuschnappen, er konnte aber nur einzelne Phrasen auffangen, wie z. B. "Die fruchtbaren Gegenden durch den Handel, die unfruchtbaren durch Manufakturen aufrecht erhalten... Den englischen Herren unsere vier großen Mörser zeigen... Seit es Geschütze gibt, muß der Krieg mit mehr Verstand geführt werden... Ohne Steuern kann man keine Armee erhalten..." u.s.w.

Einmal erhob er die Stimme: "Bei unserer lieben Frau! Der Herr König von Sicilien siegelte seine Briefe mit gelbem Wachs, wie ein König von Frankreich. Wir thun vielleicht unrecht, ihm solches zu gestatten. Große Häuser müssen auf ihre Vorrechte halten. Notire das, Gevatter Olivier!"

Ein andermal rief er: "Oh! Oh! Das dicke Paket! Was will denn Unser Bruder, der Kaiser, von Uns? Freilich!" fuhr er fort, indem er die Depesche mit den Augen überlief. "Freilich! Dieses Deutschland ist so groß und mächtig, daß es kaum glaublich ist. Jedoch wollen Wir des alten Sprüchworts nicht vergessen: Die schönste Grafschaft ist Flandern, das schönste Herzogthum Mailand, und das schönste Königreich Frankreich. Nicht wahr, Ihr Herren von Brabant?"

Diesmal verbeugte sich Jakob Coppenole so tief, als Wilhelm Rym, denn der König hatte seinem flandrischen Patriotismus geschmeichelt.

Als der König die letzte Depesche las, runzelte er die Stirne, "Was ist das?" rief er aus. Klagen und Beschwerden über Unsere Garnisonen in der Picardie? Olivier, schreibe flugs an Unfern Marschall de Roualt: daß die Mannszucht nachlasse; daß der Soldat Unsern getreuen Unterthanen vielfachen Schaden zufüge, daß er sie mißhandle, daß er sich nicht mit dem begnüge, was der Bauer im Haufe hat, sondern ihn durch Schläge zwinge, Wein, Fische, Gewürz und andere übertriebene Dinge in der Stadt zu holen, daß der König solches wisse, daß der König sein Volk gegen alle ungerechten Forderungen und Mißhandlungen schützen wolle, und daß das Unser fester Wille sei, so wahr Wir König sind. Bei unserer lieben Frau! Diese Kriegsleute kleiden sich in Sammt und Seide, und treiben Eitelkeiten aller Art, die Gott mißfällig sind, während Wir, ein Edelmann und König, Uns mit grobem Tuch, zu sechzehn Sous die Elle, begnügen. Schreibe das dem Marschall, Gevatter Olivier, und thue ihm meinen ernstlichen Willen kund!"

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, ein Mann stürzte herein und schrie mit lauter Stimme: »Sire! Sire! Es ist ein Volksaufstand in Paris.«

Das ernste Gesicht Ludwigs XI. verzog sich, aber die Bewegung seiner Seele war nur einen Augenblick in seinen Zügen sichtbar. Er bezwang sich und sagte mit ernster Ruhe: »Gevatter Jakob, Ihr kommt da sehr barsch in's Zimmer!«

»Sire! Sire! Ein Aufstand!« fuhr Gevatter Jakob athemlos fort.

Der König, der aufgestanden war, faßte ihn rauh am Arme an und sagte ihm, indem er einen Seitenblick auf die Flamänder warf und seinen Zorn zurückhielt, in's Ohr: »Schweig oder rede leise!«

Jakob Coictier begriff schnell und erstattete leise seinen Bericht, den der König ruhig anhörte. Kaum hatte er ihn vernommen, so rief er mit lautem Gelächter: »Wirklich! Rede laut, Gevatter Jakob, was thust Du da so heimlich! Unsere liebe Frau weiß, daß Wir vor Unsern guten Freunden aus Flandern nichts zu verbergen haben.«

»Aber, Sire!«

»Rede laut, sage ich.«

Der Gevatter Jakob verstummte vor Erstaunen.

»So rede doch,« fuhr der König fort: »Also ein Aufstand von Insassen Unserer guten Stadt Paris?«

»Ja, Sire!«

»Und der, wie Du sagst, gegen den Amtmann des Justizpalastes gerichtet ist?«

»So scheint es,« stotterte der Doktor verlegen und noch ganz verwundert über den unbegreiflichen Wechsel, der in den Gedanken des Königs vorgegangen war.

Der König fuhr fort: »Wo ist die Nachtwache den Meuterern begegnet?«

»In der Nähe der Wechselbrücke. Ich bin selbst auf den aufrührerischen Haufen gestoßen, als ich auf Euer Majestät Befehl hieher kam. Ich hörte einige von ihnen rufen: Nieder mit dem Amtmann des Justizpalastes!«

»Und welche Beschwerde führen sie gegen ihn?«

»Ach!« antwortete Gevatter Jakob, »daß er ihr Gerichtsherr ist.«

»Wirklich!«

»Ja, Sire! Es sind die Gauner aus dem Hofe der Wunder. Schon lange beklagten sie sich über den Amtmann, dessen Vasallen sie sind: sie wollen seine Gerichtsbarkeit nicht anerkennen.«

»Ei da!« sagte der König mit einem zufriedenen Lächeln, das er vergebens zu verbergen strebte.

»In allen ihren Eingaben an das Parlament behaupten sie, nur zwei Herren zu haben: Euer Majestät und ihren Gott, der, glaube ich, der Teufel ist.«

»Ei! Ei!« sagte der König und rieb sich die Hände. Er konnte seine innere Freude nicht verbergen, so viele Mühe er sich auch gab, ruhig zu bleiben. Niemand begriff ihn, selbst Meister Olivier nicht.

Der König schwieg einen Augenblick, sein Gesicht war nach- denklich, aber zufrieden. »Sind sie stark?« fragte er plötzlich.

»Gewiß, Sire!« antwortete Gevatter Jakob.

»Wie stark?«

»Wenigstens sechstausend Mann.«

»Gut!« sagte der König. »Sind sie bewaffnet?«

»Mit Waffen aller Art.«

Der König schien vollkommen ruhig. Gevatter Jakob glaubte seinem Berichte beifügen zu müssen: »Wenn Euer Majestät dem Amtmann des Justizpalastes nicht schleunige Hülfe schicken, so ist er verloren.«

»Wir werden ihm Unseren Beistand leisten,« erwiederte der König mit phlegmatischem Wesen. »Allerdings werden Wir ihm beistehen. Der Herr Amtmann ist Unser Freund. Sechstausend! das sind verdammt verwegene Bursche. Das ist eine Keckheit ohne Gleichen, und Wir sind sehr erzürnt darüber. Allein Wir haben in dieser Nacht wenige Mannschaft um Unsere Person. Morgen wird es wohl auch noch Zeit sein.«

Gevatter Jakob entgegnete mit großer Hast: »Wenn nicht sogleich Hülfe geleistet wird, so werden sie zehnmal Zeit haben, den Justizpalast zu verwüsten und den Gerichtsherrn zu hängen. Um Gotteswillen, Sire, sendet doch diese Nacht noch Hülfe!«

»Morgen, habe ich Euch schon gesagt,« erwiederte der König mit einem jener Blicke, die Schweigen gebieten.

Nach einigem Stillschweigen fragte der König: »Mein lieber Gevatter Jakob, Ihr müßt das wissen, welches war... welches ist ... wollte ich sagen... die lehensherrliche Gerichtsbarkeit des Bailli?«

»Sire, der Amtmann des Justizpalastes hat die hohe und niedere Gerichtsbarkeit von der Straße Calandre bis zur Straße Herberie, den Sankt Michelsplatz, den Hof der Wunder, dann die ganze Chaussée, die an dem Landbezirk Maladerie beginnt und am Sanct Jakobsthore endet.«

»Ei da!« sagte der König und kratzte sich das rechte Ohr mit der linken Hand, das ist ein ordentlicher Schnipsel meiner guten Stadt Paris. Ah! Der Herr Amtmann war König von diesem ganzen Bezirke. Sehr schön, guter Herr Amtmann!« fuhr er wie in Gedanken mit sich selbst redend fort. »Ihr hattet da ein großes Stück Unserer Hauptstadt zwischen den Zähnen.«

Plötzlich brach er vollends los: »**Pasque-Dieu!** Was wollen diese Leute heißen, die sich die hohe und niedere Gerichtsbarkeit in Unserem Reiche anmaßen, diese Leute, die jede Ackerslänge ihren Galgen aufgepflanzt haben! Diese Leute, die auf jedem Tritt und Schritt unter Unserem Volke, mit dem Henker hinter sich, ihre Gerichtsbarkeit üben! Wie die Griechen so viele Götter hatten, als Quellen in ihrem Lande waren, so haben die Franzosen so viele Könige, als Galgen in Frankreich sind. Das ist ein übles Ding und mißfällt mir. Was braucht es in dieser Hauptstadt einen andern Gerichtsherrn, als den König, eine andere Rechtspflege, als Unser Parlament, einen andern Gebieter in diesem Reiche, als Uns! Bei meiner armen Seele! Der Tag muß kommen, wo es in Frankreich nur Einen König, nur Einen Richter gibt, wie im Himmel nur Ein Gott ist!«

Der König rückte seinen Hut auf dem Haupte und fuhr im Tone eines Jägers, der seine Meute hetzt, fort: »Gut, mein Volk! Wohlgethan! Zertrümmere deine Ketten! Vernichte diese falschen Gerichtsherren! Schaffe dir selbst Recht, knüpfe sie auf! Ah! Ihr wollt Könige sein, ihr Edelherren! Vorwärts, gutes Volk! Mach ihnen den Garaus!«

Jetzt hielt er plötzlich inne, biß sich in die Lippen, als ob er den ihm entwischten Gedanken wieder zurückrufen wollte, heftete sein durchdringendes Auge auf Einen nach dem Andern, nahm dann seinen Hut ab und sagte: »Wenn du wüßtest, was in meinem Kopfe vorgeht, so würde ich dich heute noch verbrennen.«

Hierauf blickte er um sich, wie ein alter Fuchs, der den Kopf aus der Höhle streckt, und fuhr fort: »Aber gleichviel! Wir werden Unserem

Amtmann zu Hülfe kommen. Leider aber haben Wir in diesem Augenblicke nur wenige Truppen um Unsere Person, und der Meuterer sind viele. Man muß warten bis morgen. Dann treibt man den Volkshaufen auseinander und knüpft Alle auf, die eingefangen werden.«

»Fast hätte ich in der Angst vergessen,« sagte Gevatter Jakob, »daß die Nachtwache zwei Nachzügler der Bande aufgefangen hat. Wenn Euer Majestät diese Leute sehen wollen, sie sind da.«

»Ob ich sie sehen will!« rief der König. »**Pasque-Dieu!** So etwas hast Du vergessen! Lauf geschwind, Du Olivier, und hole sie!«

Meister Olivier kam bald mit den beiden Gefangenen zurück, die von Bogenschützen umgeben in das Zimmer traten. Der erste derselben hatte ein dummdreistes Gesicht und war betrunken; die Lumpen hingen ihm am Leibe herab und er hinkte an einem Fuße. Der zweite Gefangene hatte eine offene, stets lächelnde Miene, die der Leser bereits kennt.

Der König betrachtete sie einen Augenblick schweigend, dann fragte er barsch den ersten »Wie heißest Du?«

»Gieffroy Pincebuerde.«

»Dein Gewerbe?«

»Landstreicher.«

»Was hattest Du mit diesem verfluchten Aufstande zu schaffen?«

Der Landstreicher betrachtete den König mit einem jener Gesichter, in denen so wenig Einsicht zu lesen ist, als man das Licht unter dem Scheffel sieht: »Ich weiß nicht,« antwortete er, »es ging Alles, da ging ich auch mit.«

»Wolltet Ihr nicht das Haus Eures Gerichtsherrn, des Amtmanns im Justizpalast, plündern?«

»Ich weiß nichts, als daß man irgendwo etwas nehmen wollte.«

Ein Soldat zeigte dem König eine Happe, die man bei dem Landstreicher gefunden hatte.

»Hast Du diese Waffe bei Dir getragen?« fragte der König.

»Ja, es ist meine Happe, ich bin ein Weingärtner.«

»Und erkennst Du diesen Menschen da als Deinen Gefährten?« fügte der König hinzu und deutete auf den andern Gefangenen.

»Nein, ich kenne ihn nicht.«

»Gut,« sagte der König.

Hierauf winkte er der schweigsamen Person, die unbeweglich an der Thüre stand, mit dem Finger: »Gevatter Tristan, da ist ein Mann für Dich!«

Tristan verbeugte sich tief, dann ertheilte er Befehl an zwei Bogenschützen, die den Gefangenen wegführten.

Jetzt näherte sich der König dem andern Gefangenen, der große Tropfen schwitzte.

»Dein Name?«

»Sire, ich heiße Peter Gringoire.«

»Dein Gewerbe?«

»Philosoph, Euer Majestät zu dienen.«

»Wie kommst Du dazu, Du Schuft, gegen Unsern Freund, den Amtmann des Justizpalastes, auszuziehen, und was weißt Du von diesem Aufstand zu sagen?«

»Sire, ich war nicht dabei.«

»Mache mir nichts weis, die Nachtwache hat Dich ja in dieser schlechten Gesellschaft aufgefangen.«

»Nein, Sire, hier ist ein Mißverständniß, ein unglücklicher Zufall. Ich bin ein Tragödiendichter. Geruhen Euer Majestät mich anzuhören. Wie gesagt, ich bin Dichter, und Ihr wißt, daß es in der Art der Dichter liegt, bei Nacht umherzustreifen. Ich ging nun so durch die Straßen in meinen dichterischen Träumen. Der Zufall führte mich der Nachtwache in den Weg, und so bin ich verhaftet worden. Von dem ganzen Aufstand weiß ich nichts. Euer Majestät haben selbst gesehen, daß dieser Landstreicher mich nicht kannte. Ich beschwöre demnach Euer Majestät...«

»Halt's Maul!« sagte der König, »Du räderst mir den Kopf.««

Tristan trat vor, deutete mit dem Finger auf Peter Gringoire und fragte: »Soll man diesen auch aufknüpfen?«

Dies war das erste Wort, das aus dem Munde des Anführers der königlichen Prevotalwache kam.

»Hm!« antwortete der König nachlässig, »ich sehe kein Hinderniß dabei.«

»Aber ich sehr viele,« rief Peter Gringoire aus.

Unser Philosoph erkannte an der kalten und gleichgültigen Miene des Königs, daß ihm kein anderes Mittel übrig blieb, sein Leben zu retten, als etwas in hohem Maße Pathetisches. Er warf sich daher zu den Füßen Ludwigs XI. und schrie mit der Stimme und den Geberden eines Verzweifelnden: »Sire, geruhen Euer Majestät, mich anzuhören. Sire! Laßt den Blitz Eurer allmächtigen Hand auf kein so winziges Ding fallen, wie ich bin. Gottes Ungewitter zersplittert Eichen, aber keinen Salatkopf. Sire! Ihr seid ein erhabener, mächtiger Monarch, habt Mitleid mit einem armen ehrlichen Manne, der eben so wenig einen Aufstand anzufeuern vermöchte, als ein Stück Eis Feuerfunken von sich gibt! Allergnädigster Herr, Löwen und Könige sind großmüthig. Ach! Strenge verwildert nur die Geister; so lange der Sturmwind heult, behält man den Mantel an, wenn die Sonne scheint, kann man in Hemdärmeln gehen. Sire, Ihr seid die Sonne. Mein gnädigster Herr und König, ich gehöre nicht zu dieser Bande von Landstreichern und Dieben, ganz gewiß nicht. Dichter sind keine Gauner, und Apoll hat nichts mit den Dieben zu schaffen. Ich bin ein getreuer Unterthan unseres Herrn, des Königs. Ich bete Tag und Nacht zu Gott, daß

er den Ruhm Eurer Krone erhöhen und das Volk mit Liebe für Euer Majestät erfüllen möge. Dies sind meine Gesinnungen, und haltet mich nicht für einen Aufrührer und Dieb, mein königlicher Herr, weil ich einen abgeschabten Rock trage. Wenn Ihr mir Gnade schenkt, so werde ich Tag und Nacht Gott für Euer Wohlergehen anflehen. Ich bin ein armer Teufel, aber dabei ein guter Tropf. Jedermann weiß, daß Gelehrte nicht reich werden, und daß die Gelehrtesten bisweilen im Winter kein Holz im Ofen haben. Es gibt vierzig vortreffliche Sprüchwörter über den durchlöcherten Mantel des Philosophen. Sire! Die Gnade ist das einzige Licht, welches das Innere einer großen Seele erleuchten kann. Gnade ist die Fackel aller andern Tugenden. Ohne sie sind wir nur Blinde, die nach dem Himmel tappen. Barmherzigkeit, welche gleich der Gnade ist, gewinnt die Herzen der Unterthanen und ist die sicherste Leibwache der Könige. Was liegt Eurer Majestät daran, die in den Wolken thront, ob ein armer Teufel mehr auf der Erde herumkriecht! Ich bin ein armer unschuldiger Philosoph, der sich mühsam durch die Welt schleppt, und dessen Bauch oft eben so leer ist, als sein Beutel. Ich bin ein Gelehrter, und die großen Könige sind die geborenen Beschützer der Wissenschaften. Es wäre aber eine schlechte Beschützung der Wissenschaften, wenn man die Gelehrten hängen ließe. Was hätte man von, Alexander dem Großen gesagt, wenn er den Aristoteles hätte hängen lassen? Sire! Ich habe ein sehr schönes Schauspiel für die Prinzessin von Flandern und unsern gnädigsten Dauphin geschrieben, so schreibt keiner, der ein Aufruhrer ist. Euer Majestät sieht, daß ich kein Schafskopf bin, sondern meine Studien gemacht habe, und viel natürliche Beredsamkeit besitze. Laßt mir Gnade widerfahren, Sire! Ihr werdet dadurch eine Gott und der heiligen Jungfrau wohlgefällige Handlung begehen, und ich schwöre Euch bei allen Heiligen, daß mir bei dem Gedanken, gehängt zu werden, gar nicht wohl zu Muthe ist.«

Indem unser trostloser Dichter diese bewegliche Standrede hielt, krümmte er sich zu den Füßen des Königs wie ein Wurm, und küßte seine Pantoffeln.

»Er thut wohl daran, sich auf der Erde zu krümmen. Die Könige sind wie der Jupiter auf Creta, sie haben ihre Ohren an den Füßen,« sagte Wilhelm Rym leise zu Jakob Coppenole.

Der Strumpfweber von Gent blickte auf Peter Gringoire und erwiederte mit einem schwerfälligen Lächeln: »Ich meine, ich höre den Kanzler Hugonet mich um sein Leben anflehen.«

Peter Gringoire erhob jetzt athemlos und zitternd sein Haupt zu dem König. Se. Majestät kratzte sich am linken Knie und nahm dann einen langsamen Schluck aus der silbernen Kanne.

Dieses unheilverkündende Schweigen spannte unsern Dichter auf die Folter. Endlich warf ihm der König einen Blick zu und sprach: »Das ist ein gewaltiger Schwätzer. Laß ihn laufen, Tristan!«

Peter Gringoire fiel vor freudiger Bestürzung hinten über und streckte seine langen Beine in die Höhe.

»Laufen lassen!« murrte Tristan. »Soll ich ihn nicht zum mindesten im Käfig behalten?«

»Gevatter, wo denkst Du hin?« erwiederte der König. »Meinst Du, daß Wir für solche Vögel Käfige bauen lassen, die Uns auf 367 Livres 8 Sous zu stehen kommen? Gib dem Hurensohn einen Tritt auf den Hintern und laß ihn laufen!«

»Uf!« schrie Peter Gringoire, »das nenne ich einen großen König!«

Aus Furcht vor einem Gegenbefehl stürzte unser Dichter alsbald der Thüre zu, die ihm Tristan mit sichtbarem Widerwillen öffnete. Soldaten von der Wache folgten ihm und stießen ihn mit den Fäusten vor sich her, was Peter Gringoire mit der Geduld eines stoischen Philosophen ertrug.

Seit man dem König die Nachricht von dem Aufstand gegen den Gerichtsherrn im Justizpalaste gebracht hatte, zeigte er seine gute Laune in allen Dingen. Diese ungewöhnliche Begnadigung war kein geringes Zeichen derselben. Tristan machte in seinem Winkel ein Gesicht wie ein Hund, dem man einen Knochen hinhält und wieder wegnimmt.

Ludwig XI. schlug mit den Fingern lustig einen Marsch auf der Lehne seines Stuhls. Dieser König wußte seine Sorgen viel besser zu verbergen,

als seine Freude. Diese äußerlichen Kundgebungen innerer Freude bei guten Nachrichten gingen oft sehr weit. Als man ihm Karls des Kühnen Tod meldete, gelobte er dem heiligen Martin von Tours eine silberne Balustrade, und bei seiner Throngelangung vergaß er, das Leichenbegängniß seines verewigten Vaters anzuordnen.

»He! Sire!« sagte plötzlich Jakob Coictier, »wie steht es denn mit dem Stechen, wegen dessen mich Euer Majestät hat rufen lassen?«

»Oh!« erwiederte der König, »ich bin in der That sehr leidend, mein lieber Gevatter. Ich habe ein gewaltiges Stechen im Kopf und auf der Brust.«

Der Doktor ergriff die Hand des Königs und nahm eine tiefdenkende Miene an, während er ihm den Puls fühlte.

»Seht einmal, Coppenole,« sagte Wilhelm Rym leise, »da steht er zwischen Coictier und Tristan. Das ist sein ganzer Hof. Ein Arzt für ihn, ein Henker für die Andern.«

Der Doktor fühlte lange den Puls des Königs, und sein Gesicht wurde immer bedenklicher. Ludwig sah ihn mit einiger Aengstlichkeit an. Immer mehr Wolken zogen auf der Stirn des Doktors auf. Die schlechte Gesundheit des Königs war ein Feld, das der wackere Mann trefflich auszubeuten wußte.

»Oh! Oh!« murmelte er nach einer langen Pause, »das steht schlimm!«

»Nicht wahr?« sagte der König besorgt.

»Pulsus creber, anhelans, crepitans, irregularis,« fuhr der Arzt fort.

"Pasque-Dieu!"

»Ein Zustand, der seinen Mann wegnehmen kann, bevor drei Tage vergehen.«

»Gott und die liebe Frau sei Uns gnädig!« rief der König. »Und das Mittel dagegen, Gevatter?«

»Eben denke ich darüber nach.«

Der Arzt betrachtete die Zunge des Königs, schüttelte den Kopf und sagte: »Da fällt mir eben ein, Sire, daß eine Einnehmerstelle bei den kömglichen Domänen vakant ist, und daß ich einen Neffen habe.«

»Ich gebe Deinem Neffen die Stelle, Gevatter Jakob, aber befreie meine Brust von diesem Feuer.«

»Da Ihr so gnädig seid, mein königlicher Herr,« fuhr der Arzt fort, »so werdet Ihr mir nicht abschlagen, mir in dem Bau meines neuen Hauses ein wenig unter die Arme zu greifen.«

»Hm!« sagte der König hustend.

»Mein Geld ist zu Ende,« fuhr der Doktor fort, »und es wäre wirklich Schade, wenn mein Haus nicht unter Dach käme. Es ist zwar nur ein einfaches bürgerliches Haus, aber es wäre doch Schade um die schönen Malereien von Johann Fourbault, die es zieren. Es ist da eine Diana, die in der Luft fliegt, so trefflich, mit so zartem Pinsel gemalt, von so weißem Fleisch, daß sie diejenigen in Versuchung führt, welche sie zu nahe betrachten. Er hat auch eine Ceres gemalt, die zwischen Fruchtgarben sitzt und einen Blumenkranz auf dem Haupt trägt. Sie ist göttlich schön und leistet Alles, was der Pinsel hervorzubringen vermag.«

»Schindersknecht,« murmelte der König, »wo willst Du hinaus?«

»Es fehlt mir an einem Dach über diese Gemälde, und obgleich die Sache nur von geringem Belange ist, so habe ich doch kein Geld mehr.«

»Wie viel brauchst Du zu Deinem Dache?«

»Hm! Ein kupfernes Dach mit Vergoldung... höchstens zweitausend Livres.«

»Ah! Der Meuchelmörder!« rief der König. »Er zieht mir keinen Zahn aus, der nicht für ihn ein Diamant wäre.«

»Bekomme ich mein Dach?« fragte der Arzt.

»Zum Teufel! ja! Aber mache mich gesund.«

Der Doktor verbeugte sich tief und sprach: »Sire, ein zurücktreibendes Mittel wird Euch retten. Ihr braucht dabei Euern Kräutertrank fort, und wir stehen für Euer Majestät Leben.«

Ein brennendes Licht zieht nicht bloß *einen* Nachtvogel herbei. Als Meister Olivier den König zu solcher Freigebigkeit aufgelegt sah, hielt er den Augenblick für günstig und näherte sich ihm. »Sire...«

»Was gibt es da wieder?« fragte der König.

»Sire, Euer Majestät weiß, daß Meister Simon Radin todt ist.«

»Nun?«

»Derselbe war königlicher Rath bei der Schatzkammer.«

»Nun?«

»Sire, der Platz ist erledigt.«

Indem Meister Olivier also sprach, vertauschte er den Hochmuth in seinem Gesichte mit der Hundedemuth. Das sind die zwei einzigen Gestalten, unter denen sich das Gesicht eines Höflings zeigt. Der König sah ihm starr ins Gesicht und sagte trocken: »Ich verstehe.«

Nach einer Pause fuhr der König fort: »Meister Olivier, der Marschall Boucicaut sagt: Bei Königen und im Meere ist gut Perlen fischen. Ich sehe, daß Du auch dieser Meinung bist. Jetzt aber höre, was ich Dir sagen will. Ich habe ein gutes Gedächtniß. Im Jahre 1468 habe ich Dich zu meinem Kammerdiener gemacht, im Jahre 1469 zum Castellan im Schlosse von Saint-Cloud, im November 1473 zum Aufseher im Gehölze von Vincennes, im Jahre 1475 zum Waldmeister in Rouvray, im Jahre 1479 zum Commandanten im Schlosse von Loches, dann zum Gouverneur von Saint-Quentin, dann zum Commandanten von Meulan, wovon Du den Grafentitel führst. Von den fünf Sous Strafe, die jeder Barbier Unseres Reiches bezahlt, der an einem Festtage rasirt, beziehst Du drei Sous, und ich, der König, nur

zwei. Ich habe Deinen Namen Olivier der Teufel, der Deiner Miene ganz gut entspricht, in einen andern verwandelt. Ich habe, zum großen Mißvergnügen Unseres Adels, Dir ein buntes Wappen gegeben, mit dem Du stolzirst wie ein Pfau. Pasque-Dieu! Bist Du noch nicht übervoll? Hast Du noch nicht genug gefischt? Hüte Dich, daß Dein Schiff nicht umschlägt, wenn Du zu starke Ladung nimmst! Der Hochmuth hat schon mehr als Einem –- Verderben gebracht. Bedenke das, Gevatter! Hochmuth kommt vor dem Falle, –- ist ein altes Sprüchwort. Jetzt sei weise und schweig!«

Als der Barbier des Königs diese rauhen Worte vernahm, kehrte die Unverschämtheit auf sein Gesicht zurück. »Man sieht wohl,« murmelte er laut genug, »daß der König heute krank ist, der Arzt bekommt Alles.«

Statt sich über diese Unverschämtheit zu ärgern, fuhr Ludwig etwas weniger streng fort: »Fast hätte ich vergessen, daß ich Dich auch zu meinem Gesandten bei der Prinzessin Marie in Gent gemacht habe.«

»Ja, Ihr Herren,« fuhr er, zu den beiden Flamändern gewendet, fort: »dieser Mensch da ist ein Gesandter gewesen.«

»Nun, nun, Gevatter,« sagte er nach einer Pause zu Meister Olivier, »wir sind alte Freunde, und wollen uns nicht zanken. Es ist schon spät. Wir haben Unsere Arbeiten beendigt. Rasire mich.«

Der Leser hat ohne Zweifel bereits in Meister Olivier jenen furchtbaren Figaro erkannt, welchen die Vorsehung, diese große Tragödienschreiberin, der langen und blutigen Comödie Ludwigs XI. so kunstgerecht beigefügt hat. Dieser Barbier des Königs hatte drei Namen: Am Hofe nannte man ihn höflich: Olivier-le-Dain; unter dem Volke: Olivier-le-Diable. Sein wahrer Name war: Olivier-le-Mauvais.

Olivier blieb unbeweglich stehen, trutzte dem König und sah den Arzt mit scheelen Blicken an. »Ja, ja! Dieser Doktor da!« murmelte er zwischen den Zähnen.

»Freilich! Dieser Doktor,« entgegnete ihm der König mit gutmüthigem Spott, »dieser Doktor vermag freilich mehr, als der Barbier, und das ist ganz einfach, denn er hat Unsern ganzen Körper in der Hand, und Du nur das

Kinn. Geh also, mein guter Gevatter Bartkratzer, hole Dein Handwerkszeug und rasire mich.«

Als Meister Olivier sah, daß sich der König nur über ihn lustig machte, und daß man ihn nicht einmal erzürnen konnte, verlieh er brummend das Zimmer, um seine Befehle zu vollziehen.

Der König erhob sich und trat an das Fenster. Plötzlich öffnete er es mit großer Bewegung, klopfte in die Hände und rief: »Oh! Da ist der Himmel in der Altstadt schon blutig roth! Der Gerichtsherr im Justizpalast brennt. Es kann nichts Anderes sein. Ah! Mein gutes Volk, hilfst Du mir endlich, diese Edelmanns-Herrschaften stürzen?«

»Ihr Herren,« sprach er jetzt, zu den Flamändern gewendet, »kommt her und seht! Ist das nicht ein Feuer, das lustig brennt?«

Die beiden Flamänder näherten sich.

»Ein großes Feuer!« sagte Wilhelm Rym.

»O!« fügte Jakob Coppenole mit leuchtenden Augen hinzu, »das erinnert mich daran, wie man das Haus des Herrn v. Hymbercourt verbrannte. Es muß dort ein gewaltiger Aufstand sein.«

»Glaubt Ihr, Meister Coppenole?« sagte der König, und sein Blick war fast so aufgeregt als der des Strumpfwebers. »Nicht wahr, es wird da schwer Widerstand zu leisten sein?«

»Beim heiligen Kreuz, Sire! Dazu wird es mehr als ein paar Compagnien guter Truppen brauchen.«

»Ah! Ich! Das ist ein Anderes,« erwiederte der König. »Wenn ich wollte...«

Der Strumpfweber versetzte keck: »Wenn dieser Aufstand das ist, wofür ich ihn halte, so würde Euer Wollen nicht viel helfen.«

»Gevatter!« sagte der König, »mit zwei Compagnien meiner Haustruppen und ein paar Feldschlangen hat man einen Haufen von Bürgern und

Insassen bald ausgefegt.«

Der Strumpfweber schien trotz der Zeichen, die ihm Wilhelm Rym gab, entschlossen, dem König die Spitze zu bieten: »Sire, die Schweizer waren auch nur Bürger und Bauern. Der Herzog von Burgund war ein großer Fürst und verachtete dieses Bürgerpack. In der Schlacht von Granson schrie er: Artilleristen, gebt Feuer auf diese Hunde! Aber die Schweizer fielen mit ihren Schwertern und Morgensternen über ihn her, und die in Stahl gekleidete Armee der Burgunder zerstob vor den kräftigen Fäusten der Bauern, die ihr mit unbedeckter Brust entgegentraten. Da sind viele Ritter und Edelleute von gemeiner Hand erschlagen worden.«

»Freund,« entgegnete der König, »Ihr sprecht da von einer geordneten Feldschlacht. Hier aber handelt es sich um einen Aufstand, und wenn ich nur mit den Augen zucke, so muß er zu Ende sein.«

»Das ist möglich, Sire! Dann ist eben die Stunde des Volks noch nicht gekommen.«

Wilhelm Rym glaubte sich einmischen zu müssen: »Meister Coppenole, bedenkt, daß Ihr mit einem mächtigen König sprecht.«

»Das weiß ich,« antwortete ruhig der Strumpfweber.

»Laßt ihn doch reden, Herr Wilhelm Rym, mein Freund, ich liebe das freimüthige Wesen. Mein Vater, Carl VII., sagte, die Wahrheit sei krank; ich glaubte, sie sei todt und habe keinen Beichtvater gefunden. Meister Coppenole zeigt mir jetzt, daß ich mich irrte.«

Mit diesen Worten legte er vertraulich die Hand auf des Strumpfwebers Schulter: »Fahrt fort, Meister Jakob, was wolltet Ihr weiter sagen?«

»Ich sagte, Sire, Ihr mögt vielleicht Recht haben, daß bei Euch die Stunde des Volks noch nicht gekommen ist.«

Ludwig XI. sah ihn mit seinem durchdringenden Blicke an: »Und wann wird diese Stunde kommen?«

»Wenn man sie schlagen hört.«

»Auf welcher Uhr, wenn es Euch gefällig ist?«

Jakob Coppenole, mit seiner bürgerlichen Ruhe und Festigkeit, trat zum König an's Fenster und sagte: »Hört einmal, Sire! Es sind hier feste Mauern, ein Glockenthurm, Kanonen, Bürger, Soldaten. Wenn die Glocken stürmen, die Kanonen donnern, Bürger und Soldaten unter Wuthgeschrei sich niedermachen, wenn die Mauern stürzen werden, dann schlägt die Stunde.«

Das Gesicht des Königs wurde düster und träumend. Er schwieg einen Augenblick, dann klopfte er mit dem Finger an die dicke Mauer des Thurmes und sagte: »Oh, nein! Nicht wahr, du fällst nicht so leicht ein, meine gute Bastille?«

Hierauf wendete er sich gegen den kecken Flamänder: »Habt Ihr schon einen Aufstand gesehen, Meister Jakob?«

»Nicht nur gesehen, sondern selbst gemacht,« erwiederte der Strumpfweber.

»Wie greift Ihr es an, um einen Aufstand zu machen?« fragte der König.

»Hm!« antwortete der Strumpfweber, »das ist ziemlich leicht, und man kann es auf hunderterlei Art anfangen. Vor allen Dingen ist erforderlich, daß das Volk mißvergnügt sei. Das ist nichts Seltenes. Dann muß man auf den Charakter der Einwohner Rücksicht nehmen. Die Einwohner von Gent sind leicht zum Aufstand zu bringen. Sie lieben immer den Nachfolger des Fürsten, den Fürsten nie. Je nun, ich will annehmen, es kommen eines Morgens Leute in meine Werkstätte und sagen: Vater Coppenole, da und dort fehlt es, es wird schlecht regiert, die Minister thun was sie wollen, und von oben herab läßt man sie machen. Es muß anders werden, und so und so könnte man helfen. –- Da lasse ich nun meine Arbeit liegen, gehe aus meinem Laden auf die Straße und rufe: Bürger heraus! Dann steige ich auf einen Tisch, auf einen Stuhl oder auf ein Faß, rede von der Leber weg und sage, was mir und den Anderen auf dem Herzen liegt. Das geht dann auch zu Herzen, und das Volk glaubt Einem der auch zum Volke gehört. Jetzt laufen immer mehr Leute zusammen, man schreit, läutet die Sturmglocke,

die Marktleute schließen sich an den Haufen an, man stürzt auf die Soldaten und reißt ihnen die Waffen aus den Händen, dann ist es geschehen. Und so wird es immer sein, so lange es Edelleute in ihren Herrschaften, Bürger in den Städten und Bauern auf dem Lande gibt.«

»Und gegen wen empört Ihr Euch auf solche Art? Gegen Eure Edelleute und Gerichtsherren?«

»Bisweilen, wie es gerade kommt; manchmal auch gegen den Herzog selbst.«

Der König setzte sich und sagte lächelnd: »Ah! hier zu Lande sind sie erst an den Edelleuten!«

In diesem Augenblicke trat Meister Olivier in das Zimmer. Zwei Pagen mit der Toilette des Königs folgten ihm. Was aber den König in Verwunderung setzte, war, daß auch der Prevot von Paris und der Anführer der nächtlichen Runden eintraten, und daß diese Beiden sehr bestürzt schienen. Der giftige Barbier gab sich auch das Ansehen, als ob er bestürzt sei, aber er konnte seine innere Freude nicht ganz verbergen.

Meister Olivier nahm zuerst das Wort und sagte in heuchlerischem Tone: »Sire, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, daß ich der Ueberbringer einer so schlimmen Nachricht sein muß.«

Der König wendete sich schnell gegen ihn:

»Was will das heißen?«

»Sire,« fuhr Meister Olivier mit dem bösartigen Gesicht eines Menschen fort, der sich freut, eine üble Nachricht bringen zu können, »Sire, dieser Aufstand ist nicht gegen den Gerichtsherrn des Justizpalastes gerichtet.«

»Und gegen wen sonst?«

»Gegen Euch, Sire!«

Der alte König fuhr in die Höhe und stand gerade und aufrecht wie ein Jüngling: »Erkläre Dich, Olivier! Erkläre Dich näher! Und nimm Deinen

Kopf wohl in Acht, Gevatter, denn ich schwöre Dir bei dem heiligen Kreuze von Saint-Lo, wenn Du zu dieser Stunde gelogen hast, so ist das Schwert, unter dem das Haupt des Herzogs von Luxemburg gefallen, noch scharf genug, Dir Deinen Kopf abzuschlagen!«

Das war ein furchtbarer Schwur, denn Ludwig XI. hatte nur zweimal in seinem Leben beim heiligen Kreuze von Saint- Lo geschworen. Meister Olivier öffnete den Mund, um zu antworten: »Sire...«

»Auf die Kniee nieder!« unterbrach ihn der König heftig, »Tristan! Habe ein Auge auf diesen Menschen.«

Der Barbier kniete nieder und sagte kalt: »Sire, eine Hexe ist durch Parlaments-Beschluß zum Tode verurtheilt worden. Sie hat sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet. Das Volk will sie von dort mit Gewalt entführen! Hier stehen der Prevot und der Offizier der Nachtwache, die von dem Orte des Aufstandes kommen, und sie sollen mich Lügen strafen, wenn ich nicht die Wahrheit geredet habe. Die Liebfrauenkirche ist es, was das Volk belagert.«

»Ei da!« sagte der König, blaß und zitternd vor Zorn, mit gedämpfter Stimme. »Unsere liebe Frau! Sie belagern unsere liebe Frau, meine Fürbitterin bei Gott, in ihrer eigenen Kirche! Steh auf, Olivier! Du hast Recht. Du sollst die Stelle von Simon Radin haben. Du Hast ganz Recht. Der Aufstand ist gegen mich gerichtet. Die Hexe ist unter dem Schutze der Kirche, die Kirche unter *meinem* Schutz. Der Aufstand ist nicht gegen den Amtmann des Justizpalastes gerichtet.«

Durch den Zorn verjüngt, ging er jetzt mit großen Schritten hastig auf und ab. Er lachte nicht mehr, er war furchtbar, ging und kam, der Fuchs hatte sich in einen Tiger verwandelt. Seine Lippen bewegten sich, aber die Stimme versagte ihm; er ballte die Fäuste. Plötzlich erhob er das Haupt, ein feuriger Blitz entströmte seinen hohlen Augen und er schrie mit donnernder Stimme: »Nieder mit ihnen, Tristan! Nieder mit diesen Schurken! Fort, Tristan! Spute Dich, haue Alles zusammen!«

Nachdem dieser erste Sturm vorüber war, setzte sich der König und sagte mit verbissener Wuth: »Hieher, Tristan! Tritt zu mir! Es sind hier in dieser

Bastille um Unsere Person die fünfzig Lanzen des Vicomte von Gif; das macht im Ganzen dreihundert Pferde. Nimm sie! Es ist ferner hier die Compagnie der Bogenschützen des Herrn von Chateaupers. Nimm sie! Du bist Prevot der Marechaussée, nimm Deine Leute! Im Palast Saint-Pol wirst Du fünfzig Bogenschützen von der neuen Garde des Dauphin finden. Nimm sie! Wenn Du Alles beisammen hast, so stürze Dich auf den Volkshaufen, der die Liebfrauenkirche belagert. Ah! Ihr Herren Einwohner von Paris, ihr wagt es, gegen die Krone von Frankreich, gegen die Heiligkeit unserer lieben Frau und gegen den Frieden dieses Reichs aufzustehen! Nieder mit ihnen, Tristan! Nieder mit ihnen! Und daß Keiner von ihnen entkomme, hörst Du!«

Tristan verbeugte sich: »Ganz wohl, Sire!«

»Und was soll ich mit der Hexe machen?« fragte er nach einer Pause.

Diese Frage brachte den König zum Nachdenken: »Ah!« sagte er, »die Hexe!«

»Herr Prevot,« fragte er nach einer Pause, »was wollte denn das Volk mit ihr machen?«

»Sire,« antwortete der Prevot von Paris, »weil das Volk sie aus ihrem Asyl in der Liebfrauenkirche reißen will, so denke ich mir, daß es sich durch ihre Straflosigkeit verletzt fühlt, und sie aus eigener Gewalt aufknüpfen will.«

Der König dachte einen Augenblick nach, dann sprach er zu Tristan: »Je nun, Gevatter, haue das Volk zusammen und knüpfe die Hexe auf!«

»So ist es recht,« sagte Wilhelm Rym leise zu Jakob Coppenole, »das Volk strafen, *weil* es will, und dann thun, *was* es will!«

»Ganz wohl, Sire!« antwortete Tristan. »Wenn aber die Hexe noch in der Liebfrauenkirche ist, soll ich sie dann trotz des Asyls herausnehmen?«

»Pasque-Dieu! Das Asyl!« sagte der König und kratzte sich hinter den Ohren. »Und gleichwohl muß diese Hexe gehängt werden!«

Jetzt kniete er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, vor seinem Sessel nieder, nahm den Hut ab und blickte inbrünstig auf eines der darauf befindlichen kleinen Heiligenbilder: »Oh!« sagte er mit gefalteten Händen, »unsere liebe Frau von Paris, meine gnadenreiche Beschützerin, verzeihe mir! Ich will es ja nur diesmal thun. Diese Verbrecherin muß ja bestraft werden. Ich betheure dir, heilige Mutter Gottes, daß sie eine Hexe und deines himmlischen Schutzes unwürdig ist. Du weißt ja selbst, heilige Jungfrau, daß viele sehr fromme Fürsten die Vorrechte der Kirche überschritten haben, so oft es zur Ehre Gottes und zum Wohle des Staats erforderlich war. Du wirst mir also für diesmal verzeihen, gebenedeite Jungfrau! Ich will es gewiß nicht wieder thun, und will in deine Kirche einen silbernen Heiland am Kreuz stiften. Amen! Also geschehe es!«

Der König machte ein Zeichen des Kreuzes, stand auf und bedeckte sich wieder. Hierauf sprach er zu Tristan: »Spute Dich, Gevatter! Nimm den Herrn von Chateaupers mit Dir. Laßt Sturm läuten, haut das Volk zusammen, hängt die Hexe. Jetzt hast Du Deinen Bescheid. Eile Dich und berichte mir, wenn meine Befehle vollzogen sind. Olivier, ich gehe diese Nacht nicht in's Bett, Du kannst mich jetzt rasiren.«

Tristan verbeugte sich und verließ das Zimmer. Der König gab den beiden Flamändern ein Zeichen des Abschieds und sagte: »Gott nehme Euch in seine heilige Obhut, ihr Herren und Freunde aus Flandern! Ihr werdet wohl der Ruhe bedürfen. Wir sind schon weit in der Nacht, und näher am Morgen als am Abend.«

Die Beiden entfernten sich, und als sie, von dem Befehlshaber der Bastille begleitet, in ihre Zimmer gingen, sagte Jakob Coppenole zu Wilhelm Rym: »Hm! Ich habe genug bekommen an diesem hustenden König! Ich habe Karl von Burgund betrunken gesehen, aber er war in seinem Rausche weniger bösartig, als dieser Ludwig in seiner Krankheit.«

»Meister Jakob,« erwiederte Wilhelm Rym, »das kommt daher, weil die Könige beim Weine weniger grausam sind als bei der Kräuterbrühe.«

XVII.

Der kleine Schuh.

Als Peter Gringoire die Bastille verlassen hatte, lief er mit der Schnelligkeit eines begossenen Hundes die Straße Saint- Antoine hinab. Als er am Thore Baudojer ankam, ging er gerade auf das steinerne Kreuz zu, das mitten auf diesem Platze stand, wie wenn er in der Dunkelheit der Nacht das Gesicht eines schwarzgekleideten verlarvten Mannes hätte unterscheiden können, der auf den Stufen des Kreuzes saß.

»Seid Ihr es, Meister?« fragte Peter Gringoire.

Der Schwarze stand auf. »Bei dem Leiden Jesu Christi! Du hast mir die Zeit lang gemacht. Der Wächter auf dem Thurme Saint-Gervais hat bereits die zweite Stunde nach Mitternacht angekündigt.«

»Oh!« erwiederte Meister Peter, »daran bin ich nicht Schuld, sondern die Nachtwache und der König Ludwig. Ich bin noch gut davon gekommen. Immer droht mir der Strick. Das ist einmal meine Prädestination.«

»Dir droht Alles und Nichts. Jetzt aber laß uns gehen. Hast Du das Losungswort?«

»Denkt einmal, Meister, ich habe den König gesehen. Ich komme eben von ihm. Er hat einen schwarzen Rock an. Da ist aber nicht zu spassen, das Wasser ging mir an den Kragen und der Strick war schon geschnürt.«

»O altes Weib! Was gehst mich Du sammt Deinem König an! Ich will von Dir wissen, ob Du das Losungswort der Landstreicher hast?«

»Das habe ich, seid ruhig deßhalb. Es heißt *Blendlaterne*.«

»Gut. Sonst könnten wir nicht bis zur Kirche gelangen. Die Gauner haben alle Straßen besetzt. Glücklicherweise haben sie, wie es scheint, Widerstand gefunden. Wir kommen vielleicht noch zu rechter Zeit.«

»Wohl, Meister, aber wie wollen wir in die Kirche kommen?«

»Ich habe den Schlüssel zum Thurme.«

»Wie kommen wir aber heraus?«

»Hinter dem Kloster ist eine kleine Thüre, die zum Flusse führt. Ich habe den Schlüssel dazu genommen und diesen Morgen dort einen Nachen angelegt.«

»Wenn Ihr wüßtet, Meister, wie wunderbar ich dem Stricke entgangen bin!« sang Peter Gringoire sein altes Lied.

»Schweig! Ich wollte, sie hätten Dich gehängt! Laß uns gehen!« erwiederte barsch der Andere.

Jetzt eilten Beide mit schnellen Schritten der Altstadt zu.

Der Leser erinnert sich der kritischen Lage, worin wir unsern Quasimodo gelassen haben. Der tapfere Zwerg, von allen Seiten angefallen, hatte, wenn auch nicht den Muth, doch die Hoffnung verloren, nicht sich (an sich dachte er nicht), sondern die Aegypterin zu retten. Er eilte in vollem Laufe der Galerie zu. Die Liebfrauenkirche war auf dem Punkte, in die Hände der Gauner zu fallen. Plötzlich hörte man in den anliegenden Straßen den raschen Galopp eines großen Reiterhaufens, und bald brachen von allen Seiten Colonnenspitzen mit eingelegter Lanze hervor, und stürzten sich wie ein Sturmwind auf die Gauner. Ein gewaltiges Geschrei ertönte:«Hier Frankreich! Haut sie nieder! Hier Bogenschützen von Chateaupers! Hier Prevotalwache!«

Die bestürzten Gauner machten rechtsumkehrt gegen diesen unerwarteten Angriff. Quasimodo, obwohl taub, *sah* doch die bloßen Schwerter und die gesenkten Lanzen; er erkannte Phöbus von Chateaupers an der Spitze der Reiter; er sah die Verwirrung in den Reihen der Gauner, die Mutlosigkeit der Einen, die Unschlüssigkeit der Tapfersten, und dieser unerwartete Beistand, belebte seinen Muth so, daß er die wenigen Angreifer, welche eben die Galerie erstiegen, wieder hinabwarf.

Die Gauner leisteten inzwischen den Truppen des Königs tapfern Widerstand und wehrten sich wie Verzweifelte. Sie waren in der Seite und

im Rücken zugleich angegriffen und wurden gegen die Liebfrauenkirche gedrängt. Das Handgemenge war furchtbar. Die Reiter des Königs, die Phöbus von Chateaupers tapfer anführte, gaben keinen Pardon. Die schlecht bewaffneten Gauner schäumten vor Wuth. Männer, Weiber und Kinder warfen sich wie Verzweifelte auf Menschen und Pferde, und wer keine anderen Waffen hatte, kratzte mit den Nägeln und biß mit den Zähnen um sich. Andere verbrannten die Gesichter der Bogenschützen mit ihren brennenden Fackeln. Einer der Gauner, der eine breite blitzende Sense in der Hand führte, mähte die Beine der Pferde wie Gras ab. Es war schauderhaft anzusehen. Er ging ruhig vorwärts, Schritt vor Schritt, wie auf einer Wiese, schwang langsam die Sense, und mit jedem Schwunge legte er einen Haufen abgehauener Glieder um sich her. So drang er, ein Todtenlied singend, tief in die Mitte der feindlichen Reiter ein. Ein Büchsenschuß streckte ihn endlich nieder. Es war Clopin Trouillefou, der tapfere König der Landstreicher.

Inzwischen waren in den umliegenden Häusern die Fenster wieder aufgegangen. Als die Bewohner den Schlachtruf der königlichen Truppen hörten, nahmen sie am Gefecht Antheil, und aus allen Gebäuden umher hagelte es mit Steinen, Pfeilen und Kugeln auf die armen Gauner herab. Endlich mußten sie, von allen Seiten angegriffen und selbst schlecht bewaffnet, erliegen. Sie stürzten sich verzweifelt auf die Linie der Angreifer, durchbrachen sie und flohen in allen Richtungen. Als Quasimodo diese allgemeine Flucht sah, fiel er auf die Kniee nieder und hob dankend die Hände zum Himmel empor; dann eilte er freudetrunken die Treppen des Thurmes hinauf und der einsamen Zelle zu, deren Bewohnerin er so unerschrocken vertheidigt hatte. Nur ein Gedanke erfüllte ihn, dem angebeteten Wesen zu Füßen zu fallen, das er nun zum zweiten Male gerettet hatte. Als er in die Zelle trat, fand er sie leer. Ihre Bewohnerin war verschwunden.

In dem Augenblicke, wo die Armee der Landstreicher den ersten Angriff aus die Kirche machte, schlief Esmeralda. Bald aber weckte sie der immer steigende Lärm um das Gebäude her und das unruhige Blöcken ihrer Ziege. Sie setzte sich aufrecht auf ihr Lager und horchte: jetzt hörte sie das furchtbare Geschrei der Angreifenden. Sie eilte aus der Zelle und blickte auf den Platz hinab. Der Anblick des Platzes, die Verwirrung dieses

nächtlichen Sturmes, diese scheußliche Menschenmasse, die unten wie Frösche im blendenden Scheine der Fackeln herumhüpfte, das rauhe Geschrei, das dieser Menge entstieg, dieses ganze Nachtgemälde kam ihr wie eine mystische Schlacht zwischen den Phantomen des Sabbaths und den steinernen Ungeheuern der Kirche vor. Von Jugend aus hatte sie den Aberglauben ihres Stammes eingesogen, und jetzt war ihr erster Gedanke, daß sie die Gespenster der Nacht in ihrem heimlichen Treiben überrascht habe. Erschrocken eilte sie in ihre Zelle zurück und verbarg den Kopf in ihrem Kissen.

Allmählig aber verlor sich der erste Taumel abergläubischer Furcht. An dem immer zunehmenden Lärm und an anderen Zeichen der Wirklichkeit merkte sie, daß hier nicht Gespenster, sondern menschliche Wesen hausten. Ihr Schrecken nahm jetzt eine andere Gestalt an. Sie dachte an die Möglichkeit eines Volksaufstandes, um sie aus ihrem Asyl zu reißen. Der Gedanke, zum zweiten Male zur Richtstätte geführt zu werden, die Hoffnung der Zukunft, Phöbus, der ihr nie aus dem Sinne kam, das tiefe Gefühl ihrer Schwäche, jede Flucht unmöglich kein Beistand von irgend Jemand, ein von aller Welt verlassenes Wesen; diese **und** andere Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn und erfüllten ihre Seele mit Verzweiflung. Sie sank auf ihre Kniee, beugte den Kopf auf ihr Lager, faltete die Hände über demselben, und lag so da, angstvoll und schaudernd, und obgleich Zigeunerin, Götzendienerin und Heidin, betete sie doch schluchzend zu dem Gott der Christen und unserer lieben Frau, ihrer Beschützerin.

So blieb sie lange Zeit auf ihren Knieen liegen, mehr zitternd als betend, bestürzt von dem immer steigenden Toben dieser wüthenden Menge, nicht wissend, was diese Wuth bedeute, was man that, was man wollte, aber einen schrecklichen Ausgang für sich ahnend.

Jetzt, in diesem angstvollen Zustand, hörte sie Tritte hinter sich. Sie wandte sich um. Zwei Männer, deren einer eine Laterne trug, waren in ihre Zelle getreten. Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

»Fürchte nichts,« sagte eine Stimme, die ihr nicht unbekannt war, »ich bin es.«

»Wer? Du?« fragte sie.

»Peter Gringoire.«

Dieser Name beruhigte sie. Sie hob den Kopf in die Höhe und sah, daß es wirklich der Poet war. Neben ihm stand aber ein vom Kopf bis zu den Füßen schwarz vermummter Mann, dessen tiefes Schweigen sie beängstigte.

»Ah!« fagte Peter Gringoire im Tone des Vorwurfs, »Djali hat mich eher erkannt als Du.«

In der That hatte die kleine Ziege gleich bei seinem Eintritte unseren Dichter zärtlich begrüßt, indem sie sich mit dem Kopfe zwischen seine Beine drängte. Peter Gringoire gab ihr ihre Liebkosungen reichlich zurück.

»Wer ist da bei Dir?« fragte die Aegypterin leise.

»Sei unbesorgt, es ist ein Freund.«

Jetzt setzte der Philosoph seine Laterne auf den Boden nieder, kauerte auf die Erde, nahm Djali zärtlich in seine Arme und rief enthusiastisch aus: »O das niedliche Thier! Zwar nicht groß, aber um so schöner, so verständig und gelehrt, wie ein Grammatiker! Laß sehen, Djali, hast du nichts von deinen Stückchen vergessen: Wie macht Meister Jakob Charmolue?«

Der Schwarze unterbrach unsern Poeten, indem er hart auf ihn zutrat und ihn unsanft am Aermel faßte. Peter Gringoire stand auf.

»Ihr habt Recht,« sagte er, »ich hätte fast vergessen, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Gleichwohl ist dies kein Grund, mein Meister, die Leute auf solche Weise anzumahnen. Mein liebes Kind,« wendete er sich zu der Aegypterin, »Dein und Deiner Ziege Leben schwebt in Gefahr. Man will Euch beide noch einmal zum Richtplatze schleppen. Wir sind Eure Freunde und wollen Euch retten. Folge uns geschwind.«

»Ist es auch wahr?« rief das Mädchen bestürzt aus.

»Mehr als zu wahr. Säume nicht!«

»Ich bin bereit,« stotterte sie. »Aber warum spricht Dein Freund kein Wort?«

»Ah!« antwortete der Poet, »sein Vater und seine Mutter waren schweigsame Leute, und so ist er auch geworden.«

Sie mußte sich mit dieser Antwort begnügen. Peter Gringoire nahm sie an der Hand, sein Begleiter hob die Laterne auf und ging voran. Das Mädchen war so bestürzt, daß sie sich fast willenlos wegführen ließ. Die Ziege hüpfte ihnen nach.

Sie stiegen schnell die Thurmtreppe hinab, eilten durch die Kirche, die einsam und dunkel war, während von außen der Lärm tobte und die Brandfackeln loderten, und gingen durch die rothe Thüre in den Hof des Klosters hinaus. Das Kloster war verlassen, die Mönche hatten sich in das Haus des Bischofs geflüchtet, um dort gemeinschaftlich zu beten. Sie gingen der kleinen Thüre zu, die zum Strand des Flusses führt. Der Schwarze öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich hatte. Hier hörten sie schon weniger von dem Lärm, den die Stürmenden machten. Inzwischen waren sie noch nicht außer Gefahr. Der schwarze Vermummte ging gerade dem Flusse zu. Hier war ein kleiner Nachen angelegt. Der Schwarze gab ihnen ein Zeichen, hineinzusteigen. Die Ziege folgte ihnen. Der Vermummte stieg zuletzt ein, schnitt das Seil ab, nahm zwei Ruder zur Hand, setzte sich auf das Vordertheil und schiffte aus allen Kräften, um schnell die Mitte des Stroms zu gewinnen. Die Seine ist an diesem Orte sehr reißend, und er hatte nicht wenig Mühe, die Spitze der Insel zu umschiffen.

Die erste Sorge Peter Gringoire's, als er in das Schiff trat, war, seine geliebte Ziege sanft auf seinen Knieen zu betten. Er setzte sich im Hintertheile des Nachens nieder, und Esmeralda, welcher der Unbekannte eine Angst einflößte, von der sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte, drängte sich dicht an unsern Poeten.

Als unser Philosoph die Bewegung des Schiffes fühlte, klopfte er in die Hände und küßte Djali zwischen die Hörner: »Oh!« sprach er, »jetzt sind wir gerettet, alle vier;« dann fügte er mit einer tiefdenkenden Miene hinzu:

»Man dankt den Ausgang großer Unternehmungen bisweilen dem Glücke, bisweilen der List.«

Inzwischen wogte das Schiff langsam dem rechten Ufer zu. Esmeralda heftete ihre Blicke mit innerlichem Schrecken auf den Unbekannten. Er hatte das Licht seiner Laterne sorgfältig ausgelöscht, und man sah ihn in der Dunkelheit wie ein Gespenst auf dem Vordertheil des Schiffes sitzen. Seine Kaputze, die über das Gesicht herab geschlagen war, diente ihm als eine Art Maske, und wenn er im Rudern seine Arme erhob, an denen zwei weite schwarze Aermel herabhingen, so hätte man ihn für eine große Fledermaus halten können, deren Flügel sich bewegen. Noch hatte er kein Wort gesprochen, keinen Hauch von sich gegeben. Man hörte in dem Schiffe keinen andern Laut, als das Plätschern der Ruder und das Anschlagen der Wasser, welche der Nachen durchschnitt.

»Bei meiner armen Seele!« unterbrach Peter Gringoire das Schweigen, »wir sind so stumm, als Pythagoräer oder Fische! **Pasque-Dieu!** Meine Freunde, so laßt doch ein Wort von euch hören! Die menschliche Stimme ist Musik im Ohre des Menschen. Dies sage nicht ich, sondern Didymus aus Alexandrien, und es ist ein erhabener Spruch. Gewiß war Didymus aus Alexandrien mehr als ein mittelmäßiger Philosoph. Ein Wort, nur ein einziges Wort, ich bitte Dich darum, mein schönes Kind! Weißt Du, meine Freundin, daß das Parlament selbst über ein Asyl seine hohe Gerichtsbarkeit übt, und daß Du in Deiner Zelle da oben, in der Liebfrauenkirche, in keiner geringen Gefahr schwebtest? Je nun, der kleine Vogel Trochylus macht sein Nest im Rachen des Krokodils. Meister, da kommt der Mond wieder aus den Wolken hervor. Wenn man uns nur nicht entdeckt! Wir verrichten eine löbliche That, daß wir dieses Mädchen retten, und gleichwohl würde man uns im Namen des Königs hängen, wenn man uns erwischte. Die menschlichen Handlungen sind zweiseitig. Man straft an mir, was man Dir zum Lobe anrechnet. Mancher bewundert Cäsar und tadelt Catilina. Ist es nicht so, mein Meister? Was sagt Ihr zu dieser Philosophie? Ich besitze die Philosophie des Instinkts, der Natur, **ut apes geometriam**. Will mir denn Niemand antworten? Was geht Euch denn im Kopfe herum, Euch Beiden? Soll ich denn allein reden? Das nennt man im Drama einen Monolog. **Pasque-Dieu!** Ich sage Euch, ich habe den König Ludwig XI. gesehen, und diesen Schwur habe ich von ihm aufgeschnappt. Also noch einmal Pasque-

Dieu! Sie machen noch immer ihr ordentliches Geheul da drüben in der Altstadt. Ich sage Euch, dieser Ludwig ist ein alter, böser, garstiger König. Er ist mir immer noch das Geld für mein Hochzeitgedicht schuldig, und fast hätte er mich heute Nacht hängen lassen, was mir sehr ungelegen gekommen wäre. Das ist ein alter Geizhals, der für die Wissenschaften nichts thut. Er sollte die vier Bücher Salvian's von Köln **adversus avaritiam** lesen. In der That, das ist ein König, der mit Gelehrten nicht umzugehen weiß und sie barbarisch behandelt. Er ist ein Schwamm, der alles Geld des Volkes in sich saugt. Er ist ein frommer christlicher König, unter dessen Regierung die Kerker mit Gefangenen überfüllt sind und die Galgen von Gehängten brechen. Mit der einen Hand nimmt er und mit der andern hängt er. Groß und Klein, Hoch und Nieder, Niemand ist vor ihm sicher. Ich liebe diesen König nicht. Und Ihr, Meister?«

Der Schwarze ließ den schwatzhaften Poeten nach Herzenslust plaudern und steuerte emsig gegen die Gewalt des Stroms.

»Ei, Meister!« fuhr plötzlich Peter Gringoire fort: »als wir über den Platz der Liebfrauenkirche gingen, hat Euer tauber Quasimodo gerade einen armen Teufel auf das Pflaster herabfallen lassen. Wißt Ihr nicht, wer es war? Ich habe ein kurzes Gesicht und erkannte ihn nicht.«

Der Unbekannte erwiederte kein Wort, aber die Ruder entfielen seinen Händen, sein Haupt senkte sich auf die Brust, und Esmeralda hörte ihn einen tiefen Seufzer ausstoßen. Sie zitterte an allen Gliedern, dieser Ton war ihr nicht unbekannt.

Der Nachen, sich selbst überlassen, trieb einige Augenblicke auf dem Wasser, aber bald faßte der Schwarze die Ruder wieder und steuerte gegen den Strom. Er umschiffte die Spitze der Insel, auf der die Liebfrauenkirche steht.

»Ah!« begann der geschwätzige Poet, »da unten ist der Palast Barbeau. Seht einmal, Meister, seht doch hin: diese Gruppe schwarzer Dächer, welche sonderbare Winkel bilden, dort wo der Mond aus den Wolken bricht, wie das Gelbe eines Ei's, dessen Schale man zerschlagen hat. Das ist eine sehr schöne Wohnung, mit Kapelle und Glockenthurm, Gärten und Alleen, Fischteich und Vogelhaus, Labyrinth und Menagerie. Es steht noch

ein Baum dort, den man den Liebesbaum nennt, weil in seinem Schatten eine berühmte Prinzessin und ein verliebter Connetable von Frankreich zu sitzen pflegten. Wir armselige Philosophen sind gegen einen Connetable, was ein Krautkopf und ein Rettig unter den Pflanzen im Garten des Louvre sind. Aber gleichviel! Das menschliche Leben ist ein Gemisch von Gutem und Bösem bei den Großen wie bei den Kleinen. Der Schmerz ist immer neben der Freude, wie der Spondäus neben dem Daktylus. Erlaubt mir, Meister, daß ich Euch die Geschichte des Palastes Barbeau erzähle. Das endet sehr tragisch, und zwar im Jahre 1319 unter der Regierung Philipps V., der unter allen Königen von Frankreich am längsten regiert hat. Die Moral der Geschichte ist, daß die Versuchungen des Fleisches so gottlos als verderblich sind. Laß Dich nicht gelüsten nach Deines Nächsten Weib, so lockend ihre Reize auch seien. Unzüchtige Gedanken erzeugen Fleischeslust, Ehebruch ist... Hört doch! Da unten geht das Geschrei aufs Neue wieder an!«

In der That war der Lärm um die Liebfrauenkirche gestiegen, die Schiffenden horchten. Man hörte deutlich Siegesgeschrei. Bald erblickte man hundert Fackeln, welche sich in der Kirche, auf den Thürmen und Galerien hin und her bewegten, als ob sie etwas suchten. Jetzt auf einmal drang der Ruf: »Die Zigeunerin! die Hexe! Wo ist sie?« deutlich in die Ohren der Flüchtigen.

Das unglückliche Geschöpf bedeckte angstvoll ihr Gesicht mit beiden Händen, und der Unbekannte ruderte aus allen Kräften dem Ufer zu. Inzwischen dachte unser Philosoph über die Lage der Dinge nach. Er nahm die Ziege in seine Arme und entfernte sich sachte von Esmeralda, welche sich dicht an ihn gedrängt hatte, als an den einzigen Zufluchtsort, der ihr übrig geblieben war.

Unser armer Peter Gringoire befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Er bedachte, daß man, laut bestehenden Gesetzen, auch die Ziege hängen würde, wenn man sie wieder ergriffe, und es wäre doch Jammerschade um die niedliche Djali! Welche der beiden Verurtheilten sollte er nun retten? Beide zugleich, das schien ihm zuviel für seine Kräfte. Nach einem harten Kampfe entschloß er sich, die Ziege zu retten, und Esmeralda's Rettung dem Schwarzen zu überlassen.

Der Nachen stieß ans Land. Von der Altstadt herüber tönte immer noch das furchtbare unheilverkündende Geschrei. Der Unbekannte wollte die Aegypterin aus dem Nachen heben, sie stieß ihn zurück und hängte sich an Peter Gringoire's Aermel. Dieser entzog ihr seinen Arm, um die Ziege fester zu halten. Nun sprang sie allein ans Land. Sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie that, noch wohin sie ging. So blieb sie einen Augenblick besinnungslos am Ufer stehen und blickte starr in die Wellen des Stroms. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich allein mit dem Unbekannten. Peter Gringoire war mit ihrer Ziege davon gelaufen.

Das arme Mädchen schauderte, sie wollte reden, schreien, Peter Gringoire rufen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst und sie konnte keinen Laut über ihre Lippen bringen. Plötzlich fühlte sie die Hand des Unbekannten die ihrige berühren. Diese Hand war kalt wie Eis. Ihre Zähne klapperten, und sie wurde blasser als der Strahl des Mondes, der sie beleuchtete.

Der Unbekannte sprach kein Wort. Er hielt sie an der Hand und ging mit eilenden Schritten dem Grèveplatz zu. In diesem Augenblicke hatte sie ein unbestimmtes Gefühl, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entrinnen kann. Sie mußte dem Manne folgen, der ihr Schrecken des Todes einflößte, sie hatte keine andere Wahl.

Sie blickte nach allen Seiten um sich. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Sie hörte nur von ferne das Geschrei in der Altstadt, von der sie nur durch einen Arm des Flusses getrennt war, und von der ihr dem Tode geweihter Name herüber tönte.

Der Unbekannte schleppte sie immer mit gleicher Schnelligkeit und gleich tiefem Schweigen nach sich. Sie erkannte keine der Straßen, durch welche sie ging. Als sie vor einem beleuchteten Fenster vorüberkam, nahm sie alle ihre Kraft zusammen und rief: »Hülfe! Helft!«

Ein Bürgersmann im bloßen Hemde und die Lampe in der Hand, öffnete das Fenster, blickte aus die Straße, murmelte einige unverständliche Worte, und schloß es wieder. So war der letzte Funken der Hoffnung erloschen.

Der Schwarze blieb stumm wie das Grab, er hielt sie fest an der Hand und eilte mit starken Schritten vorwärts. Sie leistete keinen Widerstand mehr, sie

folgte ihm, sie war willenlos. Von Zeit zu Zeit sammelte sie so viel Kraft, um ihn mit halb erstickter Stimme zu fragen: »Wer bist Du? Wer bist Du?« Er antwortete nicht.

So kamen sie auf einen ziemlich großen Platz. Sie erkannte bei dem schwachen Licht des Mondes den Grèveplatz. Mitten auf demselben war der Galgen aufgerichtet.

Der Schwarze stand still, wendete sich gegen sie und schlug seine Kaputze zurück. Sie war versteinert und rief mit stammelnder Zunge: »Oh! Ich wußte wohl, daß *er* es ist!«

Es war der Priester. Wie ein Gespenst stand er im bleichen Mondenschein vor ihr.

»Höre,« sagte er, und sie zitterte beim Ton dieser unheilvollen Stimme, welche sie seit langer Zeit nicht gehört hatte. »Höre,« fuhr er fort. »Hier stehen wir jetzt. Höre mich! Das ist der Grèveplatz. Du stehst am Rand des Grabes. Das Schicksal waltet über uns beiden. In meiner Hand liegt Dein Leben, in der Deinigen meine ewige Seligkeit. Höre mich also! Nach dieser Nacht wird es nimmer Tag, und der Fleck Erde, auf dem Du stehst, ist der letzte, den Dein Fuß betritt. Höre mich, und ich verbiete Dir, ein Wort von Deinem Phöbus zu sagen. Ich will diesen Namen nicht mehr hören. Wenn Du ihn aussprichst, so wird er Dir Tod und Verderben bringen. Ich bin furchtbar in meinem Zorn.

»Wende Dein Gesicht nicht von mir weg,« fuhr er mit dumpfer Stimme fort. »Höre mich, denn es handelt sich um Leben und Tod. Hier ist nicht zu spassen. Was wollte ich doch sagen? Weißt Du es nicht? Richtig, es fällt mir ein. Ein Parlamentsbeschluß überliefert Dich wieder der Hand des Henkers. Ich habe Dich den Händen Deiner Verfolger entrissen, aber sie sind auf Deinen Fersen. Blick auf!«

Der Priester streckte seinen Arm gegen die Altstadt aus. Das Geräusch von dort näherte sich: der Thurm in dem Hause des Lieutenants, der dem Grèveplatz gegenüber wohnte, füllte sich mit Lichtern; man sah am entgegengesetzten Ufer Soldaten mit Fackeln herumlaufen und hörte sie rufen: »Die Zigeunerin! Wo ist die Zigeunerin? Sie muß sterben!«

Der Priester fuhr fort: »Du siehst selbst, daß sie Dich verfolgen, ich lüge nicht. Sie wollen Deinen Tod, ich aber liebe Dich. Oeffne den Mund nicht; sage mir nicht, daß Du mich hassest; ich will es nicht hören. Ich habe Dich gerettet. Ich kann Dich ganz retten. Alles ist vorbereitet. Du darfst nur wollen. Sprich, und es ist geschehen.« Er unterbrach sich heftig: »Nein, das wollte ich nicht sagen.«

Mit diesen Worten riß er sie zum Galgen, deutete mit dem Finger darauf und sagte kalt: »Wähle zwischen uns beiden!«

Sie entschlüpfte seinen Händen, sank vor dem Galgen nieder und umfaßte ihn mit beiden Armen, drehte dann ihr schönes Haupt um und sah den Priester über die Achsel an. Man hätte sie für die Jungfrau Maria am Fuße des Kreuzes halten können. Der Priester stand unbeweglich, den Finger zum Galgen erhoben, wie eine Bildsäule da.

Endlich schrie die Aegypterin: »Ich fürchte den Galgen weniger als Dich.«

Jetzt ließ er langsam den Arm sinken und richtete tiefbetrübt den Blick zur Erde, »Wenn diese Steine reden könnten,« murmelte er, »so würden sie sagen, daß der unglücklichste Mensch von der Welt auf ihnen steht.«

Er fuhr fort. Esmeralda, die mit wildfliegenden Haaren vor dem Galgen kniete, unterbrach ihn nicht. Sein Ton war jetzt sanft, klagend und bildete einen seltsamen Contrast mit seinen harten, gebietenden Gesichtszügen.

»Ich,« sagte er, »ich liebe Dich. In meinem Herzen brennt ein Feuer, das mich verzehrt. Tag und Nacht brennt es, Tag und Nacht, habe Mitleid! Keinen Augenblick Ruhe, Tag und Nacht, sage ich Dir, Tag und Nacht liege ich auf der Folter. Weißt Du, was ich leide? Du weißt es nicht, Du kannst es nicht fassen. Du siehst, daß ich sanft mit Dir spreche. Fürchte mich nicht mehr, habe Mitleid mit mir, liebe mich. Willst Du mich denn immer hassen? Ist es denn aus auf ewig! Dann werde ich wieder bös, grausam, furchtbar, mir selbst ein Abscheu. Du siehst mich gar nicht an! Du denkst vielleicht an etwas Anderes, während ich hier vor Dir stehe, schaudernd auf der Grenzlinie der Ewigkeit von zwei Menschen, von uns beiden! Denke nicht an jenen Mann, dessen Namen ich nicht nennen mag! Er liebt Dich nicht, er

weiß nicht, was Liebe ist. Ich liebe Dich, ich allein. Ich will zu Deinen Knieen sinken, ich will den Staub unter Deinen Füßen küssen, ich will weinen wie ein Kind, ich will mir das Herz aus dem Leibe reißen und Dir zum Opfer bringen. Ist das Alles nicht genug? Bist Du noch nicht zufrieden? Du bist ja so mild und gut gegen alle Menschen. Willst Du mich allein hassen? Unseliges Geschick!«

Der Priester bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Das Mädchen hörte ihn weinen. Er weinte zum erstenmale. So aufrecht stehend und schluchzend, erschien er noch unglücklicher und flehender, als wenn er auf den Knieen gelegen wäre. Er weinte so einige Zeit.

»Fließt, ihr Thränen,« fuhr er fort, »ich finde keine Worte mehr. Ich wußte doch, was ich Dir sagen wollte, jetzt überläuft mich ein Schauder, jetzt, wo ich Dein Herz rühren soll. Die Welt versinkt unter meinen Füßen, habe Mitleid mit mir und mit Dir! Dein Wort ist Tod und Verdammniß für uns beide. Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe! Wenn Du wüßtest, welch ein Herz in meinem Busen schlägt! Ich habe mich selbst, ich habe die Tugend aufgegeben um Deinetwillen! Ich bin kein Gelehrter, kein Edelmann, kein Priester mehr! Ich lebe nur für Dich, Du hast mich bezaubert. Ich verläugne Gott und die ewige Seligkeit, und will mit Dir zur Hölle fahren! Verdammt will ich sein mit Dir! Ich habe Dir Alles zum Opfer gebracht, Alles! Oh! es ist schrecklich und geht über menschliche Kräfte!«

Diese letzten Worte sprach er im Tone eines Wahnwitzigen aus. Er schwieg einen Augenblick und schrie dann mit lauter verzweifelnder Stimme: »Kain, wo ist dein Bruder Abel?«

Er schwieg abermals und fuhr dann in herzzerreißenden Tönen fort: »Oh, Herr mein Gott, ich habe ihn auferzogen, ich habe ihn ernährt, ich habe ihn geliebt, ich habe ihn vergöttert und habe ihn getödtet! Ja, Herr mein Gott, vor meinen Augen hat man ihm das Haupt zerschmettert auf den Steinen deines Hauses. Er ist gestorben für mich, für dieses Weib da, für uns beide...«

Sein Auge schien erlöschen zu wollen, seine Stimme war gebrochen. Er wiederholte noch einige Male, mechanisch und in langen Zwischenräumen:

»Für uns beide... Für uns beide...«

Seine Zunge brachte keinen verständlichen Ton mehr hervor, obgleich seine Lippen sich noch immer bewegten. Plötzlich stürzte er in sich selbst zusammen, wie ein Gebäude, das einfällt, und blieb bewegungslos auf der Erde liegen.

Eine Berührung der Aegypterin, die ihren Fuß unter seinem Körper wegzog, brachte ihn wieder zu sich. Er fuhr langsam mit der Hand über seine hohlen Wangen und schaute einige Augenblicke mit dumpfem Hinbrüten seine benetzten Finger an. »Wie,« murmelte er, »ich habe geweint, ich!«

Jetzt wendete er sich wieder der Aegypterin zu und sagte mit unaussprechlicher Angst: »Du hast mich weinen sehen, und es rührt Dich nicht! Weißt Du, daß diese Thränen glühende Lavaströme sind? Und Du bleibst kalt? Du hassest mich, nichts bewegt Dein Herz! Du würdest mich sterben sehen und lachen. Ich aber kann Dich nicht sterben sehen. Ich will Dich retten. Es kostet Dich nur ein Wort, ein einziges Wort aus Deinem Munde. Sage mir, nicht daß Du mich liebst, sondern nur, daß Du durch mich gerettet sein willst. Das genügt mir schon. Säume nicht, die Zeit eilt. Ich beschwöre Dich bei Allem, was heilig ist. Sprich und zaudere nicht, ich könnte wieder hart werden wie Stein. Bedenke, daß ich Dein und mein Schicksal in meiner Hand habe. Mache mich nicht wahnsinnig, es könnte schrecklich enden. Du bringst eine Seele zur Verzweiflung, und mein Schatten wird Dich durch alle Ewigkeit verfolgen. Sprich nur ein einziges Wort!«

Sie öffnete den Mund, um ihm zu antworten. Er stürzte vor ihr auf die Kniee nieder und hoffte ein Wort der Rührung aus ihrem Munde zu vernehmen. Sie sagte kalt: »Du bist ein Meuchelmörder!«

Der Priester nahm sie wüthend in seine Arme, laut und furchtbar auflachend: »Ja, ich bin ein Meuchelmörder, und Du mußt die Meinige werden! Du willst mich nicht zum Sklaven, Du sollst mich zum Herrn haben. Ich weiß einen heimlichen Ort, wohin ich Dich schleppen will. Du mußt mir folgen oder sterben. Dein Leben ist in meiner Hand, ich überliefere Dich dem Galgen. Du mußt sterben oder mein sein! Die Metze

des Priesters, des Apostaten, des Meuchelmörders! Und das in dieser Nacht noch, hörst Du! Lustig, Metze, küsse mich! Das Grab oder mein Bett!«

Sein Auge glühte von Wuth und Wollust. Die Aegypterin sträubte sich in seinen Armen, Er bedeckte sie mit Küssen.

»Beiße mich nicht, Ungeheuer!« rief sie. »Laß mich, stinkender Mönch, oder ich reihe Dir die Haare aus Deinem grauen Kopf!"

Der Priester wurde roth und blaß, ließ sie los und betrachtete sie mit düsteren Blicken. Sie glaubte sich siegreich und fuhr triumphirend fort: »Ich gehöre meinem Phöbus; Phöbus liebe ich, Phöbus ist schön! Du bist ein alter häßlicher Priester! Packe Dich!«

Der Priester stieß einen heftigen Schrei aus, wie ein Mensch, den man auf die Folter spannt. Dann sagte er zähneknirschend: »So stirb denn!«

Sie sah seinen furchtbaren Blick und wollte fliehen. Er faßte sie, warf sie zu Boden und zog sie auf dem Pflaster fort zum Rolandsthurm.

Als er unter der Oeffnung der Zelle war, welche die Klausnerin bewohnte, wandte er sich zu ihr: »Zum letztenmale, willst Du mein sein?«

Sie erwiederte entschieden: »Nein!«

Jetzt schrie der Priester mit lauter Stimme: »Gudula! Gudula! Hier ist die Zigeunerin, räche Dich!«

Esmeralda fühlte sich plötzlich am Arm gehalten. Sie blickte auf, ein langer entfleischter Arm hatte sich aus der Oeffnung in der Mauer gestreckt und hielt sie mit eiserner Faust fest.

»Halte fest!« sagte der Priester. »Es ist die entlaufene Zigeunerin. Laß sie nicht los! Ich will die Wache holen, dann kannst Du sie hängen sehen.«

Ein heiseres Lachen antwortete ihm aus dem Innern der Mauer. »Ha, ha, ha!« tönte es in die Ohren der erschrockenen Aegypterin. Sie sah den Priester der Liebfrauenbrücke zulaufen. Man hörte von dieser Seite einen Trupp Reiter.

Esmeralda befand sich in den Händen der bösen, gehässigen Klausnerin. Zitternd vor Angst, suchte sie sich loszuwinden. Vergebens, eine eiserne Hand hielt sie fest. Die magern, knochigen Finger der Klausnerin umfaßten ihren Arm wie eine Zange und drückten sich tief in das Fleisch ein. Erschöpft fiel sie gegen die Mauer, und Todesfurcht erfaßte sie. Sie dachte an die Schönheit des Lebens, an ihre Jugend, an den Anblick des Himmels und der Natur, an die Liebe, an Phöbus, an Alles, was vor ihren Blicken dahinschwand, und an Alles, was ihr ietzt drohte, an den Priester, der die Wache holte, an den Henker, der sich nahte, an den Galgen, der vor ihren Augen stand. Alle diese Schrecken durchzitterten ihre Glieder und sträubten das Haar aus ihrem Haupte empor. Sie hörte in ihren Ohren das heisere, unheilverkündende Lachen der Klausnerin: »Ha, ha, ha! Du wirst gehängt.«

Halbtodt wendete sie sich gegen die Oeffnung und erblickte hinter dem Gitter das abgemagerte Gesicht der Klausnerin. »Was habe ich Dir gethan?« sagte sie mit sterbender Stimme.

Die Klausnerin antwortete nicht und murmelte im singenden Tone einer Wahnwitzigen: »Tochter aus Aegyptenland! Tochter aus Aegyptenland! Tochter aus Aeghptenland!«

Das unglückliche Mädchen ließ den Kopf auf die Brust sinken und ergab sich in ihr Schicksal, denn sie fühlte, daß sie es mit keinem menschlichen Wesen zu thun hatte.

Plötzlich schrie die Klausnerin, als ob jetzt erst die Frage des Mädchens bis zu ihrem Gehirn gedrungen wäre: »Was Du mir gethan hast, fragst Du? Was Du mir gethan hast, Aegypterin? Höre! Ich hatte ein Kind, ich! siehst Du! Ein Kind hatte ich! ein Kind, sage ich Dir! Ein schönes kleines Kind! Oh, meine Agnes!« fuhr sie fort und küßte Etwas in der Dunkelheit, »Siehst Du, ägyptisches Mädchen! Hörst Du! Man hat mir mein Kind genommen, man hat mir mein Kind gestohlen, man hat mir mein Kind gefressen! Das hast Du mir gethan.«

Die Aegypterin, wie ein Lamm in den Krallen des Wolfs, erwiederte: »Ach! ich war damals vielleicht noch nicht geboren!«

»Doch! doch! Du warst geboren; Du warst bei dieser Bande. Sie wäre von Deinem Alter. Also! Es sind jetzt fünfzehn Jahre; daß ich hier bin; hörst Du! Fünfzehn Jahre bete ich zu Gott; fünfzehn Jahre kreuzige ich mein Fleisch; fünfzehn Jahre leide ich Pein. Hörst Du, Zigeunerin, fünfzehn Jahre! Es sind Zigeunerinnen, sage ich Dir, die mir mein Kind gestohlen haben. Hörst Du? Und haben es mit ihren Zähnen gefressen. Hast Du ein Herz im Leibe? Weißt Du, wie ein kleines Kind ist, wie es spielt, wie es an der Mutter Brust trinkt, wie es schläft? Es ist so unschuldig! Hörst Du! das, das hat man mir genommen, gestohlen, umgebracht, gefressen! Der liebe Gott im Himmel weiß es! Heute kommt die Reihe an Dich, ich will die Aegypterin fressen. Wäre dieses Eisengitter nicht, ich würde Dich mit meinen Zähnen zerfleischen. Das arme kleine Kind! Während es schlief, haben sie es genommen. Es ist aufgewacht und hat geschrieen, aber seine Mutter war nicht da. Ah! ihr Zigeunerinnen, ihr habt mein Kind gefressen! Heute frißt man das eurige.«

Sie stieß ein heiseres Gelächter aus und grinzte mit den Zähnen. Der Tag fing an zu grauen. Der Galgen erschien immer deutlicher in der Mitte des Platzes. Von der andern Seite des Flusses hörte man Pferdegetrappel, das sich näherte.

»Habe Mitleid,« flehte das Mädchen mit gefalteten Händen; »habe Mitleid! Sie kommen. Ich habe Dir ja nichts gethan. Soll ich so furchtbar unter Deinen Augen sterben? Das ist doch zu schrecklich. Habe Mitleid! Laß mich los! Gnade! Ich will nicht so sterben!«

»Gib mir mein Kind wieder!« sagte die Klausnerin,

»Gnade! Gnade!«

»Gib mir mein Kind wieder!«

»Laß mich los, um Gottes Barmherzigkeit willen!«

»Gib mir mein Kind wieder!«

Die Aegypterin sank erschöpft in die Kniee, ihr Blick war gebrochen, als ob sie schon im Grabe läge. »Ach!« stammelte sie, »Du suchst Dein Kind,

und ich suche meine Eltern.«

»Gib mir meine kleine Agnes wieder! Du weißt nicht, wo sie ist? Dann mußt Du sterben! Ich will Dir sagen, ich war eine Hure; ich hatte ein Kind, man hat mir mein Kind genommen. Die Zigeunerinnen haben es genommen. Du siehst also wohl, daß Du sterben mußt. Wenn Deine Mutter, die Zigeunerin, kommt und Dich von mir fordert, so werde ich zu ihr sagen: Sieh hin, dort hängt sie am Galgen! Oder willst Du mir lieber mein Kind wieder geben? Weißt Du, wo mein kleines Kind ist? Es war sehr klein. Ich will Dir zeigen, wie klein es war. Hier ist ein Schuh, ein kleiner niedlicher Schuh, das ist Alles, was mir von ihm übrig blieb. Weißt Du, wo der gleiche Schuh ist? Wenn Du es weißt, so sage mir's, und ich will auf meinen Knieen dahin rutschen, wäre es auch am Ende der Welt.«

Mit diesen Worten zeigte sie durch das Gitter der Aegypterin den kleinen gestickten Schuh. Es war schon hell genug, daß man dessen Form und Farbe unterscheiden konnte.

»Zeige mir diesen Schuh!« sagte Esmeralda mit zitternder Stimme. »Gott! Gott!«

Zugleich öffnete sie mit der Hand, die noch frei war, das kleine Säckchen, das sie am Halse trug.

»Oeffne Dein Zaubersäckchen, Du Hexentochter!« murmelte die Klausnerin,

Plötzlich zitterte sie an allen Gliedern und schrie mit einer Stimme, die tief aus ihrem Innern kam: »Meine Tochter!«

Die Aegypterin hatte aus ihrem Säckchen einen kleinen Schuh gezogen, der dem anderen ganz gleich war. Auf diesem kleinen Schuh war ein Zettel befestigt, auf dem die Worte standen:

Find'st den Schuh, den du gesucht, Liegst an deiner Mutter Brust!

Mit Blitzesschnelle hatte die Klausnerin die beiden Schuhe mit einander verglichen und die Schrift gelesen; dann drückte sie ihr Gesicht, das von

himmlischer Freude strahlte, dicht an das Gitter und rief: »Meine Tochter! Meine Tochter!«

»Meine Mutter!« erwiederte Esmeralda.

Beider Entzücken vermag keine Feder zu schildern. Die Mauer und das Gitter war zwischen ihnen.

»Oh! die Mauer!« schrie die Klausnerin: »Oh! mein Kind sehen und nicht umarmen können! Deine Hand! Deine Hand!«

Esmeralda reichte ihr die Hand durch das Gitter, die Klausnerin warf sich auf ihre Hand, preßte ihre Lippen fest darauf, hauchte ihre ganze Seele in diesen einzigen Kuß und gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als einen Seufzer, der von Zeit zu Zeit ihre Weichen in die Höhe hob. Ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen, sie weinte in der Stille, im nächtlichen Schatten ihrer Klause; sie goß ihre Thränen, die seit fünfzehn Jahren in ihrer finsteren Zelle so oft einsam und verlassen geflossen waren, über diese angebetete Hand aus.

Plötzlich stand sie auf, strich ihre langen grauen Haare über die Stirne zurück und faßte mit beiden Fäusten an das Gitter, grimmiger als eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat. Die Gitterstangen hielten fest. Jetzt holte sie in einem Winkel ihrer Zelle einen großen Stein, der ihr zum Kopfkissen diente, und warf ihn mit solcher Gewalt gegen eine der Gitterstangen, daß sie brach. Ein zweiter Wurf zerschmetterte vollends das Gitter. Nun riß sie es vollends mit ihren beiden Händen ein. Es gibt Augenblicke, wo die Arme eines Weibes übermenschliche Kraft haben.

Nachdem der Zugang geöffnet war, und das geschah in weniger als einer Minute, faßte sie ihre Tochter um den Leib und zog sie in die Zelle. »Komm! Ich will Dich aus dem Abgrund ziehen,« murmelte sie. Nachdem das Mädchen in der Zelle war, legte sie sie sanft aus den Boden nieder, nahm sie wieder auf und trug sie auf ihren Armen, als ob es noch immer ein kleines Kind wäre, ging in ihrem engen Behälter auf und ab, freudetrunken, strahlend, schreiend, singend, ihre Tochter küssend, mit ihr plaudernd, laut lachend, in Thränen zerfließend; Alles zumal und mit Uebermaß.

»Meine Tochter! Meine Tochter!« rief sie. »Ich habe meine Tochter, da ist sie. Der liebe Gott hat sie mir wieder geschenkt. Kommt, kommt Alle herbei! Will Niemand meine Tochter sehen? Ich habe sie wieder, Heiliger Christ, wie schön sie ist! Du hast mich fünfzehn Jahre warten lassen, lieber Herrgott, um sie mir so schön wieder zu geben. Die Zigeunerinnen haben sie nicht gefressen, es war gelogen. Mein Kind, mein kleines Kind! Küsse mich doch! Ach, die guten Zigeunerinnen, wie ich sie liebe! Bist Du es denn auch? Darum also wendete sich mir das Herz im Leibe um, so oft ich Dich vorübergehen sah! Ich habe es für Haß gehalten. Verzeihe mir, mein Kind Agnes! verzeihe mir. Du mußt mich für recht bös halten, und ich liebe Dich doch so sehr. Dein kleines Muttermal am Halse, hast Du es immer noch? Laß sehen! Sie hat es immer noch. Wie bist Du doch so schön! Diese großen schwarzen Augen hast Du von mir, Jüngferchen. Bedanke Dich und küsse mich. Was liegt mir daran, daß andere Mütter Kinder haben! Jetzt lache ich sie aus. Sie sollen kommen und mein Kind sehen. Da ist sein Hals, seine Augen, seine Haare, seine Hand. –- Zeigt mir auch einmal etwas so Schönes an Euern Kindern! Oh! Ich stehe euch dafür, sie wird Liebhaber bekommen, wie Sand am Meere! Ich habe fünfzehn Jahre geweint. Ich bin alt und häßlich geworden; aber sie ist desto schöner. Küsse mich, mein Kind!«

Die arme, freudetrunkene Mutter sagte ihr noch hundert ähnliche Dinge, küßte ihr die Hand, den Fuß, die Stirne, die Augen. Das Mädchen ließ sie machen und wiederholte nur von Zeit zu Zeit mit leiser, unendlich sanfter Stimme: »Meine Mutter!«

»Siehst Du, mein kleines Kind,« fuhr die Klausnerin fort, während sie ihre Tochter mit Küssen bedeckte, »siehst Du, ich will Dich recht lieb haben. Wir gehen fort von hier. Wir werden sehr glücklich sein. Ich habe etwas geerbt zu Rheims, in unserer Heimath. Du weißt ja Rheims? Nein, Du weißt es nicht, Du warst noch zu klein. Wenn Du wüßtest, wie niedlich Du mit vier Monaten warst! Es kamen Leute aus Epernay, sieben Stunden weit, bloß um Deine kleinen Füße zu sehen. Wir werden zu Rheims ein Haus haben und ein Stück Feld. Ich werde Dich in mein eigenes Bett legen. Mein Gott! Mein Gott! Wer hätte das gedacht! Ich habe mein Kind wieder!«

»Oh, meine Mutter!« sagte das Mädchen, das endlich die Kraft fand, seinen Gefühlen Worte zu geben, »die Aegypterin hat es mir vorhergesagt. Es war eine alte Aegypterin bei uns, die im vergangenen Jahre gestorben ist, und die immer Sorge für mich trug, wie eine Amme. Die hat mir dieses Säckchen um den Hals geknüpft. Sie sagte immer zu mir: Kind, nimm dieses Kleinod wohl in Acht. Es ist ein Schatz, durch den Du eines Tages Deine Mutter wieder finden wirst. Du trägst deine Mutter am Halse. Das hat mir die Aegypterin vorausgesagt.«

Die Klausnerin nahm ihre Tochter auf's Neue in die Arme: »Komm, laß dich küssen! Du erzählst so artig. Wenn wir wieder daheim sind, zu Rheims, wollen wir ein Jesuskind in der Kirche mit Deinen Schuhen bekleiden. Wir sind das unserer lieben Frau schuldig. Mein Gott, was hast Du für eine schöne Stimme! Sie klang eben wie Musik in meinen Ohren. Ach, du lieber Herr und Heiland! Ich habe mein Kind wieder gefunden! Ist es denn möglich? Ist es denn zu glauben? Man stirbt an nichts, sonst wäre ich vor Freude gestorben.«

Die Klausnerin lachte, klopfte in die Hände und rief: »Wie werden wir so glücklich sein!«

In diesem Augenblicke hörte man in der Zelle Waffengeräusch und das Galoppiren einer Abtheilung Reiter, die von der Brücke der Liebfrauenkirche zu kommen schien. Das ägyptische Mädchen warf sich angstvoll in die Arme der Klausnerin.

»Rette mich, Mutter! Rette mich! Sie kommen!«

Die Klausnerin wurde blaß wie der Tod.

»O Himmel! Was sagst Du da? Ich hatte es ganz vergessen! Man verfolgt Dich! Was hast Du denn gethan.«

»Ich weiß es nicht,« antwortete das unglückliche Kind; »aber ich bin zum Tode verurtheilt.«

»Sterben!« sagte die Klausnerin wie vom Blitze getroffen. »Sterben!« wiederholte sie langsam und heftete das starre Auge auf ihre Tochter.

»Ja, liebe Mutter,« fuhr das Mädchen trostlos fort, »sie wollen mich tödten. Sie kommen, mich zu holen. Dieser Galgen steht für mich da. Rette mich! Rette mich! Sie kommen!«

Die Klausnerin blieb einige Augenblicke unbeweglich, wie versteinert; dann schüttelte sie ungläubig den Kopf, stieß ein furchtbares, wahnwitziges Gelächter aus und rief: »Ho! Ho! Das kann nicht sein! Das träumt Dir nur. Ho! Ho! ich sollte sie verloren haben, das sollte fünfzehn Jahre dauern, und sollte sie wieder finden, und nur für eine Minute! Und man wollte sie mir wieder nehmen! Und jetzt, wo sie groß und schön ist, und mit mir spricht und mich lieb hat, jetzt wollten sie kommen und sie fressen, unter meinen Augen, die ich ihre Mutter bin! Ho! Ho! Diese Dinge da sind nicht möglich. Das erlaubt der liebe Gott nicht.«

Jetzt schienen die Reiter Halt zu machen, und man hörte eine Stimme in der Ferne sagen: »Hieher, Herr Tristan! Der Priester sagte, daß wir sie am Rattenloche finden würden.«

Die Reiter setzen sich wieder in Marsch, und das Geräusch, das ihre Waffen und Pferde machten, drang in die enge Klause. Die Klausnerin sprang mit einem Schrei der Verzweiflung in die Höhe: »Rette Dich! Rette Dich, mein Kind! Jetzt fällt mir Alles wieder ein; Du hast Recht. Du sollst sterben! Verflucht seien die Mörder! Rette Dich!«

Mit diesen Worten blickte sie durch die Oeffnung und zog schnell den Kopf wieder zurück. »Bleibe,« sagte sie mit leiser Grabesstimme und faßte krampfhaft die Hand der Aegypterin, die mehr todt als lebendig war. »Bleibe! Gib keinen Hauch von Dir! Es sind überall Soldaten. Sie würden Dich sehen, wenn Du fortgehst, es ist schon zu hell.«

Die Augen der Klausnerin waren trocken und brennend. Sie sprach nicht; sie ging mit großen Schritten in der Zelle auf und ab, blieb von Zeit zu Zeit stehen Und riß sich mit beiden Händen ihre grauen Haare aus.

Plötzlich sagte sie! »Sie kommen! Ich will mit ihnen reden. Verstecke Dich in diesem Winkel, sie werden Dich nicht sehen. Ich will ihnen sagen, daß Du entkommen seist, daß ich Dich nicht habe halten können. Das will ich ihnen sagen!«

Sie ließ ihre Tochter in einem Winkel der Zelle niederliegen, worin man sie von außen nicht sah. Sie legte sie so, daß weder Hand noch Fuß aus dem Schatten traten, wickelte ihre schwarzen Haare los, um damit ihr weißes Kleid Zu bedecken, stellte ihren Wasserkrug und den Stein, der ihr zum Kopfkissen diente, vor sie hin, in der Meinung, daß sie dadurch verborgen sein würde. Nachdem Alles dies geschehen war, schien sie ruhig, kniete nieder und betete. Der Tag, kaum angebrochen, warf noch wenig Licht in die dunkle Zelle.

In diesem Augenblicke ließ sich ganz nahe an der Klause die teuflische Stimme des Priesters hören: »Hieher, Hauptmann Phöbus de Chateaupers!«

Als Esmeralda in ihrem Winkel diese Stimme und diesen Namen hörte, machte sie eine Bewegung. »Rühre Dich nicht!« sagte die Klausnerin.

Kaum hatte sie dies gesprochen, so erhob sich großer Tumult vor der Zelle, und viele Reiter mit bloßem Schwert hielten vor der Oeffnung. Die Klausnerin stand geschwind auf und trat an das Gitter, damit man nicht herein sehen könnte. Sie sah auf dem Grèveplatz eine starke Abtheilung Reiterei aufmarschirt. Der Anführer derselben stieg ab und trat an die Oeffnung der Zelle. »Alte,« sagte er, »wir suchen eine Hexe, um sie zu hängen. Man hat uns gesagt, daß Du sie festhaltest.«

Die arme Mutter gab sich ein so gleichgültiges Ansehen, als ihr möglich war, und erwiederte: »Ich verstehe nicht recht, was Ihr sagen wollt.«

»Zum Teufel! Was hat uns denn da dieser verdammte Pfaffe für ein Lied gesungen! Wo ist er?«

»Gnädiger Herr,« antwortete ein Soldat, »er ist verschwunden.«

»Nun, Alte,« fuhr der Anführer fort, »belüge mich nicht. Man hat Dir eine Hexe zu halten gegeben. Wo ist sie hingekommen?«

Die Klausnerin wollte nicht Alles läugnen, um keinen Verdacht zu erwecken, und versetzte in verdrießlichem Tone, aber mit der Miene der Aufrichtigkeit: »Wenn ihr von einem jungen großen Mädchen redet, das man mir eben in die Hände geliefert hat, so will ich Euch sagen, daß ich sie

loslassen mußte, weil sie mit den Zähnen um sich gebissen hat, wie eine wilde Katze. Jetzt laßt mich zufrieden!«

Der Anführer der Reiter machte ein verlegenes Gesicht: »Belüge mich nicht, Du altes Gespenst! Ich heiße Tristan und bin der Gevatter des Königs. Tristan, hörst Du?«

Mit diesen Worten blickte er auf dem Grèveplatze umher und fügte hinzu: »Tristan, das ist ein Name, der hier sein Echo hat.«

»Ihr seid Tristan,« erwiederte die Klausnerin, die neue Hoffnung schöpfte, »und wenn Ihr Satan selbst wäret, so hätte ich Euch nichts Anderes zu sagen, und glaubet nicht, daß ich Euch fürchte.«

»Das ist eine alte Vettel, die Haar auf den Zähnen hat!« sagte Tristan lachend, »Und nach welcher Seite hat sich denn die Hexe geflüchtet?« Die Klausnerin erwiederte in einem gleichgültigen Tone: »Gegen die Straße Mouton, glaube ich.«

Tristan wendete den Kopf und gab seiner Abtheilung ein Zeichen, sich zum Abmarsch bereit zu machen. Die Klausnerin athmete leichter.

»Gnädiger Herr,« sagte plötzlich ein Bogenschütze, »fragt doch die alte Betschwester, warum das Gitter ihrer Zelle so auseinandergerissen ist?«

Diese Frage erfüllte das Herz der unglücklichen Mutter mit neuer Angst. Sie verlor jedoch nicht alle Geistesgegenwart und stotterte: »Es ist immer so gewesen.«

»Bah!« versetzte der Bogenschütze, »noch gestern hat das Gitter ein schönes schwarzes Kreuz gebildet, das zur Frömmigkeit aufforderte.«

Tristan warf einen Seitenblick auf die Klausnerin und sagte: »Ich glaube, die alte Gevatterin hat kein gutes Gewissen.«

Die Unglückliche fühlte, daß Alles von ihrer festen Haltung abhing, und, den Tod im Herzen, fing sie an zu zanken. Mütter haben solche Kraft! –- »Bah!« sagte sie, »dieser Mensch ist betrunken. Es ist schon mehr als ein

Jahr, daß das Hintertheil eines Steinwagens mein Gitter eingerissen hat. Und ich habe damals den Fuhrmann tüchtig gezankt.«

»Das ist wahr,« bezeugte ein anderer Bogenschütze, »ich war dabei.«

Es gibt überall Leute, die Alles mit eigenen Augen gesehen haben wollen. Dieses unerwartete Zeugniß des Bogenschützen gab der Klausnerin frische Hoffnung; aber sie war einmal zu einem fortwährenden Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung verdammt.

»Wenn das durch einen Wagen geschehen ist,« entgegnete der erste Bogenschütze, »so müßten die Gitter nach innen gebogen sein, statt daß sie es nach außen sind.«

»He! He!« sagte Tristan, »Du hast die Nase eines Großinquisitors. Antworte darauf, Alte.«

»Mein Gott!« rief sie, von Angst erfüllt und unwillkürlich schluchzend, »ich schwöre Euch, gnädiger Herr, daß ein Wagen dieses Gitter eingestoßen hat. Ihr hört ja selbst, daß dieser Soldat dabei war. Und dann, was hat das mit Eurer Zigeunerin zu schaffen?«

»Hm!« brummte Tristan.

»Der Bruch des Eisens ist ja ganz frisch, das sieht ein Blinder!« sagte der Soldat, der sich durch das Lob des Prevot geschmeichelt fühlte?

Tristan schüttelte den Kopf. Die Klausnerin erbleichte.

»Wie lange her ist es, sagtet Ihr, daß dieser Wagen das Gitter eingestoßen hat?« fragte der Prevot.

»Ein Monat, vierzehn Tage vielleicht, gnädiger Herr! Ich weiß nicht mehr.«

»Sie hat ja eben erst gesagt, daß es über ein Jahr sei,« bemerkte der Bogenschütze.

»Das hinkt!« sagte Tristan.

»Gnädiger Herr,« rief die Klausnerin aus der Oeffnung ihrer Zelle, vor der sie stehen blieb, damit man nicht hineinsehen könne, »gnädiger Herr, ich schwöre Euch, daß ein Wagen dieses Gitter eingestoßen hat. Ich schwöre es Euch bei den heiligen Engeln des Paradieses. Wenn es nicht so ist, so will ich Gott nicht angehören und ewig verdammt sein!«

»Du zeigst viele Heftigkeit bei diesem Schwur!« sagte Tristan mit seiner Inquisitorsmiene.

Das arme Weib verlor je mehr und mehr ihre feste Haltung. Sie sah mit Schrecken ein, daß sie sich hier auf eine Art ereifert hatte, die ihrer Sache nicht zu Statten kam.

Jetzt kam ein anderer Soldat und schrie: »Gnädiger Herr, die Alte hat gelogen. Die Hexe ist nicht durch die Straße Mouton entkommen. Die Straße ist die ganze Nacht durch die Kette gesperrt geblieben, und der Wächter hat Niemand vorübergehen sehen.«

Tristan, dessen Gesicht immer finsterer wurde, sagte mit strenger Miene zu der Klausnerin: »Was hast Du hierauf zu antworten?«

Sie versuchte diesem neuen Sturme die Spitze zu bieten: »Was soll ich antworten, gnädiger Herr? der Mensch kann sich irren. Ich glaube, daß sie sich über den Fluß gerettet hat.«

»Das ist ja gerade die entgegengesetzte Seite,« wendete der Prevot ein, »und sie wird schwerlich sich in die Altstadt geflüchtet haben, wo man sie suchte und verfolgte. Du lügst, Alte!«

»Und dann,« fügte der erste Bogenschütze hinzu, »ist ja weder auf dieser, noch auf der andern Seite des Flusses ein Nachen.«

»Sie kann ja über das Wasser geschwommen sein,« entgegnete die Klausnerin, die nur Schritt um Schritt wich.

»Können denn die Weiber schwimmen?« fragte der Soldat.

»Beim Satan, Alte! Du lügst! Du lügst!« fiel Tristan zornig ein. »Ich habe gute Lust, die Hexe laufen zu lassen und Dich zu packen. Eine Viertelstunde auf der Folter wird Dir vielleicht die Wahrheit aus dem Rachen ziehen. Mach Dich fertig!«

Die Klausnerin griff gierig diese Worte auf: »Wie Ihr wollt, gnädiger Herr! Spannt mich auf die Folter. Ich bin es wohl zufrieden. Führt mich fort! Gleich, auf der Stelle!«

Während ich auf der Folter liege, dachte die Mutter, kann sich meine Tochter retten.

»Beim Himmel!« sagte der Prevot, »die sehnt sich ja ordentlich nach der Folter! Sie muß eine Närrin sein.«

Ein alter Sergent der Nachtwache trat vor und sagte zum Prevot: »So ist es, gnädiger Herr! Das Weib ist närrisch, und wenn sie die Zigeunerin losgelassen hat, so ist es nicht ihre Schuld, denn sie liebt die Aegypter nicht. Ich bin schon fünfzehn Jahre bei der Runde, und hörte sie jeden Abend die Zigeunerinnen mit tausend Flüchen verwünschen. Wenn diejenige, welche wir verfolgen, die kleine Tänzerin mit der Ziege ist, wie ich glaube, so weiß ich, daß sie diese am meisten haßt,«

Die Klausnerin nahm alle ihre Kraft zusammen und wiederholte: »Diese am meisten.«

Das einstimmige Zeugniß der Leute von der Nachtwache bestätigte dem Prevot die Wahrheit dessen, was der alte Sergent gesagt hatte. Tristan, der nichts weiter aus ihr herauszubringen hoffte, kehrte ihr den Rücken, und mit unaussprechlicher Angst sah sie ihn seinem Pferde zugehen.

»Aufgesessen!« murmelte er zwischen den Zähnen, »ich will nicht ruhen, bis diese Zigeunerin gehängt ist.«

Er zauderte inzwischen noch einige Zeit, ehe er zu Pferd stieg. Die Klausnerin schwebte zwischen Leben und Tod, als sie ihn auf dem Platze umher wie einen Jagdhund herumschnuppern sah, der die Nähe des Wildes riecht und sich nicht entfernen will. Endlich schüttelte er den Kopf und

sprang in den Sattel. Das gepreßte Herz der Klausnerin erweiterte sich, sie warf einen Blick auf ihre Tochter, welche sie bisher nicht anzusehen gewagt hatte, und sagte leise: »Gerettet!«

Das arme Mädchen war diese ganze Zeit über in seinem Winkel geblieben, ohne sich zu rühren, ohne einen Hauch von sich zu geben. Der Tod stand vor ihrer Thüre. Sie hatte den ganzen Auftritt zwischen der Klausnerin und Tristan mit angehört, und jede Angst ihrer Mutter war ihr wie ein Pfeil in das eigene Herz gedrungen. Sie hatte mitempfunden, wie nach und nach das Seil brach, das sie über dem Abgrund schwebend erhielt; sie hatte jede Minute geglaubt, daß es jetzt brechen und sie in dem Schlund begraben werde. Endlich athmete sie freier und fühlte wieder festen Fuß auf der Erde.

In diesem Augenblicke hörte sie eine Stimme sagen: »Donnerwetter, Herr Prevot! Ich bin ein Soldat, und es ist nicht meine Sache, Hexen zu hängen. Das Lumpenpack ist zusammengehauen, das Andere könnt Ihr allein ausrichten. Ich gehe zu meiner Compagnie, die ihren Anführer braucht.«

Diese Stimme gehörte Phöbus de Chateaupers an. Die Aegypterin hörte sie mit unaussprechlicher Wonne, er war also da, ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Asyl, ihr Phöbus! Sie sprang auf, und ehe ihre Mutter es hindern konnte, stand sie am Gitter und schrie! »Phöbus! Hieher, mein Phöbus!«

Phöbus war nicht mehr da. Er war eben im Galopp um die Straßenecke verschwunden. Tristan aber war noch nicht fortgeritten.

Die Klausnerin stürzte sich heulend auf ihre Tochter und zog sie so gewaltsam zurück, daß ihre Nägel in ihr Fleisch drangen. Sie war wie eine wüthende Tigerin. Allein zu spät, Tristan hatte sie schon gesehen.

»He! He!« rief er mit höllischem Lachen, »zwei Mäuse in *einer* Falle!«

»Ich merkte es doch,« sagte der Soldat.

Tristan klopfte ihm auf die Schulter: »Du bist eine gute Katze! Wo ist Henriet Cousin?«

Ein Mann, der weder das Gesicht noch die Kleidung eines Soldaten hatte, trat aus den Reihen, Er trug einen Bündel Stricke in seiner plumpen Faust. Dieser Mensch war immer bei Tristan, und Tristan immer bei dem König Ludwig.

»Freund,« sagte Tristan, »das ist ohne Zweifel die Hexe, die wir suchen. Hänge sie fein ordentlich! Hast Du Deine Leiter bei Dir?«

»Es ist eine da unten, gleich unter dem Schoppen,« antwortete der Mensch. »Soll die Sache an diesem Galgen verrichtet werden?«

»Ja!«

»Ho!« fuhr er mit einem bestialischen Gelächter fort, »dann haben wir keinen weiten Weg zu machen.«

»Spute Dich, Du kannst nachher lachen!« sagte Tristan.

Seit Tristan ihre Tochter gesehen hatte und alle Hoffnung verschwunden war, hatte die Klausnerin noch kein Wort gesprochen. Sie hatte das arme Mädchen halbtodt in den Winkel der Zelle gelegt und war an das Gitter getreten. Ihre beiden Hände waren links und rechts um die Stäbe geklammert, wie Klauen. In dieser Stellung betrachtete sie furchtlos die Soldaten rund umher. Ihr Blick hatte einen furchtbaren Ausdruck ingrimmigen Wahnsinns. Als Henriet Cousin sich der Zelle näherte, warf sie einen so entsetzlichen Blick auf ihn, daß er zurückbebte,

»Gnädiger Herr,« sagte er zum Prevot, »welche von beiden soll gehängt werden?«

»Die Junge.«

»Desto besser, denn die Alte scheint mir nicht sehr zugänglich.«

»Arme kleine Tänzerin mit der weißen Ziege!« sagte der alte Sergent der Nachtwache.

Henriet Cousin näherte sich der Oeffnung. Sein Auge konnte den furchtbar glühenden Blick der Mutter nicht ertragen. Er schlug es zu Boden

und sagte mit ungewohnter Schüchternheit: »Madame...«

Sie unterbrach ihn mit tiefer, vor innerer Wuth zitternder Stimme: »Was willst Du?«

»Nicht Euch, sondern die Andere.«

»Welche Andere?«

»Die Junge,«

Sie schüttelte den Kopf und schrie: »Es ist Niemand hier! Es ist Niemand hier! Es ist Niemand hier!«

»Doch,« erwiederte der Henker, »Ihr wißt es wohl. Laßt mich die Junge nehmen. Ich will ja Euch kein Leids anthun.«

»Ah! Du willst mir kein Leid anthun, mir!« wiederholte sie mit bitterem Lachen.

»Laßt mir die Andere, liebe Frau! Der Herr Prevot will es so haben.«

Sie wiederholte im Tone des Wahnwitzes: »Es ist Niemand da! Es ist Niemand da! Es ist Niemand da!«

»Doch!« versetzte der Henker. »Wir haben Alle gesehen, daß Ihr zu zwei waret.«

»So, sieh selbst nach! Stecke Deinen Kopf durch die Oeffnung!« sagte die Wahnsinnige mit herausforderndem Trotz.

Der Henker warf einen Blick auf sie und wagte nicht näher zu treten.

»Spute Dich!« schrie ihm Tristan zu, der seine Reiter im Halbzirkel um das Rattenloch aufgestellt hatte und zu Pferd in der Nähe des Galgens hielt.

Der Henker trat zu ihm; er war ganz verstört und hatte seinen Strick auf den Boden gelegt. »Gnädiger Herr,« fragte er, »wie soll ich hineinkommen?«

»Durch die Thüre.«

»Es ist keine da.«

»Durch das Fenster.«

»Es ist zu enge.«

»Mach es weiter,« erwiederte Tristan zornig. »Gibt es keine Hämmer mehr in der Welt?«

Die arme Mutter stand fortwährend auf der Wache unter ihrer Höhle und hütete den Eingang. Sie hoffte nichts mehr, sie wußte nicht, was sie wollte; aber sie wollte sich ihre Tochter nicht nehmen lassen, das allein wußte sie.

Der Henker ließ die Leiter an den Galgen setzen. Tristan trat mit fünf oder sechs Mann von der Prevotalwache, die Steinhauer-Werkzeuge in der Hand führten, an die Oeffnung der Zelle.

»Alte,« sagte er mit strengem Tone, »liefere uns dieses Mädchen gutwillig aus.«

Sie betrachtete ihn wie Jemand, der nicht versteht.

»Alle Teufel!« fuhr Tristan fort, »warum willst Du denn hindern, daß diese Hexe gehängt werde, wie es des Königs Wille ist?«

Die Unglückliche schlug ein wildes Gelächter aus: »Warum? Weil sie meine Tochter ist.«

Der Ton, mit dem sie dieses Wort aussprach, war so entsetzlich, daß er selbst den Prevot und den Henker schaudern machte.

»Es thut mir leid,« erwiederte Tristan, »aber so lautet des Königs Wille.«

Sie lachte abermals wild auf: »Was geht mich Dein König an? Ich sage Dir ja, daß es meine Tochter ist!«

»Brecht die Mauer durch,« sagte Tristan.

Um dies zu bewerkstelligen, durfte man nur die Steine unterhalb der Oeffnung abheben. Als die Klausnerin den Schlag der Hämmer hörte, die ihre Festung untergraben sollten, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Dann wendete sie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit in ihrer Zelle hin und her, wie ein wildes Thier in seinem Käfig. Sie sprach nichts, aber ihre Augen schössen Blitze aus. Die Soldaten betrachteten sie mit einem Schauder, der durch Mark und Bein drang.

Plötzlich nahm sie ihren großen Stein, lachte laut, hob ihn mit beiden Fäusten in die Höhe, und warf ihn auf die Arbeiter. Der mit zitternder Hand geworfene Stein traf Niemand und blieb unter den Füßen von Tristans Pferd liegen. Sie grinste mit den Zähnen.

Inzwischen war es vollkommen Tag geworden, obwohl man die Sonne noch nicht am Himmel erblickte. Einige Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich, Marktleute mit ihren Eseln zogen über den Platz, blieben einen Augenblick vor diesem Soldatenhaufen, der sich um das Rattenloch versammelt hatte, erstaunt stehen und gingen dann weiter.

Die Klausnerin hatte sich neben ihre Tochter gesetzt, deckte sie mit ihrem Körper, sah sie starr an und hörte, wie das arme Kind von Zeit zu Zeit aus tiefer Brust seufzte: »Phöbus! Phöbus!«

Je mehr die Zerstörung der Arbeiter vorzurücken schien, um so näher drängte sich die Mutter an ihre Tochter. Plötzlich sah sie einen Stein stürzen und vernahm die Stimme Tristans, der die Arbeiter ermunterte. Jetzt erwachte sie aus ihrer Betäubung und schrie mit einer Stimme, die bald wie ein schneidendes Werkzeug das Ohr zerriß, bald stotterte, als ob alle Verwünschungen sich auf ihren Lippen drängten, um zumal loszubrechen: »Ho! Ho! Ho! Das ist doch entsetzlich! Ihr Räuber, die Ihr seid! Wollt Ihr mir denn wirklich meine Tochter nehmen? Ich sage Euch ja, daß es meine Tochter ist! Oh, die feigen Henker! Oh, die elenden Meuchelmörder! Zu Hülfe! Zu Hülfe! Es brennt! So lasse ich mir mein Kind nicht nehmen! Wer ist denn der, den man unsern Herrgott nennt?«

Jetzt wendete sie sich an Tristan, schäumend, mit stierem Blick, auf allen Vieren liegend wie ein Panther: »Komm einmal und nimm mir mein Kind! Verstehst Du denn nicht, daß dieses Weib hier Dir sagt, daß dieses Mädchen

ihre Tochter sei? Weißt Du, was das ist, ein Kind zu haben? Sprich, Wehrwolf! Hast Du nie einen kleinen Wolf gehabt? und wenn Deine Jungen heulen, kehrt Dir das nicht das Herz im Leibe um?«

»Laßt den Stein nieder, er hält nimmer!« sagte Tristan.

Die Hebebäume hoben die schwere Masse. Der letzte Wall der Mutter war gebrochen. Sie warf sich darauf, wollte den Stein zurückhalten, zerkratzte ihn mit ihren Nägeln, allein die gewichtige Masse, von sechs Männern in Bewegung gesetzt, entwischte ihr und rutschte sachte an den eisernen Hebebäumen hinab auf den Boden.

Jetzt, da die Zelle zugänglich war, warf sich die Mutter quer vor den Eingang, verrammelte die Bresche mit ihrem Körper, rang die Hände, stieß den Kopf auf den harten Stein, und schrie mit einer vor Anstrengung erschöpften, kaum hörbaren Stimme: »Zu Hülfe! Zu Hülfe! Es brennt! Es brennt!«

»Jetzt nehmt das Mädchen,« sagte immer ungerührt Tristan.

Die Mutter warf so furchtbare Blicke auf die Soldaten, daß sie eher Lust hatten zurückzuweichen, als vorwärts zu gehen.

»Vorwärts doch!« sagte der Prevot. »Henriet Cousin, was zauderst Du?«

Niemand that einen Schritt.

Der Prevot fluchte: »Beim heiligen Christ! Ihr wollt Soldaten sein, und fürchtet Euch vor einem Weib?«

»Gnädiger Herr,« erwiederte Henriet, »Ihr nennt das ein Weib?«

»Sie hat eine Löwenmähne,« sagte ein Anderer.

»Vorwärts!« fuhr der Prevot fort, »der Eingang ist breit genug. Dringt zu drei in *einer* Reihe ein, wie in der Bresche von Pontoise. Macht der Sache ein Ende, und den ersten, der zurückweicht, haue ich in zwei Stücke,«

Zwischen die Drohungen des Prevot und die Furcht vor der Klausnerin gestellt, zauderten die Soldaten einen Augenblick und rückten dann gegen das Rattenloch an.

Als die Klausnerin dieses sah, erhob sie sich plötzlich auf ihre Kniee, strich ihre grauen Haare aus dem Gesichte und ließ ihre abgemagerten Arme auf die Hüften herabfallen.

Jetzt drangen große Thränen, eine nach der andern, aus ihren Augen, und flohen wie ein Strom, der sich Bahn gemacht hat, über ihre eingefallenen Wangen herab. Zu gleicher Zeit begann sie mit einer so sanften, bittenden, unterwürfigen, rührenden Stimme zu sprechen, daß mehr als einer der rohen Soldaten der Prevotalwache, die um ihren Anführer standen und sonst das Leben eines Menschen für nichts achteten, sich die Augen wischte.

»Gnädige Herren! Ihr Herren Sergenten von der Nachtwache!« sagte sie, »nur ein Wort! Es ist etwas, was ich Euch sagen muß. Das ist mein Kind, seht Ihr! Mein liebes kleines Kind, das ich verloren hatte! Versteht Ihr das? Oh, das ist eine Geschichte! Stellt Euch vor, daß ich die Herren Sergenten recht gut kenne. Sie waren immer so gütig gegen mich, zur Zeit als mich die kleinen Buben mit Steinen warfen, weil ich eine Hure war. Seht, Ihr laßt mir gewiß mein Kind, wenn Ihr erst Alles wissen werdet. Ich war ein armes Freudenmädchen. Die Zigeunerinnen hatten sie mir gestohlen. Ich hatte sie nicht mehr, aber ihren kleinen Schuh habe ich fünfzehn Jahre lang aufbewahrt. Seht, da ist er. Nicht wahr, sie hatte einen kleinen Fuß? Zu Rheims! Paquette Chantefleurie! Straße Folle-Peine. Ihr werdet wohl davon wissen. Ich war die Chantefleurie. Ihr habt Mitleid mit mir, nicht wahr, meine gnädigen Herren! Die Zigeunerinnen hatten sie mir gestohlen und fünfzehn Jahre lang versteckt. Ich hielt sie für todt. Stellt Euch vor, meine lieben Freunde, daß ich sie für todt hielt. Darum ging ich in diese Zelle und bin jetzt fünfzehn Jahre hier, ohne Feuer im Winter. Das ist hart, sehr hart. Der arme liebe kleine Schuh! Ich habe so lange gebetet, bis mich der liebe Gott endlich erhört hat. In dieser Nacht hat er mich erhört und mir mein Kind zurückgegeben. Ja dieses Wunder hat der liebe Gott verrichtet. Sie war nicht todt. Ihr werdet sie mir nicht nehmen, das weiß ich gewiß. Wenn Ihr *mich* haben wolltet, würde ich nichts sagen, aber *sie*, ein Kind von sechzehn Jahren! Laßt ihr doch Zeit, die Sonne zu sehen; was hat sie Euch

gethan? Nichts, gar nichts. Ich auch nicht. Wenn Ihr wüßtet, daß ich sonst nichts habe auf der Welt, als dieses Kind, daß ich alt bin, und daß es ein Segen der heiligen Jungfrau ist, welchen sie mir zurückgegeben hat! Ihr seid ja lauter gute Leute. Ihr wußtet nicht, daß es mein Kind ist, jetzt wißt Ihr es. Ich liebe dieses Kind, Herr Generalprofos, und ich wollte lieber ein Loch in meinem Leibe, als daß ihm der kleine Finger geritzt würde. Ihr seht aus, wie ein guter gnädiger Herr! Ihr wißt jetzt, wie die Sache ist, nicht wahr? Oh! Wenn Ihr auch eine Mutter habt, gnädiger Herr, laßt mir mein Kind, Ihr habt ja hier zu befehlen! Wollet erwägen, daß ich auf den Knieen vor Euch liege, wie vor einem Jesusbilde! Ich verlange von Niemand etwas, ich bin aus Rheims, meine gnädigen Herren! Ich besitze dort ein Stück Feld von meinem Oheim, Mahiet Pradon. Ich bin keine Bettlerin. Ich verlange nichts, ich will nur mein Kind haben. Ich will es behalten, der liebe Gott, der unser Aller Herr ist, hat es mir nicht umsonst zurückgegeben. Der König! Ihr sagt, der König! Was wird es ihm für Vergnügen machen, wenn man mein kleines Kind tödtet? Und der König ist ja gut! Es ist mein Kind, mein eigen! Sie gehört nicht dem König, und auch nicht Euch! Ich will fort, wir wollen fort! Zwei Weibspersonen, wovon die eine die Mutter, und die andere die Tochter ist, man läßt sie passiren! Laßt uns passiren! wir sind aus Rheims! Wir sind lauter brave Leute, und ich weiß, daß mir die Herren Sergenten mein liebes kleines Kind nicht nehmen werden, das ist unmöglich! Nicht wahr, das ist ganz unmöglich? Mein Kind will ich behalten.«

Man kann sich keinen Begriff machen von den Geberden und dem Ton der unglücklichen Mutter, von den Thränen, welche sie hinabschluckte, während sie sprach, von ihrem Händeringen, von ihrem schmerzlichen Lächeln und herzzerreißenden Stöhnen. Als sie schwieg, runzelte Tristan die Stirne, aber es geschah, um eine Thräne zu verbergen, die in seinem Tigerauge perlte. Er besiegte jedoch diese Schwäche und sagte kurz abbrechend: »Der König will es haben!«

Hierauf neigte er sich zum Ohre des Henkers und sagte leise zu ihm: »Mach der Sache ein Ende!«

Der furchtbare Generalprofos fühlte vielleicht, daß selbst ihm das Herz zu brechen begann.

Der Henker und die Soldaten drangen in die Zelle ein. Die Mutter leistete keinen Widerstand, sondern schleppte sich bloß zu ihrer Tochter hin und deckte sie mit ihrem Leibe. Als die Aegypterin die Soldaten nahen sah, erweckte sie der Todesschrecken aus ihrer Betäubung.

»Meine Mutter!« schrie sie mit unaussprechlicher Angst. »Zu Hülfe, meine Mutter! Sie kommen!«

»Ja, mein Herzenskind, ich helfe Dir!« antwortete die Mutter mit gebrochener Stimme und schloß sie fest in ihre Arme.

So lagen beide, Mutter und Tochter fast leblos am Boden –- ein jammervoller Anblick,

Henriet Cousin faßte das Mädchen um die Mitte des Leibes. Als sie seine Hand fühlte, stieß sie einen Schrei aus und sank in Ohnmacht. Der Henker, aus dessen Augen große Thränentropfen fielen, wollte sie forttragen. Er versuchte die Mutter von ihr loszumachen, aber sie hatte sich so fest an ihr Kind geklammert, daß es unmöglich war, sie von ihm zu trennen. Nun schleifte der Henker beide zumal aus der Zelle. Mutter und Tochter lagen da mit geschlossenen Augen. Die Sonne ging eben auf, und es waren schon ziemlich viele Leute auf dem Platze, die von Ferne zusahen, was man da gegen den Galgen schleife. Sie blieben in gemessener Entfernung, denn der Generalprofos pflegte die Neugierigen nicht zuzulassen. An den Fenstern erblickte man Niemand. Nur auf dem Thurme der Liebfrauenkirche sah man zwei Menschen, die auf den Grèveplatz herabzuschauen schienen.

Der Henker hielt am Fuße der Leiter und legte, tief athmend, so sehr hatte ihn die Sache ergriffen, die Schlinge um den schönen Hals des Mädchens. Die Unglückliche fühlte die furchtbare Berührung des Stricks. Sie öffnete die Augenlider und sah den Galgen über ihrem Haupte. Jetzt schüttelte sie sich und schrie mit lauter herzzerreißender Stimme. »Nein! Nein! Ich will nicht!«

Die Mutter, deren Kopf in den Kleidern der Tochter ganz versteckt war, sprach nichts; aber ihr ganzer Körper zitterte und sie bedeckte ihr Kind mit Küssen. Der Henker benützte diesen Augenblick, die Arme loszumachen, welche die Verurtheilte umschlungen hielten. Sei es Erschöpfung, sei es

Verzweiflung, sie ließ es geschehen. Jetzt nahm er das Mädchen auf die Schulter und trat auf die erste Stufe der Leiter.

In diesem Augenblick öffnete die Mutter die Augen. Lautlos, aber mit entsetzlicher Miene, fuhr sie in die Höhe, stürzte wie ein wildes Thier auf den Henker los und biß ihn in die Hand. Dies war wie ein Blitz geschehen. Der Henker heulte vor Schmerz. Man lief hinzu. Mit Mühe befreite man seine blutende Hand von ihren Zähnen. Sie sprach nichts. Man stieß sie zurück, ihr Kopf sank auf die Brust, der Körper auf das Pflaster, sie war todt.

Der Henker, der das Mädchen nicht losgelassen hatte, stieg jetzt die Leiter hinauf.

XVIII.

Quasimodo und sein Pflegevater.

Als Quasimodo sah, daß die Zelle der Aegypterin leer war, raufte er sich die Haare aus und heulte vor Schmerz; dann suchte er sie in der Kirche, in allen Gängen und Winkeln. Dies war gerade der Augenblick, wo die Soldaten des Königs siegreich in die Kirche einzogen und die Aegypterin aufsuchten. Quasimodo half ihnen dabei, denn der arme Taube wußte nicht, in welcher Absicht es geschah. Er hielt die Landstreicher, welche die Kirche angegriffen hatten, für die Feinde der Aegypterin. Er führte daher Tristan selbst an die geheimsten Orte der Kirche. Wäre die Unglückliche irgendwo versteckt gewesen, so würde ihr bester Freund sie dem Stricke überliefert haben. Nachdem der Generalprofos das Nachsuchen verdrießlich aufgegeben hatte, setzte Quasimodo die Nachforschung allein fort. Er machte zwanzigmal die Runde in der Kirche und in den Thürmen, von oben bis unten. Endlich, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht mehr da, daß sie ihm geraubt war, stieg er langsam die Stufen des Thurms hinauf, mit gesenktem Haupt, thränenlos und fast ohne Athem. Die Kirche war abermals verlassen, und tiefe Stille herrschte in dem weiten Gebäude. Die Soldaten suchten jetzt die entlaufene Hexe in der Stadt, Quasimodo schlich traurig der Zelle zu, in der die Aegypterin so manche Woche unter seiner Hut geschlafen hatte. Als er sich ihr näherte, faßte er Hoffnung, sie dort vielleicht wieder zu finden. Als er die enge Zelle mit ihrem kleinen Fenster und ihrer kleinen Thüre von weitem sah, brach dem armen Menschen das Herz und er stützte sich erschöpft an einen Pfeiler. Er überredete sich, daß sie zurückgekehrt sei, daß ein guter Genius sie zurückgebracht habe, daß diese Zelle ihr zu viel Ruhe und Sicherheit gewähre, als daß sie nicht darin sein sollte, und wagte keinen Schritt weiter, um nicht enttäuscht zu werden.

»Ja,« sagte er zu sich selbst, »sie schläft vielleicht oder betet. Ich will sie nicht stören.«

Endlich nahm er allen seinen Muth zusammen und schlich auf den Zehen herbei. Die Zelle war leer. Der unglückliche Taube ging langsam darin hin und her, hob das Bett auf und suchte darunter, als ob sie sich zwischen der Matratze und dem steinernen Boden verborgen haben könnte; dann schüttelte er den Kopf und blieb wie betäubt stehen. Plötzlich trat er

wüchend die brennende Fackel mit dem Fuße zusammen, und, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer auszustoßen, rannte er so gewaltsam mit dem Kopf gegen die Mauer, daß er ohnmächtig auf das Pflaster fiel.

Als er wieder zu sich kam, warf er sich auf das Bett und wälzte sich darauf wie ein Wahnsinniger, stand wieder auf und stieß den Kopf gegen die Mauer, mit so erschrecklicher Regelmäßigkeit, wie der Schlegel einer Glocke geht, und mit der Entschlossenheit eines Menschen, der sterben will. Zum zweitenmal fiel er ohnmächtig nieder; dann kroch er auf den Knieen aus der Zelle und setzte sich in einer Art Sinnlosigkeit der Thüre gegenüber. So blieb er über eine Stunde sitzen, ohne die geringste Bewegung zu machen, das Auge fest auf die verlassene Zelle gerichtet, in traurige Gedanken vertieft, wie eine Mutter, die zwischen einer leeren Wiege und einem vollen Sarge sitzt. Er sprach kein Wort, bloß von Zeit zu Zeit, in langen Zwischenräumen, erschütterte ein tiefer Seufzer seinen ganzen Körper.

Es scheint, daß er in dieser trostlosen Träumerei auf den Gedanken kam, Niemand, als der Archidiakonus, könne die Aegypterin entführt haben. Er erinnerte sich, daß nur er allein einen Schlüssel zur Thurmtreppe habe; er dachte an die zwei nächtlichen Versuche gegen das junge Mädchen, deren einen er, Quasimodo, befördert, deren andern er verhindert hatte. Es fielen ihm tausend Einzelnheiten ein, und er zweifelte bald nicht mehr daran, daß der Archidiakonus die Aegypterin geraubt habe. Gleichwohl hatte er eine solche Achtung vor dem Priester, seine Dankbarkeit und Liebe für diesen Mann hatten so tiefe Wurzeln in seiner Seele gefaßt, daß sie selbst in dem Augenblicke festhielten, wo Eifersucht und Verzweiflung mit Geierskrallen sein Herz zerfleischten. Gegen jeden Andern würde er Blut und Tod in seinem Herzen getragen haben, aber da es seinen Pflegevater betraf, so fühlte der arme Taube nur einen Zuwachs von Schmerz.

In diesem Augenblicke sah er auf dem obern Stock einen Menschen, der langsam auf und abging. Es war der Archidiakonus. Quasimodo erhob sich, um zu ihm hinaufzusteigen. Der Priester entfernte sich eben durch die Thüre, die zum nördlichen Thurme führt, von dem man auf den Grèveplatz hinabsieht. Quasimodo folgte ihm. Als er auf die oberste Stufe der Treppe gekommen war, sah er sich, ehe er auf die Platform trat, vorsichtig um, wo

der Priester sei. Dieser kehrte ihm den Rücken. Er stand am Geländer und blickte auf den Platz hinab. Quasimodo trat mit leisen Schritten hinter ihn, um zu sehen, was er betrachte. Die Aufmerksamkeit des Priesters war so sehr auf einen Punkt gerichtet, daß er den Tauben hinter sich nicht gehen hörte.

Unterhalb des Geländers, gerade an dem Punkte, wo der Priester stand, war eine steinerne Rinne. Ueber sie hinab richtete er seine starren Blicke auf den Grèveplatz.

Quasimodo brannte vor Begierde, ihn zu fragen, wohin er die Aegypterin gebracht habe; allein der Priester schien in diesem Augenblicke die ganze Welt um sich her vergessen zu haben. Seine Augen waren fest und unwandelbar auf *einen* Punkt geheftet. Er stand still und unbeweglich, und diese lautlose Unbeweglichkeit hatte etwas so Furchtbares, daß der arme Glöckner kein Wort vorzubringen vermochte. Er folgte bloß der Richtung der Augen des Priesters, und so fielen die Blicke des unglücklichen Tauben auf den Grèveplatz.

Jetzt sah er, was der Priester betrachtete. Die Leiter stand vor dem Galgen. Einiges Volk und viele Soldaten waren auf dem Platze. Ein Mensch schleifte auf dem Pflaster etwas Weißes, woran etwas Schwarzes hing. Dieser Mensch machte Halt unter dem Galgen, Jetzt geschah etwas, was Quasimodo nicht recht sah, weil ein Haufen Soldaten in der Richtung seines Auges stand. Jetzt stieg dieser Mensch die Leiter hinauf. Quasimodo sah ihn wieder deutlich. Er trug ein Weib auf seiner Schulter, ein junges, weißgekleidetes Mädchen. Dieses Mädchen hatte einen Strick um den Hals. Quasimodo erkannte sie, es war die Aegypterin.

Jetzt stand der Mensch oben an der Leiter und befestigte den Strick. Der Priester beugte sich über das Geländer, um, besser sehen zu können.

Plötzlich stieß der Mensch die Leiter mit den Fersen um, und Quasimodo, dem der Athem stehen geblieben war, sah die Unglückliche, mit dem Henker auf dem Nacken, zwei Klafter hoch vom Pflaster, an dem Stricke schweben. Der Strick schwankte hin und her, und ihr Körper gab die letzten Zuckungen von sich. Der Priester, den Hals weit ausgestreckt und mit aus ihren Höhlen getretenen Augen, sah dem furchtbaren Schauspiele zu. Ein

teuflisches Lachen ertönte aus seinem Munde und wurde in den Zügen seines bleichen Antlitzes sichtbar. So lacht nur, wer die Menschheit ganz ausgezogen hat. Quasimodo hörte dieses Lachen nicht, aber er sah es auf dem Gesichte des Priesters. Eine plötzliche Wuth ergriff ihn, er stürzte sich auf den Priester, faßte ihn mit seinen starken Fäusten und stieß ihn in den Abgrund hinab,

»Tod und Verdammniß!« rief der Priester im Fallen.

Die steinerne Rinne unterhalb des Geländers hielt ihn auf. Er umfaßte sie verzweiflungsvoll mit beiden Armen. In dem Augenblicke, wo er den Mund öffnen wollte, um einen zweiten Schrei auszustoßen, erblickte er über sich das Gesicht des Rächers. Es war Quasimodo, sein Pflegsohn. Jetzt schwieg er.

Unter ihm lag der Abgrund. Ein Fall von mehr als zweihundert Fuß und das Steinpflaster. In dieser furchtbaren Lage sprach der Priester kein Wort, stieß keinen Seufzer aus. Nur strengte er alle seine Kräfte an, um an der Rinne hinaufzusteigen; aber seine Hände konnten den Granit nicht fest fassen und seine Füße glitschten an der glatten Mauer ab.

Quasimodo hätte ihm, um ihn aus dem Abgrund zu ziehen, nur die Hand reichen dürfen, aber er sah nicht einmal nach ihm hin. Er blickte starr und unverwandt auf den Grèveplatz, auf den Galgen, auf die Aegypterin. Dort hing Alles, was ihm auf der Welt lieb war. Stumm und unbeweglich blickte er hin, und ein Strom von Thränen entrann seinem einzigen Auge.

Inzwischen mattete sich der Priester, in der Luft schwebend, vergeblich ab. Der Schweiß trof über seine Stirne herab, seine Nägel waren blutig gerissen, seine Kniee an der Mauer wund gerieben. Er hörte bei jeder Bewegung seinen Priesterrock, der sich in der Rinne festgehängt hatte, krachen und brechen. Um das Unglück voll zu machen, endigte sich die Rinne in einem bleiernen Rohr, das sich unter dem Gewicht seines Körpers bog. Der Priester fühlte, wie es allmählig nachgab und sich neigte. Wenn die Kraft seiner Arme erschöpft, wenn sein Priesterrock zerrissen, wenn das Blei gebogen war, dann mußte er in den Abgrund fallen. Er schloß die Augen, um nicht zu sehen; dann öffnete er sie wieder, warf einen Blick auf

den Platz, auf den gähnenden Abgrund hinab; der Schrecken schloß sie ihm wieder, und die Haare auf seinen»Haupte stiegen empor.

Es lag etwas Furchtbares in dem tiefen Schweigen dieser beiden Menschen. Während der Priester einige Fuß unter ihm zwischen Leben und Tod schwebte, blickte der Zwerg, still weinend, auf den Grèveplatz, auf den Galgen, auf die Aegypterin hinab.

Da der Priester sah, daß jede Bewegung seinen Fall nur beschleunigen mußte, hielt er sich ruhig. Da hing er, die Rinne umfassend, kaum athmend, kein Glied rührend. Man sah keine andere Bewegung an ihm, als jene unwillkürliche Zuckung des Bauches, die man im Traume empfindet, wenn man zu fallen glaubt. Bald sah man seine Augen geschlossen, bald offen und in den Abgrund starrend. Je mehr und mehr neigte er sich dem Falle zu, seine Finger glitschten an der Rinne; er fühlte die Schwäche seiner Arme zunehmen und seinen Körper schwerer werden. Das bleierne Rohr neigte sich mit jedem Augenblicke mehr dem Abgrunde zu. Er heftete den Blick auf die unbeweglichen steinernen Bilder um ihn her, die gleich ihm über dem Abgrund schwebten, aber ohne Schrecken für sich und ohne Mitleid für ihn. Alles um ihn her war von Stein: vor seinen Augen die steinernen Bildsäulen, unter ihm, tief im Abgrund, das steinerne Pflaster, über ihm der weinende Quasimodo.

Vom Platze aus blickten einige Neugierige zum Thurme empor. Ihre Stimmen drangen in der reinen Morgenluft bis zum Ohre des Priesters und er hörte sie sagen: »Dem hilft kein Gott, er muß den Hals brechen!«

Quasimodo weinte.

Endlich wagte der Priester einen letzten Versuch. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, und es gelang ihm, einen Schuh hoch empor zu steigen. Aber die Heftigkeit seiner Bewegung bog das Blei vollends, machte seinen Priesterrock bersten; er fühlte die Kraft seiner Arme zu schwach, das ganze Gewicht seines Körpers allein zu tragen, ließ sie los und stürzte in den Abgrund.

Quasimodo sah ihn fallen und weinte.

Der Priester lag zerschmettert auf dem Pflaster. Der Wind spielte in dem weißen Gewände der Aegypterin, die am Galgen hing. Quasimodo seufzte aus tiefer Brust: »Oh! Alles zumal, was mir im Leben lieb war.«

XIX.

Phöbus Heirath.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages, als die Gerichtsboten den zerschmetterten Körper des Archidiakonus vom Pflaster aufhoben, war Quasimodo aus der Liebfrauenkirche verschwunden.

Es gingen im Publikum allerlei Gerüchte über diesen Vorfall. Die Meisten zweifelten nicht daran, daß an diesem Tage der Bund des Priesters mit dem Teufel zu Ende gegangen sei, und daß der Satan in Quastmodo's Gestalt ihm den Hals gebrochen habe. Der Archidiakonus wurde deßhalb nicht in geweihte Erde begraben.

Ludwig XI. starb das Jahr darauf, im August 1483.

Was Peter Gringoire betrifft, so war es ihm gelungen, die weiße Ziege den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Er erlangte später Erfolge in der Tragödie. Nachdem er abwechslungsweise sich der Astrologie, der Philosophie, der Architektur, der Hermetik und andern Thorheiten hingegeben hatte, warf er sich auf's Neue in die Arme der Tragödie, welche ungefähr das Thörichtste ist, was ein Mensch treiben kann. Man weiß nicht, was er für ein Ende genommen hat.

Phöbus de Chateaupers nahm ein tragisches Ende: er heirathete Fleur-de-Lys de Gondelaurier.

XX.

Quasimodo's Heirath.

Quasimodo war, wie wir wissen, am Todestage der Aegypterin und des Priesters aus der Liebfrauenkirche verschwunden. Kein Auge sah ihn

wieder, und Niemand wußte, was aus ihm geworden war.

In der Nacht, welche auf die Hinrichtung folgte, hatten die Henkersknechte Esmeralda's Körper vom Galgen abgenommen und, wie es gebräuchlich war, in die Höhle von Montfaucon gebracht.

Etwa zwei Jahre darauf, als man in der Höhle von Montfaucon den Leichnam Oliviers des Teufels holte, der zwei Tage zuvor gehängt worden war, und dem der Nachfolger Ludwigs XI. die Gnade bewilligte, in der Kirche des heiligen Lorenz in besserer Gesellschaft begraben zu werden, fand man zwei Skelette, deren eines das andere umfaßt hielt. Das eine derselben war ein weibliches Skelett, an dessen Leibe noch einige Lappen eines Kleides von weißem Stoffe hingen, und das um den Hals ein Band von Glaskorallen trug, woran ein seidenes Säckchen hing, das offen und leer war. Das zweite Skelett war ein männliches, dessen bucklige und hinkende Gestalt, die es im Leben gehabt, am Knochenbau noch deutlich zu erkennen war. Man fand bei näherer Untersuchung, daß dieser Mensch keines gewaltsamen Todes gestorben sei. Er war demnach freiwillig an diesen Ort gekommen, um da zu sterben. Als man ihn von dem andern Skelett losmachen wollte, zerfiel sein Körper in Staub.

Lucretia Borgia

Drama

Übersetzt von Georg Büchner

Personen

Donna Lucretia Borgia
Don Alphons von Este
Gennaro
Gubetta
Maffio Orsini
Jeppo Liveretto
Don Apostolo Gazella
Ascanio Pertrucci
Oloferno Vitellozzo
Rustighello Astolfo
Die Fürstin Negroni
Ein Türsteher
Mönche, Edelleute, Pagen, Wachen

Venedig, Ferrara

Erste Handlung

Schande über Schande

Donna Lucretia Borgia – Gennaro – Gubetta – Maffio Orsini – Jeppo Liveretto – Don Apostolo Gazella – Ascanio Petrucci – Oloferno Vitellozzo – Don Alphons Von Este – Rustighello – Astolfo

Erste Abteilung

Eine Terrasse des Palastes Barbarigo zu Venedig. Ein nächtliches Fest. Masken gehen zuweilen über die Bühne. Zu beiden Seiten der Terrasse ist der Palast prächtig erleuchtet. Man hört den Ton von Fanfaren. Dunkel und Gesträuch decken die Terrasse. Man nimmt an, daß im Hintergrund unterhalb der Terrasse der Canal de la Zucca fließe; man siebt auf ihm zuweilen mit Masken und Musikern besetzte und halb erleuchtete Gondeln vorüberfahren. Jede dieser Gondeln fährt über den Hintergrund der Bühne unter einer bald gefälligen, bald traurigen Musik, die nach und nach in der Ferne verhallt. Im Hintergrunde Venedig vom Mondlicht beleuchtet.

Erste Szene

Junge Herren, glänzend gekleidet, die Masken in den Händen, plaudern auf der Terrasse. Gubetta. Gennaro, als Hauptmann gekleidet. Don Apostolo Gazella, Maffio Orsini, Ascanio Petrucci, Oloferno Vitellozzo, Jeppo Liveretto

Oloferno Wir leben in einer Zeit, worin so viel Schreckliches geschieht, daß man von diesem da nicht mehr spricht; aber gewiß, nie trug sich etwas Unheimlicheres und Geheimnisvolleres zu.

Ascanio Ein schwarzes Werk von schwarzen Händen vollbracht.

Jeppo Ich kenne die Tatsachen, meine Herren. Ich habe sie von meinem sehr ehrwürdigen Vetter dem Kardinal Carriola, der besser unterrichtet war, als sonst jemand. Ihr wißt ja, der Kardinal Carriola, der sich so heftig mit dem Kardinal Riario über den Krieg gegen Carl VIII. von Frankreich zankte?

Gennaro*gähnend:* Ah! jetzt wird uns Jeppo Geschichten erzählen. Ich für meinen Teil höre nichts. Ich bin müde genug ohne das.

Maffio Du kümmerst dich um diese Sache nicht, Gennaro, und das ist ganz natürlich. Du bist ein tapferer Soldat, ein Abenteuerer. Du führst einen Phantasienamen. Du kennst weder Vater, noch Mutter. An der Art, wie du deinen Degen führst, sollte man nicht zweifeln, daß du ein Edelmann bist, und doch weiß man nichts von deinem Adel, als daß du dich wie ein Löwe schlägst. Bei meiner Seele, wir sind Waffenbrüder, und ich sage dir das nicht, um dich zu kränken. Du hast mir das Leben zu Rimini gerettet, ich rettete dir es auf der Brücke von Vicenzia. Wir schwuren einander, uns in Gefahren, wie in der Liebe zu helfen, uns gegenseitig zu rächen, wenn es nötig sei, mit Niemanden zu streiten, als ich mit deinen und du mit meinen Feinden. Ein Astrologe hat uns geweissagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden, und wir haben ihm sechs Goldzechinen für die Prophezeiung gegeben. Wir sind nicht Freunde, wir sind Brüder. Doch endlich, du hast das Glück, ganz einfach Gennaro zu heißen, Niemanden anzugehören, nichts von dem oft erblichen Fatalismus, der sich an den Namen der Geschlechter knüpft, mit dir zu schleppen. Du bist glücklich! Was liegt dir an dem, was geschieht und was geschah, so lange es nur Männer für den Krieg und Weiber für den Genuß gibt? Was kümmert dich, Kind der Fahne, das weder Stadt, noch Familie hat, was kümmert dich die Geschichte der Städte und Familien? Mit uns, Gennaro, siehst du, ist’s anders. Wir sind berechtigt, an den Ereignissen unserer Zeit Teil zu nehmen. Unsere Väter und Mütter spielten in diesen Tragödien mit und fast alle unsere Familien bluten noch. Erzähle uns, Jeppo, was du weißt.

Gennaro*wirft sich in einen Sessel, als wolle er sich dem Schlaf überlassen:* Ihr werdet mich aufwecken, wenn Jeppo fertig ist.

Jeppo Seht, es war (1480)...

Gubetta*in einem Winkel der Bühne:* 97...

Jeppo Ja recht so, 1497. In einer gewissen Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag.

Gubetta Nein, vom Dienstag zum Mittwoch.

Jeppo Ihr habt Recht. In dieser Nacht also sah ein Tiberschiffer, der in seinem Fahrzeug am Ufer lag, um seine Waren zu bewachen, etwas Entsetzliches. Es war ein wenig unterhalb der Kirche des heiligen Hieronymus. Es mochten fünf Stunden nach Mitternacht sein, als der Schiffer im Finstern auf dem Wege links der Kirche zwei Männer sah, die ängstlich da und dort hin gingen. Dann kamen noch zwei andere und endlich drei; sieben in Allem. Einer davon war zu Pferde. Die Nacht war ziemlich finster. In den Häusern, die auf die Tiber gehen, war kein Licht mehr hell. Die sieben Männer näherten sich dem Ufer. Der zu Pferde wandte das Hinterteil seines Tieres nach der Tiber, und der Schiffer sah dann deutlich Beine, die auf der einen, Kopf und Arme, die auf der ändern Seite herunterhingen; es war die Leiche eines Mannes. Während nun ihre Kameraden die Gassenecken bewachten, nahmen zwei von denen, die zu Fuß waren, den toten Körper, schwangen ihn mit Macht zwei- oder dreimal und schleuderten ihn dann mitten in die Tiber. Im Augenblick, wo die Leiche auf das Wasser schlug, tat der zu Pferde eine Frage, worauf die beiden Andern antworteten: Ja, mein Herr! Alsdann wandte der Reiter sich wieder nach der Tiber und sah was Schwarzes, das auf dem Wasser schwamm. Er frug, was das sei. Man antwortete: Mein Herr, das ist der Mantel des toten Herrn. Und einer von dem Haufen warf Steine nach dem Mantel, so daß er untersank. Darauf gingen sie alle zusammen hinweg und schlugen den Weg nach St. Jakob ein. Das ist das, was der Schiffer gesehen.

Maffio Ein schauerliches Abenteuer! War es Jemand von Bedeutung, den diese Männer so ins Wasser warfen? Dies Pferd macht einen seltsamen Eindruck auf mich; der Mord auf dem Sattel und der Tod auf dem Kreuz.

Gubetta Auf dem Pferde waren die zwei Brüder.

Jeppo Wie Ihr sagt, Herr von Belverana. Die Leiche war Johann Borgia, der Reiter war Cäsar Borgia.

Maffio Eine Familie von Teufeln diese Borgia! Und sage mir, Jeppo, warum schlug der Bruder so den Bruder?

Jeppo Das werde ich Euch nicht sagen. Die Ursache des Mordes ist so abscheulich, daß es eine Todsünde sein muß, nur davon zu sprechen.

Gubetta Ich will es Euch sagen. Cäsar, Kardinal von Valencia, hat Johann, Herzog von Gandia, erschlagen, weil die bösen Brüder das nämliche Weib liebten.

Maffio Und wer war dies Weib?

Gubetta*immer in dem Hintergrund der Bühne:* Ihre Schwester.

Jeppo Genug, Herr von Belverana. Sprecht nicht vor uns den Namen dieses Ungeheuers aus. Es ist Niemand unter uns, dessen Hause es nicht eine tiefe Wunde hätte.

Maffio War nicht von einem Kinde dabei die Rede?

Jeppo Ja, von einem Kinde, wovon ich nur den Vater zu nennen wage; er hieß Johann Borgia.

Maffio Das Kind könnte jetzt ein Mann sein.

Oloferno Es ist verschwunden.

Jeppo Gelang es Cäsar Borgia, es der Mutter zu entziehen? Gelang es der Mutter, es Cäsar Borgia zu entreißen? Man weiß nicht.

Don Apostolo Wenn die Mutter ihren Sohn versteckt, so tut sie wohl daran. Seit Cäsar Borgia, Kardinal von Valencia, Herzog von Valentinois geworden ist, hat er, wie ihr wißt, ohne seinen Bruder Johann zu zählen, seine beiden Neffen. die Söhne des Guifry Borgia, Fürsten von Squillazzi, und seinen Vetter, den Kardinal Franz Borgia, getötet. Dieser Mensch hat die Wut, seine Verwandten zu morden.

Jeppo Wahrhaftig, er will der einzige Borgia sein, um alle Schätze des Papstes zu erben.

Ascanio Machte nicht die Schwester, welche du nicht nennen willst, Jeppo, zur nämlichen Zeit insgeheim eine Reise zum Kloster des heiligen Sixtus, um sich daselbst einzuschließen, ohne daß man wußte, warum?

Jeppo Ich glaube, ja! Das war, um sich von Herrn Sforza, ihrem zweiten Gemahl, zu trennen.

Maffio Und wie hieß der Schiffer, der Alles gesehen hat?

Jeppo Ich weiß nicht.

Gubetta Er hieß Giorgio Schiavone, und sein Gewerbe war, Holz auf der Tiber nach Ripetta zu führen.

Maffio*leise zu Ascanio:* Der Spanier da weiß mehr von unsren Geschichten, als wir andern Römer.

Ascanio*leise:* Ich traue so wenig als du diesem Herrn von Belverana. Aber gehen wir nicht tiefer darauf ein; es steckt Gleicht etwas Gefährliches darunter.

Jeppo Ich, meine Herren, in welchen Zeiten leben wir! Kennt ihr in diesem armen Italien, mit seinen Kriegen, seiner Pest und seinen Borgia, eine menschliche Kreatur, die sicher sei, ihr Übermorgen zu erleben?

Apostolo Übrigens, meine Herren! ich glaube, dass wir alle an der Gesandtschaft Teil nehmen sollen, welche die Republik von Venedig an den Herzog von Ferrara schickt, um ihm Glück zu wünschen, daß er den Malatesta Rimini wieder abgenommen. Wann reisen wir nach Ferrara ab?

Oloferno Bestimmt übermorgen. Ihr wißt, daß die beiden Gesandten ernannt sind. Die Wahl ist auf die Senatoren Tiopolo und Grimani, den General der Galeeren, gefallen.

Apostolo Wird der Hauptmann Gennaro mit uns gehen?

Maffio Ohne Zweifel! Gennaro und ich trennen uns niemals.

Ascanio Meine Herren, ich habe eine wichtige Bemerkung zu machen. Der spanische Wein wird ohne uns getrunken.

Maffio Gehen wir in den Palast zurück. He! Gennaro! *Zu Jeppo:* Er ist in der Tat über deine Geschichten eingeschlafen.

Jeppo So mag er schlafen.

Alle gehen weg, Gubetta ausgenommen.

Zweite Szene

Gubetta, Donna Lucretia, Gennaro schlafend

Gubetta*allein:* Ja, ich weiß mehr davon, als sie; sie sagten das ganz leise zu einander. Ich weiß mehr davon, als sie; aber Donna Lucretia weiß mehr, als ich; Herr von Valentinois weiß mehr, als Donna Lucretia; der Teufel weiß mehr, als Herr von Valentinois, und der Pabst Alexander VI. weiß mehr, als der Teufel. *Indem er Gennaro betrachtet:* Wie das schläft, die jungen Leute!

Donna Lucretia*tritt ein, sie ist maskiert. Sie bemerkt schlafenden Gennaro und betrachtet ihn mit einer Art von Entzücken und Ehrfurcht:* Er schläft! Das Fest hat ihn gewiß ermüdet! Wie schön er ist! *Sie kehrt sich um.* Gubetta!

Gubetta Sprecht nicht so laut, Donna. Ich heiße hier nicht Gubetta, sondern Graf von Belverana, spanischer Edelmann; Ihr, Donna, seid die Marquise von Pontequadrato, eine neapolitanische Dame. Es darf nicht aussehen, als kennten wir uns. Hat es Eure Hoheit nicht so befohlen? Ihr seid hier nicht zu Hause, Ihr seid zu Venedig.

Lucretia Das ist wahr, Gubetta. Aber es ist Niemand auf dieser Terrasse, als der junge Mann da, und der schläft; wir können einen Augenblick plaudern.

Gubetta Wie es Eurer Hoheit beliebt. Ich habe Euch noch einen Rat zu geben; nehmt die Maske nicht ab, man könnte Euch erkennen.

Lucretia Und was läge daran? Wenn sie nicht wissen, wer ich bin, so habe ich nichts zu fürchten, und wenn sie es wissen, so mögen sie sich fürchten.

Gubetta Wir sind zu Venedig, Donna. Ihr habt hier Feinde genug, und diese Feinde haben die Hände frei. Die Republik von Venedig würde freilich keinen Angriff auf die Person Eurer Hoheit dulden; aber man könnte Euch beleidigen.

Lucretia Ah! du hast recht, mein Name macht schaudern in der Tat.

Gubetta Es befinden sich hier nicht nur Venetianer, es sind auch Römer da, Neapolitaner, Lombarden, Italiener aus ganz Italien.

Lucretia Und ganz Italien haßt mich! Du hast recht! Das muß gleichwohl anders werden. Ich war nicht geschaffen, Böses zu tun, ich fühle es jetzt deutlicher, als je. Das Beispiel meiner Familie hat mich fortgerissen. Gubetta!

Gubetta Donna!

Lucretia Überbringe der Herrschaft Spoleto sogleich die Befehle, die ich dir geben werde.

Gubetta Gebietet, Donna. Ich habe immer vier Maultiere und vier Renner gesattelt und gezäumt.

Lucretia Was hat man mit Galeas Accajoli gemacht?

Gubetta Er wartet im Gefängnis, bis Eure Hoheit ihn hängen läßt.

Lucretia Und Guifry Buondelmonte?

Gubetta Ist im Kerker. Ihr habt noch nicht befohlen, ihn zu erdrosseln.

Lucretia Und Manfredi von Curzola?

Gubetta Ist ebenfalls noch nicht erdrosselt.

Lucretia Und Spadacappa?

Gubetta Nach Eurem Befehl soll ihm erst auf Ostern in der Hostie Gift gegeben werden. Das wird in sechs Wochen geschehen, wir sind eben im Karneval.

Lucretia Und Peter Capro?

Gubetta Zur Stunde ist er noch Bischof von Pesaro und Erzkanzler, aber ehe ein Monat vergeht, wird er nichts sein, als ein wenig Staub; denn unser heiliger Vater, der Pabst, hat ihn auf Eure Klagen verhaften lassen und hält ihn unter guter Aufsicht in den tiefen Kellern des Vatikans.

Lucretia Schnell! schreibe dem heiligen Vater, daß ich die Begnadigung des Peter Capro verlange! Gubetta, laß Accajoli in Freiheit setzen! In Freiheit den Manfredi von Curzola! in Freiheit den Buondelmonte! in Freiheit Spadacappa!

Gubetta Wartet! haltet! Donna! Laßt mich Atem schöpfen! Was sind das für Befehle! O du mein Gott! Es regnet Milde, es hagelt Gnade! Ich gehe in der Barmherzigkeit unter! Ich werde mich nie aus dieser schrecklichen Sündflut von guten Handlungen retten!

Lucretia Gut oder schlecht, was geht es dich an, wenn ich dir sie nur bezahle.

Gubetta Ach! Eine gute Handlung fällt einem viel schwerer, als eine schlechte. Ach, ich armer Gubetta! jetzt, da es Euch einfällt, barmherzig zu sein, was soll da aus mir werden?

Lucretia Höre, Gubetta, du bist mein ältester und treuster Vertrauter.

Gubetta Es sind wahrhaftig jetzt grade fünfzehn Jahre, daß ich die Ehre habe. Euer Mitarbeiter zu sein.

Lucretia Wohlan denn! Sprich Gubetta! mein alter Freund, mein alter Mitschuldiger, fängst du nicht an, das Bedürfnis eines neuen Lebens zu

fühlen? Dürstest du nicht nach so vielem Segen für dich und mich, als wir Fluch uns geladen haben? Bist du noch nicht satt geworden am Verbrechen?

Gubetta Ich merke, Ihr seid auf dem Wege, die tugendhafteste Hoheit unter der Sonne zu werden.

Lucretia Liegt nicht unser Ruf, deiner und meiner, unser Ruf voll Schande, unser Ruf voll Mord und Gift, liegt er nicht schwer auf dir, Gubetta?

Gubetta Nicht im Geringsten. – Wenn ich durch die Straßen von Spoleto gehe, höre ich als wohl das Gesindel um mich summen: Hem, das ist Gubetta, Gubetta Gift, Gubetta Dolch, Gubetta Galgen! Denn sie haben meinem Namen einen ganz glänzenden Schwanz von Beiwörtern angehängt. Man sagt das Alles, und wenn es die Lippen nicht sagen, so sagen’s die Augen. Aber was liegt daran? Ich bin an meinen schlechten Ruf gewöhnt, wie ein Soldat des Papstes an das Messelesen.

Lucretia Aber fühlst du nicht, daß die Last von verhaßten Namen, die man auf dich und auf mich wirft, Haß und Verachtung in einem Herzen wecken könnten, von dem du geliebt sein möchtest? Du liebst also Niemand auf der Welt?

Gubetta Ich möchte wohl wissen, wen Ihr liebt, Donna.

Lucretia Was weißt du? Ich bin offen gegen dich; ich spreche dir jetzt weder von meinem Vater, noch von meinem Bruder, noch von meinem Gemahl, noch von meinen Liebhabern.

Gubetta Ich sehe aber auch weiter nichts als das, was man liehen könnte.

Lucretia Es gibt noch sonst etwas, Gubetta!

Gubetta Aha! ihr macht Euch Eure Tugend aus Liebe für den lieben Gott zurecht?

Lucretia Gubetta, Gubetta! Wenn es heute in diesem Italien, m diesem unseligen, schuldbelasteten Italien ein edles und reines Herz gäbe, ein Herz

voll hoher und männlicher Tugenden, das Herz eines Engels unter dem Panzer eines Soldaten; wenn mir nichts bliebe, mir armem, verhaßtem, verachtetem, verabscheutem, von den Menschen verfluchtem, von dem Himmel verdammtem Weibe, mir Elenden, so allmächtig ich bin; wenn mir in dem Jammer, worin meine Seele im Todeskampfe zuckt, nichts bliebe, als ein Gedanke, eine Hoffnung, ein Rettungsstrahl, nichts, als der Wunsch, vor meinem Tode einen kleinen Platz, Gubetta, ein wenig Zärtlichkeit, ein wenig Achtung in diesem so stolzen und reinen Herzen zu verdienen und zu erhalten; wenn ich keinen andern Gedanken hätte, als den Ehrgeiz, dies Herz frei und fröhlich auf dem meinigen schlagen zu fühlen: begriffest du dann wohl, Gubetta, warum ich mich eile, das Geschehene aufzuwiegen, meinen Ruf zu reinigen, alle Flecken, die an mir kleben, abzuwaschen und den Gedanken an Schande und Blut, den Italien mit meinem Namen verknüpft, in einen Gedanken an Ehre, Treue und Tugend zu verwandeln?

Gubetta Mein Gott, Donna, welchem Pfaffen habt Ihr heute auf die Füße getreten?

Lucretia Lache nicht. Es ist lange her, daß ich diese Gedanken hege, ohne sie dir zu sagen. Man kann nicht nach Belieben stehen bleiben, wenn man durch einen Strom von Verbrechen fortgerissen wird. Die beiden Dämonen streiten in mir, der gute und der böse; aber ich glaube, daß der gute endlich siegen wird.

Gubetta Und dann te deum laudamus, magnificat anima mea dominum! – Wißt Ihr auch, Donna, daß ich Euch nicht mehr begreife und daß Ihr seit einiger Zeit eine Hieroglyphe für mich geworden seid? Es ist jetzt ein Monat, daß Eure Hoheit mir ankündigt, sie wolle nach Spoleto reisen, und Abschied von Monsignore Don Alphons von Este, ihrem Gemahl, nimmt, der, beiläufig gesagt, gutmütig genug ist, um verliebt zu sein, wie eine Turteltaube, und eifersüchtig wie ein Tiger. Eure Hoheit verläßt also Ferrara und geht heimlich nach Venedig, fast ohne Gefolge, unter einem falschen neapolitanischen Namen, ich unter einem falschen spanischen; Eure Hoheit kommt nach Venedig, trennt sich von mir und befiehlt mir, sie nicht mehr zu kennen, und dann fangt Ihr an, unter dem Schütze des Karnevals, maskiert, verkleidet, Allen verborgen, auf den Festen, den Tänzen, den Tertullias herumzulaufen; sprecht mit mir jeden Abend kaum zwischen Tür

und Angel und beschließt die ganze Maskerade mit einer Predigt, die Ihr mir haltet! Eine Predigt von Euch, Donna, ist das nicht seltsam und unerhört? Ihr habt Euren Namen gewechselt, Euer Kleid gewechselt, und jetzt wechselt Ihr Eure Seele! Bei meiner Ehre, das heiße ich den Karneval verzweifelt weit treiben, mir schwindelt. Und was ist die Ursache dieses Benehmens?

Lucretia*faßt ihn lebhaft beim Arm und führt ihn vor den schlafenden Gennaro:* Siehst du diesen Jüngling?

Gubetta Der junge Mann ist nichts Neues für mich, ich weiß, daß Ihr ihm unter Eurer Maske nachlauft, seit Ihr zu Venedig seid.

Lucretia Was sagst du dazu?

Gubetta Ich sage, daß es ein junger Mensch ist, der auf einer Bank schläft und der stehend schlafen würde, wenn er nur ein Drittel von dem moralischen und erbauenden Gespräch gehört hätte, das ich eben mit Eurer Hoheit führte.

Lucretia Findest du ihn nicht sehr schön?

Gubetta Er würde schöner sein, wenn er die Augen nicht geschlossen hätte. Ein Gesicht ohne Augen ist ein Palast ohne Fenster.

Lucretia Wenn du wüßtest, wie ich ihn liebe!

Gubetta Das geht den Don Alphons, Euren königlichen Gemahl, an. Ich muß Eure Hoheit gleichwohl benachrichtigen, daß sie sich umsonst bemüht. Dieser junge Mann liebt, wie man mir sagt, ein junges hübsches Mädchen, Namens Fiametta.

Lucretia Und das junge Mädchen liebt ihn?

Gubetta Ja, wie man sagt.

Lucretia Desto besser, ich wünsche so sehr, ihn glücklich zu wissen.

Gubetta Das ist sonderbar und nicht in Eurer Art. Ich hielt Euch für eifersüchtiger.

Lucretia*indem sie Gennaro betrachtet:* Welch edle Gestalt!

Gubetta Ich finde, daß er Jemand gleicht...

Lucretia Nenne mir den nicht, dem du ihn ähnlich findest! – Laß mich!

Gubetta geht ab. Donna Lucretia bleibt einige Augenblicke wie entzückt vor Gennaro stehen; sie bemerkt zwei maskierte Männer nicht, welche in den Hintergrund der Bühne treten und sie beobachten.

Lucretia Das ist er also! Endlich ist es mir vergönnt, ihn einen Augenblick ohne Gefahr zu sehen! Nein, ich hatte ihn nicht schöner geträumt. O Gott, spare mir die Qual, je von ihm gehaßt oder verachtet zu werden, du weißt, er ist Alles, was ich unter dem Himmel liebe! Ich wage die Maske nicht abzunehmen, und doch muß ich meine Tränen trocknen.

Sie nimmt die Maske ab, um sich die Augen zu trocknen. Die beiden maskierten Männer sprechen leise mit einander, während sie die Hand des schlafenden Gennaro küßt.

Erste Maske Das ist genug, ich kann nach Ferrara zurückkehren. Ich war nur nach Venedig gekommen, um mich von ihrer Untreue zu überzeugen, ich habe genug gesehen; ich kann nicht länger von Ferrara abwesend bleiben. Dieser junge Mann ist ihr Geliebter. Wie nennt man ihn, Rustighello?

Zweite Maske Er heißt Gennaro. Ein Hauptmann, ein tapfrer Abenteurer, der weder Vater noch Mutter hat, ein Mensch, von dessen Herkommen man nichts weiß. Er steht im Augenblick im Dienste der Republik Venedig.

Erste Maske Sorge, daß er nach Ferrara kommt.

Zweite Maske Das macht sich von selbst, Monsignor. Er reist übermorgen mit einigen seiner Freunde, die zur Gesandtschaft der Senatoren Tiopolo und Grimani gehören, nach Ferrara.

Erste Maske Gut. Die Berichte waren genau. Ich habe genug gesehen, sage ich dir, wir können wieder abreisen. *Sie gehen ab.*

Lucretia*faltet die Hände und kniet vor Gennaro fast nieder:* O mein Gott, möge er so glücklich sein, als ich unglücklich war! *Sie küßt Gennaro auf die Stirne, er erwacht und springt auf.*

Gennaro Ein Kuß! Ein Weib! – Auf Ehre, Donna, wäret Ihr Königin, und wäre ich Dichter, so wäre das wahrhaftig das Abenteuer des Herrn Alain Chartier, des französischen Poeten. Aber ich weiß nicht, wer Ihr seid, und ich bin nichts als ein Soldat.

Lucretia Laßt mich, Signor Gennaro.

Gennaro Nicht doch, Donna.

Lucretia Man kommt! *Sie entflieht, Gennaro folgt ihr.*

Dritte Szene

Jeppo, dann Maffio

Jeppo*tritt auf der entgegengesetzten Seite herein:* Was ist das für ein Gesicht? Sie ist es! Dies Weib zu Venedig! He! Maffio!

Maffio*tritt ein:* Was gibt’s?

Jeppo Ich will dir was Unerhörtes sagen. *Er spricht leise mit Maffio.*

Maffio Und weißt du das sicher?

Jeppo So sicher, als wir hier im Palast Barbarigo und nicht im Palast Labbia sind.

Maffio Sie hatte ein verliebtes Gespräch mit Gennaro?

Jeppo Mit Gennaro.

Maffio Ich muß meinen Bruder aus diesem Spinnennetz ziehen.

Jeppo Komm, wir wollen unsre Freunde davon unterrichten.

Sie gehen ab. Die Bühne bleibt während einiger Augenblicke leer. Man sieht nur von Zeit zu Zeit im Hintergrunde des Theaters Gondeln unter Musikbegleitung vorüberfahren. Gennaro kömmt mit Lucretia zurück, sie ist maskiert.

Vierte Szene

Gennaro, Donna Lucretia

Lucretia Die Terrasse ist finster und verlassen. Ich kann die Maske hier abnehmen. Ihr sollt mein Gesicht sehen, Gennaro. *Sie nimmt die Maske ab.*

Gennaro Ihr seid sehr schön!

Lucretia Sieh mich scharf an, Gennaro, und sage mir, ob ich dich nicht schaudern mache!

Gennaro Ihr mich schaudern machen! Und warum? O, im Gegenteil, im Tiefsten meines Herzens ist etwas, das mich zu Euch zieht.

Lucretia Und glaubst du wohl, daß du mich lieben könntest, Gennaro?

Gennaro Warum nicht? Dennoch, Donna, ich bin aufrichtig, es wird doch immer ein Weib geben, das ich mehr liebe, als Euch.

Lucretia*lächelnd:* Ich weiß, die kleine Fiametta!

Gennaro Nein.

Lucretia Wer denn?

Gennaro Meine Mutter.

Lucretia Deine Mutter! Deine Mutter! O mein Gennaro! Du liebst also deine Mutter, ist es nicht so?

Gennaro Und doch habe ich sie niemals gesehen. Kommt dies Euch nicht sehr sonderbar vor? Seht, ich weiß nicht, was mich treibt. Euch zu meiner Vertrauten zu machen. Ich will Euch ein Geheimnis sagen, das ich noch niemand sagte, nicht einmal meinem Waffenbruder, nicht einmal Maffio Orsini. Das ist seltsam, sich dem ersten Besten so zu überlassen, aber es ist mir, als hätten wir uns nicht zum erstenmale getroffen. – Ich bin Hauptmann, weiß nichts von meiner Familie und wurde in Calabrien von einen Fischer erzogen, für dessen Sohn ich mich hielt. Am Tage, wo ich 16 Jahre alt war, sagte mir der Fischer, daß er mein Vater nicht sei. Einige Zeit darnach kam ein Herr, der mir die Rüstung eines Ritters anlegte und wegging, ohne das Visier seines Helmes aufgeschlagen zu haben. Darauf brachte mir ein schwarz gekleideter Mann einen Brief; ich öffnete ihn. Meine Mutter war es, die mir schrieb, meine Mutter, die ich nicht kannte, meine Mutter, von der ich träumte, wie sie gut sei, sanft, zärtlich, schön wie (Ihr), meine Mutter, die ich mit ganzer Seele anbetete! Aus diesem Brief erfuhr ich jedoch, ohne daß man mir einen Namen angab, daß ich adelig und aus einem großen Geschlechte sei und daß meine Mutter sehr unglücklich wäre. Arme Mutter!

Lucretia Guter Gennaro!

Gennaro Seit dem Tage lief ich nach Abenteuern, weil ich durch meinen Degen so gut etwas werden wollte, als durch meine Geburt. Ich durchstrich ganz Italien. Aber den ersten Tag jedes Monates, wo ich auch sei, sehe ich immer den nämlichen Boten kommen. Er bringt mir einen Brief von meiner Mutter, nimmt meine Antwort und geht. Er sagt mir nichts und ich sage ihm nichts, denn er ist taub und stumm.

Lucretia So weißt du also nichts von deiner Familie?

Gennaro Ich weiß, daß ich eine Mutter habe, und daß sie unglücklich ist, und daß ich mein Leben in dieser Welt darum geben würde, sie einmal weinen, und mein Leben in der anderen, sie einmal lächeln zu sehen. Das ist Alles.

Lucretia Was machst du mit ihren Briefen?

Gennaro Ich habe sie alle da auf meinem Herzen. Wir Kriegsleute wagen unsre Brust oft gegen eine Degenspitze. Die Briefe einer Mutter sind ein guter Harnisch.

Lucretia Edle Natur!

Gennaro Seht, wollt Ihr auch ihre Schriftzüge sehen? Da ist einer von ihren Briefen. *Er zieht ein Papier aus dem Busen, küßt es und gibt es der Donna Lucretia.*

Lucretia*liest:* »Mein Gennaro, suche nicht mich kennen zu lernen vor dem Tage, den ich dir bestimmen werde. Ich bin sehr zu beklagen. Ich bin von erbarmungslosen Verwandten umgeben, die dich töten würden, wie sie deinen Vater getötet haben. Ich, mein Kind, will allein um das Geheimnis deiner Geburt wissen. Wenn du es wüßtest! Doch das ist zugleich so traurig und so glänzend, daß du nicht schweigen könntest. Die Jugend ist zutraulich, die Gefahren, die dich umgeben, kennst du nicht, sowie ich sie kenne. Wer weiß? du würdest ihnen aus jugendlichem Übermute trotzen wollen. Du würdest sprechen oder dich erraten lassen, und dann keine zwei Tage mehr leben. O nein! Begnüge dich mit der Gewißheit, daß du eine Mutter hast, die dich anbetet und Tag und Nacht über dein Leben wacht. Mein Gennaro, mein Sohn, du bist Alles, was ich auf Erden liebe, mein Herz schmilzt, wenn ich an dich denke.« *Sie hält ein, um eine Träne zu verschlucken.*

Gennaro Wie gefühlvoll Ihr das lest! Man sollte meinen, Ihr läset nicht, sondern Ihr sprächet. – Ach! Ihr weint! Ihr seid gut, Donna, und ich liebe Euch, weil Ihr um das weint, was meine Mutter geschrieben. *Er nimmt den Brief, küßt ihn und steckt ihn wieder in den Busen.* Ja, Ihr seht, es gab Verbrechen genug um meine Wiege. Meine arme Mutter! Nicht wahr, jetzt begreift Ihr, warum ich mich wenig um Galanterien und Liebeshändel kümmere? wie ich nur einen Gedanken im Herzen habe, meine Mutter! Ach, meine Mutter befreien, ihr dienen, sie rächen, sie trösten! Welch' Glück! Dann will ich an Liebe denken! Alles, was ich tue, tue ich, um meiner Mutter würdig zu werden. Es gibt Abenteurer genug, die nicht gewissenhaft sind und die sich für den Teufel schlagen würden, nachdem

sie für den heiligen Michael gefochten. Ich unterstütze nur die gerechte Sache, ich will eines Tages einen Degen so rein, wie den eines Königs, zu den Füßen meiner Mutter legen können. Seht, Donna, man hat mir einen vorteilhaften Platz im Dienste dieser ehrlosen Donna Lucretia angeboten, ich habe ihn ausgeschlagen.

Lucretia Gennaro! Gennaro! erbarmt Euch der Bösen! Ihr wißt nicht, was in ihrem Herzen vorgeht.

Gennaro Ich habe kein Erbarmen für das, was ohne Erbarmen ist. Aber lassen wir das, Donna, und jetzt, da ich Euch gesagt habe, wer ich bin, tut mir das Nämliche und sagt mir, wer Ihr seid?

Lucretia Ein Weib, das dich liebt, Gennaro.

Gennaro Aber Euer Name?

Lucretia Fraget mich nicht weiter.

Fackeln. Jeppo und Maffio treten mit Geräusch herein. Donna Lucretia nimmt eilig die Maske vor.

Fünfte Szene

Die Nämlichen, Maffio Orsini, Jeppo Liveretto, Ascanio Petrucci, Oloferno Vitellozzo, Don Apostolo Gazella, Herren, Damen, Pagen mit Fackeln

Maffio*eine Fackel in der Hand:* Gennaro, willst du wissen, wer das Weib ist, dem du von Liebe sprichst?

Lucretia*bei Seite:* Gerechter Himmel!

Gennaro Ihr alle seid meine Freunde, aber der ist ein toller Bursche, der die Maske dieser Dame berührt. Die Maske eines Weibes ist so heilig, wie das Gesicht eines Mannes.

Maffio Das Weib muß vorerst ein Weib sein, Gennaro! Wir wollen dieses da übrigens nicht beleidigen, wir wollen ihm nur unsere Namen sagen. *Er*

nähert sich der Donna Lucretia. Donna, ich bin Maffio Orsini, Bruder des Herzogs von Gravina, welchen Eure Sbirren des Nachts, als er schlief, erdrosselt haben.

Jeppo Donna, ich bin Jeppo Liveretto, Neffe des Liveretto Vittelli, den Ihr in den Kellern des Vatikan erdolchen ließt.

Ascanio Donna, ich bin Ascanio Petrucci, Vetter des Pandolfo Petrucci, Herrn von Siena, den Ihr ermordet habt, um ihm desto leichter seine Stadt zu stehlen.

Oloferno Donna, ich heiße Oloferno Vitellozzo und bin ein Neffe des Jago Appiani, den Ihr bei einem Gastmahl vergiftet habt, nachdem Ihr ihm durch Verrat seine gute Feste Piombino weggenommen.

Apostolo Donna, Ihr habt auf dem Schaffotte den Don Francisco Gazella töten lassen, den Onkel Eures dritten Gemahls, des Don Alphons von Arragonien, den Ihr auf der Treppe der Peterskirche mit Spießen erstechen ließt. Ich bin Don Apostolo Gazella, Vetter des einen und Sohn des andern.

Lucretia O Gott!

Gennaro Wer ist dies Weib?

Maffio Und wollt Ihr jetzt, Donna, nachdem wir Euch unsre Namen genannt, daß wir Euch auch den Eurigen nennen?

Lucretia Nein, nein. Habt Mitleid, meine Herrn! Nicht vor ihm!

Maffio*nimmt ihr die Maske ab:* Nehmt Eure Maske ab, Donna, damit wir sehen, ob Ihr noch erröten könnt.

Apostolo Gennaro, dies Weib, dem du von Liebe sprachst, mischt Gift und treibt Ehebruch.

Jeppo Treibt Blutschande in allen Graden. Blutschande mit ihren beiden Brüdern, von denen der eine den andern aus Liebe für sie erschlagen hat.

Lucretia Gnade!

Apostolo Blutschande mit ihrem Vater, der Papst ist.

Lucretia Erbarmen!

Oloferno Blutschande mit ihren Kindern, wenn sie deren hätte, aber der Himmel versagt sie dem Ungeheuer.

Lucretia Genug, genug!

Maffio Willst du ihren Namen wissen, Gennaro?

Lucretia*schleppt sich zu den Knien Gennaros:* Höre nicht, mein Gennaro!

Maffio*streckt die Arme aus:* Das ist Lucretia Borgia.

Gennaro*stößt sie zurück:* Oh!

Sie sinkt ohnmächtig zu seinen Fußen nieder.

Zweite Abteilung

Ein Platz zu Ferrara; zur Rechten ein Palast mit einer niedrigen Türe und mit einem Balkon, der mit Jalousien versehen ist. Unter dem Balkon ist ein großes Steinschild mit einem Wappen; der Name Borgia steht in großen erhabenen Lettern von goldenem Kupfer darunter. Zur Linken ein kleines Haus, dessen Türe auf den Platz geht. Im Hintergrund Häuser, Türme.

Erste Szene

Donna Lucretia, Gubetta

Lucretia Ist Alles für diesen Abend bereit, Gubetta?

Gubetta Ja, Donna.

Lucretia Werden sie alle fünf dort sein?

Gubetta Alle fünf.

Lucretia Sie haben mich auf’s grausamste beleidigt, Gubetta.

Gubetta Ich war nicht da, ich.

Lucretia Sie waren ohne Erbarmen.

Gubetta Sie haben Euch so ganz laut Euern Namen gesagt?

Lucretia Sie haben mir ihn nicht gesagt, Gubetta, sie haben mir ihn ins Gesicht gespien.

Gubetta Mitten auf dem Ball!

Lucretia Vor Gennaro!

Gubetta Das sind zuversichtliche Toren, Venedig zu verlassen und nach Ferrara zu kommen! Es ist wahr, sie konnten nicht anders, sie waren vom Senate beauftragt, Teil an der Gesandtschaft zu nehmen, welche die vorige Woche angekommen ist.

Lucretia Oh! er haßt und verachtet mich jetzt, und das ist ihre Schuld. – Ha, Gubetta, ich werde mich rächen.

Gubetta Zur guten Stunde! Das ist ein Wort! Gott sei gelobt, Eure Barmherzigkeitslaunen haben Euch also verlassen! Es ist mir viel behaglicher bei Eurer Hoheit, wenn sie so natürlich ist, wie eben. Ich finde mich wenigstens wieder darin. Seht, Donna, ein See ist das Gegenteil von einer Insel, ein Turm ist das Gegenteil von einer Brücke, und ich, ich habe die Ehre das Gegenteil von einer tugendhaften Person zu sein.

Lucretia Gennaro ist bei ihnen. Gib Acht, dass ihm nichts zustößt.

Gubetta Wenn Ihr ein gutes Weib würdet, und ich würde ein guter Mann, das wäre was Ungeheueres.

Lucretia Gib Acht, daß Gennaro nichts zustößt, sage ich dir.

Gubetta Seid ruhig.

Lucretia Ich möchte ihn gleichwohl noch ein Mal sehen.

Gubetta Bei Gott, Donna, Eure Hoheit sieht ihn alle Tage. Ihr habt seinen Knecht bestochen, damit er seinen Herrn bestimme, seine Wohnung da zu nehmen, in diesem Nest, Eurem Balkon gegenüber, und von Eurem Gitterfenster aus habt Ihr nun alle Tage das unaussprechliche Glück, den genannten Edelmann ein- und ausgehen zu sehen.

Lucretia Ich sage dir, daß ich ihn sprechen will, Gubetta.

Gubetta Nichts einfacher. Laßt ihm durch Astolfo sagen, daß Eure Hoheit ihn heute zu der und der Stunde im Palast erwartet.

Lucretia Das will ich tun, Gubetta. (Aber) wird er kommen?

Gubetta Tretet zurück, Donna, ich glaube, daß er sogleich mit den bewußten Vögeln hier vorbeikommen wird.

Lucretia Halten sie dich immer für den Grafen Belverana?

Gubetta Sie halten mich für einen Spanier vom Wirbel bis zur Sohle. Ich bin einer ihrer besten Freunde. Ich borge Geld bei ihnen.

Lucretia Geld! Zu was?

Gubetta Wahrhaftig, um es zu haben. Übrigens ist nichts spanischer, als wie ein Bettler auszusehen, und den Teufel beim Schwanz zu ziehen.

Lucretia*bei Seite:* O mein Gott, schütze Gennaro!

Gubetta Und darüber, Donna, kommt mir was ein.

Lucretia Nun?

Gubetta Daß dem Teufel der Schwanz sehr solid an das Kreuz geleimt, genagelt und geschraubt sein muß, weil er die unendliche Zahl von Leuten trägt, die beständig daran ziehen.

Lucretia Du lachst über Alles, Gubetta.

Gubetta Eine Art, so gut wie eine andre.

Lucretia Ich glaube, da sind sie. Denke an Alles. *Sie gebt durch die kleine Tür unter dem Balkon in den Palast zurück.*

Gubetta*allein:* Was ist das mit dem Gennaro? Und was zum Teufel hat sie mit ihm vor? Ich kenne nicht alle Geheimnisse der Donna, o noch lange nicht, aber dies da stachelt meine Neugierde. Meiner Treu, sie hat mir dies Mal nicht getraut, sie braucht sich nicht einzubilden, daß ich ihr bei der Sache behülflich sein werde, sie mag sich aus der Geschichte mit dem Gennaro ziehen, so gut sie kann. Aber was ein sonderbarer Einfall, einen Menschen zu lieben, wenn man die Tochter des Borgia und der Vanozza, wenn man ein Weib ist, in dessen Adern das Blut einer Hure und das Blut eines Papstes fließt. Donna Lucretia wird platonisch. Ich wundre mich jetzt über nichts mehr, selbst wenn man mir sagte, daß der Pabst Alexander (VI.) an Gott glaube! Fort! Da kommen die jungen Toren vom Karneval von Venedig. Ein schöner Einfall ein sicheres Land zu verlassen und nach Ferrara zu kommen, nachdem man die Herzogin von Ferrara tödlich beleidigt! An ihrer Stelle hätte ich mich gehütet, an der Reise der venetianischen Gesandten Teil zu nehmen. Aber so sind einmal die jungen Leute. Der Rachen des Wolfes ist allen Dingen unter dem Monde das, worein sie sich am liebsten stürzen.

Zweite Szene

Die jungen Herren treten auf, ohne Anfangs Gubetta zu bemerken, der sich, um sie zu beobachten, hinter einen der Pfeiler, die den Balkon tragen, zurückgezogen hat. Sie sehen unruhig aus und sprechen leise mit einander.

Maffio*leise:* Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, meine Herren man kann sich die Mühe sparen nach Ferrara zu gehen, wenn man Donna Lucretia aufs Tiefste verwundet hat

Apostolo Was können wir tun? Der Senat schickt uns hierher. Ist es möglich, sich über die Befehle des hohen Senates von Venedig

wegzusetzen? Einmal bezeichnet, mußten wir fort. Gleichwohl, Maffio, verhehle ich mir nicht, daß Lucretia Borgia eine furchtbare Feindin ist. Sie ist hier Herrin.

Jeppo Was könnte sie uns antun, Apostolo? Sind wir nicht im Dienste der Republik Venedig? Gehören wir nicht zu ihrer Gesandtschaft? Uns ein Haar auf dem Haupte krümmen hieße dem Dogen den Krieg erklären, und Ferrara reibt sich nicht gern an Venedig.

Gennaro*träumt in einer Ecke der Bühne, ohne sich in das Gespräch zu mischen:* O meine Mutter, meine Mutter! Wer wird mir sagen, was ich für meine arme Mutter tun kann!

Maffio Man kann dich, so lang du bist, Jeppo, in den Sarg legen, ohne ein Haar auf deinem Haupt zu krümmen. Es gibt Gifte, welche ohne Aufsehen und Lärm die Geschäfte der Borgia abtun und das viel sicherer, als Beil und Dolch. Denke, auf welche Weise Alexander VI. den Sultan Zizimi, Bajazet's Bruder, aus der Welt gehen machte.

Oloferno Und so viele andere.

Apostolo Das ist eine sonderbare und unheimliche Geschichte mit dem Bruder des Bajazet. Der Papst machte ihn glauben, Carl von Frankreich habe ihm an dem Tage, wo sie zusammen speisten, vergiftet; Zizimi glaubte Alles und erhielt aus den schönen Händen der Lucretia Borgia ein sogenanntes Gegengift, was innerhalb zwei Stunden seinen Bruder Bajazet von ihm befreite.

Jeppo Der ehrliche Türke scheint sich wenig auf Politik verstanden zu haben.

Maffio Ja, die Borgia haben Gifte, die nach einem Tage töten, nach einem Monate, nach einem Jahre, wie sie wollen. Das sind schändliche Gifte, die den Wein süßer machen und einem die Flasche mit mehr Vergnügen leeren lassen. Man hält sich für berauscht, man ist tot. Oder man fängt plötzlich an siech zu werden, die Haut bekommt Runzeln, die Augen werden hohl, die Haare grau, die Zähne brechen wie Glas; man geht nicht mehr, man schleppt sich; man atmet nicht, man röchelt; man lacht nicht, man schläft

nicht, man fröstelt in der Sonne am hellen Mittag; ein Jüngling bekömmt das Aussehen eines Greises; so kämpft er eine Zeitlang mit dem Tode; er stirbt und dann erinnert man sich, daß er ein halbes Jahr oder ein Jahr zuvor ein Glas Cyperwein bei einem Borgia getrunken. *Er kehrt sich um.* Seht, meine Herrn, da kommt grade Montefeltro, Ihr kennt ihn vielleicht, er ist aus dieser Stadt, und dem geht es grade so. Er geht da im Hintergrunde des Platzes vorbei. Betrachtet ihn.

Man sieht im Hintergrunde der Bühne einen magern, wankenden und hinkenden Mann mit grauen Haaren vorübergehen, er stützt sich auf einen Stock und ist in einen Mantel gehüllt.

Ascanio Armer Montefeltro!

Apostolo Wie alt ist er?

Maffio So alt wie ich, 29 Jahre.

Oloferno Ich sah ihn voriges fahr so frisch und gesund, wie einer von Euch.

Maffio Es sind jetzt drei Monate, daß er bei unserm heiligen Vater, dem Pabst, in der Vigne des Belvedere zu Nacht gespeist hat. Oh! Man erzählt sich seltsame Dinge von den Gastmählern der Borgia.

Ascanio Das sind zügellose mit Gift gewürzte Orgien.

Maffio Seht, meine Herrn, wie der Platz da verlassen ist. Das Volk wagt sich dem fürstlichen Palast nicht so nahe, es scheut das Gift, welches Tag und Nacht darin bereitet wird und von den Mauern ausdünstet.

Ascanio Meine Herrn, mit einem Wort, die Gesandten hatten gestern ihre Audienz beim Herzog, unser Dienst ist zu Ende. Das Gefolge der Gesandtschaft besteht aus 50 Reutern. Man würde unsere Entfernung nicht bemerken. Ich glaube, daß wir wohl daran täten, wenn wir Ferrara verließen.

Maffio Heute noch.

Jeppo Meine Herren, dazu ist auch morgen Zeit. Ich bin zum Abendessen bei der Fürstin Negroni eingeladen, ich bin zum Tollwerden in sie verliebt und möchte nicht aussehen, als liefe ich vor den schönsten Damen von Ferrara fort.

Oloferno Du bist zum Abendessen bei der Fürstin Negroni eingeladen?

Jeppo Ja.

Oloferno Und ich auch.

Ascanio Und ich.

Apostolo Und ich.

Maffio Und ich.

Gubetta Und ich, meine Herren!

Jeppo Ach! Herr von Belverana. Nun, wir gehen alle hin, das gibt einen fröhlichen Abend. Guten Tag, Herr von Belverana.

Gubetta Möge Gott Euch viele Jahre schenken, Herr Jeppo.

Maffio*leise zu Jeppo:* Du wirst mich abermals sehr ängstlich finden. Wir gingen nicht zu diesem Essen, wenn du mir glaubtest. Der Palast Negroni stößt an den Palast Borgia, und ich setze kein großes Zutrauen in die freundschaftlichen Gesichter des Herrn Belverana.

Jeppo*leise:* Du bist närrisch, Maffio. Die Negroni ist eine liebenswürdige Dame, ich sage dir, ich bin in sie verliebt, und Belverana ist ein braver Mann. Ich habe über ihn und seine Familie Erkundigungen eingezogen. Mein Vater war 1480 und so und so viel mit dem seinigen bei der Belagerung von Granada.

Maffio Das beweist nicht, daß der Mann der Sohn des Vaters ist, welcher bei deinem Vater war.

Jeppo Es zwingt dich Niemand, zu dem Gastmahl zu kommen, Maffio.

Maffio Ich gehe, wie du hingehst, Jeppo.

Jeppo Dann Te Deum laudamus. Und du, Gennaro, wirst du heute Abend nicht unter uns sein?

Ascanio Hat dich die Negroni nicht eingeladen?

Gennaro Nein. Der Fürstin bin ich wohl nicht adelig genug.

Maffio*lächelnd:* Dann, mein Bruder, wirst du irgend ein verliebtes Stelldichein haben, nicht wahr?

Jeppo Aha, erzähle uns doch ein wenig, was die Donna Lucretia jenen Abend sagte. Sie scheint ganz toll in dich vernarrt zu sein. Sie wird dir viel davon vorgeschwatzt haben. Die Ballfreiheit kam ihr sehr dabei zu Statten. Die Weiber verkleiden nur ihren Leib, um ihre Seele bequemer zu entkleiden. Maskierte Gesichter und nackte Herzen!

Lucretia befindet sich seit einigen Augenblicken auf dem Balkon, wo sie die Jalousie halb öffnet, sie horcht.

Maffio Du mietest dich grade ihrem Balkon gegenüber ein, Gennaro! Gennaro!

Apostolo Das ist nicht so ohne Gefahr, mein Junge, man sagt, dieser würdige Herzog von Ferrara sei sehr eifersüchtig auf seine Frau Donna.

Oloferno Rasch, Gennaro! sage uns, wie weit du mit deiner Liebschaft mit der Lucretia bist.

Gennaro Meine Herren! einige Degen werden in der Sonne blitzen, wenn Ihr fortfahrt, mir von diesem abscheulichen Weibe zu sprechen.

Lucretia*auf dem Balkon, bei Seite:* Ach!

Maffio Nichts als Scherz, Gennaro. Aber ich dächte, man dürfte mit dir von dieser Dame wohl sprechen; du trägst ihre Farbe.

Gennaro Was soll das heißen?

Maffio*deutet auf seine Schärpe:* Diese Schärpe?

Jeppo Das sind in der Tat die Farben der Lucretia Borgia.

Gennaro Fiametta hat mir sie geschickt.

Maffio Das meinst du. Lucretia ließ dir das sagen. Aber Lucretia ist es, welche die Schärpe dir mit eignen Händen gestickt hat.

Gennaro Bist du dessen gewiß, Maffio? Woher weißt du es?

Maffio Von deinem Knecht, welcher dir die Schärpe gebracht und den sie bestochen hat.

Gennaro Verdammt! *Er reißt die Schärpe ab, zerreißt sie und tritt sie mit Füßen.*

Lucretia*bei Seite:* Ach! *Sie schließt die Jalousie und entfernt sich.*

Maffio Und doch ist dies Weib schön.

Jeppo Ja, aber es ist etwas Unheimliches in ihrer Schönheit

Maffio Sie ist ein Golddukaten mit dem Gepräge des Satans.

Gennaro O! verflucht sei diese Lucretia Borgia! Dies Weib liebt mich, wie Ihr sagt! Nun, desto besser! das soll ihre Strafe sein. Sie macht mich schaudern! Ja, sie macht mich schaudern. Du weißt, Maffio, das ist immer so; es ist unmöglich, gleichgültig gegen ein Weib zu sein, von dem man geliebt wird. Man muß es lieben oder hassen. Wie sollte man diese da lieben? Es geschieht auch, daß man diese Art von Weibern um so mehr haßt, je mehr man von ihnen verfolgt wird. Dies Weib verfolgt mich, quält mich, belagert mich. Wodurch konnte ich die Liebe einer Lucretia Borgia verdienen? Ist das nicht Schande und Schmach? Ihr könnt kaum glauben, wie mir der Gedanke an dies verbrecherische Weib verhaßt ist seit der Nacht, wo Ihr mir so laut ihren Namen gesagt habt. Sonst sah ich Lucretia Borgia nur von fern, zwischen tausend Gegenständen durch, wie ein schreckliches Gespenst aufrecht über Italien, wie das Gespenst einer ganzen Welt. Jetzt ist dies Gespenst mein Gespenst; es setzt sich an mein Lager, es

liebt mich, es will sich in mein Bett legen! Bei meiner Mutter, das ist entsetzlich! Ach, Maffio! sie hat den Herrn von Gravina getötet, sie hat deinen Bruder getötet! Ha! deinen Bruder! Dir will ich ihn ersetzen, an ihr will ich ihn rächen! – Hier ist also ihr abscheulicher Palast! Palast der Wollust, Palast des Verrats, Palast des Mordes, Palast des Ehebruchs, Palast der Blutschande, Palast jeglicher Sünde, Palast der Lucretia Borgia! Daß ich diesem Weibe das Henkerszeichen nicht auf die Stirn drücken kann! So will ich wenigstens die Stirne ihres Palastes brandmarken. *Er steigt auf eine unter dem Balkon befindliche Steinbank, und macht mit seinem Dolche den ersten Buchstaben des auf die Mauer gehefteten Namens Borgia los, so dass nur das Wort: orgia bleibt.*

Maffio Was Teufel macht er?

Jeppo Der Name der Donna Lucretia ohne diesen Buchstaben macht dich zu einem Manne ohne Kopf.

Gubetta Herr Gennaro, das ist ein Wortspiel, was morgen die halbe Stadt auf die Folter bringt.

Gennaro Ich werde mich stellen, wenn man den Schuldien sucht.

Gubetta*bei Seite:* Das wäre mir recht, das würde Donna Lucretia in Verlegenheit bringen.

Seit einigen Augenblicken gehen zwei schwarz gekleidete Männer beobachtend auf dem Platze auf und ab.

Maffio Meine Herren, das sind Leute mit verdächtigen Gesichtern, sie betrachten uns etwas neugierig. Es wäre klug, wenn wir uns trennten. Mache keine neuen Tollheiten, mein Bruder Gennaro.

Gennaro Sei ruhig, Maffio. Deine Hand! Meine Herren, viel Vergnügen diese Nacht! *Er geht in sein Haus, die Anderen zerstreuen sich.*

Dritte Szene

Die beiden schwarz gekleideten Männer

Erster Mann Was Teufel machst du da, Rustighello?

Zweiter Mann Ich warte, bis du weggehst, Astolfo.

Erster Mann In der Tat?

Zweiter Mann Und du, was machst du da, Astolfo?

Erster Mann Ich warte, bis du weggehst, Rustighello.

Zweiter Mann Mit wem hast du es zu tun, Astolfo?

Erster Mann Mit dem Manne, der eben da hineinging. Und du, an wen willst du?

Zweiter Mann An den nämlichen.

Erster Mann Teufel!

Zweiter Mann Was willst du mit ihm machen?

Erster Mann Ihn zur Herzogin führen. Und du?

Zweiter Mann Ihn zum Herzog führen.

Erster Mann Teufel!

Zweiter Mann Was erwartet ihn bei der Herzogin?

Erster Mann Die Liebe, ohne Zweifel. Und bei dem Herzog?

Zweiter Mann Der Galgen, wahrscheinlich.

Erster Mann Was tun? Er kann nicht zugleich bei dem Herzog und bei der Herzogin sein, zugleich Weiberarme und den Strick am Hals haben.

Zweiter Mann Da ist ein Dukaten, spielen wir Münz oder Kopf, wer von uns den Mann haben soll.

Erster Mann Das ist ein Wort.

Zweiter Mann Meiner Treu! wenn ich verliere, so sage ich dem Herzog, der Vogel wäre ausgeflogen gewesen. Die Geschäfte des Herzogs kümmern mich wenig. *Er wirft dm Dukaten in die Luft.*

Erster Mann Münze!

Zweiter Mann ’S ist Kopf!

Erster Mann Der Mann wird gehenkt werden. Nimm ihn. Adieu!

Zweiter Mann Guten Abend.

Nachdem der Anden weggegangen ist, öffnet er die niedrige Türe unter dem Balkon, geht hinein und kommt einen Augenblick darauf in der Begleitung von vier Sbirren zurück, mit denen er an der Türe des Hauses pocht, in welches Gennaro gegangen.

Der Vorhang fällt.

Zweite Handlung

Das Paar

Donna Lucretia – Don Alphons von Este – Gennaro – Maffio – Rustighello – ein Türsteher

Erste Abteilung

Ein Saal des herzoglichen Palastes zu Ferrara. Tapeten von ungarischem Leder mit goldnen Arabesken. Prächtige Möbel in dem zu Ende des 15. Jahrhunderts in Italien herrschenden Geschmack. Der Stuhl des Herzogs mit rotem Samt überzogen, in welchen das Wappen des Hauses Este gestickt ist. Zur Seite ein mit dergleichen Samt bedeckter Tisch. Im Hintergrund eine große Türe. Zur Rechten eine kleine, zur Linken eine andere kleine verborgene Türe. Hinter der kleinen versteckten Türe sieht man in einem auf der Bühne angebrachten Cabinet den Anfang einer Wendeltreppe, die sich unter den Fußboden senkt und durch ein langes und schmales Gitterfenster erleuchtet wird.

Erste Szene

Don Alphons von Este, Rustighello

Rustighello Herr Herzog, Eure Befehle sind vollzogen und ich erwarte die übrigen.

Alphons Nimm diesen Schlüssel. Geh' in die Galerie des Numa. Zähle alle Fächer des Getäfels von der großen Figur bei der Türe an; sie stellt den Herkules, Sohn des Jupiters, einen meiner Vorfahren, vor. Im dreiundzwanzigsten Feld wirst du eine kleine im Rachen einer goldenen Natter versteckte Öffnung finden. Ludwig (der Maure) hat dieses Feld machen lassen. Stecke den Schlüssel in diese Öffnung. Das Feld wird sich, wie eine Türe, auf seinen Angeln bewegen. In dem verborgenen Schrank,

den es versteckt, findest du auf einer Krystallplatte zwei Flaschen, eine von Gold und eine von Silber, mit zwei Bechern. In der silbernen Flasche ist reines Wasser. In der goldenen ist zubereiteter Wein. Du trägst die Platte, ohne etwas zu verrücken, in das anstoßende Zimmer, Rustighello, und wirst dich hüten, die goldene Flasche anzurühren, wenn du je die Leute mit Zähneklappern von dem Gifte der Borgia hast reden hören, einem Gifte, das als Pulver weiß und funkelnd ist, wie der Staub von cararischem Marmor und das, in den Wein gemengt, Romorantiner in Syrakusaner verwandelt

Rustighello Ist das Alles, mein Herr?

Alphons Nein. Du nimmst deinen besten Degen und bleibst aufrecht in dem Cabinet hinter der Türe stehen, so daß du Alles, was hier vorgeht, hören und auf das erste Zeichen, das ich dir mit dieser silbernen Schelle gebe, hereintreten kannst. Wenn ich einfach: Rustighello! rufe, so kommst du mit der Platte herein. Wenn ich mit der Schelle klingle, so kommst du mit dem Degen.

Rustighello Gut, mein Herr.

Alphons Du hältst den bloßen Degen in der Hand, um dir die Mühe des Ziehens zu sparen.

Rustighello Ja wohl.

Alphons Rustighello, nimm zwei Degen, es könnte einer brechen. Fort!

Rustighello geht durch die kleine Türe ab.

Türsteher*tritt durch die Jure im Hintergrund ein:* Unsere Donna, die Herzogin, wünscht den Herrn Herzog zu sprechen.

Alphons Laßt unsre Dame herein.

Zweite Szene

Don Alphons, Donna Lucretia

Lucretia*tritt ungestüm herein:* Herr! Herr! das ist unverschämt, das ist schmachvoll, das ist abscheulich! Einer aus Eurem Volke, wißt Ihr das, Don Alphons? Einer aus Eurem Volke hat den Namen Eures Weibes unter dem Wappen ihrer Familie auf der Fronte Eures Palastes verstümmelt. Es geschah am hellen Tage, öffentlich, durch wen? – ich weiß es nicht; aber es ist sehr schmählich und sehr frech. Man hat aus meinem Namen ein Aushängeschild für die Schande gemacht, und Euer Pöbel aus Ferrara, der niederträchtigste in ganz Italien, Herr, steht da und grinst vor meinem Wappen, wie vor einem Pranger. Bildet Ihr Euch etwa ein, Don Alphons, daß ich das so hinnehmen würde, und daß ich nicht lieber auf einmal durch einen Dolchstoß sterben möchte, als tausendmal durch den giftigen Biß des Spottes und des Pasquills? Bei Gott, Herr! man behandelt mich seltsam in Eurer Herrschaft Ferrara! Ich fange an, das müde zu werden; ich finde Euer Aussehen zu gefällig und ruhig, während man in den Rissen Eurer Stadt den Ruf Eures von Schande und Verleumdung mit den Zähnen zerrissenen Weibes herumzerrt. Ich muß dafür eine glänzende Genugtuung haben, Herr Herzog! Ich sage es Euch vorauf. Bereitet Euch, mir Rech zu verschaffen. Das ist ein ernsthaftes Ereignis, seht Ihr? Glaubt Ihr vielleicht, daß mir die Achtung eines Jeden unter der Sonne gleichgültig ist und daß mein Gemahl aufhören kann, mein Ritter zu sein? Nein, nein, mein Herr! wer sich vermählt, der schirmt, wer die Hand gibt, der gibt den Arm. Ich zähle darauf. Alle Tage neue Beleidigungen, und immer sehe ich Euch gefühllos dafür. Sprützt der Kot, womit man mich bewirft, nicht auch auf Euch, Don Alphons? Ha, bei meiner Seele, werdet doch ein wenig zornig, Herr, damit ich Euch doch einmal in meinem Leben im Zorn um mich sehe. Ihr liebt mich, wie Ihr manchmal sagt? So liebt doch meine Ehre! Ihr seid eifersüchtig? So seid es doch auf meinen Ruf! Wenn ich durch meine Mitgift Eure Erbgüter verdoppelt; wenn ich Euch zum Hochzeitgeschenk nicht nur die goldene Rose und den Segen des heiligen Vaters, sondern auch noch etwas mitgebracht habe, das mehr Platz einnimmt auf dieser Erde: Siena, Rimini, Cesena, Spoleto und Piombino und mehr Städte, als ihr Schlösser, und mehr Herzogtümer, als Ihr Baronien hattet; wenn ich Euch zum mächtigsten Edelmann Italiens gemacht habe, so ist das wohl ein Grund, Herr, mich dem Gespötte, dem Geschrei und den Beleidigungen Eures Pöbels Preis zu geben; ein Grund, Euer Ferrara vor ganz Europa mit den Fingern auf Euer verachtetes und unter der Magd Eurer Stallknechte stehendes Weib deuten zu lassen; so ist das wohl ein Grund, sage ich, daß

Eure Untertanen mich nicht durch ihre Mitte können gehen sehen, ohne zu sagen: Ha, dies Weib!... Ich erkläre es Euch, Herr, das heutige Verbrechen muß untersucht und strenge bestraft werden, wenn ich nicht bei dem Pabst oder dem Valentinois, der zu Forli mit fünfzehntausend Kriegsleuten steht, Klage führen soll, und dann mögt Ihr zusehen, ob es wohl der Mühe wert ist, sich darum aus Eurem Sessel zu rütteln.

Alphons Donna, ich bin von dem Verbrechen unterrichtet, worüber Ihr klagt.

Lucretia Wie, Herr! Ihr wißt von dem Verbrechen, und der Verbrecher ist nicht entdeckt?

Alphons Der Verbrecher ist entdeckt.

Lucretia Bei Gott! wie kömmt es, daß er alsdann noch nicht verhaftet ist?

Alphons Er ist verhaftet, Donna.

Lucretia Bei meiner Seele! wie kommt es, daß er seine Strafe noch nicht erhalten hat?

Alphons Er wird sie erhalten. Ich wollte erst Eure Meinung über die Strafe hören.

Lucretia Ihr habt wohl daran getan, Herr! Wo ist er?

Alphons Hier.

Lucretia Ha, hier! Man muß ein Beispiel geben, hört Ihr, Herr? Das ist ein Majestätsverbrechen. Solche Verbrechen machen immer den Kopf fallen, welcher sie aussinnt, und die Hand, welche sie ausführt. – Ha, er ist hier! Ich will ihn sehen.

Alphons Das ist leicht. *Er ruft.* Bautista!

Der Türsteher tritt ein.

Lucretia Noch ein Wort, Herr, ehe der Verbrecher hereingeführt wird. Gebt mir Euer Wort als gekrönter Herzog, Don Alphons, daß er, wer er auch sei, aus Eurer Stadt oder Eurem Hause nicht lebend von hier weg soll.

Alphons Ihr habt es. – Ich gebe es Euch, Donna, versteht Ihr wohl?

Lucretia Gut. Ha, ich verstehe! Führt ihn her, damit ich ihn selbst vernehme. Mein Gott! was habe ich doch diesen Leuten zu Ferrara getan, daß sie mich so verfolgen?

Alphons*zum Türsteher:* Führt den Gefangenen herein.

Die Türe im Hintergrund öffnet sich. Man sieht Gennaro entwaffnet zwischen zwei Hellebardieren hereintreten. In dem nämlichen Augenblick sieht man Rustighello die Treppe in dem kleinen Zimmer zur Linken hinter der verborgenen Türe herauf steigen. In der Hand hält er eine Platte, worauf eine goldene und eine silberne Flasche nebst zwei Bechern stehen. Er stellt die Platte auf den Fenstervorsprung, zieht seinen Degen und stellt sich hinter die Türe.

Dritte Szene

Die Nämlichen, Gennaro

Lucretia Gennaro!

Alphons*nähert sich ihr. Leise und lächelnd:* Kennt Ihr den Mann?

Lucretia Es ist Gennaro. Welche Schickung, mein Gott!

Sie betrachtet ihn ängstlich, er wendet die Augen ab.

Gennaro Herr Herzog, ich bin nichts, als ein Hauptmann und spreche zu Euch mit der Achtung, die Euch gebührt. Eure Hoheit hat mich heute Morgen in meinem Hause verhaften lassen; was will sie mit mir?

Alphons Herr Hauptmann, ein Majestätsverbrechen wurde heute Morgen dem von Euch bewohnten Hause gegenüber verübt. Der Name unserer vielgeliebten Gattin und Base, Donna Lucretia Borgia, ist auf eine unverschämte Weise auf der Fronte unseres Palastes verstümmelt worden. Wir suchen den Schuldigen.

Lucretia Er ist es nicht! Das ist eine Verwechslung, Don Alphons. Der junge Mann da ist es nicht.

Alphons Woher wißt Ihr das?

Lucretia Ich bin dessen gewiß. Der junge Mann ist von Venedig und nicht von Ferrara. Also...

Alphons Was beweist das?

Lucretia Die Sache geschah heute Morgen, und ich weiß, daß er den Morgen bei einer gewissen Fiametta zugebracht hat.

Gennaro Nein, Donna.

Alphons Eure Hoheit sieht wohl, daß sie schlecht unterrichtet ist. Laßt mich ihn fragen. – Hauptmann Gennaro, habt Ihr das Verbrechen begangen?

Lucretia*verwirrt:* Man erstickt hier! Luft! Luft! Ich muß ein wenig Atem schöpfen! *Sie tritt an ein Fenster; während sie an Gennaro vorbeigeht, sagt sie ihm rasch und leise:* Sage: nein!

Alphons*bei Seite:* Sie hat leise mit ihm gesprochen.

Gennaro Herzog Alphons, die Fischer von Calabrien, die mich erzogen und die mich, wie ich noch ganz jung war, in das Meer getaucht haben, um mich stark und kühn zu machen, haben mich einen Grundsatz gelehrt, bei dem man wohl oft sein Leben, aber nie seine Ehre wagt: »Tue, was du sagst, sage, was du tust.« Herzog Alphons, ich bin der Mann, den Ihr sucht.

Alphons*sich zu Lucretia wendend:* Ihr habt mein fürstliches Wort, Donna.

Lucretia Ich habe Euch einige Worte insgeheim zu sagen, mein Herr.

Der Herzog befiehlt durch ein Zeichen dem Türsteher und den Wachen, sich mit dem Gefangenen in den anstoßenden Saal zurückzuziehen.

Vierte Szene

Lucretia, Don Alphons

Alphons Was wollt Ihr von mir, Donna?

Lucretia Was ich will, Don Alphons? Ich will, daß dieser Jüngling nicht sterbe.

Alphons Es ist kaum ein Augenblick verflossen, seit Ihr zu mir kamt wie ein Sturm, zürnend und weinend, seit Ihr über eine Euch zugerügte Beleidigung klagtet, seit Ihr unter Drohen und Schreien den Kopf des Schuldigen gefordert, seit Ihr mein fürstliches Wort begehrt habt, daß er nicht lebend von hier wegsolle; ich verpfändete es Euch, und jetzt fordert Ihr sein Leben! Bei Gott, Donna, das ist unerhört!

Lucretia Ich will, daß dieser Jüngling nicht sterbe, Herr Herzog.

Alphons Donna, so erprobte Edelleute, wie ich, sind nicht gewohnt, ihr Wort in Versatz zu lassen. Ihr habt das meinige, ich muß es lösen. Ich habe den Tod des Schuldigen beschworen, er muß sterben. Bei meiner Seele! Ihr dürft seine Todesart wählen.

Lucretia*lächelnd und sanft:* Don Alphons, Don Alphons, wahrhaftig, wir schwätzen da tolles Zeug, Ihr und ich. Es ist wahr, ich bin ein unsinniges Weib. Mein Vater hat mich verdorben; was wollt Ihr? Seit meiner Kindheit hat man all meinen Launen gehorcht. Was ich vor einer Viertelstunde wollte, will ich letzt nicht mehr. Kommt, setzt Euch zu mir; – so – plaudern wir ein wenig, zärtlich, herzlich; wie Mann und Frau, wie zwei gute Freunde.

Alphons*ebenfalls mit einem Anstrich von Galanterie:* Donna Lucretia, Ihr seid meine Dame, und ich bin sehr glücklich, daß Ihr mich einen

Augenblick zu Euren Füßen haben wollt. *Er setzt sich neben sie.*

Lucretia Wie hübsch ist es, wenn man sich versteht! Wißt Ihr auch, Don Alphons, daß ich Euch noch liebe, wie am ersten läge unserer Ehe, wo Ihr einen so glänzenden Einzug in Rom hieltet zwischen Herrn von Valentinois, meinem Bruder, und dem Herrn Kardinal Hippolyt von Este, dem Eurigen? Ich war auf dem Balkon der Peterstreppe. Ich denke noch an Euren schönen, mit goldnen Zierraten bedeckten Schimmel und an das königliche Aussehen, was Ihr auf ihm hattet.

Alphons Ihr, Donna, wart sehr schön und glänzend unter Eurem Baldachin von Silberbrokat.

Lucretia O sprecht nicht von mir, Herr, wenn ich von Euch spreche. Es ist gewiß, daß mich alle Fürstinnen Europas um meine Ehe mit dem besten Ritter der Christenheit beneiden, und ich liebe Euch wahrhaftig, als hätte ich achtzehn Jahre. Ihr wißt, daß ich Euch liebe, nicht wahr, Alphons? Ihr zweifelt wenigstens nie daran. Ich bin manchmal kalt und zerstreut; daran ist mein Charakter, nicht mein Herz Schuld. Hört, Alphons, wenn Eure Hoheit mich ein wenig darum zankte, wollte ich bald anders werden. Wie schön, sich so zu lieben, wie wir! Gebt nur Eure Hand, – umarmt mich, Don Alphons! In Wahrheit, das fallt mir jetzt ein, es ist recht lächerlich, daß ein Fürst und eine Fürstin, wie Ihr und ich, die neben einander auf dem schönsten Herzogstuhle unter der Sonne sitzen und die sich lieben, auf dem Punkte waren, sich um einen armseligen italienischen Landstreicher zu zanken! Man muß den Menschen fortjagen und nicht weiter davon reden. Er mag gehen, wohin er will, nicht wahr, Alphons? Der Löwe und die Löwin werden über eine Mücke nicht zornig werden. – Wißt Ihr auch, mein Herr, daß Ihr die Herzogskrone zum zweitenmal erhalten würdet, wenn man sie dem schönsten Ritter von Ferrara als Preis aussetzte? – Wartet, ich will Bautista in Eurem Namen sagen, dass er so schnell, als möglich, diesen Gennaro aus Ferrara jagen soll.

Alphons Das hat keine Eile.

Lucretia Ich möchte nicht mehr daran zu denken haben. – Laßt mich die Sache auf meine Art abtun.

Alphons Diesmal muß sie wohl auf die meinige abgetan werden.

Lucretia Aber endlich, mein Alphons, – Ihr habt keinen Grund, den Tod dieses Menschen zu wollen.

Alphons Und das Wort, was ich Euch gegeben? Der Eid eines Fürsten ist heilig.

Lucretia Dergleichen muß man dem Volk sagen. Aber Ihr und ich, Don Alphons, wissen, was daran ist. Der heilige Vater hatte Carl VIII. von Frankreich das Leben des Zizimi versprochen; seine Heiligkeit ließ nichts desto weniger Zizimi sterben. Herr von Valentinois hatte sich auf sein Wort dem nämlichen Kinde Carl als Geisel gestellt; Herr von Valentinois ist aus dem französischen Lager entwischt, sobald er konnte. Ihr selbst hattet dem Petrucci versprochen, ihnen Siena zurückzugeben. Ihr habt es weder getan, noch hättet Ihr es tun sollen. He! die Geschichte ist voll von dergleichen. Weder Könige, noch Völker könnten bei streng gehaltenen Eiden einen Augenblick bestehen. Für uns, Alphons, ist ein beschwornes Wort nur dann eine Notwendigkeit, wenn es keine andere gibt.

Alphons Dennoch, Donna Lucretia, ein Eid ...

Lucretia Gebt mir doch nicht so erbärmliche Gründe an. Ich bin nicht einfältig. Sagt mir lieber, mein teurer Alphons, ob Ihr irgend etwas gegen diesen Gennaro habt. Nein? Nun gut! schenkt mir sein Leben. Was macht das Euch, wenn es mir einfällt, ihm zu verzeihen? Ich bin die Beleidigte.

Alphons Grade, weil er Euch beleidigt hat, meine Liebe, kann ich ihn nicht begnadigen.

Lucretia Ihr werdet mir es nicht länger verweigern, wenn Ihr mich liebt. Wenn es mir nun beliebt, den Weg der Milde zu versuchen? Ich will von Eurem Volke geliebt sein. Die Gnade, Alphons, macht einen König Jesus Christus ähnlich. Laßt uns gnädige Herrn sein. Das arme Italien hat ohne uns Tyrannen genug, von den baronisierten Stellvertretern des Papstes an bis zu dem päpstlichen Stellvertreter des Himmels. Machen wir ein Ende damit, teurer Alphons. Setzt diesen Gennaro in Freiheit. Es ist eine Laune,

wenn Ihr wollt; aber es ist etwas Heiliges und Göttliches in der Laune eines Weibes, wenn sie einem Menschen den Kopf rettet.

Alphons Ich kann nicht, teure Lucretia.

Lucretia Ihr könnt nicht? Aber warum endlich könnt Ihr mir etwas so Unbedeutendes, wie das Leben eines Soldaten, nicht schenken?

Alphons Ihr fragt, warum, meine Liebe?

Lucretia Ja, warum?

Alphons Weil dieser Soldat Euer Geliebter ist, Donna.

Lucretia Himmel!

Alphons Weil Ihr in Venedig wart, ihn zu suchen! Weil Ihr in die Hölle gehen würdet, ihn zu suchen! Weil ich Euch verfolgt habe, während Ihr ihn verfolgtet! Weil ich Euch sah, als Ihr ihm unter Eurer Maske nachlieft, keuchend, wie die Wölfin hinter ihrer Beute! Weil Ihr ihn noch im Augenblick mit einem Blick voll Tränen und Feuer verschlangt! Weil Ihr Euch ihm ohne Zweifel überlassen habt. Donna! Weil es jetzt genug ist mit Schande und Ehebruch Weil es Zeit ist, daß ich meine Ehre räche und um mein Bett einen Strom von Blut fließen mache! Versteht Ihr, Donna?

Lucretia Don Alphons ...

Alphons Schweigt. – Wacht über Eure Liebhaber in Zukunft, Lucretia! Stellt, wen Ihr wollt, als Pförtner an die Türe, durch die man zu Eurer Schlafkammer gelangt; aber an der Türe, durch die man herausgeht, wird jetzt ein Pförtner nach meiner \\ahl stehen – der Henker!

Lucretia Herr! ich schwöre Euch ...

Alphons Schwört nicht. – Eide, das ist gut für den Pöbel. Gebt mir doch keine so erbärmlichen Gründe an.

(Lucretia Wenn Ihr wüßtet ...)

Alphons Seht, Donna, ich hasse Euer ganzes abscheuliches Geschlecht Borgia und Euch vor allen, Euch, die ich so toll liebte! Ich muß Euch das ein wenig vollständig sagen. Es ist eine schändliche, unerhörte und seltsame Sache, in uns beiden das Haus Este, welches edler ist, als das Geschlecht der Valois und der Tudor, das Haus Este, sage ich, und das Haus Borgia vereinigt zu sehen, das Haus Borgia, das nicht einmal so, sondern Lenzuoli, oder Lenzolio, oder, ich weiß nicht wie, heißt! Ich verabscheue Euren Bruder Cäsar, der natürliche Blutflecken im Gesicht hat! Euren Bruder Cäsar, der Euren Bruder Johann erschlagen hat! Ich verabscheue Eure Mutter Rosa Vanozza, das alte spanische Freudenmädchen, das in Rom Ärgernis erregt, nachdem es das Nämliche in Valencia getan! Und was Eure sogenannten Neffen anbelangt, die Herzoge von Sermoneto-Nepi, – schöne Herzoge, wahrhaftig! Herzoge von gestern! Herzoge von gestohlenen Herzogtümern! Laßt mich zu Ende kommen. Ich verabscheue Euren Vater, der Papst ist und der ein Weiber-Serail hält, wie der Türkensultan Bajazet; Euren Vater, welcher der Antichrist ist; Euren Vater, der die Galeeren mit berühmten Männern und das heilige Collegium mit Banditen besetzt, so daß man fragen sollte, wenn man sie in ihren roten Kleidern sieht (Galeerensklaven und Kardinäle), ob die Galeerensklaven Kardinäle und ob die Kardinäle Galeerensklaven sind! – Geht jetzt!

Lucretia Herr! Herr! ich flehe zu Euch auf den Knien und mit gefalteten Händen, um Jesus und Maria willen Eures Vaters und Eurer Mutter willen, Herr, ich flehe Euch um das Leben dieses Mannes!

Alphons Das heiße ich lieben! – Ihr dürft mit seiner Leiche machen, was Ihr wollt, und ich denke, daß Ihr es könnt ehe eine Stunde vergeht.

Lucretia Gnade für Gennaro!

Alphons Wenn Ihr den festen Entschluß in meiner Seele lesen könntet, so würdet Ihr so wenig davon reden, als wenn er schon tot wäre.

Lucretia*sich erhebend:* Ha! hütet Euch, Don Alphons von Ferrara, mein vierter Gemahl.

Alphons O, spielt nicht die schreckliche Donna! Bei meiner Seele, ich fürchte Fluch nicht! Ich kenne Eure Kniffe. Ich werde mich nicht vergiften

lassen, wie Euer erster Gemahl, der arme spanische Edelmann, dessen Namen ich so wenig mehr weiß, als Ihr. Ich werde mich nicht fortjagen lassen, wie Euer zweiter Gemahl, der Schwachkopf Johann Sforza, Herr von Pesaro. Ich werde mich nicht mit Spießen auf irgend einer Treppe erstechen lassen, wie der dritte, Don Alphons von Arragonien, das schwache Kind, dessen Blut den Boden so wenig färbte, als reines Wasser. Ich bin ein Mann, Donna. Der Name Herkules ist unsrem Hause gewöhnlich. Beim Himmel, meine Stadt und meine Herrschaft sind voll von Soldaten, und ich bin selbst einer und habe noch nicht, wie der arme König von Neapel, meine guten Kanonen dem Papste, Eurem heiligen Vater, verkauft!

Lucretia Ihr werdet diese Worte bereuen, mein Herr. Ihr vergeßt, wer ich bin ...

Alphons Ich weiß sehr gut, wer Ihr seid, und weiß sehr gut, wo Ihr seid. Ihr seid die Tochter des Papstes, aber Ihr seid nicht zu Rom; Ihr seid die Herrin von Spoleto, aber Ihr seid nicht zu Spoleto; Ihr seid das Weib, die Dienerin und Magd des Alphons, Herzogs von Ferrara, und Ihr seid zu Ferrara. *Donna Lucretia, ganz bleich vor Schrecken und Zorn, sieht den Herzog starr an und weicht langsam vor ihm zurück bis zu einem Sessel, in den sie wie gebrochen hinsinkt.* Aha! Das wundert Euch; Ihr fürchtet Euch vor mir, Donna; bisher war ich es, der Furcht vor Euch hatte. Es soll von nun an immer so sein, und um damit anzufangen, fasse ich einen von Euren Liebhabern; er stirbt.

Lucretia*mit schwacher Stimme:* Überlegen wir ein wenig, Alphons. Wenn dieser Mann der nämliche ist, der mich das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen hat, so kann er nicht zugleich mein Geliebter sein...

Alphons Warum nicht? In einem Anfall von Zorn, Ärger, Eifersucht! Denn er ist vielleicht auch eifersüchtig, er. Übrigens, was weiß ich? Ich will, daß er sterbe. Es beliebt mir nun einmal so. Dieser Palast ist voll Soldaten, die mir ergeben sind und nur mich kennen; er kann nicht entwischen. Ihr werdet nichts hindern. Ich habe Eurer Hoheit die Wahl seines Todes überlassen; entschließt Euch.

Lucretia*die Hände ringend:* O mein Gott! mein Gott! mein Gott!

Alphons Ihr antwortet nicht? So will ich ihn im Vorzimmer mit Degenstichen töten lassen.

Er will gehen, sie faßt ihn beim Arm.

Lucretia Halt!

Alphons Wollt Ihr ihm lieber ein Glas Syrakusaner einschenken?

Lucretia Gennaro!

Alphons Er muß sterben.

Lucretia Nicht durch Degenstiche!

Alphons An der Art liegt wenig. Was wählt Ihr?

Lucretia Das Andere.

Alphons Ihr werdet Acht geben, daß Ihr Euch nicht vergreift, und ihm ein Glas aus der goldenen Flasche einschenken. Ihr kennt sie ja? Ich werde übrigens dabei sein; bildet Euch nicht ein, daß ich Euch verlassen werde.

Lucretia Ich werde tun, was Ihr wollt.

Alphons Bautista! *Der Türsteher tritt ein.* Führt den Gefangenen herein.

Lucretia Ihr seid ein abscheulicher Mensch, Herr!

Fünfte Szene

Die Nämlichen, Gennaro, die Wache

Alphons Was (höre ich), Herr Gennaro? Was Ihr heute Morgen getan, geschah aus Leichtsinn und Prahlerei und ohne böse Absicht, die Herzogin verzeiht Euch; Ihr sollt ein tapferer Mann sein. Bei meiner Mutter! wenn es sich so verhält, so könnt Ihr frei und unversehrt nach Venedig

zurückkehren. Ich möchte um keinen Preis die hohe Republik Venedig um einen guten Diener und die Christenheit um einen treuen Arm bringen, der ein treues Schwert führt, wann sich in den Gewässern von Cypern oder Candia die Heiden oder die Sarazenen zeigen.

Gennaro Zur guten Stunde, Herr! Ich rechnete nicht, ich gestehe es, auf einen solchen Schluß. Ich danke Eurer Hoheit. Die Milde ist eine königliche Tugend, und Gott wird da oben dem gnädig sein, der hier unten gnädig ist.

Alphons Hauptmann, ist der Dienst der Republik gut und wie viel gewinnt Ihr dabei Jahr für Jahr?

Gennaro Ich habe einen Haufen von fünfzig Lanzen, die ich kleide und frei halte. Die hohe Republik gibt mit zweitausend Goldzechinen jährlich, ohne die Nebengefälle zu rechnen.

Alphons Und wenn ich Euch viertausend anböte, würdet Ihr Dienste bei mir nehmen?

Gennaro Unmöglich. Ich bin noch für fünf Jahre der Republik verpflichtet. Ich bin gebunden.

Alphons Wie? gebunden!

Gennaro Durch einen Eid.

Alphons*leise zu Lucretia:* Diese Leute scheinen ihre zu halten. *Laut:* Sprechen wir nicht mehr davon, Gennaro.

Gennaro Ich habe keine Niederträchtigkeit begangen, um mein Leben zu retten; aber weil Eure Hoheit mir es schenkt, so kann ich ihr jetzt Folgendes sagen. Eure Hoheit erinnert sich wohl an den Sturm auf Faenza, es sind jetzt zwei Jahre her. Der Herzog Herkules von Eiste, Euer Vater, geriet dabei in große Gefahr durch zwei Armbrustschützen des Valentinois, die im Begriff waren, ihn zu töten. Ein Soldat rettete ihm das Leben.

Alphons Ja, und man konnte diesen Soldaten nie wieder finden.

Gennaro Das war ich.

Alphons Bei Gott, mein Hauptmann, das verdient eine Belohnung. – Würdet Ihr wohl diese Börse mit Goldzechinen annehmen?

Gennaro Als wir in den Dienst der Republik Venedig traten, schwuren wir, kein Geld von fremden Souveränen anzunehmen. Indes, wenn Eure Hoheit es erlaubt, nehme ich das Geld und verteile es in meinem Namen unter die braven Soldaten da. *Er deutet auf die Wache.*

Alphons Tut es. *Gennaro nimmt die Börse.* Aber dann werdet Ihr wenigstens nach dem alten Gebrauch unserer Voräl̈tern als guter Freund ein Glas von meinem Syrakusaner mit mir trinken.

Gennaro Recht gern, Herr!

Alphons Und ich will, daß die Herzogin selbst es Euch einschenke, um Euch als den Retter meines Vaters zu ehren. *Gennaro neigt sich und geht in den Hintergrund der Bühne, um das Gold den Soldaten auszuteilen. Der Herzog ruft:* Rustighello! *Rustighello tritt mit der Platte herein.* Stelle die Platte auf diesen Tisch. – Gut. *Er nimmt Donna Lucretia bei der Hand.* Donna, hört, was ich diesem Manne sagen werde. – Rustighello, gehe zurück und stelle dich hinter diese Türe, den bloßen Degen in der Hand. Du kommst herein, wenn du diese Schelle hörst. Geh'!

Rustighello geht und man sieht ihn sich wieder hinter die Türe stellen.

Alphons Donna, Ihr werdet diesem Jungen Manne einschenken und Acht geben, dass Ihr die goldene Flasche da nehmt.

Lucretia*bleich mit schwacher Stimme:* Ja.

Alphons Donna, Ihr werdet diesem jungen Manne . schenken und Acht geben, daß Ihr die goldene Flasche nehmt.

Lucretia*bleich mit schwacher Stimme:* Ja. – Wenn Ihr wüßtet, was Ihr in diesem Augenblicke tut, und wie entsetzlich es ist, Ihr würdet schaudern, so entmenscht Ihr auch seid, Herr!

Alphons Gebt Acht, daß ihr die Flaschen nicht verwechselt. – He, Kapitän!

Gennaro, der mit seiner Verteilung zu Ende. ist, kommt auf den Vordergnmd der Bühne zurück. Der Herzog schenkt sich aus silbernen Flasche in einen von den Bechern ein und setzt ihn an die Lippen.

Gennaro Ich bin beschämt durch so viel Güte, Herr.

Alphons Donna, schenkt dem Herrn Gennaro ein. Wie alt seid Ihr, Hauptmann?

Gennaro*nimmt den andern Becher und hält ihn der Herzogin hin:* Zwanzig Jahre.

Alphons*leise zur Herzogin, welche die silberne Flasche zu ergreifen sucht:* Die goldene Flasche, Donna! *Sie nimmt zitternd die goldene Flasche.* Ah! Ihr seid wohl verliebt?

Gennaro Wer ist es nicht ein wenig, mein Herr?

Alphons Wißt Ihr auch, Donna, daß es grausam wäre, diesen Hauptmann dem Leben, der Liebe, der Sonne ha Italiens, dem schönen Alter von zwanzig Jahren, seinem glorreichen Kriegs- und Abenteurerhandwerk, womit alle königlichen Geschlechter angefangen haben, den Festen. den Maskenbällen, dem lustigen Fasching von Venedig. wo so viele Ehemänner betrogen werden, und den sehr schönen Damen, die er noch lieben kann und die ihn lieben werden, zu entreißen? Nicht wahr, Donna? Schenkt doch dem Hauptmann ein. *Leise:* Wenn Ihr zaudert, so lasse ich Rustighello hereinkommen. *Sie schenkt Gennaro ein, ohne ein Wort zu sagen.*

Gennaro Ich danke Euch, Herr, daß Ihr mich für meine arme Mutter leben laßt.

Lucretia*bei Seite:* O entsetzlich!

Alphons*trinkt:* Auf Eure Gesundheit, Hauptmann Gennaro! Ich wünsche Euch viele Jahre.

Gennaro Herr, Gott vergelte es Euch! *Er trinkt.*

Lucretia*bei Seite:* Himmel!

Alphons*bei Seite:* Es ist geschehen! *Laut:* Ich verlasse Euch jetzt, mein Hauptmann. Ihr könnt nach Venedig abreisen, wenn Ihr wollt, *leise zu Lucretia:* Dankt mir, Donna, ich lasse Euch allein mit ihm. Ihr habt ihm noch Lebewohl zu sagen. Verlebt mit ihm, wenn Ihr Lust habt, seine letzte Viertelstunde. *Er geht, die Wachen folgen ihm.*

Sechste Szene

Donna Lucretia, Gennaro.
Man sieht noch immer Rustighello unbeweglich hinter der verborgenen Türe im Nebenzimmer.

Lucretia Gennaro! – Ihr seid vergiftet!

Gennaro Vergiftet, Donna?

Lucretia Vergiftet!

Gennaro Das hätte ich denken sollen, – Ihr habt den Wein eingeschenkt.

Lucretia O, macht mir keine Vorwürfe, Gennaro! Entreißt mir nicht den Rest von Kraft, der mir noch bleibt und den ich noch für einige Augenblicke nötig habe. – Hört mich! Der Herzog ist eifersüchtig auf Euch, er hält Euch für meinen Liebhaber. Der Herzog ließ mir keine Wahl, als Euch von Rustighello erdolchen zu sehen, oder Euch selbst das Gift zu geben. Ein furchtbares Gift, Gennaro, ein Gift, woran der Gedanke allein jeden Italiener, der die Geschichte der letzten zwanzig Jahre kennt, erbleichen macht.

Gennaro Ja, das Gift der Borgia!

Lucretia Ihr habt davon getrunken. Niemand unter der Sonne kennt ein Gegengift für diese schreckliche Mischung, Niemand als der Papst, Herr von Valentinois und ich. Seht, dies Fläschchen, das ich immer in meinem

Gürtel trage, dies Fläschchen, Gennaro, ist Leben, Gesundheit, Rettung. Nur ein Tropfen auf Eure Lippen, und seid gerettet! *Sie will das Fläschchen an die Lippen Gennaros bringen, er weicht zurück.*

Gennaro*indem er sie scharf ansieht:* Donna, was beweist mir, daß dies nicht das Gift ist?

Lucretia*sinkt vernichtet in einen Sessel:* O mein Gott, mein Gott!

Gennaro Heißt Ihr nicht Lucretia Borgia? – Meint Ihr, ich erinnerte mich nicht an den Bruder des Bajazet? Ja, ich verstehe ein wenig Geschichte! Man machte ihn auch glauben, er sei von Carl VIII. vergiftet worden, und gab ihm ein Gegengift, woran er starb, und die Hand, die ihm das Gift reichte, da ist sie, sie hält noch das Fläschchen, und der Mund, der ihm sagte: trinke! da ist er und spricht zu mir!

Lucretia O ich elendes Weib!

Gennaro Hört, Donna, ich lasse mich durch Euren Anstrich von Liebe nicht täuschen. Ihr habt eine unheilvolle Absicht mit mir. Das ist klar. Ihr müßt wissen, wer ich bin. Seht, in dem Augenblick lese ich in Eurem Gesicht, daß Ihr es wißt, und es ist leicht einzusehen, daß ein unüberwindlicher Grund Euch bestimmt, mir es niemals zu sagen. Eure Familie muß die meinige kennen, und zu dieser Stunde würdet Ihr Euch vielleicht durch meine Vergiftung nicht allein an mir rächen, sondern auch, wer weiß? an meiner Mutter.

Lucretia Eure Mutter, Gennaro! Ihr stellt sie Euch vielleicht anders vor, als sie wirklich ist. Was würdet Ihr sagen, wenn sie, wie ich, nichts als ein verbrecherisches Weib wäre?

Gennaro Lästert sie nicht! – O nein! meine Mutter ist nicht ein Weib wie Ihr, Donna Lucretia. O, mein Herz fühlt sie, meine Seele träumt sie, wie sie ist; ich habe ihr Bild, da, es wurde mit mir geboren; ich würde sie nicht lieben, wie ich sie liebe, wenn sie meiner nicht würdig wäre. Das Herz eines Sohnes täuscht sich nicht in seiner Mutter. Ich würde sie hassen, wenn sie Euch gleichen könnte. Aber, nein, nein! Es ist etwas in mir, was mir laut sagt, daß meine Mutter kein blutschänderischer, üppiger, giftmischender

Teufel ist, wie ihr andern schönen Damen von jetzt. O Gott! ich weiß sicher, daß meine Mutter es ist, wenn es unter dem Himmel ein unschuldiges, tugendhaftes, heiliges Weib gibt! O, sie ist so, und nicht anders! Ihr kennt sie ohne Zweifel, Donna Lucretia, und werdet mich nicht Lügen strafen!

Lucretia Nein, dies Weib, Gennaro, diese Mutter kenne ich nicht.

Gennaro Aber vor wem spreche ich so? Was kümmern Euch, Lucretia Borgia, die Freuden und Schmerzen einer Mutter! Ihr habt niemals Kinder gehabt, wie man sagt. Ihr seid sehr glücklich; denn wißt Ihr auch, Donna, daß Eure Kinder, wenn Ihr welche hättet, Euch verleugnen würden? Welcher Unglückliche wäre so vom Himmel verlassen, daß er eine solche Mutter sich wünschte? Der Sohn der Lucretia Borgia zu sein! »Meine Mutter!« zu Lucretia Borgia zu sagen! Oh!

Lucretia Gennaro, Ihr seid vergiftet; der Herzog, der Euch tot glaubt, kann jeden Augenblick zurückkommen; ich sollte nur an Euer Heil und an Eure Flucht denken; aber Ihr sagt mir da so schreckliche Dinge, daß ich nichts vermag, als sie wie versteinert anzuhören.

Gennaro Donna ...

Lucretia Seht! wir müssen damit zu Ende kommen. Erdrückt mich, begrabt mich unter der Last Eurer Verachtung! Aber Ihr seid vergiftet, trinkt das auf der Stelle!

Gennaro Wem soll ich glauben? Der Herzog ist edel, und ich habe seinem Vater das Leben gerettet. Euch habe ich beleidigt, Ihr habt Euch an mir zu rächen.

Lucretia Mich an dir rächen, Gennaro! – Ich würde mein Leben geben, um das deinige um eine Stunde zu verlängern; ich würde all mein Blut vergießen, um dir eine Träne zu sparen; ich würde mich an den Pranger stellen, um dich auf einen Thron zu setzen; ich würde mit Höllenqualen jede deiner geringsten Freuden erkaufen; ich würde nicht zaudern, nicht murren, ich wäre glücklich, ich würde deine Füße küssen, mein Gennaro! O, du sollst nie etwas von meinem armen unseligen Herzen erfahren, als daß es voll von dir ist! – Gennaro, die Zeit drangt, das Gift wirkt, du wirst

es gleich fühlen, noch ein wenig, und es ist nicht mehr Zeit. Das Leben öffnet in diesem Augenblick zwei dunkle Räume vor dir, aber der eine hat nicht soviel Minuten, als der andere Jahre. Du mußt einen von beiden wählen. Die Wahl ist schrecklich. Laß dich von mir leiten. Habe Erbarmen mit dir und mir, Gennaro! Trinke schnell, im Namen des Himmels!

Gennaro Meinetwegen. Ist ein Verbrechen darunter, so mag es auf Euer Haupt fallen. Sei, was Ihr sagt, wahr oder falsch, es verlohnt sich nicht der Mühe, so viel Worte um ein Leben zu machen. Gebt! *Er nimmt das Fläschchen und trinkt.*

Lucretia Gerettet! – Jetzt nach Venedig, so schnell dich dein Pferd trägt. Du hast Geld?

Gennaro Ja.

Lucretia Der Herzog hält dich für tot, man kann ihm leicht deine Flucht verbergen. Warte! Behalte das Fläschchen und trage es immer mit dir. In der Zeit, worin wir leben, ist Gift in jeder Mahlzeit; du besonders bist ausgesetzt. Jetzt schnell fort! *Sie zeigt ihm die verborgene Türe, die sie halb öffnet.* Steige diese Treppe hinab. Sie führt in einen Hof des Palastes Negroni. Du kannst leicht auf dem Wege entkommen. Warte nicht bis zum Morgen des nächsten Tages, warte nicht bis Sonnenuntergang, warte keine Stunde, keine halbe Stunde! Verlasse Ferrara sogleich, verlasse Ferrara, als wäre es ein brennendes Sodom, und blicke nicht hinter dich! – Lebe wohl! Warte noch einen Augenblick. Ich habe dir mein letztes Wort zu sagen, mein Gennaro.

Gennaro Sprecht, Donna.

Lucretia Ich sage dir in diesem Augenblick Lebewohl, Gennaro, um dich nie wieder zu sehen. Ich darf nicht mehr denken, dich noch manchmal auf meinem Wege zu treffen, Es war das einzige Glück, was ich auf Erden hatte. Aber das hieße dein Leben wagen. Jetzt sind wir also für immer in diesem Leben getrennt. Ach! ich weiß allzu gut, dass wir es auch in dem andern sein werden. Gennaro! wirst du mir nicht ein freundliches Wort sagen, ehe du mich so für die Ewigkeit verlässt?

Gennaro*schlägt die Augen nieder:* Donna...

Lucretia Endlich, ich habe dir das Leben gerettet!

Gennaro So sagt Ihr. Das Alles ist voll Dunkel; ich weiß nicht, was ich denken soll. Seht, Donna, ich kann Euch verzeihen, eins ausgenommen.

Lucretia Und was?

Gennaro Schwört mir bei Allem, was Euch teuer ist, bei meinem Haupt, weil Ihr mich liebt, bei dem ewigen Heil meiner Seele, schwört mir, daß Eure Verbrechen nichts mit dem Unglück meiner Mutter zu schaffen haben.

Lucretia Jedes Wort zu dir, Gennaro, ist mir heilig. Ich kann dir das nicht beschwören.

Gennaro O meine Mutter, meine Mutter! Da ist also das entsetzliche Weib, welches dein Unglück war!

Lucretia Gennaro!

Gennaro Ihr habt bekannt, Donna! Seid verflucht!

Lucretia Und du, Gennaro, sei gesegnet!

Er geht, sie sinkt ohnmächtig in den Sessel.

Zweite Abteilung

Die zweite Dekoration. Der Platz von Ferrara mit dem herzoglichen Balkon auf der einen und dem Hause des Gennaro auf der anderen Seite. Nacht

Erste Szene

Don Alphons, Rustighello, in Mäntel gehüllt

Rustighello Ja, Herr, das ging so zu. Sie gab ihn, ich weiß nicht durch welchen Trank, dem Leben zurück und ließ ihn durch den Hof des Palastes Negroni entwischen.

Alphons Und du hast es gelitten?

Rustighello Wie es hindern? Sie hatte die Türe verriegelt; ich war eingeschlossen.

Alphons Du hättest die Türe einbrechen sollen.

Rustighello Eine Türe von Eichenholz, ein Riegel von Eisen. Eine Kleinigkeit!

Alphons Was macht das! Du mußtest den Riegel sprengen, sage ich dir, du mußtest einbrechen und ihn töten.

Rustighello Erstens, gesetzt auch, ich hätte die Türe einbrechen können, so würde ihn Donna Lucretia mit ihrem Körper gedeckt haben. Ich hätte auch Donna Lucretia töten müssen.

Alphons Und? nun?

Rustighello Dazu hatte ich keinen Befehl.

Alphons Rustighello! Gute Diener begreifen die Fürsten, indem sie ihnen die Mühe sparen, Alles zu sagen.

Rustighello Und dann hätte ich Eure Hoheit mit dem Papste zu entzweien gefürchtet.

Alphons Dummkopf!

Rustighello Das war eine kitzliche Sache, Herr, die Tochter des heiligen Vaters zu töten!

Alphons Nun, konntest du nicht, ohne sie zu töten, schreien, rufen, mich benachrichtigen, ihren Liebhaber an der Flucht verhindern?

Rustighello Ja, und morgen würde Eure Hoheit sich mit Donna Lucretia versöhnt haben, und übermorgen würde Donna Lucretia mich haben hängen lassen.

Alphons Genug. Du sagtest mir, es sei noch nichts verloren.

Rustighello Nein. Ihr seht ein Licht an diesem Fenster. Der Gennaro ist noch nicht abgereist. Sein Knecht, den die Herzogin bestochen hatte, ist jetzt von mir bestochen und hat mir Alles gesagt. In diesem Augenblick wartet er auf seinen Herrn hinter der Zitadelle mit zwei gesattelten Pferden. Der Gennaro wird sogleich ausgehen, um ihn aufzusuchen.

Alphons In dem Fall stellen wir uns hinter die Ecke seines Hauses. Es ist finstere Nacht. Wir töten ihn, wenn er vorbeigeht.

Rustighello Wie es Euch beliebt.

Alphons Dein Degen ist gut?

Rustighello Ja.

Alphons Du hast einen Dolch?

Rustighello Ein Italiener ohne Dolch und eine Italienerin ohne einen Geliebten sind zwei Dinge, die man nicht leicht unter der Sonne findet.

Alphons Gut, du wirst mit beiden Händen zustoßen.

Rustighello Herr Herzog, warum laßt Ihr ihn nicht ganz einfach verhaften und nach einem Ausspruch des Fiskals hängen?

Alphons Er ist ein Untertan von Venedig; das hieße der Republik den Krieg erklären. Nein. Ein Dolchstich kommt, man weiß nicht woher, und bringt Niemand in Verlegenheit. Gift taugt noch mehr, aber es hat nicht gewirkt.

Rustighello Wollt Ihr dann, Herr, daß ich vier Sbirren hole, um ihn abzutun, ohne daß Eure Hoheit die Mühe hat, sich hinein zu mengen?

Alphons Mein Lieber, der Herr Machiavell hat mir oft gesagt, daß in solchen Fällen die Fürsten am Besten selbst ihre Geschäfte besorgen.

Rustighello Herr, ich höre Jemand kommen.

Alphons Stellen wir uns da an die Mauer.

Sie verbergen sich im Schatten unter dem Balkon.

Maffio, festlich gekleidet, tritt auf: er kommt singend und klopft an die Tur von Gennaro.

Zweite Szene

Don Alphons und Rustighello versteckt. Maffio, Gennaro

Maffio Gennaro!

Die Tür öffnet sich, Gennaro tritt auf.

Gennaro Bist du es, Maffio? Willst du hereinkommen?

Maffio Nein. Ich habe dir nur zwei Worte zu sagen. Kommst du bestimmt nicht diesen Abend mit uns zu der Fürstin Negroni?

Gennaro ich bin nicht eingeladen.

Maffio Ich werde dich vorstellen.

Gennaro Ich habe noch einen ändern Grund; ich muß dir es sagen. Ich reise ab.

Maffio Wie, du gehst?

Gennaro In einer Viertelstunde.

Maffio Warum?

Gennaro Ich werde dir es zu Venedig sagen.

Maffio Liebeshändel.

Gennaro Ja, Liebeshändel.

Maffio Du handelst nicht recht gegen mich, Gennaro. Wir haben uns geschworen, uns nie zu verlassen, uns nie zu trennen, Brüder zu sein, und nun reisest du ohne mich ab.

Gennaro Komm mit mir!

Maffio Komm lieber mit mir! Es ist viel angenehmer, die Nacht bei Tische mit schönen Weibern und fröhliche Gästen hinzubringen, als auf der Landstraße zwischen Banditen und Abstürzen.

Gennaro Du trautest diesen Morgen deiner Fürstin Negroni nicht viel.

Maffio Ich habe mich erkundigt. Jeppo hatte Recht. Sie ist eine liebenswürdige, gut gelaunte Dame, welche Verse und Musik liebt, das ist Alles. Fort, komm mit mir!

Gennaro Ich kann nicht.

Maffio In tiefer Nacht abzureisen! Willst du dich ermorden lassen?

Gennaro Sei ruhig. Lebe wohl. Viel Vergnügen.

Maffio Bruder Gennaro, mir ahnt nichts Gutes von deiner Reise.

Gennaro Bruder Maffio. mir ahnt nichts Gutes von deinem Gastmahl.

Maffio Wenn dir irgend was zustieße, ohne daß ich zugegen wäre!

Gennaro Wer weiß, ob ich mir morgen nicht vorwerfe, dich diesen Abend verlassen zu haben?

Maffio Bestimmt, trennen wir uns nicht, ein jeder gibt dem Andern ein wenig nach. Komm diesen Abend mit mir zur Negroni, und morgen bei Tagesanbruch reisen wir zusammen ab. Soll das ein Wort sein?

Gennaro Ich muß dir den Grund meiner plötzlichen Abreise erzählen, Maffio. Du magst dann beurteilen, ob ich recht habe.

Er nimmt Maffio bei Seite und spricht ihm ins Ohr.

Rustighello*unter dem Balkon leise zu Alphons:* Greifen wir an, Herr!

Alphons*leise:* Warten wir das Ende davon ab.

Maffio*bricht nach Gennaros Erzählung in Lachen aus:* Gennaro, soll ich dir sagen: du bist angeführt! Bei der ganzen Geschichte gab es weder Gift noch Gegengift. Reines Possenspiel. Die Lucretia ist toll in dich verliebt, sie wollte dich glauben machen, daß sie dir das Leben gerettet, um dich ganz sacht aus der Dankbarkeit in die Liebe schlüpfen zu lassen. Der Herzog ist ein guter Mann, unfähig, irgend jemand zu vergiften oder zu ermorden. Du hast außerdem seinem Vater das Leben gerettet, und er weiß es. Die Herzogin verlangt deine Abreise, das ist ganz einfach. Ihr Liebeshandel würde zu Venedig sich leichter fortspinnen, als zu Ferrara. Der Gemahl hindert sie doch immer ein wenig. Was das Gastmahl der Negroni anbelangt, so sage ich dir, es wird köstlich sein. Du kommst hin! Was Teufel, man muß ein wenig überlegen und nichts übertreiben. Du weißt, ich bin vorsichtig und ein guter Ratgeber. Weil es zwei oder drei berüchtigte Abendessen gab, wobei die Borgia mit sehr gutem Wein einige ihrer guten Freunde vergiftet haben, so ist dies doch kein Grund, gar nicht mehr zu Abend zu essen. Das ist kein Grund, in dem köstlichen Syrakusaner immer Gift und hinter allen schönen Fürstinnen Italiens immer Lucretia Borgia zu sehen. Gespenster und Ammenmärchen all’ das! Wenn man so schließen wollte, könnten nur die Kinder an der Brust unbesorgt trinken und ruhig ihre Nahrung zu sich nehmen. Beim Herkules, Gennaro, sei ein Kind oder ein Mann. Lege dich wieder an deine Amme, oder komm zum Gastmahl.

Gennaro In der Tat, es ist etwas sonderbar, sich so des Nachts fortzumachen; es sieht aus, als fürchtete ich mich. Außerdem, wenn das Bleiben gefährlich ist, darf ich Maffio nicht allein lassen. Es mag daraus werden, was da will. Das Eine ist so gut, wie das Andere. So sei es. Du wirst mich der Fürstin Negroni vorstellen. Ich gehe mit dir.

Maffio*nimmt Ihn bei der Hand:* Bei Gott! das ist ein Freund! *Sie gehen ab. Man sieht sie nach dem Hintergrunde des Platzes zu gehen.*

Don Alphons und Rustighello treten aus ihrem Versteck hervor.

Rustighello*mit entblößtem Degen:* Ha! was wartet Ihr, Herr? Es sind nur zwei, sucht Euern Mann aus, ich nehme den andern auf mich.

Alphons Nein, Rustighello. Sie werden bei der Fürstin Negroni zu Nacht speisen, wenn ich gut unterrichtet bin... *Er unterbricht sich und scheint einen Augenblick nachzudenken, dann bricht er in Lachen aus.* Wahrhaftig! Das würde meine Sache noch besser abtun, es wäre eine drollige Geschichte. Warten wir bis morgen.

Sie gehen in den Palast zurück.

Dritte Handlung

Betrunken – Tot

Donna Lucretia Borgia – Gennaro – Gubetta – Jeppo Liveretto – Ascanio Petrucci – Maffio Orsini – Don Apostolo Gazella – Oloferno Vitellozzo – Die Fürstin Negroni

Ein prächtiger Saal des Palastes Negroni. Zur Rechten eine blinde Türe. Im Hintergrund eine große und sehr breite Flügeltüre. In der Mitte eine im Geschmack des 15. Jahrhunderts prächtig besetzte Tafel. Kleine, schwarze in Goldbrokat gekleidete Sklaven warten auf. – Im Augenblick, wo der Vorhang aufgeht, sitzen vierzehn Gäste an der Tafel, Jeppo, Maffio, Ascanio, Oloferno, Apostolo, Gennaro, Gubetta und sieben hübsche, sehr elegant gekleidete Damen. Alle, Gennaro ausgenommen, der nachdenkend und schweigend aussieht, essen und trinken, oder lachen aus vollem Halse mit ihren Nachbarinnen.

Erste Szene

Jeppo, Maffio, Ascanio, Oloferno, Don Apostolo, Gubetta, Gennaro, Damen, Pagen

Oloferno*sein Glas in der Hand:* Es lebe der Wein von Xeres! Xeres de la Frontera ist eine Stadt des Paradieses.

Maffio*sein Glas in dar Hand:* Der Wein, den wir trinken, ist mehr wert, als die Geschichten, welche du uns erzählst, Jeppo.

Ascanio Jeppo hat die Krankheit, Geschichten zu erzählen, wenn er getrunken hat.

Apostolo Ein ander Mal war es zu Venedig bei dem hohen Dogen Barbarigo; heute ist es zu Ferrara bei der göttlichen Fürstin Negroni.

Jeppo Ein ander Mal war es eine schauerliche, heute ist es eine lustige Geschichte.

Maffio Eine lustige Geschichte, Jeppo! Wie es kam, daß Don Siliceo, ein schöner Kavalier von dreißig Jahren, der sein Erbteil im Spiel verloren hatte, die reiche Marquise Calpurnia heiratete, die achtundvierzig Frühlinge zählte. Bei dem Leibe des Bachus, du findest das lustig!

Gubetta Das ist traurig und gewöhnlich. Ein ruinierter Mann heiratet eine Ruine von einem Weibe. Das sieht man alle Tage. *Er fängt an zu essen. Von Zeit zu Zeit stehen einige von der Tafel auf und plaudern auf dem Vordergrund der Bühne, während das Gelage fortdauert.*

Negroni*zu Maffio, indem sie auf Gennaro deutet:* Herr Graf Orsini, Ihr habt da einen Freund, der sehr traurig aussieht

Maffio Er ist immer so, Donna. Ihr müßt mir verzeihen, daß ich ihn hierher brachte, obgleich Ihr ihm die Gnade einer Einladung nicht erwiesen hattet. Er ist mein Waffenbruder. Er hat mir das Leben bei dem Sturm von Rimini gerettet. Ich habe bei dem Angriff auf die Brücke von Vicenzia einen Degenstich erhalten, der ihm galt. Wir trennen uns nie; wir leben zusammen. Ein Zigeuner hat uns vorausgesagt, daß wir am nämlichen Tage sterben würden.

Negroni*lacht:* Hat er Euch auch gesagt, ob das am Morgen oder am Abend geschehen würde?

Maffio Er sagte uns, es würde am Morgen geschehen.

Negroni*lacht stärker:* Euer Zigeuner wußte nicht, was er sagte. – Und liebt Ihr den jungen Menschen sehr?

Maffio So sehr, als ein Mann den ändern lieben kann.

Negroni Nun! Ihr genügt euch einander. Ihr seid glücklich.

Maffio Die Freundschaft füllt nicht allein das Herz aus, Donna.

Negroni Mein Gott, was denn?

Maffio Die Liebe.

Negroni Ihr habt immer die Liebe auf den Lippen.

Maffio Und Ihr die Liebe in den Augen.

Negroni Ihr seid sehr sonderbar!

Maffio Und Ihr sehr schön! *Er faßt sie um die Hüfte.*

Negroni Herr Graf Orsini, laßt mich!

Maffio Einen Kuß auf Eure Hand?

Negroni Nein! *Sie entwischt ihm.*

Gubetta*nähert sich Maffio:* Eure Sachen stehen gut bei der Fürstin.

Maffio Sie sagt immer: Nein, zu mir.

Gubetta In dem Munde eines Weibes ist das Nein der ältere Bruder des Ja.

Jeppo*gesellt sich zu ihnen, zu Maffio:* Wie findest du die Fürstin Negroni?

Maffio Anbetungswürdig. Unter uns, sie fängt an, mir ganz verzweifelt am Herzen zu nagen.

Jeppo Und ihr Gastmahl?

Maffio Eine vollständige Orgie.

Jeppo Die Fürstin ist Witwe.

Maffio Man sieht es an ihrer Munterkeit.

Jeppo Ich hoffe, du hast keinen Argwohn mehr gegen ihr Gastmahl?

Maffio Ich! Wie sollt ich! Ich war ein Narr.

Jeppo*zu Gubetta:* Herr von Belverana, Ihr würdet nicht glauben, daß Maffio sich scheute, zum Essen der Fürstin zu kommen?

Gubetta Scheute? Warum?

Jeppo Weil der Palast Negroni an den Palast Borgia stößt.

Gubetta Zum Teufel mit der Borgia! – Trinken wir!

Jeppo*leise zu Maffio:* Was mir an dem Belverana gefällt, ist daß er die Borgia nicht leiden kann.

Maffio*leise:* In der Tat, er läßt keine Gelegenheit vorbei, ohne sie mit einer ganz besondern Grazie zum Teufel zu schicken. Dennoch, mein lieber Jeppo ...

Jeppo Nun!

Maffio Ich beobachte seit dem Anfang des Gastmahls diesen sogenannten Spanier. Er hat bis jetzt nichts als Wasser getrunken.

Jeppo Da kommt ja dein Verdacht wieder, mein guter Freund Maffio! Der Wein macht dich sonderbar monoton.

Maffio Vielleicht hast du recht. Ich bin ein Narr.

Gubetta*kommt zurück und betrachtet Maffio von Kopf bis zu Füßen:* Wißt Ihr auch, Herr Maffio, daß Ihr für ein Leben von neunzig Jahren gebaut seid und daß Ihr meinem Großvater gleicht, der dies Alter erlebte und wie ich Gil-Basilio-Fernan-Frenco-Felipe-Frasco-Fiasquito Graf von Belverana hieß?

Jeppo*leise zu Maffio:* Ich hoffe, du zweifelst jetzt nicht mehr an seiner spanischen Race. Er hat wenigstens zwanzig Taufnamen. – Welche Litanei, Herr Belverana!

Gubetta Ach unsre Eltern sind gewöhnt, uns mehr Namen bei der Taufe, als Taler bei der Hochzeit zu geben. Aber was haben sie denn da unten zu lachen? *Bei Seite:* Die Weiber müssen doch einen Vorwand zum Weggehen haben. Was tun? *Er geht zurück und setzt sich an die Tafel.*

Oloferno*trinkt:* Beim Herkules, meine Herren, ich habe nie einen herrlichern Abend verlebt! Meine Damen, versucht diesen Wein. Er ist süßer, als Lacrimae Christi, und glühender, als der Wein von Cypern. Das ist Syrakusaner meine Herren!

Gubetta*ißt:* Oloferno ist betrunken, wie es scheint.

Oloferno Meine Damen, ich muß Euch einige Verse hersagen, die ich eben gemacht habe. Ich möchte ein besserer Dichter sein, als ich bin, um so bewundernswürdige Frauen zu feiern.

Gubetta Und ich möchte reicher sein, als ich bin, um meinen Freunden solche Weiber zu geben.

Oloferno Nichts ist süßer, als eine schöne Dame und ein gutes Essen zu besingen.

Gubetta Als, die Eine zu umarmen und das Andre zu essen.

Oloferno Ja ich möchte Dichter sein. Ich möchte mich in den Himmel stürzen können. Ich wollte, ich hätte zwei Flügel...

Gubetta Von einem Fasan auf meinem Teller.

Oloferno Ich will Euch aber doch mein Sonett hersagen.

Gubetta Beim Teufe], Herr Marquis Oloferno Vitellozzo! Ich erlaube Euch, uns Euer Sonett nicht herzusagen. Wir wollen trinken!

Oloferno Ihr erlaubt mir, mein Sonett nicht herzusagen?

Gubetta Wie ich den Hunden erlaube, mich nicht zu beißen, dem Papst, mich nicht zu segnen, und den Vorübergehenden, mir keine Steine in die Rippen zu werfen.

Oloferno Teufel! Ihr beleidigt mich! Ihr Männlein von einem Spanier.

Gubetta Ich beleidige Euch nicht, großer Koloß von einem Italiener. Ich entziehe Eurem Sonett meine Aufmerksamkeit; nichts weiter. Mein Gaumen dürstet mehr nach Cypernwein, als meine Ohren nach Poesie.

Oloferno Ich will Euch Eure Ohren an die Fersen nageln, mein schäbiger Herr Castilier!

Gubetta Ihr seid ein abgeschmackter Schlingel! Pfui! Sah man jemals so einen Tölpel? Sich mit Syrakusaner zu berauschen und auszusehen, als hätte man sich an Bier besoffen!

Oloferno Wißt Ihr auch, daß ich Euch in vier Stücke hauen werde, beim Teufel!

Gubetta*während er einen Fasan zerlegt:* Das sage ich von Euch, ich zerlege nicht so gemeines Geflügel. – Meine Damen, darf ich Euch von diesem Fasan anbieten?

Oloferno*wirft sich auf ein Messer:* Bei Gott, ich will Buben die Gedärme herausreißen, und wäre er ein besserer Edelmann, als der Kaiser!

Die Damen*erheben sich:* Himmel! sie werden sich schlagen!

Die Männer Ruhig, Oloferno!

Sie entwaffnen Oloferno, der sich auf Gubetta werfen will, unterdessen entfernen sich die Damen durch die Seitentüre.

Oloferno*sich wehrend:* Beim Teufel!

Gubetta Ihr reimt so reichlich auf Teufel, mein lieber Dichter, daß Ihr diese Damen in die Flucht gejagt habt. Ihr seid sehr empfindlich und sehr ungeschickt.

Jeppo Das ist wahr. Wo zum Henker sind sie hingekommen?

Maffio Sie hatten Furcht. Beim Messerziehen die Weiber fliehen.

Ascanio Doch sie werden wieder kommen.

Oloferno*indem er Gubetta droht:* Ich werde dich morgen finden, mein kleiner Teufel Belverana.

Gubetta Morgen, sobald es Euch beliebt!

Oloferno setzt sich wankend und verdrießlich nieder.

Gubetta*bricht in Luchen aus:* Der Schwachkopf! Die schönsten Weiber aus Ferrara mit einer Messerklinge im Stiel eines Sonetts in die Flucht zu jagen! Sich über Verse zu ärgern! Ich glaube wohl, daß er Flügel hat. Das ist kein Mensch, das ist ein Vogel. Das setzt sich auf die Stange, das muß auf einer Klaue schlafen. Das Oloferno da!

Jeppo Macht Friede, Ihr Herren! Morgen, morgen könnt Ihr Euch in aller Höflichkeit die Kehlen abschneiden. Beim Jupiter, Ihr werdet Euch wenigstens wie Edelleute mit dem Degen und nicht mit Messern schlagen.

Ascanio Da fällt mir bei, was haben wir mit unsern Degen gemacht?

Apostolo Ihr vergeßt, daß man sie uns im Vorzimmer ablegen ließ.

Gubetta Und die Vorsicht war nötig, sonst hätten wir uns vor den Damen geschlagen. Ein von Taback berauschter Flamländer würde davor errötet sein.

Gennaro Eine gute Vorsicht, in der Tat.

Maffio Bei Gott, mein Bruder Gennaro, das ist das erste Wort, was du seit dem Anfang des Gastmahls sprichst; auch trinkst du nicht. Träumst du von Lucretia Borgia? Gennaro! Du hast offenbar so was von einer Liebschaft mit ihr! Sage nicht: nein!

Gennaro Gib mir zu trinken, Maffio! Ich lasse meine Freunde so wenig bei Tische, als im Feuer im Stich.

Ein schwarzer Page*zwei Flaschen in der Hand:* Meine Herren, Wein von Cypern oder von Syrakus?

Maffio Syrakusaner, der ist besser.

Der Page füllt alle Gläser.

Jeppo Hole die Pest den Oloferno! Werden die Damen nicht zurückkommen? *Er geht nach einander an die beiden Türen.* Die Türen sind von Außen verschlossen, meine Herren

Maffio Fange jetzt nicht an, deinerseits Furcht zu haben, Jeppo! Sie wollen, daß wir sie nicht verfolgen. Das ist ganz einfach.

Gennaro Trinken wir, meine Herren!

Sie stoßen mit ihren Gläsern an.

MaffioAuf deine Gesundheit, Gennaro! Mögest du deine Mutter bald wieder finden!

Gennaro Möge Gott dich erhören!

Alle trinken, Gubetta ausgenommen, der seinen Wein über die Schulter schüttet,

Maffio*leise zu Jeppo:* Jetzt, Jeppo, hab’ ich es deutlich gesehen.

Jeppo*leise:* Was?

Maffio Der Spanier hat nicht getrunken.

Jeppo Nun?

Maffio Er hat seinen Wein über die Schulter geschüttet.

Jeppo Er ist betrunken, wie du.

Maffio Das ist möglich.

Gubetta Ein Trinklied, meine Herrn! Ich will Euch Trinklied singen, was so viel wert ist, als das Sonett des Marquis Oloferno. Bei dem guten alten

Schädel meines Vaters schwöre ich, daß ich das Lied nicht gemacht habe, sintemal ich kein Dichter bin und nicht Geist genug habe, um sich zwei Reime am Ende eines Gedankens schnäbeln zu lassen. Da ist mein Lied. Es ist an den heiligen Peter, den Pförtner des Paradieses, gerichtet und hat den feinen Gedanken zu Grunde liegen, daß der Himmel des lieben Herrgott dem Trinker gehört.

Jeppo*leise zu Maffio:* Er ist mehr als betrunken, er ist besoffen.

Alle*Gennaro ausgenommen:* Das Lied! das Lied!

(**Gubetta***singend:*) Kommt ein Trinker hinaufgestiegen,
Laß ihn nicht vor der Türe liegen,
Ist seine Stimme hell und klar,
Zu singen in der himmlischen Schar:
domino!

Alle*Gennaro ausgenommen:* Gloria domino!

Sie stoßen mit den Gläsern an, indem sie laut lachen; plötzlich hört man Stimmen in der Ferne in schauerlichen Tönen singend.

Stimmen von außen Sanctum et terribile nomen eius. Initium sapientiae timor domini.

Jeppo*lacht aus rollern Halse:* Hört, meine Herren! Corpo di baco! während wir Trinklieder singen, singt das Echo die Vesper.

Alle Hört!

Stimmen von außen*etwas mehr in der Nähe:* Nisi dominus custodierit civitatem, frustra vigilat, qui custodit eam.

Alle brechen in Lachen aus.

Jeppo Ganz reiner Kirchengesang.

Maffio Eine Prozession, die vorübergeht.

Gennaro Um Mitternacht! Das ist etwas spät.

Jeppo Bah! Fahrt fort, Herr von Belverana.

Stimmen von außen*indem sie näher und näher kommen:* Oculos habent, et non videbunt. Nares habent, et non odorabunt. Aures habent, et non audient.

Alle lachen stärker.

Jeppo Wie die Mönche plärren!

Maffio Sieh’ doch, Gennaro, die Lampen erlöschen. Wir werden gleich im Finstern sitzen.

Die Lampen brennen düster, als wenn sie kein Öl mehr hätten.

Stimmen von außen*noch näher:* Manus habent, et non palpabunt; pedes habent, et non ambulabunt; non clamabunt in gutture suo.

Gennaro Die Stimmen scheinen sich zu nähern.

Jeppo Es ist mir, als ob die Prozession in diesem Augenblick unter unsern Fenstern wäre.

Maffio Es sind Totengebete.

Ascanio Das ist ein Leichenbegängnis.

Jeppo Trinken wir auf die Gesundheit dessen, den sie begraben.

Gubetta Wißt Ihr denn, ob es nicht mehrere sind?

Jeppo Nun denn, auf die Gesundheit von Allen!

Apostolo*zu Gubetta:* Bravo! Fahren wir fort mit unserm Gebet zum heiligen Peter.

Gubetta Sprecht doch höflicher. Man sagt zu dem Herrn: Sanct Peter, sehr ehrbarem Türsteher und wohlbestalltem Kerkermeister des Paradieses. *Er singt:* Kommt ein Trinker heraufgestiegen,
Laß ihn nicht vor der Türe liegen,
Ist seine Stimme hell und klar,
Zu singen in der himmlischen Schar:
domino!

Alle Gloria domino!

Gubetta Sperr’ auf das Tor, so weit du kannst,
Dem Trinker mit dem dicken Wanst,
Daß man im Himmel schwören sollt’,
Es kam’ ein Faß hereingerollt.

Alle*stoßen unter Gelächter mit den Gläsern an:* Gloria domino!

Die große Türe im Hintergrund öffnet sich ohne Geräusch in ihrer ganzen Breite. Man erblickt einen weiten, durch einige Fackeln erleuchteten Saal mit einem großen silbernen Kreuz im Hintergrund. Schwarze und weiße Büßende von denen man nichts als die Augen durch die Löcher ihrer Kapuzen sieht, treten in einer langen Reihe, Fackeln in den Händen, durch die große Tür ein, während sie laut und in unheimlichen Ton singen: De profundis clamavi ad te, domine! *Dann stellen sie sich schweigend zu beiden Seiten des Saales auf und bleiben daselbst unbeweglich, wie Statuen, stehen, während die jungen Edelleute sie erstaunt betrachten.*

Maffio Was soll das heißen?

Jeppo*mit gezwungenem Lachen:* Das ist ein Scherz; ich wette mein Pferd gegen ein Ferkel und meinen Namen Liveretto gegen den Namen Borgia, daß dies unsre allerliebsten Damen sind, die sich verkleidet haben, um uns auf die Probe zu stellen, und daß, wenn wir zufällig eine von diesen Kapuzen aufschlagen, wir darunter das frische und boshafte Gesicht eines schönen Weibes finden werden. Seht nur! *Er hebt lachend eine der Kapuzen auf und bleibt wie versteinert stehen, indem er darunter das gelbe Gesicht eines Mönches erblickt, der unbeweglich, die Fackel in der Hand, mit*

niedergeschlagenen Augen stehen bleibt Er läßt die Kapuze fallen und fährt zurück. Das fängt an, seltsam zu werden!

Maffio Ich weiß nicht, warum mir das Blut in den Adern stockt.

Die Mönche*singen mit heller Stimme:* Conquassabit capita in terra multorum!

Jeppo Welch abscheuliche Falle! Unsre Degen! unsre Degen! Ha, meine Herren, wir sind bei dem Teufel!

Zweite Szene

Die Nämlichen, Donna Lucretia

Lucretia*schwarz gekleidet, erscheint plötzlich auf der Schwelle der Türe:* Ihr seid bei mir!

Alle*Gennaro ausgenommen, der in einem Winkel der Bühne zusieht, so daß ihn Lucretia nicht bemerkt:* Lucretia Borgia!

Lucretia Es sind einige Tage her, seit ihr Alle, wie ihr hier seid, triumphierend diesen Namen nanntet. Heute nennt ihr ihn mit Schauder. Ja, betrachtet mich nur mit euren schrecken-starren Augen; ich bin es, meine Herrn. Ich komme, um euch was Neues zu sagen, nämlich, daß ihr Alle vergiftet seid und daß Keiner von euch eine Stunde mehr zu leben hat. Rührt euch nicht! der anstoßende Saal ist voll Piken. Jetzt ist die Reihe an mir, jetzt ist’s an mir, laut zu sprechen und euch den Kopf mit der Ferse einzutreten! Jeppo Liveretto, gehe zu deinem Onkel Vitelli, den ich in den Kellern des Vatikan erdolchen ließ! Ascanio Petrucci, besuche deinen Vetter Pandolfo, den ich ermordet habe, um ihm seine Stadt zu stehlen! Oloferno Vittelozzo, dein Onkel erwartet dich, du weißt, der Jago von Appiani, den ich bei einem Gastmahl vergiftet habe! Maffio Orsini, unterhalte dich von mir in der andern Welt mit deinem Bruder Gravina, den ich erdrosseln ließ, während er schlief! Apostolo Gazella, ich habe deinen Vater Francisco Gazella enthaupten und deinen Vetter Alphons von Aragonien ermorden lassen, wie du sagst; gehe hin zu ihnen! Bei meiner Seele! ihr habt mir

einen Ball zu Venedig gegeben, ich gebe euch ein Abendessen zu Ferrara, meine Herren!

Jeppo Das ist ein hartes Erwachen, Maffio!

Maffio Wenden wir uns zu Gott!

Lucretia Ach, meine jungen Freunde vom letzten Karneval! daran dachtet ihr nicht? Wahrhaftig, ich räche mich, wie mir deucht. Was sagt ihr dazu, meine Herren? Wer versteht sich hier auf Rache? Das ist so übel nicht, meine ich! He? was haltet ihr davon? Für ein Weib! *Zu den Mönchen:* Meine Väter, führt diese Edelleute in den anstoßenden Saal, laßt sie beichten und benutzt die wenigen Augenblicke, die sie noch übrig haben, um so viel zu retten, als noch bei Jedem von ihnen gerettet werden kann. – Meine Herren, die unter euch, welche eine Seele haben, mögen sich darnach richten. Seid unbesorgt, sie sind in guten Händen. Diese würdigen Väter sind die Mönche des heiligen Sixtus, denen unser heiliger Vater, der Papst, erlaubt hat, mich bei dergleichen Gelegenheiten zu unterstützen. – Und wie für eure Seelensorge, so sorgte ich auch für eure Leiber, seht! *Zu den Mönchen, die vor der Türe in Hintergrund stehen:* Tretet ein wenig zurück, damit diese Herren sehen. *Die Mönche weichen aus einander, so daß man fünf mit schwarzen Tüchern bedeckte Särge vor der Tür erblickt.* Grade die Zahl. Es sind doch wohl fünf? – Ach, ihr jungen Leute! ihr zerfleischt die Eingeweide eines unglücklichen Weibes, und ihr glaubt, daß sie sich nicht rächen würde. Hier ist der deinige, Jeppo; hier der deinige, Maffio; Oloferno, Apostolo, Ascanio, hier sind die eurigen!

Gennaro*den sie bisher nicht sah, tut einen Schritt vorwärts:* Ihr habt noch einen sechsten nötig, Donna!

Lucretia Himmel, Gennaro!

Gennaro Er selbst.

Lucretia Geht Alle sogleich hinaus. – Laßt uns allein. – Gubetta, laßt Niemand herein, was auch geschehen, was man auch von dem, was hier vorgeht, hören mag.

Gubetta Gut.

Die Mönche ziehen in Prozession hinaus, während sie in ihrer Reihe die fünf wankenden und bestürmten Herren fortführen.

Dritte Szene

Gennaro, Donna Lucretia

Einige erlöschende Lampen brennen im Zimmer. Die Türen sind geschlossen. Donna Lucretia und Gennaro, die allein zurückgeblieben sind, betrachten sich schweigend einige Augenblicke, als wüssten sie nicht, womit anfangen.

Lucretia*spricht zu sich selbst:* Es ist Gennaro!

Gesang der Mönche*von außen:* Nisi dominus aedificaverit domum, in vanum laborant, qui aedificant eam.

Lucretia Immer Ihr, Gennaro, immer Ihr unter all meinen Streichen! Gott im Himmel! wie seid Ihr dahinein gekommen?

Gennaro Ich ahnte Alles.

Lucretia Ihr seid abermals vergiftet, Ihr müßt sterben.

Gennaro Wenn ich will; ich habe das Gegengift.

Lucretia Ach ja! Gott sei gelobt!

Gennaro Ein Wort, Donna. Ihr seid erfahren in dergleichen. Ist Elixier genug in diesem Fläschchen, um all die Edelleute zu retten, die Eure Mönche in die Särge schleppen?

Lucretia*untersucht das Fläschchen:* Kaum genug für Euch, Gennaro.

Gennaro Ihr könnt kein anderes auf der Stelle haben?

Lucretia Ich gab Euch alles, was ich hatte.

Gennaro Gut.

Lucretia Was macht Ihr, Gennaro? Eilt Euch doch! Spielt nicht mit so entsetzlichen Dingen, man kann ein Gegengift nicht schnell genug nehmen. Trinkt, im Namen des Himmels! Mein Gott, welche Unklugheit begeht Ihr da! Bringt Euer Leben in Sicherheit, ich werde Euch zum Palast durch eine verborgene Türe, die ich kenne, hinauslassen. Alles kann noch gut werden. Es ist Nacht. Die Pferde sind gleich gesattelt. Morgen, morgen seid Ihr weit von Ferrara. Nicht wahr, es geschehen da schaudervolle Dinge? Trinkt, und dann fort! Ihr müßt leben! Ihr müßt Euch retten!

Gennaro*nimmt ein Messer vom Tisch:* Das heißt: Ihr werdet sterben, Donna!

Lucretia Wie! was sagt Ihr?

Gennaro Ich sage Euch, daß Ihr verräterischer Weise fünf Edelleute vergiftet habt, fünf meiner Freunde, meiner besten Freunde, und unter ihnen Maffio Orsini, meinen Waffenbruder, der mir das Leben zu Vicenzia gerettet hat und mit dem ich jede Beleidigung und jede Rache teile. Ich sage Euch, daß Ihr eine niederträchtige Handlung begangen habt, daß ich Maffio und die Andern rächen muß, und daß Ihr sterben werdet.

Lucretia Himmel und Erde!

Gennaro Sprecht Euer Gebet, Donna, und macht es kurz. Ich bin vergiftet, ich habe nicht Zeit zum Warten.

Lucretia Bah, das ist unmöglich! Gennaro, mich töten! Wäre das möglich?

Gennaro Das ist die reine Wahrheit, Donna, und ich schwöre Euch bei Gott, daß ich an Eurer Stelle mich schweigend zum Gebet wenden würde, mit gefalteten Händen und auf beiden Knien. – Seht, da ist ein Sessel, der ist gut dafür.

Lucretia Nein! Ich sage Euch, daß das unmöglich ist Nein! unter den schrecklichsten Gedanken, die mir durch die Seele gehen, wäre mir dieser niemals gekommen. – Ach! ach! Ihr hebt das Messer. Wartet, Gennaro, ich habe Euch etwas zu sagen.

Gennaro Schnell!

Lucretia Wirf dein Messer weg, Unglücklicher! Wirf es weg! sage ich dir! Wenn du wüßtest... Gennaro! weißt du, wer du bist! Du weißt nicht, wie nahe ich dir stehe. Muß ich dir Alles sagen? Das nämliche Blut fließt in unsern. Adern, Gennaro! Johann Borgia, Herzog von Gandia, ist dein Vater.

Gennaro Euer Bruder? Ha, Ihr seid meine Tante! Ach, Donna!

Lucretia*bei Seite:* Seine Tante!

Gennaro Ha! ich bin Euer Neffe! Ach! meine Mutter ist also diese unglückliche Herzogin von Gandia, die alle Borgia so unglücklich gemacht haben! Donna Lucretia, meine Mutter spricht mir von Euch in ihren Briefen; Ihr gehört unter die Zahl ihrer unnatürlichen Verwandten, von denen sie mir mit Schauder spricht, die meinen Vater getötet, die ihr Leben in Tränen und Blut ertränkt haben. Ha! ich habe jetzt auch noch meinen Vater zu rächen und meine Mutter vor Euch zu retten! Ha! Ihr seid meine Tante! Ich bin ein Borgia! O, das macht mich toll! – Hört mich, Donna Lucretia Borgia. Ihr habt lang genug gelebt, und tragt eine solche Last von Schandtaten, daß Ihr Euch selbst verhaßt und zum Abscheu sein müßt. Ihr habt das Leben satt, ohne Zweifel, nicht wahr? Nun gut, es muß damit ein Ende werden. In Geschlechtern, wie das unsrige, wo Verbrechen erblich ist und sich vom Vater auf den Sohn mit dem Namen fortpflanzt, geschieht es immer, daß dies Geschick sich mit einem Morde schließt, der gewöhnlich ein Verwandtenmord ist, als das letzte Verbrechen, das alle übrigen sühnt. Ein Edelmann ist nie getadelt worden, wenn er einen schlechten Ast von dem Stamme seines Hauses abschnitt. Der Spanier Mudarra hat seinen Onkel Rodrigo von Lara um weniger getötet, als Ihr begangen habt. Alle lobten diesen Spanier um den Mord seines Onkels. Versteht Ihr, Donna? Fort! ich habe genug gesagt! Befehlt Gott Eure Seele, wenn Ihr an Gott und Eure Seele glaubt.

Lucretia Gennaro! Aus Erbarmen für dich! Du bist noch unschuldig, begehe nicht dies Verbrechen!

Gennaro Ein Verbrechen! O, mein Hirn verwirrt sich! Wäre das ein Verbrechen? Und wenn ich ein Verbrechen beginge? Bei Gott, ich bin ein Borgia! Auf die Knie! sage ich, meine Tante, auf die Knie!

Lucretia Sagst du wirklich, was du denkst, mein Gennaro? Vergiltst du mir so meine Liebe?

Gennaro Liebe!...

Lucretia Das ist unmöglich. Ich will dich vor dir selbst retten. Ich werde rufen, ich werde schreien.

Gennaro Ihr werdet diese Türe nicht öffnen. Keinen Schritt! Euer Schreien kann Euch nicht retten. Habt Ihr nicht selbst befohlen, daß Niemand herein solle, man möge außen von dem, was hier vorginge, hören, was man

Lucretia Aber es ist feig, was du tust, Gennaro. Ein Weib töten, ein wehrloses Weib! Oh, du trägst einen edleren Sinn in deiner Seele! Höre mich, töte mich dann, wenn du willst; ich hänge nicht am Leben, aber die Brust zerspringt mir, sie ist voll Qualen über die Art, womit du mich bisher behandelt hast. Du bist jung, bist ein Kind, und die Jugend ist immer zu streng. Oh! wenn ich sterben soll, so will ich doch nicht von deiner Hand sterben. Es ist unmöglich, siehst du? daß ich durch deine Hand sterbe. Du weißt nicht, wie entsetzlich das wäre. Übrigens, Gennaro, meine Stunde ist noch nicht gekommen. Es ist wahr, ich habe viele Verbrechen auf mich geladen, ich bin eine große Sünderin, und weil ich eine große Sünderin bin, muß man mir Zeit lassen, mich zu bereiten und zu bereuen. Das ist schlechterdings notwendig, verstehst du, Gennaro?

Gennaro Ihr seid meine Tante, Ihr seid die Schwester meines Vaters. Was habt Ihr mit meiner Mutter gemacht, Donna Lucretia Borgia?

Lucretia Warte! warte! Mein Gott! ich kann nicht Alles sagen. Und dann, wenn ich Alles sagte, das würde deinen Abscheu und deine Verachtung nur

verdoppeln. Höre mich noch einen Augenblick. Oh, ich wollte, du sähest mich büßend zu deinen Füßen! Du würdest mir das Leben schenken, nicht wahr? Willst du, daß ich den Schleier nehme? Willst du, daß ich mich in ein Kloster einschließe? Sieh', wenn man dir sagte: dies elende Weib hat sich das Haupt geschoren, sie schläft in der Asche, sie gräbt ihre Grube mit eigenen Händen, sie betet zu Gott Nacht und Tag, nicht für sich, die es wohl nötig hätte, sondern für dich, der du es nicht nötig hast; sie tut all das, dies Weib, damit du eines Tages auf ihr Haupt einen mitleidigen Blick senkst, damit du eine Träne auf die offnen Wunden ihrer Seele fallen läßt, damit du ihr nicht mehr mit einer Stimme so streng, als wäre sie die des letzten Gerichtes, sagst: Du bist Lucretia Borgia! Wenn man dir das sagte, Gennaro, würdest du es wagen, sie zurückzustoßen? O, Gnade! Töte mich nicht, mein Gennaro! Leben wir beide, du, um mir zu vergeben, ich, um zu bereuen! Habe etwas Mitleid mit mir! Endlich, was hilft es, ein armes, elendes Weib, das nichts als ein wenig Erbarmen will, ohne Erbarmen zu behandeln? – Ein wenig Erbarmen! Gnade! – Und dann, siehst du, mein Gennaro, ich sage dir das für dich, es wäre wahrhaftig feige, was du da tun würdest, es wäre ein abscheuliches Verbrechen, es wäre ein Mord! Ein Mann, der ein Weib tötet! ein Mann, welcher der Stärkere ist! O, du willst das nicht! du willst das nicht!

Gennaro*erschüttert:* Donna...

Lucretia O; ich sehe wohl, ich habe Gnade gefunden! Ich lese es in deinen Augen. O, laß mich zu deinen Füßen weinen!

Eine Stimme*von außen:* Gennaro!

Gennaro Wer ruft mir?

Die Stimme Mein Bruder Gennaro!

Gennaro Das ist Maffio!

Die Stimme Gennaro! Ich sterbe! räche mich!

Gennaro*hebt das Messer:* Genug. Ich höre nichts mehr. Versteht Ihr, Donna? Ihr müßt sterben!

Lucretia*sträubt sich und hält ihm den Arm:* Gnade! Gnade! Noch ein Wort!

Gennaro Nein!

Lucretia Erbarmen! Höre mich!

Gennaro Nein!

Lucretia Im Namen des Himmels!

Gennaro Nein! *Er ersticht sie*.

Lucretia Ach!... du tötest mich! – Gennaro, ich bin deine Mutter!

Victor Hugo

Maria Tudor

Übersetzt von Georg Büchner

Personen

Maria,*Königin*

Jane

Gilbert

Fabiano Fabiani

Simon Renard

Joshua Farnaby

Ein Jude

Lord Clinton

Lord Chandos

Lord Montagu

Meister Äneas Dulverton

Lord Gardiner

Ein Kerkermeister

Herren, Pagen, Wachen, Der Henker

London 1553

Erste Handlung Der Mann aus dem Volke

Personen

Gilbert · Fabiano Fabiani · Simon Renard Lord Chandos · Lord Clinton Lord Montague · Joshua Farnaby Jane · ein Jude

Erster Tag

Das Ufer der Themse. Eine öde Sandfläche. Ein altes verfallenes Geländer verbirgt den Rand des Wassers. Zur Rechten ein Haus von ärmlichem Aussehen. An seiner Ecke ein kleines Madonnabild, zu dessen Fuß eine Lampe in einem eisernen Gitter brennt. Im Hintergrunde, jenseits der Themse, London. Man unterscheidet zwei hohe Gebäude, den Tower und Westminster. – Der Tag geht zu Ende.

Erste Szene

Mehrere Männer stehen in verschiedenen Gruppen auf dem Ufer, unter ihnen Simon Renard; John Bridges, Baron Chandos; Robert Clinton, Baron Clinton; Anthony Brown, Vicomte von Montagu.

Lord Chandos Ihr habt Recht, Mylord. Dieser verdammte Italiener muß die Königin behext haben. Die Königin kann nicht mehr ohne ihn sein. Sie lebt nur in ihm, all ihre Freude ist in ihm, sie hört nur ihn. Wenn ein Tag vergeht, ohne daß sie ihn sieht, so werden ihre Augen so schmachtend, wie zur Zeit, wo sie den Kardinal Polus liebte, wißt Ihr noch?

Simon Renard Sehr verliebt, das ist wahr, und folglich sehr eifersüchtig.

Lord Chandos Der Italiener hat sie behext!

Lord Montagu In der Tat, man sagt, in seinem Lande verstünde man sich auf Tränke für dergleichen.

Lord Clinton Die Spanier verstehen sich auf Gifte, die Einen sterben, und die Italiener auf Gifte, die Einen verliebt machen.

Lord Chandos Dann ist der Fabiani zugleich Spanier und Italiener. Die Königin ist krank und verliebt. Er hat ihr von beiden zu trinken gegeben.

Lord Montagu Aha! in der Tat, ist er Spanier oder Italiener?

Lord Chandos Es scheint ausgemacht, daß er in Italien im Capitanat geboren und in Spanien erzogen worden ist. Er behauptet, er sei mit einem großen spanischen Geschlechte verwandt. Lord Clinton kann das an den Fingern herzählen.

Lord Clinton Ein Abenteurer. Weder ein Spanier, noch weniger ein Engländer, Gott sei Dank. Leute, die keinem Lande angehören, haben kein Erbarmen mit einem Lande, wenn sie mächtig sind!

Lord Montagu Sagtet Ihr nicht, die Königin sei krank, Chandos? Das hindert sie nicht, mit ihrem Günstling guter Dinge zu sein.

Lord Clinton Guter Dinge! Guter Dinge! Während die Königin lacht, weint das Volk und mästet sich der Günstling. Der Mensch säuft Silber und frißt Gold! Die Königin hat ihm die Güter des Lord Talbot, des großen Lord Talbot, gegeben! Die Königin hat ihn zum Grafen von Clanbrassil und Baron von Dinasmonddy gemacht, den Fabiano Fabiani, den Lügner, der sagt, er stamme aus dem spanischen Geschlechte der Peñalver. Er ist Pair von England, wie Ihr, Montagu, wie Ihr, Chandos, wie Stanley, wie Norfolk, wie ich, wie der König! Er trägt das Hosenband, wie der Infant von Portugal, wie der König von Dänemark, wie Thomas Percy, der siebente Graf von Northumberland! Und was für ein Tyrann das ist, der uns von seinem Bette aus Gesetze macht! Nie lag es schwerer über England. Und doch habe ich viel gesehen, ich bin alt! Siebenzig neue Galgen zu Tyburn, die Scheiterhaufen immer Glut und nie Asche, die Axt des Henkers wird jeden Morgen geschliffen und ist schartig jeden Abend. Jeden Tag fällt man einen großen Edlen. Vorgestern Blantyre, gestern Northcurry, heute South-Reppo, morgen Tyrconnel. Die nächste Woche kommt die Reihe an Euch, Chandos, und den nächsten Monat an mich! Mylords! es ist schmachvoll und ruchlos, daß all diese guten englischen Köpfe so zum Zeitvertreibe eines elenden Abenteurers fallen, der nicht einmal aus diesem Lande ist. Es ist ein abscheulicher und unerträglicher Gedanke, daß ein neapolitanischer Günstling so viel Henkerblöcke, als er Lust hat, unter dem Bette dieser Königin hervorziehen kann. Sie sind guter Dinge, sagt Ihr. Bei dem Himmel, das ist schändlich! Ha! sie sind guter Dinge, die Verliebten, während der Kopfabhacker vor ihrer Türe Witwen und Waisen macht. O! in

das Klimpern Eurer italienischen Guitarre tönt zu viel Kettengerassel, Frau Königin! Ihr laßt Sänger von der Kapelle zu Avignon kommen, Ihr habt in Eurem Palaste alle Tage Komödien, Schauspiele, Musikanten. Bei Gott, Madame, etwas weniger Lachen bei Euch, wenn's beliebt, und etwas weniger Weinen bei uns. Weniger Gaukler dort, und weniger Henker hier. Weniger Bühnen zu Westminster und weniger Schafotte zu Tyburn.

Lord Montagu Habt Acht! Wir sind getreue Untertanen, Mylord Clinton. Nichts auf die Königin, Alles auf Fabiani.

Simon Renard*legt die Hand auf die Schulter des Lord Clinton:* Geduld!

Lord Clinton Geduld! das könnt Ihr ganz leicht sagen, Herr Simon Renard. Ihr seid Vogt von Amont in der Franche-Comté, Untertan des Kaisers und sein Gesandter zu London. Ihr vertretet hier den Prinzen von Spanien, den zukünftigen Gemahl der Königin. Eure Person ist heilig für den Günstling. Aber wir, das ist was Anders. – Seht, für Euch ist Fabiani der Schäfer, für uns der Metzger.

Die Nacht ist völlig hereingebrochen.

Simon Renard Dieser Mensch ist mir eben so lästig, als Euch. Ihr fürchtet nur für Euer Leben, ich fürchte für mein Ansehen, das ist weit mehr. Ich spreche nicht, ich handle. Ich habe weniger Zorn, als Ihr Mylord, ich habe mehr Haß. Ich werde den Günstling vernichten.

Lord Montagu O! was tun? Ich brüte alle Tage darüber.

Simon Renard Die Günstlinge der Königinnen steigen und fallen nicht am Tage, sondern des Nachts.

Lord Chandos Diese Nacht ist wenigstens sehr finster und häßlich!

Simon Renard Ich finde sie schön für das, was ich tun will.

Lord Chandos Was habt Ihr vor?

Simon Renard Ihr werdet sehen. – Mylord Chandos, die Laune herrscht, wenn ein Weib herrscht. Die Politik ist dann nicht mehr das Werk der

Berechnung, sondern des Zufalls. Man kann auf nichts mehr zählen. Das Heute führt nicht logisch das Morgen herbei. Man spielt nicht mehr Schach, man spielt Karten.

Lord Clinton Das ist ganz gut, aber zur Sache. Herr Vogt, wann werdet Ihr uns von dem Günstling befreit haben? Es eilt. Morgen wird Tyrconnel enthauptet.

Simon Renard Tyrconnel wird morgen Abend mit Euch speisen, wenn ich diese Nacht den Mann finde, welchen ich suche.

Lord Clinton Was wollt Ihr damit sagen? Was wird dann aus Fabiani geworden sein?

Simon Renard Habt Ihr gute Augen, Mylord?

Lord Clinton Ja, obgleich ich alt bin und die Nacht finster ist.

Simon Renard Seht Ihr London auf der andern Seite des Wassers?

Lord Clinton Ja, warum?

Simon Renard Seht scharf hin. Man sieht von hier aus den Wirbel und die Sohle der Fortuna jedes Günstlings, Westminster und den Turm von London.

Lord Clinton Und nun?

Simon Renard Wenn Gott mir beisteht, wird ein Mann, der im Augenblicke, wo wir sprechen, noch dort ist *er deutet auf Westminster*, morgen zur nämlichen Stunde da sein. *Er deutet auf den Tower.*

Lord Clinton Möge Gott Euch helfen!

Lord Montagu Das Volk haßt ihn eben so sehr, als wir. Welch Fest wird für London der Tag seines Falles sein!

Lord Chandos Wir sind in Euren Händen, Herr Vogt, verfügt über uns. Was sollen wir tun?

Simon Renard*deutet auf das Haus am Wasser:* Ihr seht doch alle dies Haus da? Es gehört dem Gilbert, einem Arbeiter. Verliert es nicht aus dem Gesicht. Zerstreut Euch mit Euren Leuten, ohne Euch jedoch zu sehr zu entfernen. Vor Allem tut nichts ohne mich.

Lord Chandos Gut.

A *lle gehen nach verschiedenen Seiten ab.*

Simon Renard*allein:* Ein Mann, wie der, den ich nötig habe, findet sich nicht leicht. *Er geht ab.*

Jane und Gilbert treten auf, sie halten sich umschlungen und gehen nach dem Hause zu. Joshua Farnaby begleitet sie, er ist in einen Mantel gehüllt.

Zweite Szene

Jane, Gilbert, Joshua Farnaby

Joshua Ich verlasse euch hier, meine guten Freunde. Es ist Nacht, ich muß meinen Dienst als Schließer des Londoner Turms tun. Ach, ich bin nicht so frei, wie ihr! Seht, ein Kerkermeister ist nur eine andere Art von einem Gefangenen. Lebe wohl, Jane. Lebe wohl, Gilbert. Du mein Gott, meine Freunde, wie froh bin ich, euch glücklich zu sehen! Aha, Gilbert, wann ist die Hochzeit?

Gilbert In acht Tagen, nicht wahr, Jane?

Joshua Meiner Treu, übermorgen haben wir Weihnachten; das ist der Tag für Wünschen und Schenken, aber ich weiß nicht, was ich euch wünschen soll. Man kann von der Braut nicht mehr Schönheit und von dem Bräutigam nicht mehr Liebe verlangen. Ihr seid glücklich!

Gilbert Guter Joshua! und du, bist du nicht glücklich?

Joshua Weder glücklich, noch unglücklich. Ich habe auf Alles verzichtet. Siehst du, Gilbert? *Er schlägt seinen Mantel halb auseinander und zeigt einen Bund Schlüssel, der an seinem Gürtel hängt.* Gefängnisschlüssel, die

einem beständig am Gürtel rasseln, das spricht, das macht Einem alle möglichen philosophischen Gedanken. Wie ich jung war, war ich wie ein Anderer, verliebt einen ganzen Tag, ehrgeizig einen ganzen Monat und ein Narr das ganze Jahr. Meine jungen Jahre fielen so unter König Heinrich den Achten. Ein sonderbarer Mann der König Heinrich. Ein Mann, der seine Weiber wechselte, wie ein Weib seine Röcke. Die erste verstieß er, der zweiten ließ er den Kopf abschlagen, der dritten den Leib aufschneiden, die vierte begnadigte er und jagte sie fort, aber dafür ließ er dann der fünften wieder den Kopf abschneiden. Das ist nicht das Märchen vom Blaubart, was ich Euch da erzähle, schöne Jane, das ist die Geschichte König Heinrich's des Achten. Ich gab mich in der Zeit mit den Religionshändeln ab, ich schlug mich für die eine und für die andere Partei. Es war damals das Beste, was man tun konnte. Es war übrigens eine kitzliche Sache. Es frug sich, ob man für oder wider den Pabst sei. Die Leute des Königs hingen die, welche dafür, und verbrannten die, welche dagegen waren. Die Gleichgültigen, d. h. die, welche weder dafür noch dagegen waren, hing oder verbrannte man, wie's gerade kam. Der Teufel mochte sich da herausziehen. Ja, der Strick – nein, der Scheiterhaufen – weder ja, noch nein, der Strick und der Scheiterhaufen. Ich, der ich mit euch spreche, habe oft genug nach Braten gerochen und weiß nicht genau, ob ich zwei- oder dreimal bin wieder abgeschnitten worden. Das war eine schöne Zeit. Ohngefähr wie jetzt. Ja, ich schlug mich für Alles. Hole mich der Teufel, wenn ich noch weiß, für wen und für was ich mich geschlagen habe. Wenn man mir wieder vom Meister Luther und vom Pabst Paul dem Dritten spricht, so zucke ich die Achseln. Siehst du, Gilbert, wenn man graue Haare hat, muß man nicht mehr nach den Meinungen sehen, für die man sich geschlagen, und nach den Weibern, denen man den Hof im zwanzigsten Jahre gemacht hat. Weiber und Meinungen sehen dann gar häßlich, gar alt, gar hinfällig, gar zahnlückig, gar runzlig, gar dumm aus. Das ist meine Geschichte! Jetzt habe ich mich von den Geschäften zurückgezogen. Ich bin weder Soldat des Königs, noch Soldat des Pabstes, ich bin Schließer des Turmes von London. Ich schlage mich für Niemand mehr und schließe hinter Jedermann zu. Ich bin Schließer und bin alt; ich stehe mit dem einen Fuße im Kerker und mit dem andern in der Grube. Ich lese die Scherben alter Minister und alter Günstlinge auf, die bei der Königin zerbrochen werden. Das ist sehr unterhaltend. Und dann habe ich ein kleines Kind, das

ich liebe, und dann euch beide, die ich auch liebe, und bin glücklich, wenn ihr glücklich seid.

Gilbert Dann sei glücklich, Joshua! Nicht wahr, Jane?

Joshua Ich, ich kann nichts für dein Glück tun, aber Jane Alles; du liebst sie! Ich werde dir nie in meinem Leben einen Dienst tun. Du bist glücklicher Weise kein so vornehmer Herr, daß du jemals den Schlüsselträger des Londoner Turms nötig haben solltest. Jane wird meine Schuld mit der ihrigen abtragen; denn sie und ich verdanken dir Alles. Jane war ein armes Kind, eine verlassene Waise; du hast sie aufgenommen und erzogen. Ich, ich war nahe daran, an einem schönen Abend in der Themse zu ertrinken; du hast mich aus dem Wasser gezogen.

Gilbert Zu was immer davon sprechen, Joshua?

Joshua Nur um dir zu sagen, daß es unsere Pflicht ist, dich zu lieben; ich, wie ein Bruder, Jane ... nicht wie eine Schwester.

Jane Nein, wie ein Weib. Ich verstehe Euch, Joshua. *Sie verfällt wieder in ihr Träumen.*

Gilbert*leise zu Joshua:* Betrachte sie, Joshua! Ist sie nicht schön und reizend? wäre sie nicht eines Königs würdig? Wenn du wüßtest! Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich sie liebe!

Joshua Nimm dich in Acht, das ist unklug; ein Weib, das liebt sich nicht so; ein Kind, meinetwegen!

Gilbert Was willst du sagen?

Joshua Nichts. – Ich werde in acht Tagen bei eurer Hochzeit sein. Ich hoffe, daß mir dann die Staatsgeschäfte ein wenig Ruhe lassen und daß Alles vorbei sein wird.

Gilbert Wie? Was soll vorbei sein?

Joshua Ah, du kümmerst dich um diese Sachen nicht, Gilbert. Du bist verliebt. Du bist aus dem Volke. Was kümmern dich die Ränke da oben,

dich, der du unten glücklich bist? Doch, weil du mich fragst, will ich dir sagen, daß man hofft, in acht Tagen von heute an, in vierundzwanzig Stunden vielleicht, werde Fabiano Fabiani bei der Königin durch einen Andern ersetzt sein.

Gilbert Wer ist der Fabiano Fabiani?

Joshua Er ist der Geliebte der Königin, ein sehr mächtiger und sehr liebenswürdiger Günstling, ein Günstling, der einem Menschen, welcher ihm mißfällt, den Kopf in weniger Zeit abschlagen läßt, als ein holländischer Bürgermeister braucht, um einen Löffel Suppe zu essen; der beste Günstling, den der Henker des Londoner Turms seit zehn Jahren hatte. Denn du weißt, daß der Henker für den Kopf eines großen Herrn zehn Silbergulden und zuweilen das Doppelte erhält, wenn der Kopf recht wichtig ist. Man wünscht sehr den Sturz dieses Fabiani. – Es ist wahr, bei meinem Dienste im Turm höre ich nur Leute von sehr übler Laune, Unzufriedene, denen man in einem Monat den Kopf abschlagen wird, auf seine Kosten Anmerkungen machen.

Gilbert Mögen die Wölfe sich unter einander zerreißen! Was kümmert uns die Königin und der Günstling der Königin? Nicht wahr, Jane?

Joshua O, es gibt eine gewaltige Verschwörung gegen Fabiani! Er hat von Glück zu sagen, wenn er sich herauszieht. Es sollte mich nicht wundern, wenn heute Nacht irgend ein Schlag geschähe. Ich sah den Meister Simon Renard ganz in Gedanken da herum schleichen.

Gilbert Wer ist der Meister Simon Renard?

Joshua Wie, das weißt du nicht? Er ist der rechte Arm des Kaisers zu London. Die Königin soll den Prinzen von Spanien, dessen Gesandter Simon Renard ist, heiraten. Die Königin haßt diesen Simon Renard; aber sie fürchtet ihn und vermag nichts gegen ihn. Er hat schon zwei bis drei Günstlinge vernichtet. Das ist so sein Instinkt. Er säubert den Palast von Zeit zu Zeit. Ein feiner und sehr boshafter Mann, der alles weiß, was vorgeht, und immer zwei oder drei Stockwerke tief unter alle Ereignisse gräbt. Was den Lord Paget betrifft – hast du mich nicht auch gefragt, wer der Lord Paget sei? – das ist ein pfiffiger Edelmann, der unter Heinrich dem

Achten zu tun hatte. Er ist Mitglied des geheimen Rats. Er hat ein Ansehen, daß die andern Minister vor ihm den Atem verlieren, den Kanzler »Mylord Gardiner« ausgenommen, der hat einen Abscheu vor ihm. Ein heftiger Mann, der Gardiner und von sehr gutem Herkommen. Paget ist nichts. Der Sohn eines Seifensieders. Er soll zum Baron Paget von Beaudesert in Stafford ernannt werden.

Gilbert Wie er das Alles so geläufig herzählt, der Joshua!

Joshua Bei Gott, wenn man so die Staatsgefangenen schwätzen hört.

Simon Renard erscheint im Hintergrund der Bühne.

Siehst du, Gilbert, der Mann, welcher am besten die Geschichte dieser Zeit kennt, ist der Kerkermeister vom Londoner Turm.

Simon Renard*welcher die letzten Worte gehört hat, aus dem Hintergrund der Bühne*: Ihr irrt Euch, mein Freund, es ist der Henker.

Joshua*leise zu Gilbert und Jane*: Treten wir ein wenig zurück.

Simon Renard entfernt sich langsam. – Nachdem Simon Renard verschwunden ist: Das ist gerade Meister Simon Renard.

Gilbert Alle diese Leute, welche um mein Haus herumschleichen, mißfallen mir.

Joshua Zum Teufel, was will er hier? Ich will schnell zurück; ich glaube er sorgt mir für Arbeit. Lebe wohl, Gilbert. Lebt wohl, schöne Jane. – Und doch kannte ich Euch, wie Ihr nicht größer waret, als so!

Gilbert Lebe wohl, Joshua. – Doch sprich, was verbirgst du da unter deinem Mantel?

Joshua Ach! Ich habe auch meinen Anschlag.

Gilbert Welchen Anschlag?

Joshua Wie ihr Verliebten Alles vergeßt! Ich sagte euch eben, daß wir übermorgen den Tag der Angebinde und Geschenke haben. Die Herren denken auf eine Überraschung für Fabiani, ich, ich denke ebenfalls auf eine. Die Königin wird sich vielleicht einen ganz neuen Günstling anschaffen. Ich, ich schaffe meinem Kinde eine Puppe an. *Er zieht eine Puppe unter seinem Mantel hervor.* Auch ganz neu. Wir wollen sehen, wer von Beiden sein Spielzeug am schnellsten zerbricht. – Gott behüte euch, meine Kinder!

Gilbert Auf Wiedersehen, Joshua!

Joshua entfernt sich. Gilbert nimmt die Hand von Jane und küßt sie leidenschaftlich.

Joshua*im Hintergrund der Bühne*: Oh! wie groß die Vorsehung ist! Sie gibt jedem sein Spielzeug, die Puppe dem Kind, das Kind dem Mann, den Mann dem Weib und das Weib dem Teufel! *Er geht ab.*

Dritte Szene

Gilbert, Jane

Gilbert Ich muß dich jetzt auch verlassen. Lebe wohl, Jane, gute Nacht!

Jane Ihr geht heute Abend nicht mit mir heim, Gilbert?

Gilbert Ich kann nicht. Du weißt, ich habe dir es schon gesagt, Jane, ich habe in meiner Werkstatt heute Nacht eine Arbeit fertig zu machen. Ich muß einen Dolchgriff, ich weiß nicht für was für einen Lord Clanbrassil ziselieren; ich kenne ihn nicht, er hat es heute morgen bei mir bestellen lassen.

Jane Gute Nacht dann, Gilbert. Auf Morgen.

Gilbert Nein, Jane, noch einen Augenblick. O mein Gott! wie schwer es mir fällt, mich nur wenige Stunden von dir zu trennen! Es ist wohl wahr, daß du mein Leben und meine Freude bist; und doch muß ich arbeiten, wir sind so arm! Ich mag nicht hineingehen, denn ich würde bleiben, und doch kann ich nicht weg; wie schwach ich bin! Komm, wir wollen uns ein wenig

vor die Türe setzen, da, auf die Bank; ich meine, es müßte mir so leichter fallen wieder wegzugehen, als wenn ich erst in das Haus oder gar in dein Zimmer ginge. Gib mir deine Hand. *Er setzt sich und nimmt ihre beiden Hände in die seinigen, sie bleibt vor ihm stehen.* Jane, liebst du mich?

Jane O, ich verdanke Euch Alles! Ich weiß es, obgleich Ihr mir es lange verborgen habt. Ganz klein, fast noch in der Wiege, wurde ich von meinen Eltern verlassen; Ihr habt mich aufgenommen, seit sechzehn Jahren hat Euer Arm wie der eines Vaters für mich gearbeitet. Eure Augen haben wie die einer Mutter über mich gewacht. Mein Gott, was wäre ich ohne Euch? Ihr habt mir Alles gegeben, was ich habe; Ihr habt mich zu Allem gemacht, was ich bin.

Gilbert Jane, liebst du mich?

Jane Wie Ihr Euch aufopfert, Gilbert! Ihr arbeitet Tag und Nacht für mich, Ihr versengt Euch die Augen, Ihr tötet Euch. Seht, heute bringt Ihr wieder die Nacht so hin. Und nie ein Vorwurf, nie ein hartes Wort. Ihr seid so arm, und doch – selbst meine geringsten Launen schont und befriedigt Ihr. Gilbert, ich denke nur an Euch, die Tränen in den Augen. Ihr hattet manchmal kein Brot, und mir fehlte es nie an Bändern.

Gilbert Jane, liebst du mich?

Jane Gilbert, ich möchte Eure Füße küssen.

Gilbert Liebst du mich? Liebst du mich? O! all das sagt mir nicht, daß du mich liebst; dies Wort da habe ich nötig! Dankbarkeit, immer Dankbarkeit! O! ich trete die Dankbarkeit mit Füßen! Ich will Liebe, oder nichts! – Sterben! – Jane, seit sechzehn Jahren bist du meine Tochter, du wirst jetzt mein Weib werden. Ich hatte dich angenommen, ich will dich heiraten. In acht Tagen! Du weißt, du hast es mir versprochen, du hast es eingewilligt, du bist meine Braut. O! du liebtest mich, als du mir das versprachst. O Jane! es gab eine Zeit, denkt dir es noch, wo du deine schönen Augen zum Himmel aufschlugst und zu mir sagtest: ich liebe dich! So möchte ich dich immer haben. Seit einigen Monaten ist es mir, als wäre etwas in dir anders geworden, seit drei Wochen besonders, wo meine Arbeit mich zwingt, manchmal des Nachts abwesend zu sein. O Jane! ich will, daß du mich

liebst. Ich bin daran gewöhnt. Du warst sonst so froh, und jetzt bist du immer traurig und zerstreut, nicht kalt, armes Kind, du tust dein Möglichstes, um es nicht zu sein; aber ich fühle wohl, daß die Worte der Liebe dir nicht mehr so frei und von selbst kommen, wie sonst. Was hast du? Liebst du mich nicht mehr? Gewiß, ich bin ein braver Mann, ein guter Arbeiter, ja, ja, aber ich möchte ein Dieb und ein Mörder sein und von dir geliebt werden! – Jane, wenn du wüßtest, wie ich dich liebe!

Jane Ich weiß es, Gilbert, und weine –

Gilbert Vor Freude! Nicht wahr? Sage mir, daß du vor Freude weinst. O! ich muß es glauben. Es gibt ja sonst nichts auf der Welt, als geliebt zu werden. Ich bin nichts, als ein armer Handwerksmann, aber meine Jane muß mich lieben. Was sprichst du mir immer von dem, was ich getan habe? Nur ein Wort der Liebe von dir, Jane, und ich bin dein Schuldner. Ich will verdammt sein und ein Verbrechen begehen, wenn du es wolltest. Du wirst mein Weib, nicht wahr, und du liebst mich? Siehst du, Jane, für einen Blick von dir gäbe ich all meine Arbeit und Mühe, für ein Lächeln mein Leben, für einen Kuß meine Seele!

Jane Was Ihr ein edles Herz habt, Gilbert!

Gilbert Höre, Jane! Lache, wenn du willst, ich bin ein Narr, ich bin eifersüchtig! Das ist einmal so. Kränke dich nicht darum. Seit einiger Zeit kommt es mir vor, als sähe ich die jungen Herrn da herumstreichen. Weißt du auch, Jane, daß ich vierunddreißig Jahre habe? Welch Unglück für einen armseligen, linkischen und schlecht gekleideten Arbeiter, wie ich, ein schönes, reizendes Kind von siebzehn Jahren zu lieben, das die jungen, schönen, vergoldeten und verbrämten Edelleute anzieht, wie ein Licht die Schmetterlinge! O, ich leide! Ich beleidige dich nie in meinen Gedanken, dich, die du so gut, so rein bist, deren Stirne nie, als von meinen Lippen, berührt worden ist! Ich finde nur, daß es dir zu viel Freude macht, die Aufzüge und das Gefolge der Königin vorbeiziehen und alle die schönen Kleider von Seide und Sammet zu sehen, worunter es so wenig Herzen und so wenig Seelen gibt! Verzeihe mir! – Mein Gott! warum kommen doch so viele junge Edelleute hierher? Warum bin ich nicht jung, schön, edel und reich? Gilbert, Arbeiter, das ist Alles. Sie, Lord Chandos, Lord Gerard Fitz-Gerard, der Graf von Arundel, der Herzog von Norfolk, o wie ich sie hasse!

Ich bringe mein Leben hin, indem ich ihnen Degengriffe meisele, deren Klingen ich ihnen durch den Leib rennen möchte.

Jane Gilbert! ...

Gilbert Vergib, Jane. Nicht wahr, die Liebe macht Einen sehr böse.

Jane Nein, sehr gut. – Ihr seid gut, Gilbert.

Gilbert O wie ich dich liebe! Jeden Tag mehr. Ich möchte für dich sterben. Liebe mich, oder liebe mich nicht, es ist in deiner Hand. Ich bin ein Narr. Verzeihe mir, was ich gesagt habe. Es ist spät, ich muß dich verlassen. Lebe wohl. Mein Gott, wie traurig es ist dich zu verlassen! Gehe hinein. Hast du deinen Schlüssel nicht?

Jane Nein, ich weiß seit einigen Tagen nicht, wo er hingekommen ist.

Gilbert Da ist der meinige. – Auf Morgen, Morgen. – Jane, vergiß nicht: noch heute dein Vater, in acht Tagen dein Gemahl. *Er küßt sie auf die Stirne und geht.*

Jane*allein*: Mein Gemahl! O nein, ich werde dies Verbrechen nicht begehen. Armer Gilbert, er liebt mich – und der Andere! . . . wenn mich nur die Eitelkeit nicht um die Liebe betrogen hat! Ich Arme, in wessen Hände bin ich jetzt? O, ich bin sehr undankbar und schuldbeladen! Ich höre Tritte; schnell zurück. *Sie tritt in das Haus.*

Vierte Szene

Gilbert. Ein Mann, der in einen Mantel gehüllt ist und eine gelbe Mütze trägt. Der Mann hält Gilbert bei der Hand.

Gilbert Ja, ich erkenne dich, du bist der Betteljude, welcher seit einigen Tagen um dies Haus schleicht. Was willst du von mir? Warum hast du mich bei der Hand gefaßt und hierher geführt?

Der Mann Was ich Euch zu sagen habe, kann ich nur hier sagen.

Gilbert Nun! was ist es denn? Sprich, rasch.

Der Mann Hört, junger Mann. – Es sind jetzt sechzehn Jahre seit der Nacht, wo Lord Talbot, Graf von Waterford, wegen Papismus und Hochverrates bei Fackelschein enthauptet wurde, und die Soldaten des Königs Heinrich des Achten seine Anhänger in London in Stücke hieben. Man schoß die ganze Nacht in den Straßen auf einander. In dieser Nacht nun arbeitete in seiner Bude ein junger Arbeiter, der weit mehr mit seiner Arbeit, als mit dem Kampfe beschäftigt war. Es war die erste Bude am Anfang der Londoner Brücke. Eine niedrige Türe zur Rechten, Spuren von alter, roter Malerei auf der Mauer. Es mochte zwei Uhr des Morgens sein. Man schlug sich in der Nähe. Die Kugeln flogen pfeifend über die Themse. Plötzlich wurde an die Türe der Bude geklopft, durch welche die Lampe des Arbeiters einen schwachen Lichtschimmer warf. Der Arbeiter öffnete. Ein Mann, den er nicht kannte, trat ein. Dieser Mann trug in seinen Armen ein Kind, noch in den Windeln, das sehr erschrocken war und weinte. Der Mann legte das Kind auf den Tisch und sagte: da ist ein Geschöpf, das weder Vater noch Mutter mehr hat. Dann ging er langsam weg und schlug die Türe hinter sich zu. Gilbert, der Arbeiter, hatte selbst weder Vater noch Mutter. Der Arbeiter nahm das Kind, die Waise adoptierte die Waise. Er nahm es, er wachte über es, er kleidete, er ernährte, er hütete, er erzog, er liebte es. Er widmete sich ganz diesem armen kleinen Geschöpf, das der Bürgerkrieg in seine Bude geworfen hatte. Er vergaß Alles für es, seine Jugend, seine Liebeshändel, sein Vergnügen; er machte aus diesem Kinde den einzigen Gegenstand seiner Arbeit, seiner Neigung, seines Lebens, und jetzt sind es sechzehn Jahre, daß das so fortgeht. Gilbert, der Arbeiter wart Ihr; das Kind ...

Gilbert War Jane. Alles, was du da sagst, ist wahr; aber was willst du damit?

Der Mann Ich vergaß dir zu sagen, daß an die Windeln des Kindes ein Papier mit einer Nadel geheftet war, worauf die Worte standen: Habt Erbarmen mit Jane.

Gilbert Das war mit Blut geschrieben. Ich habe das Papier aufgehoben und trage es immer bei mir. Aber du spannst mich auf die Folter. Was willst du damit? Sprich!

Der Mann Das. – Ihr seht, ich kenne Eure Geschichten. Gilbert! Wacht diese Nacht über Euer Haus.

Gilbert Was willst du?

Der Mann Kein Wort mehr. Geht nicht an Eure Arbeit. Bleibt in der Nähe dieses Hauses. Wacht. Ich bin weder Euer Freund, noch Euer Feind, es ist ein Rat, den ich Euch gebe. Für jetzt verlaßt mich, um Euch nicht selbst zu schaden. Geht nach der Seite da und kommt, wenn Ihr mich um Hülfe rufen hört.

Gilbert Was bedeutet das? *Er geht langsam ab.*

Fünfte Szene

Der Mann, allein

Der Mann Die Sache ist so gut angelegt. Ich hatte was Junges und Kräftiges nötig, das mir helfen kann, wenn es Not tut. Den Gilbert kann ich gerade brauchen. – Es ist mir, als hörte ich das Geräusch von Rudern und eine Guitarre auf dem Wasser. – Ja. *Er geht nach dem Geländer. Man hört eine Guitarre und eine Stimme in der Ferne.* – Das ist mein Mann. – Er landet. Gut. Er schickt den Fischer weg. Vortrefflich! *Er kommt auf den Vordergrund der Bühne zurück.* Da kommt er.

Fabiano Fabiani tritt auf, in seinen Mantel gehüllt. Er geht auf die Türe des Hauses zu.

Sechste Szene

Der Mann, Fabiano Fabiani

Der Mann*hält Fabiani auf*: Ein Wort, wenn es Euch beliebt.

Fabiani Man spricht mit mir, glaub' ich. Wer ist der Spitzbube? Wer bist du?

Der Mann Alles, wofür es Euch beliebt, mich zu halten.

Fabiani Diese Laterne leuchtet schlecht. Aber du hast eine gelbe Mütze auf, wie mir deucht, eine Judenmütze? Bist du ein Jude?

Der Mann Ja, ein Jude. Ich habe Euch etwas zu sagen.

Fabiani Wie heißt du?

Der Mann Ich weiß Euren Namen, und Ihr wißt meinen nicht. Ich habe einen Vorteil über Euch; erlaubt mir, ihn zu behalten.

Fabiani Du weißt meinen Namen, du? Das ist nicht wahr.

Der Mann Ich weiß Euren Namen. Zu Neapel hießt Ihr Signor Fabiani, zu Madrid Don Faviano; zu London heißt Ihr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil.

Fabiani Hole dich der Teufel!

Der Mann Behüte Euch Gott!

Fabiani Ich werde dir Stockschläge geben lassen. Ich will nicht, daß man meinen Namen weiß, wenn ich so des Nachts vor mich hingehe.

Der Mann Besonders wenn Ihr dahin geht, wohin Ihr geht.

Fabiani Was soll das heißen?

Der Mann Wenn die Königin es wüßte!

Fabiani Ich gehe nirgends hin.

Der Mann Doch, Mylord! Ihr geht zu der schönen Jane, der Braut von Gilbert, dem Arbeiter.

Fabiani*bei Seite*: Teufel! das ist ein gefährlicher Mensch.

Der Mann Wollt Ihr, daß ich Euch noch mehr sage? Ihr habt das Mädchen verführt, und seit einem Monat hat sie Euch zweimal des Nachts zu sich gelassen, heute ist es das drittemal. Die Schöne wartet auf Euch.

Fabiani Still, still! Soll ich dir das Maul mit Silber stopfen? Wie viel willst du?

Der Mann Das werden wir gleich sehen. Soll ich Euch jetzt auch sagen, Mylord, warum Ihr das Mädchen verführt habt?

Fabiani Wahrhaftig, weil ich in sie verliebt war.

Der Mann Nein. Das wart Ihr nicht.

Fabiani Ich hätte Jane nicht geliebt?

Der Mann So wenig, als Ihr die Königin liebt. Liebe, nein; Berechnung, ja.

Fabiani Kerl, du bist kein Mensch, du bist mein Gewissen, als Jude verkleidet.

Der Mann Ich will mit Euch reden, wie Euer Gewissen, Mylord. Die ganze Geschichte verhält sich so. Ihr seid der Günstling der Königin. Die Königin hat Euch das Hosenband gegeben, den Grafen- und den Herrentitel. Taube Nüsse das Alles. Das Hosenband ist ein Lumpen, die Grafschaft ein Wort, der Herrentitel verhilft Einem zu dem Recht, den Kopf abgeschnitten zu kriegen. Ihr hattet was Besseres nötig. Ihr brauchtet, Mylord, gute Äcker, gute Vogteien, gute Schlösser und gute Einkünfte in guten Pfunden. Heinrich der Achte nun hatte die Güter des vor sechszehn Jahren enthaupteten Lord Talbot konfisziert. Ihr habt Euch von der Königin die Güter des Lord Talbot schenken lassen. Aber um die Schenkung gültig zu machen, hätte Lord Talbot ohne Nachkommen sterben müssen. Wenn es einen Erben oder eine Erbin des Lord Talbot gäbe, so unterläge es keinem Zweifel, daß, da Lord Talbot für die Königin Marie und ihre Mutter Catharina von Aragonien gestorben ist, da Lord Talbot ein Papiste war, und da die Königin Marie eine Papistin ist, daß die Königin Euch, Ihr möcht noch so sehr ihr Günstling sein, Mylord, die Güter abnehmen und sie aus Pflichtgefühl, Dankbarkeit und Religiosität dem Erben oder der Erbin zurückgeben würde. Ihr fühltet Euch von der Seite ziemlich sicher. Lord Talbot hatte nichts als eine kleine Tochter, die zur Zeit, wo ihr Vater enthauptet wurde, aus der Wiege verschwand und von ganz England für tot

gehalten wurde. Aber Eure Spione haben neulich entdeckt, daß in der Nacht, wo Lord Talbot und seine Partei durch Heinrich den Achten vernichtet wurde, ein Kind ganz geheimnisvoll bei einem Arbeiter an der Londoner Brücke untergebracht worden wäre, daß es unter dem Namen Jane aufgewachsen und wahrscheinlich Jane Talbot, das kleine verschwundene Mädchen sei. Die schriftlichen Beweise für ihre Geburt fehlten, das ist wahr; aber sie konnten sich alle Tage wieder finden. Der Zufall war verdrießlich. Sich vielleicht eines Tages genötigt zu sehen, Shrewsbury, Wexford, das eine schöne Stadt ist, und die prächtige Grafschaft Waterford abzutreten, das ist hart. Was tun? Ihr sannt auf ein Mittel, das Mädchen zu vernichten. Ein braver Mann hätte sie vergiften oder ermorden lassen; Ihr, Mylord, habt es besser angefangen, Ihr habt es entehrt.

Fabiani Unverschämter!

Der Mann Euer Gewissen spricht mit Euch, Mylord. Ein Anderer hätte dem Mädchen das Leben genommen, Ihr habt ihm die Ehre und somit die Zukunft gestohlen. Die Königin Marie ist prüde, trotz ihrer Liebschaften.

Fabiani Der Mann geht Allem auf den Grund.

Der Mann Die Königin hat keine gute Gesundheit; die Königin kann sterben, und dann würde der Günstling über ihrem Grabe stolpern. Die materiellen Beweise für den Rang des Mädchens können sich wiederfinden, und dann, wenn die Königin tot ist, wird Jane, trotz ihrer Entehrung, als Erbin von Talbot anerkannt werden. Nun, Ihr habt auch den Fall vorausgesehen, Ihr seid ein junger Herr von gutem Aussehen, Ihr habt sie in Euch verliebt gemacht, sie hat sich Euch überlassen; im schlimmsten Falle würdet Ihr sie heiraten. Sträubt Euch nicht gegen diesen Plan, Mylord, ich finde ihn herrlich. Ich möchte Ihr sein, wenn ich nicht Ich wäre.

Fabiani Danke!

Der Mann Ihr habt die Sache mit Geschick betrieben. Ihr habt Euren Namen verborgen. Vor der Königin seid Ihr gedeckt. Das arme Ding meint, ein Ritter aus dem Lande Sommerset, Namens Amyas Pawlet, habe sie verführt.

Fabiani Alles! Er weiß Alles! Zur Sache jetzt. Was willst du von mir?

Der Mann Mylord, wenn Jemand die Papiere in seinen Händen hätte, welche über die Geburt, das Dasein und die Rechte der Erbin Talbot's Auskunft geben, so würde Euch das arm machen wie meinen Vorahnen Job, und würde Euch keine andern Schlösser übrig lassen, Don Fabiano, als Schlösser in Spanien, was Euch recht unangenehm sein würde.

Fabiani Ja, aber Niemand hat diese Papiere.

Der Mann Doch.

Fabiani Wer?

Der Mann Ich.

Fabiani Bah! du Elender! das ist nicht wahr. Jude, der spricht, Zunge, die lügt.

Der Mann Ich habe diese Papiere.

Fabiani Du lügst. Wo hast du sie?

Der Mann In meiner Tasche.

Fabiani Ich glaube dir nicht. Gut in Ordnung? Es fehlt nichts daran?

Der Mann Es fehlt nichts.

Fabiani Dann muß ich sie haben.

Der Mann Sachte!

Fabiani Jude, gib mir diese Papiere.

Der Mann Sehr gut. – Jude, elender Bettler, der in den Straßen herumstreicht, gib mir die Stadt Shrewsbury, gib mir die Stadt Wexford, gib mir die Grafschaft Waterford! – Ein Almosen, wenn es Euch beliebt!

Fabiani Diese Papiere sind Alles für mich, Nichts für dich.

Der Mann Simon Renard und Lord Chandos würden sie mir gut bezahlen.

Fabiani Simon Renard und Lord Chandos sind die zwei Hunde, zwischen welche ich dich werde hängen lassen.

Der Mann Ihr habt mir sonst nichts vorzuschlagen? Lebt wohl.

Fabiani Steh', Jude! – Was soll ich dir für diese Papiere geben?

Der Mann Etwas, das Ihr bei Euch habt.

Fabiani Meinen Beutel?

Der Mann Pfui! Wollt Ihr den meinigen?

Fabiani Was denn?

Der Mann Ihr habt ein Pergament, das Euch nie verläßt. Es ist ein Freibrief, den die Königin Euch gegeben hat, indem sie auf ihre katholische Krone schwur, dem, welcher ihr ihn überreichen wird, jede Gnade, die er verlangt, zu erweisen. Gebt mir diesen, und Ihr sollt die Urkunden der Jane Talbot erhalten. Papier um Papier.

Fabiani Was willst du mit diesem Freibrief anfangen?

Der Mann Seht die Karten aufgelegt, Mylord. Ich habe Euch Eure Geschichte gesagt; ich will Euch jetzt die meinige erzählen. Ich bin einer der ersten Wechsel-Juden in der Cantersten-Straße zu Brüssel. Ich leihe mein Geld aus. Das ist mein Geschäft. Ich leihe zehn, und man gibt mir fünfzehn wieder. Ich leihe der ganzen Welt, ich würde dem Teufel leihen, ich würde dem Pabste leihen. Es sind jetzt zwei Monate, daß einer meiner Schuldner starb, ohne mich bezahlt zu haben. Er war ein alter, verbannter Diener der Familie Talbot. Der arme Teufel hinterließ nichts, als einige Lumpen. Ich ließ sie in Beschlag nehmen. In diesen Lumpen fand sich ein Kästchen, und in diesem Kästchen Papiere, die Papiere von Jane Talbot, Mylord, mit ihrer aufs Genauste erzählten und für bessere Zeiten mit

Beweisen versehenen Geschichte. Die Königin von England gab Euch gerade damals die Güter von Jane Talbot. Nun hatte ich gerade die Königin von England für ein Darlehen von zehntausend Mark Gold nötig. Ich sah ein, daß sich mit Euch etwas würde machen lassen. Ich kam verkleidet nach England, ich spürte Euren Schritten nach, ich spähte Jane Talbot aus, ich selbst, ich tue Alles selbst. Auf diese Weise erfuhr ich Alles, und da bin ich. Ihr werdet die Papiere von Jane Talbot erhalten, wenn Ihr mir den Freibrief der Königin gebt. Ich werde darauf schreiben, die Königin möge mir zehntausend Mark Gold geben. Man ist mir hier auf der Kanzlei was schuldig; aber ich werde billig sein. Zehntausend Mark Gold, und nichts weiter. Ich fordere die Summe nicht von Euch, weil sie nur ein gekröntes Haupt bezahlen kann. Das heiße ich deutlich sprechen, hoffe ich. Seht, Mylord, zwei so gewandte Leute, wie Ihr und ich, gewinnen nichts dabei, wenn sie einander betrügen. Wenn der Erde die Ehrlichkeit verloren gegangen wäre, so müßte sie sich zwischen zwei Spitzbuben wieder finden.

Fabiani Unmöglich. Ich kann dir dies Pergament nicht geben. Zehntausend Mark Gold! Was wird die Königin sagen? Und dann, morgen kann ich in Ungnade fallen; dies Pergament ist mein Asyl, dies Pergament ist mein Kopf.

Der Mann Was geht mich das an?

Fabiani Fordere was Anderes.

Der Mann Ich will einmal das.

Fabiani Jude, gib mir die Papiere von Jane Talbot.

Der Mann Mylord, gebt mir den Freibrief der Königin.

Fabiani Nun denn, verfluchter Jude, ich muß dir nachgeben.

Er zieht ein Papier aus der Tasche.

Der Mann Zeigt mir den Freibrief der Königin.

Fabiani Zeige mir die Papiere Talbot's.

Der Mann Hernach. *Sie nähern sich der Laterne. Fabiani steht hinter dem Juden und hält ihm mit der linken Hand das Papier unter die Augen. Der Jude untersucht es.*

Der Mann*liest*: »Wir, Marie, Königin ...« – Gut. – Ihr seht, ich bin wie Ihr, Mylord. Ich habe Alles berechnet. Ich habe Alles vorhergesehen.

Fabiani*zieht mit der Rechten seinen Dolch und stößt ihn ihm in die Kehle*: Das ausgenommen.

Der Mann Oh! Verräter! ... – Hülfe! *Er fällt. Im Falle wirft er, ohne daß Fabiani es bemerkt, ein versiegeltes Paket hinter sich in den Schatten.*

Fabiani*bückt sich über den Körper*: Er ist tot, meiner Treu! – Schnell diese Papiere! *Er durchsucht den Juden.* Aber was! er hat nichts, nichts bei sich! kein Papier, der alte Hund! Er hat gelogen; er hat mich betrogen! Er hat mich bestohlen. Seht das, verdammter Jude! Oh! er hat nichts, es ist aus. Ich habe ihn umsonst getötet! Sie sind alle so, die Juden. Lügen und Stehlen, das ist der ganze Jude. Weg mit der Leiche, ich kann sie nicht vor dieser Türe lassen. *Er geht auf den Hintergrund der Bühne.* Vielleicht ist der Schiffer noch da, er mag mir helfen ihn in die Themse werfen. *Er steigt hinunter und verschwindet hinter dem Geländer.*

Gilbert*tritt auf der entgegengesetzten Seite auf*: Es ist mir, als hätte ich einen Schrei gehört. *Er erblickt unter der Laterne den auf der Erde ausgestreckten Körper.* Jemand ermordet! – Der Bettler!

Der Mann*erhebt sich halb*: Ah! ... Ihr kommt zu spät, Gilbert.

Er deutet mit dem Finger auf den Platz, wohin er das Paket geworfen. Nehmt das; es sind Papiere, welche beweisen, daß Jane, Eure Braut, die Tochter und Erbin des letzten Lord Talbot ist. Mein Mörder ist Clanbrassil, der Günstling der Königin. – Ach, ich ersticke! – Gilbert, räche mich und räche dich! ... – *Er stirbt.*

Gilbert Tot! – Ich soll mich rächen? Was will er sagen? Jane, Tochter des Lord Talbot? Lord Clanbrassil? der Günstling der Königin? Oh, mir schwindelt! *Er schüttelt die Leiche.* Sprich noch ein Wort! – Er ist tot.

Siebente Szene

Gilbert, Fabiani

Fabiani*kommt zurück*: Wer da?

Gilbert Man hat einen Menschen ermordet.

Fabiani Nein, einen Juden.

Gilbert Wer hat diesen Mann getötet?

Fabiani Wahrhaftig, Ihr oder ich!

Gilbert Herr! ...

Fabiani Kein Zeuge. Eine Leiche am Boden, zwei Männer daneben. Wer ist der Mörder? Nichts beweis't, daß der eine es eher sei, als der andere, ich eher, als Ihr.

Gilbert Elender! Ihr seid der Mörder.

Fabiani Nun ja, in der Tat, ich bin es! – Und nun?

Gilbert Ich werde die Wache rufen.

Fabiani Ihr werdet mir helfen, den Körper in's Wasser werfen.

Gilbert Ich werde Euch verhaften und bestrafen lassen.

Fabiani Ihr werdet mir helfen, den Körper in's Wasser werfen.

Gilbert Ihr seid unverschämt.

Fabiani Glaubt mir, verwischen wir jede Spur, es geht Euch mehr an, als mich.

Gilbert Das ist stark.

Fabiani Einer von uns beiden hat den Streich geführt. Ich, ich bin ein großer Herr, ein edler Herr; Ihr, Ihr seid ein Landstreicher, ein Bettler, ein Mann aus dem Volke. Ein Edelmann, der einen Juden tötet, zahlt vier Sous Strafgeld. Ein Mann aus dem Volke, der einen tötet, wird gehenkt.

Gilbert Ihr würdet wagen?

Fabiani Ich zeige Euch an, wenn Ihr mich anzeigt. Man wird mir eher glauben, als Euch. Jedenfalls ist die Wette ungleich. Vier Sous Strafe für mich, der Galgen für Euch.

Gilbert Keine Zeugen! keine Beweise! Oh! mein Kopf wird wirr. Der Schurke hat mich, er hat Recht.

Fabiani Soll ich Euch helfen, den Körper in's Wasser werfen?

Gilbert Ihr seid der Teufel!

Gilbert faßt die Leiche am Kopf, Fabiani an den Füßen; sie tragen sie bis zum Geländer.

Fabiani Ja. – Meiner Treu! mein Teurer, ich weiß nicht mehr recht, wer von uns beiden den Mann getötet hat.

Sie steigen hinter dem Geländer hinunter.

Fabiani*kommt zurück*: Es ist geschehen. – Gute Nacht, mein Freund, geht Eurer Wege. *Er geht auf das Haus zu und wendet sich um, indem er bemerkt, daß Gilbert ihm folgt*. Nun, was wollt Ihr? Etwas Geld für Eure Mühe? Eigentlich bin ich Euch nichts schuldig; doch nehmt. *Er gibt Gilbert seine Börse, der eine zurückweichende Bewegung macht und sie dann mit der Miene eines Mannes, der sich anders besinnt, annimmt.* Jetzt fort! Nun, auf was wartet Ihr noch?

Gilbert Auf nichts.

Fabiani Meiner Treu! bleibt da, wenn es Euch gefällt. Die schönen Sterne für Euch, das schöne Mädchen für mich. Gott behüte Euch! *Er geht auf die Türe des Hauses zu und bereitet sich, sie zu öffnen.*

Gilbert Wo geht Ihr hin?

Fabiani Wahrhaftig! nach Hause.

Gilbert Wie, nach Hause?

Fabiani Ja.

Gilbert Wer von uns beiden träumt dann? Ihr sagtet mir eben, ich wäre der Mörder des Juden; Ihr sagt mir jetzt, dieses Haus da wäre Euer.

Fabiani Oder meiner Geliebten, das kommt auf Eins heraus.

Gilbert Wiederholt mir, was Ihr eben gesagt.

Fabiani Ich sage Euch, Freund, weil Ihr es wissen wollt, daß in diesem Haus ein schönes Mädchen, Namens Jane, wohnt, das meine Geliebte ist.

Gilbert Und ich, Mylord, sage dir, daß du lügst! Ich sage dir, daß du ein Lügner und ein Mörder bist, ich sage dir, daß deine Mutter auf offnem Markt von dem Henker ist ausgepeitscht worden, und daß ich deinen Kopf mit meinen Händen packen und dir deine Zunge mit deinen Zähnen abbeißen werde.

Fabiani Nun! nun! Was ist das für ein Teufelskerl?

Gilbert Ich bin Gilbert, der Arbeiter. Jane ist meine Braut.

Fabiani Und ich, ich bin der Ritter Amyas Pawlet. Jane ist meine Geliebte.

Gilbert Du lügst! sage ich dir, du bist Lord Clanbrassil, der Günstling der Königin. Schwachkopf! der glaubte, ich wüßte das nicht.

Fabiani*bei Seite*: Alle Welt kennt mich doch diese Nacht. Noch ein gefährlicher Mensch, den ich wegschaffen muß.

Gilbert Sag' sogleich, daß du gelogen hast, wie ein Schurke, und daß Jane deine Geliebte nicht ist.

Fabiani Kennst du ihre Schrift? *Er zieht ein Billet aus seiner Tasche.* Lies das. *Bei Seite, während Gilbert konvulsivisch das Papier entfaltet*: Er muß hinein und mit Jane Händel anfangen; das gibt meinen Leuten Zeit, herbeizukommen.

Gilbert*liest*: »Ich bin heute Nacht allein, Ihr könnt kommen.« Verdammt! Mylord, du hast meine Braut entehrt, du bist ein Schurke! Gib mir Rechenschaft.

Fabiani*nimmt seinen Degen in die Hand*: Ich will wohl, wo ist dein Degen?

Gilbert O Wut! Aus dem Volke sein! Nichts bei sich haben, weder Degen, noch Dolch! Geh, ich werde des Nachts an einer Gassenecke auf dich lauern und dir meine Nägel in den Hals drücken und dich erwürgen, Elender!

Fabiani Nun! nun! Ihr seid heftig, mein Freund.

Gilbert Oh, Mylord! ich werde mich an dir rächen.

Fabiani Du dich an mir rächen! Du so niedrig, ich so hoch! Du bist toll! Ich lache dich aus.

Gilbert Du lachst mich aus?

Fabiani Ja.

Gilbert Du sollst sehen!

Fabiani*bei Seite*: Die Sonne darf morgen diesen Mann nicht bescheinen. *Laut*: Freund, glaube mir, gehe heim. Ich bin ärgerlich, daß du das entdeckt hast; aber ich überlasse dir die Schöne. Es war ohnehin meine Absicht nicht, die Liebschaft weiter zu treiben. Geht heim. *Er wirft einen Schlüssel zu den Füßen Gilberts.* Wenn du keinen Schlüssel hast, da ist einer. Oder, wenn du willst, brauchst du nur viermal an den Laden zu klopfen. Jane wird glauben, ich sei es, und dir öffnen. Gute Nacht. *Er geht.*

Achte Szene

Gilbert, allein

Gilbert Er ist fort! Er ist nicht mehr da! Ich habe ihn nicht mit den Füßen zerstampft! Ich mußte ihn gehen lassen! keine Waffen bei mir! *Er erblickt auf dem Boden den Dolch, womit Lord Clanbrassil den Juden getötet hat; er rafft ihn mit rasender Eile auf.* Ah! du kommst zu spät! du kannst wahrscheinlich nur mich noch töten! aber das ist gleich, magst du vom Himmel gefallen oder von der Hölle ausgespien sein, ich segne dich! Oh! Jane hat mich verraten! Jane hat sich diesem Schurken überlassen! Jane ist die Erbin des Lord Talbot! Jane ist für mich verloren! Oh Gott! das sind in einer Stunde mehr schreckliche Dinge, als ein Kopf tragen kann.

Simon Renard erscheint im Dunkeln im Hintergrunde der Bühne.

Oh! mich an diesem Menschen rächen! mich an diesem Lord Clanbrassil rächen! Wenn ich zum Palaste der Königin gehe, werden mich die Knechte mit Fußtritten wegstoßen, wie einen Hund. Oh! ich bin ein Narr; mein Kopf hält's nicht aus. Oh! was liegt mir am Tod, aber ich will gerächt sein! Ich würde mein Blut für die Rache geben! Gibt es Niemand unter der Sonne, der diesen Handel mit mir eingehen möchte? Wer will mich an Lord Clanbrassil rächen und mein Leben als Lohn nehmen?

Neunte Szene

Gilbert, Simon Renard

Simon Renard Ich.

Gilbert Du! Wer bist du?

Simon Renard Ich bin der Mann, den du forderst.

Gilbert Weißt du, wer ich bin?

Simon Renard Du bist der Mann, den ich brauche.

Gilbert Ich habe nur noch einen Gedanken, weißt du das? An Lord Clanbrassil mich rächen und sterben.

Simon Renard Du wirst dich an Lord Clanbrassil rächen und sterben.

Gilbert Ich danke dir, wer du auch seist!

Simon Renard Ja, du sollst die Rache haben, die du forderst; aber vergiß nicht, unter welcher Bedingung. Ich muß dein Leben haben.

Gilbert Nimm es.

Simon Renard Sind wir einig?

Gilbert Ja.

Simon Renard Folge mir.

Gilbert Wohin?

Simon Renard Du wirst es erfahren.

Gilbert Denke, daß du mir versprachst, mich zu rächen!

Simon Renard Denke, daß du mir versprachst, zu sterben!

Zweite Handlung Die Königin

Personen

Die Königin · Gilbert · Fabiano Fabiani Simon Renard · Jane

Edelleute Der Henker

Zweiter Tag

Eins von den Zimmern der Königin. Ein Evangelium aufgeschlagen auf einem Betpult. Die königliche Krone auf einem Schemel. Seitentüren. Eine

breite Türe im Hintergrund. – Ein Teil des Hintergrundes wird durch eine große gewirkte Tapete verdeckt.

Erste Szene

Die Königin reich gekleidet auf einem Ruhebette. Fabiano Fabiani sitzt auf einem Schemel zur Seite, prächtiges Kostüm, das Hosenband.

Fabiani*eine Guitarre in der Hand, singt*:

Träumst du, o holde Traute,
Sanft unter meinem Aug',
So lispelt Liebeslaute
Mir deiner Lippen Hauch.
Entknosp't aus Prunk und Schleier
Blüht mir dein süßer Leib.

Mir ewig teuer,
Schlaf süß, hold Weib!

Hör' ich aus deinem Munde:
»Du liebst mich« – dann schon *hier*
Schließt sich in sel'ger Stunde
Der Himmel auf über mir.
Vom heil'gen, ew'gen Feuer
Der Liebe strahlt dein Blick!
Weib, mir so teuer,
Sei stets mein Glück!

Vier Zauberworte heben,
In Klarheit, ungetrübt,
Empor das ganze Leben,
Beneidet und geliebt.
Das ist des Lebens Sonne,
Mein ewig junges Glück:
»Gesang, Traum, Wonne
Und – Liebesblick!«

Er stellt die Guitarre weg. Oh! ich liebe Euch mehr, als ich sagen kann, Madame! Aber dieser Simon Renard! dieser Simon Renard! mächtiger hier, als Ihr selbst, ich hasse ihn.

Die Königin Ihr wißt wohl, daß ich nichts dafür kann, Mylord. Er ist hier der Gesandte des Prinzen von Spanien, meines zukünftigen Gemahls.

Fabiani Eures zukünftigen Gemahls!

Die Königin Still, Mylord, sprechen wir nicht mehr davon. Ich liebe Euch, was braucht Ihr mehr? Und dann, es ist jetzt Zeit, daß Ihr geht.

Fabiani Marie, noch einen Augenblick!

Die Königin Aber es ist die Stunde, wo der geheime Rat sich versammelt. Bisher war nur das Weib hier, die Königin muß jetzt hereintreten.

Fabiani Ich will, daß das Weib die Königin vor der Türe warten läßt.

Die Königin Ihr wollt! Ihr wollt! Ihr! Seht mich an, Mylord. Du hast einen jungen und reizenden Kopf, Fabiano.

Fabiani O, Ihr seid schön! Ihr würdet nichts nötig haben, als Eure Schönheit, um allmächtig zu sein. Auf Eurem Haupte ist etwas, das sagt, daß Ihr die Königin seid; es steht aber noch viel deutlicher auf Eurer Stirn, als auf Eurer Krone.

Die Königin Ihr schmeichelt.

Fabiani Ich liebe dich.

Die Königin Du liebst mich, nicht wahr? Du liebst nur mich? Sage mir das noch einmal so, mit diesen Augen. Ach! wir armen Weiber, wir wissen niemals genau, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht; wir müssen euren Augen glauben, und die schönsten, Fabiano, lügen zuweilen am häßlichsten. Aber deine, Mylord, sind so treu und rein, daß sie nicht lügen können, nicht wahr? Ja, dein Blick ist offen und ehrlich, mein schöner Page. Oh! Himmelsaugen nehmen und damit betrügen, das wäre höllisch. Du hast deine Augen einem Engel oder dem Teufel gestohlen.

Fabiani Weder Engel, noch Teufel. Ein Mann, der Euch liebt.

Die Königin Der die Königin liebt?

Fabiani Der Marie liebt.

Die Königin Höre, Fabiano, ich liebe dich auch. Du bist jung, es gibt viel schöne Weiber, die dich gar zärtlich ansehen, ich weiß es. Endlich, man wird eine Königin müde, so gut wie eine andere. Unterbrich mich nicht. Ich will, daß du mir es sagst, wenn du je ein anderes Weib lieben solltest. Ich werde dir vielleicht verzeihen, wenn du mir es sagst. Unterbrich mich doch nicht. Du weißt nicht, wie weit meine Liebe geht, ich weiß es selbst nicht. Es ist wahr, ich habe Augenblicke, wo ich dich lieber tot, als mit einer Andern glücklich wissen möchte; aber es kommen mir auch andere, wo ich dich lieber glücklich sähe. Mein Gott! Ich weiß nicht, warum man mich in den Ruf eines schlechten Weibes bringen will.

Fabiani Ich kann nur mit dir glücklich sein, Marie. Ich liebe nur dich.

Die Königin Gewiß? Sieh' mich an. Gewiß? O! ich bin manchmal eifersüchtig; ich bilde mir ein, – welches Weib hat nicht solche Gedanken? – ich bilde mir manchmal ein, du täuschtest mich. Ich möchte unsichtbar sein und dir folgen können und immer wissen, was du tust, was du sagst und wo du bist. In den Feenmärchen gibt es einen Ring, der Einen unsichtbar macht; ich würde meine Krone für diesen Ring geben. Ich bilde mir immer ein, du gingest zu den schönen Mädchen in der Stadt. O! du solltest mich nicht täuschen, siehst du!

Fabiani Aber verbannt doch diese Gedanken, Madame. Ich Euch täuschen, meine gute Königin, meine gute Herrin! Ich müßte der undankbarste und erbärmlichste Mensch sein! Aber ich gab Euch keine Veranlassung, mich für den undankbarsten und erbärmlichsten Menschen zu halten. Aber ich liebe dich, Marie! aber ich bete dich an! aber ich könnte ein anderes Weib nicht einmal ansehen! Ich liebe dich, sage ich dir; aber siehst du das nicht in meinen Augen? O, mein Gott! die Wahrheit hat einen Ton, der dich überzeugen sollte. Sieh', betrachte mich genau, sehe ich aus wie ein Mensch, der dich verrät? Wenn ein Mann ein Weib verrät, so sieht man es gleich. Die Weiber täuschen sich gewöhnlich nicht in dergleichen.

Und welchen Augenblick wähltest du, mir solche Dinge zu sagen, Marie? den Augenblick meines Lebens, worin ich dich vielleicht am meisten liebe. Es ist wahr, es ist mir, als hätte ich dich nie so geliebt, wie heute. Ich spreche jetzt nicht mit der Königin. Wahrhaftig, ich lache über die Königin. Was kann mir die Königin tun? Sie kann mir den Kopf abschlagen lassen, was macht das? Du, Marie, kannst mir das Herz brechen! Nicht Eure Majestät, nein, Marie, dich liebe ich. Deine schöne weiße und zarte Hand küsse und bete ich an, nicht Euer Szepter, Madame.

Die Königin Danke, mein Fabiano. Lebe wohl. – Mein Gott, Mylord, wie jung Ihr seid! Die schönen schwarzen Haare und der reizende Kopf da! – Kommt in einer Stunde wieder.

Fabiani Was Ihr eine Stunde nennt, heiße ich eine Ewigkeit! *Er geht.*

Sobald er weg ist, erhebt die Königin sich rasch, tritt zu einer verborgenen Türe, öffnet sie und führt Simon Renard herein.

Zweite Szene

Die Königin, Simon Renard

Die Königin Kommt herein, Herr Vogt. Nun, seid Ihr da geblieben? Habt Ihr ihn gehört?

Simon Renard Ja, Madame.

Die Königin Was sagt Ihr dazu? O, er ist der größte Schurke und Heuchler unter der Sonne! Was sagt Ihr dazu?

Simon Renard Ich sage, Madame, man sieht wohl, daß dieser Mensch einen Namen auf i führt.

Die Königin Und seid Ihr sicher, daß er zu diesem Weibe des Nachts geht? Ihr habt ihn gesehen?

Simon Renard Ich, Chandos, Clinton, Montagu, zehn Zeugen.

Die Königin Das ist abscheulich!

Simon Renard Außerdem soll die Sache der Königin sogleich noch deutlicher erwiesen werden. Das Mädchen ist hier, wie ich Eurer Majestät gesagt habe. Ich habe es in seinem Hause heute Nacht ergreifen lassen.

Die Königin Aber, reicht dieses Verbrechen nicht hin, diesem Menschen den Kopf abschlagen zu lassen, mein Herr?

Simon Renard Bei einem hübschen Mädchen des Nachts gewesen zu sein? Nein, Madame. Eure Majestät hat Trogmorton für ein ähnliches Vergehen vor Gericht stellen lassen. Trogmorton wurde freigesprochen.

Die Königin Ich habe die Richter des Trogmorton gestraft.

Simon Renard Seht zu, daß Ihr die Richter des Fabiani nicht ebenfalls zu bestrafen habt.

Die Königin O! wie mich an diesem Verräter rächen?

Simon Renard Will Eure Majestät die Rache nur auf eine gewisse Weise?

Die Königin Auf die einzige, welche meiner würdig ist.

Simon Renard Trogmorton wurde freigesprochen. Es gibt nur ein Mittel, ich habe es Eurer Majestät gesagt. Der Mann, welcher da ist...

Die Königin Wird er Alles tun, was ich will?

Simon Renard Ja, wenn Ihr Alles tut, was er will.

Die Königin Wird er sein Leben einsetzen?

Simon Renard Er wird seine Bedingungen machen, aber er wird sein Leben einsetzen. die **Königin** Was will er? Wißt Ihr es?

Simon Renard Das, was Ihr selbst wollt, sich rächen.

Die Königin Laßt ihn herein und bleibt in der Nähe, so weit Ihr meine Stimme hören könnt. – Herr Vogt!

Simon Renard*kommt zurück*: Madame!

Die Königin Sagt dem Mylord Chandos, er möge sich im anstoßenden Zimmer mit sechs meiner Leute bereit halten, herein zu treten. Und das Weib auch, daß sie gleich herein kann. – Geht!

Simon Renard geht ab.

Die Königin*allein:* O! das wird schrecklich werden!

Eine der Seitentüren öffnet sich. Simon Renard und Gilbert treten herein.

Dritte Szene

Die Königin, Gilbert, Simon Renard

Gilbert Vor wem bin ich?

Simon Renard Vor der Königin.

Gilbert Der Königin!

Die Königin Ja, der Königin. Ich bin die Königin. Wir haben nicht Zeit, uns zu verwundern. Ihr, Herr, seid Gilbert, ein Arbeiter. Ihr wohnt irgendwo da herum am Ufer des Flusses, mit einer gewissen Jane, mit der Ihr verlobt seid, und die Euch betrügt und zum Liebhaber einen gewissen Fabiano hat, der mich betrügt, mich. Ihr wollt Euch rächen, und ich mich. Dazu muß ich über Euer Leben nach Belieben verfügen können. Ihr müßt sagen, was ich Euch zu sagen befehle, was es auch sei. Es darf für Euch weder Wahrheit, noch Lüge, weder Gut, noch Bös, weder Recht, noch Unrecht mehr geben, nichts als meine Rache und mein Wille. Ihr müßt mich machen und mit Euch machen lassen, was ich will. Willigt Ihr ein?

Gilbert Madame ...

Die Königin Rache, du sollst sie haben. Aber ich sage dir zum Voraus, du mußt sterben. Das ist Alles. Mache deine Bedingungen. Hast du eine alte Mutter: soll ich ihren Tisch mit Goldstücken bedecken? Sprich, ich tue es. Verkaufe mir dein Leben so teuer, als du willst.

Gilbert Ich bin nicht mehr zum Sterben entschlossen, Madame.

Königin Wie!

Gilbert Seht! Majestät, ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht; es ist mir in dieser Sache noch gar nichts erwiesen. Ich habe einen Mann gesehen, der sich rühmte, der Geliebte von Jane zu sein. Wer beweist mir, daß er nicht gelogen hat? Ich sah einen Schlüssel. Wer beweist mir, daß er nicht gestohlen war? Ich sah einen Brief. Wer beweist mir, daß man sie nicht mit Gewalt ihn hat schreiben machen? Übrigens weiß ich nicht einmal mehr, ob es ihre Hand war. Es war finster. Ich war verwirrt. Ich sah nichts. Ich kann ein Leben nicht wegwerfen, das so gut wie ihr ist. Ich glaube nichts, ich weiß nichts gewiß, ich habe Jane nicht gesehen.

Königin Man sieht wohl, daß du liebst! Du bist wie ich, du trotzest allen Beweisen. Und wenn du nun diese Jane siehst, wenn du sie ihr Verbrechen gestehen hörst, wirst du dann tun, was ich will?

Gilbert Ja, doch eine Bedingung.

Königin Du wirst sie mir später sagen. *Zu Simon Renard*: Sogleich das Weib hierher. *Simon Renard geht.*

Die Königin stellt Gilbert hinter einen Vorhang, der den Hintergrund des Zimmers zum Teil verdeckt. Stelle dich dahin. *Jane tritt bleich und zitternd herein.*

Vierte Szene

Die Königin, Jane, Gilbert hinter dem Vorhang

Königin Näher, junges Mädchen! Du weißt, wer wir sind?

Jane Ja, Madame.

Königin Du weißt, wer der Mann ist, welcher dich verführt hat?

Jane Ja, Madame.

Königin Er hat dich betrogen! Er hat sich für einen Edelmann, Namens Amyas Pawlet, ausgegeben?

Jane Ja, Madame.

Königin Du weißt jetzt, daß er Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil; ist?

Jane Ja, Madame.

Königin Diese Nacht, als man dich in deinem Hause ergriff, hattest du ihm eine Zusammenkunft versprochen, du erwartetest ihn?

Jane*die Hände ringend*: Mein Gott, Madame!

Königin Antworte.

Jane*mit schwacher Stimme:* Ja.

Königin Du weißt, daß ihr nichts mehr zu hoffen habt, weder du noch er?

Jane Als den Tod! Das ist eine Hoffnung.

Königin Erzähle mir die ganze Geschichte. Wo hast du diesen Mann zum ersten Male gesprochen?

Jane Das erste Mal, daß ich ihn sah, es war... aber wozu das Alles? Ein elendes Mädchen aus dem Volke, arm und eitel, töricht und gefallsüchtig, vernarrt in Putz und ein schönes Äußere, das sich durch den Glanz eines großen Herrn blenden läßt: das ist Alles. Ich bin verführt, ich bin entehrt, ich bin verloren. Ich habe nichts mehr zu sagen. Mein Gott, Madame, seht Ihr denn nicht, daß jedes Wort, das ich spreche, mich sterben macht.

Königin Es ist gut.

Jane O Euer Zorn ist schrecklich, ich weiß es, Madame. Mein Haupt beugt sich zum Voraus unter der Strafe, die Ihr mir bereitet.

Königin Ich eine Strafe für dich! Was kümmere ich mich denn um dich, Närrin! Wer bist du, elendes Geschöpf, daß die Königin sich mit dir beschäftigen sollte? Nein, Fabiano, das ist meine Sache. Was dich betrifft, Weib, so übernimmt es ein Anderer, als ich, dich zu bestrafen.

Jane Gut denn, Madame, übertragt es, wem Ihr wollt, straft mich, wie Ihr wollt, ich werde Alles dulden, ohne zu klagen, ich werde Euch selbst danken, nur erbarmt Euch meiner Bitte. Es gibt ein' Mann, der mich als Waise in der Wiege erhielt, der mich aufnahm, der mich erzog, mich nährte, mich liebte und mich noch liebt; ein Mann, dessen ich sehr unwürdig bin, gegen den ich mich schwer vergangen habe und dessen Bild dennoch angebetet, göttlich und heilig wie das Gottes in der Tiefe meines Herzens ruht; ein Mann, der ohne Zweifel in der Stunde, wo ich mit Euch rede, sein Haus leer, verlassen und wüst findet und nichts davon begreift und sich die Haare aus Verzweiflung ausreißt. Und so bitte ich denn Eure Majestät, möge er nie etwas davon begreifen; möge ich verschwinden, ohne daß er je weiß, was aus mir geworden ist, weder was ich getan habe, noch was Ihr mit mir gemacht habt. Ach mein Gott! ich weiß nicht, ob ich mich deutlich mache; aber Ihr müßt fühlen, daß ich einen Freund habe, einen edlen und großmütigen Freund, – armer Gilbert! o ja, es ist wohl wahr – der mich achtet, mich für rein hält, und von dem ich nicht gehaßt und verachtet sein will. – Ihr versteht mich, Madame. Seht, die Achtung dieses Mannes ist für mich weit mehr, als das Leben! Und dann das würde ihm schrecklichen Kummer machen! Ein solcher Schlag! Er würde es anfangs nicht glauben! Nein, er würde es nicht glauben! Mein Gott! armer Gilbert! Oh Madame! habt Mitleid mit ihm und mir. Er hat Euch nichts getan. Daß er nichts davon

erfährt, im Namen des Himmels! im Namen des Himmels! Daß er nicht erfährt, daß ich schuldig bin; er würde sich töten. Daß er nicht erfährt, daß ich tot bin; er würde sterben.

Königin Der Mann, von dem Ihr sprecht, ist hier; er hört Euch, er richtet Euch und wird Euch strafen. *Gilbert zeigt sich.*

Jane Himmel! Gilbert!

Gilbert*zur Königin*: Mein Leben gehört Euch, Madame.

Königin Gut. Habt Ihr einige Bedingungen zu machen?

Gilbert Ja, Madame.

Königin Welche? Wir geben Euch unser königliches Wort, daß wir sie zum Voraus genehmigen.

Gilbert Seht, Madame. – Es ist sehr einfach. Es ist eine Schuld der Dankbarkeit, deren ich mich gegen einen Herrn Eures Hofes (entledige), welcher mir viel Arbeit verschafft hat.

Königin Sprecht.

Gilbert Dieser Herr hat ein geheimes Verhältnis mit einem Weibe, das er nicht heiraten kann, weil es aus einem geächteten Hause stammt. Dieses Weib, das bis jetzt verborgen gelebt hat, ist die einzige Tochter und Erbin des letzten Lord Talbot, der unter Heinrich dem Achten enthauptet wurde.

Königin Was! Bist du dessen gewiß, was du da sagst! Johann Talbot, der gute katholische Lord, der loyale Verteidiger meiner Mutter von Aragonien, er hat eine Tochter hinterlassen, sagst du? Bei meiner Krone, wenn das wahr ist, so ist das Kind mein Kind; und was Johann Talbot für die Mutter der Marie von England getan hat, wird Marie von England für die Tochter von Johann Talbot tun.

Gilbert Dann wird es ohne Zweifel Eure Majestät glücklich machen, der Tochter des Lord Talbot die Güter ihres Vaters zurückzugeben? ...

Königin Ja gewiß, und sie Fabiano wieder zu nehmen! Aber hat man Beweise für das Dasein dieser Erbin?

Gilbert Man hat sie.

Königin Übrigens, wenn wir keine Beweise haben, so machen wir welche. Wir sind nicht umsonst Königin.

Gilbert Eure Majestät wird der Tochter des Lord Talbot die Güter, die Titel, den Rang, den Namen, das Wappen und den Wahlspruch ihres Vaters zurückgeben. Eure Majestät wird sie von jeder Ächtung frei sprechen und ihr das Leben zusichern. Eure Majestät wird sie mit diesem Herrn vermählen, welcher der einzige Mann ist, den sie heiraten kann. Unter diesen Bedingungen, Madame, könnt Ihr über mich verfügen, über meine Freiheit, mein Leben und meinen Willen, wie Euch beliebt.

Königin Gut. Ich werde tun, was Ihr gesagt habt.

Gilbert Eure Majestät wird tun, was ich gesagt habe. Die Königin von England schwört es mir Gilbert, dem Arbeiter, auf ihre Krone hier und auf das offene Evangelienbuch da.

Königin Ich schwöre es dir auf die königliche Krone hier und auf das heilige Evangelium da.

Gilbert Der Vertrag ist geschlossen, Madame. Laßt ein Grab für mich und ein Hochzeitbett für die Gatten bereiten. Der Herr, von dem ich sprach, ist Fabiani, Graf von Clanbrassil. Die Erbin Talbot's, – hier ist sie.

Jane Was sagt er?

Königin Habe ich mit einem Wahnsinnigen zu tun? Was bedeutet das? Meister, gebt Acht, Ihr seid sehr tollkühn, die Königin von England zu necken! – Die königlichen Zimmer sind Orte, wo man die Worte wägen muß, die man spricht; es gibt Fälle, wo der Mund den Kopf fallen macht!

Gilbert Meinen Kopf, Ihr habt ihn, Madame. Ich, ich habe Euern Eid.

Königin Ihr sprecht nicht im Ernst. Dieser Fabiani! Diese Jane!... – Geht doch!

Gilbert Diese Jane ist die Tochter und Erbin des Lord Talbot.

Königin Bah! Gesichter! Fixe Ideen! Narrheit! Die Beweise, habt Ihr sie?

Gilbert Vollständig. *Er zieht ein Paket aus dem Busen. Les't diese Papiere.*

Königin Habe ich Zeit, Eure Papiere zu lesen? Habe ich Eure Papiere verlangt? Was geht mich das an? Eure Papiere, bei meiner Seele, ich werfe sie in's Feuer, wenn sie etwas beweisen, so daß nichts übrig bleibt.

Gilbert Als Euer Eid, Madame.

Königin Mein Eid! Mein Eid!

Gilbert Auf die Krone und auf das Evangelium, Madame! Das heißt auf Euer Haupt und auf Eure Seele, auf Euer Leben in dieser und auf Euer Leben in der anderen Welt.

Königin Aber was willst du denn? Bei meinem Eide, du bist wahnwitzig!

Gilbert Was ich will? Jane hat ihren Rang verloren; gebt ihr ihn wieder! Jane hat ihre Ehre verloren; gebt ihr sie wieder! Erklärt sie für die Tochter des Lord Talbot und die Gemahlin des Lord Clanbrassil, – und dann nehmt mein Leben!

Königin Dein Leben! Was soll ich dann mit deinem Leben anfangen? Ich wollte es nur, um mich an diesem Menschen, an Fabiano zu rächen! Du begreifst also nichts? Ich begreife dich eben so wenig. So also rächst du dich? O diese Leute aus dem Volke sind dumm! Und dann, glaube ich denn an deine lächerliche Geschichte mit deiner Erbin Talbot's? Die Papiere! Du zeigst mir die Papiere! Ich will sie nicht ansehen. Ha! ein Weib verrät dich, und du spielst den Großmütigen! Wie du willst. Ich bin nicht großmütig, ich! Ich habe Wut und Haß im Herzen. Ich werde mich rächen, und du wirst mir helfen. Aber dieser Mensch ist ein Narr! »Ein Narr! Ein Narr!« Mein

Gott! Warum habe ich ihn nötig? Es ist zum Verzweifeln, wenn man mit solchen Leuten bei ernsthaften Dingen zu tun hat!

Gilbert Ich habe Euer Wort als katholische Königin. Lord Clanbrassil hat Jane verführt, er soll sie heiraten.

Königin Und wenn er sich weigert?

Gilbert So werdet Ihr ihn zwingen.

Jane Oh nein! Habt Erbarmen, Gilbert!

Gilbert Nun denn! Wenn er sich weigert, der Schurke, so mag Eure Majestät mit mir und ihm machen, was beliebt,

Königin*freudig*: Ha! das ist Alles, was ich will!

Gilbert Wenn das geschieht, so werde ich Alles tun, was die Königin mir aufträgt, im Falle die Krone der Gräfin von Waterford feierlich auf das heilige und unverletzliche Haupt der Jane Talbot hier gesetzt wird.

Königin Alles?

Gilbert Alles.

Königin Du wirst sagen, was du sagen sollst? Du wirst des Todes sterben, den man will?

Gilbert Des Todes, den man will.

Jane O Gott!

Königin Du schwörst es?

Gilbert Ich schwöre es.

Königin Die Sache kann so gehen. Das genügt. Ich habe dein Wort, du hast das meinige. So sei es. *Sie scheint einen Augenblick nachzudenken, zu Jane*: Ihr seid hier überflüssig, geht. Man wird Euch wieder rufen.

Jane O Gilbert, was habt Ihr getan? O Gilbert! ich bin eine Elende, ich wage die Augen nicht vor Euch aufzuschlagen! O Gilbert! Ihr seid mehr, als ein Engel; denn Ihr habt zugleich die Tugenden eines Engels und die Leidenschaften eines Menschen. *Sie geht.*

Fünfte Szene

Die Königin, Gilbert; dann Simon Renard, Lord Chandos und die Wachen

Königin*zu Gilbert*: Hast du eine Waffe bei dir? Ein Messer? Einen Dolch? Sonst etwas?

Gilbert*zieht aus seinem Busen den Dolch des Lord Clanbrassil*: Einen Dolch? Ja, Madame.

Königin Gut. Nimm ihn in die Hand. *Sie faßt ihn lebhaft bei'm Arm.* Herr von Amont! Lord Chandos!

Simon Renard, Lord Chandos und die Wachen treten ein.

Versichert Euch dieses Menschen! Er hat den Dolch auf mich gezückt. Ich faßte ihn bei'm Arm im Augenblick, wo er mich durchbohren wollte. Er ist ein Mörder.

Gilbert Madame!

Königin*leise zu Gilbert*: Vergißt du schon jetzt unsere Bedingungen? Läßt du dich so gehen? *Laut:* Ihr alle seid Zeugen, daß er den Dolch noch in der Hand hatte! Herr Vogt, wie heißt der Henker des Londoner Turmes?

Simon Renard Er ist ein Irländer, Namens Mac Dermoti.

Königin Man lasse ihn kommen, ich habe mit ihm zu sprechen.

Simon Renard Ihr selbst?

Königin Ich selbst.

Simon Renard Die Königin wird mit dem Henker sprechen!

Königin Ja, die Königin wird mit dem Henker, der Kopf wird mit der Hand sprechen. – Geht doch!

Einer von der Wache geht ab.

Mylord Chandos und Ihr, meine Herrn, steht mir für diesen Mann. Nehmt ihn in Eure Mitte, da hinter Euch. Es werden hier Dinge vorgehen, die er sehen muß. – Herr Lieutenant von Amont, ist Lord Clanbrassil in dem Palast?

Simon Renard Er ist da, in dem gemalten Zimmer, und wartet bis es der Königin beliebt, ihn zu sehen.

Königin Er ahnt Nichts?

Simon Renard Nichts.

Königin*zu Lord Chandos*: Er mag hereinkommen.

Simon Renard Der ganze Hof wartet ebenfalls. Soll Niemand vor Lord Clanbrassil hereinkommen?

Königin Wer von unsern Herrn haßt Fabiani?

Simon Renard Sie hassen ihn alle.

Königin Wer haßt ihn am meisten?

Simon Renard Clinton, Montagu, Sommerset, der Graf von Derby, Gerard Fitz-Gerard, Lord Paget und der Lord Kanzler.

Königin*zu Lord Chandos*: Führt sie alle herein, den Lord Kanzler ausgenommen. Geht. *Chandos geht. Zu Simon Renard*. Der würdige Bischof liebt den Fabiani so wenig, als die Andern; aber der Mann ist etwas genau. *Sie bemerkt die Papiere, welche Gilbert auf den Tisch gelegt hat.* Ach! ich muß doch einen Blick in diese Papiere werfen. *Während sie dieselben untersucht, öffnet sich die Türe im Hintergrund. Die von der Königin bezeichneten Herrn treten unter tiefen Verbeugungen herein.*

Sechste Szene

Die Nämlichen, Lord Clinton und die übrigen Herrn

Königin Guten Tag, meine Herrn. Gott behüte Euch, Mylords. *Zu Lord Montagu*: Anthony Brown, ich vergesse nie, daß Ihr dem Johann von Montmorency und dem Herrn von Toulouse bei meinen Unterhandlungen mit dem Kaiser, meinem Oheim, würdig Stand gehalten habt. – Lord Paget, Ihr werdet heute Eure Titel als Baron Paget von Beaudesert in Stafford erhalten. – Seht doch! da ist ja unser alter Freund Lord Clinton! Wir sind immer Eure gute Freundin, Mylord. Ihr habt Thomas Wyatt in der Ebene von St. James vernichtet. Gedenken wir alle daran. An diesem Tage wurde die Krone von England durch eine Brücke gerettet, die meinen Truppen möglich machte, bis zu den Rebellen zu dringen, und durch eine Mauer, welche die Rebellen verhinderte, bis zu mir zu dringen. Diese Brücke war die Brücke von London. Die Mauer war Lord Clinton.

Lord Clinton*leise zu Simon Renard*: Es sind jetzt sechs Monate, seit die Königin nicht mehr mit mir gesprochen hat. Wie gut sie heute ist!

Simon Renard*leise zu Lord Clinton*: Geduld, Mylord. Ihr werdet sie gleich noch besser finden.

Königin*zu Lord Chandos:* Mylord Clanbrassil kann herein kommen. *Zu Simon Renard:* Wenn er einige Augenblicke hier ist... *Sie spricht ihm leise in's Ohr und deutet auf die Türe, durch welche Jane hinausgegangen ist.*

Simon Renard Genug, Madame.

Fabiani tritt herein.

Siebte Szene

Die Nämlichen, Fabiani

Königin Ah! da ist er!... *Sie spricht wieder leise mit Simon Renard.*

Fabiani*bei Seite, indem er von Allen gegrüßt wird und um sich blickt:* Was soll das heißen? Niemand hier diesen Morgen, als meine Feinde. Die Königin spricht leise mit Simon Renard. Teufel! sie lacht! böses Zeichen!

Königin*mit Grazie zu Fabiani:* Gott behüte Euch, Mylord!

Fabiani*ergreift ihre Hand und küßt sie:* Madame ... bei *Seite*: Sie hat gelächelt. Die Gefahr droht nicht mir.

Königin*immer mit Grazie* Ich habe mit Euch zu sprechen.

Sie geht mit ihm auf den Vordergrund der Bühne.

Fabiani Und ich habe auch mit Euch zu sprechen, Madame. Ich habe Euch Vorwürfe zu machen. Mich auf so lange Zeit zu entfernen, zu verbannen! Ach! es wäre nicht so, wenn Ihr in der Stunde der Trennung so an mich dächtet, wie ich an Euch denke.

Königin Ihr seid ungerecht; seit Ihr mich verlassen habt, beschäftige ich mich nur mit Euch.

Fabiani Ist das auch wahr? Wäre ich so glücklich? Sagt mir es noch ein Mal.

Königin*immer lächelnd:* Ich schwöre es Euch.

Fabiani Ihr liebt mich also, wie ich Euch liebe?

Königin Ja, Mylord. – Gewiß, ich dachte nur an Euch, und das so, daß ich auf eine angenehme Überraschung für Euch sann, wenn Ihr wieder kämet.

Fabiani Wie! Welche Überraschung?

Königin Eine Zusammenkunft, die Euch Freude machen wird.

Fabiani Zusammenkunft, mit wem?

Königin Ratet. – Ihr ratet es nicht?

Fabiani Nein, Madame.

Königin Kehrt Euch um. *Indem er sich umkehrt, erblickt er Jane auf der Schwelle der kleinen Türe, die halb offen ist.*

Fabiani*bei Seite*: Jane!

Jane*bei Seite*: Er ist's!

Königin*immer lächelnd*: Mylord, kennt Ihr dies junge Mädchen?

Fabiani Nein, Madame!

Königin Junges Mädchen, kennt Ihr Mylord?

Jane Die Wahrheit über das Leben. Ja, Madame.

Königin Mylord, Ihr kennt also dieses Weib nicht?

Fabiani Madame! man will mich verderben. Ich bin von Feinden umgeben. Dieses Weib ist ohne Zweifel mit ihnen im Bunde. Ich kenne sie nicht, Madame! Ich weiß nicht, wer sie ist, Madame!

Königin*erhebt sich und schlägt ihm mit ihrem Handschuh in's Gesicht*: Ah! du bist eine Memme! – Ah! du verrätst die Eine und verleugnest die Andere! Ha! du weißt nicht, wer sie ist. Soll ich dir es sagen? Dieses Weib ist Jane Talbot, Tochter des Johann Talbot, des guten katholischen Herrn, der auf dem Schaffot für meine Mutter starb. Dieses Weib ist Jane Talbot, meine Base; Jane Talbot, Gräfin von Shrewsbury, Gräfin von Wexford, Gräfin von Waterford, Pairesse von England. Das ist dies Weib! – Lord Paget, Ihr seid Siegelbewahrer, Ihr werdet Euch nach meinem Worte richten. Die Königin von England erkennt feierlich das junge Mädchen hier als Jane, Tochter und einzige Erbin des letzten Grafen von Waterford an. *Auf die Papiere zeigend.* Da sind die Papiere und Beweise, Ihr werdet sie mit dem großen Siegel versiegeln. Das ist unser Wille. *Zu Fabiani*: Ja, Gräfin von Waterford! und das ist erwiesen! und du wirst die Güter herausgeben, Schurke! – Ha! du kennst dies Weib nicht! Ha! du weißt nicht, wer dies Weib ist. Nun, ich will dir es sagen, ich! Sie ist Jane Talbot! und

soll ich dir noch mehr sagen? *Sie sieht ihn an, leise, zwischen den Zähnen:* Schurke! sie ist deine Geliebte!

Fabiani Madame...

Königin Das ist sie, jetzt will ich dir sagen, was du bist. – Du bist ein Mensch ohne Seele, ein Mensch ohne Herz, ein Mensch ohne Geist! Du bist ein Schurke und eine Memme! Du bist... Bei Gott, meine Herrn, Ihr habt nicht nötig, Euch zu entfernen. Es ist mir sehr gleichgültig, ob Ihr hört, was ich diesem Menschen zu sagen habe! Ich dämpfe meine Stimme nicht, wie mir deucht. – Fabiano! du bist ein Schurke, ein Verräter an mir, eine Memme gegen sie, ein heuchlerischer Knecht, der erbärmlichste und letzte unter den Menschen! Und doch ist es wahr, daß ich dich zum Grafen von Clanbrassil, zum Baron von Dynasmonddy und dann noch? zum Baron von Darmouth in Devonshire gemacht habe. Nun, ich war nicht bei Sinnen! Ich bitte Euch um Verzeihung, Mylords, daß ich Euch den Ellenbogenstößen dieses Menschen aussetzte. Du Ritter! du Edelmann! du Herr! messe dich doch mit denen, die da stehen, Elender! Sieh doch um dich. Das sind Edelleute, da ist Bridges, Baron Chandos. Da Seymour, Herzog von Sommerset. Da die Stanleys, die Grafen von Derby sind seit dem Jahre 1485! Hier die Clinton, die Barone von Clinton sind seit dem Jahre 1298! Bildest du dir ein, du gleichest diesen Leuten, du! Du sagst, du seist mit dem spanischen Hause von Peñalver verwandt; aber es ist nicht wahr, du bist ein elender Italiener, nichts! weniger, als nichts! Sohn eines Schusters vom Dorfe Larino! – Ja meine Herrn, Sohn eines Schusters! Ich wußte es und ich sagte es nicht, und verbarg es; ich tat, als glaubte ich diesem Menschen, wenn er von seinem Adel sprach. Denn so sind wir ein Mal, wir Weiber. O mein Gott! ich wollte, es wären Weiber hier, es wäre eine Lehre für Alle dieser Schurke! dieser Schurke! er betrügt ein Weib und verleugnet das andere! der Elende! Gewiß, du bist sehr erbärmlich!

Wie! seit ich spreche, liegt er noch nicht auf den Knieen! Auf die Knie, Fabiani! Mylords, bringt diesen Menschen mit Gewalt auf die Knie!

Fabiani Eure Majestät!...

Königin Dieser Elende, den ich mit Wohltaten überhäuft, dieser neapolitanische Lakai, den ich zum goldnen Ritter und freien Grafen von

England gemacht habe! Ha, ich hätte mich darauf gefaßt machen sollen! Man hatte mir wohl gesagt, daß es so ausgehen würde. Aber ich bin immer so, ich bin eigensinnig, und sehe dann, daß ich Unrecht hatte. Es ist meine Schuld. Italiener, d.h. Schurke! Neapolitaner, d.h. Memme! Jedes Mal hat es meinen Vater gereut, wenn er sich eines Italieners bediente. Dieser Fabiani! Du siehst, Lady Jane, welchem Menschen du dich überlassen hast, unglückliches Kind! – Ich werde dich rächen! – O! ich hätte es zum Voraus wissen sollen, man kann in der Tasche eines Italieners nichts finden, als einen Dolch, und in der Seele eines Italieners nichts, als Verrat.

Fabiani Madame, ich schwöre Euch ...

Königin Er wird gleich einen Meineid schwören! Er wird niederträchtig bis an's Ende sein; er wird uns ganz erröten machen vor diesen Männern, uns schwache Weiber, die wir ihn geliebt haben! Er wird nicht ein Mal das Haupt erheben!

Fabiani Doch Madame, ich werde es erheben. Ich bin verloren, ich sehe es wohl. Mein Tod ist beschlossen. Ihr werdet alle Mittel anwenden, den Dolch, das Gift...

Königin*faßt ihn bei den Händen und zieht ihn lebhaft auf den Vordergrund der Bühne:* Das Gift, den Dolch! Was sagst du da, Italiener? Die verräterische Rache, die schmähliche Rache, die Rache von hinten, die Rache, wie in deinem Lande! Nein, Signor Fabiano, weder Dolch noch Gift. Habe ich nötig, mich zu verbergen, mich in die Gassenecken des Nachts zu drücken und mich klein zu machen, wenn ich mich räche? Nein, wahrhaftig, ich will den hellen Tag, verstehst du, Mylord? den hellen Tag, die Sonne, den freien Platz, das Beil, den Block, das Volk in den Gassen, das Volk an den Fenstern, das Volk auf den Dächern, hunderttausend Zeugen! Ich will, daß man Furcht habe, hörst du, Mylord? daß man das prächtig, furchtbar und großartig finde und daß man sage: ein Weib ist beleidigt worden, aber eine Königin rächt sich! Dieser so beneidete Günstling, dieser schöne, stolze junge Mann, den ich mit Seide und Sammet bedeckte, ich will ihn gebrochen, wirr und zitternd auf den Knieen, auf einem schwarzen Tuche sehen, die Füße nackt, die Hände gebunden, unter dem Hohn des Volkes, unter den Fäusten des Henkers. Um diesen weißen Hals, um den ich eine goldne Kette hing, will ich einen Strick legen. Ich

sah, wie dieser Fabiano sich auf einem Thron ausnahm; ich will sehen, wie er sich auf dem Schaffot ausnimmt!

Fabiani Madame...

Königin Kein Wort mehr! Ha, kein Wort mehr! Du bist wahrhaftig verloren, siehst du, du wirst das Schaffot besteigen, wie Suffolk und Northumberland. Das ist ein Fest, so gut wie ein anderes, welches ich meiner guten Stadt London gebe. Du weißt, wie sie dich haßt, meine gute Stadt. Bei Gott! es ist eine schöne Sache, wenn man sich rächen muß, Marie, Dame und Königin von England, Tochter Heinrich des Achten und Herrin von vier Meeren zu sein. Und wann du auf dem Schaffot stehst, Fabiani, kannst du nach deinem Belieben eine lange Rede an das Volk halten, wie Northumberland, oder ein langes Gebet zu Gott schicken, wie Suffolk, um die Gnade nicht zu spät kommen zu lassen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß du ein Verräter bist und daß die Gnade nicht kommen wird. Dieser elende Schurke, der mir von Liebe sprach und diesen Morgen: Du! zu mir sagte! Mein Gott, meine Herren! Ihr scheint zu staunen, daß ich so vor Euch spreche; aber ich wiederhole es, was liegt mir daran? *Zu Lord Sommerset:* Mylord Herzog, Ihr seid der Befehlshaber des Turms, nehmt diesem Menschen seinen Degen ab.

Fabiani Hier ist er; aber ich protestiere. Gesetzt auch, es sei bewiesen, daß ich ein Weib hintergangen oder verführt habe ...

Die Königin O, was liegt mir daran, ob du ein Weib verführt hast! – Kümmere ich mich denn darum? Diese Herren sind Zeugen, daß mir dies sehr gleichgültig ist.

Fabiani Ein Weib verführen ist keine Todsünde. Eure Majestät hat Trogmorton auf eine solche Anklage hin nicht können verurteilen lassen.

Die Königin Er trotzt uns noch, glaube ich, der Wurm wird zur Schlange. Und wer sagt dir denn, daß man dich deswegen anklagt?

Fabiani Wegen was klagt man mich denn an? Ich bin kein Engländer, ich bin kein Untertan Eurer Majestät. Ich bin Untertan des Königs von Neapel und Vasall des heiligen Vaters. Ich werde seinen Legaten, den Kardinal

Polus, auffordern, mich zurück zu verlangen. Ich bin ein Fremder. Ich kann einer Untersuchung nur dann unterworfen werden, wenn ich ein Verbrechen begangen habe, ein wahres Verbrechen. – Worin besteht mein Verbrechen?

Die **Königin** Du fragst, worin dein Verbrechen besteht?

Fabiani Ja, Madame.

Die Königin Mylords, ihr hört alle die Frage, die an mich gerichtet wird; ihr sollt die Antwort hören. Gebt Acht und hütet euch alle, so viel ihr seid; denn ihr sollt sehen, daß ich nur mit dem Fuße zu stampfen brauche, um aus dem Boden ein Schaffot steigen zu lassen. – Chandos! Chandos! öffnet diese Flügeltüre. Der ganze Hof! Alle! Laßt Alle herein!

Die Türe im Hintergrund wird geöffnet, der ganze Hof tritt herein.

Achte Szene

Die Nämlichen, der Lord Kanzler, der ganze Hof

Die Königin Herein, herein, Mylords! Ich bin wahrhaftig erfreut, euch Alle heute bei mir zu sehen. – Gut, gut! die Männer der Gerechtigkeit, hierher! näher! – Wo sind die Gerichtsdiener der Lordkammer, Harriot und Clanerillo? Ah, hier! Meine Herrn, seid willkommen! Zieht eure Degen, stellt euch zur Rechten und Linken dieses Menschen, er ist euer Gefangener.

Fabiani Madame, worin besteht mein Verbrechen?

Die Königin Mylord Gardiner, mein gelehrter Freund, Ihr seid Kanzler von England, wir lassen Euch wissen, daß Ihr schnell die zwölf Lords der Sternkammer zu versammeln habt. Wir bedauern, sie nicht hier zu sehen. Es geschehen seltsame Dinge in diesem Palast. Hört, Mylords, Madame Elisabeth hat unsrer Krone schon mehr, als einen Feind erregt. Wir hatten das Komplott des Pietro Caro, der die Bewegung von Exeter veranlaßte und heimlich mit Madame Elisabeth mittelst einer auf eine Guitarre eingegrabenen Chiffer korrespondierte. Wir hatten den Verrat des Thomas Wyatt, der die Grafschaft Kent in Aufruhr brachte. Wir hatten den Aufstand

des Herzogs von Suffolk, der nach der Niederlage der Seinigen in einem hohlen Baume ergriffen wurde. Wir haben heute einen neuen Versuch. Heute, diesen Morgen, verlangte ein Mann Gehör bei mir. Nach einigen Worten zückte er den Dolch auf mich. Ich fiel ihm zur rechten Zeit in den Arm. Lord Chandos und der Herr Vogt von Amont haben den Mann ergriffen. Er hat erklärt, er sei durch Lord Clanbrassil zu diesem Verbrechen getrieben worden.

Fabiani Durch mich? Das ist nicht wahr! O, doch das ist eine schändliche Geschichte! Dieser Mann ist nicht vorhanden. Man wird diesen Mann nicht finden. Wer ist er? Wo ist er?

Die Königin Er ist hier.

Gilbert*tritt mitten aus den Soldaten hervor, hinter welchen er verborgen stand* Ich bin es!

Die Königin In Folge der Erklärungen dieses Menschen, klagen wir, Marie, Königin, vor der Sternkammer diesen Menschen, Fabiano Fabiani, Grafen von Clanbrassil, des Hochverrats und eines königsmörderischen Versuches auf unsere königliche und geheiligte Person an.

Fabiani Königsmörder ich! Das ist ungeheuer! O, mir schwindelt! meine Augen flimmern! Was ist das für eine Falle? Wer du auch seist, Elender, wagst du zu behaupten, daß das, was die Königin gesagt hat, wahr sei?

Gilbert Ja.

Fabiani Ich habe dich zum Königsmord getrieben, ich?

Gilbert Ja.

Fabiani Ja! immer ja! Verdammnis! Ihr könnt nicht wissen, meine Herren, wie falsch das ist. Dieser Mensch kommt aus der Hölle. Unglücklicher! du willst mich vernichten, aber du weißt nicht, daß du dich zugleich vernichtest. Das Verbrechen, was du auf mich häufst, fällt auch auf dich. Du tötest mich, aber du stirbst. Mit einem Wort, Unsinniger, machst du zwei Köpfe fallen, meinen und deinen. Weißt du das?

Gilbert Ich weiß es.

Fabiani Mylords, dieser Mensch ist bezahlt.

Gilbert Durch Euch! Hier ist die mit Gold gefüllte Börse, die Ihr mir für das Verbrechen gegeben. Euer Wappen ist darauf gestickt.

Fabiani Gerechter Himmel! – Aber man zeigt den Dolch nicht vor, womit dieser Mensch, wie man sagt, die Königin töten wollte. Wo ist der Dolch?

Lord Chandos Hier.

Gilbert*zu Fabiani:* Es ist der Eurige. – Ihr habt mir ihn dazu gegeben. Man wird die Scheide bei Euch finden.

Lord Kanzler Graf von Clanbrassil, was habt Ihr zu antworten? Erkennt Ihr diesen Menschen?

Fabiani Nein.

Gilbert In der Tat, er hat mich nur des Nachts gesehen. – Laßt mich ihm ein Paar Worte in's Ohr sagen, das wird seinem Gedächtnis nachhelfen. *Er nahet sich Fabiani. Leise:* Du erkennst also heute Niemand, Mylord? den entehrten Mann so wenig, als das verführte Weib. Ha! die Königin rächt sich, aber der Mann aus dem Volke rächt sich auch. Du lachtest mich aus, glaube ich. Die Rache packt dich jetzt doppelt. Mylord, was sagst du dazu? – Ich bin Gilbert, der Arbeiter.

Fabiani Ja, ich erkenne Euch. – Ich erkenne diesen Menschen, Mylords. Seit dem Augenblick, wo ich mit ihm zu tun habe, weiß ich nichts mehr zu sagen.

Die Königin Er bekennt.

Lord Kanzler*zu Gilbert:* Nach dem normannischen Gesetze und dem 25. Artikel Heinrich des Achten rettet in Fällen des Majestätsverbrechens ersten Grades das Geständnis den Mitschuldigen nicht. Vergeßt nicht, daß in einem solchen Falle die Königin das Begnadigungsrecht nicht hat, und daß

Ihr auf dem Schaffot sterben werdet, wie der, den Ihr anklagt. Besinnt Euch. Beharrt Ihr auf Allem, was Ihr gesagt habt?

Gilbert Ich weiß, daß ich sterben werde, und beharre dabei.

Jane*bei Seite:* O Gott! das ist entsetzlich geträumt, wenn es ein Traum ist.

Lord Kanzler*zu Gilbert*: Wollt Ihr Eure Erklärungen, die Hand auf dem Evangelium wiederholen? *Er hält Gilbert das Evangelienbuch hin, welcher die Hand darauf legt.*

Gilbert Ich schwöre, die Hand auf dem Evangelium und meinen nahen Tod vor Augen, daß dieser Mensch ein Mörder ist; daß dieser Dolch, welcher ihm gehört, zu dem Verbrechen gedient hat; daß diese Börse, welche sein ist, mir von ihm für das Verbrechen gegeben wurde. So soll mir Gott helfen! das ist die Wahrheit.

Lord Kanzler*zu Fabiani:* Mylord, was habt Ihr zu sagen?

Fabiani Nichts. – Ich bin verloren!

Simon Renard*leise zur Königin:* Eure Majestät hat nach dem Henker geschickt; er ist da.

Die **Königin** Gut. Laßt ihn herein.

Die Reihen der Edelleute öffnen sich, und der Henker tritt ein. Er ist in Schwarz und Rot gekleidet und trägt auf der Schulter ein langes Schwert in seiner Scheide.

Neunte Szene

Die Nämlichen, der Henker

Die Königin Mylord, Herzog von Sommerset, diese beiden Männer in den Turm! – Mylord Gardiner, unser Kanzler, ihr Prozeß mag morgen vor den zwölf Pairs der Sternkammer beginnen, und möge Gott das alte

England schützen! Wir wollen, daß diese beiden Menschen verurteilt sind, ehe wir nach Oxford abreisen und nach Windsor, wo wir Ostern halten werden. *Zum Henker:* Tritt näher! Ich bin erfreut, dich zu sehen. Du bist ein guter Diener. Du bist alt. Du hast schon drei Herren gesehen. Es ist Herkommen, daß die Herren dieses Reiches bei ihrer Thronbesteigung dir ein Geschenk machen, so kostbar, als möglich. Mein Vater, Heinrich der Achte, gab dir die Diamantenspange seines Mantels. Mein Bruder Eduard gab dir einen Humpen von getriebenem Golde. Jetzt ist die Reihe an mir. Ich habe dir noch nichts gegeben, ich muß dir ein Geschenk machen. Komm näher! *Indem sie auf Fabiani zeigt:* Du siehst doch diesen Kopf? diesen jungen und reizenden Kopf? diesen Kopf, welcher diesen Morgen noch das Schönste, Teuerste und Köstlichste war, was ich auf der Welt hatte. Nun? diesen Kopf – du siehst ihn doch? sprich! Ich schenke ihn dir!

Dritte Handlung Wer von Beiden?

Personen Die Königin · Gilbert · Jane · Simon Renard Joshua Farnaby · Meister Äneas Dulverton Lord Clinton · ein Kerkermeister

Erste Abteilung

Ein Saal im Tower. Ein Spitzbogengewölbe, das von dicken Pfeilern getragen wird. Zur Rechten und Linken die niedrigen Türen von zwei Kerkern. Auf der rechten Seite eine Lücke, die auf die Themse, zur Linken eine andere, die auf die Straße geht. Auf jeder Seite eine verborgene Türe in der Mauer. Im Hintergrunde eine Galerie mit einem Erker, der mit Glasscheiben geschlossen ist und auf die äußern Hofe des Towers geht.

Erste Szene

Gilbert, Joshua

Gilbert Nun?

Joshua Ach!

Gilbert Keine Hoffnung?

Joshua Keine Hoffnung!

Gilbert geht an das Fenster.

Joshua O, du kannst von dem Fenster aus nichts sehen.

Gilbert Du hast dich erkundigt, nicht wahr?

Joshua Ich weiß es nur zu sicher!

Gilbert Es ist für Fabiani!

Joshua Es ist für Fabiani.

Gilbert Wie glücklich der Mensch ist! Fluch über mich!

Joshua Armer Gilbert! deine Reihe wird kommen. Heute er, morgen du.

Gilbert Was willst du sagen? Wir verstehen uns nicht. Wovon sprichst du?

Joshua Von dem Schaffot, das man eben aufschlägt.

Gilbert Und ich, ich spreche von Jane!

Joshua Von Jane?

Gilbert Ja, von Jane! Nur von Jane! Was liegt mir am Übrigen? Du hast also Alles vergessen? Du weißt also nicht mehr, daß ich, seit einem Monat an die Gitter meines Kerkers geklammert, sie bleich und in Trauer ohne Unterlaß um den Fuß dieses Turmes wanken sehe, der zwei Menschen einschließt, Fabiani und mich? Du weißt also nichts von meiner Qual, meinen Zweifeln, meiner Ungewißheit? Für wen von Beiden kommt sie? Ich frage mich das Tag und Nacht, armer Elender! Ich frug dich selbst, Joshua, und du versprachst mir gestern Abend, du wolltest versuchen, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen. O, sprich! weißt du etwas? Kommt sie für mich oder für Fabiani?

Joshua Ich erfuhr, daß Fabiani bestimmt heute enthauptet werden sollte, und du morgen; und ich gestehe, daß ich seit dem Augenblicke wie verrückt bin, Gilbert. Das Schaffot hat mich Jane vergessen machen ... dein Tod ...

Gilbert Mein Tod! Was meinst du mit dem Wort? Mein Tod! Jane liebt mich nicht mehr, das ist er. Ich war tot seit dem Tag, wo ich nicht mehr geliebt wurde. O! wahrlich tot, Joshua. Das, was von mir noch lebt, verlohnt sich nicht der Mühe, die man sich morgen mit mir macht. O, sieh! du machst dir keinen Begriff von dem, was ein Mann ist, welcher liebt! Wenn man mir vor zwei Monaten gesagt hätte: Jane, deine fleckenlose, deine reine Jane, dein Stolz, deine Lilie, dein Kleinod, Jane wird sich einem Andern überlassen: wollt Ihr sie dann noch? – Ich hätte gesagt: Nein! ich möchte sie dann nicht mehr. Lieber tausend Mal den Tod für mich und sie! Und ich hätte den mit Füßen getreten, der so zu mir gesprochen hätte. Nun denn, ja, ich will sie! – Du siehst wohl, heute ist Jane nicht mehr die makellose Jane, die ich anbetete, die Jane, über deren Stirne ich kaum mit meinen Lippen zu hauchen wagte, Jane hat sich einem Andern überlassen, einem Elenden, ich weiß es, und doch – was liegt daran? ich liebe sie. Ich würde den Saum ihres Kleides küssen und sie um Vergebung bitten, wenn sie es wollte. Und wenn sie mit dem Andern in den Gossen der Straße läge, ich würde sie aufraffen und an mein Herz drücken, Joshua! – Joshua, ich würde nicht hundert Jahre meines Lebens, denn ich habe nur noch einen Tag, aber ich würde die Ewigkeit geben, die ich morgen haben werde, um sie noch ein Mal lächeln zu sehen, ein einziges Mal vor meinem Tod, und sie das angebetete Wort sagen zu hören, das sie sonst zu mir sagte: Ich liebe dich! – Joshua! Joshua! so ist das Herz eines Mannes, der liebt. Ihr glaubt, Ihr würdet das Weib töten, das Euch betrügt? Nein, Ihr würdet sie nicht töten, Ihr werdet Euch zu ihren Füßen setzen nach wie vor, nur werdet Ihr traurig sein. – Du findest mich schwach! Was hätte es mich geholfen, wenn ich Jane getötet hätte? O! ich habe das Herz voll unerträglicher Gedanken. O, wenn sie mich noch liebte! was liegt mir an all dem, was sie mir getan hat. Aber sie liebt Fabiani! Aber sie liebt Fabiani! Für Fabiani kommt sie! Nur das ist gewiß, daß ich sterben möchte. Habe Mitleid mit mir, Joshua!

Joshua Fabiani wird heute hingerichtet.

Gilbert Und ich morgen.

Joshua Gott ist am Ende aller Dinge.

Gilbert Heute werde ich an ihm, morgen wird er an mir gerächt.

Joshua Mein Bruder, da kommt Äneas Dulverton, der zweite Constabler des Turmes. Du mußt wieder hinein. Mein Bruder, ich werde dich diesen Abend wiedersehen.

Gilbert O! sterben, ohne geliebt, sterben, ohne beweint zu werden! Jane!... Jane!... Jane!... *Er geht in den Kerker zurück.*

Joshua Armer Gilbert! Mein Gott! wer hätte mir je gesagt, daß geschehen würde, was geschieht? *Er geht ab. Simon Renard und Meister Äneas treten auf.*

Zweite Szene

Simon Renard, Meister Aneas Dulverton

Simon Renard Das ist sehr seltsam, wie Ihr sagt; aber was wollt Ihr? Die Königin ist toll, sie weiß nicht, was sie will. Man kann auf nichts rechnen, sie ist ein Weib. Ich möchte ein wenig wissen, was sie hier tut. Seht, das Herz eines Weibes ist ein Rätsel, dessen Auflösung Franz der Erste auf die Scheiben von Chambord schrieb:

Ein Weib sich ändert jeden Tag,
Ein Narr ist, wer ihm trauen mag.

Hört, Meister Äneas, wir sind alte Freunde. Es muß heute damit ein Ende werden. Alles hängt hier von Euch ab. Wenn man Euch aufträgt. .. *Er spricht leise mit Meister Äneas:* Zieht die Sache in die Länge, laßt sie auf eine geschickte Weise mißglücken. Wenn ich nur zwei Stunden vor mir habe, so geschieht diesen Abend, was ich will, und morgen kein Günstling mehr, ich bin allmächtig, und übermorgen seid Ihr Baronet und Lieutenant des Towers. Begriffen?

Meister Äneas Begriffen.

Simon Renard Gut. Ich höre kommen. Man darf ans nicht mehr beisammen sehen. Geht da hinaus. Ich gehe der Königin entgegen. *Sie trennen sich.*

Dritte Szene

Ein Schließer tritt vorsichtig ein, dann führt er Lady Jane herein.

Schliesser Ihr seid da, wohin Ihr wolltet, Mylady. Hier sind die Türen der beiden Kerker. Jetzt meine Belohnung, wenn es Euch beliebt. *Jane macht ihr diamantnes Armband los und gibt es ihm.*

Jane Hier ist sie.

Schliesser Danke. Macht mich nicht verdächtig. *Er geht.*

Jane*allein*: Mein Gott! was tun? Ich war sein Verderben, ich muß ihn retten. O, nie! ich kann nicht. Ein Weib, das vermag nichts. Das Schaffot! das ist entsetzlich! Weg! keine Tränen mehr, Taten! – Aber, ich kann nicht! ich kann nicht! O mein Gott, erbarme dich meiner! Man kommt. Wer spricht da! Ich kenne diese Stimme. Die Stimme der Königin. Ach, Alles ist verloren! *Sie verbirgt sich hinter einem Pfeiler.*

Die Königin und Simon Renard treten ein.

Vierte Szene

Die Königin, Simon Renard, Jane versteckt

Königin Ah! diese Veränderung wundert Euch? Ah! ich gleiche mir nicht mehr. Nun, was geht das Euch an? Das ist einmal so. Jetzt will ich seinen Tod nicht mehr.

Simon Renard Eure Majestät hatte gleichwohl gestern befohlen, daß die Hinrichtung heute Abend Statt finden sollte.

Königin So wie ich vorgestern befohlen hatte, daß die Hinrichtung gestern Statt finden sollte. Heute befehle ich, daß die Hinrichtung morgen

Statt finden wird.

Simon Renard In der Tat, seit dem zweiten Advent-Sonntage, wo die Sternkammer ihr Urteil fällte und die beiden Verurteilten zum Turme zurückkamen, den Henker voran, die Axt nach ihrem Gesichte gekehrt, es sind jetzt drei Wochen her, verschiebt Eure Majestät die Sache jeden Tag auf den folgenden.

Königin Nun, begreift Ihr denn nicht, was das bedeutet, mein Herr? Muß ich Euch Alles sagen, und muß ein Weib ihr Herz Euch nackt hinlegen, weil sie Königin ist, die Unselige, und weil Ihr hier den Prinzen von Spanien, meinen zukünftigen Gemahl, vertretet? Mein Gott! Ihr wißt das nicht, ihr Andern, das Herz eines Weibes ist so gut schamhaft, als ihr Leib. Ja denn, weil Ihr es wissen wollt, weil Ihr Euch stellt, als begriffet Ihr nichts, ja, ich verschiebe jeden Tag die Hinrichtung Fabiani's auf den folgenden, weil jeden Morgen, seht Ihr, mich die Kraft bei dem Gedanken verläßt, daß die Glocke des Londoner Turms diesen Menschen zu Grabe läuten wird, weil ich ohnmächtig werde bei dem Gedanken, daß man eine Axt für diesen Menschen schleift, weil ich sterbe, wenn ich denke, daß man eine Bahre für diesen Menschen zusammenschlägt, weil ich ein Weib bin, weil ich schwach, weil ich toll bin, weil ich diesen Menschen liebe, wahrhaftig! – Habt Ihr genug? Seid Ihr befriedigt? Begreift Ihr? O! ich werde mich schon eines Tages an Euch rächen für Alles, was Ihr mich da sagen macht. Geht!

Simon Renard Es wäre aber doch Zeit, mit Fabiani ein Ende zu machen. Ihr werdet meinen königlichen Herrn, den Prinzen von Spanien, heiraten.

Königin Wenn der Prinz von Spanien nicht zufrieden ist, so mag er es sagen; wir heiraten einen Andern, Es fehlt uns nicht an Freiern. Der Sohn des römischen Königs, der Fürst von Piemont, der Infant von Portugal, der Kardinal Polus, der König von Dänemark und Lord Curtnay sind eben so gute Edelleute, als er.

Simon Renard Lord Curtnay! Lord Curtnay!

Königin Ein englischer Baron, Herr, wiegt einen Prinzen auf. Außerdem stammt Lord Curtnay von den Kaisern des Orients ab. Und dann, ärgert Euch, wenn Ihr wollt.

Simon Renard Fabiani ist in London von Allem gehaßt, was ein Herz hat.

Königin Mich ausgenommen.

Simon Renard Die Bürger sind mit den Herren einig. Wenn er heute nicht hingerichtet wird, wie Eure Majestät versprochen hat...

Königin Nun?

Simon Renard So wird das Gesindel einen Auflauf machen.

Königin Ich habe meine Lanzknechte.

Simon Renard Es wird eine Verschwörung unter den Herren geben.

Königin Ich habe den Henker.

Simon Renard Eure Majestät hat auf das Gebetbuch Ihrer Mutter geschworen, daß sie ihn nicht begnadigen würde.

Königin Hier ist ein Freibrief, den er mir überschickt, und worin ich ihm auf meine königliche Krone schwöre, daß ich es tun werde. Die Krone meines Vaters ist so viel wert, als das Gebetbuch meiner Mutter. Ein Eid hebt den andern. Übrigens, wer sagt Euch denn, daß ich ihn begnadigen werde?

Simon Renard Er hat Euch sehr frech betrogen, Madame.

Königin Was geht das mich an? Alle Männer machen es ebenso. Ich will nicht, daß er stirbt. Seht, Mylord – Herr Vogt, wollte ich sagen – mein Gott! Ihr macht mir den Kopf so wirr, daß ich in Wahrheit nicht mehr weiß, mit wem ich spreche, – seht, ich weiß Alles, was Ihr mir sagen werdet. Daß er ein erbärmlicher Mensch, eine Memme, ein Schurke ist: ich weiß es so gut, als Ihr, und ich erröte darüber; aber ich liebe ihn. Was soll ich machen? Einen wackeren Mann würde ich vielleicht weniger lieben. Außerdem, wer seid ihr alle denn, so viel ihr seid? Seid Ihr mehr wert, als er? Ihr werdet mir sagen, daß er ein Günstling ist und daß das englische Volk die Günstlinge nicht liebt. Weiß ich denn nicht, daß Ihr ihn nur stürzen wollt,

um an seinen Platz den Grafen von Kildare, diesen Geck, diesen Irländer, zu bringen? Und wenn er zwanzig Köpfe täglich fallen macht, was geht das Euch an? Und sprecht mir nur nicht von dem Prinzen von Spanien. Ihr lacht selbst darüber. Sprecht mir nicht von dem Mißvergnügen des Herrn von Noailles, des französischen Gesandten. Herr von Noailles ist ein Dummkopf, und ich werde es ihm selbst sagen. Endlich, ich bin ein Weib, ich will und will nicht, ich bin nicht aus einem Stücke. Das Leben dieses Menschen ist meinem Leben notwendig. Schneidet doch nicht ein so jungfräuliches und aufrichtiges Gesicht, ich bitte Euch. Ich kenne alle Eure Schliche. Unter uns, Ihr wißt so gut, als ich, daß er das Verbrechen nicht begangen hat, wofür er verdammt wurde. Das ist abgekartet. Ich will nicht, daß Fabiani stirbt. Bin ich Herrin, oder nicht? Seht, Herr Vogt, sprechen wir von etwas Anderem, wollt Ihr?

Simon Renard Ich ziehe mich zurück, Madame. Euer ganzer Adel hat durch meinen Mund gesprochen.

Königin Was kümmert mich der Adel!

Simon Renard*bei Seite:* So versuchen wir es mit dem Volke. *Er geht mit einer tiefen Verbeugung ab.*

Königin*allein:* Er ist mit einer sonderbaren Miene hinausgegangen. Der Mensch ist im Stande, etwas in Bewegung zu bringen. Ich muß schnell nach dem Stadthause. – He, Jemand!

Meister Äneas und Joshua treten auf.

Fünfte Szene

Die Königin, Meister Äneas, Joshua

Königin Seid Ihr es, Meister Äneas? Dieser Mann und Ihr müßt sogleich für die Flucht des Grafen Clanbrassil sorgen.

Meister Äneas Madame ...

Königin Halt, ich vertraue mich Euch nicht an. Ich erinnere mich, daß Ihr zu seinen Feinden gehört. Mein Gott! ich bin also nur von Feinden des Mannes umgeben, den ich liebe. Ich wette, der Schließer da, den ich nicht kenne, haßt ihn auch.

Joshua So ist es, Madame.

Königin Mein Gott! mein Gott! dieser Simon Renard ist mehr König, als ich Königin. Wie! Niemand hier, dem ich mich anvertrauen, Niemand, dem ich Vollmacht geben könnte, um Fabiani entwischen zu lassen!

Jane*tritt hinter dem Pfeiler hervor:* Doch, Madame! Ich!

Joshua*bei Seite:*Jane

Königin Du? wer du? Ihr seid es, Jane Talbot? Wie kommt Ihr hierher? Ah! das ist gleichgültig, Ihr seid da. Ihr kommt, Fabiani zu retten. Danke. Ich sollte Euch hassen, Jane, ich sollte eifersüchtig auf Euch sein, ich habe tausend Gründe. Aber nein, ich liebe Euch aus Liebe zu ihm. Dem Schaffot gegenüber keine Eifersucht mehr, nichts als Liebe. Ihr seid wie ich. Ihr verzeiht ihm, ich sehe es wohl. Die Männer, sie begreifen das nicht. Lady Jane, verständigen wir uns. Wir sind beide sehr unglücklich, nicht wahr? Man muß Fabiani entwischen lassen. Ich habe nur Euch, ich muß Euch wohl dazu brauchen. Ich bin wenigstens sicher, daß Euer Herz dabei sein wird. Übernehmt es. Meine Herrn, ihr Beide gehorcht Lady Jane in Allem, was sie euch vorschreiben wird, und haftet mir mit eurem Kopfe für die Befolgung ihrer Befehle. Umarme mich, mein Kind.

Jane Die Themse bespült den Fuß des Turmes auf dieser Seite. Es ist da ein geheimer Ausgang, den ich bemerkt habe. Ein Schiff da vor, und die Flucht macht sich auf der Themse. Das ist das Sicherste.

Meister Äneas Unmöglich einen Nachen vor einer guten Stunde zu haben.

Jane Das ist sehr lang.

Meister Äneas Es ist bald vorbei. Außerdem ist es in einer Stunde finster. Es ist besser so, wenn Eure Majestät wünscht, daß die Flucht insgeheim vor sich gehe.

Königin Ihr habt vielleicht Recht. Nun, in einer Stunde sei es! Ich verlasse Euch, Lady Jane, ich muß auf das Stadthaus. Rettet Fabiani!

Jane. Seid ruhig, Madame.

Die Königin geht ab. Jane folgt ihr mit den Augen.

Joshua*auf dem Vordergrund der Bühne:* Gilbert hatte Recht, ganz für Fabiani.

Sechste Szene

Die Nämlichen, die Königin ausgenommen

Jane*zu Meister Äneas:* Ihr habt den Willen der Königin gehört. Einen Nachen an den Fuß des Turms, die Schlüssel zu den geheimen Gängen, einen Hut und einen Mantel.

Meister Äneas Unmöglich das Alles vor Nacht zu haben. In einer Stunde, Mylady.

Jane Gut. Geht. Laßt mich mit diesem Manne allein.

Meister Äneas geht, Jane folgt ihm mit den Augen.

Joshua*bei Seite auf dem Vordergrund der Bühne:* Diesem Manne! Das ist ganz einfach. Wer Gilbert vergessen hat, erkennt Joshua nicht mehr. *Er geht nach der Türe von Fabiani's Kerker und schickt sich an, sie zu öffnen.*

Jane Was macht Ihr da?

Joshua Ich komme Euren Wünschen zuvor, Mylady. Ich öffne diese Türe.

Jane Was ist das für eine Türe?

Joshua Die Türe des Kerkers von Mylord Fabiani.

Jane Und diese da?

Joshua Ist die Kerkertüre eines Andern.

Jane Wessen? Dieser Andere?

Joshua Ein anderer zum Tode Verurteilter, Jemand, den Ihr nicht kennt. Ein Arbeiter, Namens Gilbert.

Jane Öffnet diese Türe!

Joshua*nachdem er die Türe geöffnet:* Gilbert!

Siebente Szene

Jane, Gilbert, Joshua

Gilbert*ruft aus dem Kerker:* Wer ruft mir? *Er tritt auf die Schwelle, erblickt Jane und hält sich wankend an der Mauer.* Jane! – Lady Jane Talbot!

Jane*auf den Knien, ohne die Augen aufzuschlagen:* Gilbert, ich komme Euch zu retten.

Gilbert Mich retten!

Jane Hört! Habt Erbarmen, zermalmt mich nicht. Ich weiß Alles, was Ihr mir sagen werdet. Es ist gerecht; aber sagt es mir nicht. Ich muß Euch retten. Alles ist bereit. Die Flucht ist sicher. Laßt Euch von mir retten, so gut wie von einem Andern. Ich verlange sonst nichts. Ihr werdet mich dann nicht mehr kennen. Ihr werdet nicht wissen, wer ich bin. Verzeiht mir nicht, aber laßt mich Euch retten. Wollt Ihr?

Gilbert Ich danke; es ist unnütz. Zu was mich retten wollen, Lady Jane, wenn Ihr mich nicht mehr liebt?

Jane*freudig:* O Gilbert! ist es das in Wahrheit, was Ihr verlangt? Gilbert! würdigt Ihr mich noch, Euch mit dem zu beschäftigen, was in dem Herzen des armen Mädchens vorgeht? Gilbert! liegt Euch noch etwas an der Liebe, die ich für irgend Jemand haben könnte, und dünkt es Euch der Mühe wert, darnach zu fragen? O! ich dachte, daß Euch das sehr gleichgültig wäre und daß Ihr mich zu sehr verachtetet, um Euch um das zu kümmern, was ich mit meinem Herzen machte. Gilbert! wenn Ihr wüßtet, was mich die Worte fühlen machen, die Ihr mir sagtet! Das ist ein sehr unerwarteter Sonnenstrahl in meiner Nacht. O! hört mich doch dann. Wenn ich es noch wagte, mich Euch zu nähern, wenn ich es wagte, Eure Kleider zu berühren, wenn ich es wagte, Eure Hände in die meinigen zu nehmen, wenn ich es noch wagte, die Augen zu Euch und dem Himmel aufzuschlagen, wie sonst: wißt Ihr, was ich sagen würde, knieend, niedergeworfen, weinend zu Euren Füßen, Seufzer auf den Lippen und die Freude der Engel im Herzen? Ich würde Euch sagen: Gilbert, ich liebe dich!

Gilbert*faßt sie heftig in seine Arme:* Du liebst mich?

Jane Ja, ich liebe dich!

Gilbert Du liebst mich! – Sie liebt mich, mein Gott! Es ist wahr, sie ist es, die mir es sagt, ihr Mund ist es, der sprach, Gott im Himmel!

Jane Mein Gilbert!

Gilbert Du hast Alles für meine Flucht vorbereitet, sagst du? Schnell! schnell! Das Leben! Ich will leben, Jane liebt mich! Dieses Gewölbe senkt

sich auf meinen Kopf und zerdrückt ihn. Ich brauche Luft. Fliehen wir schnell! Fort, Jane! Ich will leben – ich werde geliebt!

Jane Noch nicht. Wir haben einen Nachen nötig. Wir müssen die Nacht abwarten. Aber sei ruhig, du bist gerettet. Ehe eine Stunde vergeht, sind wir draußen. Die Königin ist auf dem Stadthaus und kommt nicht sobald zurück. Ich bin hier Herrin; ich werde dir Alles erklären.

Gilbert Eine Stunde warten, das ist sehr lang. O, ich bin ungeduldig, Leben und Freude wieder zu fassen! Jane! Jane! du bist da! Ich werde leben, du liebst mich! Ich komme aus der Hölle, halte mich, ich könnte tolles Zeug machen, siehst du. Ich möchte lachen, möchte singen. Du liebst mich also?

Jane Ja! – Ich liebe dich! Ja, ich liebe dich! Und sieh', Gilbert, glaube mir, ich spreche die Wahrheit, wie auf dem Todesbette, – ich habe immer nur dich geliebt! Selbst in meiner Sünde, selbst in der Tiefe meines Verbrechens liebte ich dich! Kaum war ich in die Arme des Teufels gefallen, der mich verführte, als ich meinen Engel beweinte.

Gilbert Vergessen! verziehen! Sprich nicht davon, Jane. O, was liegt mir an dem Vergangenen! Wer könnte deiner Stimme widerstehen! Wer würde anders handeln, als ich! O ja! ich verzeihe dir Alles, mein geliebtes Kind! Das Wesen der Liebe ist Nachsicht, ist Verzeihung. Jane, die Eifersucht und die Verzweiflung haben die Tränen in meinen Augen getrocknet. Aber ich verzeihe dir, aber ich danke dir, aber du bist für mich der einzige Lichtstrahl in dieser Welt, aber bei jedem Worte, das du sprichst, fühle ich einen Schmerz in meiner Seele sterben und eine Freude darin geboren werden! Jane! erhebt Euer Haupt, steht gerade so hin und seht mich an. – Ich sage dir, daß du mein Kind bist.

Jane Immer großmütig! Immer! mein geliebter Gilbert!

Gilbert O! ich möchte schon draußen sein auf der Flucht, weit, weit, frei mit dir! O! diese Nacht, die nicht kommen will! – Der Nachen ist nicht da. – Jane! wir verlassen London sogleich, noch diese Nacht. Wir verlassen England. Wir gehen nach Venedig. Mit meinem Handwerk verdient man

viel Geld da. Du wirst mir gehören. – O! mein Gott! ich bin unsinnig, ich vergaß, welchen Namen du führst! Er ist zu schön, Jane!

Jane Was willst du sagen?

Gilbert Tochter des Lord Talbot.

Jane Ich weiß einen schöneren.

Gilbert Welchen?

Jane Weib des Arbeiters Gilbert.

Gilbert Jane!...

Jane O nein! glaube nicht, daß ich das verlange. O! ich weiß wohl, daß ich unwürdig bin. Ich werde meine Augen so hoch nicht erheben; ich werde nicht so weit die Verzeihung mißbrauchen. Der arme Arbeiter Gilbert wird sich nicht zu der Gräfin von Waterford herablassen. Nein, ich werde dir folgen, dich lieben, ich werde dich nie verlassen. Ich will mich des Tags zu deinen Füßen, des Nachts vor deine Türe legen. Ich werde dir zusehen arbeiten, ich werde dir helfen, ich werde dir reichen, was du brauchst. Ich werde dir etwas weniger, als eine Schwester, und etwas mehr als ein Hund sein. Und wenn du dich verheiratest, Gilbert,, – denn es wird Gott gefallen, daß du endlich ein fleckenloses Weib findest, das deiner würdig ist, – wenn du dich verheiratest und wenn dein Weib gut ist, und wenn sie es wohl will, werde ich die Magd deines Weibes sein. Wenn sie mich nicht will, werde ich gehen und sterben, wo ich kann. Ich werde dich nur in dem Falle verlassen. Wenn du dich nicht verheiratest, werde ich bei dir bleiben, ich will still und ruhig sein, du sollst sehen, und wenn man Böses denkt, mich so bei dir zu sehen, so mag man denken, was man will. Ich brauche nicht mehr rot zu werden, siehst du! Ich bin ein armes Mädchen.

Gilbert*fällt ihr zu Füßen:* Du bist ein Engel! Du bist mein Weib!

Jane Dein Weib! Du verzeihest also nur, wie Gott, indem du heiligst? Ah! sei gesegnet, Gilbert, daß du mir diese Krone auf die Stirne drückst.

Gilbert erhebt sich und preßt sie in die Arme. Während sie sich eng umschlossen halten, nimmt Joshua die Hand von Jane.

Joshua Es ist Joshua, Lady Jane.

Gilbert Guter Joshua!

Joshua Es ist kaum ein Augenblick, daß Ihr mich nicht kanntet.

Jane Ah! denn ich mußte mit ihm den Anfang machen.

Joshua küßt ihr die Hände.

Gilbert*preßt sie in seine Arme:* Aber welch Glück! Aber ist denn all dies Glück auch wirklich?

Seit einigen Augenblicken hört man außen ein entferntes Getös, verwirrte Stimmen, einen Auflauf. Der Tag geht zu Ende.

Joshua Was ist das für ein Lärm? *Er tritt an das Fenster, welches auf die Straße geht.*

Jane O mein Gott, wenn nur nichts vorfällt!

Joshua Ein großer Haufe da unten; Hacken, Piken, Fackeln. Die Soldaten der Königin zu Pferd und in Schlachtordnung. Alles kommt hierher. Welch Geschrei! Teufel! Man sollte meinen es sei ein Volksauflauf.

Jane Wenn es nur nicht Gilbert gilt!

Entfernte Stimmen Fabiani! Tod dem Fabiani!

Jane Hört Ihr?

Joshua Ja.

Jane Was riefen sie?

Joshua Ich unterscheide nichts.

Jane O mein Gott, mein Gott!

Meister Äneas und ein Schiffer treten eilig durch die verborgene Türe herein.

Achte Szene

Die Nämlichen, Meister Äneas, ein Schiffer

Meister Äneas Mylord Fabiani! Mylord! Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. Man hat erfahren, daß die Königin Euch retten wollte. Das Volk ist in London im Aufruhr. In einer Viertelstunde seid Ihr zerrissen. Mylord, rettet Euch! Hier ist ein Mantel, ein Hut. Hier die Schlüssel. Hier der Schiffer. Vergeßt nicht, daß Ihr mir das Alles verdankt. Mylord, eilt Euch! *Leise zum Schiffer:* Du eilst dich nicht.

Jane*bedeckt Gilbert eilig mit dem Mantel und dem Hut. Leise zu Joshua:* Himmel, wenn dieser Mann nur nicht...

Meister Äneas*sieht Gilbert in's Gesicht:* Aber wie! das ist nicht Lord Clanbrassil. Ihr befolgt die Befehle der Königin nicht, Mylady! Ihr laßt einen Andern entwischen!

Jane Alles ist verloren!... Ich hätte das voraussehen sollen! O Gott! mein Herr, es ist wahr, habt Erbarmen...

Meister Äneas*leise zu Jane:* Still! Fort! ich habe nichts gesagt, ich habe nichts gesehen. *Er zieht sich mit einem Anstrich von Gleichgültigkeit auf den Hintergrund der Bühne zurück.*

Jane Was sagt er? – Ah! die Vorsehung ist für uns! Ah! Alles will also Gilbert retten!

Joshua Nein, Lady Jane. Alles will Fabiani verderben.

Während dieser ganzen Szene nimmt das Getöse zu.

Jane Eilen wir uns, Gilbert! Komm schnell!

Joshua Laßt ihn allein gehn.

Jane Ihn verlassen!

Joshua Für einen Augenblick. Kein Weib in dem Nachen, wenn er glücklich landen soll. Es ist noch zu hell. Ihr seid weiß gekleidet. Ihr werdet euch wieder finden, wenn die Gefahr vorüber ist. Kommt mit mir hierher, und er da hinaus.

Jane Joshua hat Recht. Wo werde ich dich wieder finden, mein Gilbert?

Gilbert Unter dem ersten Bogen der Londoner Brücke.

Jane Gut. Schnell fort! Das Getöse verdoppelt sich. Ich wollte, du wärest weit weg!

Joshua Hier sind die Schlüssel. Ihr habt zwölf Türen von hier bis zum Rande des Wassers zu öffnen und zu schließen. Ihr habt eine gute Viertelstunde damit zu tun.

Jane Eine Viertelstunde! Zwölf Türen! Das ist entsetzlich!

Gilbert*umarmt sie:* Lebe wohl, Jane. Noch für wenige Augenblicke getrennt, und dann wieder eins für das Leben.

Jane Für die Ewigkeit. *Zum Schiffer:* Ich empfehle ihn Euch.

Meister Äneas *leise zum Schiffer*: Du eilst dich nicht, es könnte was vorfallen.

Gilbert geht mit dem Schiffer ab.

Joshua Er ist gerettet! Jetzt zu mir! Man muß den Kerker schließen. Er schließt Gilberts Kerker. Es ist geschehen. Kommt schnell hierher! *Er geht mit Jane durch die verborgene Türe ab.*

Meister Äneas*allein:* Der Fabiani ist in der Falle geblieben! Das ist ein sehr geschicktes Weibchen, was Meister Simon Renard sehr gut bezahlt

haben würde. Aber wie wird die Königin die Sache aufnehmen? So lange es nicht auf mich fällt!

Simon Renard und die Königin treten mit großen Schritten durch die Galerie herein. Der Tumult hat fortwährend zugenommen. Die Nacht ist fast völlig hereingebrochen. – Geschrei, Fackeln, Lärm der Volkshaufen; Waffengeklirr, Schüsse, Pferdegetrappel. Mehrere Edelleute, das Schwert in der Faust, begleiten die Königin. Unter ihnen Clarence, der Herold von England, das königliche Banner tragend, und Jarretière, der Herold des Hosenbandordens, mit der Ordensfahne.

Neunte Szene

Königin, Simon Renard, Meister Äneas, Lord Clinton, die beiden Herolde, Herrn, Pagen usw.

Königin*leise zu Meister Äneas:* Ist Fabiani entwischt?

Meister Äneas Noch nicht!

Königin Noch nicht? *Sie sieht ihn mit einem furchtbaren Blick an.*

Meister Äneas*bei Seite:* Teufel!

Geschrei des Volkes*von außen:* Tod dem Fabiani!

Simon Renard Eure Majestät muß sogleich ihren Entschluß fassen. Das Volk will den Tod dieses Mannes. London steht in Flammen. Der Turm ist berannt. Der Aufstand ist furchtbar. Die Edlen sind an der Londoner Brücke in Stücke gehauen worden. Die Soldaten Eurer Majestät halten sich noch; aber Eure Majestät ist von Straße zu Straße getrieben worden, von dem Stadthause bis zum Tower. Die Anhänger Elisabeth's haben sich unter das Volk gemischt. Man sieht es an der Bösartigkeit des Aufstandes. Das Alles ist sehr drohend. Was befiehlt Eure Majestät?

Geschrei des Volkes Fabiani! Tod dem Fabiani! *Es wird stärker und nähert sich mehr und mehr.*

Königin Tod dem Fabiani! Mylords, hört ihr, wie das Volk heult? Man muß ihm einen Menschen vorwerfen. Das Volk will zu essen.

Simon Renard Was befiehlt Eure Majestät?

Königin Bei Gott, Mylords, mir deucht, ihr zittert alle um mich herum. Bei meiner Seele, muß euch ein Weib euer ritterliches Handwerk lehren! Zu Pferde, Mylords, zu Pferde! Schüchtert das Gesindel euch ein? Fürchten die Degen sich vor den Stöcken?

Simon Renard Laßt die Sache nicht weiter kommen. Gebt nach, Madame, so lange es noch Zeit ist. Ihr könnt jetzt noch sagen das »Gesindel«, in einer Stunde könntet Ihr sagen müssen »das Volk«.

Das Geschrei wird stärker, das Getöse nähert sich.

Königin In einer Stunde!

Simon Renard*geht auf die Galerie, indem er zurückkommt:* In einer Viertelstunde, Madame. Die erste Ringmauer des Turmes ist genommen. Noch ein Schritt, und das Volk ist hier.

Das Volk Zu dem Turm! Zu dem Turm! Fabiani! Tod dem Fabiani!

Königin Man hat wohl Recht, daß es ein furchtbares Ding sei, das Volk! Fabiano!

Simon Renard Wollt Ihr ihn in einem Augenblick vor Euren Augen zerrissen sehen?

Königin Aber wißt ihr auch, daß es schändlich ist, daß Keiner von euch sich rührt, meine Herrn! Im Namen des Himmels, verteidigt mich doch!

Lord Clinton Euch, ja, Madame; Fabiani, nein.

Königin O Himmel! Nun ja denn! Ich sage es ganz laut! Desto schlimmer! Fabiani ist unschuldig! Fabiani hat das Verbrechen nicht begangen, weshalb er verdammt wurde. Ich, und der da und der Arbeiter Gilbert, wir haben Alles getan, Alles erfunden; Alles angelegt. Reine

Komödie. Wagt es, mich Lügen zu strafen, Herr Vogt! Jetzt, meine Herrn, werdet ihr ihn jetzt verteidigen? Er ist unschuldig, sage ich euch! Bei meinem Haupte, bei meiner Krone, bei meinem Gott, bei der Seele meiner Mutter, er ist unschuldig! Das ist so wahr, als es wahr ist, daß Ihr hier seid, Lord Clinton! Verteidigt ihn! Vernichtet sie, wie Ihr Thomas Wyatt vernichtet habt, mein alter Freund, mein guter Robert! Ich beschwöre Euch, es ist falsch, daß Fabiani die Königin wollte ermorden lassen.

Lord Clinton Es gibt noch eine Königin, die er ermorden wollte, sie heißt England.

Das Geschrei währt außen fort.

Königin Den Balkon! öffnet den Balkon! Ich will selbst dem Volke beweisen, daß er nicht schuldig ist!

Simon Renard Beweist ihm, daß er kein Italiener ist.

Königin Wenn ich denke, daß es ein Simon Renard ist, eine Kreatur des Kardinals Granvella, der es wagt, so mit mir zu sprechen! Nun denn, öffnet diese Türe! öffnet diesen Kerker! Fabiani ist darin, ich will mit ihm sprechen.

Simon Renard*leise:* Was macht Ihr? Um seines eigenen Besten willen ist es überflüssig, alle Welt wissen zu lassen, wo er sich befindet.

Das Volk Tod dem Fabiani! Es lebe Elisabeth!

Königin Mein Gott! mein Gott!

Simon Renard Wählt, Madame! *Er deutet mit der einen Hand auf die Türe des Kerkers.* Entweder diesen Kopf dem Volke – *er deutet mit der andern Hand auf die Krone, welche die Königin trägt* – oder diese Krone der Dame Elisabeth.

Das Volk Tod! Tod Fabiani! Elisabeth!

Ein Stein zerschlägt die Fensterscheibe neben der Königin.

Simon Renard Eure Majestät richtet sich zu Grunde, ohne ihn zu retten. Der zweite Hof ist genommen. Was will die Königin?

Königin Ihr alle seid Memmen, und Clinton die größte! Ach! Clinton, ich werde daran denken, mein Freund!

Simon Renard Was will die Königin?

Königin O, von Allen verlassen zu sein! Alles gesagt zu haben, ohne etwas zu erhalten. Was sind denn doch diese Edelleute da? Dieses Volk ist schändlich. Ich möchte es unter meinen Füßen zermalmen. Es gibt also Lagen, wo eine Königin nichts ist, als ein Weib! Ihr sollt mir es alle teuer bezahlen, meine Herrn!

Simon Renard Was will die Königin?

Königin*niedergebeugt:* Was Ihr wollt! Tut, was Ihr wollt! Ihr seid ein Mörder! *Bei Seite:* Oh Fabiano!

Simon Renard Clarence! Jarretière! Her zu mir! Meister Äneas, öffnet den großen Balkon auf der Galerie!

Der Balkon im Hintergrunde öffnet sich. Simon Renard geht hin, Clarence zur Rechten, Jarretière zur Linken. Unermeßliches Getöse von außen.

Das Volk Fabiani! Fabiani!

Simon Renard*auf dem Balkon, nach dem Volke gewendet:* Im Namen der Königin!

Die Herolde Im Namen der Königin.

Tiefe Stille außen.

Simon Renard Ihr Männer! Die Königin läßt euch wissen: Heute, diese Nacht noch, eine Stunde nach dem Nachtläuten soll Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, mit einem schwarzen Schleier, von Kopf bis zu Füßen bedeckt, mit einem eisernen Knebel geknebelt, eine Kerze von gelbem Wachs, drei Pfund schwer, in der Hand, unter Fackelschein vom Londoner

Turm durch Charing-Cross auf den alten Stadtmarkt geführt, daselbst öffentlich gestäupt und enthauptet werden, zur Strafe für das Verbrechen des Hochverrats im ersten Grade und des königsmörderischen Angriffes auf die geheiligte Person Ihrer Majestät.

Ein unermeßliches Händeklatschen erhebt sich außen.

Das Volk Es lebe die Königin! Tod dem Fabiani!

Simon Renard*fährt fort:* Und damit es Jedermann in der Stadt London wisse, befiehlt die Königin, wie folgt: So lange der Verurteilte den Weg vom Londoner Turm bis zum alten Markt zurücklegt, wird mit der großen Glocke des Turmes geläutet. Im Augenblicke der Hinrichtung werden drei Kanonenschüsse abgefeuert: der erste, wenn er auf das Schaffot steigt; der zweite, wenn er sich auf das schwarze Tuch legt; der dritte, wenn sein Kopf fällt.

Beifall.

Das Volk Lichter! Lichter!

Simon Renard Diese Nacht werden der Turm und die Stadt London zum Zeichen der Freude mit Lichtern und Fackeln erleuchtet. Ich habe es gesagt.

Beifall.

Gott schütze die alte Charte von England.

Die Herolde Gott schütze die alte Charte von England!

Das Volk Tod dem Fabiani! Es lebe Marie! Es lebe die Königin!

Der Balkon wird geschlossen. Simon Renard kommt zur Königin zurück.

Simon Renard Was ich eben getan habe, wird mir nie von der Prinzessin Elisabeth verziehen werden.

Königin Noch von der Königin Marie. – Laßt mich, mein Herr.

Sie verabschiedet mit einer Bewegung alle Anwesende.

Simon Renard*leise zu Meister Äneas:* Meister Äneas, wacht über die Hinrichtung!

Meister Äneas Verlaßt Euch auf mich.

Simon Renard geht ab. Im Augenblick, wo Meister Äneas hinausgehen will, läuft die Königin auf ihn zu, ergreift ihn am Arm und führt ihn heftig auf den Vordergrund der Bühne zurück.

Zehnte Szene

Die Königin, Meister Äneas

Stimmen von Außen Tod dem Fabiani! Fabiani! Fabiani!

Königin Welcher Kopf deucht dir in diesem Augenblicke mehr wert zu sein, der von Fabiani oder der deinige?

Meister Äneas Madame ...

Königin Du bist ein Verräter!

Meister Äneas Madame! *Bei Seite:* Teufel!

Königin Keine Erklärungen. Ich schwöre es bei meiner Mutter: Fabiano tot, du tot.

Meister Äneas Aber Madame ...

Königin Rette Fabiano und du rettest dich. Nichts anders.

Geschrei Tod dem Fabiani! Fabiani!

Meister Äneas Lord Clanbrassil retten! Aber das Volk ist da, das ist unmöglich. Welches Mittel? ...

Königin Suche.

Meister Äneas Was tun, mein Gott!

Königin Tue, als wäre es für dich.

Meister Äneas Aber das Volk bleibt unter den Waffen bis nach der Hinrichtung. Man muß Jemand köpfen, um es zu beruhigen.

Königin Wie du willst.

Meister Äneas Wie ich will? Wartet, Madame! ... Die Hinrichtung findet des Nachts Statt, bei Fackelschein, der Verdammte, mit einem schwarzen Schleier bedeckt, geknebelt, das Volk wie immer durch die Lanzenknechte weit vom Schaffot gehalten, es genügt, wenn es einen Kopf fallen sieht. Die Sache ist möglich. – Wenn der Schiffer noch da ist; ich sagte ihm, er solle sich nicht eilen. *Er geht an das Fenster, von dem man die Themse sieht.* Er ist noch da; aber es war Zeit. *Er hängt sich zum Fenster hinaus, eine Fackel in der Hand und schwenkt sein Schnupftuch, dann sich zur Königin wendend.* – Es ist gut. – Ich stehe Euch für das Leben des Mylord Fabiani.

Königin Mit deinem Kopfe?

Meister Äneas Mit meinem Kopfe!

Zweite Abteilung

Ein Saal, auf welchen zwei Treppen gehen, wovon die eine auf-, und die andere abwärts führt. Der Ausgang auf jede dieser beiden Treppen nimmt einen Teil des Hintergrundes ein. Die aufwärts führende Treppe verliert sich in den Friesen, die abwärts führende verliert sich nach unten. Man sieht weder, woher diese Treppen kommen, noch wohin sie gehen. –

Der Saal ist auf eine eigene Art ausgeschlagen; die Mauer zur Rechten, die Mauer zur Linken, und die Decke sind mit einem schwarzen Tuche bedeckt, das von einem großen weißen Kreuze durchschnitten wird; der Hintergrund, dem Zuschauer gegenüber, ist dagegen mit einem weißen Tuche behängt, worauf sich ein großes schwarzes Kreuz befindet. Dieser schwarze und weiße Überzug erstreckt sich jeder auf seiner Seite bis unter die beiden Treppen. Zur Rechten und zur Linken ein schwarz und weiß

gedeckter und für ein Leichenbegängnis geschmückter Altar. Große Wachskerzen, keine Priester. Einige Totenlampen, die hie und da an den Gewölben aufgehängt sind, erleuchten schwach den Saal und die Treppen. Eigentlich wird der Saal durch das große weiße Tuch im Hintergrunde erleuchtet, durch welches ein rötliches Licht fällt, als wäre eine ungeheure, glühende Esse dahinter. Der Saal ist mit Grabsteinen geplattet. Bei dem Aufziehen des Vorhangs sieht man auf dem durchsichtigen Tuch sich den schwarzen und unbeweglichen Schattenriß der Königin zeichnen.

Erste Szene

Jane, Joshua Sie treten vorsichtig durch eine besondere Türe herein, indem sie einen der schwarzen Umhänge aufheben.

Jane Wo sind wir, Joshua?

Joshua Auf dem großen Absatz der Treppe, welche die Verurteilten hinuntersteigen, wenn sie zum Tode geführt werden. Das ist unter Heinrich dem Achten so ausgeschlagen worden.

Jane Kein Weg, um aus dem Turm zu kommen?

Joshua Das Volk bewacht alle Ausgänge. Es will dies Mal seines Verdammten gewiß sein. Niemand kann vor der Hinrichtung hinaus.

Jane Die Verkündigung von diesem Balkon herunter tönt mir noch in den Ohren. Habt Ihr es gehört, als wir unten waren? Das Alles ist entsetzlich, Joshua.

Joshua Ah, da habe ich schon ganz andere Dinge gesehen!

Jane Wenn es nur Gilbert zu entkommen gelang! Glaubt Ihr, daß er gerettet ist, Joshua?

Joshua Gerettet? Gewiß!

Jane Gewiß, guter Joshua?

Joshua Der Turm ist vom Wasser her nicht beunruhigt worden. Und dann war der Aufruhr, als er abfuhr, nicht das, was er seitdem geworden ist. Das war ein schöner Aufruhr!

Jane Ihr seid gewiß, daß er gerettet ist?

Joshua Und daß er Euch zu dieser Stunde unter dem ersten Bogen der Londoner Brücke erwartet, wo Ihr ihn vor Mitternacht treffen werdet.

Jane Mein Gott! er wird unruhig sein. *Indem sie den Schatten der Königin bemerkt:* Himmel, was ist das, Joshua?

Joshua*leise, indem er sie bei der Hand faßt:* Still! –- Es ist die Löwin, die lauert.

Während Jane mit Schrecken den schwarzen Schattenriß betrachtet, hört man eine entfernte Stimme, die von oben herunter zu kommen scheint, langsam und deutlich folgende Worte sprechen:

Der, welcher hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dynasmonddy, Baron von Darmouth in Devonshire, welcher auf dem Markt von London als Königsmörder und Hochverräter enthauptet werden wird. – Gott erbarme sich seiner Seele!

Eine andere Stimme Betet für ihn!

Jane*zitternd:* Joshua, hört Ihr?

Joshua Ja. Ich höre dergleichen alle Tage.

Ein Leichenzug erscheint oben auf der Treppe, auf deren Stufen er sich langsam im Herabsteigen entwickelt. An der Spitze ein schwarz gekleideter Mann, der ein weißes Banner mit einem schwarten Kreuz trägt. Dann Meister Äneas Dulverton im großen schwarzen Mantel, den weißen Constablerstab in der Hand; dann ein Haufe rot gekleideter Hellebardiere. Dann der Henker, seine Axt auf der Schulter, das Eisen auf den, der ihm folgt, gerichtet. Dann ein Mann ganz in einen großen schwarzen Schleier

gehüllt, der ihm nachschleppt. Man sieht von diesem Manne nichts als seinen nackten Arm, der durch eine in das Leichentuch gemachte Öffnung geht und eine brennende Kerze von gelbem Wachse trägt. Zur Seite dieses Mannes ein Priester im Totenkleide. Dann eine Truppe rot gekleideter Hellebardiere. Dann ein weißgekleideter Mann, der ein schwarzes Banner mit einem weißen Kreuze trägt. Zur Rechten und zur Linken %wei Reihen von Hellebardieren, die Fackeln tragen.

Jane Joshua, seht Ihr?

Joshua Ja. Ich sehe dergleichen alle Tage. Der Zug hält im Augenblick, wo er auf die Bühne tritt.

Meister Äneas Der, welcher hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dynasmonddy, Baron von Darmouth in Devonshire, welcher auf dem Markte von London als Königsmörder und Hochverräter enthauptet werden wird. – Gott erbarme sich seiner Seele!

Die beiden Bannerträger Betet für ihn!

Der Zug geht langsam über den Hintergrund der Bühne.

Jane Entsetzlich, was wir da sehen, Joshua. Es macht mir das Blut stocken.

Joshua Dieser elende Fabiani!

Jane Friede, Joshua! Sehr elend, aber sehr unglücklich! *Der Zug gelangt zur andern Treppe. Simon Renard, der seit einigen Augenblicken am Eingange dieser Treppe erschienen ist und Alles beobachtet hat, tritt auf die Seite, um ihn vorbeizulassen. Der Zug senkt sich unter das Treppengewölbe, wo er nach und nach verschwindet. Jane sieht ihm voll Schrecken nach.*

Simon Renard*nachdem der Zug verschwunden ist:* Was bedeutet das? Ist das auch Fabiani? Ich hielt ihn für weniger groß. Sollte Meister Äneas? ... Es ist mir, als hätte die Königin ihn einen Augenblick bei sich behalten. Ich will doch sehen! *Er eilt die Treppe hinunter dem Zuge nach.*

Eine Stimme*die sich mehr und mehr entfernt:* Der, welcher hinter mir geht, mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, ist der sehr hohe und sehr mächtige Herr Fabiano Fabiani, Graf von Clanbrassil, Baron von Dynasmonddy, Baron von Darmouth in Devonshire, welcher auf dem Markte von London als Königsmörder und Hochverräter enthauptet werden wird. – Gott erbarme sich seiner Seele!

Eine andere Stimme*fast unvernehmbar:* Betet für ihn!

Joshua Die große Glocke wird sogleich seinen Austritt aus dem Turme verkündigen. Es wird Euch jetzt vielleicht möglich sein, hinauszukommen. Ich muß sehen, wie es gehen kann. Erwartet mich hier; ich komme gleich wieder.

Jane Ihr verläßt mich, Joshua? Ich werde mich fürchten. Allein hier, mein Gott!

Joshua Ihr könntet nicht ohne Gefahr den ganzen Turm mit mir durchlaufen. Ich muß Euch zum Turme hinausschaffen. Bedenkt, daß Gilbert Euch erwartet.

Jane Gilbert! Alles für Gilbert! Geht! *Joshua ab.*

Jane*allein:* O welch schreckliches Schauspiel! Wenn ich denke, daß das so für Gilbert gewesen wäre! *Sie kniet auf den Stufen des einen Altares nieder.* O, Dank! du bist ja wahrlich der rettende Gott, du hast Gilbert gerettet! *Das Tuch im Hintergrund öffnet sich halb, die Königin erscheint, sie geht mit langsamen Schritten auf den Vordergrund der Bühne, ohne Jane zu sehen.*

Jane*sich wegwendend:* Gott! die Königin.

Zweite Szene

Jane, die Königin Jane klammert sich vor Schrecken an den Altar und heftet auf die Königin einen starren, erschrockenen Blick.

Königin*Sie blickt einige Augenblicke auf dem Vordergrund der Bühne, das Auge starr, bleich, wie in düsteres Träumen verloren. Endlich stößt sie einen tiefen Seufzer aus:* O, das Volk! *Sie sieht unruhig um sich und erblickt Jane.* Jemand da? – Du bist es, junges Mädchen? Ihr seid es, Lady Jane? Ich erschrecke Euch. Geht doch, fürchtet nichts. Ihr wißt, der Kerkermeister Äneas hat uns verraten. Fürchtet doch nichts, Kind, ich habe dir es schon gesagt, du hast nichts von mir zu fürchten. Was vor einem Monat dein Verderben war, ist heute dein Heil. Du liebst Fabiano. Nur du und ich hatten unter dem Himmel so ein Herz, du und ich liebten ihn. Wir sind Schwestern.

Jane Madame ...

Königin Ja, ja! du und ich, zwei Weiber, das ist Alles, was er für sich hat; gegen sich – alles Übrige, eine ganze Stadt, ein ganzes Volk, eine ganze Welt! Ungleicher Kampf der Liebe gegen den Haß! Die Liebe für Fabiani ist traurig, zitternd, sinnlos; sie hat deine bleiche Stirne, sie hat meine Augen voll Tränen, sie verbirgt sich bei einem Totenaltar; sie betet durch deinen Mund, sie flucht durch den meinigen. Der Haß gegen Fabiani ist stolz, freudig, triumphierend, ist bewaffnet und siegreich, hat den Hof, hat das Volk, hat Straßen voll Menschenhaufen, brüllt nach Mord und jauchzt vor Freude, er ist stolz und gewaltig und allmächtig; er erleuchtet eine ganze Stadt um ein Schaffot. Die Liebe, hier ist sie, zwei Weiber in Trauer in einem Grabe; der Haß, da ist er! *Sie reißt heftig das Tuch im Hintergrunde weg, so daß man einen Balkon erblickt und weiter hinaus in schwarzer Nacht die Stadt London glänzend erleuchtet. Was man vom Tower sieht, ist ebenfalls erleuchtet, Jane richtet ihre Augen erstaunt auf dieses blendende Schauspiel, dessen Widerschein die Bühne erhellt.* O schändliche Stadt! rebellische Stadt! verfluchte Stadt! Ungeheuer, das sein Festkleid in Blut taucht und dem Henker die Fackel hält! Du entsetzest dich davor, Jane, nicht wahr? Ist es dir nicht wie mir, als ob sie uns feig höhnte und uns mit ihren hunderttausend glühenden Augensternen anstierte, uns schwache, verlassene Weiber, verloren und allein in diesem Grab? Jane, hörst du die entsetzliche Stadt, wie sie lacht und heult? O, England, England dem, der London vernichtet! O, wie möchte ich diese Fackeln in Brände, diese Lichter in Flammen und diese strahlende Stadt in einen Gluthaufen verwandeln können!

Ein ungeheures Getöse erhebt sich außen. Beifall. Verwirrtes Geschrei: Da ist er! da ist er! Tod dem Fabiani! – *Man hört die große Glocke des Londoner Turms läuten; bei diesem Geräusch bricht die Königin in ein schreckliches Lachen aus.*

Jane Großer Gott! jetzt geht der Elende hinaus..– Ihr lacht, Madame!

Königin Ja, ich lache! *Sie lacht.* Ja, und du mußt auch lachen! Aber zuvor muß ich diesen Vorhang schließen; es ist mir immer, als wären wir nicht allein und als hörte und sähe uns diese entsetzliche Stadt. *Sie schließt den weißen Vorhang und kommt zu Jane zurück.* Jetzt, da er hinaus, jetzt, da keine Gefahr mehr ist, kann ich dir es sagen. Aber lache doch; wir wollen über dieses abscheuliche Volk lachen, das Blut säuft. O, das ist entzückend! Jane! du zitterst für Fabiano; sei ruhig und lache mit mir. Jane! der Mann, den sie haben, der Mann, welcher sterben wird, der Mann, den sie für Fabiano halten, der ist nicht Fabiano. *Sie lacht.*

Jane Ist nicht Fabiano?

Königin Nein!

Jane Wer dann?

Königin Der Andere.

Jane Wer?

Königin Du weißt ja, du kennst ihn, dieser Arbeiter, dieser Mensch ... – Übrigens was liegt daran?

Jane*bebt am ganzen Leibe:* Gilbert?

Königin Ja, Gilbert, das ist der Name.

Jane Madame! o nein, Madame! O, sagt, daß es nicht so ist, Madame! Gilbert – das wäre zu entsetzlich! Er ist entwischt.

Königin Er entwischte in der Tat, als man ihn ergriff. Man hat ihn statt Fabiani's unter den schwarzen Schleier gesteckt. Die Hinrichtung, sie ist

Nachts, das Volk kann nichts sehen. Sei ruhig.

Jane*mit einem entsetzlichen Schrei:* Ah, Madame, Gilbert ist der, den ich liebe!

Königin Wie? Was sagst du? Kommst du um deine Sinne? Täuschtest du mich auch, du? Ah, diesen Gilbert liebst du! Nun denn, was liegt mir daran?

Jane*gebrochen, zu den Füßen der Königin, schluchzend, sich auf den Knien schleppend, die Hände ringend. Die große Glocke läutet während dieser ganzen Szene:* Madame, Erbarmen! Madame, im Namen des Himmels! Madame, bei Eurer Krone, bei Eurer Mutter, bei den Engeln! Gilbert! Gilbert! Das macht mich toll. Madame, rettet Gilbert! Dieser Mann ist mein Leben, dieser Mann ist mein Gemahl, dieser Mann ... ich sage Euch, er hat Alles für mich getan, er hat mich erzogen, mich angenommen, er hat an meiner Wiege meinen Vater ersetzt, der für Eure Mutter gestorben ist. Madame, Ihr seht wohl, daß ich ein armes, elendes Geschöpf bin, und daß man nicht streng gegen mich sein darf. Was Ihr eben gesagt, war ein so schrecklicher Schlag, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wie ich die Kraft habe, mit Euch zu reden. Seht, ich sage, was ich kann. Aber Ihr müßt die Hinrichtung aufschieben lassen. Sogleich die Hinrichtung aufschieben. Die Sache auf morgen verlegen. Zeit sich zu finden, das ist Alles. Dies Volk kann wohl bis morgen warten. Wir wollen sehen, was zu machen ist. Nein, schüttelt den Kopf nicht. Keine Gefahr für Euern Fabiani. Ihr könnt mich statt seiner nehmen. Unter dem schwarzen Schleier, die Nacht, – wer sollte was merken? Aber rettet Gilbert! Was macht Euch das, ich oder er? Endlich, ich will ja sterben, ich! – O mein Gott, diese Glocke, diese entsetzliche Glocke! Jeder dieser Glockenschläge ist ein Schritt zum Schaffot, jeder dieser Glockenschläge trifft mein Herz. – Tut das, Madame, habt Erbarmen! Keine Gefahr für Euren Fabiane Laßt mich Eure Hände küssen. Ich liebe Euch, Madame, ich habe es Euch noch nicht gesagt; aber ich liebe Euch sehr. Ihr seid eine große Königin. Seht, wie ich Eure schönen Hände küsse. O, ein Befehl zum Aufschub der Hinrichtung! Es ist noch Zeit. Ich versichere Euch, es ist sehr leicht. Sie gehen langsam. Es ist weit vom Turm bis zum alten Markt. Der Mann auf dem Balkon hat gesagt, man würde durch Charing- Cross gehen. Es gibt einen nähern Weg. Ein Mann zu Pferde würde noch bei Zeit ankommen. Im Namen des Himmels, Madame,

habt Erbarmen! Endlich, stellt Euch an meinen Platz, nehmt an, ich sei die Königin und Ihr das arme Mädchen, Ihr würdet weinen, wie ich, und ich würde barmherzig sein. Gnade, Madame! O! das fürchtete ich, die Tränen möchten mich am Reden hindern. O! sogleich die Hinrichtung aufschieben, das ist nicht schwer, Madame; keine Gefahr für Fabiano, ich schwöre es Euch! Findet Ihr denn wirklich nicht, daß man tun muß, was ich da sage, Madame?

Königin*erweicht, indem sie Jane aufhebt:* Ich möchte es, Unglückliche. Ach! du weinst ja, wie ich weinte; was du empfindest, ich habe es empfunden. Meine Qual läßt mich Mitleid mit der deinigen haben. Sieh', ich weine auch. Das ist sehr unglücklich, armes Kind! Ohne Zweifel, man hätte wohl einen Andern nehmen können, Tyrconnel zum Beispiel; aber er ist zu bekannt, man brauchte einen Unbekannten. Man hatte nur den da zur Hand. Ich erkläre dir das, damit du begreifst, siehst du. O, mein Gott! es gibt so Zufälle. Man ist gefangen. Man kann nichts dazu.

Jane Ja, ich verstehe Euch wohl, Madame. Das ist wie bei mir, ich hätte Euch noch Manches zu sagen; aber ich wollte, der Befehl zum Aufschub wäre unterschrieben, und der Mann fortgeschickt. Seht, die Sache ist dann abgetan. Wir sprechen besser darnach. O, diese Glocke! immer diese Glocke!

Königin Unmöglich, Lady Jane.

Jane Doch, es ist möglich. Ein Mann zu Pferde. Es gibt einen sehr kurzen Weg an dem Staden hin. Ich will gehen, ich. Es ist möglich. Es ist leicht. Ihr seht, ich spreche ganz ruhig.

Königin Aber das Volk würde es nicht leiden, es würde zurückkommen, Alles im Turme ermorden, und Fabiani ist noch da. Begreife denn doch. Du zitterst, armes Kind; ich bin wie du, ich zittere auch. Stelle dich einmal an meinen Platz. Endlich, ich hätte wohl nicht nötig, mir die Mühe zu nehmen, dir das zu erklären. Du siehst, ich tue, was ich kann. Denke nicht mehr an diesen Gilbert, Jane, das ist aus. Fasse dich!

Jane Aus! Nein, es ist nicht aus! So lange diese schreckliche Glocke läutet, ist es nicht aus! Mich fassen bei dem Tod von Gilbert! Glaubt Ihr, ich

würde Gilbert so sterben lassen? Nein, Madame! Ha, ich verliere meine Mühe! Ha, Ihr hört mich nicht! Nun denn, das Volk wird mich hören, wenn die Königin mich nicht hört! Ha, sie sind gut die Leute vom Volk! Das Volk ist noch in diesem Hofe. Ihr mögt dann mit mir machen, was Ihr wollt. Ich werde ihnen zuschreien, daß man sie betrügt und daß es Gilbert ist, ein Arbeiter, wie sie, und daß es nicht Fabiani ist.

Königin Halt, elendes Kind! *Sie ergreift sie am Arme undbetrachtet sie mit einem furchtbaren Blick.* Ha! du nimmst es so? Ha! ich bin gut und sanft und ich weine mit dir, und jetzt wirst du toll und rasend. Ha! meine Liebe ist so groß wie deine, und meine Hand ist stärker, als deine. Du rührst dich nicht! Ah, dein Geliebter! Was geht mich dein Geliebter an? Sollen denn alle Mädchen England's kommen und Rechenschaft von mir wegen ihrer Geliebten fordern? Bei Gott! ich rette den meinigen, so gut ich kann, und auf Unkosten dessen, der mir in den Weg kommt. Wacht ihr über die eurigen!

Jane Laßt mich! – O, ich fluche Euch, abscheuliches Weib!

Königin Still!

Jane Nein, ich will nicht schweigen. Und soll ich Euch auch einen Gedanken sagen, der mir eben kommt? Ich glaube nicht, daß der, welcher sterben wird, Gilbert ist.

Königin Was sagst du?

Jane Ich weiß nicht. Aber ich sah ihn unter dem schwarzen Schleier vorbeigehen. Es ist mir, als müßte sich etwas in mir geregt, sich etwas empört, sich etwas in meinem Herzen erhoben und mir zugerufen haben: »Gilbert! es ist Gilbert!« wenn es Gilbert gewesen wäre. Ich habe nichts gefühlt, es ist nicht Gilbert!

Königin Was sagst du da? Ah, mein Gott! du bist wahnwitzig; was du sagst, ist toll und doch erschreckt es mich. Ah! du regst eine der geheimsten Qualen meines Herzens auf. Warum hat mich dieser Aufstand verhindert, selbst über Alles zu wachen! Warum habe ich Anderen, als mir selbst, Fabiano's Rettung anvertraut? Äneas Dulverton ist ein Verräter. Simon

Renard war vielleicht da. Wenn ich nicht zum zweiten Mal von den Feinden Fabiano's verraten worden bin! Wenn es in der Tat Fabiano wäre!... Jemand! he, Jemand! Jemand!

Zwei Schließer treten auf. Zum ersten: Ihr lauft! Hier ist mein königlicher Ring. Sagt, daß man die Hinrichtung aufschiebe. Auf den alten Markt den alten Markt! Es gibt einen kürzeren Weg, sagtest du, Jane?

Jane An dem Staden hin.

Königin*zum Schließer:* An dem Staden hin. Ein Pferd! schnell!

Der Schließer ab.

Zum zweiten Schließer: Ihr lauft sogleich zu dem Turme von Eduard. Es sind dort zwei Kerker für die zum Tode Verdammten. In einem dieser Kerker ist ein Mann. Bringt ihn sogleich her.

Der Schließer ab.

Ach, ich zittere! meine Kniee brechen; ich hätte nicht Kraft genug, selbst zu gehen. Ach, du machst mich toll, wie du! Ach, elende Dirne, du machst mich unglücklich, wie du! Ich fluche dir, wie du mir fluchst. Mein Gott! wird der Mann noch bei Zeit ankommen? Welche entsetzliche Angst! Ich sehe nichts mehr. Alles ist wirr in meinem Geist. Diese Glocke, für wen tönt sie? Ist es für Gilbert? ist es für Fabiani?

Jane Die Glocke schweigt.

Königin Dann ist der Zug auf dem Richtplatz. Der Mann kann nicht mehr ankommen. *Man hört einen Kanonenschuß.*

Jane Himmel!

Königin Er steigt auf das Schaffot.

Zweiter Kanonenschuß.

Er kniet nieder.

Jane Das ist entsetzlich!

Dritter Kanonenschuß.

Beide Ach!...

Königin Es lebt nur noch einer. In einem Augenblick wissen wir, welcher. Mein Gott! gib, daß es Fabiani ist, der hereintritt.

Jane Mein Gott! gib, daß es Gilbert ist.

Der Vorhang im Hintergrunde öffnet sich. Simon Renard tritt ein, Gilbert an der Hand.

Jane Gilbert! Sie fliegen einander in die Arme.

Königin Und Fabiano?

Simon Renard Tot.

Königin Tot? ... Tot! Wer wagte...?

Simon Renard Ich. Ich habe England und die Königin gerettet.

Victor Hugo

Victor Hugo's sämmtliche poetische Werke. Zweiter Band.

Oden und Balladen.

Vorrede.

Die Geschichte freut sich über Michel Ney, der aus einem Küferssohn Marschall von Frankreich, und über Murat, der aus einem Stallknecht König geworden ist. Die Dunkelheit ihres Ausgangspunkts gibt ihnen noch einen besondern Anspruch auf Achtung, und erhöht den Glanz des Ziels, das sie erreicht. Von allen Entwicklungen, die aus dem Schatten zum Lichte führen, ist die verdienstlichste und die schwierigste sicher die: wenn ein geborener Aristokrat und Royalist zum Demokraten wird.

Aus einem Schuppen in einen Palast aufsteigen, ist selten, und, wenn ihr wollt, schön. Aus dem Irrthum zur Wahrheit aufsteigen, ist seltener und schöner. Bei der ersten dieser beiden Erhebungen hat man bei jedem Schritt aufwärts Etwas gewonnen, sein Lebensglück, seinen Einfluß, seinen Reichthum vermehrt. Bei der zweiten Erhebung findet das gerade Gegentheil statt. Bei diesem herben Kampf gegen Vorurtheile, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, bei der langsamen und mühevollen Erhebung vom Falschen zum Wahren, die aus dem Leben des einzelnen Menschen und aus der Entwicklung seines Selbstbewußtseins gewissermaßen ein verkleinertes Bild und Symbol des menschlichen Fortschritts überhaupt macht, hat man auf jeder Stufe, die man überschreitet, sein moralisches Wachsthum mit einem materiellen Opfer bezahlen, irgend ein Interesse im Stich lassen, irgend eine Eitelkeit ablegen, auf Güter und Ehren der Welt verzichten, sein Vermögen, seinen Herd, sein Leben aufs Spiel setzen müssen. Hat man diese Arbeit vollbracht, so mag man mit einigem Stolz darauf zurückblicken. Und wenn es wahr ist, daß Murat mit Stolz seine Postillonspeitsche neben seinem Scepter zeigen und sprechen konnte: »damit hab' ich angefangen,« so wird man mit noch begründeterem Stolze und mit besserem Gewissen seine royalistischen Oden aus der Kindheit und Jugend neben den demokratischen Gedichten und Büchern des reifen Mannes zeigen dürfen. Dieser Stolz ist, sollt' ich meinen, erlaubt, zumal wenn man, oben auf der Leiter des Lichts angelangt, die Proscription gefunden hat, und in der Lage ist, diese Vorrede aus dem Exil zu datiren. Jersey, Juli, 1853.

V. H.

1822.

Die erste Auflage dieser Oden (Juni 1822) war von folgenden Betrachtungen eingeleitet:

»Die Veröffentlichung dieses Buchs hat einen doppelten Zweck, einen literarischen und einen politischen. Der letztere ist jedoch nach des Dichters Dafürhalten nur eine Consequenz des ersten. Denn die Geschichte der Menschheit zeigt uns keine Poesie, die nicht von der Höhe monarchischer Ideen und religiöser Glaubensansichten herab ihr Urtheil empfinge.

Man könnte in der Anordnung dieser Oden eine gewisse Eintheilung bemerken; methodisch durchgeführt ist sie nicht. Der Verfasser war der Ansicht, die Bewegungen einer Seele seien nicht minder fruchtbar für die Poesie, als die Revolutionen in einem Reiche.

Das Gebiet der Poesie kennt übrigens keine Grenzen. Hinter der realen Welt lebt eine ideale Welt, die in ihrem vollen Glanze vor das Auge derjenigen tritt, welche sich durch ernstes Nachdenken daran gewöhnt haben, in den Dingen mehr zu sehen, als nur die Dinge. Die schönen Werke der Dichtkunst jeder Gattung, sei es in gebundener oder ungebundener Form, welche der Ruhm unseres Jahrhunderts sind, haben eine früher kaum geahnte Wahrheit enthüllt, daß die Poesie nicht in der Form der Idee, sondern in den Ideen selbst besteht. Die Poesie ist der innerste Kern aller Dinge.«

Es ist dem Dichter heute vielleicht gestattet, diesen wenigen Linien noch einige weitere Bemerkungen über den Gedanken beizufügen, der ihn bei der Composition dieser Oden geleitet hat.

Er ging von der Ueberzeugung aus, jeder Schriftsteller, in welcher Sphäre sein Geist sich bewegen mag, müsse sich zur Hauptaufgabe machen, Gutes zu stiften. Er hoffte, seine ehrenhafte Absicht werde ihm Verzeihung für das Gewagte dieser Versuche auswirken. Und so hat er es denn unternommen,

einige der Haupterinnerungen unserer Epoche zu feiern, welche für die künftige Gesellschaft eine große Lehre sein können. Zur Verherrlichung seiner Ereignisse hat er die Form der Ode gewählt, weil dies die Form war, in welcher vor Zeiten die Eingebungen der ersten Dichter den ersten Völkern erschienen sind. Die französische Ode indessen, die man im Allgemeinen der Kälte und Eintönigkeit beschuldigt, schien nicht sehr geeignet zur Darstellung des Rührenden und Schrecklichen, des Düstern und Glänzenden, des Ungeheuren und Wunderbaren, was die letzten 30 Jahre unserer Geschichte bieten. Beim Nachdenken über dieses Hinderniß glaubte der Verfasser dieser Sammlung entdeckt zu haben, daß der Grund dieser Kälte nicht im Wesen der Ode, sondern allein in der Form liege, welche ihr die lyrischen Dichter bis jetzt gegeben haben. Die Ursache dieser Monotonie fand er im Mißbrauch der Apostrophen, der Ausrufungen, der Prosopopöen und anderer gewaltsamer rhetorischer Figuren, mit denen man in der Ode förmlich verschwenderisch umging: Erwärmungsmittel, die allzuhäufig angewandt, erkältend wirken, und statt zu ergreifen, betäuben. So dachte er denn, wenn er die Bewegung der Ode mehr in die Ideen, als in die Worte legte, wenn er überdieß die Composition auf irgend einer, dem Gegenstand entsprechenden Grundidee aufbaute, deren Entwicklung sich in allen ihren Theilen auf die Entwicklung des Ereignisses stützte, das in der Ode so erzählt werden müßte, daß an die Stelle der verbrauchten und falschen Farben, der heidnischen Mythologie, die neuen und wahren Farben der christlichen Theogonie gesetzt würden – unter diesen Bedingungen, dachte er, könnte man der Ode etwas vom Interesse des Drama's geben und sie überdies jene ernste tröstende religiöse Sprache sprechen lassen, deren eine alte Gesellschaft bedarf, die noch ganz taumelnd von den Saturnalien des Atheismus und der Anarchie herkommt.

Dies ist es, was der Verfasser dieses Buchs wenigstens versucht hat, ohne daß er sich übrigens schmeichelt, daß es ihm gelungen sei. Dies ist es aber auch, was er bei der ersten Auflage seiner Sammlung noch nicht sagen konnte, aus Besorgnis, die Darlegung seiner Überzeugungen möchte als Vertheidigung seiner Werke erscheinen. Heute, wo seine Oden die gefährliche Probe der Öffentlichkeit bestanden haben, kann er dem Leser die Idee mittheilen, die ihn zu derselben begeistert hat, und die er zu seiner Freude, wo nicht gebilligt, doch theilweise wenigstens begriffen gesehen hat. Vor Allem aber hat er noch den Wunsch auszusprechen, man möge ihm

nicht die Anmaßung zuschreiben, als wollte er Bahn brechen und eine neue Gattung schaffen.

Die so eben ausgesprochenen Gedanken gelten größtentheils und vorzugsweise von den historischen Stoffen, die in dieser Sammlung behandelt sind. Aber der Leser wird auch ohne weitere Hindeutungen finden, daß die übrigen Bemerkungen auf dieselbe literarische Tendenz und ein ähnliches System der Composition hinauslaufen.

Der Verfasser bricht hier diese einleitenden Betrachtungen ab, deren nähere Entwicklung einen ganzen Band erfordern, und der man doch vielleicht keine Aufmerksamkeit schenken würde. Man muß immer sprechen, als würde man gehört, schreiben, als würde man gelesen, und denken, als würde man begriffen.

1842.

Der Dichter dieser Oden bringt hier neue Belege für oder wider das von ihm bereits angedeutete System der lyrischen Composition. Wenn er sie hiemit der Prüfung der Männer von Geschmack übergibt, so geschieht dies nicht ohne den höchsten Grad von Mißtrauen gegen sich selbst. Denn wenn er auch fest an die Theorien glaubt, welche für ihn die Früchte gewissenhafter Studien und anhaltenden Nachdenkens sind, so hat er auf der andern Seite doch sehr wenig Glauben an sein Talent. Er ersucht somit erleuchtete Kritiker, das Urtheil, das sie ohne Zweifel mit guten Gründen gegen seine poetischen Versuche fallen werden, nicht auch auf seine literarischen Doktrinen ausdehnen zu wollen. Ist *Aristoteles* nicht unschuldig an den Tragödien des *Abbé d'Aubignac*?

Der Dichter hat übrigens trotz seiner Unberühmtheit bereits den Schmerz gehabt, seine literarischen Principien, die er für untadelhaft hielt, verleumdet oder wenigstens mißdeutet zu sehen. Das ist der Grund, der ihn heute bestimmt, dieser neuen Veröffentlichung durch eine einfache und aufrichtige Erklärung einen gewissen Halt zu geben, eine Erklärung, die ihn vor jedem Verdacht der Ketzerei in dem Streite, der das literarische

Publikum in zwei Lager theilt, vollständig sicher stellen soll. Es gibt zur Zeit in der Literatur wie im Staate zwei Parteien und der poetische Krieg scheint mit eben so großer Hartnäckigkeit und Leidenschaft geführt zu werden, wie der sociale Krieg, Die beiden Heere scheinen ungeduldig und mehr darauf aus, sich zu schlagen, als zu unterhandeln. Sie haben sich einmal in den Kopf gesetzt, eine und dieselbe Sprache nicht reden zu wollen. Die einzigen Worte, die sie sprechen, sind: nach innen das Losungswort, nach außen das Kriegsgeschrei. Das ist der Weg nicht, um sich zu verständigen.

Indessen haben sich doch mitten unter den Schreiern der beiden Heere auch einige Stimmen von Gewicht erhoben.

Vermittler haben sich mit verständigen Worten zwischen beide Schlachtlinien gestellt. Sie werden vielleicht die ersten sein, die als Opfer fallen; doch was liegt daran? Ihren Reihen möchte der Verfasser dieses Buchs gerne beigezählt werden, sollte er sich auch dort beschämt fühlen müssen. Er wird, wenn nicht mit derselben Autorität, so doch in demselben guten Glauben seine Ansichten verfechten. Er ist dabei auf die seltsamsten Beschuldigungen, auf die wunderlichsten Anklagen gefaßt. Bei der herrschenden Verwirrung der Geister ist die Gefahr des Sprechens noch größer, als die des Schweigens. Aber wenn es sich darum handelt, zu belehren und belehrt zu werden, so darf man nur nach der Pflicht und nicht nach der Gefahr fragen, er ergibt sich also in sein Schicksal. Ohne Bedenken wird er die gefürchtetsten Fragen in Angriff nehmen; und, wie der kleine Knabe von *Theben*, wird er sich unterstehen, die Löwenhaut zu schütteln.

Um nun gleich von vorn herein dieser unparteiischen Erörterung, in der er mehr Aufklärung sucht, als mitzutheilen hat, einige Würde zu geben, so erklärt er, daß er alle die hergebrachten Kunstwörter, welche sich die Parteien gegenseitig wie hohle Bälle zuwerfen, diese Zeichen, die nichts bezeichnen, diese Ausdrücke ohne allen Ausdruck, daß er all die vagen Worte verwirft, mit denen ein Jeder den Begriff verbindet, der seinem Haß oder seinen Vorurtheilen zusagt und welche als Gründe denjenigen dienen müssen, die überhaupt keine Gründe haben. In der Frage über die » *klassische* « und die » *romantische Schule* « gesteht er seine vollständige

Unwissenheit. Nach der Meinung einer geistreichen Frau, die zuerst in Frankreich das Wort » *romantische Literatur* « ausgesprochen hat, *würde diese Unterscheidung sich auf die beiden Hauptweltalter beziehen: dasjenige, welches der Stiftung des Christenthums vorangegangen und dasjenige, welches ihr nachgefolgt ist.* Würde man diese Erklärung buchstäblich verstehen, so wäre das » *verlorene Paradies* « eine *klassische* Dichtung, und die *Henriade* wäre ein *romantisches* Werk, doch scheinen diese beiden von Frau von Staël eingeführten Worte heutzutage in diesem Sinne nicht genommen zu werden.

Wie in allen Stücken, so existirt auch in der Literatur nur das Gute und das Schlechte, das Schöne und das Häßliche, das Wahre und das Falsche. Nun ist aber – ohne hier Vergleichungen aufstellen zu wollen, welche nähere Erläuterungen und Beschränkungen erfordern würden – das *Schöne*– im weitesten Sinne des Worts – bei *Shakspeare* ganz eben so klassisch (wenn *klassisch* so viel ist als werth, studirt zu werden), als das *Schöne* bei *Racine*; und das *Falsche* bei *Voltaire* ist ganz eben so romantisch (wenn *romantisch* so viel ist wie schlecht), als das *Falsche* bei *Calderon* . Das sind natürliche Wahrheiten, die eher Pleonasmen als Axiomen gleichen. Allein man muß oft sehr tief herabsteigen, um den Eigensinn zu überzeugen und die Böswilligkeit außer Fassung zu bringen.

Man wird hier vielleicht die Einwendung machen: die beiden Parteilosungsworte haben ja ohnedies seit einiger Zeit die Bedeutung verändert und gewisse Kritiker seien übereingekommen, von nun an den Ehrennamen *klassisch* jedem geistigen Erzeugnis zu ertheilen, das in eine der unserigen vorangegangene Epoche fällt, während sie für *romantisch* speciell nur diejenige Literatur erklären, welche mit dem neunzehnten Jahrhundert heranwächst und sich entfaltet. Ehe wir nun untersuchen, in wie fern diese Literatur unserem Jahrhundert eigenthümlich ist, entsteht die Frage, wodurch sie diese exceptionelle Bezeichnung verdient oder sich zugezogen haben kann. Jede Literatur nimmt anerkanntermaßen mehr oder weniger scharf das Gepräge des Himmels, der Sitten und der Geschichte des Volkes an, dessen Lebensäußerung sie ist. Es gibt daher eben so viele verschiedene Literaturen, als es verschiedene Gesellschaften gibt. *David, Homer, Virgil, Tasso, Milton* und *Corneille*, Männer, deren jeder Einzelne eine Poesie und eine Nation repräsentirt, haben nichts mit einander gemein,

als das Genie. Jeder von ihnen hat in seinem Lande und zu seiner Zeit den öffentlichen Gedanken ausgesprochen und befruchtet. Jeder von ihnen hat für seine sociale Sphäre eine Welt von Ideen und Empfindungen geschaffen, wie sie der Bewegung und der Ausdehnung dieser Sphäre entsprach. Warum soll man also unter einer vagen Gesammtbezeichnung Schöpfungen zusammen fassen, die zwar alle von einer Seele, der Wahrheit, belebt, aber in ihren Formen, Elementen und Gattungscharakteren dennoch sich unähnlich und oft im Widerspruch mit einander sind? Wie kommt man ferner zu gleicher Zeit zu dem auffallenden Widerspruch, einer andern Literatur – wiederum ein unvollkommener Ausdruck für eine noch nicht vollendete Epoche – die Ehre oder den Schimpf einer ebenso vagen, als exclusiven Bezeichnung anzuthun, die sie von den ihr vorangegangenen Literaturen abscheidet? – Als könnte sie gar nicht gewogen werden, außer in der andern Schale der Wage. Als könnte sie nur auf der Rückseite des Buchs geschrieben fein. Warum nennt ihr sie *romantisch*? Habt ihr in ihr etwa deutliche und innige Beziehungen zu der *romantischen* oder *romanischen* Sprache entdeckt? Nun dann erklärt euch, prüfen wir den Werth dieser Behauptung. Beweist zuerst, daß sie begründet ist. Ihr werdet dann immer noch zu beweisen haben, daß sie nicht bedeutungslos ist.

Man hütet sich heut zu Tage wohl, sich in dieser Beziehung in eine Discussion einzulassen, bei der nichts als ein ridiculusmus herauskommen könnte. Man will das Wort *romantisch* in einem vagen phantastischen Halbdunkel lassen, das den Schauer, den es einflößt, noch verdoppelt. Auch lassen sich wirklich alle Bannstrahlen, die gegen berühmte Schriftsteller und Dichter der Gegenwart geschleudert worden sind und werden, auf folgende Argumentation zurückführen: – »Wir verdammen die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, weil sie *romantisch* ist.« – Und warum ist sie *romantisch*? – »Weil sie die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ist.« –

Man wagt es hier nach reiflicher Ueberlegung zu behaupten, daß die Logik eines solchen Räsonnements denn doch nicht absolut unwiderleglich erscheint.

Verlassen wir diesen Wortstreit, der nur für oberflächliche Köpfe Interesse haben kann, deren lächerliches Geschäft er ist. Lassen wir ruhig Rhetoren und Pädagogen in ernster Procession Wasser in das leere Faß

tragen. Wünschen wir all den armen, luftschnappenden *Sisiphussen*, die ohne Ruh und Rast ihren Stein den Hügel hinauf rollen, guten langen Athem.

Palus inamabilis unda
Alligat, et novies Styx interfusa coërcet.

Halten wir uns statt der Worte an die Sachen: denn der frivole Hader der *Romantiker* und der *Classiker* ist im Grunde nur die Parodie einer wichtigen Diskussion, die in diesem Augenblicke denkende Köpfe und ernste Seelen beschäftigt. Gehen wir von der *Batrachomyomachie* zur *Ilias*über. Hier können sich die Gegner doch zu verständigen hoffen, denn sie sind sich ebenbürtig. Zwischen Ratten und Fröschen besteht eine absolute Unverträglichkeit, während zwischen *Achill* und *Hektor* das innige Wechselverhältniß des Adels und der Größe stattfindet.

Offenbar arbeitet eine große, tiefe Bewegung im Inneren der Literatur dieses Jahrhunderts. Es gibt ausgezeichnete Männer, die darüber erstaunt sind, und doch ist an der ganzen Sache lediglich nichts erstaunlicher, als eben ihre Ueberraschung. In der That, wenn nach einer politischen Revolution, welche die Gesellschaft in all ihren Gipfeln und in all ihren Wurzeln erschüttert, welche an jeden Ruhm und an jede Ehrlosigkeit die Hand gelegt, welche Alles gespalten und Alles mit einander vermischt hatte, so sehr, daß sie das Blutgerüst im Schatten des Lagerzeltes aufschlug und das Beil unter den Schutz des Schwertes stellte; wenn, sage ich, nach einer so furchtbaren Aufregung, die keine Falte des menschlichen Herzens unbewegt, nichts in der menschlichen Ordnung der Dinge an seiner Stelle gelassen hat; wenn nach einem so wunderbaren Ereigniß im Geist und Charakter eines Volkes keine Aenderung zu Tage träte, hätte man nicht eben dann alle Ursache zu staunen, und zu staunen ohne Maß und Ziel? ... Hier tritt uns ein scheinbarer und von Männern von Talent und Ansehen mit achtungswerther Ueberzeugung entwickelter Einwurf entgegen: gerade deßwegen, sagen sie, weil diese *literarische Revolution* das Resultat unserer *politischen Revolution* ist, beklagen wir ihren Triumph, verdammen wir ihre Werke.

Diese Folgerung scheint mir nicht richtig. Die Literatur der Gegenwart kann theilweise das *Resultat* der Revolution sein, ohne daß sie deßhalb der

Ausdruck derselben wäre. Die Gesellschaft, aus der die Revolution hervorgegangen war, hatte ihre Literatur, häßlich und abgeschmackt wie sie selbst. Diese Literatur und diese Gesellschaft sind zusammen gestorben und werden nicht wieder aufleben. In den Institutionen kehrt in jeder Beziehung die Ordnung zurück; sie kehrt auch im Reich der Wissenschaften zurück. Die Religion heiligt die Freiheit: wir haben Bürger. Der Glaube reinigt die Phantasie: wir haben Dichter. Ueberall kehrt die Wahrheit zurück, in den Sitten, in den Gesetzen, in den Künsten. Die neue Literatur ist wahr, mag sie das Resultat der Revolution sein, was liegt daran? Ist die Ernte darum weniger schön, weil sie auf einem Vulkan gereift ist? Welche Beziehung findet ihr zwischen der Lava, die euer Haus verzehrt hat, und dem Getreidekorn, das euch ernährt?

Die größten Dichter der Welt sind nach großen öffentlichen Calamitäten gekommen. Ohne der heiligen Sänger zu gedenken, deren Begeisterung immer von vergangenem oder künftigem Unglück ausgeht, so sehen wir *Homer* erscheinen nach dem Fall von *Troja* und den Katastrophen von *Argos*; *Virgil* nach der Zeit des Triumvirats. In den Kampf zwischen die *Guelfen* und *Ghibellinen* hineingeworfen, war *Dante* erst Verbannter gewesen, ehe er Dichter wurde. *Milton* träumte seinen Satan neben *Cromwell* . Die Ermordung *Heinrichs IV.* ging dem *Corneille* voran. *Racine*, *Molière*, *Boileau* hatten noch an den Stürmen der Fronde Theil genommen. Nach der französischen Revolution erhebt sich *Chateaubriand*, und das Verhältnis ist gewahrt.

Wir brauchen uns über diese merkwürdige Verkettung zwischen den großen Epochen der Politik und den schönen Epochen der Literatur nicht zu verwundern. In dem düstern ehrfurchtgebietenden Gang der Ereignisse, durch welche die höhere Macht sich den Mächten hienieden kund gibt, in der ewigen Einheit ihrer Ursache, in dem feierlichen Einklang ihrer Wirkungen liegt etwas, was die Seele tief erschüttert. Was es Edles und Unsterbliches im Menschen gibt, das erwacht plötzlich beim Klang aller dieser wunderbaren Stimmen, welche Gott verkündigen. Lange hört der Geist der Völker in andächtigem Schweigen von Katastrophe zu Katastrophe das geheimnißvolle Wort widerhallen, welches Zeugniß gibt in der Finsterniß.

Admonet et magna testatur voce per umbras.

Einige auserwählte Seelen erbauen und stärken sich an diesem Wort. Donnert es nicht mehr in die Ereignisse hinein, so blitzt es doch aus der Begeisterung hervor, die es erweckt. Denn dies ist der Weg, wie himmlische Lehren sich durch Gesänge fortpflanzen. Das ist die Sendung des Genies. Seine Auserwählten sind *die Wächter, die der Herr auf die Thürme zu Jerusalem gestellet hat, und die nicht schweigen sollen, weder bei Tag noch bei Nacht.*

Die gegenwärtige Literatur, wie sie *Chateaubriand*, die *Staël* und *Lamennais* geschaffen haben, gehört also der Revolution nicht an. Wie die sophistischen und zügellosen Schriften von *Voltaire*, *Diderot* und *Helvetius* der anticipirte Ausdruck der socialen Neuerungen waren, welche auf dem abgelebten Boden des letzten Jahrhunderts sich entwickelten, ebenso ist die Literatur der Gegenwart, die man, auf der einen Seite mit so viel Instinkt, auf der andern mit so wenig Scharfsinn angreift, der zum voraus schon gegebene Ausdruck der religiösen und monarchischen Gesellschaft, die ohne Zweifel aus dem Schutt von so viel alten Trümmern und so viel neuen Ruinen hervorgehen wird. Man muß es immer und immer wieder sagen: es ist nicht das Bedürfniß nach Neuigkeiten, das die Geister quält, sondern das Bedürfniß nach Wahrheit, und dieses ist unermeßlich.

Dieses Bedürfniß nach Wahrheit zu befriedigen, ist die Absicht der meisten hervorragenden Schriftsteller unserer Zeit. Der Geschmack, – die *Autorität* in der Literatur, – hat ihnen die Lehre gegeben: daß ihre Werke wahr ihrem Inhalt nach, wahr aber auch in der Form sein müssen. Und in dieser Beziehung haben sie die Poesie einen Schritt vorwärts gebracht. Die Schriftsteller anderer Völker und anderer Zeiten, selbst die bewundernswürdigen Dichter des »großen Jahrhunderts« haben in der Ausführung nur zu oft das Princip der Wahrheit vergessen, von dem sie bei der Composition ausgegangen waren. In ihren schönsten Partien begegnet man häufig Einzelheiten, die sich auf Sitten, Religionen oder Epochen beziehen, die dem Stoffe selbst nur zu fremd sind. Die Uhr, die, zur großen Erheiterung *Voltaire's*, dem *Shakespeare* 'schen *Brutus* die Stunde zeigt, in welcher er *Cäsar* tödten soll, diese Uhr, die demnach lange vor den Uhrmachern existirt hat, – wir finden sie wieder mitten in einer glänzenden

Schilderung der mythologischen Götter, wo *Boileau* sie dem Saturn in die Hand gibt. Die *Kanone*, womit *Calderon* die Soldaten des *Heraclius* und *Milton* die Erzengel der Finsterniß ausrüstet, wird in der » *Ode auf Namur* « abgefeuert durch » *zehntausend starke Alciden,*« welche dadurch » *die Wälle in die Höhe springen* « lassen. In der That, wenn der Gesetzgeber auf dem Parnaß die *Alciden Kanonen schießen* läßt, so kann der Satan *Miltons* diese anachronistische Kriegführung mit Fug und Recht für *ehrlichen Krieg* erklären. Wenn in einem noch etwas barbarischen Zeitalter der Literatur ein Pater *Lemoyne*, – der Verfasser eines Gedichts auf den heiligen *Ludwig* , – die *sicilische* Vesper durch die *Hörner der schwarzen Eumeniden anblasen* läßt, so zeigt uns dafür ein aufgeklärtes Jahrhundert den Odendichter *J. B. Rousseau*, wie er (in seiner *Ode an den Grafen de Luc*, deren lyrische Bewegung sehr bemerkenswerth ist) *einen treuen Propheten bis zu den Göttern sendet, um das Schicksal zu befragen* . Und wenn wir die *Nereiden* sehr lächerlich finden, mit welchen *Camoëns* die Gefährten *de Gama's* umlagert, so wünschte man in dem berühmten » *Rheinübergang* « von *Boileau* ebenfalls andere Dinge zu sehen, als »schüchterne *Najaden,*« die fliehen vor *Louis*, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, gefolgt von seinen Feldmarschällen und Armeen.

Derlei Nationen ließen sich ins Unendliche verlängern; aber es scheint nutzlos, noch weitere zu geben. Wenn solche Versündigungen an der Wahrheit selbst bei unsern besten Schriftstellern häufig vorkommen, so muß man sich hüten, ihnen ein Verbrechen daraus zu machen. Ohne Zweifel hätten sie sich darauf beschränken können, die reinen Formen der griechischen Gottheiten zu studiren, ohne ihnen ihre heidnischen Attribute abzuborgen. Als man in Rom einen *Jupiter Olympius* in einen *Sankt Peter* verwandeln wollte, begann man doch wenigstens damit, dem Gebieter des Donners den Adler unter seinen Füßen wegzunehmen. Betrachtet man aber die unermeßlichen Verdienste, welche sich unsere ersten großen Dichter um Sprache und Literatur erworben haben, so beugt man sich gerne vor ihrem Genius und fühlt nicht die Kraft in sich, ihnen Geschmacklosigkeit vorzuwerfen. Es ist dies gewiß ein höchst bedauerlicher Mangel gewesen, weil er in Frankreich ein *falsches Genre*, das *scholastische Genre*, eingeführt hat, das sich zum *klassischen* ebenso verhält, wie Aberglauben und Fanatismus zur Religion, und das heutzutage nur noch durch die ehrenwerthe Autorität berühmter Meister, bei denen es unglücklicher Weise

Vorbilder findet, den Triumph der wahren Poesie aufhalten kann. Wir haben oben einige, unter sich ganz gleiche, Beispiele von diesem falschen Geschmack mitgetheilt, die wir bei den entgegengesetztesten Schriftstellern zugleich gesammelt haben, bei Solchen, die von den Scholastikern *Klassiker* genannt, und bei Solchen, die von ihnen unter die *Romantiker* gerechnet werden. Wir glauben dadurch gezeigt zu haben, daß wenn *Calderon* aus allzu großer Unwissenheit hat sündigen können, *Boileau* durch allzu große Gelehrsamkeit zu Fall kommen konnte, und daß man beim Studium der Schriften *Boileau's* die Sprachregeln des Kritikers gewissenhaft befolgen, vor der Nachahmung der falschen Farben aber, deren sich der Dichter zuweilen bedient, sich sorgfältig hüten muß.

Bemerken wir auch das noch im Vorbeigehen: wenn die Literatur des großen Jahrhunderts des großen Ludwig das Christenthum angerufen hätte, anstatt die heidnischen Götter anzubeten; wenn diese Dichter den Dichtern der ältesten Zeit geglichen hätten, wenn sie Priester gewesen wären, welche ihre Religion, ihre Heimath und deren Größe besungen haben, den sophistischen Doktrinen des letzten Jahrhunderts wäre der Triumph ungleich schwerer geworden, vielleicht unmöglich. Bei den ersten Angriffen der Neuerer hätten Religion und Moral in das Heiligthum der Literatur, in den Schutz so vieler großen Männer sich geflüchtet. Der Geschmack der Nation, der daran gewöhnt ist, die Ideen der Religion und der Poesie nicht zu trennen, hätte jeden Versuch irreligiöser Poesie zurückgestoßen, und diese Monstrosität als eine ebenso wohl literarische als sociale Tempelschändung gebrandmarkt.

Wer kann berechnen, wohin die Philosophie gelangt wäre, wenn die Sache Gottes, durch die Tugend vergeblich vertheidigt, einen Fürsprecher an dem Genius gefunden hätte? ... Aber Frankreich hat dieses Glück nicht gehabt: seine nationalen Dichter waren fast lauter heidnische Dichter, und unsere Literatur war vielmehr der Ausdruck einer idololatrischen und demokratischen Gesellschaft, als einer christlichen und monarchischen. Auch kamen die Philosophen in weniger als einem Jahrhundert dahin, eine Religion, die in den Geistern nicht war, auch aus den Herzen zu vertreiben.

Das Unheil, das die Sophisten angerichtet, wieder gut zu machen, dies ist die Hauptaufgabe, die sich ein Dichter heutigen Tages stellen muß. Er muß

wie eine Feuersäule vor den Völkern hergehen und ihnen den Weg zeigen. Er muß sie zurückführen zu den großen Grundsätzen der Ordnung, der Sittlichkeit und der Ehre, und damit sein Einfluß ihnen angenehm sei, müssen alle Fibern des menschlichen Herzens unter seinen Fingern zittern wie die Saiten einer Leier. Er wird nie der Wiederhall irgend eines Wortes sein, es sei denn das Wort Gottes, er wird sich immer an das erinnern, was seine Vorgänger nur zu oft vergessen haben, daß auch er eine Religion und ein Vaterland hat. Seine Gesänge werden nicht müde werden, die Heldenthaten und die Unglücksfälle seines Landes, den strengen Ernst und die heiligen Entzückungen seines Kultus zu feiern, damit seine Vorfahren und seine Zeitgenossen einigen Gewinn von seinem Genie und von seinem Herzen haben, und damit in der Zukunft andere Völker nicht von ihm sagen mögen: »Der sang in einem barbarischen Lande.«

In qua scribebat, barbara terra fuit. Februar 1824.

1826

Von Anfang an glaubte der Verfasser dieser lyrischen Dichtungen die verschiedenen Arten derselben durch eine scharf gezogene Eintheilung von einander trennen zu müssen.

Auch jetzt noch begreift er unter dem Titel: Oden jede rein religiöse Eingebung, jede rein antike Studie, jede Bearbeitung eines gleichzeitigen Ereignisses oder persönlicher Eindrücke. Die Dichtungen, die er Balladen betitelt, sind ganz andern Charakters. Es sind Skizzen einer launenhaften Gattung:

Gemälde, Träume, Scenen, Erzählungen, abergläubische Legenden und Volkssagen. Er machte mit diesen Dichtungen den Versuch, eine Idee von dem zu geben, was die Gedichte der ersten Troubadours des Mittelalters sein mochten, jener christlichen Rhapsoden, die nichts auf der Welt besaßen, als ihr Schwert und ihre Laute, von Schloß zu Schloß wanderten und die Gastfreundschaft mit ihren Gesängen vergalten.

Wenn der Ausdruck nicht zu anmaßend klänge, so würde der Dichter, um seine Gedanken zu ergänzen, sagen: er habe in die Oden mehr von seiner Seele, in die Balladen mehr von seiner Phantasie hinein gelegt.

Im Uebrigen legt er auf diese Classifikationen nicht mehr Werth als sie verdienen. Viele Leute, deren Ansicht Gewicht hat, haben behauptet, seine Oden seien gar keine Oden. Gut. Viele Anderen werden ohne Zweifel, und zwar mit ebenso viel Grund behaupten: seine Balladen seien gar keine Balladen. Auch gut. Gebe man ihnen irgend welchen andern Titel, wie er auch lauten mag, der Verfasser unterschreibt ihn zum voraus.

Bei dieser Gelegenheit wird derselbe, jedoch mit gänzlicher Beiseitlassung seiner eigenen so unvollkommenen und unvollständigen Werke, so kühn sein, einige gewagte Bemerkungen zu machen.

Man hört jeden Tag, wenn von literarischen Erzeugnissen die Rede ist, von der Würde dieser Gattung, von den conventionellen Regeln jener, von den Grenzen dieser, von den Licenzen jener Gattung sprechen: die Tragödie verbietet, was der Roman erlaubt; das Lied duldet, was die Ode untersagt u. s. w. Der Verfasser hat das Unglück, von alle dem nichts zu verstehen; er sucht darin Sachen und findet nur Worte; ihm scheint das, was wirklich schön und wahr ist, überall schön und wahr zu sein; was in einem Roman dramatisch ist, ist auch auf der Bühne dramatisch, was in einem Couplet lyrisch ist, wird auch in einer Strophe lyrisch sein; und endlich und immer wird es nur eine richtige Unterscheidung bei geistigen Erzeugnissen geben, und die ist: gut oder schlecht. Der Gedanke ist ein jungfräulicher fruchtbarer Boden, dessen Erzeugnisse frei wachsen wollen, so zu sagen aufs Gerathewohl, ohne sich einreihen und in den Rabatten in gerader Linie aufstellen zu lassen, wie die Blumen in einem klassischen Garten von Lenôtre oder wie die Blumen der Sprache in einem Compendium der Rhetorik.

Man darf indeß nicht glauben, diese Freiheit führe zur Unordnung; gerade das Gegentheil. Entwickeln wir unsere Idee. Man vergleiche einen Augenblick den königlichen Garten von Versailles, schön geebnet, schön beschnitten, schön gekehrt, schön zugestutzt, schön mit Sand bestreut, voll von kleinen Kaskaden, kleinen Bassins, kleinen Bosquets, von Tritonen aus Bronze, welche höchst ceremoniell auf Oceanen sich tummeln, die man um

schweres Geld aus der Seine gepumpt hat, von marmornen Faunen, welche Dryaden den Hof machen, die allegorisch eingeschlossen sind in einer Menge konischer Taxus-, cylindrischer Lorbeer-, sphärischer Orangen-, elliptischer Myrthen und anderer Bäume, deren natürliche Gestalt, ohne Zweifel, weil sie zu trivial erschien, durch die Scheere des Gärtners graziös corrigirt wurde; man vergleiche diesen vielgerühmten Garten mit einem Urwald der neuen Welt, mit seinen Riesenbäumen, seinen hohen Gräsern, seiner unergründlichen Vegetation, mit seinen tausendfarbigen Vögeln, seinen weiten Laubhallen, wo Schatten und Licht nur auf grünem Grunde spielen, mit seinen wilden Harmonien, seinen großen Flüssen, welche ganze Blumeninseln mit sich führen und seinen unermeßlichen Katarakten, auf welchen sich Regenbögen wiegen. – Wir fragen nicht: wo ist die Pracht? wo ist die Größe? wo ist die Schönheit? sondern einfach: wo ist die Ordnung? wo ist die Unordnung? – Dort eingezwängte oder von ihrem Lauf abgelenkte Gewässer, die nur, um still zu stehen, aus versteinerten Göttern hervorspringen; Bäume aus ihrem natürlichen Boden verpflanzt, ihrem Klima entrissen, selbst ihrer natürlichen Gestalt, ihrer Früchte beraubt und gezwungen, sich der grotesken Laune der Scheere und der Schnur zu unterwerfen; kurz, überall die natürliche Ordnung durchbrochen, verkehrt, umgestürzt, zerstört. Hier dagegen gehorcht Alles einem unwandelbaren Gesetze; ein Gott scheint in Allem zu leben. Die Wassertropfen folgen ihrem Gefäll und bilden Flüsse, die zu Meeren werden; die verschiedenen Samen wählen sich ihren Boden und erzeugen einen Wald. Jede Pflanze, jede Staude, jeder Baum keimt in seiner Jahrszeit, wächst an seinem Ort, trägt seine Frucht und stirbt zu seiner Zeit. Selbst das Unkraut ist hier schön. Wir fragen noch einmal: Wo ist die Ordnung?

Wählet jetzt, entweder die Meisterwerke der Gartenkunst, oder das Werk der Natur, das conventionell Schöne oder das, was ohne Regel schön ist, ein Stück künstliche Literatur oder originale Poesie.

Man wird uns einwenden: der jungfräuliche Wald verberge in seiner prachtvollen Einsamkeit tausend gefährliche Thiere, während die schlammigen Bassins des französischen Gartens höchstens einige einfältige Thiere bergen. Das ist gewiß ein Unglück; aber Eins ins Andere gerechnet, so wollen wir doch lieber ein Krokodil als eine Kröte. Die Barbarei Shakespeare's ziehen wir der Abgeschmacktheit Campistrons vor.

Sehr wichtig ist es, festzustellen, daß in der Literatur wie in der Politik die Ordnung sich wunderbar gut mit der Freiheit verträgt, ja die Ordnung ist das Resultat der Freiheit; übrigens muß man sich wohl hüten, Ordnung und Regelmäßigkeit mit einander zu verwechseln. Die Regelmäßigkeit bezieht sich nur auf die äußere Form; die Ordnung geht aus dem Wesen der Dinge selbst hervor, aus der verständigen Anordnung der inneren Elemente eines Gegenstandes. Die Regelmäßigkeit ist eine materielle und rein menschliche Combination; die Ordnung ist so zu sagen göttlich. Diese beiden ihrem Wesen nach so verschiedenen Eigenschaften kommen häufig eine ohne die andere vor. Ein gothisches Münster zeigt in seiner naiven Unregelmäßigkeit eine bewundernswürdige Ordnung; unsere modernen französischen Gebäude, auf welche man die griechische oder römische Architektur so linkisch angewandt hat, stellen nur eine regelmäßige Unordnung dar. Ein gewöhnlicher Mensch wird immer ein regelmäßiges Werk zu Stande bringen können; nur große Geister verstehen es, eine Composition zu ordnen. Der Schöpfer, der von seiner Höhe herabsieht, ordnet; der Nachahmer, der genau zusieht, regelt: der Erstere verfährt nach dem Gesetz seiner Natur, der Letztere nach den Vorschriften seiner Schule. Die Kunst ist für den Einen eine Inspiration, für den Andern ist sie nur eine Kenntniß. Um mit zwei Worten Alles zu sagen und ohne zu widersprechen, wenn man nach dieser Bemerkung die beiden Literaturen, die sogenannte klassische und romantische, beurtheilt: die Regelmäßigkeit ist der Geschmack der Mittelmäßigkeit, die Ordnung ist der Geschmack des Genies.

Es versteht sich von selbst, daß die Freiheit nie in Anarchie ausarten darf, daß die Originalität unter allen Umständen nicht der Incorrektheit zum Vorwand dienen darf. Gerade je kühner die Conception eines literarischen Werkes ist, desto tadelloser muß die Ausführung sein. Wenn du auf andere Art, als die Andern, Recht haben willst, mußt du zehnmal mehr Recht haben, als sie. Je mehr man die Rhetorik verachtet, desto besser steht es Einem an, die Grammatik in Ehren zu halten. Man darf den Aristoteles nur entthronen, wenn man den Vaugelas zur Herrschaft bringen will. Man muß Boileau's »Art poëtique« achten, wenn nicht ihrer Principien, so doch ihres Styls wegen. Ein Schriftsteller, dem die Nachwelt nicht ganz gleichgültig ist, wird unablässig bemüht sein, seine Sprache zu reinigen, ohne den eigenthümlichen Charakter zu verwischen, durch welchen seine Ausdrucksweise die Individualität seines Geistes offenbart. Im Uebrigen ist

Neuerungssucht nur eine traurige Hülfsquelle für die Impotenz. Sprachfehler bilden niemals einen Gedanken, und der Styl ist wie ein Krystall: seine Reinheit macht seinen Glanz aus.

Der Verfasser dieser Sammlung wird vielleicht an einem andern Ort des Weiteren ausführen, was er hier nur angedeutet hat. Es sei ihm schließlich nur noch die Bemerkung erlaubt, daß der Geist der Nachahmung, durch Andere als das Heil der Schulen empfohlen, ihm immer als eine Kunst-Kalamität erschienen ist. Und er würde die Nachahmung, welche sich den sogenannten romantischen Schriftstellern an die Fersen heftet, eben so streng verurtheilen, wie diejenige, welche sich den sogenannten Klassikern anhängt. Wer einen romantischen Dichter nachahmt, wird nothwendiger Weise klassisch, eben weil er nachahmt. Ihr mögt ein Echo Racine's oder ein Reflex Shakespeare's sein, immer seid ihr eben ein Echo und ein Reflex. Wenn ihr es auch dahin bringt, einen Mann von Genie genau zu kopiren, seine Originalität wird euch immer fehlen, nämlich sein Genie. Bewundern wir die großen Meister. Ahmen wir sie nicht nach. Machen wir es anders, als sie. Glückt es uns, um so besser. Mißglückt der Versuch, was liegt daran?

Es gibt Gewässer, welche, wenn ihr eine Blume, eine Frucht, einen Vogel hineintaucht, euch dieselben nach einiger Zeit mit einer dicken Steinkruste umkleidet zurückgeben, unter der man allerdings ihre ursprüngliche Form noch erräth; aber der Duft, der Wohlgeschmack, das Leben ist verschwunden. Die pedantischen Lehren, die scholastischen Vorurtheile, das ansteckende Gift der Routine, die Nachahmungssucht bringen dieselbe Wirkung hervor. Wenn ihr eure natürlichen Anlagen darein hüllet, wird eure Phantasie, euer Gedanke sich daraus nicht wieder hervor arbeiten. Was ihr noch daraus hervorzieht, wird vielleicht noch einen Anschein von Geist, Talent, Genie haben, aber es wird versteinert sein.

Dürfte man den Schriftstellern glauben, die sich rühmen, Klassiker zu sein, so würde sich Jeder von der Bahn des Wahren und des Schönen verirren, der nicht sklavisch den Fußstapfen seiner Vorgänger folgt. Irrthum über Irrthum! Diese Schriftsteller verwechseln die Bahn zur Kunst mit der Kunst; sie nehmen das Geleise für den Weg.

Der Dichter soll nur Ein Muster haben, die Natur, er braucht nur einen Führer, die Wahrheit. Er soll nicht mit dem schreiben, was schon geschrieben ist, sondern mit seiner Seele und mit seinem Herzen. Von allen Büchern, die den Menschen durch die Hände gehen, braucht er nur zwei zu studiren: den Homer und die Bibel. Diese beiden ehrwürdigen Bücher nämlich sind die Allerersten, ihrer Entstehungszeit und ihrem Werthe nach, sie sind fast ebenso alt, wie die Welt, sie sind selbst zwei Welten für den Gedanken. Man findet in ihnen, so zu sagen, die ganze Schöpfung wieder, unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet, im Homer durch das Genie des Menschen, in der Bibel durch den Geist Gottes.

Oktober, 1826.

Oden.

Erstes Buch.

1818 – 1822.

Vox clamabat in deserto.

Der Dichter in Zeiten der Revolution.

Weh, sterben, ohne meinen Köcher
Zu leeren, ohne die Gesetzeschmierer
Und Henker zu durchbohren, zu zermalmen.
In ihren Koth zu treten! ...

André Chénter, Jamben.

Erste Ode.

»Forttreibt der Wind, der rauhe Scherge,
Die Eichel, die vom Aste fiel.
Als Eiche peitscht er sie am Berge,
Er peitscht im Meere sie als Kiel.
So, Jüngling, peitscht des Schicksals Ruthe
Auch uns. Drum schließ' in tollem Muthe
Dein *und* der Welt Leid nicht ins Herz.«

Wie? Selbstisch soll ich, fühllos zagen,
Und, taub für meiner Brüder Schrei'n,
Nichts, Nichts in diesen Schreckenstagen
Empfinden, als die eigne Pein?
Verbannter selbst aus freiem Willen
Auf Erden, Thränen sucht zu stillen

Der Dichter, jedem Leid gesellt.
Die Leier hoch als Wehr erhoben
Stürzt er sich in der Völker Toben,
Wie *Orpheus* in die Unterwelt.

»Der Hölle Schrecken hat beschworen
Für Augenblicke *Orpheus* ' Ton:
Doch du singst in Verbrecherohren
Die Hymne vom Gewissen, Sohn!
So blendet Stolz dir die Gedanken?
Du trittst als Richter in die Schranken,
Und fehltest in der Kämpfer Reihn?
Censor im Flaum der ersten Jugend,
Laß, eh' du prahlst mit deiner Tugend,
Erst älter deine Unschuld sein.«

Wenn das Verbrechen, ohne Buße,
Zum *Python* schwillt, und schnaubt wie toll,
Dann zur *Grinnys* wird die Muse,
Und nach dem Köcher greift *Apoll* .
Dem Gotte, dem ich mich ergeben,
Vertrau' ich, was mein junges Leben,
Mein reines, auch bedrohen kann.
Still folg' ich meinem Stern beflissen;
Das Segel wird vom Sturm zerrissen,
Doch rettet es den Steuermann.

»Die Menschen taumeln hin zum Schlunde:
Du singst sie nicht zurück vom Grab.
Warum, indeß manch holde Stunde
Dir lächelt, rennst du mit hinab?
Kannst du die Kette deiner Lage
Zerbrechen, ohne daß – o frage
Dich wohl! – das Herz auch Andern bricht?
Geh, spare Deines Lebens Gabe.
Hast du denn keine Mutter, Knabe?
Kennst, Dichter, du die Liebe nicht?«

Was ich geliebt, kann nicht verderben,
Auf schlägt die Flamme, himmelwärts.
Wer lieben kann, der kann auch sterben,
Denn reine Liebe dehnt das Herz.
Der Dichter wird, wo Frevler toben,
Die unterdrückten Dulder loben,
Er preist und wählt der Helden Theil.
Er weiht, den Märtyrern zur Feier,
Den blut'gen Opfern seine Leier,
Und seinen Hals dem Henkerbeil.

»Einst, sagt man, in vergangnen Tagen,
Wo Eins Poet war und Prophet,
Wußt' er der Welt voraus zu sagen,
Was in dem Buch der Sterne steht.
Doch *du*, was rühmst du dich zu wissen? –
Du lebst wie sie in Finsternissen,
Der Himmel nachtet wolkenschwer.
Zur Leier der Prophet, wo findet
Sich der? Die Muse, stumm, erblindet,
Weiß von der Zukunft längst nichts mehr.«

Kühn trotzt, als ob Gott selbst ihm riefe,
Der Dichter jedem künft'gen Graus:
Indem er in des Abgrunds Tiefe
Hinabstürzt, mißt er selbst sie aus.
Zum Opfer weiß er sich erlesen,
Weiß, daß gesühnt das Glück des Bösen
Nur durch die Unschuld wird vor Gott.
Er fühlt sich sterbend freier, stärker;
Es wird zum Tempel ihm der Kerker,
Zum Dreifuß wird ihm das Schaffot.

»Wärst Du im Land der *Abbasiden*,
Wo wolkenrein der Himmel glüht,
Geboren, wo in süßem Frieden
Die Aloë und Myrte blüht!

Dort ohne Thränen, ohne Qualen
Sieht der Poet den Morgen strahlen
Und rosenroth des Himmels Trift.
Und heil'ge Tauben bringen süße
Botschaft den Jungfrau'n, Liebesgrüße
In wunderbarer Blumenschrift.«

Ein Andrer mag dem Martyrthume
Vorziehn die würdelose Ruh'!
Mein Herz gehört allein dem Ruhme,
Der fällt dem Glücklichen nicht zu.
Es bebt im Sturm die Halcyone
Und fürchtet für die Wellenkrone,
Auf der sie gern sich schwimmend wiegt!
Indeß der Aar, der Sohn der Stürme,
Die Nebelwänd' und Wolkenthürme
Durchbrechend, in die Sonne fliegt.

März, 1821.

Die Vendée.

Zweite Ode.

I.

»Wer unter uns, wenn er ein Todtendenkmal setzte,
Fand weinend einen Freund nicht stehn an einem Sarg?
Wär' Einer, dem sich nicht das Aug' am Hügel netzte,
Der Gattin oder Bruder barg?« So über *Frankreichs* Leid und böse Jammertage
Erscholl der heil'gen Muse Klage:
»Zum offnen Himmel lenkt den Blick!« –
So rief uns, über Rom hinschwebend und *Palmyra*,
Das Glück des Märtyrers laut preisend jene Lyra
Und laut der Wüste stilles Glück.

Sie hielt den Zwingherrn vor all ihre Schuld mit Strenge,
Den Reuelosen rief sie zu ein donnernd: »Weh!«
Sie sang: »Der Opfer hat Frankreich gehabt die Menge,
Doch Märtyrer nur die *Vendée* !«– Unselige *Vendée*, wer heilte deine Wunden?
Gehst, mit dem Lorbeerkranz umwunden,
Du unsern Kriegern stolz voran?
Wenn Ehr' und Treue nicht bloß Schemen sind, ich bitte: –
In welchem Schlosse wohnt – statt in zerstörter Hütte –
Dein ritterlicher Bauersmann?

Denkst du der Tage noch, wo über deine Erde
Ein Blutstrom sich ergoß und Elend auf die Flur,
Wo keinen andern Staub zertrat der Huf der Pferde,
Als deiner Städte Asche nur!
Sie riefen, als ihr Schwert umsonst zur blut'gen Lache
Dein Land gemacht, in blinder Rache
Die Hölle selbst, dich zu bedrohn.
Und über das Gefild hinflog des Rauches Welle:
Vor diesem Meer von Glut ist – der lebend'gen Hölle –
Dein Heer zum ersten Mal geflohn.

II.

Es trat in jener Zeit am öden *Loire*-Strande
Zusammen, Stamm für Stamm, die Königsrächerschaar,
Ein opferstolzes Volk, das keine Thräne kannte,
Als um den Thron und den Altar.
Es waren Greise, Frau'n und Kinder; aus den Flammen
Gerettet gingen sie zusammen
Mit wenig Tapfern dort hinab.
Die Heimath ging im Zug selbst mit, die heimathlose,
Sie ließen hinter sich ein Land, in dessen Schooße
Es Leichen nur und Henker gab.

In diesem Augenblick, als wie vom Himmelsthrone
Gesendet, trat ein Greis, ein Priester, vor's Gesicht

Der Schaar, ein Heiliger, der von der Martyrkrone
Mit edlen, frommen Kämpfern spricht.
Und er verkündet ernst und ruhig künft'ge Schmerzen,
Indeß in seinem kühlen Herzen
Erinnrung alter Zeit erwacht.
Er offenbart ihr Loos den Helden dieser Fehden;
Der Zukunft Stimme klingt hervor aus seinen Reden
Von der Vergangenheit mit Macht:

III.

»Jenseits des *Jordan* hat der Herr nach vierzig Jahren
Den Kindern *Israël* verheißen einst ein Land.
Nach wenig Tagen schon verheißt er *Euren* Schaaren
Den Himmel selbst jenseits am Strand.
Der Fluß wird länger nicht dich, irrend Häuflein, schauen;
Euch bettet Gott auf blut'gen Auen
Im fernen Lande, weil Ihr glaubt.
Kaum aufgegangen, weh, muß Euer Stern enteilen:
Doch *Simson* schüttelte und warf im Tod die Säulen
Noch den *Philistern* auf das Haupt.

Ja, Eure Heldenschaar wird siegend untergehen,
Und kommt's zur Strafe nicht, zur Rache kommt es schon:
Sie werden jenes Heer, das stolze, fliehen sehen,
Vor welchem einst die Fremden flohn.
Ihr fallt nicht Alle durch das Schwert von Tapfern; Viele
Im mörderischen Boot zum Spiele
Wirft hin die Hinterlist der Flut.
Mit Knochen schleppen sich die Andern, ihren Todten
Ein Plätzchen suchen sie in einem fernen Boden,
Bewahrt vor der Lebend'gen Wuth.

Dich, junger Führer, Held und Sieger, seh' ich ragen
Bei *Mortagne* und *Saumur* im heißen Pulverdampf;
Ruhm wirst dem schlechten Mann du leihn, dem dich zu schlagen
Vergönnt ist in ruhmlosem Kampf.

Nur Wen'ge werden, ach, von unsern Brüdern schauen
Nach langem Kampf der Heimath Auen,
Den Platz, wo einst geraucht ihr Herd,
Am Nagel hängt die Wehr, und Jeder zehrt vom Ruhme
Der Tage, die verrauscht, und harrt der Lilienblume,
Die mehr ihm, als der Lorbeer, werth.

Vendée, mein edles Land, wie schwer mußt du bezahlen
Die Rückkehr deiner Herrn, mein armes Vaterland.
Eh' ihm die Blum' entsprießt, wird noch zu zweien Malen
Dein Blut befeuchten diesen Strand.
Doch wenn *Europa* einst vereint in späten Tagen
Den Baum der Tyrannei wird schlagen
Mit seinen Schossen allzumal,
Und jeder König rühmt, wie hoch sein Kriegsheer rage, –
Der Allerchristlichste legt ruhig in die Wage
Dann der *Bretagne* rost'gen Stahl.

O Gott! und wenn verrauscht einst sind die trunknen Tage,
Weh, und sie bieten dem vergessnen wunden Mann,
– Mit schnödem Hohn für ihn in solcher bittern Lage, –
Dem Helden Bettelgaben an;
Und Wittwe, Mutter, Kind des Tapfern, sie erblassen
Vielleicht vor Hunger und umfassen
Des Günstlings Hand im Königsschloß,
Und klagen ihre Noth, und daß ihr Vater, Gatte
Und Sohn Nichts als sein Blut, sein einz'ges Erbtheil, hatte,
Das er für's Vaterland vergoß ...

O Gott, und wenn verarmt der treuste Mann vernähme,
Wie, reich geworden, ein Verräther an dem Thron
Sein lacht, wenn er im Rath Schmachtitel nur bekäme
Von Königsmördern, Spott und Hohn;
Und füllte noch das Maß ein Richter, nein, ein Scherge,
Der hinter hohem Namen bärge
Die Schmach mißbrauchter Amtsgewalt,
Und durch Verleumdung gar ein edles Haupt entweihte,

Und forderte von ihm sein Schwert, die erste Beute,
Vielleicht auch seinen letzten Halt... Ergebung! Tragt auch das! – Viel muß der Treue dulden
Vom Sünder, der sein Glück durch Frevelthat erwarb;
Doch der Gerechte denk' an unfrei Väter Schulden
Und an den Gott, der für uns starb.
Bisweilen läßt der Herr das Laster siegreich scheinen,
Und Niemand weiß, warum er weinen
Die unterdrückte Unschuld läßt.
Die Wege Gottes sind für uns in Nacht verloren:
Er läßt Maria's Herz von heil'gem Gram durchbohren,
Und Satan jauchzt beim Höllenfest.«

IV.

Der Priester schwieg. Sein Wort ward nicht geglaubt. Sie eilen
Von diesen Ufern weg, – nie kehren sie zurück.
Sie sind des Wahns, daß sich die Nebel nicht mehr theilen
Vor seinem greisen Seherblick. –
So, als Soldaten schwach, doch reich an Heldenehre,
Der Rest von einem stolzen Heere,
Still folgten sie dem Fahnenstab
Mit dem zerfetzten Tuch, fern von des Feuers Tosen,
Das Hütt' und Kirche fraß, die Letzten der Franzosen,
Und suchten sich ein kühles Grab.

1819.

Die Jungfrauen von Verdun.

Der Priester wird die schwarz' und weiße Stola tragen;

Die Stirn von Elfenbein, umwallt von langem Haar.

Beim Glanz der Kerzen , wird um Euch im Tode klagen

Der Mädchen blüthenweiße Schaar.

A. Guirard.

Dritte Ode.

I.

Was bringt Ihr mir, ihr Luftgestalten? –
Wie, meine Leier? – Sagt, was wollt
Ihr Geister doch? Was soll dies Lächeln unter Falten?
Bedeutet es, daß Ihr mir grollt?
An Schärpen, die so hell erglänzen,
Was soll Euch dieser Flor, die Trauer zu der Glut?
Wie kommt die Kette hier zu diesen Blumenkränzen?
Was soll die Rose, roth von Blut?

O weicht zurück, verbergt in Eure Nacht Euch wieder! –
Doch wie? Was zeigt Ihr mir? Drei Gräber muß ich sehn?
Und von dem Karren dort schaun bleiche Opfer nieder...
Dies sind die Mörder, die in blut'gen Lumpen gehn.
Ich hör' ein Todtenlied. .. Zum Feste jauchzen Frauen
Und Männer! Weh! was muß ich schauen? –
Der Karren hält. Ein Beil fällt langsam nieder. Klar
Springt auf ein blut'ger Strahl, und seht ihr nicht mein Haar
Die blut'gen Tropfen überthauen?

Jungfrau'n, Ihr wollt vielleicht mich laden vor Gericht?
Vom Blute rein ist mein Gewissen.
Flieht, Jungfrau'n, Schatten, flieht, von ihnen einst gerissen !..
Ihr wart in jener Zeit nicht mehr, ich war noch nicht.
Was fordert Ihr von mir? Ich weint' um Eure Qualen.
Soll ich der Väter Schuld vielleicht, der Enkel, zahlen?
Was stört Ihr mich mit finstrem Scherz?
Warum die Leier reicht Ihr mir mit stillem Grimme?
Wollt Ihr ein Lied? Soll Reu' etwa des Knaben Stimme
Den Henkern singen in das Herz?

II.

In Hallen, rings im Kreis von blut'ger Schaar umgeben,
Sitzt heut das hohe Blutgericht.
Der Staatsankläger steht, und seine Lippen beben
Satanisch lächelnd, wenn er spricht.
Es ist Tainville. Er ruft Verbrecher auf im Namen
Des Vaterlandes, die im Saal zusammen kamen:
Die Mörder sollen Richter sein.
Er schreit, er lechzt nach Blut, der Grimme.
Er wirft dem Beil, das raucht, mit wilder Henkerstimme
Die Opfer zu: »Da, die sind Dein!«

Er spricht. Und in den Kreis schon schleppen die Lictoren
Die Unglückseligen, die heut sein Zorn erkoren.
Die Thore thun sich auf mit schmetterndem Geräusch.
Und von Soldaten rund und weinenden Gesichtern
Der Freundinnen umringt, stehn vor den Höllenrichtern
Drei Jungfrau'n, lieblich, schön und keusch.
Es murrt das Volk und flucht stillschweigend dem Geschicke,
Beklagt sein Sklavenloos, und weint um diese Drei,
Und auf der Unschuld läßt die Blicke
Es ruhn, des Mordens müd, nicht mehr von Thränen frei.

Ha, als in Ketten sie eintraten nun, die Holden,
Von Lügnern angeklagt: warum denn barsten nicht
Die Deckgewölb' entzwei, warum doch niederrollten
Die Trümmer nicht auf das Gezücht?
Und unsre Krieger? – Weh, ihr Heldenschwert entehrten
Zum Schirm des Schlächterstahls, des Fallbeils, die Bethörten.
Sie sahn befleckt ihr Schwert vom Beil, das sie beschützt.
Es war derselbe Tag, der auf dem Siegerwagen
Moreau den Sohn, und auf dem Hochgericht sah ragen
Den Vater, der sein Blut verspritzt.

Als unsre Führer, rings bedrängt von Feindeswogen,
Mit Lorbeern der Cypressen Grün
Umwindend, nach Paris mit ihren Bannern zogen,
Da führte Friederich sein Kriegsheer vor Verdün.

Verdün, der erste Wall, die Flut der Ungeheuer
Frankreichs rückdämmend, wagt zu grüßen die Befreier,
Verbot's auch streng das neue Recht.
Im Festschmuck angethan erscheint die Stadt, und ledig
Der Ketten, beut sie sich dem König an, der gnädig
Die armen Könige gerächt.

Da war's, Jungfrau'n, wo Ihr die Sieger zu bekränzen
Gewagt: wie konntet Ihr Euch doch so schwer vergehn?
Ihr armen Opfer, konntet glänzen
Vor Blumen nicht das Beil, bedeckt mit Sträußen, sehn.
Nicht dies nur! Euer Herz gedachte nicht der Rache,
Und die Verbannten, die für ihre heil'ge Sache
Sich wappneten, um mit den Zwingherrn ins Gericht
Zu gehn, ihr stütztet sie, ihr gabet reiche Spenden,
Dem Unglück botet Gold ihr gern mit offnen Händen.
Denn Brüder waren's, Feinde nicht!

Ach, um die schöne That, um Tugenden, nicht Fehle,
Seid, Mädchen, Ihr zum Tod verdammt!
Doch weint: der Kläger bebt in seine Wüstlingsseele
Hinein, von Eurem Reiz entflammt.
Um einen Preis will er, Jungfrau'n, noch Eure Jugend
Dem Henkerbeil entziehn: – beflecket Eure Tugend,
Und man vergibt sie Euch! Macht zahm Euch nicht der Tag
Der Schrecken? – Theilt Euch nur mit ihm in das Verbrechen
Und in die Schmach, und gern von Euerm Ruhm lossprechen
Wird Euch der Blut-Areopag.

Ihr Schüchternen, was konnte gießen
In diese Augen, süß und fromm, die stolze Glut?
Was war's, das ihnen dann in Strömen ließ entfließen
Des Zornes heil'ge Thränenflut? –
O Heldenmuth in Jungfrau'nherzen!
Laßt grausam die Tyrannen scherzen
Und Rettung für ein Mal, der Seele eingebrannt,
Anbieten: o, ich weiß, ihr hättet dem Gerichte

Die Schuld der Heldenthat, dem Tod im Angesichte,
Auch ohne diesen Sporn bekannt!

Es ist geschehn! Des Spruchs gestrenge Worte schallen.
Des Spruchs? – Der Wuth, die Recht, Gesetz und Ordnung beugt.
Ein dumpfes Murren läuft durch die gedrängten Hallen,
Es hört das Volk den Spruch mit Abscheu an und schweigt.
So wandert denn zurück in Eure Kerkerhöhlen,
Jungfrauen, rein sind Eure Seelen,
Drum betet ohne Furcht, tragt Euer Lockenhaar
Geschmückt mit Blumen noch, ach, nur für kurze Stunden!
Die Mutter, die die Stirn Euch jüngst damit umwunden,
Sie sah nicht, daß der Mohn des Todes drunter war.

Den bunten Ehrenschmuck bringt Euch, es währt nicht lange,
Auf's Neu der Engel Schaar, fliegt Ihr nun bald empor,
Und Euer Todtenlied, es wird zum Festgesange,
Und Himmelsjungfrau'n sind's, die singen Euch im Chor.
Charlotte seht Ihr dort, die Judith, die Gerechte, Die Euch zum Voraus schon an Euren Mördern rächte.
Cazotte, Elisabeth, die Sombreuil, die den Tod
Lang in den Adern trug und auf der blassen Wange. Sie streuen
Weihrauch und erfreu'n mit ihrem Sange,
All die erwürgten Frau'n, ihn, den erwürgten Gott!

III.

Mein Auge ward getrübt, Gesichte schaut' ich bebend,
Und bis ins tiefste Herz erschüttert, aufgeschreckt.
Gespenster schüttelten, mir über'm Haupte schwebend,
Bahrtücher; lang und blutbefleckt.
Der Todeskarren, die drei Gräber, das Gerüste
Erschienen mir in grauer Wüste,
Bis Alles wiederum die schwarze Nacht verschlang,
Die Jungfrau'n flohn, ich, sah das Morgenroth erscheinen.
Ich war so ganz allein, und mußte lang noch weinen,
Als meine Leier nicht mehr klang.

Oktober 1818.

Quiberon.

Pudor inde et miseratio.

Tacitus

Vierte Ode.

I.

Durch seine tolle Wuth entlarvt sich der Verdammte,
Des Dämons Sieg verhüllt drum nicht des Engels Fall.
Des Himmels ew'ger Fluch, der ihn zu Boden flammte,
Folgt auch im Glück ihm überall.
Ja, wenn des Himmels je wir zu vergessen wagen,
Sucht er uns heim mit Schreckenstagen,
Die uns der Hölle Bild erneu'n.
Bluttage, feurig roth, des Abgrunds grelle Strahlen,
Wo das Verbrechen darf laut triumphirend prahlen,
Sie brechen über uns herein.

Ihr Dichter, die ihr stets nur längst vergangnen Jahren
Und ihren Leiden folgt, die Schuldge oft gequält,
O singt die Greuel auch, die unsre Zeit erfahren,
Von denen noch kein Mund erzählt.
Kommt Einer jetzt und singt von Frankreichs jungem Ruhme,
Von seiner Duldsamkeit, von seinem Heldenthume,
Welch schöne Frucht die Bildung trug ...
Laßt uns in Ruhe! Lest die neuesten Geschichten,
Zieht jeden Ruhm hervor, doch wollt gerecht ihr richten –
Schandthaten findet ihr genug.

Kein strafender Prophet bin ich, kein Völkerlenker,
Die Gott mir gab, von Erz ist meine Leier nicht.
Doch niederschmettern möcht' ich gern gepriesne Henker,

Und Todte rächen im Gedicht,
Den Dämon des Betrugs festhalten für Minuten
Im Siegeslauf, den Feind des Guten,
Der ew'gen Ruhm sich frevelnd stiehlt; –
Wie der Hellene, der, dem nahenden Orkane
Zum Trotz, mit seinem Arm allein, mit seinem Zahne
Ein Kriegsschiff fest im Laufe hielt.

II.

An seinem öden Strand sah Quiberon erliegen
Franzosen, eine Schaar, bereit zur letzten Pein.
Zwei Führer winkten rasch, und die Geschütze schwiegen,
Entwaffnet lösten sich die Reihn.
Der Eine bot sein Haupt, zu retten seine Krieger,
Und sich gefallen ließ der Sieger
Der Uebereinkunft blut'ges Pfand.
Und vor den Fahnen ward und laut vor Aller Ohren
Der gräßliche Vertrag mit hohem Ernst beschworen;
Die Beiden gaben sich die Hand.

Die treue Phalanx ging, leis knirschend mit den Zähnen,
Entwaffnet. Und ein Heer schloß sie in seinen Ring.
Schnell lief das Volk herbei und pries, im Auge Thränen,
Die Schaar, daß sie dem Tod entging.
Besiegt durchschritten sie die Felder ihrer Ahnen
Die Rächer ihrer Königsmanen
Nahm auf ein Kirchlein, morsch und alt.
Kein Altar war mehr da, kein Priester, keine Kerzen.
Sie sahn umsonst sich um, zum Trost für ihre Herzen,
Nach des Gekreuzigten Gestalt.

Sie seufzten, beteten, die klägliche Gemeinde,
Zerschlugen sich die Brust, und knieten wund ihr Knie;
Von den Gefangnen war nur Einer, der nicht weinte,
Er, der sein Leben ließ für sie.
Ihr Führer war's, Sombreuil, mit rosig frischem Munde;

Sie rückt heran die Todesstunde,
Mit Freuden grüßt er sie, der Held.
Wie herrlich stirbt der Christ beim Klang der Todtenlieder,
Der sterben darf, allein, für seine theuren Brüder,
Wie sein Erlöser für die Welt!

»O Freunde, sprach er, laßt das Weinen und das Klagen,
Ihr athmet, und erspart ist tausendfacher Schmerz.
Denkt, Euer Tod, wie viel und tiefe Wunden schlagen
Würd' er, ein Dolch für manches Herz.
Zugleich mit Euern brech' ich nun auch meine Ketten,
Für Eure Frau'n und Mütter retten
Müßt ihr des Lebens süßes Licht.
Ihr werdet Freiheit, Glück und Leben wieder haben.
Mein Herz beneidet nicht Euch all die schönen Gaben,
Ihr neidet mir den Himmel nicht!«

Die Leichentrommel dröhnt; es naht die letzte Stunde.
Sombreuil geht seinen Weg. – Ade, du schnöde Welt!
Ach, keine Schwester hängt dem Bruder an dem Munde; -
So starb als Märtyrer der Held.
Ein Bischof, selbst verbannt von seines Tempels Schwelle,
Begleitet' ihn zur letzten Stelle,
Und schweigte selbst des Siegers Spott.
Denn das Rebellenheer, es sollte schaun und beben,
Wie Priester und Soldat im Sterben, wie im Leben
Treu ihrem König, ihrem Gott.

III.

Ihr, denen er sein Blut als Lösegeld vermachte,
Preist *Sombreuil* glücklich, preist den Herrn im Himmelslicht;
Wer so zum Himmel fährt, wem solche Glorie lachte,
Dem ziemt ein Lied der Trauer nicht.
Ihr wart verbannt, Ihr kehrt zurück zum Vaterlande,
Gelöst sind der Gefangnen Bande,
Und Freiheit lächelt hold Euch an.

Seid fröhlich: denn die Qual des Kerkers hat ein Ende,
Der Riegel klirrt, und los der Fesseln sind die Hände,
Jauchzt: denn vorbei ist Acht und Bann!

Und wahr ist's, daß sich auf die Kerkerthüren thaten
Mit großem Lärm. Sie sahn ein Banner blutgestickt,
Um dieses schaarten sich so Führer als Soldaten,
Und: »Freiheit!«,jauchzten sie entzückt.
»Frei sind wir?« – riefen die Gefangenen in Haufen,
Und Viele eilten nachzulaufen
Den milden Henkern, seelenfroh.
Die Andern riefen: »Nun, lebt wohl, zieht heim, ihr Brüder,
In unserm Frankreich sehn wir Alle frei uns wieder!« –
Sie sahn sich wieder, aber wo?

Zu den Gefangnen drang ein Dröhnen, ein Getöse
Mit dumpfem Wiederhall. Sie fragen leis: »Was mag
Das sein?« – Der Bruder kommt, daß er den Bruder löse,
Treu hält der Sieger den Vertrag.
Noch sorglos waren sie, wenn auch erstaunt, und sprachen:
»Wir bau'n auf Eure Treu', ihr Freunde!« zu den Wachen:
Denn daß man spielt mit Eid und Wort,
Die Armen wußten's nicht, und konnten es nicht fassen.
Statt aller Antwort schleppt man sie durch blut'ge Gassen,
Und über frische Leichen fort.

Es kam die Nacht, der Tag stieg auf am Himmelsbogen,
Sie gingen durch die Stadt, sie dachten nicht ans Fliehn,
Vor dem entsetzten Volk in langen Schaaren zogen
Leichtgläubig die Verbannten hin.
Die armen Märtyrer! – Was hatten sie ertragen!
Und Einer eilte noch dem Andern dies zu sagen
Mit todesfreudigem Heldengeist.
Nicht murrend, ohne Furcht und Stolz sind sie gefallen;
Daß Meineid noch zum Mord Gefangner kam, war Allen
Ein Leid, ein schmerzliches, zumeist.

Im Eichwald haust die Axt mit mörderischen Schlägen,
Und Eich' auf Eiche stürzt; den Löwen in der Ruh
Beschleichen Jäger feig in dunkler Kluft, und legen
Ihm Schlingen um und schnüren zu.
Das Schlachten währte lang, und Frankreich mußt', o Grauen,
Den Mord Wehrloser wehrlos schauen,
Und seiner Henker freches Spiel.
So sah die Wittwe einst von Götzendienerhänden
Gemordet sieben Söhn' in langen Qualen enden,
Und Einer nach dem Andern fiel.

Das war das Werk, das ein gepriesner Rath beschlossen,
Ein hundertarm'ger Leib, beseelt vom bösen Geist,
Durch unsre Furcht allein so hoch emporgeschossen,
Ein Nichts und doch unendlich dreist.
Der eiserne Koloß zerfiel in blut'gem Sumpfe.
Es hofft auf dauernde Triumphe
Des Faustrechts losgebundne Kraft.
Doch der Pygmalion weiß seinen Bildern Leben,
Den Ungeheuern, nicht und Odem nicht zu geben
Götzen, die er sich erschafft.

IV.

Man sagt: noch heute zieht, wallfahrend zu dem Grabe
Der Tapfern, deren Blut einst trank das Todesfeld,
Die Jungfrau und der Greis, gebückt an seinem Stabe,
Und mancher junge Knab' und Held.
Den Himmel bitten sie um Rache nicht, um Reue
Für jene Mörder nur. Daß ihnen Gott verzeihe,
Das ist's, was der Bretagner hofft.
Der Pilger, welcher hier am Grab der Opfer betet,
Im Land, das Mord und Brand seit alter Zeit geröthet, –
Ein Märtyrer ist selbst er oft.

Februar 1821

Ludwig der Siebenzehnte.

»Capet, erwache!«

Fünfte Ode.

I.

Des Himmels goldnes Thor ging auf, von Glanz umflossen,
Das Allerheiligste war plötzlich aufgeschlossen,
Und unverschleiert lag des Himmels lichter Plan.
Die Auserwählten sahn durch die gestirnten Hallen,
Im Kreis von Engeln, die an ihrer Seite wallen.
Sich eine junge Seele nahn.

Es war ein schönes Kind, doch traurig von Geberde,
Im blauen Auge Gram, so kam es von der Erde,
Auf blasse Wangen fiel herab sein goldnes Haar.
Ein Festgesang erscholl, die Palme gab zum Lohne
Dem Märtyrer, ihm gab der Unschuld Lilienkrone
Der Himmelsjungfrau'n lichte Schaar.

II.

Und Stimmen hörte man aus goldner Wolke schallen:
– »Du, reines Kind, auf Dich sieht Gott mit Wohlgefallen,
Komm, kehr' in seinen Arm, der liebend Dich umschlingt,
Und Ihr, die Ihr ihn preist mit Harfen und Drommeten,
Erzengel, Seraphim, Propheten,
Beugt Euch: ein König ist's! Ein Märtyrer: lobsingt!«

– »Wo war ich König denn?« – So fragt das Kind mit Trauer.
Im Kerker saß ich, ach, und nie auf einem Thron,
Entschlafen gestern bin ich hinter kalter Mauer.
Ich wär' ein König, ich, des ärmsten Vaters Sohn?
Er ward hinweggerafft in herben Todeswehen,
Mit Galle tränkten, die den Vater umgebracht,

Die Waise! Laßt mich hin zu meiner Mutter gehen,
Die hier ich sah im Traum der Nacht.«

Die Engel sprachen: »Gott gefiel's, Dich zu erlösen.
Dein Heiland rief zurück Dich aus der Welt der Bösen:
»›Verlaß die arge Welt, wo man das Kreuz verflucht,
Wo selbst der Tod nicht schützt vor Königsmörderkrallen,
Ja, wo sogar in Gräberhallen
Durchwühlend frevle Gier nach Königen noch sucht.‹«

– »Wie,« sprach die Seele, »Hab' ich endlich ausgelitten?
Der bittre Kelch, so wär' er doch geleert einmal?
Ist's wahr? – Und morgen kommt kein Schließer, der mich mitten
Aus diesem Himmelstraum wirst in des Kerkers Qual?
O Gott, wie bat ich oft auf meiner Lagerstätte
Dich heiß: erlöse mich aus meiner tiefen Noth?
So hast du mich erhört, zerbrochen meine Kette?
Kein Traum ist's? Selig bin ich, todt?

Ihr wißt es nicht, wie mich gequält in ihrem Grimme
Die Menschen, Tag für Tag, in jenem Folterthurm.
Und weint' ich, tröstete mich keiner Mutter Stimme,
Kein Mutterauge sah nach dem verlass'nen Wurm.
Vom Stamm gerissen war ein Reis ich; blaß von Wangen,
Verschmachtet lag ich da, bedeckt mit Haß und Hohn,
Ein Sträfling schon als Kind. Was hatt' ich denn begangen
Für Sünden in der Wiege schon?

Und doch aus frühster Zeit Erinnerungen, süße
Und heitre, stiegen mir, vor jener Qual, empor.
Ich hört' in meinem Schlaf des Ruhmes laute Grüße,
Ein jubelnd frohes Volk stand vor des Schlosses Thor.
Auf einmal ward es Nacht, der Glanz war hingeschwunden,
Und selbst die Hoffnung schwand, ich war ein Bettler fast,
Ein armes, schwaches Kind, allein zu allen Stunden,
Und, weh mir, aller Welt verhaßt.

Lebendig haben mich die Bösen eingemauert,
Der Sonne Strahlen sah' im Jahr ich einmal kaum:
Doch Euch, Ihr Brüder, Euch, Ihr Engel, oft durchschauert
Von Wonne sah ich Euch an meinem Bett im Traum.
Geknickt von Mörderhand wohl hab' ich schwer gelitten,
Allein die Schlechten, Herr, sind nie von Qualen frei.
Drum, Vater, sei nicht taub, wie sie, für meine Bitten,
Sei ihnen gnädig und verzeih'!«

Die Engel sangen: »Komm mit uns, Dir thun die Thüren
Des Heiligthums sich auf, und Deine Stirne zieren
Wird leuchtend hell ein Stern, da, nimm Dein Flügelpaar.
Komm, wiegen wir ein Kind, das weint, es soll uns lachen,
Laß uns der Sonne Glut entfachen
Mit unsrem Hauch und jung soll flammen sie und klar!«

III.

Die Engel schweigen still, und die Erwählten lauschen;
Sein Auge senkt das Kind, von Thränen überthaut,
Die Welten halten still im Lauf, die Lüfte rauschen
Nicht mehr, im Himmelsraum erschallt des Ew'gen Laut:

»Ich hielt, o König, stets Dich fern dem Glanz der Krone,
In Ketten warst Du nur geborgen vor dem Throne,
Drum segne Dein Geschick, mein Kind.
Von Fesseln war Dein Arm schon wund in jungen Jahren,
Doch von der Krone nie Dein Haupt, und nie erfahren
Hast Du, daß Fürsten Sklaven sind.

Zu Boden drückte Dich, mein Sohn, des Lebens Bürde,
Doch rauschte Jubel Dir und Ahnung hoher Würde
In Deiner Wiege schon um's Ohr.
Selbst Deinem Heiland ward nur Schmach, dem Gottessohne,
Ein König trug, wie Du, er eine Dornenkrone
Und statt des Herrscherstabs ein Rohr.«

December 1822

Die Wiederaufrichtung der Bildsäule Heinrichs IV.

Accingunt omnes operi, pedibusque rotarum
Subjiciunt lapsus, et stupea vincula collo
Intendunt ... Pueri circum innuptaeque puellae
Sacra canunt, funemque manu contingere gaudent.

Virgil

Sechste Ode.

I.

Denkmäler seh' ich schon in grauster Zeit erstehen,
Von hundert Königen erbaut sich selbst zum Ruhm,
Halbgötter waren sie und mußten doch vergehen,
Und ihre Säulen fielen um.
Wer, Alexander, kennt dein Bild? – Ein Fischer schreitet
Darüber hin: es liegt gebreitet
Als Pflasterstein zum Parthenon.
Umsonst an Memnons Bild mit jedem jungen Tage
Im Wüstensand erhebt Aurora ihre Frage,
Aus seinen Trümmern klingt kein Ton.

Die Thoren! Glaubten sie Altäre sich zu zimmern
Und sich Unsterblichkeit zu sichern im Metall?
Des andern Tags vielleicht schon lagen sie in Trümmern,
Ihr Name war ein leerer Hall.
Ruft: »Platz gemacht!« nicht oft ein Flüchtling dem Idole?
Und Sulla, auf dem Kapitole,
Wirft Marius vom Piedestal.
Der Weise lächelt kalt zum bittern Schicksalshohne

Mit dem *Demetrius*, wenn *Theodos* die Krone
Verflucht und Schmach nur sieht und Qual.

Als Erbtheil bleibt vermacht dem edlen, theuern Bilde
Die Ehrfurcht, die erwarb der Held so rein und hehr,
Noch heut beherrscht *Trajan* die römischen Gefilde,
Schutt sind die Tempel des *Tiber* .
Oft hat im Bürgerkrieg, wenn über Städt' und Flecken
Verwüstend sich ergoß der Schrecken
Der rohen, brüllenden Gewalt,
Ein Held von Marmor, starr, den Strahlen doch durchzücken,
Die Horden, wild empört, mit ruhig festen Blicken
Gefesselt durch ein stummes: »Halt!«

II.

Doch liegen denn so weit zurück die Unglücksjahre,
Wo gegen *Heinrich* selbst den Arm erhob *Paris*,
Und sich durch sein Verdienst um's Volk, das undankbare,
Nicht rühren, nicht entwaffnen ließ?
Was sag' ich? Gestern war sein Standbild noch vergöttert,
Und heute liegt's vom Volk zerschmettert,
Und dann durchwühlen sie sein Grab,
Die Tempelschänder, und sie fordern, wie zum Hohne,
Den Abdruck seiner Stirn, der eisigen, dem Thone,
Das Bild des großen Todten ab.

Sie wollten wohl von ihm ein bessres Bild zu schauen
Uns geben, und verwischt das Unrecht, das geschehn?
Wir sollten – faßte sie vor ihrer Schuld ein Grauen? –
Ihn schöner noch gestaltet sehn?
O nein! zufrieden nicht, sein Standbild nur zu schänden,
Auch seinen heil'gen Sarg mit frechen Räuberhänden
Zu brechen haben sie gewagt.
So in der Wüste spielt, und sucht mit tollen Sprüngen
Der Tiger, brüllend laut, den Schatten zu verschlingen
Des Leichnams, den er abgenagt.

Ich saß am Seine-Strand, und hatte viel zu klagen:
»Wohl siehst du Ivry noch, o Fluß, wo Er gestrahlt.
Doch ist die Flut verrauscht, die, in der Väter Tagen,
Sein Antlitz spiegelnd abgemalt. O Heinrich, edler Fürst, wann wirst
Du wiederkommen?
Zu früh, ach, wardst Du uns genommen,
Du, und Dein Bild voll Majestät.
Die Krieger ziehn ins Feld, und grüßen nicht den Helden,
Der Fremde kommt und fragt, und Niemand kann ihm melden,
Wo Heinrichs Bild, des Vierten, steht.

III.

Was rauscht heran? Wo wälzt sich hin die laute Heerde? – Des Königs
Fahnen sind's, wer schwingt sie uns zum Gruß?
Gott, welche Masse, welch ein Jubelruf! Die Erde
Dröhnt endlos unter ihrem Fuß.
Antwortet! – Gott, Er ist's? – Es sind die edlen Züge!
Das Volk, berauscht von seinem Siege,
Ruft Heinrichs Namen hochvergnügt!
Wo alle Welt entzückt, verstumme, meine Leier!
Dein Lied verhallt im Rausch der allgemeinen Feier,
Wo Frankreich Ihm zu Füßen liegt?

Sieh den Koloß, er rollt, ihn schleppen tausend Arme.
Arbeite mit, mein Arm, wo Alles schiebt und zieht !
Mag meine Kraft sich auch verlieren in dem Schwarme,
Wenn Er vom Himmel nur mich sieht.
Dir weiht das Volk dies Erz, o Heinrich, Deinem Ruhme
Gleich Duguesclin bist Du die Blume
Der Ritterschaft und Bayard gleich.
Ein Liebesdenkmal ist's. Die Wittwe, Dir zum Preise,
Gab ihren Groschen her, ihr Scherflein gab die Waise,
Den Sou der ärmste Mann im Reich.

Franzosen, zweifelt nicht, das Leid, das Unterdrücker
Euch angethan, vernarbt mit Seiner Wiederkehr.

Lobt Gott: denn unter Euch ist nun ein Volksbeglücker,
Ein König, ein Franzose mehr.
Ihm schwören Treue wir, wenn wir zum Kampfe fliegen,
Sein Anblick gibt uns Kraft zum Siegen,
Und Muth in jeglicher Gefahr.
Wenn seiner Thaten Buch wird künftig aufgeschlagen,
Die Väter brauchen dann den Kindern nicht zu sagen,
Wie zaubermild sein Lächeln war.

IV.

Kommt, junge Freunde, schaart Euch unter seinem Bilde
Zum Reigen, singt und scherzt, und Keiner bleibe fern.
Heinrich der Gute – sein Gesicht ist lauter Milde –
Er segnet Euern Jubel gern.
Weh über jenen Prunk tyrannischer Kolosse,
Vom Volk, dem armen Sklaventrosse,
Erbaut mit langer Müh' und Qual!
Wie anders dieses Bild! Froh schwingt das Volk die Hüte,
Und grüßt den Freund des Volks, den König voller Güte,
Und seines Blickes milden Strahl.

Mag der Erobrer, der die Perser einst geschlagen,
Und müd war, in Metall und Stein sein Bild zu schaun,
Im tollen Uebermuth die stolze Drohung wagen:
Sein Bild dem Athos einzuhaun!
Mag auch ein Pharao, dem Stolz und Wuth bestürmen
Das wahnsinnkranke Hirn, auf Felsen Felsen thürmen
Ob seinem Sarg, dem großen Nichts.
Sein Name stirbt, und Nichts bleibt übrig als der Schatten
Der Pyramiden, der ein Labsal ist dem matten
Pilgrim im Brand des Sonnenlichts.

Und fiele durch den Zahn der Zeit, durch wilde Triebe
Bethörter noch einmal, – Gott gebe, daß das Wort
Nie Wahrheit wird! – das Bild, das Denkmal unsrer Liebe,
Er lebt in unsern Herzen fort.

Doch dort am fernen Nil die steingethürmten Berge,
Bedeckend hundert Königssärge,
Zerbröckeln sich und fallen ab.
Dem Weisen zeigen sie nur die Gewalt der Zeiten,
So mächtig sie vor ihm sich heben und sich breiten,
Was sind sie? – Ein zerfallnes Grab,

Februar 1819.

Der Tod des Herzogs von Berry.

Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band,
In sein stygisches Boot
Rafft der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben.

Schiller.

Siebente Ode.

I.

O mäßigt Eure Lust, das trunkene Entzücken!
Schnell wandelt sich in Schmerz die Freude, kaum verglüht!
Die schwere, kalte Hand pflegt gern der Tod zu drücken
Auf Stirnen, die ein Kranz umblüht.
Schon morgen senken wir das Haupt, bedeckt mit Asche,
Und, fast wie Sünde, macht der rasche
Festrausch, wenn er verflog, uns bang.
Kein Spiel, kein Scherz, der nicht sich mischt mit leisem Harme:
Die frohen Hymnen selbst beim Fest sind für uns Arme
Vorspiele nur zum Grabgesang.

II.

In Trauer hülle dich, Paris, den Festgesängen
Gebiete Stille, sieh, was dort dem Blick erscheint,
Nach jenen Hallen schau, wo mit der Leier Klängen
Der Künste Zauber sich vereint.
Ihr Chöre, schweigt! Hört auf, zu tanzen und zu scherzen,
Verwandeln muß in Leichenkerzen
Sich dieser Flammen heitres Licht. –
An einem blut'gen Bett dort unter der Rotunde
Hör' ich den Priester, der mit bebend leisem Munde
Die frommen Sterbgebete spricht.

In diesen Räumen, die erzittern von dem Tosen
Der Lust, umsteht ein Bett, auf welchem röchelnd leis
Ein Opfer liegt, den Blick gesenkt, den hoffnungslosen,
Von Traurenden ein hoher Kreis.
Ein Vater kniet und weint, ein Bruder schwimmt in Zähren,
Die Schwester, ach, sie muß entbehren
Im Schmerz der Thränen linden Trost.
Vertrocknet ist ihr Aug' in langen Leidensjahren,
Das männlich heiß geflammt, wenn Schrecken und Gefahren
Die junge Dulderin umtost.

Sie sah auf dem Schaffot stolz, königlich, erhaben
Die Mutter fallen, wie den Vater; sterben sah
Den kleinen Bruder sie, ach, den gefangnen Knaben,
Für sie nur war kein Henker da.
Und als der Fürstenbund gebrochen ihre Bande,
Da lebte sie im fremden Lande
Fern unsrer öden Heimathflur.
Sie kam ins Vaterland zurück, nach langem Trauern,
Doch lernen sollte sie in ihrer Väter Mauern:
Zum Schmerz geboren sei sie nur.

Sieh dort, die Gattin ... Ha, wer malt die Seelenschmerzen,
Die zarte, starke Kraft, die Liebe, treu bemüht?
Welch herbe Klage ringt sich los aus ihrem Herzen,
Wie keine Hoffnung mehr ihr blüht!

Sicilische Jungfrau, wir jauchzten Dir entgegen,
Als seine Hand in Deine legen
Wir jüngst den edlen *Berry* sahn.
Weh, mußte schon so rasch nach dieser hohen Feier
Anstatt des bräutlichen der schwarze Witwenschleier,
O theure Fürstin, Dich umfahn?

Als, *Berry*, Deinen Sieg im Frieden wir besangen,
Da war's, wo ihren Kopf die Anarchie erhob,
Der Drache brüllte laut, es zischten tausend Schlangen,
Die Hölle selber knirscht' und schnob.
Ihr Feuer flammt' empor. Laut auf aus finstrem Schlunde
Schrie *Clement* mit verruchtem Munde,
Und *Ravaillac* schwang seinen Stahl.
Das Ungeheuer stieg, von Königsmörderschatten
Begrüßt, die ihre Lust am neuen Frevel hatten,
Geflügelt auf vom Ort der Qual.

Der böse Geist, der oft den Flug zu uns gewendet,
Ausrotten wollt' er nun die Lilien, oft geknickt,
Den Stamm vertilgen, der so edle Sprossen sendet,
Das Fürstenhaus, das uns beglückt.
Lang schlich der Scherge, den zum Werkzeug er erkoren,
Dem Opfer sinnend, wie verloren
In fürchterlichen Träumen, nach.
Zuletzt – Gott ließ es zu – vollbracht' es der Rebelle!
Daß unser Festtumult ihm dient' als Mordgeselle,
Beweinen laßt uns diese Schmach!

Es blitzt ein Dolch .. ein Schrei .. Soldaten, helft! – Geflogen
Kommt schnell die Herzogin, nimmt *Berry's* Arm und stützt
Ihn sanft, sie überschwemmt ihn fast mit Thränenwogen,
Sie steht von seinem Blut bespritzt.
Macht ihm ein Bett zurecht! – Glimmt noch ein Hoffnungsfunken? –
Sie schweigen, stehn in Schmerz versunken,
Sie ahnt, nun stirbt er, ihr Gemahl.
O Gattin, bleib' ihm nah in dieser Schreckensstunde!

Die Kunst der Aerzte kühlt ihm nicht die heiße Wunde,
Versüße Du ihm seine Qual.

Komm schnell, denn ein *Bourbon* liegt auf der Todtenbahre,
O greiser König, komm, trüb wird sein Auge schon,
Drück' ihm das Auge zu, denn Deiner grauen Haare
Licht, Trost und Hoffnung war Dein Sohn.
Auf seiner Tochter Stirn hat seine Hand gelegen,
Er gab ihr seinen Vatersegen,
Und schüttelt' ab des Lebens Joch.
Wie lebend er sein Leid verziehn dem Vaterlande,
So gütig, engelgleich war er am Grabesrande:
»Verzeihung!« – seufzt' er sterbend noch.

Erhabner Tod! – O Volk, fühlst du die tiefe Wunde?
Schütt' aus dein Herz, das Gram und Trauer nur erfüllt!
Du hast ihn wenig nur gekannt: die letzte Stunde
Hat dir den Heros erst enthüllt.
Der Wittwe bringt ihr Kind, erheitert ihre Mienen,
Legt's in die Arme *Carolinen*,
Daß sie ans Leben wieder glaubt.
Doch wenn den letzten Zweig vom Königsstamm sie schneiden,
Wer tröstet *Frankreich* denn in seinem tiefen Leiden,
Die Fürstenwittwe, ganz beraubt?

Der Sühneruf durchdringt die Reihen unsrer Krieger,
Die unsres Volkes Ruhm gegraben einst in Erz.
Europa, bebend noch vom Jubelschrei der Sieger,
Hallt wieder jetzt von ihrem Schmerz.
Und was sagst du, *Bendée*, du treue, tapfre, gute?
Du schwammst so lang in edlem Blute,
Dein Erbtheil ist ein Thränenmeer.
Der Mutter gleichst du wohl, der Gram das Herz zerrissen,
Sie sitzt aus ihrem Bett und weint und weint ins Kissen:
Ihr Kind, Ihr Alles, ist nicht mehr.

Bald ziehn nach *Saint-Denis* wir Alle, unterm Klagen
Wehmüthiger Musik, Volk, Heer und Geistlichkeit.

Wir folgen ernsten Schritts dem schwarzen Leichenwagen,
An den der Pomp des Kriegs sich reiht.
Ha, *Saint-Denis*, du sahst von blutbefleckten Händen
Die Gräber seiner Väter schänden,
Sie rissen sie aus ihren Truh'n!
Mag denn vor roher Hand geschützt, bei leeren Särgen,
In der entweihten Gruft, sich seine Asche bergen,
Und ungestört, in Frieden ruhn!

III.

Enghien wird staunen, sieht im Himmel er sich nahen
So früh den Freund, dem jung sein Herz er dargebracht,
Ihn, dem *Condé*, der Greis, als wir ihn scheiden sahen,
Des Wohlthuns süße Pflicht vermacht. Die Schatten unsrer Herrn, der Könige, sie schauen
Auf diesen letzten Ast von ihrem Stamm mit Grauen,
Der mit Gewalt gebrochen liegt.
Zwei Helden werden laut um ihn zusammen klagen,
Der Eine, der den Feind bei *Ivry* hat geschlagen,
Und der, der bei *Rocroy* gesiegt.

Rasch bist Du, o *Bourbon*, bei dieser Schreckenskunde
Zu *Artois* hingeeilt, Du kennst ja, tiefbewegt,
Den Schmerz des Vaters, ahnst die unheilbare Wunde,
Die solch ein Tod dem Herzen schlägt.
Doch weh, unsicher wird Dein Schritt, die Glieder beben,
Du siehst vor Deinem Auge schweben
Vincennes, und jenen Schreckenstag.
Blaß wirst Du, und *Artois*, von gleichem Schmerz durchschauert,
Vergißt das neue Leid mit Dir, fürwahr, und trauert
Mit um den alten, herben Schlag.

Du aber, Wittwe, steh' im Sturm nur um so fester,
Hoff' auf ein bessres Loos, es wird noch Alles gut.
Zum Vorbild nimm Dir stets die vielgeprüfte Schwester,
Groß wie Dein Unglück sei Dein Muth.

Ach, eine Urne hast Du nun, wie sie, zu tragen,
Im heil'gen Raume wirst Du klagen
An einem Sarg, vereint mit ihr.
Der Dämon, Bürgerkrieg, dem Höllenpfuhl entflogen,
Der Deiner Schwester Stirn mit Wolken oft umzogen,
Er füllt den Thränenkelch auch Dir!

IV.

Doch, wenn Gott seine Macht will kundthun an den Schwachen,
An Dir, die kaum noch stützt den alten Königsstamm,
Dann rettest *Frankreich* Du, und jenem Höllendrachen
Soll höher schwellen nicht der Kamm.
So, als die Schlange, die uns einst verführt zur Sünde,
Den Menschen in der Hölle Schlünde
Zu stürzen suchte durch Verrath: –
Den frechen Uebermuth, Gott duldet' ihn nicht lange:
Ein schwaches Weib erschien, und sie war's, die der Schlange
Den gottverfluchten Kopf zertrat.

Februar 1820.

Die Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Der Himmel thut zu ihren Gunsten Wunder auf Wunder,
Josephs Nachkommenschaft kehrte zurück in das Land
Gosen, und diese Eroberung, welche die Sieger mit ihren
Thränen erkauften, kostete die Besiegten nicht eine Thräne.

Chateaubriand, die Märtyrer.

Achte Ode.

I.

Warum, o Wandrer, sprich, wird heut mit Einem Male
Die Nacht zum lichten Tag und glänzt in buntem Strahle?
Warum den Himmel färbt der glühend rothe Rauch?
Warum aus dieser Stadt, die strahlt in alle Fernen,
Steigt endlos, brausend zu den Sternen,
Ein wirrer Jubelschrei empor im Abendhauch?

II.

Triumph! Das Siegel ist gebrochen!
Das Wunderkind – o hoher Sieg! –
Ist da, der Engel, den versprochen
Der Dulder, der zum Himmel stieg!
Der Zukunft Schleier ist gesunken!
Heil, Flamme, dir, an deren Funken
Die alte Fackel neu erglüht!
Heil deinem morgenrothen Ruhme,
Du junge Lilie, zarte Blume,
Die einem frischen Grab entblüht!

Gegeben hat das Kind uns Gott, der Gott der Frommen;
Die Glocke ladet uns, zum Heiligthum zu kommen,
Zum Festtag hat sie uns den schönen Tag gemacht.
Gegeben hat das Kind uns Gott, der Gott der Heere!
Den Märtyrern der Kriegerehre
Scholl die Kanone drum laut, wie am Tag der Schlacht.

Heut, wo des Donners stolzem Schrecken
Der Glocken heil'ger Laut sich mengt,
O Schläfer, kann dich Nichts erwecken,
Den *Saint-Denis'* Gewölb' umfängt?

Steh' auf, betrachte *Heinrichs* Züge
In der vom Volk geschenkten Wiege.

Und knüpfe still der Liebe Band.
Die Arme breite sanft entgegen
Dem Königskind, den Königsdegen,
O Vater, leg' in seine Hand.

Ach, Er ist fern! Er wohnt im Himmel bei den Frommen!
In diesem Augenblick getröstet, grüßend kommen
In feierlichem Zug wohl seine Ahnen schon:
Gemordet gab zurück den Helden er dem Grabe,

Dem gierigen, als Opfergabe,
Den Fürsten dem verwaisten Thron.

Stolz unter diesen Edlen, eben
Sich reihend um des Himmels Thron,
Mag seine Stirn gekrönt sich heben:
Der neue König ist sein Sohn!
Ein edler Stamm, der nie wird enden,
Sproßt glücklich aus des Opfers Lenden,
So aus des Himmels Nähe springt,
Aus dem Gebirg, dem hohen, schroffen,
Hervor, das Gottes Blitz getroffen,
Ein Strom, der Heil dem Lande bringt.

Dem Sprossen *Heinrich* Heil! Der Stamm ist nun geborgen;
Ein neuer *Joas* wird, am Abend wie am Morgen
Im Schatten des Altars, er reifen für den Thron.
Und, wie *Cornelia*, wird hoch die Stirne tragen
Frankreich und ihren Schwestern sagen:
»Mein Schatz, mein schönster Schmuck und Reichthum ist mein Sohn!«

III.

Laß Dich von mir mit Blumen schmücken,
Die huldigend die Liebe flicht,
O Du, gesucht von tausend Blicken,
Ach, nur vom Vaterauge nicht!
Magst Du, geboren unter Leiden,
In ihrem Gram ein Tröster Beiden,
Frankreich und Deiner Mutter, sein!
Gekrönter *Bourbon*, Deine Pfade
Beschütze stets des Himmels Gnade,
Nie sei Dein Thron ein Sitz der Pein!

Der Mutter, wenn sie weint, o lächle zu, und – höre,
Mein Kind! – im Spielen ziehst Du weg die Trauerflöre,

Die Deine Wiege schwarz, wie einen Sarg, umwehn.
Verscheuch' uns Schmerz und Gram, die alt' und neuen Sorgen,
Sei uns ein rosenfarbner Morgen,
Laß uns nach langer Nacht die Freudensonne sehn.

Dein König eilt Dir froh entgegen,
Wie Du erblickt des Lichtes Zier,
Vollzieht, noch vor dem Priestersegen,
Die Taufe von *Béarn* an Dir.
Die Wittwe reicht Dich dar der Waise,
Und mit dem weißgelockten Greise
Tritt ein die kühne Heldenfrau.
Das Volk, das jüngst auf leisen Sohlen
Sich in das *Louvre* hat gestohlen,
Jauchzt laut jetzt um den stolzen Bau.

Heil dir, o Heer und Volk! – *Bordeaux*, erheb' aufs Neue
Dein Haupt, du edle Stadt, du, die einst ihre Treue
Vor allen andern kund der Lilienblume that.
Und du, *Vendée*, die Er, der fiel, so gern zum Siege
Geführt, sieh her, in dieser Wiege
Liegt *Frankreichs* Fürst, dereinst dein tapferster Soldat!

IV.

Legt wieder an das Schiff am Strande:
Die Wittwe bleibt, die hohe Frau.
In ihrem neuen Vaterlande
Erscheint der Himmel wieder blau.
An *Frankreich* fesselt sie ihr Hoffen:
Dort, wo den Baum der Blitz getroffen,
Entspringt ein Schößling, frisch und neu.
Die Liebe hält die fromme Taube,
An einem Grabe steht ihr Glaube,
An einer Wiege wacht sie treu.

Was findest Du auch dort in Deinem Heimathlande,
O Frau? – *Parthenope* zerreißt die alten Bande,
Den Fremdling lockt dorthin ein Winter ohne Schnee:
Doch weh, *Palermo* rast, *Messina* steht im Feuer,
Sicilien tobt, wem wär's geheuer
In jenem Paradies, umrauscht von blut'ger See?

Speit, ihr Vulkane, Glut und Schrecken!
Mag eines neidschen Gottes Hauch
Aufs Neu die wilden Riesen wecken
Tief in der Berge zorn'gem Bauch.
Im Angesicht der rothen Laven,
Was seid ihr, übermüth'ge Sklaven,
Ohnmächtiger Verschwörerbund?
Ihr wollt befrei'n Euch, wollt Euch rächen? –
Indeß ihr auszieht auf Verbrechen,
Bebt unter Euch der Erde Grund.

Bleib hier, *Sicilierin*, ruh' aus in *Frankreichs* Schooße,
Dort wird kein Glück Dir blühn, hier warten heitre Loose
Dein, bei der Lilie Duft, der keine Stürme drohn,
Wo Nation und Fürst vermählt zur guten Stunde,
Wo nicht zum wilden Ehebunde
Tiar' und Helm sich eint, und Thron und Faktion.

V.

Wohl uns! Der böse Dämon rastet,
Und eine schöne Zukunft grünt.
Die Schuld, die unser Haupt belastet,
Ist durch die Unschuld nun gesühnt.
Sonst war's der Schiffer Brauch, wenn schäumend
Die Wogen, himmelhoch sich bäumend,
Dem Schiff sich warfen in den Lauf:
Dann hängten sie, gewiß, dem Riffe
Heil zu entgehn, am schwanken Schiffe
Die Wiege eines Kindes auf.

Oktober 1820.

Die Taufe des Herzogs von Bordeaux.

Sinite parvulos venire da me! –

– Venerunt reges.

Evangelium.

Neunte Ode.

I.

Die Völker dieser Erde riefen:
»Weh, brach die letzte Zeit schon an?
Irr in der Finsterniß, der tiefen,
Gehn wir auf unbekannter Bahn.
Wohin? – Wer soll den Weg uns weisen,
Uns, die gebeugt ein Arm von Eisen?
Führt uns der Strahl ins Segensland?
Glänzt er zum Fluch uns? uns zum Heile?
Ist es des Himmels Feuersäule?
Weh, oder ist's ein Höllenbrand?

Die Fürsten trennen sich, die Thoren,
Die Heerde fällt vom Hirten ab,
Und vor den Fascen der Prätoren
Zerbricht der Könige goldner Stab.
Altäre sinken, Throne beben,
An beiden Oceanen heben
Hoch ihre Häupter die Partei'n.
Es recken sich ehrgeiz'ge Sklaven
Empor, die, Schlangen gleich, geschlafen,
Die Zwerge wollen Riesen sein.

Weh uns, wir rühmten ohne Zagen
Uns unsrer schweren Missethat,
Der Sünden, wie in alten Tagen
Kein Volk sie je begangen hat.
Aufs Ende deuten alle Zeichen,
Den Frevler wird die Straf' erreichen,
Der Tag der Rache bricht herein.
Was er verdient, das wird er finden;
Nur Eins noch fehlt zu seiner Sünden
Endloser Zahl: die ew'ge Pein!« –

Gott selbst will ihrer mild gedenken,
Die so in ihrem Jammer schrein:
Der Mensch wird müd nicht, ihn zu kränken,
Gott wird nicht müde, zu verzeihn.
Im Sünder weckt er Buß' und Reue,
Stets sühnt er sein Gebot aufs Neue
Für uns, die wir's verletzt mit Hohn,
Er selbst hält fest am Recht, dem herben:
Dem Gott vom *Sinai* muß sterben
Auf *Golgatha* der eigne Sohn.

II.

Und wieder soll uns Heil aus einer Wiege blühen!
Glaubt an das Glück, Ihr seht sein Morgenroth ja glühen.
Hat Gott gezüchtigt nicht, die frevelnd ihn gekränkt,
Hat er sie nicht versprengt, die Großen und die Kleinen,
Und hat er seiner Engel Einen
Uns gnädig nicht, wie einst uns seinen Sohn, geschenkt?

Ihr zweifelt? – Also zagt der Seher, der dem dunkeln
Abgrund im Traum entstieg, und sieht den Tag nun funkeln,
Ihm ist das Nachtgesicht verschwunden noch nicht ganz,
Er fühlt wohl unterm Fuß den Boden, doch ein Schleier
Ums Aug' ist ihm das ew'ge Feuer:
Der Hölle Glut umhüllt ihm noch des Himmels Glanz!

Laß jeden Zweifel fliehn, o Volk, und jauchz' entgegen
Dem Retter, der vermählt das Scepter und den Degen,
Ja, Glück und Ruhm vereint wird unter ihm erstehn.
Des Unglücks Lehre wird zum weisen Mann ihn machen:
Denn sechzig Königsahnen wachen,
Sarglose Schatten, die um seine Wiege stehn.

Sein Name stillte schon das Kampfgeschrei, das wilde,
Der Bürger, Stadt und Land deckt er mit seinem Schilde,
In unfern Mauern ruht der Haß, der Aufruhr weicht.
So jagt ein junger Leu vor seiner Königsgrotte
Mit seinem ersten Schrei die Rotte
Gemeiner Thiere weg, die lauernd sie umschleicht.

III.

Sagt, wer ist das Kind, das eben
Man zur heil'gen Schwelle bringt?
Heil ihm! Alle Pulse beben,
Alle Herzen sind beschwingt.
Kahl ist seine Stirn, die Hände
Beben, lahm noch Fuß und Lende,
Die die Windel ihm umflicht.
Stehen kann es nicht noch gehen,
Kaum beginnt sein Blick zu sehen,
Seine Stimme spricht noch nicht.

Bei den Menschen groß vor Allen,
Doch kein König ist es *hier* .
Mensch nur in des Tempels Hallen
Ist es, Asch' und Staub, wie wir.
Unsern Retter, unsre Sonne,
Den uns Gott gesandt zur Wonne,
Stellt Er heut uns Allen gleich.
Denn die Könige aus Erden,
Die wie Götter sich geberden,
Sind ein Nichts in Gottes Reich.

Mag der Menschen Knie sich biegen
Vor dem Hochmuth ohne Reu',
Doch ins Joch des Lamms sich schmiegen
Muß der königliche Leu.
Gott, der Vater, über Sternen
Thronend, läßt aus goldnen Fernen
Nieder auf das Kind sich heut.
Erst ein schwaches Erdenwesen,
Durch den heil'gen Geist genesen
Reift es für die Ewigkeit.

Auch *Maria* will es schirmen,
Und die Sel'ge, rein und klar,
Führt zum Tempel mit zwei Thürmen
Ihrer Himmelsjungfrau'n Schaar.
Alle Heil'gen, alle Frommen
Von den fernsten Sonnen kommen,
Bringen ihm ihr Angebind,
Und die Liebe will es grüßen,
Und der Glaube setzt zu Füßen
Und die Hoffnung sich dem Kind.

IV.

O *Jordan*, weißt du noch, was jüngst dein Ufer schaute,
Das unterjochte, das ein Pilger überthaute
Mit heißer Thränenflut, gestützt auf seinen Stab?
Andächtig saß er, gleich den Helden alter Zeiten,
Die einst vom Heidenjoch befreiten
Den heil'gen Täuferstrom und des Erlösers Grab.

Er sah, ein Christ, mit Schmerz geknechtet und vernichtet
Frankreich, Altar, Gesetz und Thron durch's Schwert gerichtet,
Frech war das Laster, vor der Tugend spie man aus.
Kreuzfahrer ward er selbst, und wo ein Gott gelitten,
Da weint' er fromm, bei *Salems* Hütten,
Er selbst verbannt, um sein verbanntes Königshaus.

Mit *Jordan* wasser füllt' er seine Kürbisflasche,
Und kam zu uns zurück mit seiner Pilgertasche.
Er wußte nicht, welch Glück, indem er heimgeeilt,
Dem Königskind und sich zugleich er gab zu kosten,
Daß, ein *Tobias*, er vom Osten
Den Götterbalsam mit gebracht, der Blinde heilt.

Sei stolz, Prophetenflut! – Ihr Völker, schaut die Wellen
Des heil'gen Stromes, die bei unsrem Tauffest quellen!
Des Himmels Segen träuft auf dieses Kindes Haupt:
Denn es empfängt die Flut, die Gott einst selbst empfangen,
Dies Wasser gibt der Welt, der bangen,
Den Muth, daß sie aufs Neu an einen Retter glaubt.

Wie einst dem *Chlodwig* gab Dir kund sich Gottes Gnade,
Drum hüte treu, o Fürst, des Ew'gen Bundeslade,
An Reinheit sei Dein Herz der weißen Lilie gleich.
Doch sei darauf nicht stolz, nicht stolz auf Deine Krone:
Denn Gott verleiht dem Königssohne
Das Kreuz des Fischers und dazu des Armen Teich!

V.

Das Kind, wenn über sich es sieht den Heiland leuchten,
Weiß Nichts vom Märtyrer, und lacht das Kreuz nur an.
Noch Eine Taufe wird die Stirne Dir befeuchten,
Nicht glatt ist stets die Königsbahn.
Ein Tag wird kommen, Kind, wo lastend aus dem Herzen
Das Volk Dir liegt mit seinen Schmerzen,
Du weinst und trägst daran Dein Theil,
Wenn einst aufs Haupt das Oel Dir fließt aus Bischofshänden,
Das durch die Taube Gott den Herrn der Erde senden
Gewollt, – den Fürsten nicht zum Heil!

Drum, Christ und König, sei dem Heiland gleich, und lerne
Von ihm die Größe, die nur schöpft aus eigner Kraft,
Ein Scepter wird zur Last dem Könige, der gerne

Daraus sich eine Stütze schafft.
Ein rechter König muß auf seinem Haupt vereinen,
Was glänzt und strahlt! Wenn früh auch seinen
Triumphen Halt der Tod gebeut:
Er sieht, wie einst *Bayard*, ein Kreuz in seinem Degen,
Und statt der ird'schen lacht dem Sterbenden entgegen
Die himmlische Unsterblichkeit!

An die Muse.

Wohin, o Muse, du mich treiben
Auch magst, mit Freuden folgt mein Herz.
Mag treu der Lust die Leier bleiben,
Die immer treu blieb ihrem Schmerz!
Nicht in des Sieges stolzen Weisen
Durft' ich die edlen Opfer preisen,
Der Märtyrer der jüngsten Zeit.
Wer je besungen Euch, gekrönte
Schlachtopfer, dessen Leier tönte
Von Glück nur selten, oft von Leid.

Mai 1821.

Ein Gesicht.

7. Quia defecimus in ira tua, et in furore tuo turbati sumus;

8. Posuisti iniquitates nostras in conspectu tuo, seculum
nostrum in illuminatione vultus tui;

9. Quoniam omnes dies nostri defecerunt, et in ira tua defecimus.
Ps. LXXXIX

Zehnte Ode.

Einst in der Vorzeit grauer Ferne,
Wo sich noch Gottes Weisheit kund

Den Frommen gab, die oft und gerne
Ihr lauschten, sprach der Seher Mund:
»Sobald von dieser Welt hienieden
Ist ein Jahrhundert abgeschieden,
Das nun zurück ins Dunkel geht,
Dann, war's zum Segen oder Schaden,
Vor jenen Richter wird's geladen,
Der über allen Richtern steht.«

Die ihr einst kehrt zum Erdengrunde,
Zum Staub, aus dem ihr seid gemacht,
Hört mein Gesicht in stiller Stunde
Der Einsamkeit um Mitternacht. –
Auf goldnen Wolken kam geschwommen
Die Stadt der Heiligen und Frommen,
Auf der ein ew'ger Lichtglanz lag,
Aus dem die erste Morgenröthe
Einst blitzt', aus welcher die Drommete
Einst tönen wird zum letzten Tag.

Die Märtyrer, im Antlitz hohe
Gedanken, sah ich betend nahn.
Sie staunten in der Flammenlohe
Das dreimal heilge Wesen an.
Am Thron, auf weichen Wolken-Matten,
Erschien ein hundertjähriger Schatten,
Den Frankreichs Engel hergebracht;
Der Engel, dichtumhüllt, – dem bleichen,
Dem Stern der Dämmrung zu vergleichen
War er, der führt herauf die Nacht.

Und eine Donnerstimme schwebte
Durch Höll' und Himmel rollend hin.
Der König der Verdammten bebte,
Und staunend sahen die auf ihn.
Der treuen Engel Sternenwagen,
Besät mit Augen, goldbeschlagen,

Dreirädrig, viergeflügelt, hielt: –
Die Schwingen hören auf zu rauschen,
Die Räder stehen still und lauschen,
Wie Gottes Odem sie umspielt.

Die Stimme.

»Das Blatt im hundertjähr'gen Buche
Hat siebzehnmal sich umgewandt.
Der Abgrund harrt, ob ich Dir fluche,
Ob ich Dir Gnade zuerkannt.
Tritt näher! – Schon erklingt die Wage:
Hell, o Jahrhundert, wie am Tage,
Liegt aufgedeckt hier all Dein Thun.
Drum führe Wahrheit nur im Munde:
Vor meinem Blick ist eine Stunde
Wie ein Jahrhundert. – Rede nun!«

Das Jahrhundert.

– »Zu trennen wußt' ich, zu vereinen
Das All, ich gieng die kühnste Bahn:
Das ewig Wechsellose, meinen
Gesetzen macht' ich's unterthan.
Ich klopft' an deines Willens Pforte...«

Die Stimme.

»Halt ein, Gespenst! – Bei solchem Worte
Entsetzen faßt die Heil'gen hier.
Sei länger nicht des Hochmuths Beute,
An deiner Weisheit zweifle heute,
Denn zweifeln kannst du nicht an mir.
Hast du, mit deinem blinden Wissen
Dich blähend, meiner nicht gelacht,
Das Band des Glaubens frech zerrissen,

Der Sitten und Gesetz bewacht?
Hast du nicht Hohn dem Tod gesprochen?
Hast du nicht Gräber aufgebrochen?
Verruchter, unerhörter Schlag!
Hast du verstört nicht die Gebeine
Der Könige in ihrem Schreine?«

Das Jahrhundert.

– »O Gott! Gekommen ist dein Tag!«

Die Stimme.

»Wein', o Jahrhundert! Riesenglieder
Schon hat der Wahn, der Feind des Lichts.
Unglaub' und Königsmord sind Brüder,
Das Chaos ist das Kind des Nichts.
Ich liebt' ein Land einst auf der Erde,
Das Volk war eine frohe Heerde,
Und Fürst und Fürstin mild und weich.
Ihm strömten meines Segens Fluten ...
Sag' an, was thatst du diesen Guten?«

Das Jahrhundert.

– »Hier sind sie, Herr, in deinem Reich!«

Die Stimme.

»Bist du zur Einsicht nun gekommen? –
Die Furcht ist's, die den Stolz dir nimmt.
Ich bin's, der ihren Ort den Frommen,
Und den Verworfenen bestimmt.
Ein Strahl von meinem Angesichte
Belebt das Todte, macht zu nichte,
Was lebt im Raum des Weltenbau's,

Mein Hauch kann wilden Brand erregen,
Er streut hinaus den reichsten Segen,
Und löscht die reinsten Flammen aus.
So sei für alle Zeit vergessen...«

Das Jahrhundert.

– »Ich stehe vor dir nackt und bloß,
Heil, deine Gnad' ist unermessen ...«

Die Stimme.

»Schweig! Die Verdammnis ist Dein Loos.«

Das Jahrhundert.

– »Vielleicht durch schwerere Verbrechen
Wird das Jahrhundert frei mich sprechen,
Das seinen Lauf begann wie toll!« –
Die Hoffnung seufzte, leise schauernd;
Und Frankreichs Engel wischte trauernd
Die Thräne, die im Aug' ihm quoll...

Die Stimme.

»Versinken mag es, das verfluchte,
Ein neu Jahrhundert bricht sich Bahn,
Freisprechen wird's nicht das verruchte,
Selbst schuldig klagt's das Schuld'ge an! –«
Und wie der Sturm, die graue Locke
Wild schüttelnd, schnaubend, weit die Flocke
Hinausjagt in die Wellenschlacht,
So folgt mit unerweichtem Grimme
Dem Schuldigen die Donnerstimme,
Und stürzt es in die ew'ge Nacht.

Buonaparte

De Deo.

Elfte Ode.

I.

Wenn in der Erde Schlund die Städte niedertauchen,
Und flücht'ges Gift der Wind streut über Meer und Land,
Wenn rasend brüllt der Sturm und die Vulkane rauchen,
Da hebt sich rächend Gottes Hand;
Und wenn die arge Welt durch diese Warnungszeichen
Des Himmels sich nicht läßt erweichen,
Dann kommt ein Mann, den Gott erkor,
Als Gottesgeißel, statt der blinden Länderplagen,
Tritt ein Lebendiger hervor.

Oft durch der Völker Reih'n zieh'n Männer, die im Grimme
Gott auserwählt, sein Fluch ist's, der sie hebt und trägt,
Ihr Zug ist Ein Triumph, bis sie die Donnerstimme,
Die sie berief, zu Boden schlägt.
Von *Nimrods* Geist beseelt, erhab'ne Ungeheuer,
Regieren sie mit Schwert und Feuer
Die armen Völker schwerbedrückt.
Im freveln Ruhmesglanz, vernichtend Frucht und Blüthen,
Als Gottes Boten einst erscheinen sie, – und wüthen;
Als hätte Satan sie geschickt.

II.

Als jüngst den Thron mit frecher Stirne
Gestürzt die Völkerkönigin,
Wie eine zügellose Dirne
Gab sie sich den Parteien hin.
Dem königsmörderischen Drachen,
Der sich im Chaos voll den Rachen

Gestopft, entsprang nun ein Despot.
So schlingt das Meer oft fette Auen
Hinab, und aus dem Schlund, o Grauen,
Hebt ein Vulkan sich düsterroth.

Erst zog er an den *Nil* und trieb den Feind von dannen,
Ein General des Volks, Trotz bietend einer Welt,
Als wollt' er Hohn im Grab noch sprechen den Tyrannen,
So thront' er stolz in seinem Zelt. –
Er kam zurück, das Haupt von seinen Kampfgenossen:
Und *Frankreichs* Freudenthränen flossen,
Und heller schien dem Volk die Luft.
Der *Pharaonen* Staub stampft' er und ihre Krone,
Und, mitten unter'm Nichts, von einem Riesenthrone
Nur träumt' er auf der Riesengruft.

Der Purpur, den er stahl, er taucht' ihn in die Welle
Des königlichen Bluts, das ehrlos er vergoß.
Groß war in *Vincennes* den Rebellen der Rebelle, –
Im *Louvre* war der Kaiser groß.
Fast eines Gotts bedarf's, zu weihen solchen Degen,
Roms Priesterkönig gab den Segen
Und hat den Schicksalsmann geweiht.
Der hatte vor sich selbst wohl insgeheim ein Bangen,
Die blut'ge Krone wollt' er darum nur empfangen
Aus einer Hand, die gern verzeiht.

III.

Gott, wenn er will, der ewig Gute,
Der Sünder durch Verbrecher oft
Bestraft, zerbricht die Völkerruthe
Wohl früher, als die Welt gehofft.
Er, dem einst Gott geführt den Degen,
Nennt: »Herr der Welt!« sich nun verwegen,
Und reckt sich bis zum Himmelsdom:
Trotzt dem Gesetz, dem heilig alten,

Doch, wenn er glaubt, das Glück zu halten,
Entwischt dem Riesen das Phantom.

IV.

In seiner Frevel Nacht, die Siege grell erhellten,
Uneingedenk des Herrn der Welt, der ihn gesandt,
Zog dieser Mann von Stadt zu Stadt mit seinen Zelten,
Und im Triumph von Land zu Land.
Sein grimmes Heer, es half zum Siege dem Geschlechte
Des *Galgacus*, sie wurden Knechte,
Die tapfern Söhne des *Pelag* .
Wenn er zu ihrem Herd heimführte seine Braven,
Besiegte Kön'ge lud er dann zu seinen Sklaven,
Den Siegeln, ein zum Festgelag.

Zehn Reiche nahm er weg und machte draus Provinzen.
Und nicht genug war dies, noch höher stieg der Hohn.
Ausruhen wollt' er nur, von einem Hof von Prinzen
Umgeben, aus *Europa's* Thron.
Die Adler schickt' er aus, die manches Land durchflogen,
Gewalt'ge Völkerheere zogen
In langem Strom dem Norden zu.
Die Klippe sand er dort, die lange schon ihm drohte.
Die Völker schliefen: doch die Brunst, die morgenrothe,
Hat sie geweckt aus ihrer Ruh'!

Ein König fiel er, groß vor Allen!
Doch was Verwegnes schwebt ihm vor?
Wohl nur, um nicht mehr halb zu fallen,
Rafft' er noch einmal sich empor.
Dann schaffte, weit von seinen Reichen,
Man ihn, den stolzen Mann, den bleichen,
Gefangen fort in eine Welt
Gleich ihm zertrümmert und geborsten:
Auf einem Felsen sollt' er horsten,
Wie er, zerrissen und zerschellt.

Hier, wie ein Lavastrom, erkaltet' er, es standen
Besiegte um ihn her, jetzt Sieger, – harte Qual!
Und der Tyrann – der Rest von einem! – fand in Banden
Sich beim Erwachen auch einmal.
Den Jubel hört' er noch beim Bau der neuen Throne,
Er wies dem Schiffsmann mit der Krone
Das Riff, – ein Leuchtthurm, strahlend weit.
Er starb. – Als das Gerücht erscholl in unfern Städten,
Da fühlte Jedermann sich ledig selbst der Ketten,
Von dem Gefangenen befreit.

So wankt der Uebermuth und geht dem Sturz entgegen.
Ein Hauch erhebt, ein Blick zerstört des Riesen Macht.
Sein Sattel war sein Thron, sein Scepter war sein Degen,
Sein Kaiserthum nur Eine Schlacht.
Die Geißel, die er einst geschwungen, ward zur Ruthe
Ihm selbst, ihm war nicht mehr zu Muthe
Wie einst im kühnen Schlachtenspiel.
Er stürzt sich in sein Herz, wie in den Schlund der Höhle, –
Ruhm und Verbrechen zog vorbei an seiner Seele,
Doch Elend fand er nur am Ziel.

V.

Ihr Völker, die ihr huldigt gerne
Den Henkern, wie dem Opferlamm:
Gönnt seinen kurzen Glanz dem Sterne! –
Es war kein ächter Heldenstamm.
Heroen, die der Tag vergöttert,
Und die der Nachwelt Fluch zerschmettert,
Sie täuschen Den nur, der nicht wacht.
Das sind die nächtlichen Auroren,
Durchzuckt von rothen Meteoren,
Nach denen keine Sonne lacht.

März 1822

Zweites Buch.

1822 – 1823.

Nos canimus surdis

An meine Oden.

... Tentanda via est qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.

Virgil

Erste Ode.

I.

Der Augenblick ist da: nun schwingt euch auf, ihr Oden,
In kühnem Fluge strebt zum Himmel auf vom Boden.
Es blitzt, der Donner rollt. Wohlan!
Der Glanz der Blitze gibt euch Helle,
Des Volksmeer's frischbewegte Welle
Steigt mit dem steigenden Orkan.

Wer lange Zeit geträumt von Opfern und Gefahren,
Dem ist's willkommen, wühlt der Sturm ihm in den Haaren.
Doch ich – o dürft' auf schönern Höhn,
Ein Geist, vom Glück emporgehoben,
Von Licht und Harmonie umwoben,
Ich eure Schleier flattern sehn;

Hätt' eure Gaben nie befleckt ein Ungeweihter,
Und nie ein schnöder Wurm die Blumen, licht und heiter,

In eklen Geifer eingetaucht;
Und hätten nie die fremden Lüste,
Die euch umwogen, andre Düfte,
Als süßen Weihrauch, ausgehaucht;

Dann meine Muse pries' ich laut, die stolz erblühte,
Und jedem Dichter sagt' ich, der um Ruhm sich mühte:
»O Bach, dich jagt zum Meer dein Muth.
Magst deine Wellen du, die frischen,
Keck mit dem Meer der Welt vermischen:
Denn bitter nicht ist seine Flut!«

II.

Beglückt, wer gern allein, vergessen lebt im Frieden,
Und weiß, wie Ungemach der Ruhm nur bringt hienieden,
Wie mächtig Neid und Hinterlist,
Die in den Weg dem Dichter treten,
Und daß die Palme des Poeten
Nur eine Martyrpalme ist!

Beglückt der Vogel, den nicht Sturm noch Jäger schrecken,
Der über Blumenaun hinfliegt und grüne Strecken,
Beglückt, wer nicht nach Eitlem ringt,
Der, was er soll, nur will erstreben!
Wohl dem, der lebt, nur um zu leben,
Und der nur, um zu singen, singt!

III.

Mein Lied, leb wohl! – Du jagst nach Ruhm ? – In wenig Wochen
Schon wirst du an mein Thor, das festverschlossne, pochen.
Dann weinst du, wenn der Ruhm dir lacht,
Um jene Zeit, wo unterm Schleier
Du leuchtetest in stiller Feier,
Dem Stern gleich, der nur glänzt bei Nacht;

Um jene Zeit, wo dir nur Freunde, keine Richter,
Zuhörten Abends, still nur prüfend, weiche Dichter,
Gern einsam lebend, sich genug,
Die leicht gerührt ein Lied vergüten,
Und deren Hand *Isaura's* Blüten
In *Akademos'* Gärten trug.

Ein Engel kamst du einst daher auf goldnen Schwingen,
Und pflegtest vor dich hin manch heil'ges Wort zu singen,
Du brachst der Herzen dumpfen Bann,
Du sangst von allem Großen, Schönen,
Von Allem, was die Leier tönen,
Und was die Seele träumen kann.

In der Arena rangst du um die höchsten Preise;
Gutmüthig den Olymp, den ganzen, jenem Kreise
Von Mitbewerbern ließest du.
Um aufzuhalten die Gesellen,
Wie *Atalanta's* Freund, die Bellen
Goldäpfel warfst du ihnen zu.

Mit Sylphen spieltest du und mit des Waldes Feen.
Die alten Fascen mit den heutigen Trophäen
Vereintest du in kühnem Schwung.
Du sangst von Krieg, von Noth und Jammer,
Und holtest in der gothischen Kammer
Die alten Sagen, ewig jung.

Vom Dreifuß oft herab verfochtest du die Krone,
Und brachtest frommen Trost der Hütte wie dem Throne;
Die Unschuld stand in deiner Hut.
In der Geschichte düstern Hallen
Oft ließst du eine Thräne fallen,
Ach, in ein ganzes Meer von Blut!

IV.

Sei's denn, ihr Lieder! Zieht und wandert, wie die Schwalben,
Lebt wohl! Und bleibet treu der Heimath allenthalben!
Wenn nie des Zweifels Spur hervor
Sich darf an Eurem Herzen wagen,
Wenn Eurem Singen, Eurem Sagen
Man heimlich gerne leiht das Ohr;

Wenn Eure Segel kühn auf hohem Meer sich wiegen,
Verschlagen kreuz und quer, im Wind zerrissen fliegen,
Ach, wenn dann nur Ein treuer Geist,
Ein Freund, der kämpfen mit den Wellen
Euch sieht, das Ufer mag erhellen,
Und Euch den Weg zum Hafen weist!

Ja, säh' ich sinken Euch, die Thränen würd' ich sparen!
So zieht denn muthig aus und trotzet den Gefahren,
Bekämpft die Schlechten überall.
Ein Scepter auch ist eine Laute!
Mit hohen Kräften überthaute
Gott selbst des Liedes süßen Schall.

V.

Der Dichter, der erglüht vor aller Welt verborgen,
Er gleicht dem hohen Berg, der rosenroth am Morgen
Vor allen andern blinkt zu Thal,
Der alle Schatten überfunkelt,
Und Nachts, wenn noch so schwarz es dunkelt,
Aussaugt der Sonne letzten Strahl.

1823.

Die Geschichte.

Ferrea vox.

Virgil.

Zweite Ode.

I.

Der Nationen Loos hat, gleich des Meeres Schlünden,
Manch tief verstecktes Riff, und Wirbel, wild bewegt.
Blind ist, wer im Geschick der Völker Nichts kann finden,
Als toller Wellen Kampf, von Wind und Sturm erregt.

In diesen Stürmen weht der starke Hauch des Himmels,
Ein Strahl von Oben blitzt Erleuchtung in die Nacht.
Wenn in den Schrei des Tods der Schrei des Festgewimmels
Sich mischt, durch all den Lärm – Ein Laut dringt durch mit Macht.

Und die Jahrhunderte, – ein Riese nach dem andern
Tritt auf, ihr Wünschen ist sich gleich, ihr Schicksal nicht: –
Ein Ziel ist's, dem sie zu auf hundert Wegen wandern,
Auf jedem Leuchtthurm, fern und nah, dasselbe Licht.

II.

O Muse, jede Zeit umfaßt dein Auge, blühen
Siehst du die Zukunft fern und ihren Wunderkreis,
Denn Tage, Jahre, selbst Jahrhunderte, sie ziehen
Im ew'gen Strome kaum ein flüchtiges Geleis.

Ihr Henker, zweifelt nicht! Ihr, Opfer, glaubt's: durch alle
Zeiträume, zu den Höhn und in die Tief' hinab
Dringt ihrer Fackel Licht, und eines Tempels Halle
Oft baut sie, wo zuvor nicht einmal war ein Grab.

Dem Helden, der erliegt, reicht sie die Hand, die weiche,
Und dem Erobrer bricht den Wagen sie entzwei,
Sie wandelt ihren Weg im Staub zermalmter Reiche,
Und zeigt, wie überall Gott waltet groß und frei.

Jahrhunderte um sich vereint sie, längst vergangne,
Und setzt den Giebel auf der alten Burg der Zeit,
Bis in die Zukunft schleppt sie, eine Kriegsgefangne,
Die nur unwillig folgt, selbst die Vergangenheit.

Bricht eine Welt entzwei, die Trümmer zu erbeuten
Ist sie bemüht, und folgt dem Wrack hinauf, hinab
Auf weitem Meer, ihr Blick, inmitten zweier Zeiten,
Die letzte Wiege sieht er und das erste Grab.

1823.

Die schwarze Bande.

Ein namenloser, frommer Wandrer unter den Ruinen meines Vaterlandes ... Ich betete.

Ch. Nodier.

Dritte Ode.

»O Mauern, Wälle, Zinnen, Erker,
Zugbrücken, leuchtend überm Thal
Vornehme Schlösser, niedre Kerker,
Konvente, Klöster, reich an Zahl;
Ihr modernden Gewölb', ihr alten
Festsäle, wo Bankette schallten,
Und fromme Hymnen klangen mit;
Ihr Kirchen, wo in frommem Minnen
Einst unsre Mutter lag, ihr Zinnen,
Auf denen unser Urahn stritt!

Ihr Schlösser, unsrem Königsstamme
Treueigen! Die der Glaube stützt,

Ihr Tempel, die die Oriflamme,
Paläste, die das Kreuz beschützt!
Ihr Liebeshöfe! Siegesbogen,
Vom Schimmer unsres Ruhms umzogen!
Kapellen, Klöster, einsam, klein,
Gewaltig, – immer dicht verschleiert,
Ihr Burgen, die die Sage feiert,
Ihr Mauern, lauter Licht und Schein!

Ihr Monumente aus den Tagen,
Wo unser Volk ein Kind noch war,
Ruinen ihr, um die wir klagen,
Ihr schwebt in stündlicher Gefahr!
Provence, *Armorica*, an Trümmern
So reich, die täglich matter schimmern,
Wo einst des Ritters Waffe hing,
Zerfallne Thürme, Burgen, Dome,
Du heil'ges Bett von einem Strome,
Der, ach, schon lang versiegen ging!

Der Helden Lebewohl erschallen
Hör' ich in alter Schlösser Ruh.
Oft in zerstörten Tempelhallen
Blitzt mir ein Strahl vom Himmel zu.
Ich suche gern der Helden Spuren,
Wo glänzend sie vorüberfuhren,
Die Kraft, die Throne baut' und brach.
Wo ist nun all ihr Glanz und Schimmer?
Du altes Echo dieser Trümmer,
Hallst du noch ihre Stimme nach?

Oft, träumerisch, mit stolzer Miene
Hat meine Muse umgethan
Die Schärpe sich der Paladine,
Oft schnallte sie den Panzer an,
Sie trug ein rost'ges Schwert in Händen,
Die Beute, die von morschen Wänden

Sie nahm, aus moderndem Versteck.
Ja, selbst ein Roß hat sie bestiegen,
Sie wollt' in alle Weite fliegen
Und goldne Sporen trug sie keck.

Ich liebt' ein Schloß mit wald'gen Gängen,
In stiller Einsamkeit versteckt,
Ein Thor mit Epheuüberhängen,
Durch Thürme rechts und links gedeckt.
Gut war ich selbst den schwarzen Schwärmen,
Die nächtlich um die Dächer lärmen,
Den heisern Dohlen und den Kräh'n,
Die, krächzend ihre Kirchhofweisen,
Um Zinnen in gewundnen Kreisen
Und Thürme sich gespenstisch dreh'n.

Kirchthürme, wo im Abendscheine
Die Ranke bebt beim Glockenlaut,
Die Stufen zu dem heil'gen Steine,
Wo müd der Wandrer sich erbaut,
Die Kirche, ihre Gräber hütend.
Wie Tauben, über Eiern brütend,
Sie liebt' ich all, die Burg zumal,
Die stolz zur Festung sich erweitet,
Und ihre Arme mächtig breitet
Wie Geierflügel übers Thal.

Den Wachtthurm liebt' ich, der vom Tone
Des Horns, der Glocke bebt nicht mehr,
Den Saal, in welchem die Barone
Zusammenkamen ohne Wehr,
Die Fensterscheiben all, die matten
Und farbigen, die düstern Schatten
Der Gruft, wo in der Eisentracht
Die Helden unterm Schutt von Thürmen
Still schlafen, taub den Wetterstürmen,
Gleich wie am Abend vor der Schlacht.

Jetzt bergen tief in den Kaskaden,
Von dichtem Strauchwerk überdeckt,
Die schlanken Säulen der Arkaden
Die Stirne, wie vor Scham versteckt.
Granitne Trümmer, grüne Rasen,
Worauf verirrte Ziegen grasen,
Ein morscher Thurm, ehrwürd'ger Rest,
Die Heimath kühner Abenteuer...
Der Adler horstet im Gemäuer,
Die Schwalbe baut daran ihr Nest.

Gleich diesem Wandervogel fliegen
Mag gern der Dichter, frisch und wach.
Er geht mit Lust auf seinen Zügen
Den Trümmern und dem Frühling nach.
Ihm lächelt mit vertrauten Mienen
Das Ritterthum aus den Ruinen,
Von Helden spricht der Hauch des Winds,
Die hier einst ihre Wohnung hatten.
Und sind es heute Nichts als Schatten,
Die Schatten doch von Riesen sind's!

Ehrt diese Trümmer, *o Franzosen!*
Gott liebt ein Kind, das, fromm und zart,
Auch in der Zeit, wo Stürme tosen,
Getreu der Väter Erbschaft wahrt!
Wie einen Ruhm, der uns entfallen,
Zählt jeden Stein in Trümmerhallen!
Neu rauschen soll, was längst verfloß!
Frankreich soll *Gallien* wieder haben,
Das Heute der Erinnrung Gaben,
Der junge Fürst sein altes Schloß!«

II.

Schweigt, Saiten, still! Verstumm', o Leier des Poeten!
Ruhmvolle Trümmerwelt, erfülle dein Geschick!

Kein Freundesauge folgt dem Staub, dem windverwehten,
Lang nach mit stummem Schmerz im Blick.
Sinkt hin, ihr Trümmer, ihr, die Zeugen alter Zeiten,
Wollt ihr noch länger sie begleiten,
Die heut'ge liebelose Welt?
Stürzt ein, Ruinen! Als verlorne Posten wachtet
Vor einem Lager ihr zu lang schon, das, umnachtet,
Der ew'ge Schlaf gefesselt hält.

Ja, rascher muß noch gehn die Zeit! Will sie sich sperren?
Wie? Sahn wir unter uns Heroen nicht erstehn,
Die Könige mit Wuth aus ihren Gräbern zerren,
An Leichen Henkerdienst versehn?
Ha, welch ein Stolz für uns! Die alten Bücher melden
Aus *Rom* und *Sparta* Nichts von solch erhabnen Helden,
Die so Gewaltiges vollbracht!
Grabsteine, Kirchen, Staub zermalmen und verstreuen –
Wie groß! – Sie schleudern Bann und Acht, die Herrn, die neuen,
Selbst in des Grabes heil'ge Nacht!

Wer ist der Gott, der sie zu solchen Heldenstücken
Begeistert? – Hocherfreut, daß sie entdeckt das Nichts,
Vielleicht nur wollten sie die Gräber leer erblicken,
Leer wie ihr Himmel, baar des Lichts.
Hohn bieten wollten sie vielleicht dem Todesschrecken,
Um einen edlen Baum zu strecken,
Griff man ihn an der Wurzel an? –
Noch Hekatomben gab's zu schlachten für die Schergen,
Man übte Muth und Kraft inzwischen noch an Särgen,
Und machte sich an Wiegen dann ...

So mögen sie denn nahn, die so zum Krieg sich stählen,
Die Helden allzumal, gewöhnt an Mord und Raub!
Sie finden Feinde hier, wie sie sie gern sich wählen:
Ruinen, Trümmer, Schutt und Staub.
Durch offne Thore tritt man, ohne sich zu schlagen,
Mit leeren Thürmen kann man's wagen,

Man siegt, weil nicht Ein Feind erscheint.
Nur hüte sich die Schaar, daß nicht die alten Braven
Erwachen, die im Schutt zerstörter Mauern schlafen,
Sie sprachen: »Ha, ein fremder Feind!«

Einsam, den andern fremd, will dies Jahrhundert ragen!
Brecht diese Mauern ab, noch heute fest wie Erz.
Wozu die Reste noch aus längst vergangnen Tagen,
Vergangen auch für unser Herz?
Das Erbe dieses Ruhms bedarf ganz andrer Wächter,
Und für die flüchtigen Geschlechter
Von heut ist's eine Last und Pein.
Es hält und hemmt sie nur in ihrem kühnen Schwunge:
Nach der vergangnen Zeit was fragen wir? – Die junge,
Die künft'ge kümmert uns allein.

Ihr rühmt die alte Zeit, schwerfällig, dumpf und düster? –
Wir haben Rechte, wo für sie es Pflicht nur gab.
Auch wir sind tugendhaft. Wir morden unsre Priester,
Und schlachten unsre Kön'ge ab.
Alt- *Frankreichs* Ehre fiel dem neuen Wahn zum Raube,
Der Hoffnung Bruder flieht, der Glaube,
Ein Volk, das so viel Böses thut.
Die Tugend wird verdrängt und muß dem Laster weichen,
Verschüttet ist ihr Pfad, wie unter Dorngesträuchen
Verlassner Tempel Schwelle ruht.

Erinnerungen nehmt dem Land nur, auch die letzten,
Bald ist die Majestät des Alters abgethan.
Der Heimath reißt vom Leib den Purpur, den zerfetzten,
Und spottet der Entblößten dann! –
O heil'ge Mutter, stets sei solche Schuld uns ferne:
Wir rühmen die erloschnen Sterne,
Und singen alten Ruhm und Preis.
Denn unsre Muse, jung und muthig, mag auch rütteln
Die Anarchie am Thron, wird nie ihr Banner schütteln,
Vom Staub der edlen Vorzeit weiß!

1823.

An meinen Vater.

Domestica facta.

Virgil

Vierte Ode.

I.

Weh, eine Leier nur, und nie wird mir ein Degen!
Im Dunkeln immer soll mein Leben sich bewegen?
Und folgen soll ich nie im Feld der Helden Spur? ..
In Strophen darf ich nur ausschütten meine Klage,
Mit leeren Träumen, ach, vergeud' ich meine Tage,
Und all mein Herz in Liedern nur!

Erwacht ist *Hellas*, das mit seinen Zwingherrn rechtet,
Den Christenkön'gen zeigt sein Kreuz es, schnöd geknechtet,
Ein Hülferuf erschallt vom *spanischen* Gefild.
Was auch das Volk gefehlt, erwacht ist sein Gewissen!
Verwaist, dem Kinde gleich, der Mutterbrust entrissen,
Verlor sein alter Thron des alten Rechtes Schild.

Oft, Vater, griff ich schon im Traum nach Deinem Degen,
Ins Land des Cid hinab stieg ich auf steilen Wegen
Mit unsrem Heer. Die Lust zum Kampf war ohne Maß.
Nach *Hellas* zog ich: ha, *Spartaner*, Ihr sollt sagen:
»Zwar kein *Tyrtäus* war der *Franke*, doch geschlagen
Hat er sich wie *Leonidas*!«

Ach, eitle Träume! – Doch der Dichter bleibt dem Helden
Getreu, und ist bereit, sein Lob im Lied zu melden,
O Vater, und der Schaar, die treu Dir war wie Gold.
Ob Führer, ob Soldat, – es schmückt mit ew'gem Ruhme

Der Dichter Euch das Haupt, ihr Sieger! – Jeder Blume
Des Frühlings, doch zumeist dem Lorbeer ist er hold.

II.

Des Kampfes Palme raubt Euch Niemand, ihr Franzosen!
Selbst unterm Zwingherrnjoch noch bliebet Ihr die Großen;
Den großen General, Ihr habt ihn groß genährt.
Unsterblich ist er nur durch Eures Ruhmes Strahlen,
Und unauslöschlich steht sein Nam' in den Annalen
Der Welt: es schrieb ihn Euer Schwert.

Ein Blatt an jedes Volks Geschichte umgeschlagen
Hat Er. Die Fürsten spannt' er vor den Siegeswagen,
Vernichtung gab der Herr in seine blinde Hand.
Schwer unter seinem Druck hat alle Welt gelitten;
Die Reiche schwanden jäh hin unter seinen Schritten,
Wie eines Kindes Schrift verwischt im Ufersand.

Das Schicksal schmeichelt' ihm: dann hat es ihn zerbrochen!
Wie mocht' er auf sein Glück, so schwank und morsch, doch pochen
In seinem Stolz, auf den stets folgt der jähe Fall?
Unglücklicher, wie konnt' in Deinem Hirn erwachen
Der übermüth'ge Wunsch, Fußschemel Dir zu machen
Aus den zerschellten Thronen all?

III

Es kam sein Tag. Er floh. Nur Fetzen noch und Streifen
Von einem Heere sah nach Frankreich man ihn schleifen,
Geschütz und Roß und Mann, entronnen kaum dem Streit.
So stürzt ein Adler, den die Kugel traf, hernieder
Aus Himmelslüften und es flattert sein Gefieder,
Das blutige, vom Wind verzettelt weit und breit.

In Staub und Asche ruht er nun, verdorrt und hager;
Kein Hof von Kön'gen mehr umsteht sein Kriegerlager,

Und harrt, bis er empor aus seinen Träumen fährt.
Europa, das sein Arm so lange hielt gebunden,
Es sitzt vor seinem Zelt nicht mehr, und zählt die Stunden,
Wie lang sein finstrer Schlummer währt.

Franzosen, nehmt zurück den Ruhm, den Andre nahmen.
Lang blitzt' Ein Degen nur, es tönte nur Ein Namen,
Und bis zum Ueberdruß gesungen ward sein Lob.
An seinem Staube meßt nun seiner Höhe Spitzen!
Wer siegte nicht, bewehrt mit Eures Adlers Blitzen?
Groß ist, wen Euer Arm hoch auf den Schild erhob.

Heut krönt noch Euer Haupt des Brennus Stern mit Schimmer,
Zu seinen Festen lädt der Sieg Franzosen immer,
An ihrer Ruhe hängt der Frieden einer Welt.
Mit seinem Banner zog stets nach dies Volk den Schritten
Moreau's, Condé's, Xaintrailles'; und bracht' es, arg zerschnitten,
Zerfetzt, doch immer heim vom Feld.

III.

Du, Vater, falte nun Dein Wanderzelt zusammen,
Von Deinen Fahrten laß uns bei des Abends Flammen
Vernehmen, hier im Kreis der Deinen enggesellt.
Zwar Schätze ließest Du uns nicht, sie sind geschmolzen,
Doch Deine Söhne sind zufrieden mit dem stolzen
Erbtheil: Dein Name strahlt in Ehren vor der Welt.

Ich sehe, leider, und es will mein Herz beengen,
Bestaubt, an morscher Wand, Dein edles Rüstzeug hängen,
Und Deine Fahne hält des Schlafes Zauberbann.
Mein Roß, das da nur schnaubt, wo Liederkämpfe schallen,
Steht unter'm Schirm und Schutz zerfallner Säulenhallen;
Der Rost verzehrt Dein Kriegsgespann!

So mag Dein Schwert denn Glanz verleihen meiner Leier
Und meiner Stimme Klang, die singt zu Deiner Feier,

Wenn in sein Saitenspiel die Hand des Sohnes greift.
Von Deinen Schlachten sing' ich heute noch wie gestern,
Stolz, wie ein Knabe, der, zum Schrecken seiner Schwestern,
Des Vaters Säbel nach mit schwachen Händen schleift.

August 1823.

An Europa's Könige.

Das »Freimahl«.

In Rom herrschte ein alter Brauch: den Tag vor
der Hinrichtung der Verurtheilten gab man ihnen am
Thore des Gefängnises einen öffentlichen Schmaus, den man das »Freimahl« (Henkermahl) nannte.

Chateaubriand, die Märthyrer

Fünfte Ode.

I.

Der Prätor, wenn er dem Olymp zum Opfer weihte
Das Evangelium, und Richtersprüche streute
Den Götzen zum Gewinn;
Wenn er zum Tod verdammt die Christen, froh gleich Siegern,
Und wenn nach ihrem Raub den Göttern und den Tigern
Schon stand der gier'ge Sinn;

Dann gab er noch ein Fest den Frommen, eh' sie büßten;
Den bittern Wermuthkelch mit Honigseim versüßten
Die Römer ihnen mild,
Den Märtyrern, die schon sich sähn an Gottes Stufen: –

Als wär' ein Schmaus ein Trost für sie, die Er berufen
Ins himmlische Gefild.

Im Purpur saßen sie, mit ernsten, frommen Zügen,
Falerner sprudelte in großen, weiten Krügen,
Von Myrten rings umblüht,
Im Cyper-Weine schwamm des Hybla-Honigs Süße,
Aus goldnen Vasen wusch mit Narden man die Füße
Den Gästen, wund und müd.

In drei Welttheilen ward geplündert Wald und Welle
Für dieses freie Mahl, erschöpft die reiche Quelle
Des Gartens der Natur;
Als sollten sie vor'm Tod in Lust noch einmal baden,
Als hätte Sybaris zum Schwelgen sie geladen
Am Tisch des Epicur.

Der Tiger brüllt indeß und schüttelt seine Bande,
Ausschaut der Leopard schon lechzend nach dem Sande,
Der die Arena deckt.
Die Bestien staunen – nicht so zahm sind Roma's Frauen, –
Daß Menschen klatschen, wenn sie ihre Zähn' und Klauen
Mit Menschenblut befleckt.

Den Löwen warf man vor die Priester, die Geweihten,
Als Leckermahl: – wie wohl ein Höfling schon zu Zeiten
Dem eklen Herrn es bot.
So lang beim freien Mahl die Heiligen sich trafen,
Stand hinter ihnen starr, gleich einem stummen Sklaven,
Aufrecht der blasse Tod.

II.

O Könige, ein Fest ist Euer ganzes Leben!
Der Pöbel sieht mit Neid Euch an die Lippen heben
Den Goldpokal der Lust.
Doch mischt ein greller Schrei sich in das Festgepränge

Heut brüllt, und morgen springt das Tigerthier, die Menge,
Euch wüthend an die Brust.

1823. 115

Die Freiheit

Christus nos liberavit.

Sechste Ode.

I.

Ward von unreiner Hand entweiht der Ort, der reine,
Den Tempel, öd und kahl, flieht dann des Volkes Schaar.
Der treue Priester nur kniet betend aus dem Steine,
Streut Weihrauch mehr als sonst, und beugt im Dämmerscheine
Die Stirn noch tiefer vor'm geschändeten Altar.

II.

Nein, schöne Pilgerin an unsrem öden Strande,
O Freiheit, Morgenroth, das unter Stürmen tagt,
Kind Gottes, Schwester du der Fürsten, oft verkannte,
Nie hab' ich dir Lebwohl gesagt!

Selbst unberufen wagt die Muse zu erscheinen,
Sie weint mit denen, die da weinen,
Und beut der Tugend warm die Hand.
Des Fechters Kette trägt am Fuße nicht, des feilen,
Mein Hymnus, nein, ihr seht in die Arena eilen.
Ihn froh im Märtyrergewand.

In jungen Tagen, wo des Herzens edle Blüten
Aufspringen, wo man wagt, dem Schicksal Trotz zu bieten,
Und lächelt, wenn es droht, mit stolzem Selbstgefühl,
Vor jener Stunde, die verscheucht der Hoffnung Strahlen,

Und wo die Seele, müd der Qualen,
Vom frischen Morgen steigt zum Mittag, heiß und schwül;

Da sprach ich: »Sei gegrüßt, du Liebliche, du Strenge!
O Freiheit, Huldigung bringt gern die Welt dir dar.
Sie liebt wie eine Braut dich heiß, der Ehren Menge
Zollt sie der Ahne grauem Haar.
Heil dir, du sprengst das Band gedrückter Sklavenseelen,
Und lieber weilst du, als in Sälen
Der Zwingherrn, beim gefangnen Mann.
Am Kidron rauscht dein Lied, wie an Permessus' Wellen,
Verheißung, Kraft und Trost, die deinem Mund entquellen,
Wehn noch im Tod den Helden an.« -

So sprach ich. – Siehe da, die Weisen dieser Erde,
Zum Trunknen sprachen sie mit lächelnder Geberde:
»Die Freiheit! Ja, nun wird kein Auge mehr durchnäßt!
Kein Blut mehr! Alles Volk schmückt sich zu ihrer Feier,
Sie naht, die Göttliche, komm, du, ihr junger Freier!« ...
Ich kam und Palmen bracht' und Blumen ich zum Fest!

III.

Gott, ihre Freiheit war ein scheußlich Ungeheuer!
Sie nannte Wahrheit sich: – sie war ein nacktes Bild!
Sie schrie und stammelte in fiebertollem Feuer,
Das Laster war sie, frech und wild.
Ein Scheusal, hochgereckt, so war sie anzuschauen,
Mit gräßlichen Harpyenklauen,
Ein hundertarm'ger Riesensohn.
Roms Beute hängte man dem Götzen um zur Feier,
Auf seinem *Kapitol* saß statt des Aars der Geier,
Die Hölle war sein *Pantheon* .

Und Beil und Folter, stets dienstwillige Schergen beide,
Sie führten Sterbende ihm vor zur Augenweide,
Ein ganzes Volk zertrat, der wüste Höllenbrand;

Und Weise, salbungsvoll im Lügen, wenn er trunken
Von Blut, durch Staub und Schutt oft taumelt', halbgesunken,
Sie reichten hülfreich ihm die Hand.

Hier das Gesetz *Lykurgs*, ein *Sodom* gleich daneben!
Unheil bringt jeder Tag, ein neues Bubenstück.
Durch's Nichts der Seele soll zum Gott der Mensch sich heben, –
Das alte Chaos kehrt zurück.
Nach Königskronen schlägt das Schwert, und Haupt und Krone,
Sie fallen unter lautem Hohne,
Und wilde Stürme brüllen drein.
Ein Restchen Ewigkeit läßt man, als wie zum Spiele,
Noch Gott, er mag die Welt im himmlischen Erile
Vergessen, – und vergessen sein!

IV.

Die Weisen sprachen: »Heil! Es kommt, wie wir gesprochen:
Athen und *Rom*, dein Tag ist wieder angebrochen!
Ihr Völker, reißt den Zaum des Königthums entzwei!
Freiheit, die höchste Macht hast du uns selbst gegeben,
Und Keiner soll als Herr sich über uns erheben,
O souveränes Volk, sei glücklich und sei frei!« –

Tyrannen schmeicheln? Pfui! Wie lügen um die Wette! –
Sultane *Afrika's* und *Asiens*, grausam nennt
Man euch? – Wie herrscht ihr mild, wie leicht ist eure Kette
Für den, der *diese* Henker kennt!
Preist, ihr Verworfnen, die kaum ihren Pascha's fluchen,
Die *äthiopischen* Eunuchen,
Verstümmelt nicht durch eigne Wahl!
Preist jene Stummen, die gebückt durch's Harem schleichen,
Die Sklaven, die dem Herrn still ihren Nacken reichen,
Und fallen ohne Lärm und Qual.

In Jaspis und Porphyr erglänzt des Sultans Halle,
Er tritt Purpur und Gold und Ambra und Koralle

Mit Füßen, hundert Frau'n entlocken kaum einmal
Ein Lächeln ihm. Dem Volk mit kümmerlichen Zügen
Verkündet seines Herrn Vergnügen
Am Thore des Serails der blut'gen Köpfe Zahl.

Glücksel'ges Volk! – Zwar tobt oft wild und ungezügelt
Der *Janitschar* und wirft Brandfackeln ihm ins Haus,
Fort rast die Feuersbrunst, vom Wind der Nacht beflügelt,
Und schlägt nach allen Seiten aus.
Glücksel'ges Volk! – Zwar ist ein Spielball nur sein Leben
Für den Vezier, Giftdünste schweben
Und hauchen Tod ihm ins Gesicht.
Es bückt erschrocken sich tief unterm Joch von Eisen ...
Dreimal gesegnet Volk! – Die Freiheit *unsrer* Weisen,
Die vielgerühmte, kennt es nicht!

V.

Frankreich! In dieser Zeit der Schrecken floh von hinnen
Die Freiheit und mit ihr der Tugend hoher Muth.
Soll wieder dieser Stern den Lauf für uns beginnen,
Dann muß der Volksstrom hell in seinem Bette rinnen,
Im Schatten eines Throns, der auf Gesetzen ruht.

Ein Gott nahm von der Welt des Bösen Joch, das schwere;
Von Anfang stand er in der Unterdrückten Reihn.
O Kön'ge! – Bruderlieb' ist seine hohe Lehre!
Volk! – Niedrig war er, arm und klein.
Die Freiheit lächelt, wo nur edle Opfer sinken,
Wo patriot'sche Herzen winken,
Hingebung und Begeistrung ganz.
Die Freiheit achtet gleich *Vendée* und *Thermopylen*,
Codrus und *Malesherbe* krönt sie, die werth vor Vielen
Ihr sind, mit Einem Lorbeerkranz!

IV.

Ward von unreiner Hand entweiht der Ort, der reine,
Den Tempel, öd und kahl, flieht dann des Volkes Schaar.
Der treue Priester nur kniet betend auf dem Steine,
Streut Weihrauch mehr als sonst, und beugt im Dämmerscheine
Die Stirn noch tiefer vor'm geschändeten Altar.

Juli, 1823.

Der Krieg in Spanien.

Sine clade victor.

Siebente Ode.

I.

Wie ist das Königthum ehrwürdig, groß und mächtig,
Die Tochter alter Zeit, ihr graugelocktes Kind,
Ein Stern, der heut noch glänzt im Dunkel, mitternächtig
Und schwarz, wo viele nicht mehr sind.
Den Adler lehrt's, dem Schwan, den Geier lehrt's, der Taube
Gehorchen, und es webt der Glaube
Um's hohe Haupt ihm Himmelsglanz.
Es gürtet um sein Schwert, geweiht auf dem Altare,
Und steigt von Gruft zu Gruft. Der Heil'genschein, der klare,
Steht schön zum königlichen Kranz.

Wie ist das Königthum, ihr Völker, schön, voll Segen!
Wohlthätigkeit allein ist's, die sein Recht ihm gab.
Mit einem Kreuz bedeckt, wenn sich Rebellen regen,
Sein starker Arm den Königsstab.
Der eherne Koloß, hoch über'm Volke ragend,
In beiden Händen Feuer tragend,
Ein Leuchtturm ist's, weit sichtbar, hehr!
Vergangenheit verknüpft und Zukunft seine Helle.
Auf beiden Ufern steht sein Fuß, an den die Welle
Vergebens schlägt, im Zeitenmeer.

II.

Doch welche Last muß auf sich nehmen,
Wer zu des Thrones Höhen steigt.
Wer unter'm Joch von Diademen
Die unglücksel'ge Stirne beugt!
Sein Herz, erfüllt von hohem Streben,
Darf nicht vor'm Blitz und Abgrund beben,
Sich selber sei er Stütz' und Stab.
Ein König, würdig seiner Krone,
Wird niedersteigen nicht vom Throne,
Doch steigen wird er in das Grab.

Gleich einem Krieger muß das Schwert der König tragen,
Wenn ihren Feuerbrand schwingt der Parteien Macht,
Und seines Degens Blitz muß, was sie mögen wagen,
Auf sie gezückt sein Tag und Nacht.
Sein Hofgesinde sei sein Heer, und vor dem Schlosse
Mag es sich lagern, Mann und Rosse,
Mit seiner Waffen lichtem Strahl.
Denn Krieg und Königthum sind ewige Genossen:
Und Niemand bricht entzwei das Scepter Karls des Großen,
Eh' er zerbrochen Rolands Stahl.

III.

Roland! – Hat nicht geweckt das Jauchzen deinen Schatten,
Das unser Heer erhob, im Thal von Ronceval,
Als jüngst die Pyrenä'n sie überstiegen hatten? –
Sprich, schienen's Ritter nicht zumal? –
Auf seinem Grabe saß der Held, und sah im weiten
Ebro-Gefild die Flügel breiten
Das Heer, dem Adler gleich im Flug.
Es kam vom Berg herab, wie eine Donnerwolke,
Der Helmbusch flog, ein Schreck dem neuen Heidenvolke,
Den Karl Martell vor Zeiten trug.

Und noch ein Schatten, groß nicht minder,
Der stets im Haar den Zwingherrn lag,
Ein zweiter Mauren-Nebelwinder,
Grüßt' unsre Truppen, Held Pelag.
Castiliens alten, stolzen Leuen
Spannt' er an unsres Ruhmes neuen
Kriegswagen, ward mit uns vertraut,
Rief unser Kriegsgeschrei, dem Heere
Gesellt mit seinem Geister-Speere,
Und: »Freunde!« rief er zu uns laut!

IV.

Noch rauchte Spanien von des Erobrers Schritten,
Und, überwältigt, trug es unsre Freiheit stumm.
Von blut'gem Arm umfaßt hat weinend es gelitten
Um sein jungfräulich Königthum. Das edle Volk, gedrückt von niedrigen Tyrannen,
Dem Scheusal, das es wollt' umspannen,
Flucht' es, und hatt' am Krieg genug,
Genug an diesen Herrn und Führern, – feilen Seelen!
Drum rief es fremde Hilf', – es hatte kaum zu wählen!
Ins Land, das willig sie ertrug.

Und *Frankreichs* Heer erschien! – Vom *Bosporus* zum *Rheine*,
Ihr Völker, hoch im Nord, gen Abend und Mittag,
Ihr, denen noch die Angst im Arm liegt und im Beine
Vor jener Krieger derbem Schlag;
Ihr Nationen, kaum entronnen ihren Ketten,
Die ihr euch einst, um euch zu retten,
Habt in des Siegers Joch geschmiegt,
Ihr Potentaten, Städt' und Reiche, Kön'ge, Prinzen,
Ihr mächt'gen Staaten, einst französische Provinzen: –
Ihr fragt: ob jenes Heer gesiegt? –

Die Anarchie kennt allerwegen
Jetzt unsres guten Stahls Gewicht.

Und *Spanien*, frei durch unsern Degen,
Braucht darum zu erröthen nicht.
Die Völker alle stehn zusammen,
Wenn ihnen droht mit Mord und Flammen
Des zügellosen Drachen Gier,
Sie haben, stark durch Liebesbande,
Den Tempel all zum Vaterlande,
Ein heil'ges Kreuz ist ihr Panier.

V.

Madrid, du wirst fortan nicht mehr nach alter Sitte
Lobpreisen jenen Sieg, der Euch sich zugeneigt,
Der einen König einst in Eures Volkes Mitte
Euch als Gefangnen hat gezeigt.
Denn *Cadiz* ist es, das uns für *Pavia* rächte,
Der Ruhm gab alle seine Rechte
Zurück dem Heldenschatten gern,
Welch ein Franzos einst sein Gefangner ist gewesen,
Madrid vergißt's, es hat gesehn, wie wir sie lösen,
Die Ketten der gekrönten Herrn.

Castilier, nun laßt des Festes Fackeln scheinen
Von *Saragossa* bis fern nach *Almonacid*,
Laßt Eure Palmen sich mit unsern Lorbeern einen,
Ihr singt *Bayard* und wir den *Cid* .
Das alte *Louvre* mag dem *Escurial*, dem alten,
Antworten, unsrer Banner Falten,
Sie mögen in einander wehn!
Und einen Altar sollt bei *Gades* Ihr errichten!
Wo sich *Pelag* erhob, da sollen Flammen lichten
Die Nacht auf allen Bergeshöhn! –

Sind keine Zeugen zu erwecken?
Wo ist der neue *Decius Mus*?
Des *Scävola* das Kohlenbecken,
Der Abgrund harrt des *Curtius* .

Ha, wie sie all im Staube jammern,
Des *Bourbon* heil'ges Knie umklammern,
Der über ihnen blitzend thront! ...
Der Sieg ist mild: sie sind geschlagen,
Unglücklich war ihr schlimmes Wagen,
Sie beugen sich, sie sind verschont.

VI.

Nur, um zu zücht'gen, wird ein Bourbon niemals kämpfen,
Und siegt er, beut er stets verzeihend seine Hand.
Doch löscht er aus den Geist der Rotten, den zu dämpfen
Er kam, bis auf den letzten Brand.
Vor wie viel Uebeln, Volk, hat dich sein Arm behütet!
Entsetzliche Verbrechen brütet
Das Scheusal aus und seine Brut.
Wir haben es besiegt: – wir waren seine Beute
Einst selbst! – Ein Königshaupt, das fällt, wir wissens heute,
Das kostet Blut und wieder Blut!

Landsleute, Krieger, kommt! Die Mütter sind zufrieden:
Sie stützt nun Euer Arm, die Welt kann ruhig sein.
Viel Throne warft Ihr um, heut ist es Euch beschieden:
Ihr setzet Kön'ge wieder ein.
Des Stiftes Hütte wird im Zelt nun aufgeschlagen,
Gott setzt auf Euern Siegeswagen
Die heilge Bundeslade nun.
Des Himmels Legion wird mit Euch stehn und fechten,
Bei den Gefäßen des Altars zu seiner Rechten
Soll künftig Euer Kriegshelm ruhn! –

VII.

Es ist geschehn! Die schlechte Sache
Ist hoffnungslos und duckt sich stumm.
Frankreich hat Gott erwählt zur Wache
Für das bedrohte Königthum.

Sein Geist durchschaut die Bösewichter
Und leuchtet, wie die sieben Lichter
Im Tempel an des *Jordans* Strand.
Es ist der Throne Schutz und Segen,
Sein Schwert ist wie des Engels Degen,
Der einst an *Eden's* Pforte stand.

November, 1823.

An den Triumphbogen de l'Etoile.

Non deficit alter.

Virgil

Achte Ode.

I.

Frankreich hat Gräber, hat Paläste, Hallen, Warten,
Hat alte Schlösser voll von Bannern und Standarten,
Heroenschmuck, den einst den Feinden es entwand,
Sein frommer Eifer hat, die brennende Begierde,
Zu mehren seiner Tempel Zierde,
Oft ausgeplündert fremdes Land.

In seinen Städten, reich an Monumenten, sehen
Die *römischen* Götter wir und *Memphis'* Mausoleen,
In ihren Mauern hat *Venedigs* Leu geruht.
Und fehlt es an Metall, um neue Säulenriefen
Für unser *Babylon* zu gießen,
Dann fordert es vom Feind Tribut.

Wenn unser Heer auszieht und seine Waffen blinken,
Und ihm die Oriflamm' und ihre Lilien winken, –
Wie Heerden fliehn vor ihm die Feind' in raschem Schritt.
Dann den Besiegten schenkt der Sieger reiche Gaben,

Als war' es Spielzeug nur für Knaben,
Und ihre eignen Fahnen mit.

II.

Du Siegesmahl, der Blitz, der deinen Herrn dir raubte,
Hatt' auch gezielt nach dir und deinem jungen Haupte,
Auf's Neu errichtet stehst du wieder, stolz und schön.
Ein Denkmal, – also sprach nur Eine Stimm' im Heere,
Begonnen einst zu unsrer Ehre,
Es darf nicht unvollendet stehn!

An deiner Stirne soll des Helden Name prangen!
Denn jeden Lorbeer, den Frankreich einmal empfangen,
Bewahrt es treu, damit ihn keine Zeit zerpflückt.
Du Pforte des Triumphs, steig' auf zur Himmelsnähe,
Und unser Ruhm, der Riese, gehe
Durch deinen Bogen ungebückt!

November, 1823.

Der Tod des Fräuleins von Sombreuil.

Sunt lacrymae rerum.

Virgil

Neunte Ode.

I.

Wach auf, mein Saitenspiel! Die Tugend sollst du preisen,
Nicht in Jesajas' noch Ezechiels finstern Weisen,
Nicht fluchen sollst du heut, wie oft, der Sünd' und Schmach;
Den Opfern sing' ein Lied, und wein' um die Begrabnen!
Und deine feierlich erhabnen
Gesänge hallt der Himmel nach.

Auch Du, Sombreuil!.. Nach Dir Verlangen
Trug längst der Himmel, – und er nahm
Weg die Verbannte; heimgegangen
Läßt sie uns hier verbannt, voll Gram. –
Sprecht, saht ihr wohl ins Dunkel ihren
Erhabnen Schatten sich verlieren?
Floh er zum Lichtmeer, ewig klar?
Ist er hinauf, hinab gestiegen?
Wo soll nun ihre Asche liegen?
Im tiefen Grab? – Auf dem Altar?

Weint nicht! – Sie riefen ab die Heil'gen und Propheten.
Ihr, die ihr Sie geliebt, Ihr dürft zu Ihr nun beten.
Bei ihren Schwestern dort, den Engeln, schön und rein,
Den Jungfrau'n, ist sie nun, die man ans Kreuz geschlagen,
Die auf dem heißen Rost einst wie auf Rosen lagen,
Entschlummert mitten in der Pein,

Ein heil'ges Räthsel war ihr Leben,
Voll Unschuld und geheimem Schmerz,
Dem Dienst der Todten war ergeben,
Den Lebenden ihr treues Herz.
Und manchmal war Ihr, ach, als hätte
Der Tod zerrissen schon die Kette,
Und legte still Sie auf die Bahr;
Oft plötzlich fühlte Sie, erschrocken,
Das Blut in ihren Adern stocken, –
Ein Blut, das nicht das Ihre war.

ll.

O Tag, an dem der Tod sein Vorrecht weggegeben,
Wo Sie – um welchen Preis! – erkauft des Vaters Leben,
Wo durch der Jungfrau Mund das Blut von Todten rann!
Die Henker zeigten ihr den blutgefüllten Becher
Hier und das Eisen dort, und grinsten Sie mit frecher,
Satan'scher Lust hohnlachend an,

Der Sieg ward ihrem Duldermuthe,
Zum Himmel sah sie auf mit Dank,
Und trank den Becher mit dem Blute,
Wie Jesus sterbend Galle trank.
Den Muth kann nur die Liebe geben!
Und als die Ihrigen, vom Leben
Dann scheidend, ach, ihr wehgethan, –
Für die, die ihrem Herzen fehlten,
Wies Gott ihr seine Auserwählten,
Die Wittwen und die Waisen, an.

III.

Denn Ihr Martyrium, Sie sollt' es überleben! –
In unsrem Lande sah, dem glaubenslosen, schweben
Man Sie, wie einen Strahl, Nachts leuchtend auf den Höhn.
Gezeichnet wunderbar war sie vor allen Frauen;
Auf seinem Erntefeld, als seltnen Schmuck der Auen,
Ließ Gott Sie überreif, als heilge Aehre, stehn.

Ja, selig war Sie schon hienieden!
Der Herr, der Sünder schlägt, er gibt
Auch Kraft, ihr Kreuz zu tragen, Frieden
Und Ruh den Seelen, die er liebt.
Die Leiter läßt er *Jakob* sehen,
Wo Engel auf und niedergehen,
Führt *Saul*, der *Endors* Höhle sucht,
Er birgt den Honigseim, den süßen,
Im Kelch, in den sie Wermuth gießen,
Die Asche in der goldnen Frucht.

Gott ist gerecht. Und wenn in Purpur auch sich kleidet
Der Böse, dem Nichts fehlt, als Frieden, er beneidet
Den Ehrenmann, der arm lebt unter'm Dach von Stroh.
Und wenn des Sünders Glück, der stets am Abgrund schreitet,
Ihm eine Hölle nur bereitet,
Der Edle, darbt er auch, wird hier des Himmels froh.

Man sagt, des Lebens Neige hätte
Sie gern geschlürft noch eine Frist,
Lieb war geworden Ihr die Kette,
Die nun von Ihr gefallen ist:
– »Herr, laß mein Stündlein noch nicht schlagen!
Bin ich denn würdig schon, zu wagen
Aus diesem Thränenthal den Flug?
O säume noch, laß Dich erbitten:
Noch hab' ich nicht genug gelitten,
Und Trost gespendet nicht genug!«

»Ich scheide! – Die ich muß verlassen, Dir befehle
Ich sie! – Ich liebte sie mit meiner ganzen Seele.
Warum so früh schon wird des Himmels Krone mein?
Aufrichten laß mich hier die kummervoll Gebückten!
Im Himmel kann ich nicht beistehn den Unterdrückten,
Den Unterdrückern nicht verzeihn!« –

Sie stirbt, die Frömmste aller Frommen!
Umsonst das Bitten und das Flehn
Der Armen, die mit Thränen kommen,
Und ihre Mutter scheiden sehn.
Die Euch gesegnet, o ihr Armen,
Lohnt Ihr mit Thränen Ihr Erbarmen,
Und zollt Ihr heilge Wünsche gern,
Denkt Ihrer stets mit warmem Danke,
Ihr Wittwen, Waisen, Dürft'ge, Kranke,
Ihr Ebenbilder all des Herrn!

IV.

Herr, die Dein Geist erfüllt, o laß sie hier auf Erden!
Die Guten gehn. Was wird nun aus den Bösen werden?
Der Tugend Anblick macht den Sünder nicht mehr weich.
Laß einen Strahl des Heils noch leuchten Deinen Knechten,
Herr, laß der Erde die Gerechten!
Hast Du der Engel nicht genug in Deinem Reich?

December, 1823.

Das letzte Lied.

O Muse, die du mir auf einer langen. gefahrvollen
Laufbahn eine freundliche Stütze gewesen, kehre nun in
die himmlschen Wohnungen zurück! . . Lebewohl, du Trösterin meines Lebens, die du meine Freuden mit mir theiltest, ach, und weit öfter noch meine Schmerzen!

Chateaubriand, die Märtyrer

Zehnte Ode.

Ja, leg' auch du die Leier nieder!
Was gilt der Gott, der deine Lieder
Durchflammt, der Welt gemeinem Troß?
Sie lachen, singst du ihm zur Feier!
Zerbrich sie, die verhöhnte Leier!
Steig' ab vom Wagen ohne Roß!

O himmlisches Gefühl des Dichters, dem von Ferne,
Weg über Grab und Tod, sein Ruhm, gleich einem Sterne,
Aus später Zukunft hell im Geist entgegenblinkt!
Von hoher Warte schaut er aus in alle Weiten,
Und sieht die Nachwelt, die ihm freundlich lächelnd winkt,
Und tausend Echo's weckt im tiefen Schooß der Zeiten
Sein Name, wie ein Stein, der in den Abgrund sinkt.

Der Himmel steht mir, ach, nicht offen;
Nicht auf die Nachwelt blickt mein Hoffen,
Klanglos ist meines Namens Hall;
Mein Lied, bei Sturm und Blitzesfunken,

Ist in den Strom der Zeit gesunken,
Wie Lilien in den Wasserfall.

Doch rein und ohne Schuld ist meine süße Muse;
Der Stern von *Bethlehem* lacht ihr mit holdem Gruße.
Dem Sterne ging ich nach, den Hirtenkön'gen gleich.
Der Herr hat mir geschenkt die Gabe seiner Stimme:
Denn ihn vergißt sein Volk oft, schläfrig, träg und weich.
Mag weinen; trösten, mag den Schlechten drohn im Grimme
Mein Lied, ein Adler fliegt es auf ins Sonnenreich!

Mein Geist, getränkt in lichten Höhen,
Steigt von Ideen zu Ideen.
So stießt des Wassers edler Thau,
An dem sich labt der Sohn der Wüste,
Zum Strom, vom Strom zur Meereslüfte,
Vom Meer hinauf ins Himmelblau.

Ihr Heerde ohne Glut, ihr Blumen ohne Düfte,
Ihr Menschen! – Ach, zum Flug nicht taugen diese Lüfte,
Zu eng ist diese Welt, ihr Hauch nur Angst und Qual.
Alltagsgeräusch ist euch der hohe Klang der Lieder,
Ich trinke Wermuth, trinkt ihr Meth aus dem Pokal!
Liebt, was ihr einmal liebt, bekämpft, was euch zuwider,
Ihr, deren Auge blind für jeden Himmelsstrahl!

Laut ließ ich meine Stimme schallen,
Doch nirgends will sie wiederhallen;
Und meiner Erzdrommete Ruf
Dröhnt' in den Seelen, den gemeinen,
Nur dumpf, wie auf den Pflastersteinen
Erschallt des flücht'gen Rosses Huf.

Umsonst des Ew'gen Zorn ließ ich im Liede sprechen,
Umsonst versucht' ich sanft des Sünders Trotz zu brechen,
Und: »Gnade!« rief umsonst ihm des Erlösers Mund:
Ob streng, ob mild mein Lied den Menschen kam entgegen,
Ob es der argen Welt, der undankbaren, kund

Sich gab als sanfter Thau, ob als Gewitterregen, –
Kein Blümchen hob das Haupt, kein Unkraut ging zu Grund.

Dem Grab entrinnt kein irdisch Wesen;
Weg rafft den Guten, wie den Bösen
Die unerbittlich strenge Macht.
Wer will dem Höchsten widerstreben?
Dem Zelte gleicht des Menschen Leben,
In dem er schlummert vor der Schlacht.

Ihr Sterblichen, das habt im Wahn ihr oft vergessen:
Des Lebens Urne ist nicht Allen vollgemessen.
Doch schlürft gedankenlos hinunter nur den Trank,
Genießt die Früchte, die am Abgrund ihr gefunden!
Die Thoren! Bricht zuletzt ihr Auge, matt und krank,
Dann klammern sie umsonst sich an die letzten Stunden,
Wie an die Trümmer, wenn das Schiff im Sturm versank!

Lebwohl! – Geh' ein zum Himmelsthore,
O Muse, sing' im heil'gen Chore
Nun fröhlich mit und hell und klar!
Der Menge hast du nie gefallen!
So laß den Vorhang niederwallen,
Und hüll' in Schatten den Altar.

Hier bring' ich Dir, o Herr, den Zweig der Hoffnung wieder,
Die heilgen Waffen leg' an Deinem Thron ich nieder.
Ich habe nicht erreicht, wozu mich rief die Pflicht.
Oft hält ein junger Aar, den Stürme wild umtoben,
Auf einmal inn im Flug zum goldnen Sonnenlicht.
Zur Erde fährt herab ein Blitzstrahl oft von Oben,
Und kehrt dahin zurück: – gezündet hat er nicht!

1823.

Drittes Buch

Schnell hat die Zeit, der Jugend schlauer Dieb,
Der Jahre dreiundzwanzig mir geraubt.
Die Tage fliehn. Und noch ist unbelaubt
Mein Sommer, ohne Blüt' und Knospentrieb.

Doch wie sich auch zur Reife mag entfalten,
Karg, glänzend, langsam, rasch, mein Geist: – wohlan,
Stets mit dem Ziele, das mir Gott hienieden

Gesetzt, im Einklang wird er sich erhalten,
Vor Seinen Augen wandl' ich meine Bahn,
Treu meiner Sendung, die Er mir beschieden.

Milton, Sonette.

An Alphons von L.

Dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten

ist, fahren wir schön mit den Leuten, aber Gott sind wir offenbar.

II. Korinth. 5, 11.

Erste Ode.

I.

Ich sprach: »Mein Nachen soll im Hafen Ruhe finden,
Mein Segel geb' ich Preis nicht länger mehr den Winden.
Verbirg, o Leier, dich; und Alles wird noch gut!
Wie ein Soldat will ich mich ohne Murren legen,
Der über seinem Bett aufhängt den schart'gen Degen;
Ob Sieger, ob besiegt, – er ruht!«

Ein Lied nur, Muse, wünscht' ich noch aus deinem Munde,
Ein heilig ernstes Lied, – für meine Todesstunde!
Ein Dichter muß dem Tod ins Antlitz heiter sehn.
Blickt' er nicht lächelnd auf die Weinenden hernieder:
»Wie?« – sagte man ihm, – »ohne Lieder,
Klanglos, o Dichter, willst Du aus dem Leben gehn?«

Der Tod ist nicht, wie er erscheint dem Menschenschwarme.
Er ist der Augenblick, wo in des Vaters Arme
Stürzt der verbannte Sohn nach langem Pilgergang.
Wenn horchend unser Ohr wir zu dem Todten neigen,
Singt seine Stimme schon – für uns in tiefem Schweigen –
Jenseits den ew'gen Lobgesang!

II.

Ich sollt' es nicht .. und doch in des Turnieres Schranken
Kehr' ich zurück! – Du willst's, mein Freund! An dem Gedanken
Trägt deine Muse mit die Schuld! Du sprachst: »Wohlan!

Noch einmal wollen wir zum Kampf die Schwerter schärfen
Und kühn uns ins Getümmel werfen,
Als Gottesstreiter laß uns treten auf den Plan!«

Ja! Meine Muse soll die Deinige begleiten!
Nimm Deine Laute! – Komm, als Brüder laß uns streiten,
Fest für Altar und Herd verbunden wie Ein Mann.
Wie ein *Homerisch* Paar laß uns auf Einem Wagen
Hinaus in das Gewühl der Musenkämpfer jagen:
Du führst den Speer, ich das Gespann.

Ja, laß die Schwäche mich, die menschliche, bekennen:
Mich lockt zum Kampf hinaus, – ich weiß es nicht zu nennen, –
Ein eigner Trieb: den Feind, den ich bekämpft so lang,
Ich möcht' ihn wieder sehn, den Frevler möcht' ich schlagen –
Und Dir, daß ich Dich liebe, sagen,
Und dann der Tugend weihn noch einen Lobgesang.

III.

Die Zeit ist nicht mehr, wo zum Himmel die Poeten
Als Priester sprachen, und zur Erde als Propheten.
Erschiene *Moses* uns und *Jeremias* heut,
Zu richten unser Volk, zu lösen, zu verdammen,
In ihrem Auge säh' es nicht des Blitzes Flammen,
Die Funken, die ihr Lied verstreut.

Vergebens liefen sie und schrie'n durch alle Gassen:
»Genug des Bürgerkriegs! Wollt ihr denn ewig hassen?
Der Tanz ums goldne Kalb, wann endet er einmal?
Dagon wird untergehn, und *Baal* wird verschwinden.
Gott sprach: Du sollst dem Volk verkünden:
Thut Buße, sonst ereilt euch jäh der Rache Strahl!

In Sack und Asche geht, ihr Kön'ge sammt dem Volke,
Der Richter kommt herab auf einer Wetterwolke:
Ihr schlaft? Wacht auf einmal! Jetzt ist nicht Schlafenszeit.

Gomorrha liegt in Glut, und Tyrus in den Wogen,
Streift die Betäubung ab, die euer Aug' umzogen,
Wacht auf und seid zum Tod bereit!

Den Herrn der Erde weh, die ihren Lüsten fröhnen,
Des Volkes lachen, wenn es weint, und uns verhöhnen!
Des Sehers spotten sie, nicht ahnend das Gericht.
Belsazar schwelgt beim Mahl, und Flammenworte glänzen
Rothglühend unter Blumenkränzen
Geschrieben an der Wand: – der Trunkne sieht sie nicht!

Sie sind verworfen, gleich dem großen, finstern Recken!
Sein Ruhm, sein Todeskampf war allem Volk ein Schrecken.
Dem eine Welt gehorcht, jung fiel *Napoleon*,
Der außer Athem sein Jahrhundert jagt' und hetzte,
Der den bespornten Fuß auf Königsstirnen setzte, –
Sie tragen noch die Spur davon.

Weh ihnen! – Weh auch dem, der tückisch Ränke zettelt,
Der heuchelnd, kriechend vor Satrapen-Thüren bettelt,
Dem feigen Sklaven weh, und weh dem stolzen Herrn,
Der den Unschuldigen zum Tode der Verbrecher
Sieht gehn inmitten zweier Schächer,
Und legt ihm vor den Fuß sein schönstes Kleid nicht gern!

Weh dem, der spricht: »Die mich gebar, war eine Dirne!«
Der ein gemeines Herz birgt unter strenger Stirne,
Bei dem ein Eid im Wind verweht wie leichter Schnee,
Der schmeichelt ins Gesicht, und lästert hinterm Rücken,
Der selbst sich weise nennt und klug in allen Stücken,
Weh diesem Thoren, dreimal weh!

Ihr Völker, der euch schuf, der Gott ist euch verborgen? –
Doch gibt er Jedem kund sich, wie der lichte Morgen.
Was ihr auch leidet, thut, genießt, und fühlt und denkt,
Gott ist euch nah, er wacht am Sarg, wie an der Wiege.
Führt ein Erobrer euch zum Siege,
Der euch regiert, der Arm ist selbst von Gott gelenkt.

Zur Zeit, wo tollem Wahn ihr fröhntet, schnöder Sünde,
War Er's, der aufgethan des Aufruhrs wilde Schlünde!
Und der Gerechten Blut, in Strömen floß es hin,
Ein Schwert ob ihrem Haupt, so lagen sie und schliefen.
Die Völker, und im Traum, wie *Jakob*, aus den Tiefen
Sahn Engel sie zum Himmel ziehn.

Ihr Völker, bebt und hört, was ich ins Ohr euch raune:
Aus finstrer Wolke wird erschallen die Posaune;
Der Tag des Heils, der Tag der Qual ist nicht mehr fern.
Von seinem Strahlenthron wird Er herab sich neigen,
Auf eure Götzen wird er zeigen
Und fragen: »Wer ist Gott? Erkennt ihr jetzt den Herrn?« –

Gewaltig siebenmal wird die Posaune rufen:
Und, Well' auf Welle, ziehn zu seines Thrones Stufen
Die Schatten, fahl und bleich, die Völker allzuhauf.
Der Heiland winkt, ihm tritt die Mutter an die Seite.
Aufspringt das Himmelsthor, das Höllenthor, das weite,
Thut knarrend seine Flügel auf.

Gott zählt sie allzumal, die Himmel hallen's wieder,
Die Kön'ge beugen sich, zu seinen Füßen nieder
Legt Jeder, was er hofft, was er gefehlt, erstrebt.
Und über Berg und Meer und tiefe Felsenklüfte
Und durch den Marmor selbst der Grüfte
Wird wehn sein Odem, der den Todtenstaub belebt.

Ihr Sterblichen wacht auf aus euren eitlen Träumen!
Wie mögt ihr flattern doch in pestdurchhauchten Räumen?
Ruhm, Reichthum, Lust – es weht ja Alles weg die Zeit.
Die ihr im Taumel lebt, als wär't des süßen Weines
Ihr voll, und sorglos schwelgt, ihr Sünder, denkt an Eines –
Die Ewigkeit! Die Ewigkeit!«

IV.

Die Weisen unsrer Zeit antworten: »Diese Leute,
Was wollen sie? – Sie sind uns fremd, sind nicht von Heute.
Wohl aus dem heil'gen Land sind sie, voll heil'gem Groll? –
Sprecht, wo ist ihr *Olymp*? Wo ihr *Parnaß*? –Ihr Meister,
Der Gott, der uns bedroht, wie heißt er?
Trägt er das Schwert des *Mars*? – Den Bogen des *Apoll*?

Anstimmen wollen sie *Pindar's* erhabne Töne? –
Sie haben *Hieron, die Helena*, die Söhne
Des *Tyndaros* ... die Bahn, wo Wagendonner rollt,
Wo zu dem Staub des Kampfs die Weihrauchwolken fliegen,
Und wo zum Ziele rasch hin jagen die Quadrigen
Mit reichem Schmuck in Erz und Gold.

Warum erschreckt ihr uns durch grelle Nachtgesichte?
Idyllen lieben wir, bukolische Gedichte,
Wo *Daphnis* mit *Myrtill* melodisch Rede tauscht.
Wir haben, um dem Blick die Zukunft zu enthüllen,
Besessne, schäumende Sibyllen,
Um die ein böser Geist mit schwarzen Flügeln rauscht.

Warum, wie Schatten, mischt ihr euch in unsern Reigen?
Wer heißt euch, uns das Grab, das schaurig offne, zeigen?
Wo uns die Freude winkt, was will die schwarze Schaar? –
Gedacht' *Anakreon*, der Greis, der kummerlose,
Des Todes, dann verglich er lächelnd sich der Rose,
Die welkt' auf seinem grauen Haar.

Auf seiner Leier ließ *Virgil* kein Lied erklingen,
Das seiner *Lycoris* nicht *Gallus* konnte singen.
Ein lautrer Born der Lust ist, was *Horaz* uns sang.
Nicht göttlich schien es ihm, in Thränen sich zu baden,
Der Thau nur stäubender Kaskaden
Fiel aus die Myrte, die sein Saitenspiel umschlang!«

V.

So würden sie, mein Freund, empfangen Gott und seine
Propheten, – das Geschlecht, das lebt vom Tand und Scheine.
Vergeblich zürntest Du. Sie würden lachend gehn
Zu einem tollen Fest, und trunken nach der Feier,
Um einzuschlafen beim unheil'gen Klang der Leier,
Sich auf die andre Seite drehn.

Doch sei's! Das heil'ge Werk, zu dem Du kamst, vollbringe,
Dein Mund ist gottgeweiht, drum richte, segne, singe!
Auf Deiner Stirne hat die Hand des Herrn geruht.
Und wie der Born dem Fels entquoll in alten Tagen,
Nachdem ihn *Mosis* Stab geschlagen,
So strömt aus Deiner Brust der Dichtung heil'ge Flut.

Du weißt es, Freund, ich gäb', und wär' ich unterlegen,
Neidlos zu Deinem Sieg, mit Freuden, meinen Segen:
Der Lorbeer lacht auch mir, den sich ein Andrer pflückt.
Dem Dichter weiht ein Lied der Dichter mit Frohlocken.
Nie einen Schatten wirft der Kranz mir auf die Locken,
Der eine fremde Stirne schmückt.

Du lächle zu dem Neid, der hämisch Dich verkannte!
Einst höhnt' er den *Homer*, er wagte sich an *Dante*,
Den Triumphator schmäht' er unter'm Siegesthor.
Die Zeit wird aus der Hand ihm schlagen seine Waffen,
Und Dir Dein volles Recht verschaffen.
Die Wetterwolke sinkt, Dein Lorbeer steigt empor.

VI.

Wie herrlich klingt Dein Lied, rein wie der Ton der Saiten,
Wenn Engel drüber hin mit leisem Finger gleiten,
Fremd ist der Harfenklang, der himmlische, Dir nicht.
Gott selber, dessen Hauch des Sängers Lippen küßte,
Er hat wohl oft mit Dir gesprochen in der Wüste
Von Angesicht zu Angesicht!

Oktober, 1825.

An Chateaubriand.

Unfruchtbare, verdorrte Bäume läßt man in Ruhe. Nur
nach denjenigen wirft man mit Steinen, deren Stirnen mit
goldnen Früchten gekrönt sind.

Abenhamed.

Zweite Ode.

I.

Chateaubriand, es gibt glorreiche Schiffe, denen
Der Sturm willkommen, die nach Zephyrn nie sich sehnen;
Gestirne, Könige der lichten Sternennacht,
Vulkan'sche Welten, die Gott in den Kreis der andern
Geschleudert, die im Dunkeln wandern,
Verzehrt vom Feuer, das ihr Haupt umkränzt mit Pracht.

Stets liebt der Genius das Große, Die gefallen.
Die Opfer, sind es, die ihm heilig sind vor allen;
Im Unglück wächst der Ruhm, der Helden wird zu Theil,
Sie ragen hoch im Volk, mit sturmumwehten Stirnen.
Die Wetterwolke hält nur über hohen Firnen,
Die Gipfel trifft des Donners Keil.

Ein großes Herz, es darf auf großes Unglück zählen;
Das Leid ist der Tribut, den edlen, großen Seelen,
Die dem Alltagsgeschick entrückt, die Welt bescheert.
Der Held, der duldet, sieht entgegen seinem Lohne:
Der Ruhm hat keine schönre Krone,
Als einen Lorbeer, den des Himmels Blitz verzehrt.

II.

Wie kamst Du doch dazu, o Freund, zu Hof zu gehen? –
Du, der als Knabe schon vernahm des Sturmes Wehen,
Den nie ein Unfall schreckt, der trotzt dem Hohn und Spott,
Ein Freund der Könige, wie wenige nur leben,
Der Kön'gen nur, wenn sie die Mörder schon umgeben.
Nur schmeicheln kann auf dem Schaffott.

In Zeiten, wo der Thron sein Obdach neu gefunden,
Wo man bei Fest und Schmaus vergißt der trüben Stunden,
Da lacht des Hofes Gunst nicht Männern, groß, wie Du.
In finstrer Nacht, bedroht von Riffen nur, im Sturme
Wirft sinkend der Pilot dem Thurme,
Der leuchtet ihm zum Heil, dankbare Blicke zu.

Du bogst die Stirne nicht, als Er die Welt bewegte,
Als des Erobrers Hand sich schwer auf's Haupt Dir legte.
Wenn durch Verbrechen oft dem Abgrund nah gerückt
Das Vaterland den Pfad verlor und taumelnd zagte,
Stets Eine Stütze blieb ihm, die sich nie versagte,
Dein hohes Haupt, das nie sich bückt.

III.

Doch hat auch *Frankreich* Dich gestützt und hoch gehalten,
Drum wandle stolz dahin und laß Dein Schicksal walten,
Und lauter tönen stets wird Deines Ruhmes Schall!
So oft ein Schlag Dich traf, still gingst Du Deine Pfade,
Und stolz, gefallen in Ungnade,
Stiegst Du nur höher, als zuvor, durch jeden Fall.

Juni, 1824

Das Leichenbegängniß Ludwig's XVIII.

Aber doch sprach ich: Ich muß das leiden, die rechte
Hand des Höchsten kann Alles ändern.

Ps. 77, 11.

Dritte Ode.

I.

Zur Tempelschwelle drängt das Volk sich, Kinder neben
Den Müttern, Greise, Reich und Arm, in Thränen all,
Die Thürme, schlank und hoch, von *Saint-Denis*, sie beben
Erschüttert von der Glocken Schall.
Die Gruft wird aufgestört aus ihrer düstern Ruhe,
Die Lücken füllt der Tod, und Truhe
An Truhe rückt er enggereiht.
Schweigt! Ehrt den heil'gen Raum, den Frevler einst verletzten!
Zum letzten Mal gefolgt von seinem Hof, den letzten
Palast betritt der König heut!

II.

Ein *Andrer* sprach: »Der Ruhe Hafen
Sei meinem Stamm dies Grabgemach.
Den Königen, vor mir entschlafen,
Folg' ich bis an ihr Lager nach.
Hier soll man meinen Staub begraben!
Um Raum für ihn zu schaffen, haben
Sie diese Gruft einst ausgeleert.
Des neuen Herrn bedarf die Erde!
Und diesem neuen Grabe werde
Denn auch ein neu Gebein bescheert.

Hier soll mein Staub einst ruhn, wo diese Säulen ragen,
Der Tempel hat ein Recht auf diesen Ehrenzoll.
Von Königsleichen fett muß sein der Wurm, der nagen
An meinen Ueberresten soll.
Wenn meine Enkel einst vom *Kreml* zum *Escuriale*
Beherrschen, sonnend sich im Strahle
Des Glücks, Europa's fernstes Land,

Dann werden nach und nach sie alle hier erscheinen,
Damit ich schlafen mag, umgeben von den Meinen,
Im kaiserlichen Grabgewand!« –

Der diese Worte sprach, von Siegen
Erglänzte stolz des Helden Blick,
Geschrieben sah in großen Zügen
Er in den Sternen sein Geschick.
Mit seinen blitzbewehrtm Krallen
Roms Adler hätt' er überfallen,
Gewürgt und jämmerlich zerzaust.
Siegreich den Feind ins Herz zu stoßen
Pflegt' er; zu leicht war *Karls des Großen*
Reichsapfel seiner starken Faust.

Und doch, dem Bändiger der Könige, dem Riesen,
Ward jene Ruhestatt, die er für sich begehrt, –
Den heißen Wunsch erfüllt zu sehn, vielleicht nur diesen,
Ward ihm vom Himmel nicht gewährt.
Umsonst, daß alle Welt den blut'gen Sieger grüßte,
Umsonst, daß seines Ruhmes wüste
Brandfackel strahlt' in rothem Licht,
Er, der sich einen Wust von Fascen, Sceptern, Kronen
Zusammenstahl, und reich war an geraubten Thronen,
Ein Grab zu stehlen glückt' ihm nicht.

Ihn hat ereilt des Rächers Flamme,
Er fiel und mit ihm fiel sein Reich.
Der erste Fürst von seinem Stamme,
Der letzte war er auch zugleich.
Ein wüstes Eiland ward dem Riesen,
Dem Kronenräuber, angewiesen,
Das des Tyrannen Kerker war.
Mocht' auch der alte Held sich grämen,
Von fremdem Mitleid mußt' er nehmen
Den Obolus des *Belisar* .

Dort liegt er, fern der Gruft, die er sich vorbehalten,
Ohn' allen Königsprunk, nicht am geweihten Ort,
Einsam im Schlafgemach, gehüllt in seinen alten
Soldatenmantel schläft er dort.
Sein Reich ist nun ein Fels, an dem sich Wogen waiden,
Mit sturmgepeitschten, alten Weiden,
Dort ist's, wo *seine* Asche ruht. –
Der König, lang verbannt, schläft nun an heil'ger Stätte,
Wo seine Väter ruhn, da liegt auch er im Bette,
In des lebend'gen Gottes Hut.

III.

Auf Wegen führt, uns unbekannten,
Der Herr die Großen oft ans Ziel:
Zur Heimath schickt' er den Verbannten,
Und den Erobrer ins Exil.
In *Frankreich* ließ ihn Gott verscheiden,
Den König, groß durch seine Leiden,
Der Dornen nur am Wege fand.
Er gönnt' ihm, von der düstern Schwelle
Des Mausoleums nach der Stelle
Zu schaun, wo seine Wiege stand.

IV.

Er, der sein eignes Leid in unsrer Noth, der schweren,
Vergaß, er ruhe sanft nun in des Grabes Nacht!
Dem besten Bruder, der, selbst weinend, gern die Zähren
Uns trocknet, hat er uns vermacht.
Ihm glückt' es, der Partei'n Trugbilder zu zerstreuen,
Die alten Zeiten und die neuen
Verband er durch ein weises Recht;
Ein Recht, das sicher stellt Eintracht und Ruh' im Reiche
Durch einen Herrn, der schirmt die Bürger all als Gleiche,
Und ihrer Freiheit dient als Knecht.

Du, ritterlicher König, hüte
Dein Volk, und heitre Himmelsluft
Umwehe stets Dich! – Niemals wüthe
Tumult und Lärm um diese Gruft.
Der Dämon, dürstend nach dem Blute
Der Könige, hat oft das Gute,
Was sie gethan, gelohnt mit Mord;
Genug der Opfer sind getödtet,
Und durch Verbrechen ward verödet
Und neu bevölkert dieser Ort.

Nein, eine Krone kann nicht sinken und nicht weichen!
Von ihrer Höhe reißt der Mörder Hand sie nie.
Und wenn der Kön'ge Haupt fällt unter ihren Streichen, –
Die zweite Salbung ist's für sie.
Ludwig, der Kettendruck und Schmach von Frevlern leidet,
Von allem Königsprunk entkleidet,
Vergißt auch ohne Hof der Königswürde nicht,
Wehrlos auf dem Schaffot noch übt er seine Rechte,
Verzeiht dem Henker und begnadigt seine Knechte
Dem Todesbeil im Angesicht.

V.

Schicksalsgedanken in mir reifen
Ließ, was ich hörte, was ich sah.
Und meines Geistes Blicke schweifen
Von *Saint-Denis* nach *Helena* .
O Tod, du Wesen zum Entsetzen,
Der Purpurmäntel reißt in Fetzen,
Und Thürme niederwirft in Wuth,
Sprich, Dämon, der uns führt zur Bahre:
Wo ist die Hand, die unsichtbare,
In der des Grabes Schlüssel ruht?

September, 1824.

Die Salbung Karls X.

Os superbum conticeacat,
Simplex fides acquiescat
Dei magisterio!

Gebet bei Salbung.

Vierte Ode.

I.

Seit dreißig Jahren war der Stolz der Fluch der Erde:
Er sprach von Rechten nur, für Pflichten taub und stumm,
Er stürmt' ins Heiligthum der Macht mit Hohngeberde
Und raubt' ihr ihr Mysterium.
Der Stolz allein gebar den Wahnsinn ohne Gleichen,
Der Brüder-Leichen häuft' auf Leichen
Und ewig schändet' unsern Ruf,
Die blut'gen Gräuel all, die Feste roher Sünder,
Wo auf dem Blutgerüst sich als Prophet der Schinder
Geberdete und Gott erschuf.

Umsonst hat, um das Herz der Thoren zu erweichen.
Uns Gott gewarnt, gestraft: verstockt blieb unser Wahn.
Umsonst hat seine Macht mit Wundern und mit Zeichen
Sich dem Jahrhundert kund gethan.
Umsonst hat ein Tyrann erschreckt durch Blut und Wunden
Die Welt, gefesselt und gebunden,
Betäubt durch den Tumult der Schlacht.
Ach, mit Verblendung sind die Völker oft geschlagen:
Sie sahn nicht, welche Hand gelenkt den Schlachtenwagen
Vom Mittag bis gen Mitternacht.

II.

Wer hat sich stolzer je gespreizt im Hoheitsstrahle,
Als *Chlodwig?*– Flammen sah man seine Augen sprühn:
Sich in die Wage legt' er und die Welt... die Schale
Sank unter ihm, – so wähnt' er kühn.
Vor zwanzig Königen in Waffen war dem kecken
Sicamber niemals bang, dem Schrecken
Macht' er die Völker unterthan.
Auf Erden weckte Nichts dem Trotzigen ein Grauen;
Sein Haupt zu beugen mußt' – ein Wunder anzuschauen –
Vom Himmel eine Taube nahn.

Zu diesem Altar hier ist sie herabgestiegen,
Und wie sie *Chlodwig's* Trotz und Uebermuth einst brach,
So kommt sie nun, den Stolz der Völker zu besiegen,
Die Hohn ihr angethan und Schmach.
Und wie der König einst soll nun das Volk sich beugen,
Jetzt, wo an uns, die frohen Zeugen,
Der Ruf: »Versöhnung!« neu erging!
Das Königthum hat, lang getrennt von seiner Krone,
Zur Kette wieder, die aufsteigt zum Himmelsthrone,
Gefunden den verlornen Ring.

III.

Die Volkstyrannen, stets der Vorzeit heil'gem Walten
Unhold, sie forschten jüngst dem Schatz in diesem Schacht
Selbst unterm Marmor nach, dem heiligen, uralten,
Den *Sankt-Remigius* bewacht.
Sie wagten in der Gruft den Heil'gen zu verletzen,
Sie rissen das Gewand in Fetzen
Des Bischofs in empörtem Wahn.
Den Frevlern war das Grab nur ein gemeiner Graben.
Und Greise riefen bang: »Gerechter Gott, was haben
Die Gräber ihnen doch gethan?«

Zur Lilie führt der Herr die heilge Taube wieder,
Er hat von ihr die Wuth der Geier abgewehrt.

Auf einen König läßt sie sich noch einmal nieder,
Und *Karln* ist dieses Glück bescheert.
Er wird nach altem Brauch gesalbt, dem Herrn zum Preise,
Wie König *Salomon*, der Weise,
Als er bestieg des Vaters Thron,
Als *Nathan* und *Zadok* sein Haupt mit Oel begoßen,
Ihn küßten auf die Stirn' und riefen: »Heil dem großen
Sohn *Davids*, König *Salomon*!«

IV.

Vor allen Münstern ragt im alten *Frankenlande*
Ein hoher Dom, zu dem all unsre Kön'ge ziehn
Mit jenem Siegerschritt, der dröhnt am fernsten Strande,
Um betend vor dem Kreuz zu knien.
An Wundersagen reich sind die gewölbten Hallen,
Oft hat's den Heiligen gefallen
In diesem Raum sich zu ergehn.
Ein Seraph überwacht der Pforte hohen Bogen;
Auf diesen Thürmen sah, wenn sie vorüberflogen,
Das Volk der Engel Fahnen wehn.

Hier prangen heut zum Fest die Fahnen und Trophäen,
Lasur, Gold, Seide schmückt den säulenreichen Raum,
Er gleicht dem Zauberschloß voll Elfen und voll Feen,
Wie sie die Ritter sahn im Traum.
Der Thron und der Altar erglüht in gleichem Glanze,
Der Lichter reich gewundnem Kranze
Entströmen Strahlen klar und rein.
Die Königslilie rankt um Pfeiler, die sie schützen,
Und Feuerrosen, die durch bunte Scheiben blitzen.
Streut über sie der Sonnenschein.

V.

Der stolze Festzug naht! – Dem König treu verbunden
Vernimmt das Heer, wie laut ihm: » *Karl!* « der Priester ruft.

Die Oriflamme, neu vor *Cadix* aufgefunden,
Weht heut in *Rheims* in heil'ger Luft.
Es donnert das Geschütz, die Kirchenglocken schallen,
Vorm ältsten Könige von allen
Kniet alles Volk auf Ein Gebot.
Ein Meer von Tönen rauscht, die am Gewölb sich brechen.
Und *Karl der Zehnte* sinkt aufs Knie, die Priester sprechen:
»Erbarm dich unser, Herr und Gott!«

»Er der im Festzug kommt zum heil'gen Thron der Gnaden,
Der *Chlodwig* 's altes Recht, der neue Erb', empfängt,
Das Haupt der Pairs, der zwölf, die er hieher geladen
Zum Dom, um den sein Volk sich drängt.
Schallt seiner Helden-Schaar des Königs Ruf entgegen,
Dann schlagen sie an ihre Degen,
Dann bebt der Feind und wird zum Spott,
Und kehrt vom Feld zurück sein Kriegsheer, Mann und Pferde,
Von ihrem Friedensschritt noch bebt die weite Erde ...
Erbarm des Königs dich, o Gott!

Denn du bist größer doch, als alle Menschengröße!
Herr Gott, dich loben wir, du, unser Trost und Stab,

Du hebst uns hoch empor, die armen Erdenklöße,
Dann rufst du uns vom Leben ab.
Du bist Herr *Zebaoth*, an deines Thrones Stufen
Den dreimal heil'gen Namen rufen
Die *Cherubim* von Lieb' entbrannt! In deine Ewigkeit versinken Zeit und Leben,
In deinen Fingern hältst du Welten, die erbeben,
Wie wir den Sperling in der Hand!«

VI.

Der König aber spricht: »Wie unsre Väter schwören
Wir Treue unsrem Volk, Lieb' und Gerechtigkeit.
Und seinen Freiheitsbrief, wir halten ihn in Ehren

In guter wie in böser Zeit.
Nie wanken wollen wir im Glauben unsrer Väter,
Ihm dienen treu als fromme Beter,
Als wackre Ritter, recht und schlecht.
Stets wollen wir den Ruf des Unterdrückten hören.
Das wollen wir vor Gott aufs Evangelium schwören:
Gott schütze jedes gute Recht!«

Montjoye und *Saint-Denis*! – Ja, *Chlodwig* selbst vernehme
Den heil'gen Schwur, und *Karl der Große*, neu erwacht,
Und *Ludwig*, – sie, die statt der Königsdiademe
Bekränzt des Lorbeers stolze Pracht!
Du, siebter *Karl*, und Du, *Johanna*, seid zugegen,
Du, erster *Franz*, an dessen Degen
Kein Makel in *Pavia* war!
Und Du, – Märtyrer, der Letzte dieser Zeiten,
O König, welchen sie zweimal zum König weihten,
Auf dem Schaffot und am Altar!

Vor diesen Zeugen, groß einst auf dem größten Throne,
Wird *Karl* mit heil'gem Oel gesalbt vorm Volk und Heer.
Und unverzagt empfängt sein Haupt die schwere Krone,
Vom Ruhm von sechzig Kön'gen schwer.
Dann weiht der Erzbischof das Scepter und den Degen,
Den altererbten, und den Segen
Gibt er der Hand, die beide hält.
Und taucht den Handschuh ein, der, wenn ihn in die Schranken
Ein Frankenkönig warf, von jeher bracht' ins Schwanken
Aufprallend eine ganze Welt.

VII.

Tritt ein, o Volk! – Ertönt ihr Trommeln und Trompeten!
Der Fürst besteigt den Thron, geheiligt, groß und hehr.
Die Menge rauscht um ihn, den strahlend hoch Erhöhten,
Wie um den Leuchtthurm braust das Meer.
Und seht, – ein heitres Bild des Volks, – in Schaaren wogen

Beschwingte Sänger um die Bogen
Und stimmen ihre Lieder an.
Die Freiheit, glaubten einst die *Franken*, unsre Väter,
Die mütterliche Fee, sie wandle hoch im Aether
Auf Vogelschwingen ihre Bahn.

Ein Priester ist er nun und König! – Strahlen winden
Um das gekrönte Haupt ihm doppelt lichten Schein.
Nun muß er opfern. Wo mag sich das Opfer finden? –
Er ist das Opfer, er allein!
Weh jedem König, der beherrscht das Volk der *Franken*
Unbändig, feurig, ohne Schranken,
Kühn ist's, ein Feind der Völkerruh'.
Auf diesem Unglücksthron liegt eine Welt voll Sorgen!
Doch, wem um Hülfe bang, der wünscht ihn wohl geborgen,
Und betet: »Herr, beschirm' ihn du!«

VIII.

Gebet.

»Nimm ihn in deine Hut, den seine Völker lieben, O Herr, der Feinde Pfeil' und Speere brich entzwei, Ob sie zu Wagen, ob zu Roß sie nahn, zerstieben
Laß sie, und steh' dem König bei. *Karl* sah, wie *Moses* einst, dein hehres Antlitz strahlen;
O gib ihm, Herr, für lange Qualen
Ein Glück, erhöht noch mit der Zeit!
Laß hier schon ihn im Kleid der Auserwählten glänzen!
Zwei Strahlen deines Haupts laß seine Stirn' umkränzen,
Zwei Engel gib ihm zum Geleit!«

Rheims, Mai-Juni, 1825.

An den Oberst G. A. Gustavson.

Habet sua sidera tellus.

Alte Devise.

Fünfte Ode.

I.

Jung, o Jahrhundert, bist du, doch an Thaten, Ränken,
An Ruhm und Leiden reich, an Strafen und Geschenken;
Die du gebarst, sie sind mit zwanzig Jahren alt.
Du füllst so großen Raum im Menschenangedenken,
Daß, wenn der letzte Schlag der Stunde dir erschallt,
Mit dir vielleicht der Kreis der Zeit zum Ende wallt.

Den großen Völkern war zur Zeit des Alterthumes
Ein Mann genügend für ein Säkulum des Ruhmes.
Wie viele Leuchten sah nicht dies Jahrhundert loh'n!
Mehr hat Athen und Rom nicht Glanz des Heldenthumes!
Den schönsten Zeiten spricht die jüngste Aera Hohn,
Sie überragt sie all, – durch ihre Gräber schon.

Geboren kaum sah dies Jahrhundert ein Verbrechen,
Den Mord Enghiens: – (wer wird je frei den Mörder sprechen?) –
Sah, wie Moreau, und wie der neue Rhigas fiel,
Held Byron, sah den Aar gestürzt, den großen, frechen,
Der ein Jahrzehnt und mehr, in wild verwegnem Spiel,
Vom Don zum Tajo flog, vom Kapitol zum Nil.

– »Was liegt daran?« – so spricht die Menge. »Mögen grollen
Um hohe Häupter Blitz und Donner, wie sie wollen.
Wenn nur ein jeder Tag uns Spiele bringt und Brot,
Wenn wir im Rausch der Lust nur sehn die Stunden rollen,
Sorglos vergessend bis zum Abend, was uns droht,
Und unbekümmert, was uns bringt das Morgenroth.

Die Unschuld fällt, es steigt das Laster! – Unsre Tasche
Füllt, leert das nicht! – Ein Held stirbt! – Frieden seiner Asche! –
Wir selbst? – Wer weiß, ob uns noch morgen strahlt das Licht?
Und ist das Spiel zu End, und kommt der Tod, der rasche:
Wir sprechen: Wie die Zeit vergeht! – Wir fragen nicht,
Woher der Sturmwind weht, der unser Boot zerbricht.«

II.

Du sprichst nicht also! Licht und Klarheit
Nur ist Dein Wesen, Ehr' und Treu.
Du hast auf dem Altar der Wahrheit
Geopfert immer Dich aufs Neu.
Selbst blutend, hast Du, die verblutet,
Gerächt, und Andern hochgemuthet
Zu helfen warst Du stets gewöhnt.
Wer gab ein edleres Exempel
Als Du? – Dein Herz, es ist ein Tempel,
In dem nur Gottes Stimme tönt.

Die Sache, die Dich hat zum Zeugen,
Ist eine gute, das gesteht
Wohl Jeder, und wird ihr sich beugen,
Selbst wenn er sie zuvor geschmäht.
Dein Urtheil, wahr, wie die Geschichte,
Ob's strafend oder lohnend richte,
Bekräft'gen wird's der Zeiten Lauf,
Es wird nicht schmeicheln, wird nicht schmähen,
Läßt sich nicht deuten, sich nicht drehen:
Die Zukunft drückt ihr Siegel drauf.

Die heut'gen Wunder sind und Zeichen
Die Menschen, Kinder unsrer Zeit.
Du magst wohl den Orakeln gleichen
Der gläubigen Vergangenheit.
Halbgötter steigen oder fallen,
Wenn Deine Richtersprüche schallen.

So sah man einst in dunkler Nacht
Des Himmels Sterne niederschweben,
Und wieder strahlend sich erheben
Durch eines Liedes Zaubermacht.

Wer hat verdient die hohe Würde,
Die dem Gerechten Gott bescheert,
Wie Du? Wer trägt der Qualen Bürde,
Wie dieser Dulder, treu bewährt?
Umleuchten ihn des Ruhmes Strahlen,
Er mußt' ihn tausendfach bezahlen;
Leid trug er ohne Maß und Ziel:
Er, Sohn des Nordens, *Skandinave*,
Ein *Gustav*, Sprosse der *Gustave*,
Ein Held, ein König im Exil!

III

Er hatt' einst einen Freund in seinen jungen Tagen
Wie er, durch's Loos bestimmt, zu dulden und zu tragen:
Der junge Enghien war's, den Mörderhand gefällt.
Bei diesem Frevel griff Gustav empört zum Schwerte,
Doch als *Europa* kalt von seinem Schmerz sich kehrte,
Sprach ruhig er: »Warum doch bin ich auf der Welt?

Da eines Mörders Fuß zertritt die Nationen,
Die, zitternd vor der Faust des Riesen, feig ihm frohnen,
Und da die Fürsten ihm sich beugen stumm und still,
Da er die Sonne ist, um den sie drehn den Reigen,
Was soll ich auf dem Thron dem Volk mich länger zeigen?
Ich, der als König herrschen will?« –

Er wich. – Gott wollte, klar auch Blinden sollt' es werden,
Daß nicht der Würdigste stets Sieger bleibt auf Erden,
Daß er allein erhöht, daß er allein hinab
Den Stolzen wirft, wenn er die Hand erhebt zum Schlage,

Und daß, um *Bonaparte* und seinem Schwert die Wage
Zu halten, viel zu leicht selbst *Odins* Königsstab.

Dem Thron entsagte stolz Gustav im Glanz der Jugend;
Denn fehlen durfte Nichts der Größe seiner Tugend.
Indes *Europa* sich, bedeckt mit Schmach und Hohn,
Dem Riesen schmiegte, feig und feil wie eine Dirne, –
Vor allen Fürsten hoch trug er die freie Stirne,
Den Ketten und dem Thron entftohn.

IV.

Wie anders, – kläglich, ohne Ohre,
War jenes Wütherichs Exil,
Der in die andre Hemisphäre,
Gestürzt von seiner Höhe, fiel!
Erdrückt vom allgemeinen Hasse
Ward er verhöhnt noch auf der Gasse,
Sein Fall war aller Welt ein Fest.
Starr wollt' er noch sich widersetzen, –
Von seines Bühnenpurpurs Fetzen
Blieb seiner Blöße nicht Ein Rest.

Sein düstres Schicksal gleicht dem Bette
Des todten Meeres, dessen Flut
Bedeckt versunkne, stolze Städte,
Auf denen regungslos sie ruht.
Der schwarze See, der die Verruchten
Verschlungen hat, die Gottverfluchten,
Er spiegelt nicht des Himmels Pracht.
Das Auge wird umsonst mit Grauen
Nach *Sodoms* goldnen Kuppeln schauen
In dieser finstern Wellennacht.

Gustav, wenn je der Arm Dir wieder
Nach Deinem Königsmantel fuhr,
Geschah's, Du Seele, treu und bieder,

Um einen Feind zu decken nur.
In Deiner Einsamkeit – beneiden
Muß ich Dich drum – gedenkst der Leiden
Du ruhig, stolz und ohne Schmerz.
Die Tugend, Königin, Verbannte,
Wie Du, sie wählt, die Vielverkannte,
Sich zum Asyl Dein großes Herz!

V.

In Deinem Schloßhof mag Gras wachsen, um die Zinnen
Epheu! – Was kümmert's Dich in Deinem ernsten Sinnen,
Daß dies Geschlecht zu klein, der Größe sich zu freun,
Daß nur bei Fürsten, die dem Glück im Schooße bleiben,
Der Wagen Menge rollt und bunte Fensterscheiben
Erschüttert und im Hof den Marmor-Pflasterstein.

Und dennoch herrschest Du! Du herrschest über Herzen,
Die in der Zeit des Frosts ihr Feuer nicht verscherzen,
Und glauben, lieben, treu dem Freund in jeder Noth,
All jene Ritter, die vergessnen, edlen, frommen,
Höflinge seltner Art, die nur zum Fürsten kommen,
Wenn's gilt, zu seinem Heil zu gehn in Noth und Tod.

Wo Ehr' und Treu' und Geist der Tugend, der verbannten,
Noch huldigen, die sie als treu bewährt erkannten,
Da herrscht Dein Nam' und glänzt unsterblich, leuchtend hehr.
Und jeder Schöpferruhm und jedes heilge Streben,
Und jede Tat, die Glanz mag dem Jahrhundert geben, –
Auf Deinem Altar ist's nur eine Flamme mehr.

Kein Herr! – Kein Knecht! – Du bist der Einz'ge, der, in Frieden
Und Freiheit, keiner Macht der Menschen fröhnt hienieden,
Nur Gottes Unterthan, glückselig bist Du, frei.
Wie prächtig der Komet, von Flammen licht umsponnen,
Ein stolzer Wandrer frei durch Welten geht und Sonnen.
So gehst an Völkern Du und Königen vorbei.

September, 1825

Die beiden Inseln.

Sag mir, woher er gekommen, so will ich dir sagen,
wohin er gegangen.

E. H.

Sechste Ode.

I.

Zwei Inseln gibt's, durch weite Strecken
Getrennt, durch eine ganze Welt,
Die hoch die Riesenhäupter recken,
An deren Fuß die Flut zerschellt.
Wozu sie aus des Meeres Schlünden
Wohl Gott erhob? wer will's ergründen?
Erhaben muß es sein und groß.
Die Höhn umwirbeln Feuersäulen,
Am kahlen Strand die Wogen heulen,
Vulkane glühn in ihrem Schooß.

Sie gleichen, zwischen kahlen Riffen,
Woran sich bricht der Wogen Streit,
Zwei riesigen Piratenschiffen,
Starr, fest gebannt für alle Zeit.
Warum die Hand, die diese Zacken
Gethürmt, die Inseln, schwarz von Schlacken,
Von fern schon drohend jedem Boot,
Mit so viel Schauern hat umgeben? –
Hier trat einst *Bonaparte* ins Leben,
Dort fand *Napoleon* den Tod.

So steht's mit Felsenschrift geschrieben:
»Hier seine Wiege! – Dort sein Grab!«
Mag eine Welt entstehn, zerstieben:
Das Wort wischt kein Jahrhundert ab.
Hier wird sein Name mächtig schallen,
Zu diesen düstern Inseln wallen
Einst staunend alle Völker hin.
Die blitzzerschlagnen Felsenthürme,
Die Klippen rings, die wilden Stürme
Sind nur Erinnerung an Ihn.

Fern unsern Ufern, wo er winseln
Die Völker hörte, deren Noth
Sein Ehrgeiz schuf, – zwei öde Inseln,
Sie gaben Leben ihm und Tod,
Damit von seiner ersten Stunde
Ein Donnerschlag nicht gebe Kunde
Der bangen Welt, daß nicht ein Stoß
Die Erd' aufrüttle, wild bewege,
Daß er im Frieden sterben möge
Auf seinem Feldbett, still und groß.

II.

Wie war er träumerisch am Morgen seines Lebens!
Wie ernst, gedankenvoll am Ende seines Strebens!
Sein toller Traum, er war nun ausgeträumt einmal,
Er hatte ganz durchschaut das Gaukelbild der Größe,
Des Ruhmes Eitelkeit, der Herrschaft Qual und Blöße,
Das Nichts der Zukunft, wenn erloschen ist ihr Strahl.

In Corsika, die ihn gebar, in Visionen
Sah er als Knabe schon den flücht'gen Glanz der Kronen,
Und seinen Schild umschwebt' ein kaiserlicher Aar.
In seinem stolzen Wahn hört' er in zwanzig Zungen
Ein Lied, vor seinem Zelt von seinem Volk gesungen, –
Dem Volk, das Ein Geschlecht von Nationen war.

III.

Jubelhymne.

»Heil, Heil Napoleon, Heil seinem hohen Throne!
Gott selbst hat ihm aufs Haupt gesetzt die Kaiserkrone,
Er herrscht vom Nil zum Don, und seine Knechte sind,
Ihm bücken Kön'ge sich vom ältsten Königsblute
Und Rom ist seinem stolzen Muthe
Grad recht zum Throne für ein Kind.

Um fernhin seinen Blitz zu tragen, den umkrallten,
Glühn seine Adler stets, die Schwingen zu entfalten.
Mit seinen Fahnen, roth vom blut'gen Schlachtenspiel,
Vereinigt er das Kreuz von Gold des großen Ivan,
Herr im Konklave, Herr im Divan,
Holt er den Halbmond sich vom Nil.

Der braune Mameluk, der Mann vom Gothen-Stamme,
Der Pole, dessen Speer aufblitzt, wie eine Flamme,
Sie gehen blind, wohin sie ruft sein kühnes Wort.
Ein Weltheer führt er an, und seine Legionen
Sind Stämme, Völker, Nationen,
Sein Wink ihr Sporn, sein Ruhm ihr Hort.

Hat dann sein Stolz erreicht, was er gewollt, der Sieger,
Schenkt als Almosen er ein Königreich dem Krieger,
Vor seiner Schwelle läßt er Könige das Gut
Bewachen, das er nahm, um unter seinen Sklaven,
Nach Festen oder nach Gefechten, sanft zu schlafen,
Wie auf dem Netz der Fischer ruht.

Den Kaiser-Adler-Horst wußt' er so hoch im Blauen,
In wolkenfreier Lust, in Räumen sich zu bauen,
Wo Stürme – meinen wir – nie brausen ihm ums Ohr.
Tief unter seinem Fuß nur kann die Wolke wettern.
Sein Haupt kann nie ein Blitz zerschmettern,
Er führe denn zur Höh' empor!«

IV.

Er fuhr empor, der Blitz! – Und rauchend fiel zusammen
Sein Adlerhorst, zerstört durch hundert Blitzesflammen;
Schwer büßt den Fürsten ihr Tyrann.
Man setzt' ihn lebend aus auf ödem Felsenherde.
Zur Überwachung gab dem Ocean die Erde
Den riesigen, gefangnen Mann.

Nie war in Helena ihm öd und schaal das Leben,
Wenn er am Horizont hinab am Abend schweben
Die Sonne sah mit neid'schem Blick,
Wenn er im Sand allein irrt' an des Ufers Säumen,
Und wenn ein Britte dann ihn riß aus seinen Träumen,
Und führt' in seine Haft zurück.

Verzweifelt hört' er nun, der Kriegsheld, sich verklagen,
Von denen, die noch jüngst in seinen Siegestagen
Ihn Gott genannt mit sklav'scher Lust.
Denn nur ein Echo war der Fluch der Nationen
Der Stimme, welche dumpf wehklagend, ohne Schonen
Verdammend, rief in seiner Brust!

V.

Fluch.

»Unheil! Verderben! Schmach! Fluch ihm und seiner Sache!
O Himmel, laß, o Erd', ihn fühlen deine Rache!
Am Boden liegt er denn nun endlich, der Koloß!
O fielen auf sein Haupt, auf seines Standes Reste
Die Thränen all, die er erpreßte,
Und all das Blut, das er vergoß!

Vom Strand der Wolga, Seine und Tiber, von den Mauern
Alhambra's, und vom Kreml, den kalt er, ohne Trauern
Verbrannt, von Vincennes und von Jaffa – überall,

Von Stätten blut'gen Mords und grauser Völkerschlachten
Soll ihn das Wehgeheul, der Fluch der Umgebrachten
Begrüßen mit des Donners Schall!

Umschwärmen soll ihn stets all seiner Opfer Reigen,
Zahllose Schatten, die dem Erdenschooß entsteigen,
Die Leiber Aller, die sein Arm gemordet hat,
Verstümmelt durch das Schwert, vom Donnerkeil zerbrochen,
Sie sollen, rasselnd mit den pulverschwarzen Knochen,
Verwandeln Helena ihm in ein Josaphat!

Er leb', auf daß er Tag für Tag und stündlich sterbe,
Er fühl' im Aug' einmal die Thränenflut, die herbe!
Von seinem Ruhm und Recht spricht er? – Ist er verrückt?
Die Schergen fesseln ihm die Hand mit Hohngeberde,
Die mit Vergnügen einst zur Erde
So manches Königshaupt gedrückt.

Durch Siege wollt' er, die sein Feldherrnglück errungen,
Auslöschen, was im Volk lebt an Erinnerungen:
Hochmüthig sah' er auf die Kaiser Roms herab,
Da blies der Herr, und ließ sein düstres Licht verrauchen,
Und gab ihm Zeit und Raum nicht mehr, als Alle brauchen,
Um sich zu legen in sein Grab.

Die Insel ist sein Grab. Doch während seines Lebens
Vergessen ist er schon. In Saint-Denis vergebens
Ließ er sein Marmorgrab zurichten, schmuck und schön.
Der Himmel wollte nicht, daß Könige mit Trauern
Des frechen Räubers Leib in den geweihten Mauern,
In ihrer Königsgruft ein Scheusal schlafen sehn !«

Vl.

Wie bitter schmeckt ein Kelch, geleert bis auf die Hefe!
Wie eisig spielt ein Traum, der endet, um die Schläfe!
Aufblüht ein junges Herz, von Hoffnung überthaut;

Ach, später, müd und satt, vor Schauer wird es beben,
Wenn von dem Ziel zurück aufs Leben
Der Blick, auf das verrauschte, schaut!

Du wandelst hin am Fuß des Bergs, den Riesennacken
Schaust Du, das Riesenhaupt mit Staunen an, die Zacken,
Die unerschüttert stehn, wenn Alles wankt und bebt,
Den grünen Mantel, der umschließt des Riesen Glieder,
Und seinen Wolkenkranz, der nieder
Auf die erhabne Stirne schwebt.

Doch steig' hinauf, beschau die Höhen Dir, die lichten!
Zum Himmel strebst Du auf ... und stehst in Nebelschichten:
Du kennst den Berg nicht mehr, wo blieb das lichte Bild?
Steinklumpen, Schluchten sind's mit schwarzen Tannenbäumen,
Wo Blitze sprühn, Wildbäche schäumen,
Die brüllen, wie der Donner brüllt!

VII.

Das ist des Ruhmes Bild, das treue:
Zuerst ein Prisma, reich an Glut,
Ein düstrer Spiegel dann der Reue,
Der zeigt den Purpur roth von Blut.
Gewaltig jetzt und dann geächtet,
Jetzt übermüthig, dann geknechtet,
Und preisgegeben jeder Schmach –
Hat zwei Geschichten er; wir sehen:
Jung sinnt er Siegesepopöen,
Alt seinen Niederlagen nach.

Auf beiden Inseln glaubt noch immer
Der Schiffer, der im Sturme wacht,
Wenn eines Meteores Schimmer
Um schwarze Klippen strahlt bei Nacht,
Den finstern Kapitän mit Grauen
Im Schatten, lang und starr, zu schauen,

Die Arme vor der Brust verschränkt:
Sein letztes Fest sei, daß im Streite
Er jetzt die Wetterstürme leite,
Wie er die Schlachten einst gelenkt,

VIII.

Statt Eines Reichs, das er verlor, zwei Vaterlande
Hat er, berufen weit durch ihn in Ruhm und Schande,
In Vasco's Meeren eins, und eins in Hannibal's!
Wenn man das Wunder nennt der Zeit, nach beiden Enden
Der Welt wird dann sein Nam' ein Doppelecho senden
Mit der Gewalt des Donnerschalls.

So, wenn in schwarzer Nacht die Bombe, ihren Bogen
Beschreibend, glühend kommt, mordbrennerisch, geflogen,
Und über Städten, die vor Schrecken zittern, kreist,
Dann gleich dem Geier, der im jähen Niederfallen
Den Boden grimmig peitscht mit Flügeln und mit Krallen,
Sich senkt und donnernd auf das Straßenpflaster reißt; –

So gähnt, noch lange nach dem Wurf, der weite Rachen
Des Mörsers, schwarz vom Rauch, umbraust von dumpfem Krachen,
Aus dem die Kugel stieg, die nun am Boden zischt;
Es raucht der Grund, es raucht der Ball, der, Blitze schwingend,
Kartätschen speiend, Tod im Tod dem Leben bringend,
Einschlägt und zündet und erlischt!

Juli, 1825.

An die Vendômesäule.

Parva magnis

Siebente Ode.

I.

Erhabnes Monument, Trophä', in Erz gegossen!
Auf festem Sockel frei und stolz emporgeschossen,
Zeugst du von Ruhm und – Rauch, und das ist dein Beruf.
Von Allem, was ans Licht gestellt der Held, der kühne,
Stehst aufrecht du allein; – hochragende Ruine
Des Baus, den ein Titane schuf!

Des großen Kaiserreichs, des großen Heeres Trümmer,
O Säule, letzter Strahl von dem erloschnen Schimmer,
Dich lieb' ich! Staunend sieht der Fremde deinen Bau.
Die Helden lieb' ich, hehr schon durch des Alters Weihe,
Der Siegesbilder lange Reihe,
Hier rundum ausgestellt zur Schau.

Die Krieger seh' ich neu belebt zum Kampf sich stellen,
Die einst des *Rheins*, des *Po*, der *Donau* blutge Wellen
Hinabgewälzt zum Meer; aufschau' ich stolz an dir.
Gleich dem Soldaten stellst den Fuß du auf die Beute,
Die Waffen, und vom Haupt als Helmbusch fliegt ins Weite
Dir einer Fahne stolze Zier.

Das Erzbild *Heinrichs* stell' ich gern mit dir zusammen,
Zwei Erzkolosse, die hell aus zur Ehre flammen
Der Heimath, – *der* der Lieb', und *der* des Hasses Sohn!
Ob unsern Wirren seh' ich euch unsterblich strahlen,
Du stammst von fremden Arsenalen,
Er vom Obol der Nation.

Wie oft, – du weißt es! – wenn die Nacht den Schleier eben
Umwirft dem bleichen Mond, und leis die Sterne beben,
Komm' ich und suche Trost, und mich erfrischt dein Strahl.
Mein Auge glüht, verschlingt die Bilder der Historie,
Ich nehm', ein dunkler Gast, mein Theil an all der Glorie,
Dem Hirten gleich beim Königsmahl!

Oft, *Frankreichs* Säule, Erz des Feindes, in der Stille
Horch' ich: – mir ist, als ob das Erz im Ofen brülle.
An deinen Wänden seh ich oft auf meinen Ruf

Die Krieger, rings zerstreut, empor zum Kampf sich raffen,
Und laut erschallt der Klang der Waffen,
Der Männer Schritt, der Pferde Huf.

Nie wagten Feinde dich, o Monument, zu höhnen,
Und, gingen sie vorbei, hat ihrer Schritte Dröhnen
Erschüttert nie dein Erz, stolz ragtest du und hehr.
Und lenkte je zu uns das Schicksal ihre Pfade,
Nie führten sie vorbei in müßiger Parade
Vor deinem Kampf in Erz ihr Heer.

II.

Wie? Hör' ich nicht Geräusch der Waffen und Geschütze
Von deinem Piedestal bis hoch hinauf zur Spitze?
O Säule, rühren nicht – ich meine sie zu sehn! –
Sich deine Krieger, um vom Erz herabzusteigen? ..
Auf einmal schwebt nicht mehr der Helden brauner Reigen
Zur Himmelshöh' empor, sie machen Halt, sie stehn...

»Tarent! Dalmatien! Treviso! Reggio!«... Namen
Von neuem Klang, doch hoch berühmt! Die Führer kamen,
Und ihre Adler, neu erwacht und lichtgetränkt,
Sie jagten feurig nach dem Doppelaar, im Dunkeln
Nur heimisch, dessen Blick, wo ihre Augen funkeln,
Sich, wie vorm klaren Licht der Sonne, niedersenkt.

Was ist es doch? – Warum, du Erzbild ohne Gleichen,
Seh' ich dein Heer vor Zorn erröthen und erbleichen?
Aufbraust es wie Ein Mann: – auf ihrem hohen Sitz
Traf sie ein Schimpf? Wer weckt die Schatten der Heroen,
Die Adler, die, um dich mit Flügeln schlagend, drohen,
Und deren starre Klau' umschließt den kalten Blitz? –

III.

Ha! – Meint der Feind, er könn' uns rauben das Gedächtniß,
Zerreißen Blatt für Blatt das herrlichste Vermächtniß,
Annalen, die das Schwert geschrieben, scharf und spitz?
Zielt er nach den Trophä'n, den tausend Donnerkeilen,
Die dieses Bild von Erz umschließt, mit höhnschen Pfeilen? –
Ein Erz-Bild – jeder Zoll ein Blitz!

Sucht an *Napoleon* er Rach' in unsrem Heere?
Will unsern Feldherrn er, den alten, Ruhm und Ehre,
Ihr Erbe, nehmen, ist ihr Recht nicht sonnenklar?
Zu schwach ist seine Hand, *die* Beute zu erraffen: –
In *Alexanders* Reich und in *Achilles'* Waffen
Theilt sich nur eine Heldenschaar.

Doch nein! – Wenn *Oestreich* auch des Stolzes Wunden brennen,
Die Sieger mögen sich nach ihrem Siege nennen,
Nach *seiner* Niederlag', – es stellt die Namen frei.
An Lehen hängt es mehr noch als an seinem Ruhme,
Und unsern Helden gönnt es ihre Wappenblume,
Um Lorbeern macht es kein Geschrei.

Wie? Hat dem Feind, weil er einmal den Sieg errungen,
All dieser Heldenruhm denn nie das Herz bezwungen?
Woher der trotzge Muth, das stolze, kühne Herz?
Hat er vergessen ganz die Lehren der Geschichte?
Mit welchen Augen liest er unsre Siegsberichte,
Die du entrollst, erhabnes Erz?

Ist diese Sprache nicht verständlich seinen Ohren?
Dann frag' er nach in *Wien*, er frag' an *Moskaus* Thoren,
Im *Escurial*, im Staub der Pyramidenwelt!
Die Fürsten frag' er doch, die stolzen, sterngeschmückten,
Die unter den Livreen vor Kurzem noch sich bückten
In einem staub'gen Kaiserzelt!

IV.

Wie mag *Europa* doch uns zu verhöhnen wagen?
Hat unsre Ketten nicht es gestern noch getragen?
Nun sollen *wir* ins Joch? – Wohlan, wir sind bereit:
Wir werden noch einmal dem Feind ins Auge schauen!
Verstümmelt hat man uns: – dem Löwen sind die Klauen
Vielleicht gewachsen mit der Zeit.

Den Kranz des Ruhmes raubt man uns durch Winkelzüge?
Bourbonen traten stets die Erbschaft an der Siege.
Die Kön'ge schirmten dich vor feindlicher Gefahr,
O Erz, der Lilie muß sich deine Palme gatten,
Und in des weißen Banners Schatten
Ruht deiner Adler Doppelpaar.

Es zuckt die weite Welt, erschüttert durch Vulkane,
Dumpf grollt *Amerika* fern überm Oceane,
Zum alten Glanz erhebt sich *Hellas*; *Stambul* brüllt!
Und *Lissabon* entringt sich schwer der Hand des *Britten*...
Das Volk der *Gallier* zürnt: nie soll von andern Schritten
Als seinen beben sein Gefild!

Ihr Fremden, hütet euch! Wir wissen nur zu handeln!
Der Friede wird uns nie in träges Volk verwandeln.
Es ist das Feld der Schlacht, das mächtig an uns zieht.
Wir drücken in die Hand, die lieber, ha, zu Schlägen
Ausholt, die Laute statt dem Degen,
Und Kampf und Streit ist unser Lied.

Ja, hütet euch! – Noch liegt nicht *Frankreich* so darnieder,
Daß einen Schimpf' es trüg'; und Feinde werden Brüder,
Und der Parteienkampf, wenn noch so herb, so roh,
Verstummt, wenn Unbill droht, und alle Hände regen
Gewappnet, einig sich: die *Vendée* wetzt den Degen
Sogar am Stein von *Waterloo* .

Ihr plündert Namen? – Wie? – So muß man sich bereiten,
Ganz andre Titel noch bei euch sich zu erstreiten?
Und statt der Namen, die erkämpft des Degens Blitz,
Für neue Taufen muß man sorgen unsrem Ruhme? –
Zeugt nicht von unsrem Heldenthume
Die Schrift auf eurem Kampfgeschütz?

Wie? Sollte Frankreichs Schild der Fremde je zerschmettern?
Sein Hammer sollte plump auf unser Wappen wettern,
Weil unsre Lauheit ihm dazu den Muth verleiht? –
Ha, wie der *Römer* einst, der Weltherr ohne Schranke,
So Krieg und Frieden trägst du noch, o kühner *Franke*,
In deines Mantels Falten heut.

Heut über *Cadix* stiegt dein Aar zum *libyschen* Sande,
Und über *Moskau* dringt er tief in *Asiens* Lande,
Und *Britten*, *Russen* und *Germanen* hetzt er matt.
Vor deinem Hörnerschall fällt Thurm und Wall zerrissen,
Und deine stolzen Fahnen wissen
Den Weg zu jeder Königsstadt.

Wenn feindlich deinem Glück sich andre Völker zeigen,
Dann wird vor dir, mein Volk, sich jedes andre neigen,
Für alle hat nicht Raum genug des Ruhmes Feld,
Die Staaten rund um dich, sie wechseln stets und weichen.
Vor deinem Sterne muß der andern Stern erbleichen,
Gehst du voran, dann folgt die Welt.

Legt *Oestreich* Schlingen uns, wir trotzen seinem Hohne.
Zwei *Frankenkaiser* schon zertraten seine Krone,
Und seinem Adler hat auf jeden Kopf im Zorn
An bleibend Mal gedrückt, – mit einem kräft'gen Stoße
Des Fußes that es *Karl der Große*,
Napoleon mit seinem Sporn.

Mein Volk, du hast nicht mehr den Adler, zu bedrohen
Die Stirnen mit dem Strahl, die kecken, allzuhohen,
Doch blieb die Lilie dir, der Oriflamme Blitz,

Dir blieb der *gallische* Hahn, zu wecken die entschliefen,
Und ruft er, kann dir auf, noch in der Nacht, der tiefen,
Die Sonne gehn von *Austerlitz* .

V.

Ich sollte schweigen, da doch meinen *Sachsen* -Namen
Jüngst meine Ohren auch im Lärm des Kriegs vernahmen?
Ha, unsrer Fahne folgt' ich stolz, die flog im Wind,
Ich, dessen Lied zum Klang der Kriegstrommeten paßte;
Mein erstes Spielzeug war des Degens goldne Quaste,
Und ein Soldat war ich, so lang ich war ein Kind.

Nein, Brüder, mag die Zeit des Harrens lang auch währen,
Wir alle wuchsen auf bei Säbeln und Gewehren,
Verdammt zum Frieden, ach, gefangne Adler nun! ...
Doch ist der Väter Ruhm zu schirmen uns beschieden,
Und unsrer Ahnen Wehr soll unbefleckt, im Frieden,
Vor jedem Schimpf gesichert ruhn!

Februar, 1827

Ende.

Ubi defuit orbis.

Achte Ode.

I.

Durchblättert hab' ich so die neuste Volks-Geschichte,
Ein Schicksalsbuch, darin: Ruhm, Siege, Strafgerichte, ...
Und immer klang, ein Kind der Zeit, mein Saitenspiel,
So ist ein großer Mann ... Verbrecher ... Menschheitsretter ...
Erschien, und in dem Buch von Erz dann eins der Blätter
Aufs andre mächtig schallend fiel.

Geschlossen sei das Buch der Wunder und der Schrecken;
Die unnahbare *Sphinx*, wir wollen sie nicht wecken,
Die, – Gott und Scheusal, – es bewacht in stummer Hut.
Nicht jedem Dichter glückt's, ihr Räthsel zu errathen,
Das Wort der Lösung schreibt den Reichen und den Staaten
Sie auf die Stirn mit Blut und Glut.

II.

Wir suchen's nicht, das Wort. – Doch dann, Poet, weßwegen
Willst du dich ruhig nicht zur stummen Harfe legen?
Warum erklingen läßt du deinen Unglückssang,
Stimmst tolle Lieder an und singst vor allen Thüren? ...
– Ein großes Volk, um es zu rühren,
Bedurfte meines Geistes Drang.

Der Revolution geliefert hätt' ich Waffen? –
– Ja, weil ein Chaos braucht, wer eine Welt will schaffen,
Weil Nachts ein Gott zu mir sprach in der Einsamkeit,
Und weil in meinem Lied für meine Volksgenossen
Ich das Jahrhundert, das verflossen,
Genüber stellte dem von heut.

Der Dichter braucht ein Volk, ein Herz, das ihn erfreue,
Durchleuchte, wärme, Glut ihm in die Seele streue,
Und eine Welt, um frei zu wandeln seine Bahn.
Und ist sein Geist einmal vom Ufer weggeflogen,
Um fortzustürmen auf den Wogen,
Ist ihm zu groß kein Ocean.

Hier dehnt der Genius im freien Raum die Flügel,
Schwebt über Tiefen hin und hohe Wellenhügel,
Thut Riesensprünge, tanzt, als wär's auf grüner Flur,
Und wirbelt ungestüm dahin im Sturmgetose,

Den Fuß auf einer Wasserhose,
Das Haupt im himmlischen Azur.

Mai, 1828.

Viertes Buch.

1819 – 1827.

Spiritus fiat, ubi vult.

Der Dichter.

Betrachte nun dein Opfer, Muse!
Lamartine.

Erste Ode.

I.

Laß den Verkannten ziehn in Ruh', o Welt, und quäle
Den Mann nicht, dem der Schmerz schwer lastet auf der Seele,
Genug schon drückt ihn sein Gewicht.
Bleib', eitle Sinnenlust, fern seinem strengen Leben!
Die Palme, die allein nur kann zur Höhe streben,
Wächst unter deinen Blumen nicht.

Er hat genug des Leids, laß deine Freud' ihn missen!
Ein jeder Schritt zum Licht empor aus Finsternissen
Ist ihm ein Weh; die Jugendzeit
Beweint er, die ihm viel zu früh, zu rasch entflogen,
Sein ganzes Leben, ach, das Rohr, das tief gebogen
Die Bürde der Unsterblichkeit.

Kindheit, dein süßer Reiz weckt ihm nur herbes Sehnen,
Dein schuldlos Lächeln und die Anmuth deiner Thränen,
Dein Glück, mit keinem Schmerz gemengt,
Dein Ruhn im süßen Nest, und, frei von jeder Bürde,
Dein Spiel, dein Rosenkranz, der rasch verwelken würde,
An seiner heißen Stirn versengt.

Sich und sein Lied verklagt er, seine Zeit mit Strenge,
Den Taumelkelch des Ruhms, in welchen, ach, in Menge
Der Wermuth bittrer Täuschung rinnt,
Den Wunsch, sich einmal ganz am Born des Glücks zu laben,
Sein Herz, den Genius, all diese Himmelsgaben,
Die, ach, der Himmel doch nicht sind!

II.

Weh! Läg' er schlafend doch auf seinem Lebenswagen,
Und störte nie der Neid, kein Jubelruf, kein Klagen,
Ihm seiner Träume heitern Tanz!
Könnt' er an seinem Ruhm arbeiten ganz im Stillen,
Und in sein Strahlenkleid, das blendende, sich hüllen,
Wie Engel in der Sonne Glanz!

Doch folgen muß er stets, wohin der Strom ihn tragen,
Fortreißen, vorwärts ihn mag oder rückwärts jagen,
Ihn stört der Menschen Lärm und Tand.
Sein ernstes Wort verhallt bei ihrem eitlen Lachen;
Zum Narrenstabe wagt ihr Uebermuth zu machen
Den Königsstab in seiner Hand.

Warum den König schleppt man fort aus seinen Reichen?
Soll hinterm Riesen ein Gefolg von Zwergen schleichen? –
Weltkinder, laßt ihn ruhig ziehn!
Ihm, dem Unsterblichen, seid ihr verlorne Söhne,
Ihr habt, – was sollen doch euch seine Saitentöne? –
Geräusch genug auch ohne ihn!

III.

Laßt ihn im Dunkeln! Muß er drum des Lichts entbehren?
Nein, eine Muse kommt, ihn himmlisch zu verklären,
Daß er von seinem Gram erwacht.
Des Himmels Boten selbst erquicken den Poeten,
Die Taube Christi kommt, der Adler der Propheten
Besucht ihn oft in stiller Nacht.

In heil'gen Stunden sieht er licht die dunkle Ferne,
Sieht Sonnen im Entstehn, und sieht erloschne Sterne,
Und schaut den Raum mit Licht erfüllt,
Erzengel sieht er ziehn im feurigen Gewande,
Und forscht den Formen nach, in die am Weltenrande
Das höchste Wesen sich verhüllt.

Seht ihr im Aug' ihm glühn den Strahl des ew'gen Lebens?
Und wißt ihr, daß sein Geist den Schleier nie vergebens
Zurück, den staubgewobnen, schlägt?
Und daß sein Flügel ihn, umstrahlt von goldner Helle,
Umflammt von rother Glut, ihn an des Himmels Schwelle
Und dann hinab zur Hölle trägt?

Ihr Sterblichen, so gönnt ihm denn in seinen Reichen,
Euch fern, zu weilen, dem sein wunderbares Zeichen
Gott aufgedrückt, um ihn zu weihn,
Ihm, dessen Augen mehr enthüllte Räthsel schauen,
Als je ein Todter sah im mitternächt'gen Grauen
Des Grabes unter'm Leichenstein!

IV.

Es kommt ein Tag, da glüht sein Geist in lichten Funken,
Der Dichter wird Prophet, der Welt, von Mordlust trunken,
Erscheint er, leuchtend wie ein Stern.
Er reißt die Tobenden zurück vom Wahnsinnspfade,

Und schauen läßt er sie das sanfte Licht der Gnade,
Und horchen dem Gebet des Herrn.

In seinem Geiste wohnt ein Geist aus höhern Welten,
Er spricht, wie Donner schallt des Sehers ernstes Schelten,
Sein Wort zerschmettert das Schaffot.
Zu Boden sinkt das Volk, und schaut zum hohen Sitze,
Zum *Sinai* hinauf, sein Haupt umspielen Blitze,
Auf seiner Stirne thront ein Gott.

August, 1828.

An Alph. von L.

Die Leier und die Harfe.

Alternis dicetis, amant alterna Camoenae.
Virgil .

... Und fingen an zu predigen mit andern Zungen
nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen.
Apostelgeschichte.

Zweite Ode.

Die Leier.

O Sohn *Apollo's*,schlaf' in feinem Lorbeerkranze,
Als König ehren dich die Musen, und ihr Chor
Läßt Träume dir um's Haupt sich drehn in lust'gem Tanze,
Es singt die Leier dir ins Ohr.

Die Harfe.

Erwach', o Jüngling, Sohn des Elends! Träume spinnen
Am lichten, hellen Tag um's Haupt dir einen Flor.
Ein armer Bruder sitzt, indeß du schlummerst drinnen,
Und harrt umsonst an deinem Thor.

Die Leier.

O Kind, dich tränkt' aus vollen Schaalen
Die Muse mit dem Göttersaft,
Läßt ew'gen Ruhm um's Haupt dir strahlen,
Und löst den Geist aus seiner Haft.
Der den *Olymp* gezeugt, den hohen,
Ist der *Parnaß! Saturn* mag drohen: –
Der Dichter ist's, der Götter schafft.

Die Harfe.

Die Mutter wacht' einst bei dem Kinde,
Die dich, o Mensch, zur Welt gebracht.
Dein Leben, wie ein Licht im Winde,
Glänzt, flackert, zittert in der Nacht,
Gott wies dir deinen Pfad auf Erden
Voll Dornen an und voll Beschwerden,
Und deinen Platz im Erdenschacht.

Die Leier.

Sing! – *Jupiter* regiert, und nicht der Gott der *Thorah!*
Venus umarmt den *Mars* und lacht. Die Lüste glühn,
Wo *Iris* strahlt, es glänzt die Flur vom Hauch der *Flora* .
O sing! – Vom Westen ziehn zum Osten, zur *Aurora*,
Die Götter leichtbeschwingt dahin!

Die Harfe.

O bet'! – Ein Gott nur ist! Ihm falte fromm die Hände!
Er ist's, der ewig sich verjüngt im Fluß der Zeit.
In ihm ist der Beginn von Allem und das Ende,
Er ist das Herz der Welt, das schlägt an ihre Wände,
Er lebt in der Unendlichkeit.

Die Leier.

Leb' einsam! – ruft die Muse leise,
Ja, suche Ruhe für dein Herz.
Entfliehe dieser Welt, – sei weise! –
Und dem Jahrhundert, kalt, wie Erz!
Bei deines Herdes stillem Glimmen
Hörst du der Zwietracht freche Stimmen
Durchbrüllen ferne Städte nur.
Was kümmert dich in deiner Ecke
Der Sturm, wie er das Land auch schrecke, –
Kaum bebt ein Strauch auf deiner Flur.

Die Harfe.

Gott straft die That des bösen Mannes,
Dem Frommen leiht er seinen Arm.
Wie aus der Wildniß einst *Johannes*,
Tritt muthig vor den Frevlerschwarm!
Geh hin und predige dem Volke:
Hört grollen ihr die Wetterwolke?
Des Ew'gen Langmuth, sie ist matt! –
Erschrecke die verlornen Söhne;
Und deine Stimme übertöne
Das Brausen einer großen Stadt.

Die Leier.

Der Vogel Gottes ist der Aar, und seine Wonne,
Das Feuer ist's, das nährt und zehrt, vom hohen Sitz

Des *Caukasus* erhebt er jauchzend sich zur Sonne,
Vom *Athos* fliegt er auf und wiegt sich auf dem Blitz.

Die Harfe.

Des heil'gen Geistes Strahl im Auge, schwebt die Taube
Vom Himmel nieder, die den Zweig des Friedens hält,
Sie, die der heilge Greis, der Jungfrau frommer Glaube
Verehrt, die einen Gott verkündigt dieser Welt!

Die Leier.

O liebe! – Vom *Olymp* herrscht *Eros* bis zum *Hades*,
Sein Licht brennt auf dem Thurm des *Bosporus* -Gestades.
Er hat einst *Troja's* Brand durch *Paris* angefacht.
Du lieb' als Schmetterling, und wechsle stets die Schönen:
Wer liebt, kann weinen nur und stöhnen,
Doch wer verliebt, der scherzt und lacht.

Die Harfe.

Satanisch ist der Haß. Doch göttlich ist die Liebe,
Drum suche dir ein Herz voll reiner, keuscher Triebe,
Und lieb' es! – Gottes Lieb', o nimm sie dir zum Ziel.
Zwei Liebende, verknüpft durch heil'gen Seelenfrieden,
Sind zwei Verklärte schon hienieden,
Zwei Himmelsbürger im Exil.

Die Leier.

Genieße! Denn zum Schattenflusse
Hinunter strömt des Lebens Fluß,
Der Weise labt sich am Genusse
Und gibt den Winden den Verdruß.
Und kommt der Tod dann blaß und hager,
Streckt lächelnd er die Hand vom Lager

Ihm hin; was muß, das mag geschehn!
Und in der Nacht, der morgenlosen,
Entschläft er sanft, wie unter Rosen,
Und träumt ein süßes Auferstehn.

Die Harfe.

Den Bruder stütze, wenn der Schwache
Irrgeht und wankt, in Leid und Lust!
Wer weint, den tröste, bet' und wache,
Und denke, daß du sterben mußst.
Der Sünder wähnt im Grabesschlunde
Das Nichts zu finden, wie im Grunde
Des Kelchs der Freuden dieser Zeit.
»Weh!« ruft er, wenn die Höll' ihn fodert,
Daß in ihm eine Seele lodert,
Und schaudert vor der Ewigkeit.

Der Dichter horchte still in seiner Jugend trüber
Frühdämmerung dem Lied der Beiden zu fern,
Und später stimmt' er oft dem Pindus gegenüber
Das Lied vom Carmel an, gestärkt vom Geist des Herrn.

April 1822.

Moses aus dem Nil.

Und die Tochter *Pharao* ging hernieder, und wollte
baden im Wasser, und ihre Jungfrauen gingen am Rande
des Wassers.

2 B. Mos.

Dritte Ode.

»Hommt, Schwestern! Früh am Tag ist kühler noch die Flut!
Der Schnitter weilt daheim noch in der Hütt' und ruht;
Still, einsam Fluß noch und Gestade,
Still *Memphis,* das noch schläft und kaum erst leise rauscht.
Kommt in das Dickicht, kommt, *Aurora* nur belauscht
Uns hier im keuschen Wellenbade.

Prangt meines Vaters Schloß nicht reich an schmuckem Tand? –
Ha, mehr entzückt der Strom mich und sein Blumenrand,
Als alle Gold- und Porphyr-Becken.
O wie der Vögel Lied im Freien mich erfreut!
So herrlich duftet nicht der Weihrauch, den man streut
Im Schloß, wie jene Rosenhecken.

Rein ist der Himmel, kommt, die Welle schläft am Strand!
In blauen Falten laßt das schimmernde Gewand
Hinflattern, aufgehängt am Strauche.
Nehmt Kron' und Schleier mir vom Haupt, wir scherzen heut
Und plätschern in dem Fluß, so lang das Spiel uns freut.
Gekost von Zephyrs lindem Hauche.

Kommt, kommt doch!... Ha... im Duft des grauen Morgenlichts,
Was seh' ich? – Schwestern, kommt, schaut hin!... O fürchtet Nichts,
Was schaukelt fern dort auf den Wellen? –
Ein alter Palmbaum, den hinunter treibt der Fluß,
Der aus der Wüste kommt, vielleicht um einen Gruß
Den Pyramiden zu bestellen? –

Wie? – Täuscht mein Auge mich? – Schwimmt dort im Morgenroth
Des Hermes Nachen nicht... der Isis Muschelboot...
Hingleitend auf des Wassers Tiefe?
Doch nein,... ein Kästlein ist's, darauf ein Kind,... es ruht
Im Arm des Schlummers, sanft gebettet auf der Flut,
Als ob's am Mutterbusen schliefe.

Erscheint sein schwimmend Bett, auf dem so süß, so fest
Es ruht, von fern nicht, wie der weißen Taube Nest,
An das sich rings die Wellen schmiegen?

In seinem Kissen wogt es, wie es treibt der Wind,
Auf dem bewegten Strom, der, spielend mit dem Kind,
In seinem Grab es scheint zu wiegen.

Es schreit, es wacht! – Jungfrau'n von Memphis, kommt geschwind! –
Grausame Mutter, die im Wasser mocht' ihr Kind
Aussetzen! – Schwestern, kommt zu Hilfe!
Es streckt die Aermchen aus,... die Woge schwillt und droht,...
Weh, keinen andern Schutz hat es vor jähem Tod
Als seine Wieg' aus leichtem Schilfe.

Ich rett' es! – Ha, ein Kind von Israel vielleicht...
Mein Vater tödtet sie, wo sie sein Arm erreicht,
Der Unschuld gönnt er nicht das Leben!
Wie hart! – Du armes Kind, komm her, dich bergen wir!
Ich will dir Mutter sein, das Leben dankst du mir,
Hab' ich es auch dir nicht gegeben.« –

So sprach zu ihren Frau'n die Tochter Pharao,
Iphis, als sie am Nil, des kühlen Morgens froh,
Durch Uferbüsch' und Blumen eilte,
Der Schönheit Göttin schien der jungen Mädchenschaar
Die Königstochter, als, der goldnen Schleier baar,
Die Herrliche die Wellen theilte.

Aufrauschend spielt die Flut um ihren zarten Fuß,
Sie schauert,... doch das Kind... es wimmert! – In dem Fluß
Fort schreitet sie mit zagem Gange.
Sie nimmt die süße Last,... da flammt des Stolzes Strahl
Zusammen mit dem Roth der Scham zum ersten Mal
Auf ihrer jungfräulichen Wange.

Das Knäblein auf dem Arm, durch Wellen, Schilf und Rohr
Geht langsam sie und steigt am Uferrand empor,
Die keusche, königliche Dirne.
Die Schwestern lächeln zu dem Kinde, staunend blickt
Es auf zu ihnen; hold verschämt und schüchtern drückt
Den Mund ihm Jede auf die Stirne.

Du aber, Mutter, die von Ferne schreckenbleich
Du deinem Kind gefolgt, tritt, einer Fremden gleich,
Hervor: denn Moses ist geborgen! Sei ruhig: wenn dein Arm auch heiß das Kind umflicht,
Die Freudenthräne, sie verräth bei Ihr dich nicht:
Noch weiß Sie Nichts von Muttersorgen!

Und als die Jungfrau, stolz und froh der guten That,
Von Mutterthränen feucht das Auge, selig trat
Zum grimmen König mit dem Kinde: –
Da sang der Engel Chor und jauchzt' um Gottes Thron,
Zur Erde trug ihr Lied und ihrer Harfen Ton
Herab der Hauch der Himmelswinde:

»O Jakob, sei getrost, nun endet Dein Exil,
Nicht länger weinen sollst Du am unheil'gen Nil.
Zum *Jordan* zieht das Volk der Frommen.
Trotz Deiner Feinde brichst Du bald der Knechtschaft Band,
Aus Gosen wanderst Du nach dem gelobten Land,
Der Tag der Freiheit ist gekommen!

Das Kind, das aus dem Strom durch einer Jungfrau Hand
Der Herr errettet, schlägt einst der *Aegypter* Land,
Befreit und führt Dein Volk zum Siege.
Ihr Sünder, beugt das Knie! So spricht des Herrn Befehl!
Hört: eine Wiege wird erlösen *Israel*,
Die Welt erlöst einst eine Wiege.«

Februar, 1820.

Aufopferung.

In urbe omnium mortalium genus vi pestilentiae

depopulabatur, nulla coeli intemperie, quae occur-

reret oculis. Sed domus corporibus exanimis, itinera

funeribus complebantur; non sexus, non aetas periculo

vacua.

Tacitus.

Vierte Ode.

I.

Ich preise Gott, den Herrn: die höchste aller Gnaden,
Das Leben gab er mir, ich sag' ihm freudig Dank.
Gesegnet sei der Herr, der uns zum Mahl geladen,
Wo Honig fließt und Wermuthtrank.
Mit Blumenschlingen sind umwunden unsre Ketten;
Nur, um das Leben sich zu retten,
Trägt Kümmerniß der Mensch und Noth.
Uns freut des Himmels Blau, entzückt das Licht der Sonne!
Ich danke Gott dem Herrn! Des Lebens süße Wonne
Ist's, die mit Glorie schmückt den Tod!

Unselig, wem verhängt es ist, umsonst zu sterben,
Ein Opfer, dessen Tod nicht Einem Leben bringt,
Der, wie der *Römer*, Heil nicht kann dem Volk erwerben,
Indem der Abgrund ihn verschlingt.
O jammerwürd'ges Volk, das, einem Fluch verfallen,
Hört seines Namens Ruhm verhallen,
Und seinen Stolz gebrochen sieht,
Gebrochen, ohne daß sein Fall die Welt erschüttert,
Daß die Erinnerung auf seinen Trümmern zittert,
Wie auf dem Sarg die Kerze glüht.

Wenn Gott die arge Welt will strafen, in den Mauern
Der Sünder hausen läßt er eine Geißel wild,
Die ein Jahrhundert lang die Welt erfüllt mit Schauern,
Und Stadt verödet und Gefild.
Aus schnödem Keime sproßt ein grauses Ungeheuer,
Ein schlechter Funke wird zum Feuer,
Der Riese wächst, es wächst die Noth.
Wohl flieht vor dem Gespenst, dem fürchterlichen Freier,
Die Stadt, er packt und drückt in wilder Hochzeitfeier
In seinen Armen sie zu todt.

Und wie herab auf's Feld die weißen Flocken fliegen.
So haufenweise fällt das Volk dahingerafft.
Und aus den Leichen saugt, die rings am Boden liegen,
Der Tod sich immer neue Kraft.
Das Ungeheuer mäht die Opfer, Schwestern, Brüder
Und Freunde allzusammen nieder,
Und wehrlos fällt ein ganzes Heer.
Von ekeln Greueln dampft und Moderduft der Boden,
Bleich irren, obdachlos, den gräberlosen Todten
Entflohn, die Lebenden umher.

II.

Im Circus sahn in Rom vom fernen, sichern Platze,
Bei Leichenfeiern zu die Bürger, ernst und klug,
Der blut'gen Metzelei, wo mit der Tigerkatze
Der Mensch sich, der Gefangne, schlug.
So drängt zusammen sich der Völker bunt Gewimmel,
Aufsteigt ein langer Schrei zum Himmel,
Zum fernsten Strande dringt der Ton.
Bang vor dem Ungethüm bewacht die Welt in Waffen
Die Menschen, die im Tod weg andre Menschen raffen,
Bedroht aus Angst, die sie bedrohn.

III.

Ihr in den Städten, sprecht, ihr *Sybariten*, schmecken
Die Freuden süßer nicht dem Gaumen selbst, der satt,
Wenn eine Geißel haust, viel ärger als der Schrecken
Des Bürgerkriegs, in fremder Stadt?
Und wie behaglich sinkt das Weltkind, fern der Schwüle
Des Krankenbetts, auf seinem Pfühle
In Schlaf, durchwürzt vom feinsten Duft!
Wie schlürft der Heimath Hauch sich wonnig ein, wenn leidend
Ein andres Volk sich härmt, und weint und, uns beneidend,
Einathmen muß des Todes Luft.

Ein Jeder schließt sich ein und lebt im Kreis der Seinen,
Die Mutter küßt ihr Kind, das lächelnd sie umschlingt,
Und fragt nicht nach der Stadt, wo jähen Tod dem Kleinen
Der Busen seiner Mutter bringt.
Bei Dem und Jenem glimmt ein blasser Mitleidfunken
Vielleicht, so lang sie, halb noch trunken,
Von einem Fest zum andern ziehn.
So sind die Sterblichen! Verhaßt ist alles Klagen;
Das größte Unglück läßt sie kalt, vorüber jagen
Die Glücklichen und sehn nicht hin.

IV.

Doch Edle gibt es auch, die ihre Brüder lieben,
Hochragend aus dem Volk, voll heil'ger Glut im Blick;
Du siehst das schönste Loos auf ihre Stirn geschrieben,
Glaubst sie bestimmt zum höchsten Glück?
Ein glänzender Triumph vielleicht wird ihnen blühen?
Läßt Hoffnung dieses Aug' erglühen,
Der sel'gen Zukunft süßer Wahn?...
So ist es, ach!.. Erscheint auf dieser öden Erde
Die Tugend, ruhig, sanft, und heiter von Geberde, –
Wir sehen für das Glück sie an.

Die Helden, die, auf Gott gestützt, ihr Leben wagen,
Sie gehen sichern Schritts mit heitrer Seelenruh

Dahin zum schweren Kampf mit jenen Völkerplagen: –
Ruft ein: »Lebewohl!« den Edlen zu!
Ihr Frau'n und Mütter, wollt ihr ihnen wohl mit Zähren
Das fromme Liebeswerk erschweren?
Laßt sie sich opfern, schickt euch drein!
Beklagt sie nicht! Wie dürft' ein andres Band sie ketten,
Wo Menschenleben sind allein durch sie zu retten,
Indem sie sich dem Tode weihn?

Sie gehn, sie treten ein in öde, düstre Gassen
Und sehen lebende Gespenster... Ach, sie schrein,
Die Armen, weinen laut, daß sie nicht ganz verlassen
Von Menschen sind in ihrer Pein.
Der Edlen Worte schon sind Balsam auf die Wunden
Der Kranken, die der Tod umwunden
Mit kalten Eisenarmen hält.
Das Scheusal knirscht, bekämpft im eignen Reich, wie weiland
Der Satan, als ein Gott als Opfer und als Heiland
Eintrat in die verdammte Welt.

Die reißen aus den Klau'n den Raub dem Ungeheuer,
Das Leben rufen sie, wie auch das Scheusal droht,
Zurück durch ihre Kunst, es jagt ihr kühnes Feuer
Selbst sein Geheimniß ab dem Tod.
Ist keine Rettung mehr, dann dringen an der Pforte
Des Grabes ihre Trostesworte
Noch lindernd in der Seele Grund.
Und wenn des Todes Pfeil zuletzt sein Haupt auch findet, –
Erst wenn der letzte Hauch dem Märtyrer entschwindet,
Verstummt auch des Apostels Mund.

V.

Ihr Glücklichen! Euch seh' ich unerreichbar ragen,
Ihr bändigt Seuch' und Tod, Euch schreckt kein Ungemach.
Die Menge mag erstaunt Euch zu bedauern wagen,
Ich wein' Euch eifersüchtig nach.

Weh mir! So werd' ich nie hingehn aus freiem Willen,
Der Armen Noth und Qual zu stillen,
An denen eine Seuche zehrt?
Und nie dem Sterbenden die Todeswehen lindern,
Und nie durch mein Gebet den letzten Fluch verhindern,
Der seinem bleichen Mund entfährt?

Kann ich ein Opfer nicht für meine Brüder werden?
Droht nirgends eine Pest, ein rühmliches Schaffot?
Gibt's Unterdrückte nicht, nicht Henker mehr auf Erden?
Winkt nirgends mehr ein Heldentod? –
Schlagt meinen Leib ans Kreuz, mag matt mein Haupt sich senken,
Und mögt Ihr mich mit Galle tränken –
Herr, Zeuge bin ich deines Ruhms!
Du bist's, dem unter Qual und Pein ich mich befehle,
Der schönste Engel ist, der führt zu Gott die Seele,
Der Engel des Martyriums!

December, 1821.

An die »Académie des Jeux floraux.«

At mihi jain puero coelestia sacra placebant,
Inque suum furtim musa trahebat opus.
Ovid.

Fünfte Ode.

I.

Ihr, die Ihr vom *Adour* zur *Rhone*
Des Liedes Reich beherrscht im Glanz der Musengunst,
Ihr Fürsten des Gesangs im Schmuck der Lorbeerkrone,
Ihr Weise, stolz und froh, ihr Helden auf dem Throne,
Ihr Meister in der Liebeskunst!

Schön, wie vor langen Jahren finde
Ich Eure Muse frisch, im hellsten Jugendglanz.
Das Alter geht vorbei an ihr, dem ew'gen Kinde,
Der Ruhm, der ihr sich naht, verdeckt mit einer Binde
Von Blüthen seinen Lorbeerkranz!

Seid mir gegrüßt! Zur Mutter kommen
Darf ich, das Kind, ich bring' ihr Blumen, bunt und frisch.
Daß Ihr mich einst geführt, dem Jüngling war's zum Frommen.
Als Bruder habt Ihr mich, den Fremdling, aufgenommen,
Und mich gesetzt an Euern Tisch.

Dem Kämpfer, der gesiegt, vertraute
Der Richter edler Kreis, voll Nachsicht und Geduld.
Und doch hatt' er noch nie als Ritter mit der Laute
Gelockt ein Burgfräulein, daß sie vom Söller schaute
Und lächelte dem Gast voll Huld.

Nie hatt', ein Jüngling noch, ein scheuer,
Von Feengärten er erzählt in fernen Gau'n,
Von Paladinen und von Troubadours, beim Feuer
Am Abend nie besang er Liebesabenteuer
Im Kreise schöner, heitrer Frau'n.

Von Liebesglück und süßen Scherzen
Laßt Andre singen! Mir lacht nicht die Frühlingsflur.
Dem Leid entquillt mein Lied, ich bin ein Sohn der Schmerzen,
Ich duld' und tröste, stets nur mit gebrochnen Herzen,
Ach, mit den Todten leb' ich nur.

Mai, 1822. 208

An Chateaubriand.

Der Genius.

Die Umstände sind es nicht, die den Menschen bilden, sie zeigen sie nur in ihrer wahren Gestalt, sie offenbaren, so zu sagen, das Königthum des Genius, die letzte Rettung absterbender Völker. Diese Könige, die nicht so heißen, aber als Könige herrschen durch die Stärke ihres Charakters und die Größe ihrer Ideen, sind erwählt durch die Ereignisse, die sie beherrschen sollen. Ohne Ahnen und ohne Nachkommen, die Einzigen ihres Geschlechts, verschwinden sie, sobald ihre Sendung erfüllt ist, und hinterlassen der Zukunft ihren letzten Willen, den diese treulich vollziehen wird.

F. Lamennais.

Sechste Ode.

I.

Weh Jedem, der dem breiten Pfade
Nicht folgt und hohe Träume hegt,
Der einen Strahl vom Geist der Gnade
In seiner stillen Seele trägt!
Weh ihm! Der Neid wird ihn verwunden,
Ein Geier, der zu allen Stunden
Ihm Pein bereitet, Harm und Qual,
Weil ein Prometheus er, ein neuer,
Mit kühnem Muth das heilge Feuer
Vom hohen Himmelsherde stahl.

Sein Auge sah des ewig jungen,
Des Ruhmes schimmernde Gestalt.
Und huldreich lächelnd hat bezwungen

Er ihn mit gleißender Gewalt.
So weiß mit zauberischen Blicken
Die falsche Schlange zu umstricken
Den Vogel, der im Laube zagt,
Er schwirrt, er flattert ihr entgegen,
Bis er ein Opfer ist erlegen
Des Blicks, der ihm so süß getagt.

Und sieht er auch belohnt sein Streben
Und seinen Namen ruhmbeglänzt.
Schmückt ihn der Lorbeer schon im Leben,
Der sonst nur todte Stirnen kränzt, –
Der Thoren Wahn wird ihn verklagen,
Und Haß und Mißgunst wird ihn plagen
Und grau ihm färben bald das Haar.
Erfüllt ist nun sein kühnstes Hoffen,
O Ruhm, dein Tempel steht ihm offen, –
Du führst dein Opfer zum Altar!

II.

Und doch, – wer trüge Schmerz und Plagen
Nicht gern und jede Ungebühr,
Küßt ihn in seinen Erdentagen
Des Himmels Genius dafür.
Und stammen nun die ew'gen Kerzen
In seinem Geist, in seinem Herzen,
Wem würde göttlich nicht zu Muth?
Wer würde vor dem Siege beben,
Wer möcht' im Glücke ruhmlos leben,
Winkt ihm des Ruhmes düstre Glut?

Du, der Du nicht zu Deinem Glücke
Bei uns geboren, dem geschenkt
Die Göttergab', um welche Tücke
Und Neid, Unsterblicher, Dich kränkt,
Du, bei der Nachwelt hochgepriesen, –

Was liegt daran, wenn Dich, den Riesen,
Der Hohn des Zwergenvolkes trifft?
Dem Genius huld'gen müssen Alle:
Sie haben Nichts als ihre Galle,
Nichts hat die Natter als ihr Gift.

Chateaubriand, o laß sie wüthen!
Der Schiffer lacht der stürm'schen Flut,
Wenn stolz sein Schiff, geschmückt mit Blüten,
Im Hafen wohlgeborgen ruht.
Lang unbekannt und unbeachtet,
Hast Du dem Sturm, der Dich umnachtet,
Getrotzt, bis Du erreicht den Strand.
So irrt' einst unbekannt der alte
Homer durch's Land, und mächtig schallte
Sein Ruhm dann über Meer und Land.

III.

Du flohst, als eine Frevlerbande
Zum Sklaven unser Volk gemacht,
Fern ist, im transatlant'schen Lande,
Des Jünglings Feuergeist erwacht.
Im Angesicht gewalt'ger Räume,
Prairien, Ströme, Urwaldbäume,
Gabst Du der Welt den Scheidegruß.
Dort auf den unbewohnten Fluren
Und Steppen hatte Gottes Spuren
Noch nicht verwischt des Menschen Fuß.

Der Sturm verflog. Wir sahn Dich wallen
Ins Land der Künste, wo noch schön
Virgils Lorbeer erblüht, – zerfallen
Die Mauern der Cäsaren stehn.
Du sahst in Griechenland nur Knechte,
Dem einst so herrlichen Geschlechte
Sang kein Tyrtäus mehr zum Sturm.

Die Häupter beugten sich und fielen,
Und auf dem Fels der Thermopylen
Stand der Tyrannen Schloß und Thurm.

Die weltberühmten Städte weinen:
Denn ihre Kinder kamen um.
Nur in zerstreuten Trümmersteinen
Lebt fort ihr alter Heldenruhm.
Die Götter sind entflohn! Zum Feste
Nicht kommen mehr geschmückte Gäste,
Kein Kampfspiel mehr! Nur Weh und Ach
Tönt statt der Festmusik, der hellen,
Der Donner nur der Dardanellen
Hallt in zerstörten Tempeln nach.

Aus Hellas zogst Du, dem entweihten,
Und sahst ein gottgeweihtes Land,
Wo aus den alten, hehren Zeiten
Manch ew'ges Monument noch stand,
Sahst eine Gruft, des Lebens Quelle,
Jerusalem und Zion's Wälle,
Wo jetzt ein Pascha Wache hält,
Die braunen Söhne der Numiden,
Carthago und die Pyramiden,
Des Todes starres Lagerzelt.

Und endlich warst Du heim nach Jahren
Mit einem reichen Schatz gekehrt,
Es war das Leid, das Du erfahren,
Und was die Fremde Dich gelehrt.
Dein Wort erscholl, das weise, scharfe,
Dann im Senat: – denn Deine Harfe
Hing an den Wassern Babylons;
Dir übertrug die ewig wache,
Die Freiheit ihre heilge Sache,
Dir, dem Vertheidiger des Throns!

Sei stolz, Du brachest manche Lanze,
Und setztest nie zurück den Fuß,
Ein Märtyrer im Doppelkranze
Der Tugend und des Genius.
Kühn schreit' auf Deinem Wege weiter,
Erleuchte Frankreich, wie als Streiter
Gedient Du Deinem König hast.
Die Anarchie, die freche Dirne,
Erblaßt vor Deiner ernsten Stirne,
Die vor Tyrannen nie erblaßt.

Mag Gruben Dir die Bosheit graben,
Mag Neid und Falschheit Dich bedrohn,
Du, Sohn des Genius, schwebst erhaben
Und ruhig über ihrem Hohn.
So überschaut die Wetterwolke,
Die hinzieht über'm Erdenvolke,
Am Cap der Vogel, einsam fliegt
Er hoch dahin, die Stürme kriegen
Tief unter ihm, er schläft im Fliegen,
Von Himmelslüften eingewiegt.

Juli, 1820

Das Mädchen von Otaheiti.

Was zögert er so lang? Sie harrt zum Tod betrübt.
Weh ihr! Er liebt sie nicht, die ihn so glühend liebt.

Alfred de Vigny,
Dolorida.

Siebente Ode.

»O sag' mir, willst Du fliehn? Und wird das Schiff von dannen
Dich tragen? – Weh, heut Nacht, ... ich harrte Dein so bang, ...

Ihr Zelt abbrechen hört' ich Schiffer, Segel spannen
Und lustig singen ... Oh, die heißen Thränen rannen
Mir nieder bei dem frohen Sang.

Dies Eiland willst Du fliehn! Lacht auf das Deine nieder
Der Himmel schöner denn? Ist's frei von jedem Fluch?
Beweinen, wenn Du stirbst, Dich dort wohl Deine Brüder?
Und decken sie Dir auch mit Blumen zu die Glieder,
Mit ewig grünem Leichentuch?

Denkst Du des Tages noch, wo Dich zum ersten Male
An dieser Insel Strand geführt ein holder Wind?
Du winktest mir von fern im stillen Schattenthale,
Nie hatt' ich Dich gesehn bei meiner Brüder Mahle, –
Doch kam ich, folgsam, wie ein Kind.

Schön war ich damals! Jetzt bin ich von Thränenbächen
Entstellt. O Fremdling bleib', o sei nicht hart, wie Erz!
Von Deiner Mutter laß, von Deinem Gott uns sprechen!
Sing mir aus Deinem Land ein Lied! – O bleibe! Brechen
Wird, wenn Du gehst, mein armes Herz.

Du bist mein Alles, sieh, ich halte Dich umwunden.
Wie kannst Du fliehn? Was that sie Dir, die Dich nur liebt?
Sanft will ich sein und gut, ich heile Dir die Wunden,
Den Namen geb' ich Dir in gut' und bösen Stunden,
Den Dir daheim die Mutter gibt.

Als Sklavin nimm mich an, ich labe Dich, kredenze
Dir Deinen Trank, Du winkst, ich folge Deiner Spur.
Sei freundlich mir, und schön bin ich aufs Neu und glänze.
Ach, flüchtig liebst Du nur, wie unsre Schwalb' im Lenze,
Dich lieb' ich, ... liebend leb' ich nur.

Weh, Du willst gehn! – Es harrt wohl eine Jungfrau drüben
Auf Deine Wiederkehr ... O laß mich nicht zurück,
Nimm mich mit Dir, o Herr, nie werd' ich sie betrüben,

Treu dienen will ich ihr als Magd, vielleicht sie lieben,
Nennst ihre Liebe Du Dein Glück.

Ach, meinen Aeltern fern, die stolz ihr Kind mich nennen,
Dem Wald, aus dem Du mich gelockt, den Blumen hier,
Den Palmen ferne wird mein Lebenslicht verbrennen,
Hier sterb' ich, muß ich mich von Dir, mein Leben, trennen,
Dort sterb' ich doch bei Dir, bei Dir!

Wenn die Banane je Dich gastlich hat empfangen,
Wenn Du mich je geliebt, verstoße mich nicht, ach,
Laß mich allein nicht hier! Sonst schwebt, wenn Du gegangen,
Auf einer Wolke bald, von glühendem Verlangen
Verzehrt, Dir meine Seele nach!« –

Und als im Morgenroth das flücht'ge Segel glühte,
Da war ihr Lager leer .. Wo leuchtet ihr Gesicht? ..
Im Wald, im Thal, am Fluß, der lichte Funken sprühte, –
Sie ward nicht mehr gesehn, die holde Mädchenblüthe;
Doch bei dem Fremdling war sie nicht.

Januar, 1821.

An Ulrich Guttinger.

Der Glückliche.

Beatus qui non prosper.

Achte Ode.

»Ich hass' euch, Götter! Was ich wünschte, schon dem Knaben
Habt ihr's gewährt: Ich will? .. Ich kann!
Ich hass' euch, Götter! Mich erdrücken eure Gaben,
Ihr laßt mir keinen Wunsch. Was hab' ich euch gethan?

Fern von den Säulen des *Herakles* bis zum Sunde
Leanders schwimmen Schiffe mir
Im Meere, mein Palast verschlingt, gleich einem Schlunde,
Den Schatz der Städte, wie der Fluren Frucht und Zier.

Des Spingquells Rauschen wiegt mich ein auf meinem Pfühle
Von Purpur, und die Laute klingt.
Jungfrau'n vom *Ganges* wehn mit buntem Fächer Kühle
Der heißen Stirne zu, wenn mich der Schlaf umschlingt.

An meiner Tafel mag der Parasit sich strecken,
Der, was ich selbst nicht mag, verzehrt.
Auf goldner Platte kann mir selbst der Fisch nicht schmecken,
Den sie mit Menschenblut in meinem Teich genährt.

Am *Tiberstrande* hab' ich Gärten und, wo Laven
Die Berge sprühen, Schloß an Schloß;
Und meine Länderei'n, bebaut von tausend Sklaven,
Ermüden, weit gedehnt, mein Auge, wie mein Roß.

Die Großen fürchten mich, mir lächelt *Cäsars* Gnade,
Es grüßt den mächtigen Patron
Im Wagen stets ein Schwarm Clienten, meine Pfade
Sind Marmor, und Porphyr mein Bad und mein Balkon.

Das Forum gähn' ich an, im Cirkus muß ich gähnen,
»Was nun?« – so frag' ich halb im Traum.
Mit einem Sklaven mäst' ich täglich die Muränen,
Und doch, auch dieses Spiel *Cato's* ergötzt mich kaum.

Ihr Schönen *Asiens* und *Europa's*, eure Pfeile
Berühren kaum mein todtes Herz.
Aus blankem Goldpokal tränkt mich die Langeweile,
Und mich beneidet noch des Armen blinder Schmerz?

Wie euer Segen hat noch nie ein Fluch getroffen.
Gebt meine Blüte mir zurück,

Ihr Götter, lieben laßt den Jüngling wieder, hoffen,
Nehmt hin all euer Gut für ein bescheidnes Glück! –

So seinen Göttern Hohn spricht *Celsus*, prachtumflossen,
Im Tempel hingestreckt, auf weichem Pfühl, verdrossen,
Indeß ein Märtyrer, der Gott im Himmel preist,
Aushaucht an dem Altar des Götzen seinen Geist.

1822.

Die Seele.

Ein dunkles Geschick umdüstert den Geist der Sterblichen; gleich Walzen rollen sie hin und her, mit einer Unzahl von Uebeln belastet ... Aber fasse Muth, der Mensch ist göttlichen Geschlechts! Wenn du, deines Körpers entkleidet, dich in des Aethers Räume erheben wirst, wird der Tod keine Gewalt über dich mehr haben, du wirst ein Gott sein, unsterblich und unwandelbar.

Pythagoras, goldne Sprüche.

Neunte Ode.

I.

Ein Sohn des Himmels flieh' ich dieser Erde Gaben
Und Ehren, all mein Stolz ist dieser Bettelstab.
Ein König bin ich, stolz, verbannt, der Nichts will haben,
Als seinen Thron, .. wo nicht, – ein Grab.
Mir ist der Staub der Welt verhaßt, ihr Lärmen, Schreien,
Still lebt ein freies Herz im Freien,
Stolz, einsam, am verborgnen Ort,
Nicht Herr, nicht Knecht; o laßt einsiedlerisch mich träumen
Und sinnen Tag und Nacht in meiner Wüste Räumen: –
Den Busch im Feuer such' ich dort.

O du, von Gott verdammt zur Trübsal und Beschwerde,
Gesellin unsrer Qual in dieser Zeitlichkeit,
O Magd, unsterbliche, du Pilgerin der Erde,
Du Königin der Ewigkeit,
O Seele, laß im Glück und Unglück stets im Dunkeln
Mir deine helle Leuchte funkeln,
Und bändige der Sinne Macht.
Dein goldner Herrscherstab sei meines Lebens Steuer,
Bewache du in mir der Tugend heil'ges Feuer,
Wie die Vestalin, Tag und Nacht.

Bist du es, deren Hauch um meine Leier fächelt, –
Die Leier, heilig, fromm, wie *Zions* harfe, rein, –
Die nächtlich mich besucht und himmlisch süß mir lächelt,
Lichtwesen du im Glorienschein?
O Himmelsjungfrau, laß auf meine ird'schen Ketten
Sich deine heil'gen Schwingen betten,
Und weihe mich zur Himmelfahrt.
Du Echo Gottes, willst du von geheimen Dingen,
Von Lieb' und Seligkeit mir leise Kunde bringen,
Von Engeln dir geoffenbart?

II.

Sahst du einst die junge Erde
Makellos, im Lichtgewand,
Als die Welt, die auf sein: »Werde!«
Ward, der Schöpfer gut noch fand?
Sahst im Paradiesesäther
Du den Ersten unsrer Väter,
Wie erwacht er Eva grüßt;
Sahst die erste Sonne prangen,
Die des ersten Engels Wangen
Roth am ersten Morgen küßt?

Sahst im heil'gen Wesenstrome
Du die lichten Furchen glühn,

Und hervor am Himmelsdome
Millionen Steine sprühn?
Wie Er dann, der Gott der Stärke,
All die Fülle seiner Werke
Sah mit Wohlgefallen an,
Aller Seelen Herr und Meister,
Er, der Flammenquell der Geister,
Aller Wellen Ocean?

III.

Und folgtest du dem Herrn auf seinem Siegerpfade,
Als aus des Wassers Schooß der Geist das Wort der Gnade
Zum hohen Aether trug, zum flammenden Palast,
Am Tage, wo vom Licht das Chaos ward geschlagen,
Und wie ein König, den erdrückt des Kampfes Last,
Der weg vom Schlachtfeld eilt besiegt, auf raschem Wagen,
Aus Gottes junger Welt entfloh in wilder Hast?

Sahst du, dem Himmel fern, den finstern König thronen,
Mit Qualen die – gleich ihm – Gefallenen belohnen,
Im Abgrund, der erfüllt mit Schrecken bis zum Rand,
Wo, wenn vom Erdentraum verrauscht die letzte Welle,
Erwacht der Sünder fühlt der Reue heißen Brand,
Im Schlund, in den ein Gott einst trat, als er von Hölle
Zu Hölle jäh den Tod verfolgt' und überwand.

IV.

Den Ew'gen zeige mir, wie er zum Reich gegeben
Einst dem Atom den Raum, die Zeit dem Eintagsleben,
Das Dunkel, öd und leer, das stille Grab der Nacht,
Die Donnerwolk', in der die Blitze sich begegnen;
Und den Kometen, den verwegnen,
Der weit am Himmel dehnt des Schweifes Strahlenpracht.

Gesellin, mächtige, es schwebt aus deinem Flügel
Von Blume fort zu Blum' und über Thal und Hügel,
Zurück zum Eden, draus der Mensch verbannt, mein Geist,
Des Ew'gen Schleier hebt er auf, die Erdenschranke
Weit überfliegt er, mein Gedanke
Ist eine Welt, die durch endlose Räume kreist.

V.

Fallstricke drohen dir im Dunkeln, meine Seele:
Sei dem Gefangnen gleich, der hinterm Riegel wacht!
Im Heer der Feinde schau dich um, die Feuer zähle
In ihrem Lager! Daß zur Scheibe nie dich wähle
Der Feind, sei wachsam Tag und Nacht.

Ich bin der Mann nicht, der den Hochmuth zum Berather
Sich nimmt, der reiner Lieb' entfremdet irrt, der Thor,
Der *Dagon* opfert statt *Jehovah,* seinem Vater,
Und ohne Führer schweift am Rand erloschner Krater,
Ein Wandrer, der den Weg verlor;

Die Blumen Edens wagt sein Hauch nicht zu berühren,
In aufgeputzter Blöß' erscheint vor Gott er nicht,
Wie ein verstoßner Sohn, den irre Pfade führen
Als Bettler heim; er steht vor seines Vaters Thüren,
Und Thränen netzen sein Gesicht.

»Sieh da, der Sünder! mag dann wohl ein Engel sprechen.
Er trank vom süßen Gift, das elend ihn gemacht.
Die Unschuld wird belohnt, er büßt für sein Verbrechen,
Vor Gott verworfen ist die Seele dieses Frechen!
Er schlief, indeß der Herr gewacht.« –

Du aber, – kehre bald aus dieses Staubes Zelle,
Du Strahlende, zurück zur ew'gen Strahlenflur,
Und steige rein empor zu deiner ersten Quelle

Und wie die Sonne Nichts mitbringt als ihre Helle,
Bringst mit du deine Liebe nur.

VI.

Weh dir, unsel'ger Thor, der in verkehrtem Streben
Den Geist nicht ahnt, der dich beherrscht und alles Leben,
Den selbst des Grabes Ruf zur Buße nicht bewegt.
Dein Geist ist ohne Schwung, dein Herz zu kalt zum Brennen,
Nie wirst du deine Seel' erkennen,
Ein Blinder irrst du, der umsonst die Fackel trägt.

Juni, 1823.

Lied der Arena.

... Ihr hell umschienten Achäer.
Rings für die Reisigen stehn Kampfpreise, zu ehren die Sieger.

Homer.

Zehnte Ode.

Geehrt ist der Athlet von Allen,
Dem die Arena bot den Preis,
Unsterblich wird sein Name schallen,
Dem Sieger huldigt Kind und Greis.
Die Völker preisen ihn vom Rande
Der Welt, vom eisig kalten Lande,
Wo seinen Schlaf der Winter hält,
Bis zu Aurora's goldnem Schlosse,
Wo fern am Meer die Sonnenrosse
Laut wiehern in die Morgenwelt.

Olymp'sche Spiele!. .. Kränze flechten
Laßt uns aus Lorbeer und Acanth!

Der Götter Fluch dem Ungerechten!
Der Alten Heldenmuth im Fechten
Erwache neu in uns entbrannt!

Kommt all, auch aus dem fernsten Reiche,
Apollo's Priester naht und pflückt,
Daß er ihn Euch, den Siegern, reiche,
Den Kranz vom Laub der alten Eiche,
Der Milons Stirne schon geschmückt;

Von Paphos, wo die Taube brütet
Der Venus, Tyrus und Korinth,
Vom Strande, wo die Scylla wüthet,
Vom Athos, den der Adler hütet,
Wo Sonn' und Stern' ihm näher sind;

Kommt von den Inseln all, den schönen,
Des Archipel, von Kreta's Strand,
Von Rhodus, reich an Heldensöhnen,
Die, wo des Ares Hörner tönen,
Fortkämpfen bis zum Grabesrand;

Kommt aus der Stadt, der wundervollen,
Des Cekrops, schmuck und farbenbunt,
Von Argos' erntereichen Schollen,
Von Lemnos, wo die Donner rollen,
Von Sparta kommt und Amathunt.

Die Gynäce'n und Tempel glänzen
Mit Blumenflechten reich verbrämt,
Wie unter bräutlich schmucken Kränzen
Jungfrau'n die Stirn bei Reigentänzen
Verhüllen züchtig und verschämt.

Seht die Archonten und Ephoren
Dort auf der Bänke vordern Reihn,
Die jungfräulichen Kanephoren

Sie wuschen, weihten die Amphoren
Nach eleusin'schem Brauche rein.

Die Pythia, Traumdeuter fragte
Um Zeichen man, den Opferduft;
Des gelben Geiers Feder jagte
Zur Stunde, wo's im Osten tagte,
Man Antwort suchend in die Luft.

Dreifüße, zwei, mit Pracht verzierte, –
Wer siegt im Wettlauf, nennt sie sein;
Dazu den Becher, den berührte
Einst Bacchus, als er kostend führte
Zum Mund den ersten Tropfen Wein.

Und wer den Discus warf inmitten
Der Kämpfenden am weitsten fort,
Der hat die Urne, schön geschnitten
Von Phlegons Künstleihand, erstritten,
Sein Nam' erschallt von Ort zu Ort.

Und wem des Ringers Künste glücken,
Dem wird der Chlamys stolze Gab'
Aus Sidon, reich in allen Stücken,
Die Hermes und Poseidon schmücken
Mit Dreizack und mit Schlangenstab.

Ihr Kämpfer alle, stark, wie Eisen,
Steigt aus dem Bade, salbt euch, ringt,
Damit die Dichter euch, die weisen,
In stolzen Feierhymnen preisen,
Ein Pindar euch unsterblich singt.

Geehrt ist der Athlet von Allen,
Dem die Arena bot den Preis,
Unsterblich wird sein Name schallen,
Dem Sieger huldigt Kind und Greis.
Die Völker preisen ihn vom Rande

Der Welt, vom eisig kalten Lande,
Wo seinen Schlaf der Winter hält,
Bis zu Aurora's goldnem Schlosse,
Wo fern am Meer die Sonnenrosse
Laut wiehern in die Morgenwelt.

Januar, 1824.

Lied des Circus.

Panem et circenses.

Juvenal.

Elfte Ode.

Cäsar, Großmüthigster, zum Feste,
Das Du bereitet, nahn die Gäste
Von Ost und West, beim Hörnerklang.
Heil Dir, Unsterblicher, Gerechter,
Augustus' Erbe, Heil! Die Fechter,
O Cäsar, grüßen Dich auf ihrem Todesgang.

Roms Kaiser bringt allein von Allen, die da thronen,
In warmem Menschenblut den Göttern Libationen.
Bei unsern Festen ist der Tod willkommner Gast.
Die Ungeheuer sind nur da, uns zu ergötzen,
Der Circus raucht von Blut, Hyrkaniens Tiger hetzen
Wir auf Barbaren, – Mensch und Bestie schnaubt und rast.

Kolosse, hoch gethürmt, Erzriesen, Porphyr-Vasen,
Schiffsanker, Fahnen rings, von Zephyrn aufgeblasen,
Die um die Marmorwand des Todtenfelds sich reihn;
Zum Himmel steigt empor des Weihrauchs duftge Wolke:
Denn des Gemetzels Dampf – so ist's dem Römervolke
Genehm – muß stets vermischt mit würz'gen Düften sein.

Die Eisenthore thun sich auf, die Riegel knarren,
Die Menge preßt sich durch, sie will nicht länger harren,
Die Panther fahren auf vor Schreck im dunkeln Stall.
Und brausend, brüllend wälzt mit tausendstimmigem Rufen
Ein Strom, der überschäumt, hinan die Marmorstufen
Das Weltbeherrschervolk sich, ein gewalt'ger Schwall.

Im Stuhl von Elfenbein schon sitzen die Aedilen;
Flußpferde schwimmen plump daher mit Krokodilen
Im breiten Graben, der sich um den Circus schlingt.
Dumpf von fünfhundert Leu'n dringt das Gebrüll zum Ohre
Des Volks, Bestalinen antworten sich, dem Chore
Der Chor, der den Altar des keuschen Feuers bringt.

Glutäugig, Hals und Brust entblößt, mit losem Haare,
Stellt frech die Buhlerin den Dreifuß zum Altare;
Cypressenlaub umhüllt das heilige Asyl.
Die Senatoren gehn in breitverbrämten Togen,
Ein Schwarm von Königen kommt ihnen nachgezogen
Und Sklaven, ihr Gefolg, und der Clienten viel.

Bei jeder Jungfrau sitzt ehrwürdig die Matrone,
Auf der Tribunen Ruf erscheinen an dem Throne
Die Prätorianer, die sich dicht im Kreise reihn.
Der Chor der Cybele, die Priester, singen, Possen
Reißt eine Gauklerschaar, am Gangesstrom entsprossen,
Bis sich die Fechter nahn, die sich dem Tode weihn.

Ha, die Gefangnen! – Die Zuschauer klatschen, rufen
Den Fechtern drohend zu, die an den Tempelstufen
Des Manes Cäsar fing, der Irmensul entrückt.
Sie treten ein, – es nennt der Lictor jeden Namen, –
Die zum Vergnügen Roms hieher zu sterben kamen,
Ein Brandmal an der Stirn, vom Consul aufgedrückt.

In ihren Reihen gehn Judäa's Söhne schweigend,
Die Häupter unter'm Druck geheimer Schande neigend,
Dann Gallier, – trotzig schaun sie sich, verwegen um, –

Verworfne Christen, die zum Tod gelassen gehen,
Nicht murrend, seufzend um sich nach den Henkern sehen,
In Demuth leiden sie und sterben wehrlos, stumm.

Bald speit die Mauer, starr von Schwertern und von Spießen,
Die Bestien aus, die jäh hervor, laut brüllend schießen,
Und auf die Beute stürzt sich das Gethier ergrimmt. –
Ein Purpurbaldachin dehnt über'm Kaisersitze
Sich aus, damit das Licht, so lang die Sonnenhitze
Auf's Schlachtfeld brennt, dem Herrn ins Auge milder glimmt.

Cäsar, Großmüthigster, zum Feste,
Das Du bereitet, nahn die Gäste
Von Ost und West, beim Hörnerklang.
Heil Dir, Unsterblicher, Gerechter,
Augustus' Erbe, Heil! Die Fechter,
O Cäsar, grüßen Dich auf ihrem Todesgang.

Januar, 1824.

Lied des Turniers.

Ihr Liebesritter, zu den Engeln dort,
Den himmlischen, blickt auf, zu dem Balkon;
Erstreiten werdet ihr der Ehre Hort,
Dem tapfern Kämpfer wird der Minne Lohn,
Alte Ballade.

Zwölfte Ode.

Thut auf die reiche Hand, ihr Ritter, spendet milde
Dem Waffenknecht! – Kommt all herein, ob ihr im Schilde
Den schwarzen Mantel weiß gefleckt von Agra führt,
Ob Frankreichs Lilien, ob mailändisches Gebilde,
Der grüne Drach', ob ihn das Kreuz von Spanien ziert.

Schon geöffnet sind die Schranken,
Und der Grieswart ritt im Kreis.
Hoch von allen Thürmen schwanken
Stolze Banner grün und weiß.
Und es jauchzt das Volk im Kreise
Und die Wimpel küssen leise
Sich im Winde, fern und nah.
Herold mit dem Silbergreife,
Am Goldgürtel an die Schleife
Häng' ihn der Dalmatica.

Bäum' und Dächer sind voll Leben,
Und die Glocken schallen laut,
Ein Turnier, ein Fest soll's geben,
Werth, daß es ein König schaut.
Und die Königin, guter Dinge,
Gab zum Fest zwölf Silberlinge
Aus dem Sparschatz, und dabei
Kaufte zwölf gefangne Christen
Von den Mohren an den Küsten
Afrika's voll Huld sie frei.

Edle Ritter, in die Mitte
Tretet, eh' das Horn erklingt,
Hört das Wort, nach Recht und Sitte,
Das des Königs Bote bringt.
Schweigend hört die hohe Lehre!
Wer unfolgsam greift zur Wehre,
Gottverflucht ist dessen Schwert.
Laßt euch nicht vergeblich mahnen,
Folgt dem Spruch, den eure Ahnen
Gottes heil'ges Wort gelehrt.

Singt der Psalmen heilge Weisen,
Saint-Denis, den Schutzpatron,
Jesum und die Engel preisen
Sollt ihr in andächt'gem Ton.

Auf das Evangelium schwöret,
Daß der Ehr' ihr nur gehöret,
Sie sei euer Hort und Stern,
Daß dem König euern Degen
Ihr zu Füßen möget legen,
Wie die Seele Gott dem Herrn.

Schwört, Barone, schwört, ihr Recken,
Auf das Sanctum, daß ihr wollt
Nie mit schnödem Schmutz beflecken
Eurer Sporen klares Gold;
Nie in eurer Burgen Hallen
Schinden Bürger und Vasallen;
Eure Hände haltet rein;
Für die Wittwen, für die Waisen
In der Noth soll euer Eisen
Immer ohne Scheide sein.

Ritter, seid in Art und Mienen
Jenen alten Helden gleich,
Karln und seinen Paladinen,
Denkt an Arthur und sein Reich.
Weh dem Feigen, der mit schlechten,
Schwarzen Künsten wagt zu fechten,
Und der siegt durch Zauberbann,
Fluch dem Ritter ohne Ehre,
Der bekämpft des Feindes Speere
Mit dem sünd'gen Talisman.

Schleifen wird man seine Veste,
Seine Thürme, hoch und stolz;
Seines Leibes schnöde Reste
Baumeln an dem Galgenholz!
Und mit denen, die da zaubern,
Mit den Geistern, den unsaubern,
Weh, verdammt zu ew'ger Pein,
Bei dem Hexensabbath drehen

Wird, gepeitscht von Höllenwehen,
Sich ihr schlotterndes Gebein.

Doch gefeiert ist der Name
Jedes Ritters, fromm und treu,
Auf die Leinwand stickt die Dame
Seinen Namen ohne Scheu.
Und die Troubadoure preisen
In unsterblich schönen Weisen
Seinen Stahl, so rein und klar.
Seine Gruft umschweben Feen,
Dienen seinen Siegstrophäen
Muß zum Sockel ein Altar.

Knappen, Ritter ohne Fehle,
Das Turniergesetz, ein Fels
Steh es fest in eurer Seele,
Und der Brauch des Carrousels.
Felonie wird schwer gerichtet,
Vor den Schönen steht vernichtet,
Wer verletzt der Ordnung Band.
Hat verdammt der Spruch der Richter
Die ehrlosen Bösewichter,
Dann bestraft sie Frauenhand.

Thut auf die reiche Hand, ihr Ritter, spendet milde
Dem Waffenknecht! – Kommt all herein, ob ihr im Schilde
Den schwarzen Mantel weiß gefleckt von *Agra* führt,
Ob *Frankreichs* Lilien, ob *mailändisches* Gebilde,
Der grüne Drach', ob ihn das Kreuz von *Spanien* ziert.

Januar, 1824.

Der Antichrist.

Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der
Satanas los werden aus seinem Gefängniß;

Und wird ausgehen, zu verführen die Heiden an den
vier Oertern der Erden, den *Gog* und *Magog* .

Offenbarung Johannis

Dreizehnte Ode.

I.

Ja, er wird kommen, – wenn versiegt der Tage Bronnen,
Die letzte Finsterniß die Welt zur Wüste macht,
Wenn, wie das Auge bricht des Sterbenden, die Sonnen
Erblassen an der Stirn der Nacht;
Wenn in dem Abgrund dumpf es braust gleich Wetterbächen,
Wenn seine Schaaren zählt, die frechen,
Der Satan, musternd seine Macht;
Wenn von der Wucht der Last, die sie so lang getragen,
Erdrückt zum Brechen, wie ein alter, staub'ger Wagen,
Die Himmelsaxe stöhnt und kracht.

Ja, er wird kommen, – wenn der Mütter Herzen bluten,
Wenn ihres Leibes Frucht vor Schreck zusammenfährt,
Wenn keine Seele mehr der Leiche folgt des Guten,
Noch seine Gruft mit Thränen ehrt;
Und wenn der Mensch im Schiff der Zeit dem uferlosen,
Dem Meer der Ewigkeit zusteuernd hört das Tosen
Der Flut, die grollend braust und gährt.

Ja, er wird kommen, – wenn der alte Bund von Sünde
Und Haß und Stolz gelöst, wie Spreu im Wind, verweht,
Und wenn die Völker schaun, wie der Vernichtung Schlünde
Sich der verkommnen Welt aufthun, dem greisen Kinde,
Wie Stern an Stern sich stößt und hell in Flammen steht,
Und durch des Himmels Raum, – gleich einem Wirth, der Gäste

Erwartend durch den Saal hinschreitet vor dem Feste, –
Still hin und wieder, groß, der Schatten Gottes geht.

II.

Er kommt! – Den Menschen wird das Haar empor sich richten: –
Er wirft das Lösegeld Gefangner weg im Zorn,
Aussendet ihn der Herr, den Weinberg zu vernichten,
Und zu zerschlagen Obst und Korn.

Die Völker wissen sich vor Angst nicht mehr zu retten:
Ob er wohl Kronen oder Ketten
Einst trug in einer andern Welt?
Sie martern sich umsonst, das Räthsel zu erkunden:
Sind's Strahlen, ist's die Glut der Blitze, die umwunden
Sein Haupt, das unnahbare, hält?

Bald wird sein Angesicht des Himmels Reiz entlehnen,
Und einen Engel wird das Volk zu schauen wähnen,
Hell leuchtet, klar sein Leib, getaucht in Strahlen ganz,
Sein Auge lächelt sanft, noch feucht von süßen Thränen,
Wie auf des Frühlings Stirn *Aurora's* junger Glanz;

Bald wird er häßlich sich, ein schwarzer Drache, zeigen,
Erzklau'n am Flügelpaar, entsetzlich, riesengroß,
So saust er durch die Luft; mit Schrecken füllt sein eigen
Geheimniß ihn; der Höll' entsteigen
Läßt wüsten Qualm er, wenn er stampft der Erde Schooß.

Wenn seine Stimme schallt, wird bang die Schöpfung schweigen.
Zur Wüste wird die Stadt, weht sie sein Hauch nur an,
Er wandelt durch die Luft, er lenkt der Winde Reigen,
Und fährt auf feurigem Gespann.
Er zähmt des Feuers Wuth, gebeut den Wellenrossen,
Und unter seinen Füßen sprossen
Lenzblumen selbst im Wüstensand.
Die Sterne neigen sich herab, sein Haupt zu krönen,

Die Todten schütteln sich, wenn seine Worte tönen,
Als löste sich des Schlummers Band.

Ein ausgetretner Strom, ein Berg voll schwarzer Laven,
Das ist er, Freunde hat er nicht, er hat nur Sklaven,
All seine Größ' ist nur der Welt zur Qual und Pein.
Erobrer, König nicht, ein Nachtgespenst, der Schrecken
Der Völker, die vor ihm im Staub sich niederstrecken,
Nicht Hirt und Heiland, – Herr und Meister will er sein.

Er scheint entrückt der Welt, die ihm sich beugt mit Beben,
Trägt eine fremde Last, und lebt ein fremdes Leben,
Kein Wechsel rührt ihn an, nie altert sein Gesicht.
Doch pflückten wir für ihn Maiblumen, – sie verdorrten.
Mann ohne Glaub' und Treu ist fremd er aller Orten,
Und eine Heimath hat er nicht.

Erwartung kennt er nur, nie wird ihm Hoffnung keimen,
Sein Geist, von Stürmen, wie die Meerflut, heimgesucht,
Schaut auf Unwissende mit Neid nur im Geheimen:
Sein Wissen trägt ihm bittre Frucht.

Dem Henker trotzt er, der das Richtschwert hat gezogen,
Still, wie vorm Sturm des Meeres Wogen,
Stumm, wie der Tod; sein Herz erwarmt
Niemals, ein Kampfplatz ist's, auf dem in böser Stunde
Der Frevel, mit der Reu' in bösem Ehebunde,
Die Widerstrebende umarmt.

Ergreifen wird er rasch den Rest der Zeit, die endet,
Auslöschen wird sein Arm des letzten Leuchtthurms Glut.
Gott, der den eignen Sohn einst darben ließ, verschwendet
An ihn, den höllischen *Messias,* Gold und Gut.
Er fröhnt der wilden Lust, die er durch Raub gewonnen,
Sein Auge glüht, so lang er schwelgt in seiner Macht,
Von leiser Scham, erstickt im Taumel falscher Wonnen,
Vom Stolz, der sich erhebt aus der Verzweiflung Nacht.

Der Hölle Botschaft bringt den Menschen er und zwischen
Den Waizen der Vernunft sät Irrthum er und Wahn.
Im Becher weiß er Gift und Honig schlau zu mischen,
Und beut den duft'gen Trank den falschen Weisen an.
Wie eine Mauer, um die Welt von Gott zu trennen.
Stellt er sich zwischen sie mit frechem Hohn und Spott.
Die Sprache reicht nicht aus, die Frevel all zu nennen,
Der Atheist erblaßt und spricht: »Das ist mein Gott!«

III.

Wenn er, der Herold dann geheimnißvoller Schauer,
Verbrechen aufgehäuft und Sünden mannigfalt,
Und wenn die Tugend, wenn der Glaube sieht mit Trauer,
Wie leer die Herzen sind und kalt;
Wenn mit dem Cains-Mal gezeichnet er die Seinen,
Die allzuhauf vor ihm erscheinen,
Und seine Schaaren stehn bereit,
Verschwinden wird er dann von diesem Erdenrunde,
Und seinem Reiche schlägt zugleich die letzte Stunde
Mit dem Beginn der Ewigkeit.

1823.

Epitaph

Hic praeteritos commemora dies, aeternos meditare.

Vierzehnte Ode.

Jung, thöricht, oder alt und weise,
Wer du auch seist, der du verirrt dich drehst im Kreise,
Durch alle Himmel fliegst, wie Wolken, ohne Ruh,
Warum der Ferne eilst du zu?
Ist hier, o Wandrer, nicht das Ziel schon deiner Reise?

Der Tod hat meinen Ruhm bedeckt mit dunkler Schmach,
Kaum ist mein Name noch auf diesem Stein zu lesen,
Er, dessen Glanz ins Aug' einst manchem Neider stach.
Ich bin ein Nichts, umsonst forscht jetzt dein Auge nach,
Ob deines Ruhms ein Theil vielleicht einst mein gewesen.

Ich ging wie du am Wanderstab
Durch's Leben einst. Der Fluß kehrt' um zu seiner Quelle.
Ruh' auf dem Marmor, der zertrümmert deckt mein Grab:
Leg ab hier deine Last, und ruh' an dieser Stelle,
Ich trug dieselbe Last, hier warf ich einst sie ab.

Verlangt nach Ruhe dich, willst du im Schatten schlafen,
Dein Lager ist bereit, hier ist es still, komm her!
Hier ist das Felsenriff, und hier der sichre Hafen,
Fahr' ein, dein Boot war lang genug gepeitscht vom Meer.

Will dir im Herzen nicht ein leiser Wunsch sich regen,
Fühlst du gefesselt nicht den Fuß an diesem Ort
Der Ruhe, blinkt dir nicht entgegen
Dein Namen, hörst du nicht der Mahnung leises Wort?

Ein Komödiant, der schlecht gelernt nur seine Rolle,
Betritt der Mensch, bald kühn, bald unter Angst und Leid,
Im Purpurmantel der, und der im Hirtenkleid,
Die Bühne, daß man ihm ein Stündchen Beifall zolle.

O störe Todte nie in ihrer Grabesruh;
Wie ich, zu ihrer Stadt mußt du auch niedergehen,
Rasch eilt mit jedem Schritt der Mensch dem Grabe zu;
Du weißt nicht, welcher Wind wird deinen Staub verwehen.

Doch, weh, dein Ohr ist taub, nicht einen Seufzer weiht,
Nicht ein Gebet mir dein verstocktes Herz. O weine,
Wein' über dich, dein Nichts, und deine Eitelkeit!

Du gehst vorbei? – So geh! – Was liegt an diesem Steine?
Was sieht dein trübes Aug' im Grab zu dieser Zeit? –

Ein Häufchen Asche, Staub, vermoderte Gebeine,
Ein Nichts – ha, und die Ewigkeit I

1823.

An Alfred de Vigny

Ein Festlied Nero's.

Nescio quid molle atque facetum

Horaz

Fünfzehnte Ode.

Kommt, Freunde, kürzen wir die Zeit, die schläfrig gleitet;
Kommt all zum hohen Fest, das Nero euch bereitet,
Cäsar, der Consul, der die Zügel Roma's hält,
Nero, der Musengott, der, zu erhöhn die Feier,
Zur siebensaitigen Leier
Ein jonisch Lied euch singt, Nero, der Herr der Welt.

Kommt all auf meinen Ruf, der euch zum Feste ladet!
Beim Freigelassnen habt, bei Pallas, ihr gebadet
Euch so in Wonne nicht, auch bei dem griech'schen Mahl
Agenors nicht, wo frei man sich bewegt und cynisch,
Wo Murrkopf Seneca Falerner libertinisch
Trank aus dem goldenen Pokal;

Nicht auf der Tiber, wo Aglaja nackt, die Holde,
Mit uns auf ihrem Boot hinschwamm im Abendgolde,
Im oriental'schen Zelt voll buntem Farbentand:
Noch, als beim Saitenspiel der Prätor der Bataven
Den Löwen hinwarf zwanzig Sklaven
In schweren Ketten, die mit Blumen man umwand,

Rom sollt ihr brennen sehn, ganz Rom, – und mit Behagen!
Ich ließ auf diesen Thurm schon meine Polster tragen,
Um zuzuschaun, wie hin sich wälzt der Flammenstrom.
Was ist der Kampf von Mensch und Tiger? – All zusammen
Die sieben Hügel sind Ein Circus, wo die Flammen,
Die gier'gen, kämpfen gegen Rom!

So darf allein der Herr der Welt, der einsam Hohe,
Die Zeit sich kürzen, die sich träge dehnt, die Lohe
Des Blitzes schleudern muß manchmal der Göttersohn! –
Doch kommt! Schon sinkt die Nacht herab. Du, wilder Drache,
Du Flammenungethüm, erwache! –
Er hebt die Flügel, reckt die rothe Zunge schon.

Seht ihr? Seht ihr?.. Schon kommt er schnaubend angeflogen,
Stürzt sich auf seinen Raub, wälzt hin des Rauches Wogen,
Die Mauer kost er lind, die niederstürzen muß!
Paläste krümmen todt sich unter seinem Schmeicheln,
– Ha, könnt' ich morden auch, wen meine Hände streicheln,
Und wär' ein Todeskuß mein Kuß.

Hört ihr das Knistern, seht den Rauch ihr wirbelnd streifen,
Seht ihr, wie Schatten, irr im Qualm die Menschen schweifen?
Dann plötzlich todesstill ist Alles, tiefe Ruh!
Erzsäulen sinken ein, und goldne Thore fallen
Und schmelzen, Feuerströme wallen
Geschmolzenen Metalls der Tiber zischend zu.

Und Jaspis und Porphyr und Marmor, Prachtstatüen
Zerbröckeln sich zu Staub, die Götter selbst verglühen,
Wie ich's befahl, verzehrt die Flamme Thor und Thurm,
Sie wächst im raschen Lauf, Nichts kann ihr Wüthen zügeln,
Ein luft'ger Nordwind peitscht sie fort mit Furienflügeln,
Ein zornig wilder Feuersturm.

Ha, Capitol, fahr' hin! – Ein Bild des Höllenmythus
Scheint Sulla's Aquadukt, – die Brücke des Cocytus,
Nero gebeut und all die Pracht der Kuppeln bricht.

Ganz Rom in Flammen! Ha, wie sie die Stadt umranken!
– Weltkönigin, du sollst's ihm danken,
Daß solch ein Diadem er um die Stirn dir flicht.

Wohl hört' als Kind ich oft: die Bücher der Sibylle
Verheißen dir, o Rom, endloser Jahre Fülle,
Der Siebenhügelstadt sei Sklavin selbst die Zeit,
Im Aufgehn erst noch sei ihr Stern... Wie viele Stunden
Nun, meint ihr, Freunde, sagt es selbst, wie viel Sekunden
Wird dauern ihre Ewigkeit?

Ha, stolze Lust, den Blick an dieser Brunst zu weiden
In schwarzer Nacht! Mich muß selbst Herostrat beneiden!
Cäsar ist froh, wenn auch das Volk die Hände ringt!
Sie fliehn! Umsonst ihr Flehn, daß sie die Glut verschone.
– Nehmt mir vom Haupt die Blumenkrone:
Sie würde welken nur am Brand, der Rom verschlingt.

Spritzt Blut an euer Kleid, das festlich weiße, reine,
Spült, Freunde, weg den Fleck mit goldnem Creter-Weine,
Des Blutes freut sich nur der Schlechte! Freunde, schwingt
Euch auf, das grause Spiel, weiht's durch erhabne Freuden!
Wer wird am Todesschrei sich seiner Opfer weiden?
Nein, übertönt ihn, Freunde, singt!

Ich strafe dieses *Rom*, ich räche mich! – Sie streuen
Heut Weihrauch *Jupiter'n*, und morgen jenem neuen,
Armsel'gen Christengott! Sein Name sei verflucht!
Kniet zitternd nun vor mir, und weiht mir Opfergaben!
Auch ich will meinen Tempel haben,
Da unersättlich *Rom* stets neue Götter sucht.

Verwüstet hab' ich Rom, – und schöner bau' ich's wieder! –
Doch reißen soll's das Kreuz in seinem Fall mit nieder!
Eilt, mordet, rottet aus die Christen! *Cäsar* ruft!
Dein Unheil, *Rom*, sind *sie*! Laßt alle Stürme tosen,
Rächt euch, vernichtet sie! – – ... Geh, Sklave, bring mir Rosen!
Süß ist der Rosen zarter Duft.

März, 1825.

Der Schmetterling.

Ein Nichts ergötzt ihn, den neugierig flatterhaften;
Und was sein Auge reizt, dem fliegt geschwind er zu,
Und länger haftet nie auf Blumen er mit Ruh,
Als Zephyr, als die Bien' im raschen Honignippen,
Und als ein Kuß, der brennt auf rosenrothen Lippen.

André Chénier.

Sechzehnte Ode.

Wenn froh der Falter, guter Dinge
Sich in der Frühlingsluft ergötzt,
Wird oft dem armen Schmetterlinge
Sein schmuckes Kleid, die bunte Schwinge
Am grünen Dornbusch arg zerfetzt.
So, schweifend über Thal und Hügel,
Wird dir, o Jugend, die der Sporn
Des Bluts dahinjagt ohne Zügel,
Zerrissen oft des Geistes Flügel
An schnöder Luft verborgnem Dorn.

Mai, 1827.

An meinen Freund S. D.

Perseverando.
Devise der Ducie.

Siebzehnte Ode.

Der Genius ist ein Aar! – Der Vogel ist's der Stürme,
Der im Gebirg sich sucht die höchsten Felsenthürme,

Und dessen Schwinge früh dem Tag entgegenrauscht,
Der seine Fänge nie beschmutzt in trüber Pfütze,
Und dessen Auge hell erglühend kühne Blitze
Beständig mit der Sonne tauscht.

Sein Nest ist nicht von Moos, der Kühne liebt zu horsten
Auf Felsen, die vom Blitz zerschellt, entzwei geborsten;
An steiler Bergwand, wo kein Menschenaug' es sucht,
Weiß in dem Spalt sein Haus der Adler festzukleben,
Und läßt es zwischen zwei Abgründen luftig schweben,
Dem Himmel und der finstern Schlucht.

Nicht kriechendes Gewürm, nicht Bienen, goldbestreute,
Nicht grüne, schillernde Libellen sind die Beute,
Auf die sich seine Brut mit offnem Schnabel freut;
Der Vogel ist's der Nacht, Eidechsen sind's und Schlangen,
Die mit den scharfen Klaun er packt und die gefangen
Er seinen strupp'gen Jungen beut.

Du königliche Burg, du Horst, von weißen Wogen
Umstürmt, wenn die Lawin' ihn überspringt im Bogen!
Dort seine Kinder nährt der Genius liebevoll,
Das Feuerauge dreht er ihnen zu der Sonne,
Und unterm Fittich wärmt die Jugend er mit Wonne,
Die einst beschwingt auch fliegen soll.

Und du erstaunst, mein Freund, wenn über'm Haupt dir schweben
Gewitterwolken, die bedrohn dein junges Leben,
Wenn schnöde Schlangenbrut sich bäumt in deinem Nest?
Es ist dein erstes Spiel; damit die Kraft gesunde
Dem jungen Adler, bringt ihm Stürme jede Stunde,
Ein heißer Kampf ist jedes Fest.

Laß deine Flammen sprühn! Und kommt ein Sturm geflogen,
In schwarzer Wolke laß erglühn den Regenbogen,
Erwache, hoher Geist, vollbringe deinen Lauf.
Komm, laß als Brüder uns die Hände fest verschlingen!

Die Laute nimm, Poet! Aar, breite deine Schwingen!
Geh' auf, du schöner Stern, geh' auf!

Der Morgennebel, Freund, wird bald zur Erde thauen,
Schwing' auf dich, junger Aar, mit Blitzen in den Klauen,
Erstürm', o Dichter, kühn des Ruhmes steilste Höhn.
Ein großer Name wird durch Kämpfe nur errungen,
Der stolzen Fahne gleicht er, in der Schlacht geschwungen:
Zerrissen ist sie doppelt schön!

Das stolze Meteor, sieh den Kometen flammen.
Und wachsen: – Welten rafft im Fliegen er zusammen.
So, junger Riese, hast du nie des Ruhms genug,
So zieht dein Feuergeist, durchbrechend alle Schranken,
In seine stolze Bahn Lichtwelten von Gedanken,
Fliegt immer zu und wächst im Flug.

Dezember, 1827.

Jehovah.

Domini enim sunt cardines terrae et
posuit super eos orbem.
Cant. Annae. I.

Jehovah ist der Herr der beiden Pole,
und auf ihnen läßt er die Welt sich drehn.

Joseph de Maistre,
Soiréen von St. Petersburg.

Achtzehnte Ode.

Dem Herrn allein sei Ehr'! Ihn preisen seine Werke!
Er hält die Ewigkeit hoch über'm Erdentraum,

Er trägt in seiner Hand das All, der Gott der Stärke,
Und unermeßlich dehnt er aus des Himmels Raum.

Dem *Chaos* rief er zu sein donnergleiches: »Werde!«
Er schuf mit Einem Wort den Himmel und die Erde!
Die Völker alle zählt ein Engel dienstbereit,
Wenn die Geschlechter Er, dem Raum und Zeit verschwinden,
Läßt jedes sein Jahrhundert finden,
Und zumißt jedem der Geschlechter seine Zeit.

Nichts kann ihm in den Weg, dem Allgewalt'gen, treten,
Sei's, daß sein Odem durch den weiten Himmelsraum
Hinjagt, wie ein Orkan, den flammenden Kometen,
Daß eine alte Sonn' erlöscht am Weltensaum;

Sei's, daß er unterm Meer Vulkane läßt sich heben,
Wie Wellen, beugt die Stirn des Bergs, der trotzig ragt,
Sei's, daß der Hölle Schlund er zittern macht und beben,
Und in ein Feuermeer die schwarzen Schaaren jagt.

Die Schöpfung lebt und webt allein durch den Gedanken
Des Herrn, und Alles regt sich inner seiner Schranken.
Dein Aug', o Herr, ist's, das die Winternacht erhellt,
Die Wittwe schirmst Du, die der Zöllner aus will pfänden,
Und im Vorbeigehn schaffst Du an den fernsten Enden
Des Himmels eine neue Welt.

Der Mensch ist ohne Dich ein Nichts, des Unglücks Beute,
Der mit dem Tod um ihn sich zankt, er kann nicht fliehn,
Gabst Du ihm gestern Lust, gibst Du ihm Trauer heute,
Und von der Wiege bis zum Grab bewachst Du ihn.

Dein Name, dessen Preis die Auserwählten singen,
Hallt wieder durch die Welt, erlöst durch Deinen Sohn,
Und wenn zur Hölle tief des Himmels Töne dringen,
Dann ihrem König flucht sie auf dem schwarzen Thron.

Ja, Engel, Heilige, und alle Sternenheere,
Die sel'gen Seelen all verkünden Deine Ehre,
O Herr, und mächtig hallt der Chöre Harmonie.
Du gönnst dem Sterblichen, dem armen, gern die Gnade,
Daß Nachts auf seinem Wüstenpfade
Er in die ewge mengt die ird'sche Melodie.

Dem Herrn allein sei Ehr'! Ihn preisen seine Werke!
Er hält die Ewigkeit hoch über'm Erdentraum,
Er trägt in seiner Hand das All, der Gott der Stärke,
Und unermeßlich dehnt er aus des Himmels Raum.

Dezember, 1822.

Fünftes Buch.

1819 – 1828.

Prend-moy tel que je suy.

Devise der Ely.

Erster Seufzer.

Mich traf ein Blick, – mir schien es, daß er sich vermähle
Mit meinem Blick, ich sah in ein verwandtes Herz.
Die Seele, Schwester meiner Seele,
Sie liebt' ich und mit ihr, ach, trug ich Gram und Schmerz.

Emil Deschamps.

Erste Ode.

Sei glücklich, süße Freundin, säume
Den Lenz zu kosten nicht, er blüht so schön Dir auf.
Laß auf dem Strom der Zeit Dich wiegen, schlafe, träume,
Und laß den Wellen ihren Lauf.

Dir lacht der Himmel, nennt die Seine
Dich gnädig. Nein, er kann nicht wollen, daß, – erblaßt
Dein heitres Morgenroth, ein trüber Tag erscheine,
Er muß mich hören, wenn für Dich ich bet' und weine,
Um unsre Zukunft laß nur mir der Sorge Last.

Bald wirst Du mir vielleicht entrissen,
Ach, morgen schon vielleicht Dir ferne siech' ich hin.

Schwarz ist mein Schicksal schon, bedeckt mit Finsternissen,
Dich lieben muß ich und Dich fliehn!

Und dann – warum doch muß so bittre Furcht mich kränken? –
Ach, in der Ferne tritt mein Bild Dir wohl zurück,
Ein andres wird Dir Wonne schenken,
Vergessen wirst Du mich im Glück, –
Im Grab noch werd' ich Dein gedenken.

Ich sterbe, ja! Schon trägt mein Lied das Trauerkleid!
Jung, doch nicht unbekannt, werd' ich zu Grabe gehen,
Und furchtlos: – ins Gesicht hab' ich dem Ruhm gesehen,
Ich sah' auch ins Gesicht dem Leid.
Dem Todtenreiche nah sind des *Elysiums* Matten,
Und beide, Ruhm und Tod, sind Schemen nur und Schatten
Im Festkleid oder Trauerkleid.

Sei glücklich, süße Freundin, säume
Den Lenz zu kosten nicht, er blüht so schön Dir auf.
Laß auf dem Strom der Zeit Dich wiegen, schlafe, träume,
Und laß den Wellen ihren Lauf.

December, 1819.

Schmerz.

Zuweilen wohl geschieht's, – nur um zu zeigen,
Daß wir zum Glück denn doch geboren sind, –
Daß sich hienieden noch zwei Seelen finden.
Zwei Wesen, Eines nur im Andern lebend,
Durchzuckt von einer Glut, ein Doppelstrahl,
Zwei Flammen, Kinder Einer heil'gen Sonne,
Ein Leben, durch das reinste Band vermählt,
Zwei Engelschwingen, die zusammen rauschen,
Zwillinge, jenem Bruderpaare gleich,
Das in der Nacht vereint am Himmel leuchtet.
Und hat der Mensch ihr Liebesband zerrissen,
Dann seht ihr Jede plötzlich auf sich raffen,
Durch alle Schranken brechen, kreuz und quer.
Die Welt durfliegen und die Schwester suchen.

Alfred de Vigny, Helena.

Zweite Ode.

Ja, durch mein Leben flog das Glück nur wie ein Schatten,
Man jagt ihm nach und schläft in seinen Armen ein.
Dann, wie die Jungfrau einst, geraubt auf Creta's Matten,
Sieht man erwachend sich allein.

In seiner Zukunft forscht man nach dem falschen Glücke,
Man ruft: »O komm, mein Glück, Gefährtin, komm zurück!«
Da naht die süße Lust, doch füllt sie nicht die Lücke,
»Verloren!« spricht der nasse Blick.

Wenn schnöde Lust mich lockt, dann ruf' ich: »Flieh' und quäle
Mich länger nicht! Den Schmerz der Sehnsucht ließ das Glück,
Das treulos von mir schied, zurück in meiner Seele,
Doch du läßt Reue nur zurück!«

Fern sei es, Freunde, daß ich eure frohe Feier
Je störe! Schweigend trag' ich, was mein Herz verletzt.
Ich lächle, wenn ihr lacht, und berge meine Leier,
Wenn eine Thräne sie benetzt.

Ein Jeder drängt von euch mit lächelnden Geberden
Zurück vielleicht den Schmerz, der fast ihn tödten will,
Wir alle insgesammt, wir leiden ach, auf Erden,
Und leiden alle stumm und still.

Du hast ein Täubchen treu und zärtlich Dir ergeben,
O Jungfrau, eine Blum' entzückt Dich, frisch erblüht.
Was frommt es Dir? – Es welkt die Blume wie das Leben,
Der Vogel, – wie das Glück, – entflieht!

Man schämt der Thränen sich, erröthet über Klagen,
Und drängt Erinnerung zurück und süßen Schmerz: –

Als wären wir, die wir die ird'schen Ketten tragen.
Geboren nur zu Lust und Scherz.

Des Glückes Hauch wird mir die Stirne nicht mehr fächeln!
Vorbei der kurze Tag, wo mir die Sonne schien,
Die schöne Zeit, ach, wie ein unterbrochnes Lächeln,
Ist sie verweht, dahin, dahin!

Februar, 1821.

An das Cherizy-Thal.

Factus sum peregrinus .... et quaesivi qui simul contristaretur, et non fuit.
PS. LXIX.
Perfice gressus meos semitis tuis. Ps. XVI.

Ich bin fremd worden meinen Brüdern ....
Ich warte, ob's Jemand jammerte, aber da ist Niemand, und auf Tröster, aber ich finde keine.
Erhalte meinen Gang auf Deinen Fußsteigen.

Dritte Ode.

O schönes Thal, hier ruht an grüner, schatt'ger Stelle
Der Wandrer, Vögeln sieht er traurig zu und lauscht,
Sie fliehn einander scheu,... die Natter kriecht zur Quelle,
Horch, wie das Schilf im Winde rauscht!

Vor'm Menschen flieht der Mensch; und edle Herzen sehen
Wir oft, auf die ein Weh' in früher Jugend drückt.
Wohl dann dem schwachen Rohr, das im Vorüberwehen
Ein Sturm in seiner Blüthe knickt!

O träfe dieser Sturm mich unter diesen Eichen!
Müd ist der Wandrer schon, kaum hofft er zu erreichen
Das Ziel der Qual, die er erfuhr.

Vor seinen Schritten sieht er öde die Natur
Beim trüben Morgenroth, nur düstre Unglückszeichen,
Der Zukunft große Wüste nur.

Weh, Unmuth und Verdruß vergällen ihm das Leben;
An falsche Güter wirft er niemals weg sein Streben,
Er sucht ein treues Herz, das fest sich ihm vereint: –
Umsonst! In seiner Noth zeigt sich kein Rettungsnachen.
Und ist er froh, mit ihm wird keine Seele lachen,
Noch mit ihm weinen, wenn er weint.

Sein Loos ist Einsamkeit! Sein Leben trüb, verbittert,
Gleicht dem Cypressenbaum, der hier im Thale zittert,
Die keusche Lilie sieht er fern von sich erblühn,
Die junge Rebe will mit seinen düstern Schatten
Nicht ihre heitern Ranken gatten,
Noch mit Gewinden ihn umschlingen festlich grün.

Der Wand'rer, eh' den Berg die Füße
Hinauf ihn tragen, flieht in dieses Thal und ruht;
Wie wohl die Stille hier der kranken Seele thut!
Im Schwarm ist er allein! die Einsamkeit, die süße,
Sie nimmt ihn traut in ihre Hut.

Ihr, einsam, – stiller nur, – wie er, ihr dunkeln Schatten
Ihr Bäum' am Rande grüner Matten,
Dem Blick der Menschen fern bergt ihn im dichten Laub.
Ihr Bäche, laßt den Fuß in eurem kühlen Bette
Ihn waschen, den befleckt der ekle Schmutz der Städte
Und ihrer Straßen wüster Staub.

O laßt ihn singen hier, wo grüne Gipfel ragen,
Von jenem hohen Bild, dem Trost in trüben Tagen,
Der Jungfrau, hold und rein, mit lächelnd süßem Mund!
Und bleibt's ein schöner Wunsch, daß sie sich ihm vermähle
Auf Erden hier, so laßt doch träumen seine Seele
Von einem ew'gen Liebesbund.

Am irdischen Staube bleibt sein Geist nicht sklavisch kleben,
Er hofft getrost, und denkt der alten Schmerzen kaum.
Zwei Schatten sind's fortan, die lenken all sein Leben,
Ein Bild vergangner Zeit, der Zukunft lichter Traum.

Wann kommst Du, Süße, wann wirst Du ans Herz ihm sinken,
Dem Freunde, dessen Lied von Dir nur singt und sagt,
Wann wirst Du, holder Stern, ihm blinken,
Du neue Sonne, die in finstrer Nacht ihm tagt?

Nie um den hohen Preis der Tugend wird er kaufen,
Was er erstrebt, ihr bleibt er treu und strauchelt nicht!
Sich krümmen mag das Schilf, um nicht Gefahr zu laufen,
Er ist die Eiche, die die Stürme wild zerraufen,
Sich biegen wird sie nie, sie bricht!

Er sieht den Sturm sich nahn, er sieht ihn ohne Zagen:
Lebt wohl, ihr Wellen, Baum und Strauch,
Du schönes, grünes Thal, du Echo meiner Klagen,
Heilkräftig süßer Waldeshauch!

Wohl dem, der glücklich lebt am väterlichen Herde
In diesem stillen Thal und stirbt auf heim'scher Flur!
Nichts weiß er von der Qual der Erde,
Sein Auge sieht den Himmel nur.

Juli. 1821.

An Dich.

Sub umbra alarum tuarum protege me.
Ps. XVI.

Beschirme mich unter dem Schatten Deiner Flügel.

Vierte Ode.

Wach' auf, mein Saitenspiel, der stummen Nacht entsage.
Er kommt, dem unser Herz entzückt entgegenschlägt,
Der Tag, der schönste aller Tage,
Der ihren süßen Namen trägt.

O Jungfrau, schon dem Kind hat Dich in Schönheit blühend
Und rein ein Gott gezeigt, Dich durft' im Traum ich sehn;
Wie einen weißen Stern, durch Wolkenschleier glühend,
Sah frühe schon ich Dich an meinem Himmel stehn.

»Du, meine Hoffnung!« – wagt' ich damals Dir zu sagen:
»O theil' ein Glück mit mir, das nie vergeht, mein Licht!«
Denn die Vergangenheit, in jenen kind'schen Tagen,
Verdunkelt hatte sie die Zukunft mir noch nicht.

Der süßen Flammenglut war ganz mein Herz ergeben,
Weh' um die schöne Zeit, die, ach, so rasch verfliegt,
Wo eines Kindes Glück mein Leben
Noch war, das spielend sich in Liebesträumen wiegt.

Vor seinem Opfer hat das Schicksal sich erhoben,
Und weckt den Träumer, der an Unglück nie gedacht,
Tritt ihm vor's Auge, das der Hoffnung Strahl umwoben,
In schrecklicher Gestalt und grinst ihn an und lacht.

Wenn der Unglückliche des Lebens Kelch soll leeren,
Der bittern Wermuth ach, und Galle nur enthält, -
Was, ohne der Geliebten Zähren,
Bleibt ihm noch übrig in der Welt?

Wenn Blumen um die Stirn sich winden frohe Gäste,
In Sack und Asche muß er fliehn, betrübt und bleich:
Der Freudenbecher seiner Feste
Sieht einer Todtenurne gleich.

Wie ein erloschnes Licht, umnachtet ist sein Leben,
Den Leidenden verstößt die Welt, er ist im Bann;
Allein zum Himmel hebt sein Aug' er ohne Beben,
Das Auge thränenschwer, das doch nicht weinen kann.

Doch Du, o Jungfrau, komm', erhöre meine Bitten,
Den Giftpfeil zieh' mir aus, und lindre meine Pein;
O tröste, – liebe mich! Genug Hab' ich gelitten,
Sei Du mein eigen, laß mich ganz Dein eigen sein!

Mir holder Sonnenschein sei Deines Lächelns Schimmer;
Die Liebe nur beglückt! Noch bin ich nicht verzagt,
O komm, entrissen ist das Licht mir nicht für immer,
Nacht ist's um mich, doch seh' ich schon, wie hell es tagt.

Ich singe nicht um Ruhm, er wird mich nie bethören,
Und wird mir diese Last, – o schrecke nicht zurück:
Nie wird des Gatten Ruhm, – deß sei versichert! – stören
Der Gatten stilles Liebesglück!

O laß uns selig sein am häuslich stillen Herde,
Vor aller Welt versteckt sind wir uns selbst genug!
Die Schlange, kriechend an der Erde,
Schreckt nicht zwei Vögel, die zum Himmel trägt ihr Flug.

Doch wenn mein Lebenslenz, der stürmische, Du zarte
Jungfrau, Dir scheint bedroht von Schrecken und Gefahr,
Dann fliehe, Theure, die mir Gattin war! – Erwarte
Du mich, die meine Mutter war!

Bald werd' ich schlafen, fern dem eitlen Prunk der Ehre,
Zufrieden, glücklich in der Nacht, die mich umschlingt.
Wenn auf mein einsam Grab fällt eines Wandres Zähre,
Dem mein verschollnes Lied noch spät im Ohre klingt.

Doch Du, – nie mögen Dich bedrohn umwölkte Tage,
Und denke seufzend nie und nie mit stiller Reu'

An den, der ruhig ist gestorben ohne Klage,
Und Dich geliebt so heiß, so treu!

December, 1821.

Die Fledermaus.

Was willst du von mir? – Ein Engel schwebte über meinem Herzen und du hast ihn verscheucht... So komm denn, ich will dir Lieder singen, die ich den Geistern der Friedhöfe abgelauscht.

Mathurin, Bertram.

Fünfte Ode.

Ja, ich erkenne dich, ich sah dich oft im Traume,
Trübseliges Geschöpf! Du kreis'st im dunkeln Raume
Vergeblich über mir! Von drohendem Gericht
Gieb Andern Kunde, die ins Ohr dir Geister flüstern.
Mich kann dein Schwirren nicht verdüstern:
Denn schuldig bin ich nicht, und glücklich bin ich nicht.

So warte doch, bis einst die Jungfrau, die zu finden
Der Himmel mir vergönnt, sich wird mit mir verbinden.
Und bis mein höchster Wunsch gekrönt wird am Altar,
Dann kehre wieder, um das hohe Fest zu stören,
Und schwinge schadenfroh gleich schwarzen Trauerflören
Mir über'm Haupt dein Flügelpaar.

Der Eule Schwester und des Käuzchens, dir vertrauen
Des Satans Töchter, wenn sie Zaubertränke brauen,
Nachtblumen weihn sie dir, damit du sie nicht schreckst,
Bleib ferne dem Asyl, wo einsam still ich walle,
Nie soll mein Saitenspiel berühren deine Kralle,
Damit du Todte mir nicht weckst.

Wenn Geister tanzen Nachts, im Sumpf Irrlichter funkeln,
Dann um den Teufelschor kreisst schwirrend du im Dunkeln,
Greif zu; schon ist dir dort der blutge Tisch gedeckt.
Fort, fort aus dieser Luft, erfüllt mit Blumendüften,
Du kannst nur athmen unter Grüften,
Im ekeln Moderdunst, der einst dich ausgeheckt.

Wer sendet dich zu mir? Kommst du von jenen Trümmern
Der alten Burg, die weiß im Licht des Mondes schimmern? –
So düster wandelt er, wie du, auf öder Bahn.
Hat meiner Lampe Glanz geschienen
Ins Auge dir, als fern du saßst in den Ruinen? –
So lockt wohl auch der Ruhm das Mißgeschick heran.

Kommst du aus jenem Thurm, den Geister wild durchsausen?
Bist du ein Gnom, ein Zwerg, wie im Gebirg sie hausen,
Das Flämmchen, das im Moor geglüht auf irrer Flucht,
Der Kobold in der Luft, der lacht und zaust die Locken
Der Bäume, streift am Rand des Abgrunds, und, wie Brocken,
Nachts hin die Wandrer wirft den Geiern in der Schlucht.

Was flatterst du um mich, verbreitest Grabesdüfte,
Und Menschenasche streust und Staub du in die Lüfte? –
Mich schreckt dein Anblick nicht, der Eckel nur gebiert.
Flieh, daß ich morgen nicht zur Schau vor allen Leuten
Ausstelle deinen Leib mit schlappen Flügelhäuten,
Womit den schwarzen Herd der Hirt und Bauer ziert!

Dein räuberischer Zahn wird Spaß den Kindern machen,
Neugierig, schüchtern wird ein Mädchen nahn, und lachen,
Und necken dich, – wie oft hast du ihr Angst gemacht?
Am hellen Tage blind verstoßen wirst vom Himmel
Du, schweren Fluges, im Gewimmel
Der Vögel, deinen Weg du suchen heim zur Nacht.

April, 1822.

Die Wolke.

Ueber Thäler und Höhn,
Durch Flammen und See'n
Hüpf' ich, schlüpf' ich überall,
Schneller, als des Mondes Ball.

Shakespeare.

Sechste Ode.

Jungfrau, dem Menschen gleicht die schöne Wolke ganz!
Bald über unserm Haupt wirst Du sie grollen hören,
Im Reich der Strahlen wird sie sich zum Sturm empören,
Der Sonne zahlt sie heim in Blitzen ihren Glanz.

Trüg' eines Engels Hauch sie schwimmend doch im Lichte
Noch lang dahin, so schön, wie sie sich Dir gezeigt!
Des Himmels Wolke wird, wenn sie herab sich neigt,
Auf Erden hier zur Nebelschichte.

Früh steigt sie auf, damit den Abend sie verschönt.
Die Sonne wandelt dann in einen wunderbaren,
Durchleucht'gen Hof sich um der Wolken neid'sche Schaaren: -
Der Genius erscheint erst groß, vom Neid gekrönt.

Heut Sturm, und morgen wird ein Wetter Funken sprühen.
Viel schöne Tage zählt die Seele nicht; allein
Der Liebe Sonne läßt im klaren goldnen Schein
Des Lebens irre Wolke glühen.

Die schöne Wolke, gleicht sie nicht dem Menschen ganz?
Bald über Deinem Haupt wirst Du sie grollen hören,
Im Reich der Strahlen wird sie sich zum Sturm empören,
Der Sonne zahlt sie heim in Blitzen ihren Glanz.

April, 1822.

Der Alp.

Oh, einen Traum hab' ich gehabt!...Kein Mensch
Vermag zu sagen, wie der Traum gewesen,
Kein Menschenauge hat es je gesehn,
Vernommen hat´s noch nie ein Menschenohr,
Erfassen kann es keines Menschen Hand,
Kein Sinn begreift´s, und keine Sprache drückt's
In Worten aus, wie dieser Traum gewesen.

Shakespeare.

Siebente Ode.

Vernimm! Der Unhold hat, zuschnürend Brust und Kehle,
Mich diese Nacht geplagt, und tief mein Haupt gebeugt.
Wie Blei lag seine Hand mir auf der müden Seele,
Er hielt, ein welkes Blatt, sie hin in düstrer Höhle
Den Geistern, die die Nacht erzeugt.

In jedes Element hüllt sich das Ungeheuer,
Jetzt hebt aus blauem Meer sein Haupt sich in die Höh',
Hohnlachend tritt er dann hervor aus rothem Feuer,
Sein Flügel sprüht, sein Aug' umhüllt ein Funkenschleier,
Er fliegt auf einem Flammensee.

Im Grau'n der Nacht erscheint, um teuflisch mich zu necken,
Als wär's ein Spiegel, rings verzehnfacht sein Gesicht,
Und um die Fratze wehn verschwommne Nebeldecken,
Um's Haupt dem Schläfer läßt er spielen wilde Schrecken,
Und matt erlischt der Seele Licht.

O Jungfrau, du wirst nie im Schlaf mit Schemen ringen,
Sanft fließt die Nacht dir hin, wenn leis ihr Kuß dich traf.
Nie werden dir ins Herz die bösen Träume dringen,
Und fliegt zum Himmel auf dein Geist auf Traumesschwingen,
Bewacht ein Engel deinen Schlaf.

April, 1822.

Der Morgen.

Moriturus moriturae.

Achte Ode.

Sieh auf den Bergen sich *Aurora's* Stirn entschleiern,
Sieh, wie in weißem Glanz der alte Thurm erglüht,
Wie Ton und Strahl, – wie Ruhm und Lust, – zusammensprüht,
Wie, die Geburt des Tags zu feiern,
Dem ersten Lichtstrahl klingt der Wälder erstes Lied.

Ja, freue dich ob all den prächt'gen Wunderdingen! –
Doch wirst du, wenn das Grab mich morgen wird verschlingen,
Die Sonne leuchten sehn, und klingen wird die Luft,
Wie heut, der Vögel Chor wird fröhlich wieder singen
Am Morgen über meiner Gruft.

Ins ferne Jenseits wird die Seele selig schweben,
Im Himmelslicht verklärt, zum Engel eingeweiht!
Im Morgenroth der Ewigkeit
Erwacht sie dann aus diesem Leben,
Wie aus dem schweren Traum der Nacht zur Morgenzeit.

April, 1822.

Meine Kindheit.

Siehe, das ist Alles vergangen ... meine Kindheit ist nicht mehr, sie ist so zu sagen gestorben, wenn ich auch noch lebe.

Augustinus, Bekenntnisse.

Neunte Ode.

I.

Als Kind schon träumt' ich oft von kriegerischer Ehre;
Ich wäre jetzt Soldat, wenn ich nicht Dichter wäre,
Stets schloß ich in mein Herz die Krieger liebend ein,
Oft schien auf ihrem Grab, floß ihnen meine Zähre,
Mir die Cypresse mehr als Lorbeer werth zu sein.

Auf einer Trommel hat mein Wiegenkorb gelegen,
Aus einem Helm empfing ich einst der Taufe Segen.
Ein Krieger hat in mir den Kriegergeist geweckt,
Mit einem Banner, arg zerfetzt im Kugelregen,
Hat meine Wieg' er zugedeckt.

Wo Waffen blitzen, wo sich Lagerzelte dehnen,
Die Wagen Staub umwogt, da zog mich hin mein Sehnen,
Und auf Lafetten schlief ich manchmal Nächte lang.
Den Rossen war ich hold mit fliegend stolzen Mähnen,
Dem blanken Bügel und dem hellen Sporenklang.

Die Festungsthürme liebt' ich hoch auf steilen Bahnen,
Der Führer blankes Schwert, die ihre Truppen mahnen,
Vorposten, einsam, fern, zerstreut am Waldsaum hin,
Der alten Krieger Schaar, die mit zerrissnen Fahnen
In die erstürmten Städte ziehn.

Ich sah mit neid'schem Aug' auf flüchtige Husaren,
Im goldgestickten Wams sah ich dahin sie fahren.
Sah die Uhlanen mit dem Helmbusch, glänzend hell,
Dragoner, deren Helm ein Busch von schwarzen Haaren
Und reiche Zierde schmückt vom bunten Tigerfell.

»Ha,« rief ich, »muß ich so ruhmlos im Dunkel grollen,
Soll ich mein junges Blut, fest klebend an den Schollen,
Hier sehn verglühn, und dort winkt Ruhm mir oder Tod? –
Ha, über blankes Erz wie prächtig wird es rollen,
Das heiße Blut so purpurroth!«

Krieg wollt' ich sehn, den Krieg mit seinen wilden Schrecken,
Wie auf der Ebne, die noch Morgennebel decken,

Der Rosse Wiehern und der Männer Ruf erschallt,
Zwei Lager mit Geschrei zugleich die Flügel recken,
Wie donnernd ungestüm ein Heer aufs andre prallt.

Und Trommelwirbel hört' ich, rollende Geschütze,
Der Wagen Schmettern, Dampf und Rauch und grelle Blitze,
Sah die Schwadronen jäh sich stoßen, rasend wild
Aufflammen, und empört von grimmer Kampfeshitze
Mit Leichen decken das Gefild.

II.

Mit unsern Heeren, die stolz durch Europa zogen,
Hab' ich, ein kleines Kind, die Länder all durchflogen.
Wenn er beredten Munds oft, ohne Rast und Ruh',
Erzählte, was so jung er schon erlebt, gewogen
Dem Knaben hörten gern die alten Männer zu.

Zehn Völker sah' und mehr ich schon im Knabenkleide,
Sie staunten bang uns an, man that mir Nichts zu Leide,
Als könnt' ich, wehrlos selbst, wohl ihnen Schutz verleihn.
Und sprach von Frankreich ich mit stolzer Siegerfreude,
Dann sahn die Fremden ängstlich drein.

Die Insel sah ich, reich an Trümmer und Ruinen,
Auf welcher später Er nach seinem Sturz erschienen,

Ich sah den *Mont-Cenis*, den Aar auf hoher Fluh,
Von seinem Gipfel hört' ich donnern die Lawinen,
Sein altes Gletschereis kracht' unter'm Kinderschuh.

Zur *Etsch*, zum *Arno* kam ich von dem Strand der *Rhone*
Des Westens *Babylon*, mit der zerbrochnen Krone,
Rom sah ich, lebend noch selbst in des Grabes Bann,
Die Konigin der Welt auf einem Trümmerthrone,
Mit Purpurfetzen angethan.

Ich sah *Turin, Florenz,* die ewig heitre, schöne,
Neapels Golf, ein Meer der hellsten Farbentöne,
Und drüber den *Vesuv,* den Flammenbaldachin: –
So in die Blumen wirft, daß er das Fest verhöhne,
Des Kriegers Eifersucht den blut'gen Helmbusch hin.

Und *Spanien* nahm mich auf, das der Erobrer beugte,
Bergara sah' ich, das stets wilde Stürme zeugte,
Mir schien der *Escurial* ein Grab, wo Alles schlief.
Vorm großen Aquadukt, dreifach gewölbt, verneigte
Andächtig sich der Knabe tief.

In öden Städten sah ich mit geheimem Schauer
Von Lagerfeuern schwarz die Wand der morschen Mauer,
Auf Kirchenschwellen scharrt' und schlug des Rosses Huf.
In Klostergängen scholl, wie ein Geschrei der Trauer,
Vom Echo wiederholt der Krieger lust'ger Ruf.

III.

Als von der weiten Fahrt ich heimgekehrt, versunken
In Träumen wandelt' ich, das Haupt von lichten Funken
Umschwirrt, ein Träumer war und blieb ich alle Zeit,
Als hätt' ich unterwegs am Zauberborn getrunken
Vom Quell, der ew'gen Rausch verleiht.

Mir zeigte *Spanien* all die Klöster und Bastillen,
Dein gothisch Münster sah ich sich vor mir enthüllen,
Burgos, ich sah dein Dach, *Irun,* das hölzern ragt,
Vittoria's Thurm und dich, *Valladolid,* die stillen
Paläste, wo im Hof der Rost an Ketten nagt.

Mir wogten in der Brust all die Erinnerungen;
Mit leiser Stimme hab' ich vor mich hin gesungen,
Und meine Mutter, die oft träumend sah mich gehn,
Sprach lächelnd, eine Thrän' im Auge: »Mit dem Jungen
Spricht eine Fee, die wir nicht sehn!«

1823.

An G.....y.

O rus.

Virgil.

Zehnte Ode.

Für jeden Sterblichen, mag ihm das Glück sich gatten,
Und lichten Schein ihm streu'n auf seines Lebens Matten,
Mag schaurig ihn umfahn der Leiden tiefe Nacht,
Ob er zurück sich sehnt nach einem theuern Schatten,
Und stille Thränen weint und bei der Lampe wacht; –

Für Jeden kommt ein Tag, wo er am trauten Herde
Die reinste Wonne schmeckt, fern jeglicher Beschwerde,
Umrauscht von Harmonien, voll heilig süßem Grau'n,
Als hörte, lauschend still, sein Ohr von fern der Erde
Geräusch und süßen Klang aus Paradiesesau'n.

Oft hat sich hier, wo rasch die Sorgen sind zerstoben,
Mein Glück hell leuchtend, wie ein Feenschloß, erhoben,
Ein Schloß mit Mauern von Perlmutter, goldnem Thor,
Mit Thürmen und Trophä'n und Fahnen, golddurchwoben,
Mit Wunderfrüchten und mit lichtem Blumenflor.

Doch plötzlich sah ich all die Farbenglut erkalten,
Und auf den Trümmern sah ich irre Schemen walten,
Mit Wolkenschleiern war verhüllt der Sonne Bahn,
Nur Schatten sah ich rings, gespenstische Gestalten,
Wo der Palast gestrahlt, da gähnt' ein Grab mich an.

O schönes Thal, wie oft im Schatten deiner Bäume
Ließ ich wie Wellen hin sich wiegen meine Träume,
Mir unvergeßlich bleibt die Stunde flücht'ger Lust,

Und die Erinnerung hallt an euch, ihr trauten Räume,
Ein schmerzlich süßer Ton, mir nach in treuer Brust.

1823.

Landschaft.

Hoc erat in votis.

Horaz.

Elfte Ode.

Als ich ein Kind war, sprach die Muse: »Laß dich führen
Ins Heiligthum, dort thut der Genius dir sich kund.
Zu meinen Schätzen schließ' ich auf dir alle Thüren,
Magst die Drommete du dir, die Schalmei erküren,
Um sie zu setzen an den Mund.

Doch fliehe diese Welt, und ihren wüsten Reigen,
Undank und Bosheit triffst du dort auf jeder Spur.
Wenn sich zu dir herab des Liedes Geister neigen,
Dann sollen rings umher die Erdentöne schweigen,
Antworten mag das Echo nur.

Wähl' eine Wüste dir, einsamer Thäler Enge,
Und birg dein Leben dort in heilig stiller Nacht.
Beglückt, wer fern dem Lärm der knechtisch feigen Menge,
Aushaucht, den Neidern fern, begeisterte Gesänge,
Und seinen Ruhm dem Grab vermacht.

Weit überfliegt dein Geist die dumpfen Erdenschranken,
Drum eine andre such' ihm, eine reinre Welt,
Wo ewge Klarheit herrscht, wo keine Schatten schwanken,
Wo dich mit Wonne füllt ein Meer von Lichtgedanken
Und dir das selge Aug' erhellt.

Magst du ein grünes Thal zum Königreich dir wählen,
Wo unterm Weidengrün, am wilden Rosenhag
Du Feen schweben siehst in lichten Wundersälen,
Und goldne Schlösser, – wie uns gern davon erzählen
Der Mund ergrauter Mütter mag;

Mag ein verfallner Thurm vom Berge her dir winken,
Beschattend einen See, der tief im Grunde blaut;
Ein Hirtenfeuer mag dir fern durch's Dunkel blinken,
Dem Freundesauge gleich, das, wenn die Schatten sinken,
Noch lang beim Abschied nach uns schaut.

Und wenn den See du theilst mit raschen Ruderschlägen,
Der dir im Spiegel hell den blauen Himmel zeigt,
Die Silberwölkchen siehst du drunten sich bewegen,
Dein Auge schaut entzückt, wie Welle sich entgegen
Der Welle lustig spielend neigt.

Magst du freiwillig oft dich im Exil ergehen
Am grünen Inselstrand, in schattig kühler Ruh,
Dort in der Einsamkeit wirst horchend du verstehen,
Was dir die Welle rauscht, und was die Winde wehen,
Und jedes Räthsel lösest du.

Mag junger Mütter Lied, wenn du erwachst, dich grüßen,
Des Lebens und des Tags Aurora lächle dir,
Ein Bächlein rinne durch die Blumen, die dir sprießen,
Wie durch der Liebe tief geheime Träume fließen
Der Hoffnung Wellen für und für.

Mag lange dann im Thal fort die Erinnrung leben
An einen guten Herrn, von Allen Freund genannt,
Der gern den Armen, die ihn liebten, Brot gegeben.
Und sprechen mag ein Greis, der rühmt sein edles Streben:
»Ihr habt ihn leider nicht gekannt!«

Ergeben meinem Dienst mußst fern der Welt du weilen,
Sei ein Prophet, dir thut sich auf des Himmels Thür.

Dein Auge wird durchspähn die Nacht mit Flammenpfeilen.
Und Gottes Geist, um dich von irdischem Wahn zu heilen,
Spricht in der Wüste hold mit dir!« –

So, Muse, lautete dein Wort! – Mit tausend Stimmen
Rauscht' in die Ohren mir die menschenreiche Stadt.
O Muse, heut noch siehst du mich im Strudel schwimmen,
Der Manchen, der versucht das Ufer zu erklimmen,
In seinem Schlund begraben hat.

Warum? – Weil eine Fee der Himmel mir gegeben,
Ein Engelskind, erblüht auf Edens schönster Flur.
Nur, wo *Sie* athmet, fühl' ich reinre Lüfte schweben.
Ihr Lächeln ist mein Glück, o Muse, Lust und Leben
Wohnt mir in ihrem Auge nur.

1823.

Dir und wieder Dir.

Ahora y siempre.

Devise der Pomfret.

Zwölfte Ode.

Nur Dir! Und immer Dir! Wem könnt' ich sonst wohl singen?
Für Dich ein Liebeslied! Ein Brautlied Dir, nur Dir!
Bei welchem Namen sonst wird meine Leier klingen?
Weiß ich ein Lied denn sonst? Wo blüht mir schönre Zier?

Zum Tage wird die Nacht in Deiner lichten Nähe,
Und schlaf' ich ein, so blickt Dein Bild in meine Ruh',
Du führst mich an der Hand, wenn ich im Dunkel gehe,
Aus Deinen Augen lacht des Himmels Glanz mir zu.

Dein frommes Flehn bewahrt vor Kummer mich und Leiden,
Entschläft mein Engel, Dein Gebet beschirmt mein Haus.
Klingt Deine Stimme mir, so stolz und so bescheiden,
Zum Kampfe fordr' ich dann das Schicksal selbst heraus.

Ruft nicht Dich heim ein Laut aus einer Engelskehle?
Ein fremdes Blümchen bist Du doch im irdschen Thal;
Der Engel Schwester bist Du, Seele meiner Seele,
Ein Echo ihres Lieds, von ihrer Glut ein Strahl.

Rauscht Dein Gewand vorbei, berührt mich Deine Schleife,
Seh ich Dein Auge, schwarz und hold, wie mir es lacht,
Ist mir, als ob ich leis des Tempels Vorhang streife,
Und, wie *Tobias*, seh' ich Engel in der Nacht.

Sprichst Du zu mir, ist schnell mir Schmerz und Leid zerronnen.
Ich fühl' es, wie zu Dir ein Zauber hin mich zieht,
Dem frommen Hirten gleich, der reisemüd zum Bronnen
Die Jungfrau mit dem Krug am Abend wandeln sieht.

Ich liebe Dich, als wärst vom Himmel Du gesendet,
Wie eine weise Frau, ehrwürdig, fromm verklärt,
Wie eine Schwester, die mir Trost und Labung spendet,
Als wie ein jüngstes Kind, dem Alter spät bescheert.

So innig lieb' ich Dich, daß schon Dein Name Zähren
Mir lockt ins Auge, Du bist meines Lebens Licht.
Nein, durch die Wüste kann der Zug nicht ewig währen:
Der Baum, der Schatten uns verleiht, – hier grünt er nicht.

Verleih ihr, Herr, daß sie sich sanfter Tage freue,
Gönn' ihr den Frieden, die Dich über Alles liebt.
Du wirst sie segnen, denn ihr Herz voll Lieb' und Treue
Wünscht nur ein stilles Glück, wie es die Tugend gibt.

1823.

Ihr Name.

Nomen aut numen.

Dreizehnte Ode.

Der Lilie reiner Duft, der Sonne letztes Glühen,
Das Säuseln, wenn der Abend thaut,
Des Freundes Klage, der dem Freund des Lebens Mühen
Will lindern, das Lebwohl der Stunden, die verblühen,
Der Liebesküsse holder Laut;

Das siebenfarbige Band, das, fliegend gleich Trophäen,
Der Sturm der Sonne läßt, die siegt im Himmelsraum,
Der lieben Stimme Ton beim ersten Wiedersehen,
Der Jungfrau stiller Wunsch und tief geheimes Flehen,
Des Kindes erster holder Traum;

In stiller Wüstenluft der Memnonsäule Klingen
Beim ersten Strahl des Morgenlichts,
Das Zittern eines Tons, verhallend fernes Singen, –
Was nur es geben mag von himmlisch süßen Dingen,
Süß wie ihr Name klingt doch Nichts.

Leis, meine Laute, darfst du nur den Namen nennen.
Und ein Gebet für sie sei jegliches Gedicht.
Er soll als ew'ges Licht im dunkeln Tempel brennen,
Er sei das heilge Wort, das fromme Beter kennen,
Das stets dieselbe Stimme spricht.

Ja, Freunde, eh' ich ihn in Worten, die wie Flammen
Auflodern, ihn, der mich erfüllt,
Mit andern Namen, die unheilgem Kreis entstammen,
Und die die Welt verehrt, je nennen mag zusammen,
Das Kleinod, das mein Herz verhüllt, –

Muß hell mein Lied erst, rein, wie jene Hymnen klingen,
Bei deren heil'gem Ton die fromme Andacht kniet;

Durch alle Lüfte muß es sie erschütternd dringen,
Wie wenn ein Engel, leis bewegend seine Schwingen,
Im Flug an uns vorüberzieht.

1823.

Danksagung

Die in Thränen säen, werden in Freuden ernten.

Ps. 125,5.

Vierzehnte Ode.

Du ließst dem Hafen zu mein irres Schifflein schwimmen,
Hast meinen welken Stamm mit neuem Grün bedacht.
O Herr, ich danke dir; mein Licht, das am Verglimmen
Schon war, zu heller Glut hat's neu dein Hauch entfacht.

Dem jungen Adler gleich, dem schwachen, flügellosen,
Der ins Gebüsch herab von hoher Eiche fällt,
Hört' ich, ein Kind, um mich schon wilde Stürme tosen,
Fast wär', in der ich lag, die Wiege schon zerschellt.

Ja, in der Kindheit schon war ich zum Leid erlesen,
Obwohl des Himmels Blitz sonst Blumen nicht erschreckt,
Obwohl er sonst nicht will, daß ein wehrloses Wesen
Der Thränen Bitterkeit schon kaum geboren schmeckt.

Von Wunderdingen hat die Jugend mir gelogen,
Von Ruhm und Liebesglück, von künft'ger Größ' und Pracht,
Und als mein Feuergeist den Träumen nachgeflogen, –
In einem schwarzen Sarg, weh mir, bin ich erwacht.

Da hab' ich mich verbannt aus meiner Brüder Mitte,
Wohl war im Herzen Gram, doch keine Reue wach.

Den Leichenzügen folgt' ich oft mit scheuem Schritte,
Ach, das verwaiste Kind sang oft den Todten nach.

Zum Himmel sah ich auf, wenn müd ich war gesunken,
Dem Schicksal trotzt' ich kühn, das mir nur Leiden gab,
Da sind dem jungen Geist entsprüht die hellen Funken,
Die Feuerzunge ließ sich auf mein Haupt herab.

Der Geist von *Patmos* kam auf mich, das heilge Feuer,
Ein Schauer faßte mich, wie vor und nach der Schlacht.
Und traurig war mein Herz, die Saiten meiner Leier,
Wie Stimmen klangen sie, die weinen in der Nacht.

Ich sah in Leid verkehrt mein Glück, und ohne Klagen;
O Herr, ich wußte nicht, daß ich verlassen war,
Den Pfad der Wüste hab' ich schweigend eingeschlagen,
Ich habe nie den Tag verflucht, der mich gebar.

Durch Leiden stieg' hinan zum Heil ich steile Stufen,
Gott war's, zu dem ich floh in meinem tiefen Gram.
Wohl uns, es kommt das Schaf, wenn ihm die Lämmer rufen:
Ich schrie in meiner Noth zum Herrn, und sieh', er kam.

Er sprach: »Mein Joch ist leicht! Mein Sohn, Du bist gegangen
In finstrer Nacht den Pfad der Tugend, das Gewand
Der Seligen soll Dich, das leuchtende, umfangen,
Mit den Unschuld'gen sollst Du waschen Deine Hand!«

Nicht aus der Ferne nur will ich dich sehn und lieben,
O Ruhm, du Widerschein des Lichts, das Gott umschlingt,
Du lichte Feuerspur, vom Genius beschrieben,
Du wunderbarer Strahl, der einem Grab entspringt.

Ein Engel ist's, der heilt mein Herz von seinen Wunden,
Ihr, meiner Süßen, ist die Waise nicht verhaßt.
Ach, neben ihr, wie schön verfließen meine Stunden!
Denn lieblich ist ihr Joch, und leicht ist ihre Last.

Du ließst dem Hafen zu mein irres Schifflein schwimmen,
Hast meinen welken Stamm mit neuem Grün bedacht,
O Herr, ich danke dir: mein Licht, das am Verglimmen
Schon war, zu heller Glut hat's neu dein Hauch entfacht.

August, 1823.

An meine Freunde.

Wie glücklich ist, wer einsam lebt und still,
Nicht bettelt um die Gunst der blinden Menge,
Und friedlich, fern dem Hof und dem Geräusch
Der unbeständ'gen Welt, mit Staatsgeschäften
Sich nie befaßt, und den Tyrannen-Launen
Der großen Herrn und Narren nie sich fügt,
Er selbst sein eigner Hof, sein Herr und König.

Jean de la Taille.

Fünfzehnte Ode.

Hinsterben wird der wahre Dichter
Und kein Triumph wird ihm erblühn,
Zu nah sind seines Ruhmes Lichter
Der Zeit, verkennen wird sie ihn.
Was ist er? – Auf dem *Capitole*
Ein *Belisar!*– Und dem Idole
Des Tages wirft das Volk Obole,
Dem lorbeerreichen Bettler, hin.

O Freunde, selig darf ich leben
Im stillen Winkel, jedes Weh
Verschwindet, alle Götter schweben
Herab zu mir aus lichter Höh.
Hier grünen Myrten, die sich lehnen
An Lorbeerbäume, mit *Mäcenen*

Seh' ich *Horaz* im Grün sich dehnen,
Corneille ohne *Richelieu* .

Die Muse seh' ich hier sich nahen
Mit stolzem Blick und süßem Gruß,
Sie kommt, mich brünstig zu umfahen,
Was weiß die Welt von ihrem Kuß?
Sie schwebt dahin auf luft'gen Wegen,
Kaum, daß sich ihre Flügel regen,
Nie darf der Erde Staub sich legen
Auf ihren nackten, weißen Fuß.

In selig süßer Ehe gleiten
Mir hin die Tage, sanft und mild.
Du, Vater, sitzst bei mir zu Zeiten,
Ernst, wie ein altes Ritterbild.
Hier ist dir wohl im stillen Kreise,
Ich sing' und spiele meine Weise,
Mein Bübchen schläft und lächelt leise,
Gewiegt in deinem alten Schild.

August, 1823.

An den Schatten eines Kindes

Qui es in coelis.

Sechzehnte Ode.

Dort, zwischen Sonne, Mond und all den Feuerbällen,
Den Säulen von Azur, den Schlössern von Saphir,
Den heil'gen Strahlen, und den Schleiern, welche schwellen
Im Hauch des ewigen Zephyr;

Im Strom der Liebe, wo sich rein die Seelen baden,
Zu dem der Seraph, um Licht einzuschlürfen, geht,
Im Flammenkreise, der sich um den Thron der Gnaden,
Den strahlenden, im Wirbel dreht;

Dort, in der Engel Kreis, wo Kinderseelen spielen
Und singen silberklar, wenn, schwebend himmelan,
Sie alte Sterne, die aus ihren Gleisen fielen,
Geleiten aus die rechte Bahn;

Wo eine Jungfrau sie umarmt mit freud'gem Beben,
Und auf die Kinderstirn des Kusses Siegel drückt,
Und lächelnd fragt, ob sie nicht zagten, als das Leben
In ihrer Wiege sie erblickt;

Wo *Jesus*, der im Kreis der himmlischen Gestalten,
Auf seinem Strahlenthron, der Himmelskönig, blinkt,
Die Kinderseelen, um sein Wort der Welt zu halten,
Zunächst an seine Seite winkt;

In dieser hehren Welt, in diesem heil'gen Kreise,
In diesem Meer von Licht und Seligkeit, – bist du
Der theuern Mutter fern, o Kind, nicht eine Waise
Selbst in des Himmels sel'ger Ruh'?

Oktober, 1823.

An ein junges Mädchen.

Zarte Maid, warum doch willst Du klagen?
Blüht Dir nicht der Lenz der ersten Jugend?

Lithauischer Daino.

Siebzehnte Ode.

Du weißt nicht, Kind, wie schön die Kindheit ist, o sehne
Nach unsrem Alter Dich nicht neidisch und bethört,
Herb ist das Lächeln oft uns mehr, als Dir die Thräne,
Bald sklavisch zagt das Herz, bald tobt es wild empört.

Dein Alter flieht dahin auf leichten Aetherschwingen,
Harmlos und träumerisch, ein Hauch, ein Freudenton,
Der durch die Lüfte rauscht, um mählig zu verklingen,
Wie über's Meer ein Halcyon.

Es frommt Dir nicht, wenn Du zu früh gedacht, empfunden,
Des Morgens freue Dich, der Frühlingsseligkeit,
Ein Kranz von Blüthen sind noch Deine süßen Stunden,
Gib Acht, daß sie Dir nicht verwelken vor der Zeit.

Die Jahre kommen, ach, mit ihnen kommt gezogen
Die Sorge Dir, wie uns, – so will es das Geschick! –
Getäuschte Hoffnung, Gram, und Freundschaft, die gelogen,
Freudlose Freude, falsches Glück.

Sei fröhlich, löse nicht des Lebens schwarzes Siegel.
O lache! – Trübe nicht Dein Angesicht durch Pein,
Dein blaues Auge nicht, der Unschuld hellen Spiegel,
Drin Deine Seele wohnt, des Himmels Widerschein.

Februar, 1825.

An die Ruinen von Montfort-l'Amaury.

Seht ihr grau'n den hohen
Klosterthurm, und droben
Dort das Königsschloß,
Schwarz und riesengroß?

Alfred de Vigny.

Achtzehnte Ode.

I.

Euch Trümmer lieb' ich, und zumal, wenn Trauerklänge
Des Herbstes monoton durchhallen eure Gänge,
In eurem Schatten möcht' ich wohnen allezeit,
Ihr alten Thürme, die ihr neigt die altergrauen
Steinhäupter, auf dem Berg zwei Riesen anzuschauen,
Hochragend, schwarz und kampfbereit.

Wenn meine Füße, die das hohe Gras durchschreiten,
Zu euch mich tragen, o ihr Reste alter Zeiten,
Zu euren Scharten schau' ich auf, geöffnet weit,
Zum Thurm, achteckig, hoch, von rothen Ziegelsteinen,
Und durch die Lucken – ha, was seh' ich dort erscheinen?
Wo Helden fielen einst, da spielen Kinder heut.

O wagt es nicht, den Thurm, die Mauern abzutragen!
Den Dichter laßt allein hier weinend euch beklagen,
Den noch der Anblick rührt des alten, grauen Fort.
Und wenn der Nachtwind streicht an Fenstern hin und Friesen,
Dann denk', ein Schatten hat berührt die Wehr des Riesen,
Amaury's, Grafen von *Montfort* .

II.

Hier ruh' ich, eingedenk der alten Zeit mit Trauer,
Auf Steinen ragend noch von der zerfallnen Mauer,
Und meinen Träumen gönn' ich sinnend freie Bahn.
Zu meinen Füßen liegt die Stadt mit Bäumen, Hecken,
Ich seh' in Kreuzesform sie wie ein Schwert sich strecken,
Das einem Riesen einst entfiel auf grünem Plan.

Sein Auge schweift hinweg vom Fuße der Ruinen
Auf Bäume, schattig jetzt und sonnig dann beschienen,
Zum goth'schen Kirchenthurm, der kaum sein Dach mehr trägt;
Wo die Kapelle ragt, in der Arkade Schatten
Seh' ich den Friedhof, wo der Boden stiller Matten
Sich wölbend grüne Wellen schlägt.

An Zinnen, Erkern laß ich hin die Blicke schweben
Und Bögen, ranke mich hinauf an Gitterstäben,
Dem Epheu gleich erheb' ich mich zum Dach des Thurms,
Und jauchzend schau' ich hin weit über Thal und Hügel,
Und hoch im Himmel, wo der Adler schwingt die Flügel,
Sing' ich in sein Geschrei und das Geheul des Sturms.

Dort singt auch wohl mit mir ein Freund zum Spiel der Saiten,
Gleich einem Troubadour aus längst verschollnen Zeiten,
Von Himmel sprechen wir, von Rittern, Helden, auch
Von Seelen, die verwaist auf dieser Erde trauern,
Und durch die Pappeln streicht, sich brechend an den Mauern
Und stöhnend leis, des Windes Hauch.

Oktober, 1825.

Die Reise.

Ich will, daß Du, mir ferne, Dich betrübst,
Daß Du Dich sehnst, und daß Du Tag und Nacht mich liebst.
Ach, Tag und Nacht um Dich schweb' ich in Qual und Pein,
Sei mitten in dem Kreis der Andern fern, allein.
Schlaf mein gedenkend ein, und träume mich zu Dir,
Sieh mich nur überall, sei ewig nur bei mir!

André Chénier.

Neunzehnte Ode.

I.

Die Pferde schütteln Zaum und Zügel, daß sie klingen,
Das Pflaster schlagen sie, daß Funkenblitze springen,
Lebwohl! Geschieden muß es sein, und ohne Schmerz:
Sei stark! – Die Wange soll Dir keine Thräne nässen.
Doch sieh, der Wagen rollt mit mir davon, – vergessen
Hat er Dich wohl? – Du bleibst, mein Herz? –

O folg' ihm lange nach, recht lang, mit Herz und Sinnen,
Und gehe nicht, bevor vom Wagen, der von hinnen
Mich trägt, der letzte Ton im Ohr sich Dir verliert.
Schon trennt ein weiter Raum mich, ach, von meinem Sterne,
Ich seh Dein weißes Tuch nicht flattern mehr von ferne,
Du hörst nicht rollen mehr das Rad, das mich entführt ...

Weh, nicht ein Ton mehr schallt, kein Schatten mehr zu schauen.
Die Nacht der Trennung füllt die Seele mir mit Grauen.
Mit jedem Schritt versink' ich tiefer nur in Noth,
In diese Höllennacht, lichtlos und ohne Schlummer,
Dies Meer von Qual und Angst und Wahnsinn, Gram und Kummer
Steig' ich hinab lebendig todt.

II.

Wie ist mir doch? Wohin soll nun mein Haupt sich wenden?
Die Stirne, die so sanft einst schlief in Deinen Händen?
Was ist mir Alles, was die bunte Welt mir bringt?
Was wird aus meinem Schmerz, den Du nur kannst ersticken,

Aus meinem Auge, das Licht trank aus Deinen Blicken,
Der Stimme, die nur spricht, wo Deine Stimme klingt?

Mein Auge sieht zerstreut, wie hin der Weg sich windet,
Wie Baum um Baum erscheint, vorüber schwebt und schwindet,
Der grüne Wald, die Flur, der Ernte goldnes Meer,
Der Berge Höhn, der Stern des Abends hoch am Himmel,
Der spitze Glockenthurm, die Stadt und ihr Gewimmel,
Und Nebelwogen drüber her.

Das Korn, der grüne Wald, die Hügel und die Seen,
Die Sterne, die herauf und die hinunter gehen, –
Kalt läßt mich Alles, was Du nicht mit mir gesehn:
Was sind die Schlösser mir, die Bürgen alter Zeiten,
Wenn ihr bemooster Thurm nicht hört Dich, Holde, schreiten
Durch's Pflaster hin des Hofs, und mir zur Seite gehn?

So muß ich heute denn und morgen, und wie lange
Zur Sonne trauernd sehn im Auf- und Niedergange,
Ach, ohne Deinen Blick, Dein Lächeln, ohne Dich!
Ich höre Deinen Schritt nicht mehr in meiner Nähe,
Ich fühle Deine Hand nicht, wenn empor ich sehe,
Die oft mir über's Auge strich.

Und dennoch muß ich, wenn ich in der Abendstunde
Dir schreib', im Briefe Dir mittheilen frohe Kunde,
Und sprechen: »Tröste Dich, mein Kummer ist verdrängt,«
Mag jeder Augenblick, den fern von Dir ich lebe
In Angst, daß Ungemach Dich tausendfach umschwebe,
Ein blankes Schwert auch sein, das über'm Haupt mir hängt.

III.

Was thust Du jetzt? – Du sitzst am Tische wohl, Du breitest
Die Karte, suchst den Weg, auf dem Du mich begleitest,
Und sprichst: »Wo mag er sein? – O würd' ihm, was ihn heilt!
Wo er auch sei, soll Lieb' und Achtung ihn umschweben,

Und eine Wirthin, die nach einem theuern Leben
Gleich mir sich sehnt, das ferne weilt. –

Wie schnell er reist! Er hat die ferne Stadt, die alte,
Wohl längst schon hinter sich, die Brücke sammt dem Walde,
Wo eine große That geschehn; er fährt vielleicht
Durch jene Thäler hin, und sieht an Bergesschlünden
Das Kreuz am Wege, das dem Wandrer soll verkünden,
Daß letztes Jahr ... Will's Gott, er hat sein Ziel erreicht!« –

Mein Vater wischt Dir ab das Auge, lächelnd pocht er
Dir auf die Schulter: »Kind, komm, küsse Deine Tochter;
Sei nur getrost, er kehrt uns Allen bald zurück.
Er lacht, und ist wohlauf, er sieht vielleicht die Stelle,
Wo einst gelebt ein Held, sieht eine Grabkapelle,
Und betet dort für unser Glück.

Du weißst ja, liebes Kind, er liebt, vom Mond beschienen,
Portale, Zinnen mit uraltem Schmuck, Ruinen
Der gothisch alten Kunst, mit maurischer vermählt,
Und röm'sche Thürme, die achteckig sich erheben.
Und, schuppig ausgehau'n, hoch in die Wolken streben,
Wovon er am Kamin uns schon so oft erzählt ...«

IV.

So sucht der Veteran den Schmerz Dir wegzureden,
Von seinen Fahrten spricht er, unsern großen Fehden,
Wie wir am *Tajo*, wie wir am *Tessin* gesiegt,
Vom Heldenkaiser auch, dem großen Völkerschrecken ...
Die Stimme dämpft er, um das Kleine nicht zu wecken,
Das schlummernd Dir am Busen liegt.

1825.

Der Spaziergang.

Das sind die Lieblingsorte, wo ich träumte,
Die Wiesen, deren Blumen ich besang.

Amable Tastu.

Zwanzigste Ode.

Nimm Deinen Schleier um, so einfach schön geschmückt,
Den Deiner Nadel Fleiß mit Blumen ausgestickt,
Komm in den Schatten der Platanen.
Schlag um die Schultern Dir den prächt'gen Kaschmir-Shawl,
Der einst vielleicht verhüllt hat eines Emirs Stahl,
Vielleicht den Busen von Sultanen.

Im Abendsonnenschein sieh dort des Dorfes Rauch;
Er steigt und fällt. So sehn wir unsre Plagen auch,
Stolz, Ehrgeiz, Ruhm, vorüber fliegen.
Ein Jeder hofft im Glanz zu drehn sich auch einmal,
Wie sich im Abendwind beim letzten Sonnenstrahl
Rauchwölkchen übergoldet wiegen.

Zur Stunde, wo der Tag sich still zur Ruhe legt,
Wie lieb' ich's, mir zur Seit' ein Herz, das für mich schlägt,
Zu wandeln durch des Thales Triften.
Wie süß, zu streifen, wo Dein Auge nur mir lacht,
Dein süßer Odem sich dem leisen Hauch der Nacht
Vermählt und mich umweht mit Düften.

Ich träumte dieses Glück von frühster Kindheit an,
Was hab' ich nicht dafür gelitten und gethan!
Zur Zeit, wo Bürgerkrieg die Kette
Zerbrach, im Frieden lebt' ich, ruhig nur durch Dich!
Oed war mein Leben oft, doch Du belebst für mich
Die Wüsten alle, selbst die Städte.

Schon blinken Sterne, schau, in goldner Abendluft!
So, wenn ambrosisch zieht ein würzig süßer Duft
Durch's Schloß vor einem großen Feste,
Mag man noch, eh' im Saal die Lichter all entflammt,
Sich setzen sehn zum Mahl oft auf Damast und Sammt
Die eiligsten der frohen Gäste.

Sieh dort: – ein Meteor! Es blitzt und sinkt herab,
So strahlt ein großer Mann oft hell und steigt ins Grab,
Den ein geheimer Schmerz vernichtet,
Die Menge sieht die Glut mit dumpfem Staunen an.
Was ist ein Stern, der fällt, dem müden Ackersmann,
Der kaum empor vom Pflug sich richtet?

Wie anders bist doch Du! Mit Thränen ehrst Du gern
Erhabner Seelen Leid, um den gefallnen Stern
Weinst du, das Schicksal des Poeten.
Dem Opfer Mitleid zollst Du und dem Henker auch,
Zum Grab der Helden, das umweht ein heil'ger Hauch,
Pflegst Du mit Andacht hinzutreten.

Und wenn ein altes Schloß sich Deinem Auge zeigt,
Das schwarz aus schwarzer Nacht mit Thurm und Zinnen steigt,
Fern von der Stadt und ihren Tücken,
Dann stehst Du plötzlich still, Dein Auge sucht, entdeckt
Des Mondes Strahl, der hell durchglänzt und sich versteckt
Und wieder blinkt durch schmale Lücken.

Von mir hast Du die Lust an Trümmern alter Zeit,
An Kirchen, wo zum Dienst der Ritter ward geweiht,
In neuer Rüstung betend kniete,
An Schlössern, wo den Mund des Troubadours, im Schlaf
Geöffnet halb, der Kuß der Königin oft traf,
Daß röther seine Lippe glühte. –

Doch kehren wir zurück: mit schwarzen Schatten ringt
Der Himmel, und das Boot, das uns nach Hause bringt,
Löst schon des Schiffers Arm, der starke.

Ach, unsres Lebens Bild, das in der Nacht gewiegt
Vom Schicksal auf dem Meer der Zeit verwegen fliegt,
Hin über'm Abgrund schwebt die Barke!

Es flieht zur Ewigkeit mit jedem Augenblick
Das Leben, seelenlos bleibt unser Leib zurück,
Für ewig nun verstummt, erblindet.
So, wenn die Rose stirbt, die Blumen-Königin, –
Bethaut Aurora sie mit Thränen auch, – dahin
Sinkt Blatt um Blatt, ihr Duft entschwindet.

Oktober, 1825.

An Ramon, Herzog von Bemav.

Por la boca de su berida.

Guillen de Castro.

Einundzwanzigste Ode.

Ich sah, wie Deine Augen flammten,
Dein Lächeln kenn' ich, herb, verstört,
Es ist das Lächeln des Verdammten,
Wenn er sein Todesurtheil hört.
Ich drückte Deine Hand, ich fühlte
Das Leid, das Dir im Herzen wühlte,
Sah Dein Gesicht, von Gram entstellt,
Den düstern Blick, der gleicht dem Funkeln
Des Blitzes auf dem Meer, dem dunkeln,
Der seine Tiefen nicht erhellt.

Du sprachst: »Warum mich so verletzen?
Ist Einer, der mich seufzend fand?
Nie werden meine Thränen netzen
Des Bruders oder Freundes Hand.

Ich habe Keinen! ... Nie erfahren
Hab' ich, was Freude heißt. Ersparen
Mögt ihr mir drum des Mitleids Hohn.
Zu schwer bezahlt' ich meine Schmerzen,
Als daß ich einem fremden Herzen
Gönnt' einen Theil auch nur davon.

Und sind es Wunden denn, die brennen,
Ein Unglück, das der Thränen werth? –
Ja, was die Andern Freude nennen,
Mir hat's in Kummer sich verkehrt.
Nichts blieb von meinen Jugendträumen,
Und keine Früchte seh' ich keimen,
Die Blüthen fielen auf den Grund.
Kalt ist die Glut der süßen Triebe,
Und meinen Namen wird mit Liebe
Aussprechen nie ein Frauenmund.

Kein Weib! Kein Kind! – Nie hat geschlagen
Ein Herz an meinem – öd und leer!
Ich hörte nie die Stimme fragen
Der Eifersucht: »Wo kommst Du her?«
Todt ist mein Wünschen und mein Hoffen,
Und in der Zukunft seh' ich offen
Das Thor des finstern Höllenraums.
Der Schatten sah ich viele schweben
Schon durch mein nächtlich düstres Leben,
Doch nie die Göttin meines Traums.

Stets aufrecht ging ich meiner Wege,
Was auch das Schicksal mir geraubt.
Doch um so schwerer sind die Schläge
Gefallen auf mein freies Haupt.
Den Jugendträumen, dem Vergnügen,
Dem Ruhm – sie mögen Andern lügen –
Lagt' ich wie *Cato* stolz Ade.
Mein Lenz dahin! – Ich trag' es stille!

So ist's einmal des Schicksals Wille.
Leid' ich, wer weiß von meinem Weh?

Sind wir des Schicksals Sklaven, – schweigen
Laßt uns vom Dolch, auf uns gezückt.
Du willst, ich soll die Male zeigen
Der Ketten, die mich wund gedrückt?
Soll ich den Augen sie enthüllen,
Damit sie sich mit Thränen füllen?
Geht! – Jedem schmeckt nicht jede Kost.
Laßt mich allein mit meinem Grimme.
Mich stören kann nur Eure Stimme,
Nein, lieber Kummer noch als Trost!

Vom Leben lernt' ich mich zu trennen.
Was liegt daran, ob froh und frei,
Ob düster meine Augen brennen?
Neid oder Mitleid – einerlei!
Was liegt, wenn nun geleert der Becher,
Daran, daß für den durst'gen Zecher
Am Rand ein bittrer Thau noch klebt?
Hat wohl ein Schiff besiegt die Wellen,
Die zornigen, die es zerschellen,
Weil aus der Flut sein Mast sich hebt?

Laßt nach dem Glück die Andern laufen:
Laßt einsam mich in meiner Nacht.
Was ist die Welt? – Ein wirrer Haufen,
Der durcheinander weint und lacht.
Wie alle Adamskinder trage
Ich meine Bürde ohne Klage,
Ich brauche Niemand, der sie trägt.
Rauscht nur vorüber, Well' auf Welle,
Was kümmert's Euch, an welcher Schwelle
Sich einst mein Schatten niederlegt!« –

So grollst Du heimlich, Seufzer schwellen
Die Brust, die Lippen flüstern bang,

Wie das Gemurmel leiser Quellen,
Wie ein verlorner Harfenklang.
Dein Unglück ist Dein Ruhm. – O zürne
Nur ihm, da um die Siegerstirne
Sich nie ein Kranz von Blüthen schlingt,
Dir kann die Freude nicht erscheinen:
Du weißt ja, daß die Musen weinen
Zum Vorspiel, eh' die Saite klingt.

So wie die Pflugschaar das Gefilde
Umwühlt, durchfurcht, mit scharfem Stahl
Die Scholle trennt, bis sich die Milde
Der Abenddämm'rung senkt zu Thal,
So läßt das Unglück keine Stunde
Dir Ruhe, schlägt Dir Wund' auf Wunde,
Zu segnen Deines Geistes Flur;
Denn wenn sein Flammenschwert, das blanke,
Die Seele Dir zerreißt, o danke,
Mein Freund: – befruchten will es nur!

November, 1825.

An Fräulein J. D. von Ch.

Das Porträt eines Kindes.

Seh' ich an des Baches Rand
Allerhand
Blumen stehn im Rosenlichte,
Denk' ich, daß das Roth mir strahlt,
Das gemalt
Glüht auf ihrem Angesichte.
Haucht dir Blumen süßer Mund
Tief im Grund
Wohlgeruch in alle Lüfte,
Wähn' ich nahe sie zu sehn,
Mich umwehn
Ihres Odems süße Düfte.

Ronsard.

Zweiundzwanzigste Ode.

I.

Die ros'ge Wang' und Stirn, das Auge, frisch erwachend –
Ein Kind ist's, spielend, weinend, lachend,
Dem gute Geister nahe sind.
Es blüht so weiß, so roth, wie himmlische Gesichter,
Sein Haupt umspielen goldne Lichter.
»Es ist ein Engel!« – ruft der Dichter,
Der Vater spricht: »Es ist mein Kind!«

Man sieht's den Augen an, den leuchtend reinen, frommen,
Daß Abschied eben erst genommen
Sein Geist in Edens lichtem Kreis.
Und noch umrauschen ihn des Himmels Freudengrüße,
Auf Rosen wandeln seine Füße.
Sieht seine Mutter er, die süße,
Wähnt er: die Mutter Gottes sei's.

Wenn Mädchenstimmen er vernimmt, dann ist's, als höre
Dem Lobgesang der Himmelschöre
Der holde, kleine Engel zu.
Sieht man sein Lächeln, sieht den heitern Blick man tagen,
Ist man versucht das Kind zu fragen:
»Welch Kreuz als Märtyrer getragen
Hast Du? Wie heißst im Himmel Du?«

II.

Du maltest mir das Kind: – Dir konnt' es nur gelingen
So schön: – ich will es Dir besingen.
Ruhm Dem, der so den Pinsel führt!
Die Anmuth und die Kraft, sie halten sich umschlungen
Im Bild, von Harmonie durchdrungen.
Als Kind schon hat mit Feuerzungen
Der Genius Dir die Stirn berührt.

Schon in der Wiege war Dir eine Fee gewogen,
Die aus dem lichten Regenbogen,
Der bunt in sieben Farben strahlt,
Dem Nordlicht, flammend um des Eises Silberglätte,
Und aus *Aurora's* Rosenkette
Dir schuf die himmlische Palette,
Womit Dein Zanberpinsel malt.

November, 1825.

An die Gräfin A. H.

Als im tiefen Schattenthal
Ich einmal
Spielt' in stiller Abendfeier,
Ließ ein Täubchen silberweiß
Nieder leis
Sich auf meiner schwarzen Leier.

Aber keine Melodie
Girrte sie,
Ach, daß Täubchen hat in matten
Tönen, traurig und verzagt,
Mich gefragt
Nach dem süßen, fernen Gatten

Sainte-Benve.

Dreiundzwanzigste Ode.

Was Dir bescheren mag des Traumes holdes Bild,
Der Dir im Dunkel jetzt mit Licht die Seele füllt,
Glück bringt er, wie Dein Herz auch zage.
Dem Arm des Gatten fern, der Bräutigam noch heißt,
Schlaf sanft, o Schwester, Dich umschweb' ein guter Geist
Die letzte Nacht vor'm Hochzeittage.

Schlaf sanft! Wir beten bis zum Morgen für Dein Glück,
Du solltest unser sein, so will es Dein Geschick,
Der Himmel trennt nicht das Verwandte.
Ja, meine Schwester nennt Dich bald ein heil'ger Klang,
Das Echo meiner Brust nur ist es, die schon lang
Mich Deinen lieben Bruder nannte.

Schlaf ruhig diese Nacht, süß sei Dein Schlaf und rein!
Der Morgen kommt heran, und Schwüre, Schmeichelei'n,
Und Festgeläut' und bunte Schleifen.
Dein Busen schwillt, Du seufzst, es glüht in rosigem Brand
Dir Stirn' und Wange, wird vom Haupt Dir eine Hand
Die grüne Myrtenkrone streifen.

Mag heitrer Sonnenschein des Glücks von Morgen an
Stets liegen, schöner als Du träumst, auf Deiner Bahn,
Ein lichter Glanz, ein ungetrübter.
Zum Himmel schaun wir auf, dort schimmert Stern an Stern.
Schlaf ruhig diese Nacht, wir beide wachen gern,
Dein Sänger, ich, und Dein Geliebter.

December, 1827.

Sommerregen.

Weißdornblüthe, Thymian,
Löwenzahn;
Lilien, Rosen, Veilchen sprossen,
Alle zeigen thaubenetzt
Luftig jetzt
Ihre Knospen aufgeschlossen.
Und die süße Nachtigall
Singt mit Schall,

Und mit Nicken und mit Neigen
Schlägt sie Triller, flattert, singt.
Daß es klingt,
Zittert, rauscht in allen Zweigen.

Remi Belleau.

Vierundzwanzigste Ode.

Welch süße, kühle Abendruhe!
Komm! – Fiel ein Regen nicht heut früh?
Es wallt um Deine Atlasschuhe
Das grüne feuchte Gras! – O sieh:
Der Vogel fliegt durch's Laub hernieder,
Er schüttelt triefend sein Gefieder, –
Das arme Thierchen, ganz durchnäßt!
Er singt, wie auch die Winde wimmern,
Getrost, und sieht die Tropfen flimmern
Wie Perlen ausgestreut im Nest.

Ergossen sind die feuchten Schätze,
Hell wieder leuchtet der *Azur*,
Wie unter einem Silbernetze
Gesegnet glänzt im Thau die Flur.
Des Baches Wellen, angeschwollen
Für eine Stunde, schäumen, rollen
Verschlafene Eidechsen, Gras
Und Zweige hin; Ameisen lauschen,
Wenn über Kies die Wasser rauschen,
Dem Donnersturz *Niagara's* .

Sieh in die Wasserflut verschlagen
Insekten hülflos, auf der Flucht,
Auf Käferflügeln fortgetragen.
Wo, Eins am Andern, Rettung sucht,
Ein schwimmendes Asyl ist Vielen

Ein Blatt, mit dem die Wellen spielen,
Ein Glück, wenn endlich Blatt an Blatt
An einem Strohhalm noch, am Rande
Des Abgrunds, hält, wenn fest am Strande
Sie sitzt, die flutumbrauste Stadt!

Gewaschen hat den Sand der Regen,
Die Dünste steigen, matt besonnt.
Und ihre trüben Falten legen
Sich um den fernen Horizont.
Man sieht, wie mattes Sternenfeuer,
Zerstreut durch ihre feuchten Schleier
Nur lichte Punkte Funken sprühn,
Es steigen aus dem Dunst, dem feuchten,
Die Berge, Schieferdächer leuchten,
Auf denen Regentropfen glühn.

Laß schweifen uns an feuchten Rainen,
Jetzt können wir allein noch ziehn.
Komm, lege Deinen Arm in meinen,
Wir wandeln durch die Linden hin.
Sieh roth die Sonne untergehen,
Bleib hier noch auf dem Hügel stehen,
Dich umzuschauen in der Rund,
Sieh, wie in Einem Meer von Funken
Die Hütten und Paläste prunken,
Die goldne Stadt auf schwarzem Grund!

Sieh gaukeln dort des Rauches Schatten
Hin über Dächer, frisch bethaut,
Dort wohnen liebend treue Gatten,
Bescheidne Herzen, lieb und traut.
Ein Leben lacht Dir hier entgegen: –
Der Sonnenschein ist's nach dem Regen.
Das Abendroth erglüht, – wie schön!
Es sinkt, und alle Fenster flimmern

Rund in der Stadt, sieh dort, sie schimmern
Wie Augen von des Thurmes Höhn.

Ein lichter bunter Regenbogen!
Wie rein er in die Lüfte steigt!
Wie ist der Himmel uns gewogen,
Der ihn uns nach dem Sturme zeigt.
Ihr Boten Gottes und Propheten,
Wie oft bin ich vor euch getreten,
Um Flügel bat ich tief gerührt,
Damit ich jene Welt erblicke,
Zu denen diese Himmelsbrücke,
Der ungeheure Bogen, führt,

Juni, 1828.

Träume.

En la amena soletad --- In der holden Einsamkeit
De aquesta apacible estancia, --- Dieser friedlich stillen Landschaft,
Bellissimo laberinto --- Unter Bäumen, Blumen, Kräutern,
De arboles, flores y plantas, --- Hier am labyrinth'schen Abhang
Podeis dexarme, dexando --- Laßt mich mit mir selbst allein,
Conmigo, que ellos me bastan --- Denn die Bücher, die ihr nachtragt,
Por compania, los libros --- Wie mein Wort es euch gebot,
Que os mande sacar de casa; ---- Sie genügen mir hier sattsam.
Que yo, en tanto que Antioquia --- Während *Antiochia* feiernd
Celebra con fiestas tantas --- Jenem Völkerfeste nachjagt,
La fabrica de esto templo, --- Welches gilt dem heil'gen Bau,
Que oy a Jupiter consacra,---- Der, ein Wunder, himmelan ragt,
--- Jupiter zu Ehren,

Huyendo del gran bullicio,---
Que hay en sus calles, y plazas, --- Will ich fliehend das Gewühl
Passar estudiando quiero --- In der Straß' und auf dem Marktplatz
La etad que al dia le falta. --- Hier dem Studium mich weihn,
--- Bis der Rest des Tags hinabsank.

Calderon, el Magico prodigioso. --- *Calderon*, der Schwarzkünstler.

Fünfundzwanzigste Ode.

I.

Sucht, Freunde, fern dem Schlosse,
Des Hofes eitlem Spiel,
Dem Lärm der Stadt, der Rosse
Und Wagen, all dem Trosse
Fern sucht mir ein Asyl,

Vergönnt mir, daß ich lande,
Wo stille Buchten sind,
An einem schattigen Strande,
Wo, fern dem lauten Tande,
Sanft ruhen Flut und Wind.

Schafft mir, – seid meine Retter! –
Den stillen Hafen bald,
Ein Dach bei schlimmem Wetter,
Ein Nest im Grün der Blätter,
Ein altes Schloß im Wald,

Und Schatten rings und Schweigen,
Daß Nichts vom Traum mich weckt,
Wenn sich die Wimpern neigen;
Mein Schlößchen lieg' in Zweigen
Und Büschen tief versteckt.

Geh hin, mein Lied, und kose,
Was lieblich ist und schön,
Das Blümchen jetzt im Moose
Umflattre, dann die Rose,
Und dann des Berges Höhn!

O träume kühn von Siegen,
Und durch der Lüfte Reich
Magst du entfesselt fliegen

Und hoch im Blau dich wiegen,
Dem freien Vogel gleich.

II.

O Traum, du sollst mich heben
Hoch in des Himmels Raum:
O endlos sel'ges Leben!
Nachts soll mich noch umschweben
Des Tages süßer Traum!

Weiß wie ein Segel sei er,
Das fern ein Windhauch schwellt,
Wie blasses Sternenfeuer,
Und zwischen mir als Schleier
Schweb' er und dieser Welt.

Die Muse, die verschönen
Mein Leben will, sie mag
Vergolden ihn und dehnen!
Die Nacht nur ist mein Sehnen,
O käme nie der Tag!

O blühten auf all meine
Gedanken in dem Traum,
Und säßen im Vereine
Sie rings beim Feuerscheine
Im lichten, stillen Raum!

Zu meinem Traume fliegen
Sie all in bunten Reihn,
Umgaukeln ihn verschwiegen,
Wie ältre Schwestern wiegen
Ihr jüngstes Brüderlein.

III.

Schön ist's am Dünensande,
Im Schatten, der uns kühlt,
Am waldbewachsnen Strande,
Wo man sich baar der Bande,
Dem Himmel näher fühlt.

Es rauscht, wie Traumesschwingen,
Die Welt erklingt im Chor,
Sie spricht, die Wellen singen,
Und aus den Zweigen dringen
Die Worte leis ins Ohr.

Du hörst den wundervollen
Gesang der Sphären an,
Hörst Weltendonner grollen,
Das Universum rollen
Im Himmelsocean;

Jehovah 's Stimme klingen
Hörst du in jedem Ton,
Die Geister hörst du singen
Der Welt, wohin sich schwingen,
Die dieser Welt entflohn;

Wo sich aus heisern Kehlen
Nie Klagelaut ergießt,
Wo liebend alle Seelen,
Wie Flammen, sich vermählen,
Wie Flut die Flut umschließt.

IV.

Kein Ton geht dem verloren,
Der einsam träumt und lauscht.
Paris, du Stadt der Thoren,
Wie schaal doch in die Ohren
Dein wüster Lärm uns rauscht!

Heil dem *Bretonenlande*,
Dem Hort der alten Zeit,
Der Klipp' im Meeressande,
Dem Thurm am *Keltenstrande*,
Wo Baum an Baum sich reiht!

Im Thurme rasten, sinnen
Werd' einsam ich, um den
Sich Epheuranken spinnen,
Und von granitnen Zinnen
Wie Federbüsche wehn;

Wo das Kamin, das hohe,
Geschmückt mit Wappen ist,
Und flammt in heller Lohe, –
Ein Rachen, dessen rohe
Begier Eichklötze frißt;

Wo kühl mich schirmt die Linde,
Wenn Glut der Sommer sprüht,
Wo ich im Winter finde
Die Mutter sammt dem Kinde
Vom Feuer angeglüht;

Wo Nachts beim Windeswehen
Im Wald man Riesen glaubt,
Gespenstische, zu sehen,
Die sich im Kampfe drehen
Und stoßen mit dem Haupt;

Wo himmlische Gestalten,
Wie Bienen mich im Kreis
Umschwärmend lieblich walten,
Und ihres Kleides Falten
Mir glänzen silberweiß;

Wo durch den Saal, den weiten,
Es schallt, wie Seufzerklang,

Wo finstre Ritter gleiten
Am Fenster hin und schreiten
Die graue Wand entlang.

V.

Wenn meine Muse Reste
Von Burgen gern bewohnt,
Und gerne sitzt im Neste
In einer alten Veste,
Wo einst ein Held gethront,

So ist's, weil mich die Falte
Des Alters stets erfreut,
Ein Sang, der längst verhallte,
Die Welt, die schöne, alte,
Mehr als die neue Zeit.

Die Schwalbe, die im grauen
Schloßthurm sich niederläßt,
Wählt, um dem Nord, dem rauhen,
Den Eingang zu verbauen,
Sich oft ein Geiernest.

Und ihre Brut, die lose,
Mit lustigem Geschrei,
Pickt auf den Schatz im Moose
Mit derbem Schnabelstoße,
Das Riesenvogelei.

So spielen hin und wieder
Mit Waffen, alt, bestaubt,
Wie Zwerge, meine Lieder,
Ziehn lachend auf und nieder,
Mit Helmen auf dem Haupt.

VI.

So werden meine Tage
Im Grünen wieder grün,
Mein Leben, frei von Plage,
Den Rosen gleicht's am Hage,
Die aus Ruinen blühn.

Burg oder Hütt' indessen –
Die Muse lächelt mir,
Mein Glück ist unermessen,
Still leb' ich, fromm, vergessen,
Vergessend, selig hier.

Juni, 1828.

Ende der Oden.

Balladen.

Renouvelons aussi
Toute vieille pensée.

Joachim du Bellay.

1823 – 1828.

Eine Fee.

Die Königin *Mab* hat mich besucht, Sie ist's,
Die meine Seele, die unsterbliche,
Im Schlafe wach erhält.

Emil Deschamps, Romeo und Julie.

Erste Ballade.

Gern wieg' ich mich in süßem Wahne,
Wenn eine Fee, mir hold geneigt,
Sei es *Urgele*, sei's *Morgane*,
Sich über mich vom Wolkenkahne,
Der Lilie gleich, hernieder beugt.

Von Rittern singt und Paladinen
Zur Leier sie mir manche Mähr'
Und Sagen, die unglaublich schienen,
Wenn die Geschichte nicht von ihnen
Erzählt' an Wundern noch viel mehr.

Sie ist's, die Muth ins Herz mir thaute,
Gerechten Zorn und heil'gen Groll,

Und die die Mahnung mir vertraute,
Daß ich des Minnesängers Laute
Zum Ritterhandschuh fügen soll.

Sie ruft mich, wenn ich still versunken,
Einsam verberge mein Gesicht,
Sie läßt mich träumen wonnetrunken,
Sie macht zum Strahle jeden Funken,
Macht jede Stimme zum Gedicht.

Sie heißt den Schaum des Bachs mir thauen
Den sie dem Fels entrinnen läßt
Und leise murmeln durch die Auen,
Sie gibt dem Storch, dem silbergrauen,
Aus schwarzem, hohem Thurm sein Nest.

Wenn traut im Herd die Flammen winken
Im Winter, bleibt sie mir gesellt,
Zeigt Sterne mir, die freundlich blinken
Am Himmel, strahlen und versinken,
Wie Augen, die der Schlaf befällt.

Und will ich unter Trümmern hausen,
Läßt aus der Vorwelt Wieg' und Gruft
Sie Bilder mir vorüber sausen,
Den Strom der Zeiten hör' ich brausen,
Streicht durch die Burg die Abendluft.

Und wirre Stimmen hör' ich munkeln
Und Töne, wie aus Geistermund,
Um einzuschläfern mich im Dunkeln,
Weckt sie, wenn matt die Steine funkeln,
Ein fernes Horn im Waldesgrund.

Gern wieg' ich mich in süßem Wahne,
Wenn eine Fee, mir hold geneigt,
Sei es *Urgele*, sei's *Morgane*,

Sich über mich vom Wolkenkahne,
Der Lilie gleich, hernieder beugt.

1824.

Die Sylphe.

Nacht und Kälte, Stürm' und Winde
Spielten übel mit dem Kinde:
»Oeffnet, rief es, ich bin nackt!«

La Fontaine, nach Anakreon.

Zweite Ballade.

»Du, die im lichten Schloß, o Schwester der Sylphiden,
Am Fenster ich geschaut: – der Tag ist hingeschieden,
O Jungfrau, öffne mir! Die Nacht ist da, – mir graut,
Die Nacht, die Todte ruft aus ihrem Grabesfrieden,
Und Seelen in den Dunst einhüllt, der niederthaut.

Nicht einem Pilger sollst Du gastlich Dich erweisen,
Der lange Mähren Dir erzählt von langen Reisen,
Es kommt kein Paladin, vor dem den Mädchen bangt,
Der stößt ins Horn und schreckt mit wilden Kriegerweisen
Der Knappen Troß und kühn als Gast sein Recht verlangt.

Ich trage weder Stock, noch schwere Eisenlanze,
Weiß von Schlachtschwertern Nichts, und Nichts vom Rosenkranze,
Kein weißer Bart ist mein, kein langes, schwarzes Haar.
Mein Hauch, der Halme kaum bewegt, er bläst zum Tanze
Und Spiel nur aus dem Horn, das einst ein Schlachthorn war.

Ich bin ein Sohn der Luft, den Morgenwinde kosen,
Ein Sylphe, Kind des Traums, des Frühlings, und beim Tosen
Der Winterstürme bin der Gast ich am Kamin,

Der Elfe, welcher wohnt im lichten Thau der Rosen,
Der Geister Einer, die des Aethers Raum durchziehn.

Heut Abend sprach ein Paar auf grünem Rasensitze
Von Liebe, flüsternd leis, und ihrem Flammenblitze,
Der ewig zündet. Ich belauschte sie, und schwieg:
Im Kusse hielten sie mir fest des Flügels Spitze,
Und frei erst ward ich, als die Nacht hernieder stieg.

Zu meiner Rose kann ich nicht zurück mehr fliegen,
Burgfräulein, spät ist's, ach, laß mich nicht hülflos liegen,
Nimm auf den Sohn des Tags, der Nachts den Weg verlor.
Laß mich in Deinem Bett bis morgen still mich wiegen,
Klein bin ich, und durch Lärm verletz' ich nicht Dein Ohr.

Dem Lichte zogen nach schon alle meine Brüder,
Den Thränen, die aufs Gras der Abend träuft hernieder,
Dem Kelch der Lilie, der benetzt mit Honigthau.
Wo flieh' ich hin? ... Der Strahl verschwand und kehrt nicht wieder,
Thautropfen seh' ich nicht, noch Blumen auf der Au.

Jungfrau, erhöre mich, sei gnädig, mir ist bange,
Daß in ihr großes Netz nicht ein die Nacht mich fange
Und sperre zu der Schaar der Geister, schwarz und grau,
Zu Kauz und Eulen, die mit heulendem Gesange
Um Gräber schwirren und des Thurmes finstern Bau.

Es ist die Stunde, wo beginnt der Todten Reigen,
Auf den der bleiche Mond hernieder schaut mit Schweigen,
Wo der *Vampyr*, dem Kraft und Wuth die Hölle gab,
Erhebt den schweren Stein, um aus dem Sarg zu steigen,
Den Todtengräber packt und wirft ins offne Grab.

Es steigen schwarze Zwerg' und Gnomen aus Ruinen,
Kobolde balgen sich mit wild verzerrten Mienen,
Durch Schilf und Röhricht ziehn Irrlichter, fahl und bleich,
Der Salamander tanzt mit tropfenden Undinen,
Und blaue Flämmchen drehn sich kreuzend auf dem Teich.

Weh, wenn mir auf den Leib jetzt ein Gerippe rückte,
Zum Spiel in seinen Arm, den knöchernen, mich drückte,
Wenn, spottend meiner Angst, ein schwarzer Nekromant
In seinem Thurm, von dem um Mitternacht er blickte,
Mich bänd' und hielte fest ans Glockenseil gebannt!

Thu auf Dein Fenster! ... Nein, laß mich nicht vor der Pforte,
Sonst such' ein altes Nest ich mir zum Ruheorte,
Und mit Eidechsen schlag' ich Schlachten, bis es tagt.
Thu auf, mein Aug' ist klar, und sanft sind meine Worte,
Wie die, die seinem Lieb ins Ohr ein Ritter sagt.

Oh, ich bin hübsch! ... Ach, daß Du schautest meine Schwingen,
Wie ihre Strahlen mit dem Licht des Tages ringen,
Weiß, wie die Lilie, die mich birgt in süßer Gruft,
Um all die Farben, die die Glieder mir umschlingen,
Beneiden Rosen mich, um meines Odems Duft.

Wie schön ich bin, – das mag ein lichter Traum Dir sagen,
Ja, schön: Du magst darnach nur mein Sylphidchen fragen,
Plump scheint der Kolibri, der Falter häßlich gar,
Zieh ich von Kelch zu Kelch, wo meine Schlösser ragen,
In königlichem Schmuck, mit Perlen in dem Haar.

Mich friert, die Nacht ist kalt, o laß bei Dir mich wohnen!
Könnt' ich Thauperlen doch und goldne Blumenkronen
Dir bieten, daß Du mir vergönnst den kleinsten Platz.
Doch ach, ich habe Nichts, und Du bist ohne Schonen:
Denn jede Sonne gibt und nimmt mir meinen Schatz.

Was soll ich Dir dafür im Traum für Gaben bringen?
Den Gürtel einer Fee, lichtweiße Engelschwingen?
Mit allem Reiz des Tags verschön' ich Deine Nacht.
Und träumen wirst Du bald von himmlisch hehren Dingen,
Bald wird ein Liebestraum Dich kosen lind und sacht.

Doch ach, mein Athem trübt umsonst die feuchte Scheibe.
O Jungfrau, fürchtest Du, ein schlimmer Freier treibe

Sich um Dein Schloß herum und red' als Sylphe kühn?
Ach, ängstlich bin ich, scheu, bang, gleich dem schwächsten Weibe,
Vor meinem Schatten, hätt' ich einen, würd' ich fliehn.« –

Er weinte. – Vor dem Thurm mit morscher Mauerkrone
Ließ eine Stimme sich in geisterhaftem Tone
Vernehmen ... Sicher ist's ein Geist, der stöhnt so leis.
Die holde Dam' erschien auf gothischem Balkone.
Wem hat sie aufgethan? Dem Sylphen wohl? – Wer weiß?

1823.

Die Großmutter.

To die, – to sleep.

Shakespeare

Dritte Ballade.

»Schläfst Du, Großmutter? ... O wach' auf! – Die Lippen beben
Sonst immer Dir im Schlaf: – heut Abend, welch Gesicht! ...
Zu beten scheinst Du sonst dem Schlummer hingegeben;
Wie ein Madonnenbild von Stein erscheinst Du eben;
Es stockt des Odems Hauch, die Lippe rührt sich nicht.

Wir sehn so tief herab heut Deine Stirn sich neigen:
Was thaten wir? Was ist's, was Deine Lieb' uns stahl?
O sieh, die Lamp' erblaßt, und Rauch und Funken steigen
Aus dem Kamin. Wenn Du verharrst noch lang im Schweigen, –
Licht, Feuer, und wir zwei, wir sterben all zumal.

Wann beim erloschnen Licht wirst Du entseelt uns finden,
Wie wirst Du dann erwacht ausströmen Deinen Schmerz!
Dann wird auch Deine Klag' die Zung' uns nicht entbinden;
Bis Deiner Arme Druck sie wiederum empfinden,
Mußst Deine Kinder lang Du pressen an Dein Herz.

O gib uns Deine Hand, daß wir ihr Wärme schenken,
Das Lied vom Troubadour, von Kampf und Kriegsgefahr
Sing' uns, von Rittern, die, beschützt von Feenhänden,
Als Strauß der Dame, die sie lieben, Fahnen senden,
Und deren Kriegsgeschrei ein theurer Name war.

Erzähl' uns von dem Kreuz, das Teufeln krümmt den Rücken,
Vom Mönch, der *Lucifer* sah durch die Lüfte ziehn,
Von den Rubinen, die den Gnomenfürsten schmücken,
Ob böse Geister mehr vor *Rolands* Schwert sich bücken,
Dem blanken, oder vor den Psalmen des *Turpin* .

Zeig' uns die Bibel, all die fremden schönen Wesen
Im Bild, die Heil'gen blau, den Himmel goldig licht,
Das *Jesuskind*, den Stall, und was darin gewesen,
Die Weisen, Stier' und Kripp', und lehr' ein wenig lesen
Uns mit dem Finger, was mit Gott von uns sie spricht.

Großmutter! ... Sieh im Herd die Funken, die verwehten,
Die Schatten tanzen rings, verglommen ist das Licht:
O Gott, wenn Geister jetzt herein zur Thüre träten! ...
Wach' auf, Großmütterchen, hör' auf, hör' auf zu beten,
Du, unser Hort, Du willst uns doch erschrecken nicht?

Dein Arm, wie kalt! – Willst Du nicht auf das Auge schlagen? –
Jüngst sprachst Du von der Welt, die über uns sich neigt,
Vom Himmel, und vom Grab, von rasch verblühten Tagen,
Du sprachst vom Tode ... Willst Du nicht vielleicht uns sagen:
Der Tod ... was ist denn das? – Antworte! – Weh, sie schweigt.« –

Die Kinder hatten Zeit, allein sich auszuweinen,
Die Alte schläft und sieht den Morgen nicht erscheinen.
Der Leichenglocke Klang hört man die Luft durchziehn.
Ein Wandrer, der vorbei ging Abends an der Stätte,
Sah vor dem heil'gen Buch und vor dem leeren Bette
Die beiden Kinder noch inbrünstig betend knien.

1823.

An Crilby, den Kobold von Argyle.

Ihr Schatten, ihr geschwinde,
Die ihr, wie Hauch der Winde,
Im Flug die Welt durchchschwebt,
Durch alle Lüfte schweifet,
Und grüne Bäume streifet,
Daß leis das Laub erbebt!

O haltet doch ein Weilchen:
Ich schenk' euch Nelken, Veilchen
Und Lilien, weiß und rein,
Die schönsten, die hier sprossen,
Auch Rosen, kaum erschlossen,
Reseden obendrein.

Altes Lied.

Vierte Ballade.

Du, Koboldchen? – Sei willkommen!
Auf dem Abendsonnenstrahl
Kamst Du wohl herangeschwommen,
Und umhauchst mich noch einmal,
Kosest mich, und Funken springen
Dir von den bewegten Schwingen,
Und sie rauschen und sie klingen,
Wie ein Lied im Rittersaal.

Oft hat Deine silberhelle
Stimme mir den Gram versüßt.
Hier in meiner stillen Zelle,
Schöner *Trilby*, sei gegrüßt!
Komm! Doch wirst Du nicht hier innen
Schäckern mit den Schifferinnen,
Die Du oft in losem Minnen
Auf den nackten Hals geküßt.

Störst Du auf aus seinem Frieden
Meinen Hausgeist? Schleichst Du sacht
Meinen Feen und Sylphiden
Nach, die oft mit mir gewacht,
Die mit losem Flügelschlage
Mir verscheuchen Schmerz und Klage,
Hochgedanken mir am Tage
Bringen, süßen Traum bei Nacht?

Willst Du schauen die Undinen
Mit des Binsengürtels Zier,
Meine Zwerge, die mir dienen,
Plaudernd gern, doch nur mit mir?
Willst Du meine Gnomen wecken,
In der Luft die Geister schrecken,
Meine Grabgespenster necken,
Pochend leis an ihre Thür?

Ach, entflieht! – Die theuern Gäste
Sind nicht mehr in meinem Haus.
Fluchend aus dem trauten Neste
Trieben sie die Geister aus.
Mein Undinchen sah ich segeln
Flüchtig, wie vor grimmen Vögeln,
Meine Fee gespannt mit Nägeln
Neben meine Fledermaus.

Meine Zwerge, vor dem Zorne
Jener Mörder scheu und bang,
Wagen's nicht mehr ihrem Horne
Zu entlocken süßen Klang.
Meinen Zauberhof, die lieben
Sylphen sah ich all zerstieben.
Goldner Schwingen sind von Dieben
Sie beraubt durch schnöden Fang.

Flieh' auch Du vor ihrem Grimme,
Fürchte mehr noch dies Geschlecht,

Als die hundertjähr'ge Stimme,
Die einst *Dougal* hat gerächt,
Dessen rauchumwallte Hütte,
Wenn die Nacht erreicht die Mitte,
Hört am Ufer *Fingal's* Schritte
Durch der Wogen wild Gefecht.

Wer von Deinem Berg hernieder
Dich gebracht in dies Revier,
Ihm gesungen ihre Lieder
Hat die Hoffnung einst, wie Dir.
Frankreich, seine Mutter, schaute,
Wie er im Exil ergraute,
Gleich *Homer*, und uns erbaute
Mit des Liedes holder Zier.

Spielend jetzt um Blumenbeete,
Ernst sodann und traurig gar,
Liebt der Dichter Felsengräte.
Die umschwebt der kühne Aar,
Welker Blumen letztes Düften,
Meteore hoch in Lüften,
Glocken, klagend über Grüften,
Wenn sich niedersenkt die Bahr.

Wüsten liebt er, schrankenlose,
Wo ihm Nichts den Schritt verwehrt,
Zu entgehn dem Sklavenloose,
Fürchtet er nicht Dolch noch Schwert;
Wo nur Unterdrückte schreien, –
Ihrem Dienste sich zu weihen,
Sie zu retten, zu befreien,
Das ist's, was sein Herz begehrt.

So ist *Nodier*, der Dichter!
Geh, und sag' im Freundeston,
Daß mir bangte, Bösewichter
Könnten Dich und ihn bedrohn.

Sag' ihm, gut soll er Dich wahren,
Scherz ihm weg von seinen Jahren,
Kos' ihn, krau' ihm in den Haaren,
Bis er trinkt des Schlafes Mohn.

Willst Du Abenteuer suchen?
Meide Deiner Feinde Spur,
Trilby, daß sie Dir nicht fluchen,
Wie mein Sylphe dies erfuhr.
Fingen sie Dich, ha, sie strahlten
Hoch vor Freude, jauchzten, prahlten,
Und Dein Kleid mit Dinte malten
Sie, den Mantel von Azur.

Tanzen müßtest unter Faunen
Du, – bedenke, was Dir droht! –
Unter Satyrn, grau' und braunen,
Und Sylvanen, frech und roth,
Zottig, mit beschmutzten Waden,
Die Dich ein zum Tanze laden
Mit verrunzelten Najaden,
Schon zweitausend Jahre todt.

April, 1825.

Der Riese.

Die Wolken des Himmels selbst haben Furcht, ich möchte kommen und meine Feinde in ihrem Schooße suchen.

Montenabbi.

Fünfte Ballade.

Das Land der Gallier hat, ihr Krieger, mich geboren;
Wie einen Bach durchschritt mein Urahn schon den *Rhein* .

Die Mutter wusch mir einst mit Nordpolschnee die Ohren,
Mein Vater hatte mir als Kind zur Wieg' erkoren
Ein dreifach Bärenfell, da schlug er mich hinein.

Stark war mein Vater einst. Jetzt kommt des Alters Plage,
Die Stirn ist runzlig, grau liegt nun sein Haar umher,
Alt ist er, allzu schwach, so hoch sein Wuchs auch rage,
Und Eichen reißt zum Stab für seine alten Tage
Er aus dem Boden jetzt nur schwer.

Ich tret' an seine Statt, ich erbe seinen spitzen
Wurfspieß, sein Beil, sein Vieh, den Bogen, – Alles nimmt
Des Riesen stärkrer Sohn, ich, der den Fuß zu stützen
Vermag im Grund des Thals und auf dem Berg zu sitzen,
Und der mit seinem Hauch die fernen Pappeln krümmt!

Als Jüngling hab' ich kühn die Alpen überstiegen,
Ich sprang von Fels zu Fels, an meinem Haupte fand
Die Wolke, wie am Berg, ein Hinderniß im Fliegen,
Auf Adler lauert' ich, die hoch im Blau sich wiegen,
Und fing im Flug sie mit der Hand.

Ich rang mit Stürmen, fuhr vorbei der Blitz, der freche,
Blies ich, und er erlosch auf seiner Zickzackbahn.
Jagt' ich den Wallfisch vor mir her, der ganze Bäche
Ausspie, dann that weit auf sich mir des Weltmeers Fläche,
Und spielend wühlt' ich's auf weit mehr als der Orkan.

Ich streift' und jagte weit umher in allen Landen,
Den Sperber in der Luft fing ich, im Meer den Hai,
Den Bären drückt' ich todt in meiner Arme Banden,
Die weißen Zähne, die dem Luchs im Rachen standen,
Schlug' ich oft, Winters, ihm entzwei.

Ergötzen mochte wohl solch kind'sches Spiel den Kleinen.
Jetzt lieb' ich nur den Krieg, die heiße Männerschlacht,
Den Fluch der Mütter, die um die Erschlagnen weinen,

Soldaten, die vor mir im Waffenschmuck erscheinen,
Und durch Alarmgeschrei mich wecken in der Nacht.

Staubwirbel, Kampfgewühl, – es spritzt das Blut im Bogen,
Es bäumt und wälzt dahin wildbrausend sich das Heer,
Ich recke mich, es kommt im Sturm dahergeflogen,
Und wie der Cormoran sich in empörte Wogen,
So stürz' ich mich ins blutge Meer.

Wie unter Garben steht ein Schnitter, unter Leichen
Hoch aufgeschichtet, steh' ich aufrecht, hoch und stramm.
Mein Schlachtruf übertönt der Feinde Schrei'n und Keuchen,
Und meine Faust zerschlägt mit schweren Hammerstreichen
Den Panzer leichter, als ein knotiger Eichenstamm.

Nackt geh' ich stets, von Kraft und Rauflust brenn' ich, glühe,
Des Kriegers lach' ich, der in Erz und Eisen klirrt,
Den Speer von Esche trag' ich, wenn ins Feld ich ziehe,
Und meinen leichten Helm, den zögen ohne Mühe
Fünf Ochsenpaar, ins Joch geschirrt.

Weg, ohne Leitern, wie sie sich auch mögen schirmen,
Nehm' ich die Vesten, brech' entzwei das Kettenband
Der Brücken, besser kann ich als ein Widder stürmen,
Ich ringe, Leib an Leib, mit hohen Festungsthürmen,
Die Gräben füll' ich aus mit Mauerschutt und Sand.

Und werd' ich einst, ich, der so Viele schlug, erschlagen,
Laßt meinen Leichnam nicht den Raben, scharrt mich ein
Im Schooß der Berge, die hoch in die Wolken ragen,
Dann wird der Wandrer, schaut er auf zum höchsten, fragen:
»Der hier wird seine Gruft wohl sein!« –

März, 1825.

An J. F.

Des Paukenschlägers Braut.

Süß ist der Tod den glücklich Liebenden.

Desportes, Sonett.

Sechste Ballade.

»Es rief der Herzog der *Bretagne*
Im ganzen Lande, Mann für Mann,
Von Berg und Thälern, von *Mortagne*
Bis *Nantes*, zur blutigen Campagne
Zusammen seinen Heeresbann.

Herrn sind's von adligem Geschlechte,
Die horsten auf der Berge Kamm,
Barone, Helden im Gefechte,
Schildknappen, Reiter, Waffenknechte,
Und Einer ist mein Bräutigam.

Nach *Aquitanien* mitgezogen
Ist er als Pauker. Niedern Stamms
Trägt er das Haupt doch nicht gebogen,
Als Kapitän wird er gewogen
In seinem goldgestickten Wamms.

Seitdem war meine stete Bitte:
»O Schutzpatronin, meine Noth
Sieh an, o heilige *Brigitte*,
Bewache jeden seiner Schritte,
Damit kein Unglück ihn bedroht.«

Ich sprach zu unsrem Abt: »Laß Deine
Fürbitte frommen unsrem Heer!«
Und da er hold dem Kerzenscheine,
Ehrt' ich *Sanct-Gildas'* Heil'genbeine
Durch drei Wachskerzen groß und schwer.

Und in *Loretto* Unsrer Frauen
Hab' ich gelobt in meinem Schmerz,
Zu tragen von dem Hut, dem grauen,
Des Pilgers Muscheln; mit Vertrauen
Drück' insgeheim ich sie ans Herz.

Mit zarter Botschaft konnt' er laben
Mich nicht vom fernen Lagerwall,
Ach, die Vasallin hat, um Gaben
Zu wechseln, keine Edelknaben,
Und keine Knappen der Vasall.

Noch heute kehrt er aus dem Kriege
Mit unsrem gnäd'gen Herrn zurück,
Er hat sein gutes Theil am Siege,
Wenn ich ihm froh entgegen fliege,
Beflügelt Stolz mich auf mein Glück.

Den Fürsten, der vom fernen Orte
Mit dem zerrissnen Banner kam,
Seht ihn, dort, bei der alten Pforte,
Sie kommt, die glänzende Escorte,
Der Herzog und mein Bräutigam.

Wie er, so glänzt kein andrer Streiter,
Seht, wie sein Roß er spornt und drückt,
Das in Schabraken prangt, und weiter,
Sich schüttelnd, wiehernd, trägt den Reiter,
Mit rothen Federn hoch geschmückt.

Eilt, Schwestern, kommt von allen Enden
Geputzt, und seht ihn, stolz umringt
Von seinen Pauken, hell zum Blenden,
Die schmettern unter seinen Händen,
Daß hoch das Herz vor Freuden springt.

Ihr werdet sehn Ihn selbst vor Allen
Im Mantel, den ich ihm vordem

Gestickt. Mein Held wird Euch gefallen;
Den Helm, den Pferdehaar' umwallen,
Trägt stolz er, wie ein Diadem.

Zwar die Zigeunerin – mich schmählen
Muß ich, daß ich sie hört' und frug, –
Sie sagte: – »Gott sei unsern Seelen
Barmherzig! – Einer werde fehlen,
Ein Pauker, in dem Siegeszug.«

Gott wird ja hören mein Verlangen!
Zwar zeigte mir ein Grab im Frei'n,
Wo schwarze Schatten ihn umfangen,
Die Alte mit dem Blick der Schlangen,
Und sprach: »Dort wart' ich morgen Dein!«

Doch fort mit allen Grabgedanken! –
Ich höre trommeln! Fort! Geschwind!
Ich sehe Damen, Blumenranken,
Und Purpurzelte lustig schwanken
Und Fahnen fliegen hoch im Wind.

Voran die Pikeniere schreiten
Langsam, als gingen sie im Leid,
Das Banner sah' ich dort sich breiten,
Dort ist's, wo die Barone reiten
Mit sammtner Mütz' und seidnem Kleid.

Im Meßgewand die Priester ragen,
Aus weißem Roß der Herold strahlt,
Ein jeder stolz im steifen Kragen,
Die Wappen ihrer Herrschaft tragen
Sie auf dem Brustschild schön gemalt.

Seht in der *Perser* -Rüstung blitzen
Die Templer, Männer edlen Stamms,
Die sich auf Partisanen stützen,

Dort die *Lausanner* Bogenschützen
Im Eisenkleid und Büffelwamms.

Des Herzogs Banner seh' ich wehen,
Dort Grafen, Ritter, Cavalier'
Und die eroberten Trophäen,
Standarten, die sich nicht mehr blähen,
Und hier die Pauker, Schwestern, hier! ...«

Sie sprach's und bohrt' in das Gedränge
Den irren Blick, und wo sie sei,
Sie wußt' es nicht, ihr ward so enge,
Sie stürzte mitten in der Menge ...
Der Zug der Pauker ging vorbei.

Oktober, 1825.

Die Schlacht.

Die Heere stoßen auf einander, schrecklich ist der Anprall,
schrecklich sind die Streiter, schrecklich die Wunden,
schrecklich das Gemetzel.

Gonzalo Berceo, die Schlacht bei Simancas.

Siebente Ballade.

Hirt, geh nicht diesen Weg! – Sieh dort im Thale wogen
Zwei dichte Lanzenreihn, entgegen kommt gezogen
Die Schaar der Schaar, wo breit sich hin die Ebne zieht,
Da halten sie, bereit, wenn, die sich glühend hassen,
Die Führer winken, sich ergrimmt beim Schopf zu fassen.
Hör' ihr Geschrei ... Du fährst zurück? – Das ist ihr Lied:

»Raubvögel, schüttelt das Gefieder,
Aar, Geier, Rabe, kommt zumal,

Stürzt kreischend auf das Feld euch nieder,
Setzt euch zum fetten Leichenmahl.
Den Feind wird unser Schwert verderben,
Und mit dem Tage soll er sterben!
Vom Abendpsalm der letzte Ton
Verhallt im Heer des Feindes eben,
Und unser Priester hat gegeben
Den Segen seinen Kriegern schon.«

Conan, der *Gallier* Fürst, und *Halbert*, der *Normanne*,
Stehn gegenüber sich mit starkem Heeresbanne,
Normannen sind behend, die *Gallier* sind voll Glut.
Stolz ziehn die Einen auf, die blanke Panzer decken,
Die Andern setzen, um die Feinde zu erschrecken,
Wolfsrachen und Gebiß sich auf den Kopf als Hut.

»Was kümmert uns der Wittwen Heulen,
Und was der Waisen Weh und Ach?
Die Arme, blutig und voll Beulen,
Wir waschen morgen sie im Bach.
Verbrennt die Zelte, schließt die Reihen,
Entsetzen in die Ohren schreien
Soll unser Horn dem fremden Mann.
Die Feinde mögen rings sich breiten,
Die Furche, die sie überschreiten,
Gähnt wie ein offnes Grab sie an.«

Des Hornsignal erschallt. Des Staubes Wolken rollen,
Der kurze, rasche Schritt dröhnt, wie des Donners Grollen.
Zwei schwarzen Rossen gleich, wild knirschend, riesengroß,
Zwei Büffeln gleich im Thal, die auf einander plumpen,
Zusammen prallen hier die beiden Eisenklumpen,
Und Stirn an Stirn zerschellt durch den gewalt'gen Stoß.

»Ihr Krieger auf, die Schwerter blinken,
Rennt, hauet zu in edlem Zorn,
Es blasen die Normannen-Zinken,
Und mächtig schallt das Sachsen-Horn.

Schlagt zu, ihr Schwerter, brecht euch Bahnen,
Ihr Spieße, Beile, Partisanen,
Ihr blut'gen Dolch' in flinker Hand,
In der zerschlagnen Panzer Ritzen
Dringt ein mit mörderischen Spitzen,
Wie Dornen scharf im Ackerland!«

Wo ist die Sonne? – Roth ist sie und flammensprühend,
Von Rauch umwallt, ein Schild, in heller Lohe glühend,
Im blut'gen Dampfe blitzt das Erz. Des Thales Grund
Gleicht einer Esse, die aufflammt in wildem Strahle
Und tost, als hätte just sich dort mit einem Male
Weit klaffend aufgethan der rothe Höllenschlund.

»Und weiter rast das Spiel der Recken,
Sie raufen sich in grimmer Wuth,
Und mordend waten ohne Schrecken
Sie über Leichen tief im Blut.
Marsch, vorwärts, vorwärts ohne Zaudern,
Die Rosse schäumen, steigen, schaudern,
Wenn in die Brust von Erz zumal
Wurfspieße, Lanzen, Schwerter dringen,
Es klirrt mit ihren Panzerringen
Zusammen laut der blanke Stahl.«

Ein wüstes Chaos ist's von Waffen, Menschen, Rossen,
Die *Gallier* stürzen sich, vom blut'gen Fell umschlossen,
Wild in die Speere, stolz verachtend die Gefahr.
Wo ihre Todten ruhn, todt liegen die Gesellen,
Und sie umzingeln rings, als wären's Citadellen,
Auf hohen Hengsten die normannische Reiterschaar.

»Wem Schwert und Dolch und Lanze brachen,
Der kämpft mit Nagel und mit Zahn,
Um zu entgehn dem offnen Rachen
Der Wölfe, die sich gierig nahn.
Nur nicht Gefangener! Nur nicht Sklave!
Und gilt's zu sterben, sterbt als Brave.

Als Brüder sterben wir zumal!
Und wird es morgen wieder tagen, –
Aus unsern blut'gen Fäusten ragen
Soll noch der Stumpf von unsrem Stahl!«

Komm, Hirt! Es sinkt die Nacht, des Blutes Wogen schwellen,
Aus Helm und Rüstung sprühn die Funken auf, die hellen,
Die Rosse fliehn entsetzt nach ihres Reiters Fall.
Komm, lassen wir das Werk des Mordens sie vollenden!
Die wilden Menschen mit den blutbefleckten Händen,
Ob Sieger oder todt, sie ruhen morgen all.

September, 1825.

An Louis Boulanger.

Die beiden Schützen.

Dames, oyez un conte lamentable.

Baif

Ihr Damen, hört die klägliche Geschichte.

Achte Ballade.

Es war die Zeit, wo schwarz die Nacht und voller Schrecken,
Wo man bei jedem Schritt meint Geister zu entdecken,
Vom Hexensabbath her noch trunkenes Gezücht,
Der Augenblick, wo sein Gebet der Wandrer endet,
Und aus dem dunkeln Forst sich nach der Lichtung wendet,
Die Stunde, wo man leise spricht.

Im Grund des Thales gehn zwei Schützen, tief im Schweigen,
Dort, wo ihr einen Thurm seht in die Höhe steigen,
Den in der Zeit, wo man noch zog ins heilge Land,
Einst in drei Nächten hat ein Eremit errichtet,
Der Steine durch sein Wort zur Mauer aufgeschichtet,
Des Kreuzes Zeichen in der Hand.

Hier ist's, wo aus dem Stein die Schützen Feuer wecken,
Ihr Mahl bereiten sie, vor Geistern ohne Schrecken,
Sie legen ab ihr Horn, sie setzen Beide hin
Sich auf ein Heil'genbild, roh aus Granit gestaltet,
Die Stirne tief im Staub, die Hände fest gefaltet,
Als wär's ein Beter auf den Knien.

Und auf den Thurm, den Wald, den Berg, den Teich der Unken
Warf ihres Feuers Glut phantastisch grelle Funken,
Die Eulen fuhren aus den Mauern auf, den grau'n,
Beim Hexensabbath muß es Fledermäuse geben,
Die Flammen fliehn zurück, die flatternd sie umschweben
Mit ihren schwarzen Flügelklau'n.

Der ältre Schütze sprach zum Jüngern unter'm Rasten:
»Trägst Du Dein hären Hemd?« – »›Hältst Du denn Deine Fasten?‹«
So scherzen höhnisch sie und ihr Gelächter schallt.
Da hören plötzlich sie von Fern ein andres Lachen;
Das Thal war öd und leer, das Dunkel tief. Sie sprachen:
»Es lacht das Echo nur im Wald!«

Da kriecht ein Feuerstreif mit bläulich grüner Flamme
Im Zickzack windend sich hin auf dem Hügelkamme;
Sie lachen abermals mit lautem, frechem Schall,
Ins Feuer werfen sie noch Aeste dürrer Eichen,
Und sprechen: »Siehe da den Widerschein, den bleichen,
Der Glut im nahen Wasserfall!«

Was war das Echo? – Mag sein Kreuz hier Jeder machen! –
Des Teufels Stimme war's, vom Berg herab sein Lachen.
Der bleiche Schimmer war's, der *Lucifer* umschlingt,

Der blaue Schwefeldunst in mitternächt'ger Stunde,
Die fahlen Flammen, die er aus dem Höllenschlunde
Im bösen Traum vor's Aug' uns bringt.

Wie das gottlose Paar hohnlachend so sich freute,
Da rannt' er wie ein Wolf herbei nach seiner Beute,
Und zu den Schützen flog sein Feuerauge hin:
– »Ja, lacht und lästert nur! Ich will die Lust euch dämpfen!
Bald soll mir euer Mund in schmerzhaft wilden Krämpfen
Zum Zähneklappern sich verziehn!«

Und in der Asche war am Morgen drauf zu schauen
Die Spur von einem Fuß, breit, mit gespaltnen Klauen.
Den ganzen Tag war's öd im Thal, und Alles schwieg.
Ein Hirt um Mitternacht, der schaute nach der Stelle,
Sah irrer Flämmchen Glut, die strahlt' in blauer Helle,
Doch nicht hinauf zum Himmel stieg.

Und wie am Boden hin er sah das Flämmchen wallen,
Ein langes Lachen hört' er durch das Dunkel schallen,
Vor Schauer zitternd stand der Hirt in finstrer Nacht.
Den Satan sah er nicht, er sah nicht die Verdammten,
Den Schlund der Hölle nicht, in der die Armen flammten
Und heulten, weil sie frech gelacht.

So sieht man jede Nacht am Berg, bekränzt mit Eichen,
Die Flämmchen funkeln und dahin am Boden schleichen,
Die Eulen fahren aus den Mauern auf, den grau'n,
Beim Hexensabbath muß es Fledermäuse geben,
Die Flammen fliehn zurück, die flatternd sie umschweben
Mit ihren schwarzen Flügelklau'n.

Ja, Kinder, eh' den Berg des Morgens Strahlen röthen,
Vermag des Himmels Thau die Flamme nicht zu tödten.
Wenn unter Blitzen auch der Regen strömt' ins Thal,
Das Lachen überschrie den Donner, wenn er grollte,
Die Flamme drehte sich vom Staub empor, als wollte
Umschlingen sie des Himmels Strahl.

Einst ward, in dunkler Nacht, bewegt das Steingebilde;
Der Heilige stand auf, der Skapulier-umhüllte,
An seinem heil'gen Stab vortrat er Schritt für Schritt.
Der Hölle Gaukelspiel, er wußt' es zu bezwingen,
Er öffnete den Mund: »Herr, laß es mir gelingen!«
Und hob die Arme von Granit.

Verschwunden war der Spuck, die Flämmchen und das Lachen,
Die todten Schützen fand man Morgens, beim Erwachen
Der Sonne, sitzend auf dem heil'gen Steingebild.
Man legte sie ins Grab, zur Messe für die Seelen
Gab dann drei Denier's, wie die Chroniken erzählen,
Der Herr des Dorfes, fromm und mild.

Birgt eine Lehre wohl die heilige Geschichte? –
Nicht richten soll man sie, nur Glauben führt zum Lichte.
Doch, ach, wer glaubt denn noch? Die Zeit ist längst dahin.
Des halben Glaubens nur ist alle Welt beflissen,
Und, blind und eitel auf ein nichtig hohles Wissen,
Liegt Niemand mehr auf beiden Knie'n.

Juli, 1825.

Höre mich, o Magdalene!

Pour ce aimez-moy, cependant qu'estes belle.
Ronsard .

Drum liebe mich, so lange schön Du bist.

Neunte Ballade.

Höre mich, o *Magdalene*!
Mit dem ersten warmen Föhne
Ist der Winter rasch entflohn.
Komm mit mir zum Wald! – Nach Beute

Jagen ferne meine Leute;
Denn sie lockt des Jagdhorns Ton.

Komm! – Heut Nacht, o *Magdalene*,
Daß er huldigend Dir fröhne,
Hat der Lenz, der Blüt' und Dorn
Schenkt den Rosen, Dir zu Ehren
Blumen ausgestreut und Aehren
Aus dem reichgefüllten Horn.

Wär' ich, holde *Magdalene*,
Doch Dein Lämmchen, weiß, wie Schwäne,
Dem im Flaum Dein Finger kraut,
Ach, der Vogel, der so gerne
Fliegt herbei, wenn in der Ferne
Ihm ertönt Dein süßer Laut!

Wär' ich doch, o Magdalene,
Eremit in Tombelaine,
Jener, der Dich beichten hört,
Wenn aus Deinem keuschen Munde
Er vernimmt die schwere Kunde,
Wie die Sünde Dich bethört.

Wär' ich doch,o Magdalene,
Nur das Auge der Phaläne,
Die, wenn sich Dein Köpfchen legt,
Nachts, zur Stunde der Gespenster,
Mit den Flügeln an das Fenster
Deiner stillen Zelle schlägt,...

Wenn Dein Busen, Magdalene,
Rasch, damit er frei sich dehne,
Sich vom schwarzen Sammt befreit,
Wenn, um Dich nicht nackt zu schauen.
Du, die Krone der Jungfrauen,
Auf den Spiegel deckst Dein Kleid!

Wolltest Du, o Magdalene,
Unsrer Edlen beste Söhne
Dienten Dir als Pagen gern,
Mit Sammtdecken überhangen
Würde dann Dein Bettpult prangen,
Himmlisch glänzend wie ein Stern.

Wolltest Du, o Magdalena
Daß ein Diadem Dich kröne,
Statt des Huts mit Rosmarin,
Mehr als Grafen und Barone
Wärst Du, eine Perlenkrone
Trügst Du, eine Königin.

Wolltest Du, o *Magdalene*;
Wärst Du, – was ich heiß ersehne,
Mein, – Graf *Royer's* Ehgemahl.
Folge mir, verlaß die Heerde,
Sonst, wenn Du es forderst, werde
Schäfer ich mit Dir im Thal.

September, 1825.

Einem Wanderer.

Wer am Abend spät
Abenteuern geht
Am Raine,
Hüte sich, daß nicht
Fallend er sich bricht
Die Beine.

Dunkel Meer und Strand,
Nebel decken Sand
Und Steine.
Keine Hütt' erspäht
Ihr, so weit ihr seht,
Nicht Eine.

Diebe schleichen sacht,
Nehmen Dir bei Nacht
Das Deine.
Oft in Sumpf und Dorn
Führt der Feen Zorn
Im Haine.

Meid' ihr Waldrevier,
Und begegnen Dir
Wird Keine.
Geister ziehn nicht heim
Nachts, sie tanzen beim
Mondenscheine.

Das Narrenlied.

Zehnte Ballade.

O Wandrer, der Du Nachts mit Deinem treuen Hunde
Nach einem heißen Tag noch magst des Weges ziehn,
Wohin doch reitest Du in dieser späten Stunde?
Wo führst Du heute denn Dein müdes Pferd noch hin?

Nacht ist's! – Und fürchtest Du nicht diebische Gesellen,
Die in dem Gurt den Stahl sich in den Weg Dir stellen?
Nicht alte Wölfe, die hervor aus Busch und Baum
Mit jähem Satz, und wenn auch lichte Funken sprängen
Vom Huf des Rosses, sich Dir an den Sattel hängen,
Und beißen in Dein Fleisch, daß Blut sich mischt und Schaum?

Und bangt Dir nicht, daß Dich die Nachtkobolde necken,
Die dehnend unter'm Fuß des Weges Länge strecken?
Du glaubst ein Schloß zu sehn, und Fenster, hell erglüht
Im schönsten hellsten Glanz erscheint es Deinem Ahnen,

Du siehst im Hofe sich ergehn die Goldfasanen,
Du gehst dem Schimmer zu, – der stets zurück sich zieht.

Bleib fern dem Orte, wo die Hexen Sabbath halten,
Wo sich im Tanze drehn dämonische Gestalten,
Den Mauern, gottverflucht, durch Teufelsspuck entweiht,
Dem Zauberschloß, erbaut durch finstre Höllenmächte,
Das, öd am hellen Tag, die Finsterniß der Nächte
Erhellt mit rothem Glanz der Scheiben weit und breit.

O Wandrer, der so rasch Du mit dem treuen Hunde
Nach heißem Tage magst bei Nacht des Weges ziehn,
Wohin doch reitest Du so spät noch, in der Stunde
Der Rast, wo führst Du heut Dein müdes Pferd noch hin?

Oktober, 1825.

An Louis Boulanger.

Die Legende von der Nonne.

Acabose vuestro bien

Y vuestros males non acaban.

Reproches al rey Rodrigo.

Elfte Ballade.

Ihr, denen warm die Herzen schlagen,
Kommt her und leiht mir Euer Ohr.
Ich will Euch die Geschichte sagen
Von Donna Padilla del Flor.

Alanje hat ihr einst das Leben,
Die waldumkränzte Stadt, gegeben. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Wohl gibt es in Granada Mädchen
Und in Sevilla ohnehin,
Die für ein Ständchen schon am Fädchen
Sich lassen von den Freiern ziehn,
Die Rittern im Vorüberwallen
Am Abend um die Hälse fallen. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn!

Doch von Padilla spricht, der reinen.
In so frivolem Ton man nicht.
Ein spanisch Mädchenauge scheinen
Saht nie ihr in so keuschem Licht.
Nie ließ sie sich durch Serenaden
Abwenden von der Tugend Pfaden. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Sie wollte keinen Honig saugen,
Sie scheuchte jeden Schmeichler fort,
Man weiß, ein Blick aus schönen Augen,
Aus schönem Mund ein freundlich Wort
Macht toll die Ritter und die Knappen,
Und alle tragen Narrenkappen. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn.
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und Seufzer klangen, nicht zu zählen.
Als sie den Schleier nahm im Wahn.
Muß, wer nicht häßlich ist, vermählen
Sich drum mit Gott denn? Geht das an?
Toledo weinte um die Schöne,
Die ältsten Greise, wie die Söhne. –

Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

»Der Welt und ihren eiteln Dingen
Fern leb' ich hier, wo mir's gefällt.
In Ruh und Frieden will ich singen
Und beten für die schlechte Welt.
Hier, sprach sie, darf kein Teufel walten,
Da Engel vor den Schild uns halten.« –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Kaum war im Kloster sie gefangen.
Als sich die Lieb' ins Herz ihr schlich.
Ein stolzer Räuber kam gegangen.
Trat vor und sagte: »Hier bin ich!«
Oft stolzer sind die Räuber, kecker
Als Cavallier' und noble Schäcker. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und häßlich war er zum Erstaunen,
Und rauh die Hand und schlecht sein Hut.
Allein die Lieb' hat ihre Launen: –
Nie Nonne war dem Räuber gut.
Oft vor den Hirschen fliehen Hinden,
Nie einen Eber schöner finden. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn.
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Wie er den Eingang sich erstritten
Ins Kloster? – Leise schlich hinein
Er im Gewand des Eremiten,
Der kommt aus fernen Wüstenei'n,
Manchmal wohl auch im Ordenskleide
Der Templer kam der freche Heide. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Die Nonne glüht' in Höllenflammen,
Und kam, so sagt die Chronika,
Mit ihrem Räuber einst zusammen
Beim Bilde,der Veronika,
Nachts, in der Stunde der Gespenster,
Wo Eulen krächzen um die Fenster. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Padilla wollte, sie, die Nonne,
Die Heilge, fröhnen arger Lust,
Und schwelgend in verfluchter Wonne
Den Räuber drücken an die Brust,
Bis rings herum an den Altären
Erloschen alle Kerzen wären. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Doch als sie trat in die Kapelle,
Und dem Banditen rief, erscholl
Ihr seine Stimme nicht, doch grelle
Antwort gab ihr des Himmels Groll.
Ein Blitz, ein Donner, und sie lagen,
Die beiden Sünder da erschlagen. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn!

Wenn heut der Hirt von den Verfluchten
Erzählt, und Donner rollen läßt,
Dann zeigt er Euch am Rand der Schluchten
Noch schwarzer Mauern letzten Rest,
Zwei Thürme mit zerstörten Hallen,
Die täglich mehr in Trümmer fallen. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn.
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Wenn Nachts die Stern' in bleichem Schimmer
Auf das zerfallne Kloster sehn,

Und hoch der beiden Thürme Trümmer,
Zwei Riesen gleich, im Dunkel stehn.
Dann, in der Stunde der Gespenster,
Wo Eulen krächzen um die Fenster,...
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Dann steigt die Nonn' aus ihrer Zelle,
Macht durch die Trümmer ihren Gang
Und ein gespenstischer Geselle
Folgt ihr die Mauerwand entlang.
Sie trägt die Lampe, Ketten klingen.
Es steckt der Hals in Eisenringen, –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn.
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Die Lampe kommt, verschwindet, funkelt
Am Fenstergitter, blitzt empor,
Birgt hinter'm Pfeiler sich verdunkelt.
Und zittert hoch am Thurm hervor.
Bei ihrem wirren Strahl entfalten
Sich Heere flatternder Gestalten. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn.
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Doch wechseln unter ihren Schritten
Die Treppen, kommen und vergehn,
Im Keller wandelt er inmitten
Von Trümmern, sie auf Thurmes Höhn.
Und Trepp' und Stockwerk, Thurm und Wände
Verschieben gaukelnd sich ohn' Ende. –-
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Sie schweben auf und ab die Stufen
Sich suchend ohne Rast und Ruh'.
Sie strecken aus die Arme, rufen
Sich leis mit Geisterstimmen zu.

So hetzen sich bis zum Ermatten
Im Kreise die unsel'gen Schatten. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und schwere Tropfen fallen nieder,
Durch alle Ritzen pfeift der Sturm,
Heult in Gewölben heis're Lieder,
Es stöhnt und ächzt der Glockenthurm,
Und schrille Jammertöne schallen
Und wildes Lachen durch die Hallen. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn.
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Zwei Stimmen wechselnd leise sprechen
Und laut: »Ist unser Ziel noch weit?
Schwer büßen wir für das Verbrechen,
Weh, weh, in alle Ewigkeit!
Müd werden selbst der Geister Hände,
Die drehn das Stundenglas ohn' Ende. ..«
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Die Hölle läßt sich nicht erweichen,
Sie suchen jede Nacht, wie's heißt,
Sich, ohne je sich zu erreichen,
Der weiße und der schwarze Geist,
Bis ausgelöscht die Lichter alle,
Und Morgenluft durchsaust die Halle. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und wenn bei Nacht die Schauerklänge
Der Wandrer hört und bebend fragt:
Wen wohl der Herr in seiner Strenge
Mit solcher harten Strafe plagt,
Dann glühn in geisterhaftem Feuer
Der Beiden Namen am Gemäuer. –

Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Sankt Ildefons, der Abt, er wollte,
Daß die Geschichte allen kund
Den Klosterfräulein werden sollte
Durch der Aebtissin frommen Mund,
Um sie vor Sünde zu bewahren,
Damit sie nicht zur Hölle fahren. –
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

April, 1828.

An Karl N.

Der Hexensabbath.

Hic chorus inges
colit orgia.

Avienus

Zwölfte Ballade.

Seht ihr im Dunkel dort die schwarzen Klostermauern,
Vor denen sich der Mond verhüllt in leisen Schauern? –
Der Geist der Mitternacht geht um und zwölfmal schwingt
Und wiegt er sich, indem vom Thurm die Glocke klingt.
Erschüttert bebt die Luft von ihrem dumpfen Klange,
Wie eingeschlossen in der Glocke, summt er lange,
Bis mit dem Geist zurück er schweigend sinkt... Doch schaut!
Was glänzt so wunderbar? Was rauscht und lärmt so laut?
O Gott, der Thurm, das Thor, die Bogen, das Gemäuer

Sind eingehüllt in Ein gewalt'ges Netz von Feuer.
Im Kessel von Granit zischt, siedet in der Glut,
Schlägt hohe Wellen, bäumt sich die geweihte Flut...
Verlaß uns nicht, o Herr, hier hausen Bösewichter! –
In rother Feuerglut, im Glanze blauer Lichter,
Mit Singen und mit Schrein, mit Heulen und Gebell,
Aus Wäldern, vom Gebirg, aus See und Fluß und Quell,
Von allen Seiten nahn Gespenster, Gnomen, Drachen,
Vampyrn, Scheusale, die ausspeit der Hölle Rachen,
Die Hexen, die dem Grab am wüsten Ort entfliehn,
Und sausend durch die Luft auf ihrem Besen ziehn,
Die Nekromanten mit den hochgethürmten Mützen,
Woran der Kabbala geheime Zeichen blitzen,
Die finstern Teufel und Kobolde, lustig, keck, –
Aus Thoren ohne Schloß, aus Dächern, morsch und leck,
Durch das zerbrochne Glas von funkelhellen Scheiben
Ziehn sie ins Kloster ein, ihr Wesen dort zu treiben.
Aus ihrer Mitte ragt Fürst Lucifer hervor,
Von Erz die Mitra auf dem breiten Ochsenohr,
Ein Meßgewand bedeckt die Flügel ihm, die Stufe
Des Hochaltars betritt er mit dem Pferdehufe.
O Gräuel! Hier, wo stets des Ew'gen Auge wacht,
Da plärren Litanein sie frech um Mitternacht.
Die Hände suchen sich... Und wie Sturmsäulen steigen,
So wirbelt jäh sich rund herum der wüste Reigen.
Dem Auge, das verwirrt schaut auf den Knäuel hin,
Zeigt jede Larve klar sich im Vorüberziehn.
Man glaubt den höllischen Zodiacus mit Grauen,
Der durch die Finsterniß im Kreis sich dreht, zu schauen.
Sie kreisen hin im Flug, wie sie der Wirbel packt,
Und mit dem Fuße schlägt Satan dazu den Takt.
Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen.
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Tanzt den bunten Reih'n!
Unsre Lust zu büßen
Drehn wir uns und grüßen

Satan, der mit Füßen
Tritt Altar und Schrein.
Chor der Hölle, brülle!
Seine Königshülle
Ist der Flammen Fülle
Und ihr Purpurschein.«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Kommt, der König ruft!
Schwestern kommt und Brüder,
Schüttelt das Gefieder,
Schwingt euch auf und nieder,
Kommt aus Wald und Kluft,
Kommt von allen Seiten,
Fliegen oder gleiten
Und auf Greifen reiten
Sollt ihr durch die Luft!«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Kommt, die Stund' ist gut!
Aus dem Schooß der Berge
Kommt, gaisfüß'ge Zwerge,
Vampyrn, die ihr Särge
Füllt und schwelgt im Blut.
Kommt, ihr alten Eulen!
Hexen, wollt ihr eilen?
Den zahnlosen Gäulen
Gebt den Sporn mit Wuth!«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Juden, gottverflucht,
Kommt von allen Orten,

Ihr Zigeunerhorden,
Gauner aller Orden,
Kommt aus eurer Schlucht,
Durch das Dunkel schreitet,
Ueber Gräser gleitet,
Ueber Mauern reitet,
Fliegt in wilder Flucht!«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Faunen, kommt herbei,
Böcke, seid zu Willen
Eurem Herrn, ihr Psyllen,
Kommt auf krummen Füllen,
Kommt zu Hauf, wie Spreu,
Hüpfen sollt ihr, springen,
Euch im Tanze schwingen,
Lachen, jubeln, singen,
Hussahu, Juhei!«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pseiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Zaubrer, kommt herein,
Holt die Zauberruthe,
Salbt mit warmem Blute,
Magier, rothbeschuhte,
Schmiert den Bart euch fein!
Gebt dem Feuer Futter,
Brodle, Höllenbutter,
Alte Herenmutter,
Nag' am Todtenbein!«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»In den Psalm den Fluch,
In die frommen Noten
Apostolischer Boten
Mengt der Satan Zoten,
Plärrt den heil'gen Spruch,
Und ein Sohn der Hölle
Kreischt in der Kapelle
Stottert eine Stelle
Aus dem Bibelbuch.«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»In den Chorstuhl drängt
Auf behender Sohle
Sich ein Mönch: die Stole
Trägt er, die wie Kohle
Glühend ihn umfängt,
Und ein Pfaff vom Stamme
Levi flucht dem Lamme,
Wie mit Höllenflamme
Er die Kerzen sengt.«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

»Satan sieht euch, – ha,
Schreibt, – sonst sollt ihr ächzen! –
Schreibt mit großen Klexen
An die Wand, ihr Hexen:
» *›Abracadabra!‹* «
Smarra, geh' auf Beute,
Nachtgevögel, breite
Graue Flügel, streite,
Kreische, fern und nah!«

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Grab gestört die Todten stöhnen.

»Hört, das Hüfthorn gellt!
In die Hölle nieder
Fahren, Schwestern, Brüder,
Müssen wir nun wieder. –
Ha, einst wird der Welt
Satans Macht sich zeigen,
Wenn mit Pauk' und Geigen
Sie der Höllenreigen
Ganz umschlossen hält!«

Die morschen Pfeiler, die vom wilden Tanz erdröhnen,
Bescheint der bleiche Tag, der Schwarm zerstäubt, wie Spreu.
Die Todten hören auf in ihrem Grab zu stöhnen,
Und legen in den Staub die kalte Stirn aufs Neu.

Oktober, 1823.

Die Fee und die Peri.

Ihr flücht'ger Schatten wird durch grüne Blätter wehen,
Auf Wolken wirst Du sie herniederschweben sehen;
Sie flimmern in der Luft und aus des Meeres Schaum
Oft steigen sie empor, süß, wie ein schöner Traum;
Und ihre Stimme, zart, wie linder Duft der Rosen,
Wird, flüsternd Dir ins Ohr, mit leisem Trost Dich kosen.

André Chénier.

Dreizehnte Ballade.

I.

Ihr Kinder, wenn ihr sterbt, dann nehmt euch wohl in Acht,
Daß nicht ein Geist vom Weg zum Himmel eure Seelen
Ablenke! Hört das Wort, das mir ein Greis vermacht: –
Dämonen gibt's, die nicht zur Höllenschaar zu zählen,
Die minder schuldig als die Teufel sich gemacht,

Die Feuer, Erde, Luft und Meer zur Wohnung wählen,
Sie harren, bis der Herr einst kommt in seiner Pracht;
Gefallne Engel sind's, vom Himmel ausgewiesen,
Doch klingt's wie Engelslaut, wenn sie die Seelen grüßen.
Vor diesen hütet euch! Sonst kommt ihr aus der Nacht
Des Fegefeuers nicht heraus in tausend Jahren! –
Fragt nicht, woher ich die Geschichte hab' erfahren,
Ich rede nur, was uns der Väter Wort vermacht!

II.

Die Peri.

Wohin, o Seele, kaum geboren
Und schon verschieden, eilest Du?
Du hast den Weg schon halb verloren
Zum Himmel, geh nicht mit den Thoren,
Such' hier in meinem Schlosse Ruh.

Du kannst durch meine Gärten gehen
Mit goldnen Früchten ohne Harm,
Kannst hoch von den azurnen Höhen
Dort unten Deine Mutter sehen
An Deiner Wiege, die noch warm.

O komm' und theile meine Loose.
Die *Peri's* überstrahl' ich weit
An Schönheit alle, wie im Moose
Die Blumen all besiegt die Rose,
Die pflückend man der Schönsten weiht.

Mit Perlen schmück' ich mich und Ringen,
Ein seidner Turban deckt mein Ohr.
Ich prang' in tausend Wunderdingen,
Entfalt' ich meine Purpurschwingen,
Drei Flammenaugen glühn hervor.

Bleich ist mein Körper nicht, mein freier,
Doch weiß, wie ferne Segel sind,
Und lüftet irgend sich der Schleier,
Erglänzt er hell, wie Sternenfeuer,
Und duftet wie die Blume lind.

Die Fee.

Komm, schönes Kind! Dort am Gestade
Thron' ich, wo Abends in die See
Die Sonne taucht zum Wellenbade
In rothem Glanz. Ich bin die Fee.
Mich beten an im Abendlande
Die Völker, golden strahlt am Rande
Der Nebel, streif' ich ihn im Gehn.
Ich baue, Königin der Träume,
Paläste hoch in luftge Räume,
Auf Wolken, die im Westen stehn.

Wenn meine Schwingen sich entfalten,
So lichthell schimmern sie, so blau,
Daß sie für Silberstrahlen halten
Die Sylphen, tanzend auf der Au.
Mein Finger leuchtet klar wie Rosen,
Mein Odem ist des Zephyr's Kosen,
Der Abends süßen Duft Dir bringt.
Lang wallt mein Haar und golden nieder,
Ein Lächeln spielt durch meine Lieder,
Wenn mein melodischer Mund Dir singt.

Ich will Dir Muschelgrotten zeigen,
Und Zelte, schattend weit umher,
Ich wiege mich auf grünen Zweigen,
Ich wiege mich auf blauem Meer.
Wenn Du mir folgst, dann sollst Du sehen,
Wohin des Himmels Wolken gehen,
Und wo des Wassers Quelle springt.

O komm zu mir, und Dir erzählen
Will ich, was uns der Vögel Kehlen
Verrathen, wenn ihr Lied erklingt.

III.

Die Peri.

Ich wohn' im Orient, wo, wie unter'm Purpurzelte
Ein Fürst, die Sonne strahlt im blauen Himmelsfelde,
Auf ewig klarer Bahn kommt flammend sie daher;
So schwimmt und trägt dahin den *Emir* sammt den Schönen
Leis unter Flötentönen
Ein glänzend goldnes Boot auf azurblauem Meer.

Das Morgenland ist reich an Gaben und an Schätzen.
In andern Ländern, wo Dich süße Früchte letzen,
Wächst, – grausames Gesetz! – auch reich die bittre Frucht,
Auf *Asien* mag wohl Gott mit holdern Blicken schauen,
Mehr Blumen glühn auf seinen Auen,
Mehr Stern' am Himmel und mehr Perlen in der Bucht.

Die Katakomben sind in meines Reiches Gränzen,
Die Gräber sind, und doch weit hin wie Berge glänzen;
Die große Mauer, die zu Fall ein Volk nicht bringt,
Die um ein ganzes Reich, das nirgends Lücken findet,
Sich wie ein mächt'ger Gürtel windet,
Und eine fremde Welt in dieser Welt umschlingt.

Gewalt'ge Städte nenn' ich mein mit goldnem Thore,
Golconda und *Kaschmir*, das blühende *Lahore*,
Damaskus, stark im Krieg, das stolze *Ispahan*,
Bagdad, das Mauern wie ein Panzerhemd umgürten,
Aleppo, das dem fernen Hirten
Laut in die Ohren rauscht gleich einem Ocean.

Stolz sitzt *Mysore* wie die Fürstin auf dem Throne,
Medinah, rings umthürmt, mit hoher Mauerkrone,
Mit goldnen Spitzen, mit Kiosken hoch im Blau'n,
Gleicht einem Heer, das auf dem Feld die Führer stellten,
Das mitten unter Zelten
Läßt schimmernd einen Wald von Lanzenspitzen schaun.

Wer *Theben's* Trümmer sieht, die Häuser und die Gassen,
Der meint, das Volk hab' erst heut früh die Stadt verlassen.
Madras, zwei Städte schließt in Einen Ring es ein,
Delhi, die reiche Stadt, die hohe Mauern schirmen,
Durch deren Thor sammt ihren Thürmen
Zwölf Elephanten ziehn zumal in breiten Reihn.

Komm, schönes Kind, wir ziehn durch wundervolle Gauen,
Wo Dächer Gärten sind voll Blumen, anzuschauen
Wie Körbe, komm, wir gehn zum *Araber* ins Zelt!
Die Bajaderen sehn wir schwingen sich im Reigen,
Wenn Abends alle Stimmen schweigen,
Und müd das Dromedar am Born der Wüste hält.

Dort unter'm Feigenbaum, im Laub der Sykomoren
Glänzt silberblank das Zinn vom Minaret des *Mohren*,
Und die Pagode, die Perlmutter gleich erglänzt,
Der Thurm von Porcellan, von Glöckchen rings umflimmert
Und in den blauen Jonken schimmert
Der Purpur-Palankin, mit Fransen weiß umkränzt.

Ich beuge Dir zurück die Zweige der Platane,
Und zeige Dir im Bad die träumende Sultane;
Die Jungfrau dort, die nach dem Falschen harrend sieht,
Die schüchtern in der Nacht leis öffnet ihre Pforte,
Und lauscht, ob ihr der Wind die Worte
Zuträgt, die süßer ihr als des *Bengali* Lied.

Das Paradies der Welt lag einst im Morgenlande.
Ein ew'ger Frühling füllt's mit Rosen bis zum Rande,
Ein schöner Garten ist der ganze Welttheil nur.
Wir schwimmen Tag für Tag in einem Wonnebade ...
Du seufzst? – O wandle unsre Pfade!
Was soll der Himmel Dir? – Komm, hier ist *Edens* Flur.

Die Fee.

In dämmernd schönen Gau'n wohn' ich, im Abendlande,
Wo, ewig wechselnd die Gestalt, mit goldnem Rande
Die weiße Wolke schwimmt, ... zu der die Blicke hebt
Der Meusch in Einsamkeit, im Wald, auf grünen Matten,
Der weint um einen theuern Schatten,
Den licht ein heitrer Traum umschwebt.

Für wunde Herzen ist's ein Trost, des Nebels Wogen
Zu schau'n, der aus dem See zum Walde kommt gezogen,
Die Berge, deren Schnee kaum weicht im Jahr einmal,
Den Stern, der einsam, wie die letzte Hoffnung, leuchtet,
Der mit dem Thau, der Nachts befeuchtet
Die Erde, mischt den ersten Strahl.

Der Himmel, sanft umhüllt, paßt ganz zu Deinen Schmerzen,
O Kind, das Gott entriß dem warmen Mutterherzen!
O komm, das Waldgeräusch, der Bach, der rollend tost,
Des Windes Stimmen, die zurück das Echo bringen,
Sie werden wie das Lied Dir klingen,
Das in der Wiege Dich gekost.

Langweilig wird zuletzt der Himmel, ewig blauend,
Der Dunst, das Nebelmeer, die Wolke blitzend, thauend,
Sie kühlen uns die Luft, gleich einem grauen Zelt,
Wir schaun, wie hoch und fern sie sich zusammenrotten
Und segeln, wunderbare Flotten
Aus einer unbekannten Welt.

Mir dienen Wetter, Sturm und Winde, wenn sie heulen,
Ich balle Meer und Luft zu wirbelnd hohen Säulen,
Ich bändge den Orkan durch meines Liedes Schall,
Der Regenbogen, den mit leichtem Fuß ich drücke,
Ist eine goldbespülte Brücke
Auf einem Gießbach von Krystall.

Mein ist *Alhambra*, leicht, aus Aether fast gesponnen,
Die Zaubergrotte mein mit den Basalt-Colonnen,
Staffa, in dessen Dom sich bricht der Wellen Stoß,
Dem Fischer, stolz, als Fürst das Meer zu überschauen,
Helf' ich die graue Hütte bauen,
Wo einst gestanden *Fingals* Schloß.

Oft schreck' ich auf die Nacht mit täuschenden Auroren,
Gebiet' ich, glüht die Luft von rothen Meteoren,
Von Feuergarben, die sich drehen kreuz und quer,

Der Jäger auf dem Fels, wenn Luft und Meer sich röthen.
Glaubt einen glühenden Kometen
Zu schaun, der zischend taucht ins Meer.

Komm, junge Seele, mit zum Spiel auf grünen Bergen,
Es fülle die Abtei mit Riesen sich und Zwergen,
Kobolde dienen Dir, und Gnomen hoch betagt,
Komm, stoß ins Horn und laß die unsichtbare Meute
Ausziehn ins Hochgebirg auf Beute,
Die Nachts in unsern Wäldern jagt.

Burggrafen wirst Du sehn in milder Hoheit strahlen,
Die armen Pilgern gern auflösen die Sandalen,
Und Schlösser, Fenster mit geheimnißvollem Bild,
Die Dame, betend still für einen Edelknaben,
Und Zinnen, und, in Stein gegraben,
Am Thor des Ritters Wappenschild.

Wir sind es, deren Hauch durchsäuselt die Portale,
Das klingend hohe Schiff der gothischen Kathedrale,

Wenn leis im Mondenschein die Zitterespe bebt,
Dann hört der Hirte Klang wie von entfernten Geigen,
Und sieht, wie singend unser Reigen
Des Dorfes Kirchenthurm umschwebt.

Im Abendland wie schön ist See und Thal und Hügel! –
Fern ist der Himmel noch, und kraftlos ist Dein Flügel,
O komm in unser Reich, o Kind, gib mir die Hand,
Die wildste Gegend ist voll Reiz und süßem Grauen,
Die Fremden finden unsre Gauen
Viel schöner als ihr Heimathland.

IV.

Des Kindes Seele schwankt' und lauschte gein den Kunden
Der Geister, ihrem Ruf kaum mocht' es wiederstehn,
Nie hatt' es diese Welt so schön wie heut gefunden, –
Doch sieh', mit einemmal entflogen war's, verschwunden, ...
Es sah den Himmel offen stehn.

Juli, 1824.

Ende der Balladen.

Die Orientalen.

Vorrede.

Der Verfasser dieser Sammlung gehört nicht zu Denjenigen, welche der Kritik das Recht einräumen, den Dichter über seine Phantasie zu inquiriren, und ihn zu fragen: warum er diesen Stoff gewählt, diese Farbe genommen, von diesem Baum gepflückt, aus dieser Quelle geschöpft habe. Ist das Werk gut oder schlecht? Weiter reicht die Herrschaft der Kritik nicht. Sie hat die angewandten Farben weder zu loben noch zu tadeln, sondern nur die Art und Weise, wie sie angewandt sind. Sieht man von einem etwas höhern Standpunkt aus die Dinge an, so gibt es in der Poesie weder gute noch schlechte Stoffe, sondern bloß gute und schlechte Dichter. Alles ist Stoff, Alles ist Lehen der Kunst, Alles hat Bürgerrecht in der Poesie. Streiten wir uns nicht über die Gründe, die uns bewogen haben, diesen Stoff lieber, als jeden andern zu wählen, sei er nun traurig oder heiter, schauerlich oder lieblich, hell oder düster, seltsam oder einfach. Untersuchen wir, *wie* ihr gearbeitet habt, nicht, *worin* und *warum* .

Darüber hinaus hat die Kritik kein Recht, Fragen zu stellen, der Dichter keine Rechenschaft zu geben. Die Kunst kann nur Gängelbänder, Handschellen und Mundknebel machen. Er sagt Dir: Geh! und läßt Dich den großen Garten der Poesie durchwandern, in dem es keine verbotene Frucht gibt. Raum und Zeit gehören dem Dichter, der Dichter mag gehen, wohin er will, und thun, was ihm gefällt: das ist sein Gesetz. Mag er glauben an Gott oder an Götter, an *Pluto* oder *Satan*, an *Canidia* oder *Morgana*, oder an Nichts; mag er am *Styx* sein Fährgeld bezahlen, oder den Hexensabbath mitmachen; in Prosa schreiben oder in Versen: in Marmor meißeln oder in Bronce gießen; in diesem Jahrhundert oder in diesem Klima Fuß fassen; mag er aus dem Süden stammen oder aus dem Norden, aus dem Westen oder aus dem Osten; sei er antik oder modern; sei seine Muse eine Muse oder eine Fee; mag sie die Colocasia tragen oder ein Panzerhemd anlegen, – Alles ist gut. Der Dichter ist frei. Stellen wir uns auf seinen Standpunkt und schauen wir uns von diesem aus um.

Der Verfasser verficht diese Ideen nachdrücklich, so klar sie an sich sein mögen, da eine Anzahl *Aristarche* sie noch nicht als solche anerkennen wollen. Er selbst hat, so unbedeutend auch der Platz sein mag, den er in der Literatur der Gegenwart einnimmt, mehr als einmal sich diesen Anklagen der Kritik ausgesetzt gesehen. Es ist ihm oft begegnet, daß man, anstatt ihm einfach zu sagen: Ihr Buch ist schlecht! ihn gefragt hat: Warum haben Sie dieses Buch geschrieben? Warum diesen Stoff gewählt? Sehen Sie nicht, daß die Grundidee entsetzlich grotesk, absurd (was liegt daran?), und daß der Gegenstand die *Grenzen der Kunst*überspringt? Das ist nicht schön, das ist nicht anmuthig. Warum behandeln Sie nicht Gegenstände, die uns gefallen, uns erheitern? Was haben Sie doch für sonderbare Launen? u. dgl. Darauf hat der Dichter immer die entschiedene Antwort gegeben: seine Launen seien seine Launen; worin die *Grenzen der Kunst* bestehen, sei ihm unbekannt; von einer genauen Geographie der Welt des Geistes wisse er Nichts; er habe bis jetzt noch keine Reisekarte der Kunst gesehen, mit Bezeichnung der Grenzen des Möglichen und des Unmöglichen in Roth und Blau; kurz, er habe das gemacht, weil er es gemacht habe. 401

Wenn ihn also heute Jemand fragt: Wozu diese *»Orientalen«*? Was ihm den Gedanken eingegeben, sich einen ganzen Band durch im Orient zu ergehen? was dieses unnütze, reinpoetische Buch, hineingeworfen in die ernsten Beschäftigungen des Publikums, an der Schwelle einer Kammersitzung, bedeuten solle? Wo seine Opportunität sei? Wie denn der Orient da herein passe? – so wird er antworten: das wisse er nicht, es sei eben eine Idee, die ihn ergriffen, und zwar in ziemlich lächerlicher Weise ergriffen habe, letzten Sommer, als er die Sonne untergehen sah.

Er wird nur bedauern, daß das Buch nicht besser ausgefallen ist.

Und dann, warum sollte es nicht mit einer Literatur im Ganzen, und im Besondern mit dem Werk eines Dichters sich verhalten, wie mit jenen schönen alten Städten in *Spanien* zum Beispiel, in denen man Alles findet: frische Orangen-Alleen am Ufer eines Flusses; weite, offene, sonnige Plätze für große Feste; enge, gewundene, oft dunkle Gassen, in denen sich tausend Häuser jeder Form und jeden Alters an einander reihen, hohe, niedere, schwarze, weiße, bemalte, mit Sculptur geschmückte; ein Labyrinth von hart an einander stoßenden Gebäuden, Alles durcheinander, Paläste,

Gasthäuser, Klöster, Kasernen, alle verschieden, alle ihre Bestimmung in ihrer Bauart an der Stirne tragend; Marktplätze voll Menschen und Geräusch; Kirchhöfe, auf denen die Lebendigen schweigen, wie die Todten; hier das Theater mit seinem Rauschgold, seinen Trompetenstößen, seinem Flitterstaat; dort der alte permanente Galgen, dessen Stein verwittert, dessen Eisen verrostet ist, mit einem Skelett, das im Winde knackt; – dort in der Mitte der große gothische Dom mit seinen sägeförmig ausgezackten hohen Spitzen, dem großen Glockenthurm, den fünf Portalen, mit Basreliefs verziert, mit seinen durchbrochenen Friesen, die einer Halskrause gleichen; seinen soliden Spitzbogen, die dem Auge so zerbrechlich erscheinen; und dann, seine tiefen Gewölbe, einen Wald von Pfeilern mit bizarren Kapitälern, seine beleuchteten Katafakeln, seine Myriaden von Heiligen und Reliquienkästchen, seine garbenförmigen Säulen, seine Rosetten, seine Ogiven, seine vergitterten Betstühle, die aussehen wie ein Käfig mit Fenstern, seinen Hochaltar mit tausend Kerzen; – ein wunderbares Gebäude, imposant durch seine Masse, sehenswerth in seinen Einzelnheiten, schön auf zwei Meilen und schön auf zwei Schritte weit; – und endlich, am andern Ende der Stadt, unter Palmen und Sykomoren verborgen, die orientalische Moschee mit Kuppeln von Zinn und Kupfer, mit bemalten Thüren, gefirnißten Wänden, mit Beleuchtung von oben, mit ihren schlanken Arkaden, ihren Becken, die Tag und Nacht rauchen, ihren Koransprüchen über jeder Thüre, ihren blendenden Heiligthümern, ihrer Mosaik am Boden und Mosaik an den Mauern; – weit ausgebreitet vor der Sonne wie eine große, duftige Blume.

Allerdings wird der Verfasser dieses Buchs nie ein Ganzes von Werken hervorbringen, auf das man die Vergleichung, die er hier gewagt, anwenden könnte. Ohne jedoch zu hoffen, daß man in dem, was er bisher gebaut hat, auch nur den rohen Umriß der Gebäude, die er eben bezeichnet, finden werde, sei es der gothische Dom, oder das Theater oder selbst der häßliche Galgen, – wenn man ihn fragen würde, was er hier habe bauen wollen, er würde antworten: – die Moschee.

Er verhehlt sich nicht, um dies beiläufig zu bemerken, daß viele Kritiker es kühn, ja unsinnig finden werden, für Frankreich eine Literatur zu wünschen, die man mit einer mittelalterlichen Stadt vergleichen könnte. Das sei eine der tollsten Einbildungen, auf die man gerathen könne. Das

heiße geradezu der Unordnung, der Weitschweifigkeit, der Bizarrerie, dem schlechten Geschmack das Wort reden. Besser eine schöne, korrekte Nudität, große, – wie man sagt, – ganz *einfache* Mauern, mit einigen nüchternen Verzierungen, von *gutem Geschmack* : einige Oven und Voluten, ein Bronce-Bouquet für die Karnieße, eine marmorne Wolke mit Engelsköpfen für die Decke, eine Flamme von Stein für die Friese, und dann wieder Oven und Voluten! Das Schloß von Versailles, der Platz Ludwigs XV., die Straße Rivoli: das ist's. Sprecht mir von einer nach der Schnur gezogenen, schönen Literatur!

Die andern Völker sagen: *Homer, Dante, Shakespeare.* Wir sagen: *Boileau*!

Doch weiter!

Bedenkt man dies, – wenn es anders die Mühe verlohnt, darüber nachzudenken, – so wird man vielleicht die Phantasie weniger seltsam finden, welche diese *Orientalen* hervorgebracht hat. Man beschäftigt sich heutzutage, – dieser Fortschritt ist die Wirkung von tausend verschiedenen Ursachen, – man beschäftigt sich viel mehr als je mit dem Orient. Die orientalischen Studien haben noch nie solche Fortschritte gemacht. Im Zeitalter Ludwig's XIV. war man Hellenist, gegenwärtig ist man Orientalist. Das ist ein Schritt vorwärts. Nie haben so viele Kräfte auf einmal den großen Schacht von Asien durchwühlt. Wir haben gegenwärtig in jedem der Idiome des Orients einen Gelehrten eingebürgert, von China bis nach Aegypten.

Aus allem diesem geht hervor, daß der Orient, sei es als Gemälde, sei es als Idee, für den Verstand, wie für die Phantasie ein Gegenstand allgemeiner Vorliebe geworden ist, von der auch der Verfasser dieses Buchs, vielleicht ohne sein Wissen, sich hat hinreißen lassen. Die orientalischen Farben haben, wie von selbst, alle seine Gedanken, alle seine Träume durchdrungen, und diese seine Träume und seine Gedanken sind nach einander, fast ohne es zu wollen, *hebräisch, türkisch, griechisch, persisch, arabisch, spanisch* geworden: – *Spanien* gehört noch zum Orient. *Spanien* ist halb afrikanisch, *Afrika* ist halb asiatisch.

Er ließ diese Poesie, die nun einmal über ihn kam, gewähren. Ob gut, ob schlecht, – er nahm sie hin und war glücklich darüber. Er hat ohnedies von jeher eine lebhafte Sympathie als Dichter – man erlaube ihm einen Augenblick sich diesen Titel anzumaßen! – für die orientalische Welt gehabt. Er glaubte dort aus der Ferne hohe Poesie herüber schimmern zu sehen. Sie ist eine Quelle, an der er schon lange seinen Durst zu löschen gewünscht hatte. In der That, dort ist Alles groß, reich, fruchtbar, wie im Mittelalter, diesem zweiten Meer der Poesie. Und, – da er einmal Veranlassung hat, es zu sagen, warum sollte er es nicht thun? – ihm scheint es, als habe man bisher viel zu sehr die neue Zeit im Zeitalter Ludwig's *XIV.* und das Alterthum in *Rom* und *Hellas* gesehen: würde man nicht höher herab und weiter sehen, wenn man die neue Aera im Mittelalter und das Alterthum im Orient studirte?

Uebrigens ist nicht nur für die Literatur, sondern auch für die Politik der Orient vielleicht in Kurzem berufen, eine große Rolle im Occident zu spielen. Schon durch die merkwürdigen Kämpfe der Griechen waren die Augen aller Völker wieder nach dieser Seite hin gekehrt. Das europäische Gleichgewicht ist auf dem Punkt zusammen zu brechen. Der wurmstichige und verwitterte *Status quo* kracht von *Constantinopel* her. Der ganze Continent neigt sich nach dem Orient hin.

Wir werden große Dinge sehen. Die alte asiatische Barbarei ist vielleicht nicht so arm an bedeutenden Männern, wie unsere Civilisation glauben möchte. Man erinnere sich nur, daß sie es ist, die den einzigen Koloß hervorgebracht hat, den dieses Jahrhundert dem *Bonaparte* gegenüber zu stellen vermöchte, wenn es zu *Bonaparte*überhaupt ein Pendant gäbe, diesen Mann von Genie, freilich von türkisch-tartarischem Genie, diesen *Ali Pascha*, der sich zu *Napoleon* verhält, wie der Tiger zum Löwen, der Geier zum Adler.

Januar, 1829.

Vierzehnte Auflage.

Dieses Buch hat den einzigen Erfolg gehabt, den der Verfasser in diesem Augenblick der literarischen Krisis und Revolution erstreben konnte:

lebhafte Opposition auf der einen Seite, und vielleicht einige Zustimmung, einige Sympathie auf der andern.

Man konnte manchmal in Versuchung kommen, jene mehr gesammelten, oder gleichgültigeren Epochen sich zurückzuwünschen, die weder Kämpfe noch Stürme erregten um die friedliche Arbeit des Dichters, die ihn anhörten, ohne ihn zu unterbrechen, und kein Geschrei in seine Gesänge mischten. Allein die Dinge gehen so nicht mehr. Mögen sie sein, wie sie sind.

Jede Unbequemlichkeit bringt auch ihre Vortheile mit sich. Wer die Freiheit der Kunst will, muß auch die Freiheit der Kritik wollen, und Kämpfe sind immer gut. *Malo periculosam libertatem.*(Ich ziehe die Freiheit vor, so gefährlich sie sein mag.)

Der Verfasser wird seiner Gewohnheit treu bleiben und sich hüten, hier auf die Kritiken zu antworten, deren Gegenstand sein Buch gewesen ist. Nicht als ob nicht mehrere dieser Kritiken der Beachtung und Beantwortung werth wären. Aber der Verfasser hatte immer einen Widerwillen gegen Vertheidigungsreden und Apologien. Und dann ist es Sache der Zeit, Kritiken zu bestätigen oder zu widerlegen.

Dennoch muß er bedauern, daß einige seiner Censoren, wenn auch in gutem Glauben, sich eine falsche Idee von ihm gebildet haben, und ihn unmanierlicherweise fast wie eine Hypothese behandelt haben, indem sie ihn *a priori* construirten, wie eine Abstraktion, ihn aus allen möglichen Stücken zusammensetzten, dergestalt, daß er, der Poet, der Mann der Phantasie und der Laune, aber auch der Mann der Ueberzeugung und der ehrliche Mann, unter ihrer Feder eine Art Vernunftwesen geworden ist, und zwar eines der seltsamsten Art, das in einer Hand ein System hat, wornach es seine Bücher verfaßt, und in der andern eine Taktik, womit es sie vertheidigt. Einige sind noch weiter, nämlich von seinen Schriften zu seiner Person übergegangen, haben ihm Eigendünkel, Selbstüberschätzung, Stolz und was weiß ich Alles vorgeworfen, und aus ihm eine Art jungen Ludwig XIV. gemacht, der in Stiefel und Sporen und mit der Reitpeitsche in der Hand in die ernsthaftesten Berathungen hineintritt.

Er darf versichern, daß die, die ihn so beurtheilen, ihn falsch beurtheilen.

Er selbst macht sich keinerlei Illusionen über sich selbst. Er weiß sehr gut, daß das Bischen Lärm, der sich um seine Bücher erhebt, nicht seine Bücher machen, sondern einfach die wichtigen Fragen der Sprache und Literatur, die man bei dieser Gelegenheit zu besprechen für passend erachtet. Der Lärm kommt von Außen, nicht von Innen. Meine Bücher sind die Veranlassung, nicht die Ursache. Die Leute, welche sich mit diesen ernsten Fragen der Kunst oder Poesie beschäftigen, haben, wie es scheint, seine Bücher zur Arena gewählt, um ihren Kampf auszufechten. Es ist dabei Nichts, was sie ihrem eigenen Verdienst verdanken. Das kann ihnen höchstens eine vorübergehende Wichtigkeit verleihen, und *das* will schon viel sagen. Das gewöhnlichste Terrain gewinnt eine gewisse Berühmtheit dadurch, daß es ein Schlachtfeld wird. *Austerliz* und *Marengo* sind große Namen und kleine Dörfer.

Februar, 1829.

I.

Feuer vom Himmel.

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab auf *Sodom* und *Gomorrha* .

Und kehrete die Städte um, und die ganze Gegend, und alle Einwohner der Städte, und was auf dem Lande gewachsen war.

1 Mos. 19, 24. 25.

Seht ihr die Wolke, schwarz gesäumt, vorüberziehn?
Bald grau und blaß, bald roth und glühend schwebt sie hin,
Schwül, wie ein Sommer ohne Regen.
Ihr meint den Qualm zu sehn, den glühenden, ihr glaubt
Den Sturm zu hören, der wild in die Flammen schnaubt,
Die eine Stadt in Asche legen.

Wo kommt sie her? – Vom Berg? vom Himmel? Aus der See?
Der zu dem nächsten Stern Dämonen in der Höh'
Fortträgt, ist's wohl der Feuerwagen?
Und aus dem Chaos, aus dem schwarzen Wolkenschooß
Sprühn Funken, ringen sich Blitzstrahlen glühend los,
Gleich Schlangen, die verborgen lagen.

II.

Meer, überall nur Meer, und Wogen ohne Strand,
Der Vogel fliegt sich müd und nirgends sieht er Land,
Hier Wellenschaum, dort große Wogen,
Die Welle stößt zurück die Welle, kreisend rund,
Nur Wellen sieht das Aug', hinunter in den Schlund
Des Strudels fort und fort gezogen.

Oft schwimmt ein großer Fisch dahin auf hoher Flut,
Der Floßen Silberglanz blinkt in der Sonnenglut,
Das lichte Blau am breiten Schwanze,
Der Wollenheerde, die sich schüttelt, gleicht die See;
Wie ehern zieht ein Kreis sich rings, die blaue Höh'
Eint sich dem blauen Wogenglanze.

– Die Feuerwolke fragt: Soll trocknen dieses Meer?
– Nein! – spricht der Hauch des Herrn und jagt sie vor sich her.

III.

Eine Bucht mit steilen Rainen,
Spiegelnd sich im Wellenglanz,
Heerden, streifend in den Hainen,
Auf der Au Gesang und Tanz;
Zelte, friedlich stille Sitze;
Und der Fischer und der Schütze
Lebt hier frei, sein Pfeil, dem Blitze,
Der dahinfährt, gleicht er ganz.

Diese Wanderstämme haben
Immer frisch die Luft und rein,
Junge Mädchen, Krieger, Knaben
Drehn sich lustig hier im Reihn.
Um die Flammen kreist der Reigen,
Die im Wind sich heben, neigen,
Geistern gleich, wie sie sich zeigen
Nächtlich oft im Mondenschein.

Mitternächtig schwarze Dirnen,
Reizend, ohne Tuch und Band,
Lachen spiegelnd ihre Stirnen
Im Metall und treiben Tand.
Andre, schön und ohne Fehle,
Singen laut aus frischer Kehle,
Die dort melkt aus dem Kameele
Weiße Milch mit schwarzer Hand.

Männer, Weiber, Brüder, Schwestern
Baden hier im Meer sich nackt. –
Wo hat wohl die Horde gestern
Aufgepackt und abgepackt? –
Pferdewiehern, Cymbalklänge,
Mächtig tost die bunte Menge,
Rauschend regt sich das Gedränge
Mit dem Meer im gleichen Takt.

Die Wolke machte Halt, ward dunkler noch und trüber:
– Ist's hier? – Und eine Stimm' antwortete: – Vorüber!

IV.

Aegypten!– Aehrengelb, reich dehnt sich aus das Land,
Ein Teppich, bunt gestickt und endlos ausgespannt,
Und rundum Wüste nur und Leere!
Im Nord die kühle See, im Süd der heiße Sand
Umziehn *Aegypten*, und benagen seinen Rand; –
Es lacht inmitten zweier Meere.

Drei Berge, die der Mensch erbaut, dreikantig, stehn
Zum Himmel ragend, doch ihr Fuß ist nicht zu sehn,
Es decken ihn des Sandes Wellen.
Und zu der Spitze gehn, gehauen in den Stein,
Vom sand'gen Boden aus gewaltge Stufenreihn
Für Riesenschritte von sechs Ellen.

Die rothgranitne *Sphinx* bewacht sie und ein Gott
Von grünem Marmor, und, dem Wüstenwind zum Spott,
Senkt keines je die Augenlieder.
Gewaltge Schiffe ziehn zum weiten Hafen ein,
Und eine Riesenstadt wascht ihren Fuß von Stein
Im Meer und schaut mit Stolz hernieder.

Mordschnaubend saust heran des *Samums* heißer Hauch,
Auf weißen Kieseln knirscht dahin ein Schuppenbauch,
Und Krokodile hört man winseln.
Ein grauer Obelisk steigt hoch dem Himmel zu,
Bunt wie des Tigers Haut streckt Abends sich zur Ruh
Der gelbe *Nil*, gesteckt mit Inseln.

Des Tages Königsstern versinkt, und langsam rollt
Er in die Flut, die strahlt zurück sein flüssig Gold, –
Die Welt, der unsern Feuerseele.
Am ros'gen Himmel, in der Wogen goldnem Reich

Seht ihr zwei Sonnen sich begegnen, Königen gleich,
Hinschreitend durch erhellte Säle.

– Ist's hier? – Die Frage scholl dumpf aus der Wolke Schlund.
– Geh! – sprach die Stimm' und tief erbebte *Tabors* Grund.

V.

Ein Sandmeer ohne Küste,
Des Schreckens weites Beet,
Die grenzenlose Wüste
Mit Knochen übersät; ...
Die sich dem Winde stellen,
Die Berge sind wie Wellen,
Sie wanken und zerschellen,
Vom Wirbelsturm verweht.

Oft an den Weltlärm mahnen
Im heiligen Revier
Die Wander-Caravanen
Von *Mamre* und *Ophir* .
Das Auge folgt dann lange
Des Zugs gewundnem Gange,
Und eine Riesenschlange
Scheint er, ein Wunderthier.

Ja, Gottes ist die Wüste,
Erhaben, ernst und hehr,
Er kennt nur ihre Küste,
Und ihren Schooß nur Er.
Staubwolken kommen, gehen,
Wenn heiß die Lüfte wehen,
Sie wogen, bäumen, blähen
Wie Schaum sich auf dem Meer.

Die Wolke sprach: »– Soll ich zum See die Wüste machen?« –
– Fort! – klang die Stimme, wie des fernen Donners Krachen.

VI.

Ein Riesenfels, um den der Schaum des Meeres fliegt,
Ein Trümmerhaufen, hoch aufragend, – wüste liegt
Hier *Babel*, rundum öde Strecken.
Es zeugt sein Wunderbau nur für das ird'sche Nichts,
Mit seinem Schatten konnt' im Schein des Mondenlichts
Vier Berge leicht es überdecken.

Reich an Gewölben ist die eingestürzte Stadt,
Wenn in den Tiefen sich der Sturm verfangen hat,
Dann rauschen wundersame Töne.
Um seine Mauern schwärmt' ein ganzes Volk, es schien
Die ganze Menschheit sollt' in ihren Umkreis ziehn
Einst *Babel*; sie, die Große, Schöne.

Sie hatte Stufenreihn, aufsteigend zum *Zenith*,
Und jede Stufe war ein Hügel von Granit,
Wenn man sich auf dem Gipfel glaubte,
Fand auf dem hohen Berg man höhre Berge noch,
Und staunend sah der Blick von Felsenjoch zu Joch
Hinauf zum Pyramiden-Haupte.

Die mächt'ge Boa dort, das grüne Krokodil,
Eidechsen gleichen sie, die im Gestein zum Spiel
Sich über mächtge Blöcke jagen.
Grasbüschel scheinen nur, von unten auf gesehn,
Kolosse, die zu höchst auf Trümmerhügeln stehn,
Palmbäume, die auf Thürmen ragen.

Die Elephanten ziehn durch ihrer Mauern Spalt,
Aus schwarzen Pfeilern wächst hervor ein ganzer Wald
Und überschattet die Ruinen.
Um die Portale sieht man Riesengeier, Aar'

Und Eule fliegen, Tag und Nacht, in bunter Schaar,
Wie um den Bienenstock die Bienen.

– Soll ich's vollenden? – sprach die Wolke. – Fahre hin!–
O Herr, erwiedert sie, wohin denn soll ich ziehn?

VII.

Sieh dort zwei Städte, die sich fremd und seltsam zeigen,
Die Stuf' um Stuf' empor bis in die Wolken steigen,
Mit ihren Göttern ruhn sie still im Schooß der Nacht,
Mit ihrem Volk, mit Roß und Wagen, Lärm und Pracht.
Zwei Schwestern liegen sie im selben Thal gebettet,
Im fahlen Mondenschein, der ihre Thürme glättet,
Bald sieht das Auge, das im Dunkeln forschend zuckt,
Die Pfeiler, Treppenreihn, den hohen Aquadukt,

Ein Elephantenschwarm sodann erscheint den Blicken,
Je einen Riesenthurm auf dem granitnen Rücken.
Und um Kolosse, die zum Himmel steigen, reihn
Sich Ungethüme, platt am Boden, Stein auf Stein,
Dort hängen Gärten, reich an Blumen und Arkaden,
Und dunkle Bäum' am Rand von schäumenden Kaskaden,
Stierköpfge Götter, all in Jaspis, an der Zahl
Wohl hundert ruhen stolz auf hohem Piedestal,
In Sälen, überwölbt von Einem Felsblock, wohnen
Erz-Götter, sitzen starr und steif im Kreis auf Thronen,
Und schaun einander an, schlaflos und regungslos,
Gewaltge Riesen mit den Händen auf dem Schooß,
Paläste, Höfe, lang gestreckte düstre Gassen,
Gestalten überall von ungeheuern Massen,
Die Brücken, Bogen, die Rundthürme, der Kanal,
Gar seltsam anzuschaun sind sie, gespenstisch fahl,
Gebäude sieht man hoch, wie Vorgebirge, steigen,
Und Schatten werfen, die sich in die Ferne neigen,

Und Well' auf Welle wälzt sich drauf die Finsterniß,
Nur selten blickt ein Stern matt durch der Wollen Riß,
Durch tausend Bogen, wie durch einen schwarzen Schleier,
Schlingt kaum ein Strahl sich durch von seinem milden Feuer.

Zwei Höllenstädte, ha, voll sündiger Begier,
Wo, schnöder Lüste Knecht, der Mensch verdirbt zum Thier,
Und unter jedem Dach geheime Sünden stecken, –
Ein doppeltes Geschwür der Welt, die sie beflecken.

Im Schlafe lagen sie. In beiden Städten fuhr
Kaum an den Häusern hin noch eines Strahles Spur,
Der Orgien fahles Licht, aufflackernd, dann versunken,
Und in den Straßen noch der Fackeln letzte Funken.

Der Mauern Schatten, die der Mondschein weiß bemalt,
Fällt auf ein Wasser, das sie zitternd widerstrahlt,
Geflüster hört man fern, wie Knistern rother Kohlen,
Und Küsse, halb erstickt, und heißes Athemholen.

Die Schwesterstädte, müd der Glut des Tages, warm
Und lüstern, sinken sich leis murmelnd in den Arm.
Der Hauch der Nacht, der seufzt im Laub der Sykomoren,
Von *Sodom* duftend schwimmt er zu *Gomorrha's* Thoren,
Die schwarze Wolke fliegt dahin, da schallt ein Wort,
Wie Donner, und es rief herab vom Himmel: – *Dort!*

VIII.

Und die Wolke krachte,
Und aus ihrem Schachte
Fuhr der rothe Brand,
Glühend stand sie offen,
Schwefelströme troffen
Ab von ihrem Rand, ...
Blutig rothe Helle

Um Paläst' und Ställe,
Lehm- und Marmorwand.

Sodoms Prachtpaläste
Und *Gomorrha's* Veste
Frißt der Blitze Wuth;
Arge Völker trafen
Sie, um streng zu strafen
Frevlerübermuth.
Und mit rothen Zungen
Leckt nach Alt' und Jungen
Grimmig wild die Glut.

Und das Volk erwachte,
Das noch gestern dachte
Nicht an Reu' und Buß';
Schaurig sollt' es tagen;
Alles flieht zu Wagen,
Flieht zu Roß, zu Fuß.
Und es wächst die Masse,
Und in jeder Gasse
Strömt ein rother Fluß;

Nagt am stolzen Schlosse,
Nagt am Steinkolosse,
Schont kein Marmorbild;
Die im Schlaf sich strecken,
Sterben, eh' sie wecken
Mag der Sturm, der brüllt.
Ueber morsche Mauern
Rennen unter Schauern
So Ameisen wild.

Flieht! ... Auf allen Wegen
Strömt der Feuerregen,
Gellt es: Weh und Ach,
Und an allen Thoren
Schreit's: »Wir sind verloren!«

Brücke stürzt und Dach.
Blitzzerschellt, in Flammen
Schwimmend rings, zusammen,
Erker und Gemach.

Mächtig schwillt das Feuer,
Wird zum Ungeheuer,
Schnaubend, riesig groß;
Jagt durch alle Räume
Jäh, wie ohne Zäume
Rennt ein tolles Roß.
Ehern starre Glieder
Krümmt ein Gott, den nieder
Wirft des Windes Stoß.

Neue Feuerwogen
Kommen angezogen, –
Nenn der Himmel will's, –
Marmor bricht zusammen
In den Schwefelflammen,
Wie ein morscher Pilz,
Thürme, Häusergruppen
Flimmern wie die Schuppen
Eines Krokodils.

Porphyr, Edelsteine
Glühn in rothem Scheine
Wie Wachskerzen weich.
Nebo, Marmorriese,
Beuge dich, zerfließe,
Stürz' ins Trümmerreich.
Säulen im Zerschellen
Flackern, sprühen hellen
Riesenfackeln gleich.

Götterbilder tragen
Magier mit Zagen
Weg vom heil'gen Ort.

Mag nach allen Seiten
Aus der König breiten
Seines Mantels Hort;
Mantel, Kron' und Waffen
Wird die Glut entraffen,
Alles reißt sie fort.

Eines Schlosses Zinnen
Reißt der Strom von hinnen,
Wo aus dichtem Kreis
Menschliches Gewinsel
Schallt; die Häuser-Insel
Lodert, sprühend heiß,
Muß im Glutstrom rollen,
Bis hinab gleich Schollen
Sie versinkt von Eis.

Oberpriester, drohe
Du der grimmen Lohe! –
Dort am Ufer, sieh,
Steht er: die Tiare
Brennt, und wie vom Haare
Er sie reißt mit Müh',
Klebt die Hand am Kopfe,
Und zusammt dem Schopfe
Steht in Flammen sie.

Männer, Frauen laufen,
Ein verworrner Haufen,
Vor des Feuer's Spur;
Vor den todten Städten
Lagern, die sich retten,
Auf verbrannter Flur.
Und das Volksgewimmel
Sieht entsetzt im Himmel
Eine Hölle nur.

IX.

Man sagt von *Babel*, – wie am Gitter sich gefangen
Ein alter Sträfling reckt, wenn einen Kopf man haut
Vom Rumpf, – so habe sie, die schwer sich selbst vergangen,
Von fern am Horizont dem Feuer zugeschaut.
Man hörte, während sich das Strafgericht vollbrachte,
Ein Brausen, daß entsetzt auffuhr die ganze Welt,
So gräßlich, daß es drang bis zu dem stillen Feld,
Wo taube Völker ruhn im tiefen Erdenschachte.

X.

Sie raste schonungslos, die Brunst, und auch nicht Ein
Verdammter kam davon, es flammte Bein und Stein.
Die Hände rangen, unter Schauern
Umarmten sie sich noch, und sahn entsetzt sich an,
Und fragten: welcher Gott den speienden Vulkan
Geschüttet über ihre Mauern?

Vor diesem Feuer, das vom Himmel sprühte, brach
Ob den Bewohnern ein das stärkste Marmordach.
So straft der Herr, die ihn nicht ehren.
Zu ihren Göttern schrien sie auf, die bebten mit
Den Betern, taub und stumm, den Augen von Granit
Entströmten heiße Lavazähren.

Schutt Alles, Qualm und Rauch, was kaum noch blühend war,
Die Flur mit Saat und Korn, das Volk, das Städtepaar!
Der Brand, er war der Rache Scherge.
Aufrecht blieb Nichts rundum im Feld und in der Stadt,
Der Wind, der diese Nacht geweht, sein Odem hat
Verwandelt die Gestalt der Berge.

XI.

Weht dieser Glutenwind, dann siecht im Wüstenstaub
Der Palmbaum, plötzlich dorrt der Stamm, es stirbt das Laub,
Versiegt der letzte Tropfen Nässe. –
Die Städte sind nicht mehr; ein Spiegel alter Zeit,
Aus ihren Trümmern dehnt ein glatter See sich breit,
Der raucht wie eine Feueresse.

Oktober, 1828.

II.

Kanaris.

Faire sans dire.

Alte Devise.

Wenn ein besiegtes Schiff sich wiegt auf hohem Meer,
Und von den Segelstangen
Die breiten Segel hoch am Mast, durchnäßt und schwer,
Zerfetzt von Kugeln hangen;

Wenn Todte man nur sieht, gefallen im Gefecht,
Und Trümmer niederfahren,
Wenn vom gebrochnen Mast des Takelwerks Geflecht
Hinfliegt gleich wilden Haaren;

Und wenn das Schiff voll Rauch und Lärm im Kreis sich dreht
Gleich einem Mühlenflügel,
Und wenn das Schiffsvolk rennt und hin und wieder geht
Und flieht vom Stern zum Spiegel;

Wenn kein Soldat mehr, was die Führer rufen, thut,
Die Meerflut eindringt ohne Schonen,
Und wenn im Zwischendeck sich stoßen in der Flut
Gelöscht die Schiffskanonen;

Wenn der Koloß dem Meer sich länger nicht verschließt,
Weit öffnet seine Schwäre,
Wenn durch der Rüstung Erz ihr Lebensblut vergießt
Die riesige Galeere;

Wenn sie, ein Leichnam, der noch zuckt, mit leckem Kiel
Sich dreht bei jedem Hauche,
Ein großer todter Fisch, der glänzt, der Wellen Spiel,
Mit silberweißem Bauche; –

Dann Heil dem Sieger, Heil! – Sein schwarzer Anker legt
Auf's Schiff sich, das gefallen,
Wie nach dem heißen Kampf ein stolzer Adler schlägt
In seinen Raub die Krallen.

Dann läßt vom großen Mast er seine Flagge wehn,
Wie hoch von Thurmeszinnen,
Und ihren goldnen Schein sieht man im Wasser stehn,
Sich breiten und zerrinnen.

Die schönsten Farben stellt das Schiffsvolk dann zur Schau,
Stolz nach errungnen Siegen,
In Falten silberweiß, purpurn und azurblau
Die Wimpel läßt es fliegen,

Unsinn'ger Stolz, der so mit eitlem Prunk sich bläht
Und Tand von allen Arten; –
Als ob die Wellen, durch die Wellen rasch verweht,
Davon die Spur bewahrten!

Sein Kreuz pflanzt *Malta* auf, *Venedig's* Löwe streckt
Stolz aus den Hintertheilen
Sich seiner Schiffe, der lebendge Leu'n erschreckt,
Daß brüllend sie enteilen.

Neapels Flagge glänzt entfaltet weit umher,
Strahlt sie in schönster Breite,

So meint man, daß ein Strom von goldner Seid' ins Meer
Geschlängelt niedergleite.

Auf *Spaniens* Flagge wehn und spielen mit dem Sturm,
Umschwärmt von grauen Möven,
Navarra's Ketten und *Kastiliens* Silberthurm
Und *Leons* goldne Löwen.

Ihr kennt die Schlüssel *Roms*, das Kind *Mailands*, das schreit
Im Schlund der Schlange bebend,
Auf *Frankreichs* Schiffen seht ihr über'm Kupferkleid
Die goldnen Lilien schwebend.

Das stolze *Stambul* faßt den Halbmond ein mit drei
Schneeweißen Pferdeschwänzen,
An goldnem Himmel läßt die blauen Sterne frei
Amerika erglänzen.

Den Adler *Oestreichs*, der empor die Flügel stellt,
Seht ihr auf Seide blinken,
Und drehn den schwarzen Kopf, bedräuend rings die Welt,
Zur Rechten und zur Linken.

Der *Czaren* Doppelaar, der jenen stets gehaßt,
Schaut kühn hinaus ins Blaue,
Wie jener, späht er nach zwei Welten, und umfaßt
Die Eine mit der Klaue.

Die Oriflamme nennt das stolze *England* sein,
Und läßt sie siegreich strahlen,
So reich, so glänzend, daß in ihrem Widerschein
Die Wellen roth sich malen.

So lassen Könige vom Mast in lichter Höh'
Ihr stolzes Banner rauschen,
Und zwingen jedes Schiff, das sie besiegt zur See,
Die Heimath zu vertauschen.

So unterjochen sie die Segel, die einmal
Des Schicksals Schläge trafen,
Und triumphiren, wenn daheim, vermehrt an Zahl,
Sie fahren in den Hafen.

Der Sieger Fahne muß auf jedem Schiffe wehn
Nach eitlem Widerstande,
Geschrieben auf die Stirn muß dem Besiegten stehn
Ihr Ruhm und *seine* Schande. –

Glutfurchen aber zieht das Boot aus seiner Bahn,
Das *Kanaris* bestiegen,
Und auf den Schiffen, die er nimmt, den rothen Hahn
Als Wimpel läßt er fliegen.

November, 1826.

III.

Die Köpfe des Serail.

O horrible! O horrible!
most horrible!

Shakespeare, Hamlet.

I.

Der schwarze Dom der Nacht mit seinem Sternenheere
Beschaute ruhig sich im spiegelglatten Meere,
Das schöne *Stambul*, mit verschleiertem Gesicht,
Schien, schlafend an dem Rand des Golfs, des funkenhellen,
Umstrahlt von Sternenglut am Himmel, in den Wellen,
Zu ruhn in einem Meer von Licht.

Man glaubt die Stadt zu sehn, die stille, wo im Blauen
Nachtgeister lustige Paläste sich erbauen,

Schaut man die Harems, wo Langweil' und Gram nur wohnt,
Die blauen Dome, blau, dem Himmel gleich, dem reinen,
All die Halbmonde, die ein leiser Abglanz scheinen
Des Halbmonds, der am Himmel thront.

Leicht kann das Auge die scharfkantigen Thürme sehen,
Der Häuser plattes Dach, die Spitzen der Moscheen,
Den maurischen Balkon mit blumigem Gewind,
Und hinterm Gitter wohl versteckt die Fensternischen,
die goldnen Schlösser, auf der Stirn, gleich Reiherbüschen,
Palmbäume, wiegend sich im Wind;

Die weißen Minarets mit ihren blanken Spitzen; –
So mag von Elfenbein wohl eine Lanze blitzen, –
Bemalte *Kioske*, dort Leuchtthürme, strahlend, schlank,
Und dort auf dem *Serail*, das Mauern hoch umkränzen,
Die Kuppelreihn von Zinn, die durch das Dunkel glänzen,
Wie Riesenhelme, spiegelblank.

II.

Ja, das Serail! ... Es schwimmt heut Nacht in wilder Freude;
Beim Klang des Tamburins, auf Teppichen von Seide,
Drehn die Sultanen sich in Sälen, flammend schier;
Wie Fürsten, deren Haupt Gold und Juwelen krönen,
So prangt es heute stolz vor des Propheten Söhnen, –
Sechstausend Köpfe, – welche Zier!

Erloschnen Auges, bleich, schwarzlockig auf den Zinnen
Gereiht sind Köpfe rings, von welchen Tropfen rinnen
Auf Rosen und Jasmin, die blühend stehn und dicht;
Und traurig, wie ein Freund, ein Tröster, kommt gegangen
Der Mond, der Todten-Stern, auf blutig blasse Wangen
Wirft er sein mildes blasses Licht.

Hoch vom *Serail*, vom Thor mit dem arabischen Bogen
Herunterschauen Drei, von schwarzen Kräh'n umflogen,

Drei Köpfe, die das Schwert des Mörders plötzlich traf,
Der Erste, scheint's, erlag in heißen Kampfesnöthen,
Der Zweite, während sich der Mund bewegt' im Beten,
Der Dritte fiel im Todesschlaf.

Indeß die Wachen, starr, wie sie, ans Thor sich lehnen,
Mit stieren Blicken um sich schaun und schläfrig gähnen,
Thun auf die Lippen die drei Köpfe an der Wand,
Es glich ihr Wort dem Sang, den man wohl hört im Traume,
Dem Winde, dessen Hauch entschläft am Waldessaume,
Der Flut, verhallend leis am Strand.

III.

Erste Stimme.

»Wo bin ich denn? ... Wo ist mein Brander? – Fort! – Ans Steuer!
Eilt, *Missolunghi* raucht, eilt, Brüder, schaut das Feuer!
Die *Türken* stehn am Wall, sie stürmen, dringen ein!
Zur fernen Heimath jagt die Türkenschiffe wieder,
Und meine Fackel soll, ihr Brüder,
Ein Leuchtthurm Euch, ein Blitz, der trifft, den Feinden sein!

Stoßt ab! – Lebwohl, *Korinth*, du Cap, des Sturmes Wiege,
Du Meer, wo jeder Fels sich nennt nach einem Siege,
Du *Archipel*, besät mit Klippen, süße Pracht,
Ihr schönen Inseln, die des Frühlings Genien hüten,
Die ihr bei Tag erscheint wie Körbe, voll von Blüten,
Wie duftge Vasen in der Nacht.

Mein stolzes Vaterland, du *Sparta*, neu erblühend
In Freiheit, *Hydra*, kühn und kühne Lieder sprühend,
Matrosenstadt, von Mast und Segeln überragt,
Lebwohl, ich liebe dich, du Hoffnung der *Hellenen*,
Du grüner Strand, bethaut von Thränen,
Ihr Felsen, die der Blitz zerschlägt, die Flut benagt.

Ist *Missolunghi* frei, und kehr' ich in mein Eiland,
Dann eine Kirche bau' ich unserm Herrn und Heiland,
Und fall' ich, sink' ich in die schwarze Nacht hinab,
Eh, theure Heimath, ich gebrochen deine Bande,
Bringt meine Asche dann zur Ruh' im freien Lande,
Grabt mir im Sonnenschein mein Grab.

Ha, *Missolunghi*! – Jagt hinaus die Türkenrotte,
Kamraden, aus den Forts, und aus der Bucht die Flotte,
Das Schiff des Admirals verbrenne, wer es trifft.
Die Brander rüstet, spitzt ihm seiner Krallen Schärfe;
Und wenn ich auf sein Schiff mich werfe,
Dann meinen Namen schreib' ich drauf mit Flammenschrift.

Sieg, Freunde, Sieg! ... O Gott, auf meinen leichten Nachen
Fällt eine Bombe, Deck und Diel' und Balken krachen ...
Er kreist, er bricht, thut auf der salzgen Flut den Schlund!
Ich schrei umsonst, indem die Wogen mich umwinden,
Lebt wohl, mein Leichentuch werd' ich im Seegras finden,
Mein sandiges Bett im Meeresgrund.

Doch nein! – Wach' ich denn nicht? – Vor'm Auge welch ein Nebel!
Welch grauser Traum! ... Es fehlt mein Arm dem krummen Säbel!
Welch schwarzes Grau'n um mich? Traf mich ein Donnerkeil?
Was hör' ich? ... Lieder? ... Kommt der Ton aus Frauenkehlen?
Sind's Stimmen abgeschiedner Seelen?
Bin ich im Himmel? ... Blut? ... Was seh'ich? ... Das Serail!«

IV.

Zweite Stimme.

»Ja, *Kanaris*, das ist's! – Schau her nach meinem Haupte,
Das aus dem Sarg zum Fest die Wuth der *Türken* raubte,
Sie haben bis ins Grab verfolgt den *Botzaris*,
Sieh diese Knochen, die sie nahmen weg gleich Dieben,

Den Rest, der noch von ihm dem Sultan überblieben,
Den ihm der Wurm des Grabes ließ.

Ich schlief in meinem Grab, als mich der Ruf erweckte:
»Helft! *Missolunghi* fällt!« – Ich hob mich halb, ich reckte
Mein Ohr, ein wilder Lärm drang bis in meine Nacht,
Von Ferne hört' ich der Kanonen dumpfes Grollen,
Verworrnes Rufen, Wagenrollen,
Gestampf und Waffenklang und wilden Lärm der Schlacht.

Ich hör' im Kampf, der tobt um Wall und Kasematten,
In allen Straßen schrein: »Erschein', o edler Schatten
Des *Botzaris* und steh' den armen *Griechen* bei!«
Um zu entkommen, hab' ich meine armen Knochen
An meinem Leichenstein vergebens mir zerbrochen,
Und dennoch rang ich mich nicht frei.

Da glühte plötzlich, ein Vulkan, der Grund und bebte ...
Dann Alles still ... Vor'm Aug', ins Jenseits schauend, schwebte
Mir sichtbar, was noch nie lebendige Augen sahn;
Aus Erd' und Meer und Glut in Schwärmen, nicht zu zählen,
Entflohn auf einmal arme Seelen,
Und stürzten tief hinab und flogen himmelan.

Die *Türken* plünderten mein Grab, ihr Haß gesellte
Zu Euren Häuptern auch das meine, das entstellte,
In des *Tartaren* Sack warf man sie ohne Wahl.
Und mein geköpfter Leib empfand ein süßes Beben,
Ich glaubte für das Kreuz und *Griechenland* mein Leben
Zu opfern noch ein zweites Mal.

Verlassen nun einmal hat uns das Glück der Waffen!
Des Schwertes Ernte will der *Türke* sich begaffen,
Der feige Sklav, drum rührt ganz *Stambul* sich und kreist.
Und unsre Köpfe, hier verhöhnt am ekeln Hause
Der Sünde, dienen nur zum Schmause
Dem Sultan ohne Scham, der mit den Raben speist.

Sieh unsre Helden all: *Kostas*, den Palikaren;
Christo, vom Berg *Olymp*; *Hellas* mit seinen Schaaren;
Kitzos, einst *Byron's* Freund, der sang so kühn, so hell;
Der Sohn des Hochgebirgs, der unsres Volkes Stöhnen
Vernommen, *Mayer*, der des *Thrasybulos'* Söhnen
Gebracht den Pfeil des *Wilhelm Tell* .

Doch diese Todten hier, die Niemand kennt, die rohen
Plattschädel, angereiht den Stirnen der Heroen,
Sind Türken, sind der Brut des *Eblis* zugezählt,
Gesindel, das vorm Schwert sich bückt, und dem das Leben,
Das hündische, man nimmt, wenn eben
Noch an der blut'gen Zahl ein Kopf dem Sultan fehlt.

Dem *Minotaurus* gleich in unsern alten Sagen
Ist nur ein Einz'ger, der sich läßt das Mahl behagen,
Das Mahl, vom Volk begafft, – von uns die Reste hier;
Die andern Zeugen, die das Gräuelfest besuchen,
Die stummen Henker dort, die häßlichen Eunuchen, –
Die, Freunde, die sind todt wie wir.

Welch ein Geschrei? ... Es ist die Stunde, wo, – o Grauen! –
Er unsre Töchter raubt, die Schwestern und die Frauen,
Die frische Blüthe welkt, weht sie sein Gifthauch an;
Der Kaisertiger brüllt vor Lust, und seine Beute,
Dort unsre Jungfrau'n zählt er heute, –
Nachts, – unsre Köpfe zählt am Tag er morgen dann.«

V.

Dritte Stimme.

Joseph, der Bischof, grüßt Euch, meine lieben Brüder!

Ja, *Missolunghi* fiel! Durch Hunger wollt' es nieder
Nicht sinken, fallen nicht entwürdigt und geschwächt;
Und fiel es, sollten auch die Türken nicht entlaufen,

Die Fackel legt' es selbst an seinen Scheiterhaufen,
Und sterbend hat es sich gerächt.

Schon zwanzig Tage war die Stadt in schweren Nöthen,
Ich rief: »Kommt Alle, Volk und Heer, und laßt uns beten,
Wir sagen uns Lebwohl beim Brot, das Gott bescheert,
Empfangt aus meiner Hand die höchste aller Gaben,
Die einz'ge Kost, die wir noch haben,
Die unsre Seelen speist und heiligt und verklärt.

O welch ein Abendmahl! Da kamen sie, die Blassen,
Und suchten mit dem Mund die Hostie zu erfassen,
Soldaten, muthig noch, doch abgezehrt, gebeugt,
Frau'n, Greise, Mädchen, die zum letzten Mal sich grüßten,
Und Mütter, wund und siech, mit Kindern an den Brüsten,
Mit Blut, ach, statt mit Milch gesäugt.

So kam die Nacht. Man ging. Doch drangen bei dem Schimmer
Des Monds die Türken ein auf Leichen und auf Trümmer,
Und meine Kirche that sich aus dem wilden Zug;
An dem Altar, den sie zertrümmert, abgeschlagen
Ward mir das Haupt ... ich kann nicht sagen,
Wer mit dem Schwert, indem ich betete, mich schlug.

O Brüder, *Mahmud*, – schenkt ihm eine Mitleidszähre! –
Ist Gott und Menschen Feind durch seine blutge Lehre,
Verschlossen ist sein Blick dem milden Himmelslicht.
Mit blut'gen Schädeln ist umkränzt des Sultans Krone,
Und sicher darum sitzt er doch nicht auf dem Throne: –
Vielleicht er ist so grausam nicht.

Der Unglückselge! – Stets von Schrecken rings umgeben,
Zum Fluche macht er sich sein ödes Erdenleben,
Kaum, daß der Abend sich für ihn vom Morgen trennt;
Langweile kennt er nur! ... Als Götzen auf der Erde
Verehrt ihn seine Sklavenheerde,
Des Spahi's Peitsche sorgt, daß stets der Weihrauch brennt.

Euch blüht die höchste Lust, Ihr strahlt im hellsten Lichte,
Besiegt hienieden nennt Euch Sieger die Geschichte,
Gott sieht auch am Serail auf Euch mit Huld herab,
Nie, selbst in fernster Zeit, wird Euer Ruhm erbleichen,
Ein Siegesmonument, ein Denkmal ohne Gleichen
Sind Eure Häupter ohne Grab.

Beneiden müssen uns die Apostaten! – Schande
Dem Christen, der zerriß der Taufe heilge Bande,
Vergeblich schrieb man einst ihn in das Lebensbuch.
Er darf zum Himmel nicht, in dem wir wohnen, ziehen,
Ein Gift ist, aus dem Mund gespieen,
Sein Name, und man nennt ihn nur mit einem Fluch.

Und du, o christliches *Europa*, unsre Klagen
Erhöre! Haben nicht für uns sich einst geschlagen
Der heilge *Ludwig* und der Ritter tapfre Reihn? –
Wähl' endlich, wem die Welt sich soll zu Füßen legen,
Dem Heiland und dem Kreuz, – dem *Omar* und dem Degen,
Dem Turban oder Heilgenschein?«

VI.

Ja, *Bozaris*, *Joseph* und *Kanaris*, vernehmen
Wird Eure Stimme sie, ihr tapfern, heilgen Schemen,
Sie wird das Zeichen sehn, das an der Stirn Euch glänzt.
Anstimmend einen Sang des Sieges und der Reue
Zur Laut' und Harfe singt *Hellas*, das alt' und neue,
Von Eurem Doppelruhm, der Euer Haupt umkränzt:

»Ja, Ihr seid Heilige, Halbgötter und Bekenner,
Erhabne Dulder und die Tapfersten der Männer,
Vor Allen glänztet Ihr im Kampf durch hohen Muth.
Geschändet haben sie Euch noch im Todtenbette!
Einst bei *Thermopylä*, dann auf der Schädelstätte, –
Ja Euer Blut, so oft es floß, war Opferblut.

Ha, wenn *Europa* nicht, anstatt zu wimmern, handelt,
Bis zum Serail den Pfad, den Ihr ihm zeigt, nicht wandelt,
Nur Fluch und Unheil ist's, was sie sich selbst dann sät.
Du Seemann, Priester und Soldat, ihr Tapfern, Frommen,
Im Himmel seid Ihr, im *Olymp* seid Ihr willkommen,
Du Helden-Dreigestirn, Märtyrer-Trinität!

Juni, 1826.

IV.

Begeisterung

Vorwärts, Jüngling, marsch, voran! ...

André Chénier.

Nach Hellas! – Fort! – Lebt wohl! Wir scheiden wohlgemuth;
Und fließen soll einmal der Henker schnödes Blut,
Nicht länger mehr das Blut der Männer.
Freiheit und Rache! Fort, nur fort, nach *Griechenland*!
Gebt mir den Turban, gebt das Schwert mir in die Hand,
Vorwärts, und sattelt mir den Renner!

Wenn ziehn wir ab? – Noch heut! – Wer weiß, was morgen droht?
Rasch Waffen, Pferde, und im Hafen dann ein Boot!
Ein Boot? – O Gott, warum nicht Schwingen?
Von unsrem alten Heer die Reste nur laßt ziehn,
Glaubt mir, wir sähen bald die blut'gen Tiger fliehn
Und rasch, wie die Gazellen, springen.

O *Fabvier*, führ' uns Du! Du warst ein Fürst, ein Mann,
Indeß die Kön'ge nicht, was sie gesollt, gethan,
Du Führer schwer gezähmter Schaaren.
Den alten *Römer* sah das neue *Griechenland*

Im schlichten Krieger, der mit seiner rauhen Hand
Des Volkes Rechte sucht zu wahren.

Französ'sche Büchsen, hört ihr nicht den Ruf? Erwacht!
Ihr schlieft nur allzu lang! Und du, Musik der Schlacht,
Kanonen, Bomben und Haubitzen,
Erwacht, ihr Rosse, hebt den starken Huf und scharrt,
Ihr Säbel, die ihr noch der blut'gen Taufe harrt,
Pistolen, die Verderben blitzen!

Die Kämpfer will ich seh'n stets in den ersten Reihn,
Will sehn die *Spahis*, die sich stürzen jäh hinein,
Ein Strom, aufs sklavische Gelichter;
Will schauen, wie vom Pferd ihr Damascenerschwert
Dem Türken krumm geschweift durch seinen Nacken fährt;
Vorwärts! ... Doch, wie, du armer Dichter? ...

Wo reißt die Kampfbegier mich hin aus stiller Ruh?
Den Greisen zählt man mich, ach, und den Kindern zu;
Ein Geist bin ich in lust'gen Räumen,
Ein Birkenblatt, das welk von seinem Zweige fiel
Und treibt dahin, der Flut, der Winde leichtes Spiel,
Ich leb' und webe nur in Träumen.

In Träume wiegt mich Luft und Au, Gebirg und Wald,
Ich sinne Tage lang, wenn mir ein Waldhorn schallt,
Wenn Blätter säuseln, rauschen, thauen,
Und wenn die Dämm'rung naht, im Thale rinnt ein Quell,
Und weit ein See sich dehnt, ein Spiegel rein und hell,
In dem die Wolken sich beschauen.

Der Mond entzückt mich, wenn er glühend roth wie Gold
Sich aus der Wolke hebt, die grau und finster rollt,
Wenn weiß er schwimmt auf schwarzen Wellen.
Ich liebe Wagen, schwer und plump, wenn in der Nacht
Sie rollen durch ein Dorf, und unterm Rade kracht
Der Stein und laut die Hunde bellen.

1827.

V.

Navarin.

Ç ç ç ç ç ô ñéó÷áëìïéëïéí
Ç ç ç ç ç âáñéóéí ïëïìåíïé

Aeschylos, Perser.

I.

O weine, *Kanaris*! – Der Maste waren's viel, –
Einhundertzwanzig! – Wo triebst Du Dein kühnes Spiel
Fern dem gewalt'gen Abenteuer?
Besiegt ist ohne Dich der Türke? Höll' und Tod!
O weine, wie *Crillon*, dem man den Kampf verbot!
Gefehlt hast Du bei diesem Feuer!

Wenn Deiner Meere Flut blutroth sich je und je
Gefärbt, und weit im Kreis sich, wie ein Höllensee,
Ausbreitete, verderbensprühend,
Wenn oft ein schwarzes Schiff vor unsrem Blick zersprang,
Und dann ein Feuerkranz um seinen Bord sich schlang,
Wie ein Vulkan, im Wasser glühend;

Wenn Zelte, Segel man, Turbane, Maste, ganz
Geknickt, Krummsäbel sah, Halbmonde sich im Tanz
Der Wogen drehn beim Windeshauche,
Matrosenjacken und Festkleider, pelzverbrämt,
Den Auswurf, dessen sich so Flut wie Feuer schämt,
Grauweiß vom Schaum, geschwärzt vom Rauche;

Wenn von *Aegina*, wenn von *Jolkos* fern daher
Ein mächt'ger Knall erscholl, sich wälzend über's Meer,
Wild prasselnd, donnernd durcheinander: –

Dann wandt' *Europa* sich dem rothen Osten zu,
Und ein Matros am Bord still lächelnd sprach mit Ruh:
»Held *Kanaris*! Das ist sein Brander!«

Bisher, wenn in die Luft aufflog im Flammengraus
Ein Kapudan-Pascha mit Schiff und Mann und Maus,
Glut streuend über Meer' und Lande,
Am schrecklich schönen Spiel wer hätt' erkannt dich nicht?
Die Schiffe flammend all, dir danken sie ihr Licht,
Dein Brander leuchtete dem Brande.

Heut aber, – weine! – schlug man sich, und, *Kanaris*,
Du fehltest, als man los dem Krieg die Zügel ließ
Und eine Flotte gab zum Besten.
Bist Du nicht Gottes Arm, der *Hellas* schirmt und rächt?
Dein harren mußten sie. Bist Du mit Fug und Recht
Nicht Gast bei allen solchen Festen?

II.

Doch tröste Dich: es ist gebrochen
Der Henker Macht, *Hellas* ist frei,
Europa hat ein Wort gesprochen,
Zertrümmert ist die Tyrannei.
Wenn *Frankreich* kämpft, dann muß sich wenden
Dein Schicksal, seinen Rächerhänden
Magst Du vertraun, und gern ihm spenden
Aus Deinem Kranz ein Lorbeerblatt.
Hellas, sei froh und guter Dinge,
Land *Byron's* und *Homers*, umschlinge
Als Schwester, Mutter, uns, und singe,
Ist Deine Stimme nicht zu matt.

Zu schön warst Du, zu tief im Leide,
Hellas, um schon zu ruhn im Grab.
Ein jeder Pascha riß vom Kleide
Dir einen heil'gen Fetzen ab.

Hier, wo geschwärmt einst die Mänaden,
Vernahm, statt Liebesserenaden,
Man Jahre lang nur Kanonaden,
Und Gottes Tempel stürzten ein.
Am Himmel des geliebten Landes,
So weit das Auge spähte, fand es
Nicht Wolken, nur den Rauch des Brandes
Und deiner Städte Feuerschein.

Sechs Jahre hausten sie im Lande,
Sechs Jahre wilder Kämpfe sah
Hellas, und Bande kam auf Bande
Aus *Asien* und *Afrika* .
Nicht vor *Apoll* noch *Christus* scheute
Sich *Ibrahim*, der sie entweihte,
Und wie ein Geier zog auf Beute
Er aus, ein Wolf in gier'ger Eil,
Und was sich in den Weg ihm stellte,
Schlug er und schleppt' es heim zum Zelte,
Die Köpfe hängt' er, die er fällte,
Rings aufgespießt an das Serail.

III.

Nun endlich! – *Navarin*, die Stadt mit bunten Dächern,
Die Stadt mit goldnem Dom, das weiße *Navarin*,
Das Terebinthen rings umwehn mit grünen Fächern,
Leiht seinen schönen Golf heut *Hellas'* muth'gen Rächern,
Zwei Flotten sind's, die sich zum Kampf entgegenziehn.

Zwei Flotten: – Seht ihr nicht des Meeres Rachen gähnen?
Des Feuers Qualm ist ihm, des Blutes Strom ein Schmaus.
Von ihrem Gotte mag man sie geordnet wähnen,
Die Flotte seht ihr weit in Kreuzesform sich dehnen,
Die andre Flotte streckt die Arm' im Halbmond aus.

Hier ist *Europa*, das dir endlich hilft, *Hellene*,
Das endlich Feuer spei'n die Seekolosse läßt;
Aegypten, *Asien* hier, schwerfällge Schiff' und Kähne,
Piraten, die nicht todt genug einst schlug *Duquesne*,
Und nicht zertreten ganz, zerstört ihr Geiernest.

IV.

Hört ihr die Kanonen knallen? –
Mächtig soll die Antwort schallen,
Die dem Feinde nicht gefällt.
Seht die Flotte dort, die zage,
Gebt ihr eine volle Lage,
Ihr Fregatten, daß es gellt!
Vor dem Hauch aus eurem Munde
Soll zerstäuben sie zur Stunde,
An dem Hafenfels zerschellt!

Alles kracht und zischt zusammen,
Blitz und Schlag, und Rauch und Flammen,
Und die Mordlust hält nicht Rast,
Alles lodert durcheinander;
Feurig jagt dahin der Brander,
Wirft die Hacken nach dem Mast,
Wie der Schakal Elephanten
Beißt, so wird vom wohlbemannten
Boot das Kriegsschiff keck gefaßt.

– Entert, entert, werft die Brücke! –
Und sie fassen rasch die Stricke,
Klettern, schwingen sich hinan,
Bord an Bord! Sie hau'n und stoßen,
Ruderknechte und Matrosen,
Truppen mit gespanntem Hahn,
Durcheinander, wie im Nebel,
Fahren Messer, Degen, Säbel,
Helm und Tschako und Turban.

Segel reißen sammt den Tauen,
Fackeln zünden, Beile hauen,
Todte, wo ein Stahl nur blinkt,
Trümmer überall und Fetzen,
Leichenhaufen zum Entsetzen,
Die der Schlund des Meeres trinkt ...
Ha, ein Schlachtfeld, auf den Fluten
Schwimmend, das in hellen Gluten
Sammt den Kämpfern untersinkt.

V.

Welch grause Schlacht! ... Wenn nun der Mensch, dem allzu enge
Das Land, ins Meer hinaus verlegt das Handgemenge,
Dann zittert unter ihm der Boden, wankt und kracht.
Mit seinen Flotten spielt der Ocean, der große,
Ob Sieger, ob besiegt, er birgt sie all im Schooße,
Der Schiffbruch endet jede Schlacht.

Indeß aus *Afrika* die Barbareskenrotte
Um unsre Schiffe tobt mit ihrer schlechten Flotte,
Und in ohnmächt'ger Wuth die Türken matt sich schrei'n,
Klafft jedem Riesenschiff der feuerrothe Rachen,
Auf die Barbaren wirft sich rasch ein Heer von Drachen,
Die in gemessnem Takt auf sie Verderben spei'n.

Rings Mord und Brand, das Meer ist überstreut mit Asche.
Vom Mast in Flammen reißt den Rauch der Wind, der rasche;
Bewegte Brücken schlägt von Deck zu Deck die Glut,
Die Balken brennen, und die schwarzen Wände brechen
Zusammen, Wasser stürzt hinein in vollen Bächen,
Das Feuer überspringt die Flut;

Das Admiralsschiff faßt es plötzlich, Mast und Stangen
Umringelt hoch hinauf die Glut mit rothen Schlangen,
Und der Matrose heult, ins Feuernetz gebannt,
Hoch springt der rothe Strahl und fährt dahin im Bogen,
Und triumphirend wirft er auf den Schaum der Wogen,
Die weite Kreise ziehn, den lichten Purpurschein.

VI.

Wo ist, *Cairo's* Söhne.
Die Flotte nun, die schöne,
Die hoffend, daß sie kröne
Der Sieg, von Stapel lief?

Wo sind die Segel alle,
In die mit lautem Schalle
Die scharfe Eisenkralle
Der Brander schlug so tief?

Wo sind die stolzen Schwäne,
Die Nachen all und Kähne,
Die stolzen Kapitäne,
Armada *Mahmuds*, wo?
Wie *Leviathan*, prächtig
Schwamm sie und übermächtig
Daher, bis niederträchtig
Sie sank, verbrannt wie Stroh.

Der Kapudan mit Schrecken
Sieht rings die Flammen lecken
Nach alle den Schebecken
Von *Algier* und *Tetuan*;
Wie andre Galeassen
Sieht er die Flamme fassen
Sein Schiff, das breite Gassen
Einst zog im Ocean.

Auf wilden Fluten schwanken
Mit angebrannten Planken
Die Klipper all, die schlanken,
Die Yachten bunt geschmückt,
Kaïken und Tartanen,
Die Köpfe den Sultanen
Einst brachten, Siegesfahnen
Und Blumen, fern gepflückt.

Fahrt wohl, ihr Sloops, ihr schnellen,
Ihr Jonken, die in hellen
Mondnächten auf den Wellen
Ihr wiegt die Jcoglans,
Fahr wohl, du Goëlette,
Verkohlt bis zum Skelette

Verschwindest du im Bette
Des tiefen Oceans.

Die Barcarolen liegen
In Trümmern, die sich wiegen
Im Meer, und nicht mehr fliegen
Sie aufgeschreckt dahin,
Wenn bei des Windes Tosen
Des Linienschiffs Matrosen
Die Segel rasch, die losen,
Empor am Maste ziehn.

Fahrt wohl, ihr Caravellen,
Mit Segeln, schneeig hellen,
Hingleitend auf den Wellen,
Ihr Doggers, leicht beschwingt,
Ihr Bricks mit Taun, die schwirren,
Wie lautes Waffenklirren,
Wenn Stürme sie verwirren,
Mit welchen kühn ihr ringt.

Fahrt wohl, ihr Brigantinen,
Jetzt Trümmer und Ruinen,
Zum letzten Mal erschienen
Ist euch des Tages Glut;
Ihr tanzt nun auf den Wellen
Nicht mehr, ihr Balancellen,
Ihr glänzt nicht mehr gleich hellen
Lichtfunken auf der Flut.

Ihr Lugger sollt, ihr schweren
Fregatten und Galeeren,
Nicht Städte mehr verheeren,
Ihr Schiffe, groß und klein,
Masonnen, Prahmen, schlucken
Müßt Wasser ihr, Felucken,
Polaken, durch die Lucken
In Strömen dringt es ein.

Schaluppen mit Kanonen,
Bombarden, ohne Schonen
Gesprengt, aus allen Zonen
Ihr Schiffe, hoch am Mast
Des Pascha's stolze Fahnen,
Die auf den feuchten Bahnen
Ihr treibt, gleich wunden Schwanen,
Bis euch der Wirbel faßt!

Wie euch die Glieder knacken,
Gabarren und Karacken,
Ihr sitzt nun auf dem Nacken
Dem Griechenvolk nicht mehr.
Wo blieb im Schlachtgetümmel
Der Flotte bunt Gewimmel? –
Das Meer wirft sie dem Himmel,
Der Himmel zu dem Meer.

VII.

Vorbei ist's! Alles ruht im stillen Meeresraume!
Der Masten Spitze deckt die Flut mit weißem Schaume,
Des Sultans Schiffe sind der Wogen Spiel und Tand,
Hier eine Brick, und dort ein Kahn, geknickt, zerrieben,
Schwimmt, Seetang gleich, dahin, und von der Flut getrieben
Zerschellen ächzend sie am schwarzen Felsenstrand.

Das ist ein Sieg! Versenkt der *Afrikaner* Flotte,
Zertreten der Prophet des Trugs vom wahren Gotte,
Der Henker, der Tyrann gebeugt vom schweren Schlag,
Hellas, das sterbende, hat Rettung noch gefunden,
Es wascht sich aus die blut'gen Wunden,
Sechs Jahre rächt ein einz'ger Tag.

Die Völker seufzten längst: – »Muß *Hellas* denn verderben?
Du armes *Griechenvolk*, im Elend mußt du sterben?
Roth ist dein Himmel, du erblassest mehr und mehr.

Du edles, theures Volk, um dich zu retten, riefen
Wir auf die Priester, die in ihren Stühlen schliefen,
An Thronen bettelten umsonst wir um ein Heer.

Taub blieb Altar und Thron, kein König hat gesprochen.
Nur Dichterherzen noch macht *Hellas'* Name pochen!
Ihr lauter Hülferuf brach endlich doch sich Bahn.
Dem *Griechenkreuz* vertraut *Hellas* seit alten Tagen ...
Ein Volk ist hier ans Kreuz geschlagen,
An welches? ach, was liegt daran?

Auch deine Götter flohn! Und aus den *Propyläen*,
Dem stolzen *Parthenon*, den Mauern, die noch stehen,
Wird eine Waffe, die der *Türke* schießt mit Hohn
Auf *Griechen* schiffe hoch vom Thurm der *Dardanellen*,
Und jedes Denkmal wird zu Kugeln, Feuerbällen
Aus Marmor, die das Volk der Griechen selbst bedrohn.«

Statt solcher Klage schallt vom *Isthmus* bis herunter
Zum Cap ein Jubelruf, das Volk ist froh und munter,
Dem schöner als das Blau des Himmels Schwärze schien,
Der türkische Koloß stürzt nun auf *Asien* wieder,
Auf *Hellas'* Freiheit klingen Lieder
Aus *Byrons* Grab, – auf *Navarin*!

Sei, *Albion*, gegrüßt, du Königin der Meere,
Zweiköpfiger Adler du des Czaren! Ruhm und Ehre
Den Lilien *Frankreichs*, die so stolz, so herrlich blühn!
Als ebenbürtig muß sie England heut erkennen,
Der Seeruhm Frankreichs wird hell strahlen, funkeln, brennen,
Aufs neu entzündet hier am Brand von *Navarin*!

Oestreich, auch du? – Ihr meint wohl, Oestreichs Schiffe seien
Nicht auch dabei? – Doch! – dort in der Ungläub'gen Reihen!
Im Heer der Christen hat sein Aar sich nicht gezeigt,
Er sucht verschämt und scheu vorm Licht sich zu verstecken,
Des Pascha's Roßschweif muß bedecken
Sein Doppelhaupt, das tief sich neigt.

Dort, Oestreich, ist dein Platz! –Den *Tamerlan*, den Zweiten,
Vermochtest, *Ibrahim*, Du jüngst noch zu begleiten,
Die Todten zogst Du aus, die er zertrat in Wuth,
Eunuchen gleich hast Du bewundert feine Werke,
Zeigt' er durch Sengen nur den Griechen seine Stärke,
Löscht' er der Städte Brand nie anders als mit Blut.

Das Feuer zogst Du vor dem Morgenroth, dem hehren! –
Da *seine* Flotte selbst die Flammen heut verzehren,
Die schwarzen Schiffe, die *Aegypten* hergesandt: –
Oestreich, entartetes, schau hin und laß dich fragen,
Wie diese Flammen dir behagen?
Ist schöner der als jener Brand?

November, 1827.

VI.

Kriegsruf des Mufti.

Hiero, despierta te!
Kriegsruf der Almogavaren.
Eisen, wach auf!

Krieg! Krieg und *Mahomed*! Vorwärts! Die Hunde nahn,
Die Meute, ha, den Leu'n im Schlafe fällt sie an!
Seht ihr daher die Frechen traben?
Volk des Propheten, haut zusammen sie, zermalmt
Die Krieger, deren Hirn vom Wein entzündet qualmt,
Die Männer, die Ein Weib nur haben.

Dem Stamm der Franken Tod! Und ihren Kön'gen Tod!
Kommt alle, kommt herbei, *Spahi, Timariot*,
Werft euch mit Säbeln und Geschossen
Ins Kampfgewühl, mit Horn und Turban stolz geschmückt,

Mit goldnem Bügel, der sich an die Seite drückt
Den stolzen, langbemähnten Rossen.

Othman, Sohn *Ortogruls*, sei Hort und Vorbild Euch!
Du, sei an Stolz; und Du, an wildem Blick ihm gleich!
Von Kampflust sollt ihr Führer brennen!
Wir nehmen dich, du Stadt, mit Kuppeln azurblau,
Setiniah, Süße, dich, die die Barbaren rauh
Athen in ihrer Sprache nennen.

Oktober, 1828.

VII.

Des Pascha's Schmerz.

Getrennt von Allem, was mir theuer war,
Verzehr' ich mich verlassen, ohne Trost.

Byron.

Der Derwisch sprach: – Was mag der Schatten *Allah's* haben? –
Sein Seckel ist so reich, so arm sind seine Gaben.
Starr, geizig, finster blickt er, bitter lächelnd, drein.
Hieb eine Schart' er wohl in seines Vaters Degen?
Brüllt', ein empörtes Meer, ihm wohl sein Heer entgegen?
Hört' er's bis in sein Schloß hinein? –

– Was hat der Pascha doch, der Kühnste der Beziere? –
Mit rothen Lunten sprach's die Schaar der Bombardiere.
– Hat diesen Eisenkopf ein Iman wohl gebeugt?
Hat er im *Ramazan* vielleicht versäumt zu fasten?
Und hat man ihm, indeß er ruhen wollt' und rasten,
Den Engel Azraël am Höllenthor gezeigt?

– Was hat er? – fragten leis verdutzt die Ikoglane;
Ging wohl ein Weihrauchschiff ihm unter, das die Fahne
Des Pascha trug, gefüllt mit duft'gem Oel ein Kahn?
Will seinen Ruhm man ihm in *Stambul* nicht verzeihen?
Durft' ein ägyptisch Weib ihm Arges prophezeihen?
Sah er den stummen Noten nahn?

– Was fehlt dem Sultan wohl? – So fragten die Sultanen,
Traf er sein braunes Lieb im Schatten der Platanen,
Die Favoritin wohl, die ros'ge, bei dem Sohn?
Hat man das Bad gewürzt ihm mit gemeinen Oelen?
Im Sack des *Fellah* hat er wohl vermißt beim Zählen
Ein Haupt, das im Serail man längst erwartet schon?

– Was hat doch unser Herr? – Die Sklaven all, die Thoren,
Sie täuschen sich! – Wenn er, für Hof und Heer verloren,
Dasitzt, dem Greise gleich, den schwer das Alter beugt,
Dem Krieger, der sich Ruhm geholt einst im Gefechte,
Und der drei Tage schon und schon drei lange Nächte
Die Stirn in seine Hände neigt; –

Nicht darum ist's, weil er gesehn, wie die Revolte
In seinem Harem ihn belagernd tobt' und grollte,
Weil bis zu seinem Bett die Fackel zündend fuhr,
Des Vaters altes Schwert hat Scharten nicht empfangen,
Nicht Azraël erschien, kein Stummer kam gegangen,
Zu überreichen ihm die schwarze seidne Schnur.

Der Schatten *Allah's* hat gefastet, die Sultane
Ist wohlbewacht, sein Sohn zu jung noch, keinem Kahne
Noch Schiff des Pascha ward das Meer zur feuchten Gruft.
Auch des Tataren Sack war voll, nicht zu erschöpfen,
Im süßen Kerker, im Serail, hat's nicht an Köpfen
Gefehlt und nicht an würz'gem Duft.

Die Städte sind es nicht, die rollen ins Verderben,
Die Menschenleichen nicht, die schwarz die Thäler färben,
Hellas in Flammen nicht, zerstört durch *Omar's* Sohn.

Die Wittwen, Waisen sind es nicht, die ihn erschüttern,
Die Kinder nicht, erwürgt vor ihren armen Müttern,
Jungfrau'n im Bazar nicht, verkauft um schnöden Lohn; –

Nein, nein, die sind es nicht, die klagenden Gestalten,
Die Töne nicht, die grell ins Ohr ihm mahnend schallten,
Der Strahl nicht, der die Nacht durchfurchte blutig roth.
Was hat der Pascha denn, der jedem Zeitvertreibe
Entsagt und sinnt und träumt und weint gleich einem Weibe? ... –
Sein nubisch Tigerthier ist todt.

December, 1827.

VIII.

Piratenlied.

Paßt auf! paßt auf!
Das sind die Piraten von *Ochali*, die fahren durch den Sund.

Der Gefangne von Ochali.

Korallenfischer, hundert Christen, –
Wir machen Sklaven aus den Frei'n,
Wir plündern Klöster und Abtei'n
Für das Serail an allen Küsten.
Von *Fetz* bis zum *Guadalquivir*
Füllt der Pirat des Beutels Leere ...
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

»Ein Kloster!« ruft's vom Mast; wir eilen,
Wir werfen Anker, gehn ans Land,
Und sehn sogleich am schatt'gen Strand

Ein schönes Klosterfräulein weilen.
Die Nonne schlief, ein Kind noch schier,
Als ob sie hier geborgen wäre ...
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

– Still, schönes Kind, Du mußt nicht trauern,
Komm nur mit uns, der Wind ist gut;
Folg' uns zum Harem, – besser ruht
Sich's dort als hinter Klostermauern.
Er liebt die Knospen, der Vezier,
Und Dich beglückt des Korans Lehre ...
An Ruderern aus der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

Sie eilte zu des Klosters Stufen.
– Verruchter, wagst Du hier zu stehn?
– Wir wagen's! sprach der Kapitän.
Mögt fluchen, beten ihr und rufen!
Nicht so viel helfen wird es ihr!
Vergeblich setzt ihr euch zur Wehre ...
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

Wie schön war sie in ihrem Zagen!
Ihr Auge strahlt', ein Talisman;
Wir boten sie der Hoheit an:
Zweitausend Tlomans! – Eingeschlagen!
Die Nonne wird – das Schrei'n ist hier
Umsonst – Sultane! Hohe Ehre! ...
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

März, 1828.

IX.

Die Gefangne.

Man hörte den Gesang der Vögel, melodisch süß wie Poesie.

Saadi, Gulistan.

O wär' ich nicht gefangen,
Ich liebte dieses Land,
Wo reich die Fluren prangen,
Das Meer, den grünen Strand,
Der Wellen leises Munkeln, –
Ja, säh' ich nicht im Dunkeln
Der Spahis Schwerter funkeln
An düstrer Mauerwand.

Die Zither der Tatarin,
Den Spiegel, bringst Du, Mohr;
Doch ich bin nicht Barbarin,
Mir hältst Du ihn nicht vor.
Dem *Sodom* fern, dem neuen,
Dort ist's, im Land der Freien,
Wo Knab' und Mädchen leihen
In Unschuld sich das Ohr.

Doch laß ich's mir behagen,
Daß Winterflocken hier
Nicht an die Fenster schlagen,
Mir lacht des Lenzes Zier, –
Der warme Sommerregen,
Die Käfer, die entgegen
Mir leuchtend sich bewegen,
Im blühenden Revier.

Schön in der Blumenkrone
Ist *Smyrna*, ohne Fehl,
Den Lenz an ihrem Throne

Stets fesselt ihr Befehl.
Gleich bunten Festguirlanden,
Schmiegt gern sich ihren Banden
Von blühenden Eilanden
Ein ganzer Archipel.

Schön von den Thürmen hangen
Die Fahnen, bunt und reich,
Die goldnen Häuser prangen,
Dem Kinderspielzeug gleich.
Ich träume mit Entzücken
In Zelten, welche drücken
Der Elephanten Rücken,
Gebettet süß und weich.

In Feenschlössern lauschen
Den Tönen mag ich gern,
Die aus der Wüste rauschen,
Und klingen nah und fern,
Wie holder Genien Lieder,
Jetzt leis, dann lauter wieder,
Als tönten sie hernieder
Von einem lichten Stern.

Von Düften überquellen
Hier Flur und Gartenbeet,
Wie schön das Grün die hellen
Schloßfenster überweht!
Ich sehe Quellen schäumen
Am Fuß von Palmenbäumen,
Die weißen Störche träumen
Auf weißem Minaret.

Im Moos gelagert singen
Mag ich ein spanisch Lied,
Wenn die Gespielen springen,
Und Lust mich rings umsprüht,
Und wenn sie froh im Freien

Sich drehn im Ringelreihen,
Und lachen und sich freuen
Der Stunde, die entflieht.

Vor Allem träum' ich gerne,
Wenn kühl der Abend winkt,
Und wenn das Licht der Sterne
Mein feuchtes Auge trinkt,
Und wenn des Mondes Bogen,
Am Himmel aufgezogen,
Ein Fächer, in den Wogen
Des Meers silbern blinkt.

Juli, 1828.

X.

Mondschein.

Per amica silentia lunae.

Virg.

Hell auf dem Meere spielt der Mond, ein lichter Traum,
Das Fenster öffnet sich, schon weht des Abends Fahne,
Sie schaut hinaus aufs Meer, die blühende Sultane,
Auf dunkle Inseln, weiß umschäumt vom Wellenschaum.

Und ihrer Hand entsinkt die Zither, schaurig klingend.
Sie horcht ... ein dumpfer Ton ... Was rauscht? – Ist's, plump und groß,
Ein Türkenschiff, das sacht herüber schwimmt von *Kos*,
Peitscht ein Tartarenboot das Meer, die Ruder schwingend?

Ist's wohl ein Kormoran, der taucht und steigt zur Höh'
Und theilt die Wogen, die von ihm, wie Perlen, rinnen?
Ein luft'ger Djinn vielleicht, der wirft des Thurmes Zinnen
Mit gellendem Gezisch hinunter in die See?

Was stört die Flut so nah bei dem Serail der Frauen? –
Kein schwarzer Kormoran, der jäh nach Fischen hackt,
Nicht Mauersteine sind's, die fallen, nicht der Takt
Des Ruders, wenn ein Schiff durchfurcht die feuchten Auen.

Nein, Säcke sind es ... Dumpf aufstöhnt's in ihrem Raum ...
Wer niedertauchte, säh' im Sack es hin und wieder
Sich recken unterm Meer und drehn, wie Menschenglieder ...
Hell aus dem Meere spielt der Mond, ein lichter Traum.

September, 1828.

XI.

Der Schleier.

Hast Du heut Nacht gebetet, *Desdemona*?

Shakespeare

Die Schwester.

Was ist, was ist Euch, meine Brüder?
So düster Euer Angesicht,
Die Augen senkt ihr grollend nieder,
Wie Todesfackeln brennt ihr Licht.
Mein Auge hat mich nicht betrogen: –
Zerrissen Euer Gürtelshawl,
Und dreimal blitzte, halbgezogen,
In Eurer Hand des Dolches Stahl.

Der älteste Bruder.

Den Schleier ... schlugst Du heut ihn nicht zurück einmal?

Die Schwester.

Ich, Brüder, ... war im Bad gewesen,
Ich kam, ihr Herrn, vom Bad zurück,
Geborgen vor der *Albanesen*
Und der *Giaur's* verwegnem Blick,
Im Palankin, als schwül von oben
Auf's Haupt mir fiel des Mittags Licht,
Bei der Moschee vielleicht verschoben
Hat sich mein Schleier vom Gesicht.

Der zweite Bruder.

Dort ging ein Mann vorbei ... in grünem Kaftan ... nicht?

Die Schwester.

Ein Mann? ... Vielleicht ... Doch Nichts gesehen
Hat im Vorbeigehn er von mir.
Doch Ihr, – wie soll ich das verstehen? –
Leis mit einander redet Ihr.
Ihr fordert Blut? – O meine Brüder,
Er sah mich nicht ... Mir wird so bang ...
O Gnade! ... Zückt den Dolch Ihr wider
Ein Weib, gebeugt durch harten Zwang?

Der dritte Bruder.

Heut war die Sonne roth bei ihrem Untergang.

Die Schwester.

O Gott, Ihr wandelt blutge Pfade,
Vier Dolche dringen auf mich ein!
Laßt Eure Knie umfangen! Gnade! ...
Mein Schleier, oh, so weiß und rein! ...

Weh, meine blutge Hand, ... gestattet
Mir, Brüder, daß sie Euch umflicht ...
Ein schwarzer Schleier überschattet
Mein Auge, das im Tode bricht.

Der vierte Bruder.

Den Schleier mindestens aufheben wirst Du nicht.

September, 1828.

XII.

Die Favoritsultane.

Falsch wie die Welle.

Shakespeare.

Leert' ich genug nicht Deinetwegen,
O schöne *Jüdin*, mein Serail?
Will sich in Dir kein Mitleid regen?
Muß immer Deinen Fächerschlägen
Ein Schlag auch folgen mit dem Beil?

Nicht über Frauenleichen bahne,
O Herrin, Dir den Pfad zur Macht!
Prinzessin wirst Du und Sultane,
Laß doch die Andern leben, mahne
Ans Morden mich nicht jede Nacht.

Liegt *der* Gedanke Dir im Sinne,
Kniest Du vor mir und lachst mir zu.
Bei jedem Fest, schon im Beginne,
Strahlt mir Dein Aug' in süßer Minne,
Dann weiß ich, Köpfe forderst Du.

O Eifersucht! Welch trüber Schatten!
So schön, und dieses Herz von Stahl!
Gönn' andre Frau'n auch Deinem Gatten;
Stirbt denn die Blume auf den Matten,
Glüht über ihr der Rose Strahl?

Bin ich nicht Dein? Willst Du nicht sehen,
Wie hundert Frau'n, indeß mein Arm
Dich heiß umschlingt, in Liebeswehen
Vor meiner Thüre harrend stehen,
Entflammt, verzehrt von ödem Harm?

Laß sie vor Neid erblassen neben
Der Schönsten! Schiert Dich ihre Pein?
Wie Wellen laß vorbei sie schweben,
Mein Leben Dir, o laß sie leben,
Dein sei mein Thron, die Welt sei Dein!

Dein all mein Volk, die Sklavenrotte,
Dein *Stambul*, das vor Dir sich schmiegt
Dir huldigend gleich einem Gotte,
Mit tausend Thürmen, – eine Flotte,
Die schlafend still vor Anker liegt.

Dein meine *Spahi's* mit den rothen
Turbanen, Reiter, stolz und schlank,
Stets dienstbereit, wenn Du geboten,
Zu Roß sich bückend, gleich Bedrohten,
Wie Ruderer auf ihrer Bank.

Dein *Basra, Trapezunt*, das weite,
Dein *Cypern*, reich an altem Ruhm,
Fez, wo Dir Goldstaub wird zur Beute,
Mosul, die Stadt der Handelsleute,
Der Marmorgrund von *Erzerum*!

Dein *Smyrna* mit dem Schmuck der neuen
Paläste, die das Meer umfließt,

Der *Ganges*, den die Wittwen scheuen,
Die *Donau*, die durch Wüsteneien
Fünfarmig sich ins Meer ergießt.

Scheint Dir die *Griechin* nicht am Platze,
Das Lilienkind aus *Damanhur*?
Die Negerin, die Tigerkatze,
Die aufspringt mit behendem Satze
Und brüllt, die brünstge Kreatur?

Wie, süße *Jüdin*, macht Dir Qualen
Die schwarze Brust, die ros'ge Haut? –
Du bist nicht weiß, nicht roth, Dir malen
Das Angesicht der Sonne Strahlen,
Die Dich mit goldnem Glanz bethaut.

Laß ab, o Fürstin, zu verheeren
Die Blumen, die Dein Zürnen bricht.
Genieße froh der höchsten Ehren,
Doch daß mit jeder Deiner Zähren
Ein Kopf auch fällt, – das fordre nicht.

Denk' an den Schatten der Platanen,
An's duftge Bad, den Wellentanz
Im Golf, die schwimmenden Tartanen ...
Dem Sultan ziemen die Sultanen,
Dem Dolche ziemt der Perlen Glanz.

Oktober, 1828.

XIII.

Der Derwisch.

Steht's im Schicksalsbuch geschrieben,
Daß er fallen soll, zerstieben,
Den erfreut der Sonne Schein,

Was er thun mag, wie sich winden,
Seinen Abgrund wird er finden,
Wo vermodert sein Gebein,
Denn der Tod verfolgt den Armen
Bis ins Bett und ohn' Erbarmen
Schlingt sein Herzblut er hinein.

Vorbei ritt *Ali* . Tief sich beugten, ihn zu grüßen,
Die höchsten Häupter, bis zu der *Arnauten* Füßen.
»Allah!« – so murmelt rings es leis.
Da trat ein *Derwisch* vor, vom Alter fast gebrochen,
Ergriff sein Pferd am Zaum, und also hat gesprochen
Der Derwisch mitten in dem Kreis:

» *Ali Tepeleni*, Erhabner, Licht der Lichter,
Der Du im Divan thronst als erster Rath und Richter,
Weitstrahlend über's Erdenrund,
Vezier und oberster Feldherr zahlloser Heere,
Du Schatten dessen, der ist Gottes Schatten, – höre:
Du bist verflucht, Du bist ein Hund!

Die Todesfackel ist's, die Dir erhellt das Leben,
Die Schaale Deines Zorns, vor dem die Völker beben,
Ergießst Du, daß es zischt und qualmt.
Der Sichel gleich im Gras, so glänzst Du über ihnen,
Zum Ritt, um aufzubau'n Dein Lustschloß, muß Dir dienen
Ihr Mark, in ihrem Blut zermalmt.

Doch kommen wird Dein Tag. *Janina* stürzt in Trümmer,
Und Dich verschlingt das Grab mit Deinem Glanz und Schimmer,
Und eine Eisenschlinge faßt
Dich unter'm Baum *Segjin's*, und waidlich wird Dich quälen
Die siebte Hölle, dort, wo die verdammten Seelen
Sich ducken bang auf schwarzem Ast.

Und dastehn wirst Du nackt und bloß! Dein Schuldbuch lesen
Wird Dir ein Dämon, Dich umschweben dann die Wesen,
Die Du geschlachtet und geplagt,

Die Schemen, blutbefleckt vom Fuße bis zum Scheitel,
Mehr an der Zahl, als all die Worte, leer und eitel,
Die Du dann stammeln wirst verzagt.

So wird's geschehn! Dein Heer mit Rossen und Geschützen,
Und Deine Flotte wird Nichts in der Noth Dir nützen.
Nicht kleiner würde die Gefahr,
Wenn *Ali Pascha*, wie der *Jude*, der verfluchte,
Den schwarzen Engel selbst im Tod zu täuschen suchte,
Und wechselte den Namen gar!«

Sein Schlachtschwert unter'm Pelz trägt *Ali*, stets zu baden
Im Blut gewöhnt, und drei Pistolen, wohlgeladen,
Und seinen Dolch mit Perlen dran.
Er hört den Priester, läßt ihn seinen Spruch vollenden,
Beugt lächelnd sich herab, – den Pelz mit eignen Händen
Wirft über er dem alten Mann.

November, 1828.

XIV.

Das feste Schloß.

Åññùóï

Wie kommt es, daß die Flut hier ohne Groll die Flanken
Des Felsen küßt, der glänzt dem Harnisch gleich, dem blanken?
Ihr eigner Spiegel hätt' ihr zeigen doch gesollt,
Daß dieser Fels, der tief sich wühlt mit scharfen Hauern,
Trägt auf der Stirn ein Schloß, umkränzt von weißen Mauern,
Wie um ein schwarzes Haupt sich rings ein Turban rollt.

Wie kommt's? ... Für wen, o Meer, sparst du den Zorn, die Stürme?
Wann wirst zerstören du die hundertjährigen Thürme?
Wann naht die Zeit, wo dem Matrosen Ruhe winkt?
Zernage diesen Fels, er soll nicht länger dauern,

Nein, wanken, stürzen soll er sammt den weißen Mauern,
Das stolze Haupt voran, das in die Wogen sinkt!

Muß denn so lange Zeit, du stolzes Meer, zerrinnen,
Bis du ihn niederwirfst, den Fels mit seinen Zinnen?
Ein Tag? Ein Jahr? Ein ganz Jahrhundert? ... Aus dem Reich
Der Tiefe wirf hinauf die Flut, die schlammig schwere,
Nach jener Räuberburg! Was ist die Zeit dem Meere?
Rollt ein Jahrhundert doch dir hin der Welle gleich.

Verschlinge dieses Riff und Schloß und Citadelle,
Und um die Trümmer laß sich tummeln Well' um Welle,
Grünhaar'ge Algen, deckt es zu, das Frevlernest!
Mag auf der Seite ruhn der Thurm im feuchten Bette,
Mag jede Welle Stein um Stein dann von der Stätte
Wegschwemmen, bis vom Thurm verwischt der letzte Rest.

Frei athmen wird die Welt, wenn tief im Meeresbecken
Ruht *Ali Pascha's* Thurm, der *Spiroten* Schrecken,
Und wenn ein Seemann einst von *Kos* dem Volk am Bord
Im Meer, am Strande, den geschändet *Ali's* Tritte,
Den großen Strudel zeigt, sich höhlend in der Mitte,
Und spricht im stummen Kreis: »Dort ist's gestanden ... dort.«

November, 1828.

XV.

Türkischer Marsch.

La-Allah – El allah!
Es ist kein Gott, als Gott.

Koran.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Den Krieger lob' ich mir, vor dem es *Belial* graut.
Sein Turban läßt auf's Haupt ihm ernste Schatten fallen,
Er küßt des Vaters Bart und ehrt ihn hoch vor Allen,
Er liebt, als wie ein Sohn, sein Schwert, mit Blut bethaut,
Sein Dolman ist durchbohrt von Stichen und mit Flecken
Dicht übersät, wie sie nicht reicher überdecken
Des Königtiger's bunte Haut.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

An seinem Arm erglänzt des Schildes Kupferdach
Roth, wie der Mond, umhüllt von Nebeln, schaut vom Hügel,
Es knirscht sein Roß, es schäumt, es schnaubt und nagt am Zügel,
Staubwolken fliegen auf, wo Bahn sein Huf sich brach.
Jagt auf dem Pflaster hin im Flug der kühne Streiter,
Steht Alles still und spricht: »Das ist ein türk'scher Reiter!« –
Und dreht sich um und staunt ihm nach.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Und wenn zehntausend *Giaur's* das Horn zusammenruft, –
Die Antwort bleibt nicht aus, er fliegt dahin, er schmettert
In die Trompete, daß es weit hin schallt und wettert,
Er mordet, ihn berauscht der Qualm, der blutge Duft,
Den rothen Kaftan färbt er frisch im Blut, und weichen
Die Kräfte seinem Roß, er schmeichelt ihm, um Leichen
Noch mehr zu werfen in die Gruft.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Der Sieger mag, wenn nun verrauscht der Lärm der Schlacht,
Die Sklavin küssen mit den schönverschlungnen Brauen,
Er mag am hellen Tag Wein trinken, faßt ein Grauen
Den frommen *Iman* auch, der Wein trinkt in der Nacht,
Ich hör' es gern, wenn er, der mächtig schrie im Grimme

Des Kampfs, frohlockend schwärmt, mit seiner heisern Stimme
Von *Houri's* singt und scherzt und lacht.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Rasch mag er sein und kühn und Unbill duld' er nicht!
Ihm sei das liebste Spiel sein Schwert, wie könnt' erbauen
Ihn je die ekle Kunst, in Ruhe zu ergrauen?
Was kümmert's ihn, wann einst erlischt der Sonne Licht,
Wann über'm festen Land des Meeres Kräfte walten?
Frisch, tapfer sei er nur, und lieber soll als Falten
Er Narben tragen im Gesicht!

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Das ist, *Comparadgi*, *Spahi*, *Timariot*,
Der wahre, gläubige Soldat die sich brüsten,
Und zittern, wo es gilt, zu morden, zu verwüsten,
Die spät sich stellen, wenn sie ruft das Aufgebot,
Die, wenn die Stadt erstürmt, mit Beute nicht den Wagen
Beladen, daß die Last die Achse kaum zu tragen
Vermag, das Rad zu brechen droht; ...

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Wer gern mit Weibern trätscht, und wer bei einem Fest
Nicht aufzuzählen weiß die ganze Ahnenreihe
Von einem schönen Roß, wer hofft, ein Andrer leihe
Ihm Kraft, und wer nicht selbst verficht sein eignes Nest,
Auf seinem Divan ruht, sich scheut vor'm Sonnenbrande,
Wer lesen kann, und wer der schnöden Christenbande
Den Wein von *Cypern*überläßt; ...

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Der ist ein Feigling, – kein Soldat, wie der Prophet
Sie will, der spornt sein Roß, damit den Feind er packe,
Und fliegt dahin, im Staub nachschleppend die Schabracke,
Der, in der Faust das Schwert, im Bügel aufrecht steht!
Zum Maulthiertreiber taugt er nur, der Bettelsprüche,
Sinnlose Litanei'n herplappert, leise Flüche,
Als wie ein Priester sein Gebet.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Mai, 1828.

XVI.

Die verlorne Schlacht.

Anmerkungen:

Die Idee dieses Gedichts gab mir eine herrliche spanische Romanze: »Rodrigo en el campo de batalla,« die wir hier in der wörtlichen Uebersetzung mittheilen, welche der Bruder des Verfassers dieser Sammlung, *Abel Hugo*, im Jahre 1821 in einem Auszug aus dem Romanzero general veröffentlicht hat.

Rodrigo auf dem Schlachtfeld.

Es war der achte Tag der Schlacht; *Rodrigo's* Heer floh entmuthigt vor den siegreichen Feinden. *Rodrigo* verläßt sein Lager, und tritt allein, ohne Begleiter, aus seinem königlichen Zelte. Sein Roß war müd und konnte kaum mehr gehen. Es wankt dahin in der Irre und kümmert sich nicht um den Weg. Fast ohnmächtig vor Ermattung, von Hunger und Durst verzehrt, zog der unglückliche König dahin, mit Blut bedeckt, also, daß er davon roth wie eine glühende Kohle schien.

Seine Waffen sind stumpf von den Steinen, die sie trafen; die Schneide seines Schwerts ist gezackt wie eine Säge; sein

zerschlagner Helm drückt schmerzlich sein geschwollnes Haupt. Er steigt auf den höchsten Hügel, und sieht von da sein Heer versprengt und vernichtet, seine Fahnen in den Staub getreten, weit und breit zeigt sich kein Führer; die Erde ist bedeckt mit Blut, das in Strömen dahinfließt. Er weint und spricht:

»Gestern war ich König von ganz Spanien, heute ist nicht Eine Stadt mehr mein. Gestern hatte ich Städte und Schlösser, heute habe ich keine mehr. Gestern hatte ich Hofleute und Diener, heute bin ich allein, keinen Thurm mit Schießscharten besitz' ich mehr. Verflucht die Stunde, verflucht der Tag, an dem ich geboren bin, an dem ich dieses große Reich erbte, das ich in Einem Tag verlieren sollte!«

Man wird übrigens bemerken, daß das, was der Verfasser dieser Sammlung, – ohne Zweifel unberechtigterweise,– entlehnt hat, sich auf einige Einzelnheiten beschränkt, die in der folgenden Strophe wiedergegeben sind:

»Ich hatte Schloß und Stadt, *Bazar's* mit reichen Buden,
Griechinnen, – tausendweis verkauft' ich sie den *Juden*, Nie war mein Arsenal und nie mein Harem leer, Und heute muß ich fliehn, geplündert und vertrieben, Besiegt! – Von meinem Reich, ach, Nichts ist mir geblieben, Allah! Nicht Einen Thurm, nicht Einen hab' ich mehr.«

Von *Emil Deschamps*, von dem das Motto zu diesem Gedicht herrührt, haben wir eine schöne Bearbeitung dieser Romanze.

Von dem höchsten Hügel nieder,
Auf den Spieß die schweren Glieder
Stützend, schaut er auf die Schlacht,
Fliehen sieht er seine Schaaren
Und dahin in Fetzen fahren

Seines Zeltes sammtne Pracht.

Emil Deschamps, Roderichwährend der Schlacht.

» *Allah!* ... *Emire*, wer wird Reiter und Soldaten,
Zurück mir geben, die mit Lust im Blute waten?
Und wer mein Lager und mein schmuckes Feldherrnzelt? ...
Fern glänzten Feuer Nachts an allen Lagerwegen,
Auf dunkeln Hügeln schien's ein lichter Sternenregen,
Der eben sprühend niederfällt.

Wer gibt mir meine *Bey's* mit Pelzen, fliegend weiten,
Zurück, die *Khans*, und die im Feld so wacker streiten,
Die *Timarioten*, die *Spahi's* und ihr Geschoß,
Beduinen, sonnenbraun, vom Pyramidenlande,
Die Schaden gerne thun den Bauern, Schimpf und Schande,
Und durch Maisfelder ziehn verwüstend hoch zu Roß?

Die Renner, die so flink ausholen und sich strecken,
Die hüpfen durch das Korn gleich flüchtigen Heuschrecken,
Ich soll sie nicht mehr sehn, die ich so liebgewann,
Und deren Zahl mir nun feindselge Mächte kürzen,
Wie auf *Carré's* sie sich gleich Wetterwolken stürzen,
Und niederschmettern Roß und Mann?

Todt sind sie, Staub und Blut besudeln die Schabracken,
Mit rothen Flecken ist getupft ihr Kreuz und Nacken,
Kein Sporn wird ritzen mehr den fleischig weichen Bug,
Und neben ihnen ruhn die Reiter, todt, die guten,
Die gestern lebend noch in ihrem Schatten ruhten,
Als um die Mittagszeit Halt macht' ihr müder Zug.

Allah!... Wer gibt zurück mir Reiter und Soldaten?
Da liegt mein ganzes Heer zerstreut nun in den Saaten,
Wie blankes Gold, umher verzettelt auf der Flur.

Tartaren, *Araber*, die Renner und die Reiter,
Turbane, Fahnen, all die lärmend wilden Streiter,–
So ist ein Traum denn Alles nur?

O meine Tapfern, Roß und Mann auf Einem Hügel!
Stumm ist die Kehle nun, das Bein ist ohne Flügel,
Und Säbel und Gebiß vergessen, Muth und Brunst!
Das ganze, weite Thal ist Eine große Bahre,
Ein Feld des Unglücks ist's für lange, lange Jahre!
Heut Abend Blutgeruch, und morgen Leichendunst!

Die stattliche Armee, was ist sie nun? – Ein Schatten!
Sie kämpften wacker fort und ohne zu ermatten
Vom Morgen bis zur Nacht, zerschlagen und zerfetzt;
Ihr schwarzes Leichentuch schlägt nun um ihre Glieder
Die Nacht, die Braven ruhn, die Raben steigen nieder
Und gehn an ihre Arbeit jetzt.

Den Schnabel ziehn hervor sie unter'm schwarzen Flügel,
Und aus dem Schooß des Walds, vom kahlen Berg und Hügel
Zum Schmause fliegen sie von allen Seiten her.
Und die Armee, so stolz noch gestern, so erhaben,
Unwiderstehlich, – ach, erschrecken keinen Raben,
Verscheuchen keinen Aar noch Geier kann sie mehr.

O hätt' ich die Armee noch heut, mit Einem Streiche
Erobert' ich mit ihr die Welt, und ihre Reiche
Und ihre Fürsten wärf' ich ihr, der Herrin, zu.
Sie wäre Schwester mir, Geliebte, Gattin, ... wehe,
Nun schloß der neid'sche Tod die unfruchtbare Ehe
Mit ihr, die schläft in tiefer Ruh!

Warum noch leb' ich? – Läg' im Staube der bestaubte,
Mein grüner Turban doch sammt diesem stolzen Haupte!
Noch gestern war ich groß. Da saßen treugesinnt
Vor meinem goldnen Zelt drei Führer noch, die Glieder
Nicht rührend, hoch zu Roß, drei Büsche wehten nieder,
Roßschweife, glänzend schwarz, hinflatternd mit dem Wind.

Von hundert Trommlern ward begrüßt mit lautem Schalle
Ich gestern noch, auf mich nur sahn die *Aga's*, alle
Die vierzig, ging ich nur vorüber, zitternd schon.
Steinböller nicht, die auf dem Schiff wie Klötze stehen,
Kanonen hatt' ich, die sich auf vier Rädern drehen,
Und Kanonier' aus *Albion* .

Ich hatte Schloß und Stadt, Bazar's mit reichen Buden,
Griechinnen, – tausendweis verkauft' ich sie den *Juden*,
Nie war mein Arsenal und nie mein Harem leer.
Und heute muß ich fliehn, geplündert und vertrieben,
Besiegt! Von meinem Reich, ach, Nichts ist mir geblieben!
Allah! Nicht Einen Thurm, nicht Einen hab' ich mehr.

Ja, fliehn muß der Vezier und Pascha von drei Schweifen,
Fort über blaue Höhn ins Weite muß ich schweifen,
Ein Flüchtling, Bettler fast, gebeugt durch Sorg' und Noth,
Ein Dieb, der in der Nacht verscheucht durch jähen Schrecken,
In jedem Baum am Weg die Arme sieht sich strecken
Des Galgens, der von Ferne droht!«

Geschlagen also sprach *Reschid* in später Stunde;
»Uns *Griechen* gingen mehr als Tausend nicht zu Grunde,
Nur der Vezier entfloh und jagte kreuz und quer.
Den blut'gen Säbel wischt' er träumend unter'm Reiten,
Zwei Pferde liefen ihm im Flug zu beiden Seiten,
Um ihre Lenden schlug der Bügel klirrend, leer.«

Mai, 1828.

XVII.

Die Schlucht.

... alte fosse
Che vallan quella terra sconsolata.

Dante.

Des Berges schwarzer Kamm ist durch die Schlucht gespalten,
Als hätt' auf seiner Fahrt vom *Kaukasus* den Pfad
Zum *Cedar* ein *Titan* hier durch den Berg, den alten,
Gebrochen, über seine Falten
Hinfahrend mit dem Riesenrad.

O Gott, wie oft schon ward in diesen wilden Zeiten,
Wo aus der Christen sich, der *Türken* Adern heiß
Durch Schwert und Dolch das Blut ergoß von allen Seiten,
Zum blutig rothen Strom, zum brausend wilden, breiten,
Des Riesenwagens Fahrgeleis.

April, 1828.

XVIII.

Das Kind.

O horror! horror! horror!

Shakespeare, Macbeth.

Die Türken waren da: öd ist und wüst die Flur.
Das Weinland *Chios* ist ein Fels zur Stunde nur,
Chios, einst reich an grünen Zweigen,
Das spiegelt' in der See der Wälder stolze Pracht,
Weinberge, Schlösser, oft wohl auch beim Grau'n der Nacht
Jungfrauen, drehend sich im Reigen.

Rings Alles todt. Doch nein! Dort bei dem schwarzen Stein
Sitzt ein blauäugig Kind, ein *Griechenkind*, allein,
Gebeugt, doch hör' ich kein Gewinsel.
Ein weißer Hagedorn sein Schirm, ein Blüthenstrauch
Das Dach des Kindes, wie es selbst, vergessen auch
Beim großen Raubzug durch die Insel.

– Ach, armes Kind! Entblößt Dein Fuß, der Fels so rauh ..
Wie still' ich wohl den Strom in Deinen Augen, blau
Wie dort der Himmel, hier die Welle?
Was kann ich thun, damit Dein blondes Köpfchen froh
Du hebest, daß der Blitz der Freude lichterloh
Der Augen trüben Glanz erhelle?

Was willst Du? – Schönes Kind, womit erfreu' ich Dir
Das Herz, damit auf's neu der feuchten Locken Zier
Gekräuselt sich zur Schulter neige,
Die Locken, denen noch genaht das Eisen nicht,
Die um die schöne Stirn Dir niederhängen dicht
Und lang, wie Trauerweidenzweige.

Was könnte Dir zerstreu'n den Kummer, süßes Kind?
Die Lilien hier, so blau, wie Deine Augen sind,
Die *Iran's* dunkeln Quell umringen?
Die Frucht des Tubabaums, des riesigen, der weit
Den Schatten breitet, daß ein Pferd ihn kaum in Zeit
Von hundert Jahren könnt' umspringen?

Wirst Du mir lächeln, wenn den Wundervogel Dir
Ich schenke, dessen Sang laut klingt, wie Cymbeln schier,
Süß, wie Schalmei'n der Hirtenknaben?
Was willst Du? – Blume? – Frucht?– den Vogel? – Wähle nur!
Aufschlug das Griechenkind die Augen von Azur:
– Mann, Blei und Pulver will ich haben!

Juni, 1828.

XIX.

Sarah, die Badende.

Es ließen Sonn' und Wind, wo dicht die Buchen stehen,
*Ihr*über's Angesicht den Blätterschatten wehen.

Alfred de Vigny.

Sarah schaukelt hin und wieder
Ihre Glieder
In der Hängematt' und ruht
Ueber'm Becken einer Quelle,
Deren Welle
Kommt aus des *Ilyssus'* Flut.

Und die schwanke Binsenmatte
Strahlt der glatte
Born zurück und sie, der Frau'n
Schönste, diese Maid, die weiße,
Die die heiße
Stirne neigt, um *sich* zu schau'n.

Streift die Schaukel dann im schnellen
Flug die Wellen,
Zittern sie bewegt zum Gruß,
Es entsteigt ihr Hals den Wogen
Schöngebogen,
Und ihr marmorweißer Fuß.

In die Wellen wagt zu schlagen
Sie mit Zagen
Mit dem Fuß, der rosig thaut,
Weil ihr Bild sie ihr entstellen;
Ob der Wellen
Frischer Kühle lacht sie laut.

Bleibst Du hier verborgen stehen,
Wirst Du sehen
Bald das nackte Kind mit Lust
Aus dem Bade sich erheben
Und hinschweben,
Mit den Armen vor der Brust.

Wie ein Stern ist sie zu schauen,
Die der blauen
Flut entsteigt und hold gebückt,
Triefend horcht, ob Niemand lauert,
Leise schauert
An der Luft und um sich blickt.

Sieh sie dort, die scheue Taube,
Unterm Laube
Zagend, ob kein Unfall droht;
Schwirrt um sie mit leiser Tücke
Eine Mücke,
Wie Granaten glüht sie roth.

Blühend schaust Du, ohne Hülle
Ihre Fülle,
Und ihr blaues Aug' im Traum
Siehst Du blitzen, gleich dem Sterne,
Der von Ferne
Strahlt im blauen Himmelsraum.

Und sie wischt sich ab die Glieder,
Und hernieder
Rinnt's, wie Regen tropft vom Ast:
Gleich als wenn gelöst zu Falle
Kämen alle
Perlen, die ihr Halsband faßt.

Sarah zögert dem Behagen
Zu entsagen,
Eile, wahrlich, hat sie nicht,

Und indem sie spielt und gaukelt,
Und sich schaukelt,
Lächelt leis ihr Mund und spricht:

»Wär' ich eine Kapudane,
Ja, Sultane,
Ambra müßt' ins Bad mir thaun,
Sprudeln müßt' es aus dem Rachen
Eines Drachen
Zwischen goldner Greifen Klau'n.

Weich in seidnen Hängewiegen
Würd' ich liegen,
Die sich schmiegen, Wellen gleich,
Und die Ottomanne würde
Meine Bürde
Tragen, schwellend, düstereich.

Jede Laune würd' ich stillen,
Ohne Hüllen
Plätschert' ich im Wellenschooß,
Sicher, daß im Hain, dem dunkeln,
Nirgends funkeln
Späheraugen, – sorgenlos.

Keiner wagt' es, mich zu schauen,
Todegrauen
Schützte rings mein Paradies,
Durch Heiducken und Eunuchen
Müßt' er suchen
Seinen Weg, durch Schwert und Spieß.

Läßig über Saal und Treppe
Meine Schleppe
Streifen ließ' ich, schön beschuht
Mit den prächtigsten Sandalen,
Welche strahlen
Feurig in Rubinen-Glut.« –

So sich zur Prinzessin träumend,
Müßig säumend
Schaukelt sich das schöne Kind,
Nur zum Spiel die Sinne lenkend,
Nicht bedenkend,
Daß beschwingt die Tage sind.

Und von ihrem Fuße spritzen
Tropfen, blitzen
Auf das Gras und übersprühn
Ihres Hemdes Falten, fliegend
Und sich wiegend
Hoch am Busch im Ufergrün.

Die Gespielen ziehn, die frischen,
All inzwischen
Mit der Sens' auf's Ackerland,
Ziehn dahin in hellen Haufen,
Rennen, laufen,
Hüpfen lustig, Hand in Hand.

Und sie lachen, singen, necken
Sie, die Kecken,
Jede spottet, wie sie mag:
»Noch nicht angekleidet? – Schäme
Dich, Bequeme –
Heut, an einem Erntetag!«

Juli, 1828.

XX.

Erwartung.

Esperaba, desperada.

Eichhörnchen, auf die höchsten Zweige
Der hohen Eiche steige, steige,
Die schwankt bei jedem Windesstoß!
O fliege, Storch, der Trümmerreste
Der alten Burgen liebt, vom Neste,
Vom Tempel zu der steilen Veste,
Vom Kirchthurm zu dem hohen Schloß!

O Aar, aus deinem Horst erhebe
Dich zu dem höchsten Berg, und schwebe
Hinauf, hinauf zum ew'gen Schnee.
Und du, o Lerche, munter immer
Und wach vor'm ersten Morgenschimmer,
Steig' auf vom irdischen Gewimmer,
Schwing' jauchzend dich zur Himmelshöh';

Und von des Baumes hohem Sitze,
Des weißen Thurmes goldner Spitze,
Vom Berg, vom Himmel laßt den Blick
Weit schweifen, sagt mir: seht ihr biegen
Nicht eine Feder sich und wiegen,
Seht ihr ein Roß nicht dampfend fliegen,
Und kehrt mein Liebster nicht zurück?

Juni, 1828.

XXI.

Lazzara.

Und das Weib war sehr schöner Gestalt.

2 Sam. XI, 2.

Seht, wie sie rennt, die Maid: – durch Pfade, dornig wild,
An Rosenbüschen hin, durch's goldene Gefild,

In dem des Mohnes Fackeln brennen,
Auf ungebahntem Weg, aus Straßen, staubbesät,
Durch Wald, Gebirg und Thal und weite Ebne, – seht
Die junge Dirne, seht sie rennen!

Groß ist sie, hübsch und schlank, und wenn mit raschem Schritt,
Ihr Blumenkörbchen auf dem Haupte, hervor sie tritt
Mit heitrem Blick und schlanken Beinen;
Steht sie, zur schönen Stirn die Arme hebend, da,
Wird sie im Tempelschutt Dir eine *Amphora*
Mit Alabasterhenkeln scheinen.

Jung ist sie und sie lacht und trillert, unverzagt,
Mit nacktem Fuß, am Teich, durch Dorn und Hecken jagt
Sie nach den bunten Schmetterlingen.
Sie schürzt ihr Kleid; benetzt der Bach auch das Geweb',
Sie läuft, sie rennt, sie fliegt, – wohl mancher Vogel gäb'
Um ihre Füße seine Schwingen.

Und wenn, zur Stunde, wo ins Dorf mit Glockenschall
Die Heerde blöckend zieht, die lust'gen Dirnen all
Zum Abendreigen sich vereinen, –
Sie putzt nicht lange sich heraus, sie kommt zum Tanz,
Die Blume, die sie schmückt, in ihrem Haar der Kranz
Wird immer uns der schönste scheinen.

Der alte *Omer*, traun, Pascha von *Negropont*,
Hätt' Alles, wenn er sie gewinnen nur gekonnt,
Dahingegeben unverdrossen,
Die Flotte, sein Geschütz, und seiner Schafe Flaum,
Den Turban, Roßgeschirr und sein Gewand am Saum
Mit Edelsteinen übergossen;

Pistol' und Büchse, die aus weiter Mündung drohn,
Woran das Silber längst er abgegriffen schon,
Die Flinten und die Pferdedecken,
Den krummen Säbel, den die prächtge Scheid' umfängt,

Das Tigerfell, an dem sein goldner Köcher hängt,
In dem mongol'sche Pfeile stecken.

All seine Schätz' und den Schatzmeister hätt' er, traun,
Um sie gegeben, gern, und die dreihundert Fraun
Mit ihren Sklavinnen und Dienern,
Die Hunde, die zur Jagd er braucht, mit rothem Band,
Die *Albanesen*, stark und braun vom Sonnenbrand,
Mit ihren langen Karabinern.

Die *Franken*, *Juden* all sammt den Rabbinen bot
Er gern um sie, den *Kiosk*, der schimmert grün und roth,
Die hohe Burg, den Teich der Schwäne,
Den Badsaal, dessen Grund Mosaik, Schloß und Gut,
Sein Sommerhaus, das hell sich spiegelt in der Flut
Des blauen Golfes von *Cyrene*;

Sogar das weiße Roß, das im Serail er pflegt,
Um dessen Brust der Schweiß, wie Silberschaum, sich legt,
Und Zaum und Zeug und Goldgeschmeide,
Ja, selbst die *Spanierin*, die ihm der *Dey* geschenkt
Von *Algier*, die so leicht sich im *Fandango* schwenkt,
Und die *Basquina* hebt von Seide!

Kein Pascha ist's, es ist ein brauner *Klephte* nur,
Der Nichts gegeben, der sie wegnahm von der Flur, –
Und sie, sie ließ es gern geschehen;
Ein armer *Klephte*, der nur Wasser hat und Luft,
Sein gutes Feuerrohr, und, die ihm winkt und ruft,
Die Freiheit auf den Bergeshöhen.

Mai, 1828.

XXII.

Wunsch.

Wie eine Rose man erlesen
In *Saron* mag in freier Wahl,
So wählt Euch ein jungfräulich Wesen,
Die Lilie aus in Eurem Thal.

Lamartine.

Wär' ich das Blatt, das auf den Flügeln
Der Winde fortgewirbelt flieht,
Das hinschwimmt auf den Wellenhügeln,
Dem träumend nach das Auge sieht;

Noch frisch und grün vom Zweig gefallen,
Gern folgt' ich, ohne Gegenwehr,
Den Lüften, die nach Osten wallen,
Dem Bach, der kommt vom Westen her.

Weit über Ströme weg und Bäche
Und ferner Berge blauen Duft,
Weg über Berg und Schlucht und Fläche
Flög' ich in freier Himmelsluft;

Der Wölfin Höhle, und die Wälder,
Wo Tauben nisten ungesehn,
Die Saaten und die öden Felder,
Die Quelle, wo drei Palmen stehn;

Die Felsenkluft, aus deren Räumen
Der Sturm hervor verwüstend saust,
Den düstern See, umringt von Bäumen
Mit Haaren, lang und wild zerzaust;

Des Mohrenfürsten Reich, das alte,
Der schwingt den *Jataghan* und Speer,

Dem auf der Stirne Falt' an Falte
Sich reiht, wie Wellen auf dem Meer; –

Weit Alles würd' ich überfliegen,
Den *Arta* -See, gekräuselt lind,
Zurück den Gipfel ließ' ich liegen,
Der *Mykos* scheidet und *Korinth*;

Hin flög' ich, wie ein Pfeil, und sehnend
Schwebt' über *Mykos'* still ich hin,
Die Stadt, im Viereck weit sich dehnend,
Mit Kuppeln, schimmernd hell von Zinn;

Des Priesters Tochter müßt' ich sehen,
Schwarzäugig, weiß von Angesicht,
Die spielt am Thor im Abendwehen,
Am Fenster singt im Morgenlicht.

Ihr flög' ich armes Blatt entgegen,
Ihr auf die Stirne, rein und klar,
Würd' ich mich niedersinkend legen,
Und auf ihr lockig goldnes Haar;

Dem Papagei dann würd' ich gleichen,
Im goldnen Korn verloren fast;
Noch mehr, – in Edens lichten Reichen
Der grünen Frucht auf goldnem Ast.

Dort auf dem Haupt der schönen Dirne,
Ha, schöner weit erschien' ich mir,
Als auf des Sultans hoher Stirne
Der Reiherfeder stolze Zier.

September, 1828.

XXIII.

Die eroberte Stadt.

Feuer, Feuer, Blut und Trümmer!

Corte Real, die Belagerung von Diu .

Du sprichst, o Herr, da schlägt, so laut Dein Volk auch wimmert,
Das Feuer hell empor und wilde Funken ziehn,
Ein düstres Morgenroth, das auf den Dächern schimmert,
Und über Trümmer fliegt die Flamme tanzend hin.

Mit tausend Armen tobt der Mord, das Ungeheuer,
Zu Gräbern werden die Paläste, glühend heiß.
Und Männer kommen um und Frau'n durch Schwert und Feuer,
Und Raben krächzen um die Mauern rings im Kreis.

Der Mütter, o Kalif, der Jungfrau'n Stimmen gellten,
Sie schrie'n und jammerten, man warf sie auf den Grund,
Und stolze Rosse ziehn hervor sie aus den Zelten
Lebendig, zuckend noch, geschändet, todeswund.

Ein weites Leichentuch siehst Du die Stadt umwallen,
Ausstreckst Du Deinen Arm, und öd ist das Gefild.
Der Priester betend am Altar, er mußte fallen,
Umsonst sein heil'ges Buch hielt er vor sich als Schild.

Säuglinge liegen todt, es klebt am heißen Stahle
Ihr Blut, in wilder Gier fortwüthet Mord und Brand ...
Dein Volk, o König, küßt den Staub von der Sandale,
Die an den stolzen Fuß Dir knüpft ein goldnes Band.

April, 1825.

XXIV.

Lebewohl der arabischen Wirthin.

Und wohnet bei uns. Das Land soll euch offen sein,
wohnet und werbet und gewinnet drinnen.

1 Mos. XXXIV, 10.

Da Nichts Dich fesseln kann bei uns, o fremder Gast,
Nicht Palmenschatten, nicht der gelbe Mais, die Rast
Und Ruhe nicht beim reichsten Segen,
Auch unsre Schwestern nicht, die, wenn Dein Lied erklingt,
Froh an die junge Brust sich schlagen und beschwingt
Im Abendreigen sich bewegen; –

Lebwohl denn, weißer Mann! – Gezäumt mit eigner Hand
Hab ich Dein kühnes Roß, damit auf Stein und Sand
Es nicht Dich werfe, wild sich bäumend,
Am Boden scharrt sein Huf, sein Kreuz ist glänzend fein,
Rund, wie der schwarze Fels, den glatt gespült und rein
Die Flut der Brandung, ihn umschäumend.

Du wanderst ohne Ruh! – O wärst Du, fremder Mann,
Doch Deren Einer, die festhält in trägem Bann
Ihr Dach von Leinwand oder Zweigen,
Die müßig Abends, still den Mährchen horchen zu,
Und, sitzend vor dem Thor in träumerischer Ruh,
Hinan die Himmelsleiter steigen,

O hättest Du gewollt, als Dienerin gepflegt
Hätt' Eine gern von uns Dich kniend; treu gehegt
Dich unter Einem unsrer Dächer.
Sie hätte Dich in Schlaf gesungen und bewacht,
Und, um die Fliegen zu verscheuchen, gern gemacht
Aus grünen Blättern einen Fächer!

Du gehst! – Du ziehst dahin, bei Tag, bei Nacht allein.
Es schlägt Dein Pferd, es knirscht der harte Kieselstein,

Und stäubend helle Funken springen.
Hinjagst Du, und Dein Speer blitzt durch die Finsterniß,
Schon mancher Nachtgeist stieß daran sich und zerriß
Vorüberfliegend sich die Schwingen.

Kehrst Du zurück, entdeckst Du meine Hütte leicht,
Steig' auf den schwarzen Berg nur, der dem Rücken gleicht
Des Dromedars, hast Du erklommen
Den Fels, dann denk' daran: ihr Dach ist hoch gebaut,
Gleicht einem Bienenkorb, und ihre Pforte schaut
Dahin, woher die Schwalben kommen.

Und kehrst Du nicht zurück, Du schöner, weißer Mann,
Denk' an die Töchtern doch der Wüste dann und wann,
Die tanzen über Sand und Steine
Barfuß mit hellem Sang! Zugvogel, der dahin
Nur streicht, o denk' an sie! – Ach, Dein mit treuem Sinn
Denkt wohl im Dorfe mehr als Eine!

Lebwohl denn! – Wandre fort gradaus! – Sei auf der Hut,
Daß Dir die Sonne, die *uns* bräunt, die Rosenglut
Nicht welken macht mit ihrem Brande;
Nimm vor der Wüste Dich in Acht, der Zauberfrau,
Der alten, und dem Mann, der Kreise zieht im Grau
Der Nacht mit weißem Stab im Sande!

November, 1828.

XXV.

Fluch.

Ed altro disse: ma non l'ho a mente.

Durch sand'ge Wüsten soll er irren all sein Leben,
Wo stets der Sonne Strahl, nachdem er kaum verschweben

Ihn sah, ihm wieder glimmt,
Dem finstern Mörder gleich, der flüchtig, in der Mitte
Des Waldes schauernd Nachts unheimlich rasche Schritte
Stets hinter sich vernimmt.

Er gleit' auf Gletschern hin, wie Beile glatt, er schleife,
Er strauchle, fall' und fall', und mit den Nägeln greife
Er fest sich klammernd seine Bahn.
Statt eines Andern, – was er auch betheuernd sage:
»Ich habe Nichts gethan!« – ergreife man und schlage
Ans Kreuz und nagle fest ihn an;

Dort häng' er, wild zerzaust, entstellt, mit blauer Lippe,
Ihn grinse, sichtbar nur ihm selber, das Gerippe
Des Todes höhnisch an;
Ein Leichnam, lebend halb und zuckend, mag er fühlen
Die Schmerzen noch, die ihm in allen Gliedern wühlen,
Benagt von seinem Zahn.

Noch Schatten nicht und doch nicht lebend, jammre, kreische
Er fort, die Sonne glüh' ihm auf dem nackten Fleische,
Und in der Nächte Grau'n
Erwach' er, überströmt von eisig kaltem Regen,
Er schüttle sich, und wehr' in eitlem Kampf sich gegen
Der Raben scharfe Klau'n!

August, 1828.

XXVI.

Die zerhackte Schlange.

Im Uebrigen haben die Weisen gesagt: Man soll sein
Herz nicht an

vergängliche Dinge hängen.

Saadi, Gulistan.

Ich wache Tag und Nacht, die Thräne rinnt herab
Vom flammenden Gesichte,
Seit ihr Gazellenaug' *Albaÿde* im Grab
Geschlossen, ach, das lichte.

Sie lächelte so süß, sie hatte fünfzehn Jahr'
Und liebte ihren Dichter.
Kreuzt' auf der nackten Brust die Arme sie, so war
Ein Engel sie, ein lichter.

Einst ging ich träumend hin, wo sich am Meeresstrand
Zwei Vorgebirge strecken,
Da sah ich eine Schlang' am Weg im Ufersand,
Grüngelb, mit schwarzen Flecken.

In zwanzig Stücke war zerhackt der arme Wurm,
Bespült von Meereswogen,
Vom Blute rosig war der Schaum, der mit dem Sturm
Der Schlange zugeflogen.

Die Stücke krochen hin und wanden sich im Schlamm,
Die blutig purpurrothen,
Und röther färbte noch den scharfgezahnten Kamm
Das Blut der lebend todten.

Es krümmten sich, um sich zu finden auf dem Grund
Die Stücke, wund, zersplittert.
Sie suchten, suchten sich, als wie ein Mund dem Mund
Zum Kuß entgegenzittert.

Und wie ich traurig, stumm, in Träumen mich verlor,
Da sahn, wie trübe Lichter,

Zwei Augen aus dem Haupt, dem zahnigen, empor,
Die Schlange sprach: »O Dichter!«

»Beklage *Dich*! – *Dein* Schmerz drückt tiefer Dich hinab,
Mit schwererem Gewichte,
Seit ihr Gazellenaug' *Albaÿde* im Grab
Geschlossen, ach, das lichte.

Dein junges Leben auch ist nun zerstückt, zerlegt,
Grausam verstümmelt schwanken
Um Eines nur, ein Bild, das die Erinnerung hegt,
Die zuckenden Gedanken.

Dein hoher Feuergeist, der wie die Schwalbe, leicht
Und rasch, in edlem Ringen
Die Erde streift' und dann die Sternenwelt erreicht'
Aus weitgedehnten Schwingen,

Stirbt, wie ich selbst, und bringt, zerstückt, erschöpft, benetzt
Von salzig trüben Fluten,
Nicht seine Glieder mehr zusammen, die zerfetzt
Sich winden und verbluten.«

November, 1828.

XXVII.

Nurmahal, die Rothe.

Anmerkungen:

Nurmahal, ein arabisches Wort, das bedeutet: »Licht des Hauses.«
Man darf nicht vergessen, daß rothe Haare bei einigen orientalischen Völkern eine Schönheit sind.
Obwohl dieses Gedicht aus keinem orientalischen Text geschöpft ist, so glauben wir doch, es sei am Ort, hier einige noch ganz unbekannte Bruchstücke von orientalischen Dichtern einzuschalten, die uns in hohem Grad beachtenswerth und merkwürdig erscheinen.

Die Bekanntschaft mit diesen Fragmenten gewöhnt den Leser vielleicht an das Seltsame, das einige der Gedichte dieser Sammlung enthalten mögen. Die Mittheilung dieser hier zum erstenmal veröffentlichten Bruchstücke verdanken wir einem jungen, gelehrten und phantasiereichen Schriftsteller, *Ernst Fouinet*, der seine orientalische Gelehrsamkeit seinem Dichteltalent zur Verfügung stellen kann. Wir folgen genau seiner Uebertragung, sie ist wörtlich, und daher, unseres Erachtens, ausgezeichnet.

Das Kameel.

Das Kameel schreitet dahin im Sande von *Thamed* . Es ist fest wie die Bretter eines Sarges, und wenn ich es auf gebahntem Pfad vorwärts treibe, wie ein gestreifter Mantel. Es überholt die Schnellsten, und sein Hinterfuß jagt den Vorderfuß rasch vor sich her. Es gehorcht der Stimme seines Treibers und mit seinem dichten Schweife stößt es die gewaltthätigen Liebkosungen des Kameelhengstes mit der rothen Brust zurück;
Mit einem Schweife, der dem Flügelpaar eines Adlers gleicht, als hätte man es mit einem Pfriem an den Knochen befestigt;
Mit einem Schweife, der bald den Wanderer schlägt, bald ein trocken herabhängendes, wie ein Schlauch gerunzeltes Euter. Seine Schenkel sind von festem, hartem Fleisch und gleichen den hohen Thoren eines festen Schlosses. Seine Rückenwirbel sind biegsam; seine Hüften sind wie starke Bogen. Seine gebogenen Beine gehen auseinander, wenn es läuft, wie die beiden Eimer, die ein Mann vom Brunnen nach seinem Zelt trägt. Die Spuren der Stricke an seinen Seiten gleichen ausgetrockneten Teichen voll Kieselsteinen, die über den trockenen Boden ausgestreut sind. Sein Schädel ist hart wie ein Ambos; wer ihn berührt, glaubt eine Feile zu berühren. Seine Wange ist weiß wie Papier von *Damascus*, seine schwärzlichen Lippen wie Riemenleder von *Yemen*, das nie runzelt. Endlich gleicht es einer Wasserleitung, die ein griechischer Baumeister oben mit Ziegeln gedeckt hat.

Die Stute.

Die Stute, die im Kampfgewühl mich davonträgt, hat lange Füße, lange, weiße Mähnenhaare, die sich über ihre Stirne breiten. Ihr Huf ist wie der Napf, aus dem man einem Kinde zu essen gibt. Und innen ist dichtes, festes Fleisch. Tadellos sind seine Fersen, so fein sind seine Flechsen.
Ihr Kreuz ist wie der Stein im Strom, den des reißenden Wassers Rollen geglättet hat (Der Dichter hat diese Stelle im »Lebewohl der arabischen Wirthin« wiedergegeben: »Am Boden scharrt sein Huf, sein Kreuz ist glänzend fein, Rund, wie der schwarze Fels, den glatt gespült und rein Die Flut der Brandung, ihn umschäumend.«)
Ihr Schweif ist wie das schleppende Gewand der Gattin ... (Hier steht etwas so völlig Primitives, das man höchstens lateinisch wiedergeben könnte.)
Schaut man ihre schlanken Hüften, so glaubt man einen liegenden Leopard zu sehen. Ihr Hals ist wie unter den Palmen eine hervorragende Palme, an die ein verheerender Feind Feuer gelegt hat. (Ihr Hals dampft. V. Hugo's sämmtl. poetische Werke. II.)
Die Mähnenhaare, die um die Seiten ihres Kopfes flattern, sind wie die Locken der Frauen, die an einem windigen Tage auf ihren Stuten durch die Wüste reiten. Ihre Stirn ist wie der Rücken eines Schildes, den eine geschickte Hand gefertigt hat. Beim Anblick ihrer Nüstern denkt man an eine Höhle voll Hyänen und reißender Thiere, so gewaltig schnauben sie. Ihre Hufhaare sind wie die Federn des schwarzen Adlers, welche die Farben wechseln, wenn sie sich sträuben.
Siehst Du sie auf Dich zukommen, so sagst Du: Es ist eine grüne Heuschrecke, die aus dem Teiche springt. Eilt sie weg von Dir, so würdest Du sprechen: Das ist ein starker Dreifuß, der keinen Spalt hat.

Siehst Du sie von der Seite, dann rufst Du: es ist eine Heuschrecke, die einen Schweif hat und ihn hintenaus streckt. Fällt die Peitsche auf ihren Rücken, so klatscht sie, wie Hagelkörner. Sie läuft wie eine Hindin, die der Jäger verfolgt. Sie macht Sprünge wie die Wolken, die über ein Thal hinjagen, ohne es zu befeuchten, und die eilen, sich über ein anderes auszuschütten.

»Mögen Leser von Geist die Kräfte ihrer Phantasie an diesem Bilde üben!« – ruft bei Gelegenheit dieser schönen, seltsamen Stelle der gute deutsche *Reiske* aus, der so entschieden »das genügsame Kameel des *Tarafa* dem Flügelrosse *Pegasus* vorzog.«

Nachtreise durch die Wüste.

Ich tauche mich in die Windungen der Schluchten, in die einsamen, öden Oerter, wo die *Djinns* und die *Vampyre* pfeifen.

In einer dunkeln Nacht, überschüttet mit Finsterniß, wanderte ich, und meine Gefährten schwankten, vom Schlummer überwältigt, vor mir wie Zweige.

Es war eine Dunkelheit, wüst und schaurig wie das Meer, der Führer verirrte sich in ihrem Schooße, und sie hallte wieder vom Krächzen der Eule und erschrocken sieht der Wanderer sich verloren.

Tagreise.

Man hörte den Wind in der Tiefe der Schluchten wimmern.

Und wir wanderten um die Mittagstunde und entgegen kamen uns heiße, verpestete Winde, die die Fibern des Hirns durcheinander zerren.

Mein Kameel war schnell wie der *Katha*, der durch die Wüste fliegt;

Der dort nach Wasser sucht, und auf eine Quelle sich herabstürzt,

Der noch Niemand nahe gekommen, so undurchdringlich ist die Oede, die sie rings umlagert.

Und ich tauche in die staubige Ebene, deren bewegter Sand einem faltigen Gewande gleicht.

Ich tauche in den Abgrund voll Dünsten, wo die Marksteine Fischern gleichen, die am Meeresufer auf Klippen sitzen.

Mein Kameel lief, wo kein Weg war, wo keines Menschen Wohnung war.

Und es wühlte den Staub auf; es jagte dahin wie ein Pfeil, wenn er vom Bogen fliegt, der ihn in die Ferne schnellt.«

Diese beiden Gemälde sind von *Omajah ben Ajezd*, dem Dichter des poetischen Stamms der *Hudeiliten*, der westlich von *Mekka* wohnt.

Das folgende Fragment ist noch älter, und zeichnet sich aus durch seine Tiefe und schwermüthige Stimmung. Seine Schönheit ist eine andere, als die des *Hiob* und des *Homer*, aber es ist eben so schön.

Vom hohen Berge hat das Schicksal mich niedersteigen lassen in ein tiefes Thal;

Das Glück hatte seine Reichthümer verschwenderisch über mich ausgeschüttet und mich hoch erhoben; nun hab' ich kein anderes Gut mehr als meine Ehre.

Heut läßt das Geschick mich weinen; wie oft hat es mich lächeln gemacht!

Hätte ich keine Töchter, schwach und zart, wie der Flaum des jungen *Kathas*;

Wahrlich, ich wollte lieber kreuz und quer auf der Erde herumgewirbelt werden.

Aber unsere Kinder sind wie unsere Eingeweide, wir können nicht leben ohne sie.

Meine Kinder! Wenn der Wind Eines von ihnen anwehte, meine Augen in meinem Haupte würden erstarren.

Die Stämme stoßen auf einander.

Sie stürzten sich mit wilder Gewalt auf den Stamm und warfen die Vorhut auseinander, wie eine Heerde wilder Esel; aber sie stießen auf eine Hagelwolke.

Die Lanzen tauchten sich ins Blut und verursachten einen feuchten Klang, wie Regen, der auf Regen platscht, die Schwerter, die auf einander schlugen, machten einen trockenen Ton, wie wenn man Holz spaltet. Die Bogen pfiffen und sausten durcheinander, wie der Südwind, der über gefrornes Wasser streift.

Es war, als stünden die Kämpfer unter einer Sommerwolke, die sich klärt, indem sie ihren Regen ausschüttet, während durch kleine, zerrissene Wölkchen Blitze zucken.

Das folgende Bruchstück von *Rabiah ben al Kuden* scheint uns bemerkenswerth durch die lyrische Unordnung der Gedanken. Es ist wunderlich, zu sehen, wie die Bilder eines nach dem andern im Gehirn des Dichters auftauchen, und unter dem Zelt des Arabers *Pindar* wieder zu finden.

»Bin ich denn jeden Abend verdammt, von dem Schatten der *Chemna* verfolgt zu werden? Sie hat ferne von mir ihre Wohnung genommen: und doch wäre sie es, die den Schlaf mir raubt?

In der Stunde der Nacht seh' ich ihr zur Seite nach der Gegend von *Rian* hin einen zitternden, zuckenden Blitz auffahren.

Ich wache, um ihn zu betrachten; er ist wie die Lampe des Feindes, die in einer wohlverschlossenen, unzugänglichen Festung brennt.

O Mutter des *Omar*! Ein Thurm ist's, an dem der elende Feigling erschrocken hinauf sieht; ihr Haupt erhebt sich wie eine scharfe Spitze.

Kleine weiße Wölkchen schweben um ihren Gipfel; sie sind wie die Flocken der Wolle, die ein Weber zieht.

Ich bin hinaufgestiegen, die Sterne, in einander geflochten, wie ein Netz, berührten ihn; ich hab' ihn erreicht, noch eh' das volle Morgenroth erschien.

Die Sterne, gegen Westen ziehend, waren, wie die weißen, wilden Kühe, die vom Ufer des Teiches wegrennen, an dem sie sich getränkt.

Ich hatte einen gelben Bogen, den gerne meine Hand berührte; aber ich allein hatt' ihn gefaßt; wie eine keusche Frau, war er von Niemand berührt worden, als von mir allein.

Und über meine Waffe deckt' ich mein Gewand, das ihn die ganze Nacht vor'm Regen schirmte, der durch die Lüfte rieselte.

Der Weg, der zum Schlosse führt, ist glatt, wie die Stirn einer Gattin, und seine Länge merkt' ich nicht.

Die Reihen von Steinen, die es umgeben, sind wie die beiden Knochen, die an jeder Seite des Kopfes sich erhöhen.«

Kotri ben al Fedjal el Mazeni spricht:

Am Tage des Kampfs hat Keiner von Euch durch all die vielen Gefahren des Todes sich zurückschrecken lassen.

Es schien, als wär' ich das Ziel der Lanzen, so viele drangen auf mich ein, von der Rechten und von vorn.

So roth überströmte mein Blut, das floß, und das Blut, das ich vergoß, meinen Sattel und das Gebiß meines Pferdes.

Und ich kam zurück; ich hatte geschlagen; denn ich bin wie ein zweijähriges Fohlen, das ausgewachsen ist; ich bin wie ein fünfjähriges Pferd, das alle seine Zähne hat.

Chemidher el Islami, aus der Zeit des Islam, spricht:

(Nachdem er den Meuchelmörder seines Bruders erschlagen hat.)

Kinder meines Oheims, sprecht mir nicht mehr von Poesie, ihr habt sie begraben in der Wüste *Ghomeïr* .

Wir sind nicht, wie ihr, die ihr geräuschlos angreift; wir bieten der Gewalt die Stirn und wir richten als *Kadi's* .

Aber unsere Richtersprüche gegen euch sind die Schwerter, und wir sind zufrieden, wenn die Schwerter es sind.

Es war mir schmerzlich, den Krieg sich ausbreiten zu sehen zwischen uns und euch, Kinder meines Oheims! Doch ist die Sache ganz natürlich.

Meddak ben Csomeil el Mazeni, zur Zeit des Islam, spricht:

(Der Stamm *Mazen*, dem der Dichter angehörte, besaß in der Nähe von *Barrah* einen Brunnen, *Safuan* genannt. Die *Benu Scheïban* machten ihm denselben streitig; dies der Gegenstand des Gedichts.)

Nur sachte, *Benu Scheïban*, diejenigen unter euch, die uns bedrohen, werden morgen beim *Safuan* einer tüchtigen Reiterschaar begegnen;

Auserlesenen Pferden, die beim Lärm der Schlacht nicht scheu werden, wenn der Kampf sich auf den engsten Raum zusammendrängt;

Und Männern, unerschrocken im Gefecht; rasch stürzen sie sich in den Kampf, und Jeder von ihnen trägt ein Schwert von *Yemen* mit zwei scharfgeschliffenen Schneiden.

Sie prangen in ihrem Harnisch, und schlagen Wunden jeder Gattung.

Ihr werdet mit ihnen zusammenstoßen, und ihr werdet Männer finden, ausdauernd auch im Unglück.

Ruft man sie zu Hülfe, – sie sind immer bei der Hand, und fragen nicht, für welchen Krieg oder welches Land.

Salma ben Jezid al Djofi, auf den Tod eines Bruders.

Ich rede zu meiner Seele in der Einsamkeit und schelte sie: – Ist das Standhaftigkeit und Stärke?

Weißst Du nicht, daß ich, seit ich lebe, diesem Bruder nicht begegnet bin, als eben in dem Augenblick, wo das Grab sich zwischen ihm und mir geöffnet hat?

Ich war, wie der Tod, bei dieser Trennung in der Nacht, und welche Trennung ist wie die, die erst am Tage des Gerichts ein Ende nimmt!

Was meinen Schmerz besänftigte, war der Gedanke, daß ich ihm eines Tages folgen werde, so süß auch das Leben sein mag.

Er war ein junger, starker Mann, der im Kampf seinem Schwert alle schuldige Ehre erwies.

Wenn er reich war, ging er zu seinem Freund; er hielt sich fern von ihm, wenn er arm war.

Bruchstücke.

Gott übe Barmherzigkeit an *Modrek* am Tage des Gerichts und der Versammlung der Märtyrer.

Der gute *Modrek*, er betrachtete seinen Reisegefährten wie seinen Nachbar, auch wenn sein Reiseproviant im Sack hin und her kollerte.

Unbekannter Verfasser.

Rita, die Tochter Asem's, spricht:

Ich stand stille vor den Zelten meines Stammes, und bei dem Schmerz und den Seufzern der weinenden Frauen traten mir die Thränen in die Augen.

Wie die Schwerter des *Hind* eilten sie, sich im Tod auf dem Schlachtfeld zu tränken.

Diese Reiter waren die Wächter vor dem Zelte des Todes, und ihre Lanzen kreuzten sich wie die Zweige eines Waldes.

Abd-ebn-al-Cebib spricht:

Der Friede Gottes sei mit Keïs-ben-Asem und seine Gnade!

Der Tod des Reïs war nicht der Tod Eines Mannes, sondern der Einsturz eines ganzen Volksgebäudes.

Die vier letzten Bruchstücke sind dem zweiten Theil des *Hamasa* entnommen, der den Titel hat: »Todtengesänge.«

Die jetzt folgenden Stücke sind aus dem *Divan* des Stamms der *Hodeil* .

Taabata Cherran(einer der Helden der Wüste) und zwei seiner Gefährten stießen auf *Barik* : dieser begab sich weg von ihnen, stieg auf einen Fels und schleuderte von da seine Pfeile herab. – Oh, rief er, Einer von euch wird zuerst todt sein, der Zweite wird ihm folgen, den Dritten aber, den will ich schütteln, wie der Wind den Staub herumjagt. Und *Barik* machte darauf folgende Verse:

Es war im Lande des Thabit, und seine beiden Gefährten folgten ihm.

Er ermuthigte seine Kameraden, und ich sprach: – Sachte! Der Tod kommt zu dem, der zu ihm kommt.

Und ich zeigte meinen Köcher, in welchem lange Pfeile stacken, und ihre Spitzen leuchteten wie Feuer.

– Einer von Euch wird durch mich des Todes sein; dem Feigsten von Euch Dreien schenke ich das Leben, um Euern Tod zu melden! ...

Der Zweite wird dem Ersten folgen; was aber den Dritten und mich betrifft, so werden wir's machen, wie eine Staubwolke! ...

Thabit sah an den Hügel, der ihn überragte, und machte sich auf den Weg, ihn zu ersteigen.

Er sprach: Das gilt Ihm und Euch Beiden! – Ich hab' es mit dem Tode aufgenommen, zuletzt hab' ich ihn liegen lassen mit abgeschnittener Sehne!

Das Ende des Gedichts ist etwas dunkel; es ist dies ein Mangel aller hohen Poesie, zumal aller speciellen und ursprünglichen Poesie.

Bruchstücke.

Du hast *Leïla* in Reimen gelobt, die durch ihre Verkettung an gestreifte Stoffe aus *Yemen* erinnern ...

Gleichen die fetten, schweren Schafschwänze mit saurer Milch gegessen der süßen, rahmreichen Milch der Kameele, die süße Kräuter fressen, mit dem leckern Höcker des Dromedars verspeist? ...

Ist der Duft des Wachholder und des herben *Scheth* dem Dufte gleich der wilden Veilchen *(Khosama)* oder dem frischen Wohlgeruch der Levkoye? ...

Man könnte sagen: Du kennst kein anderes Weib, als *Omm Nafi* .

Man könnte sagen: Du siehst keinen andern Schatten, dessen Kühle die Menschen ersehnen könnten, als ihren Schatten, und keine Schönheit außer ihr ...

Hat *Omm Naufel* uns aufgeweckt, um in der Nacht abzureisen? Glück und Heil auf den Weg dem nächtlichen Wanderer, der seine

Schritte beschleunigt!

Sie hat uns geweckt, wie in der sandigen Wüste *Alidj Omaya* die Leute vom Stamm *Madjdel* aus dem Schlaf aufgestört hat.

Die beiden Frauen brechen auf in der Nacht, aus Furcht, die ermüdeten Kameele könnten sie in dem Getümmel im Stiche lassen.

Ich habe gesehen und gesehen haben auch meine Gefährten das Feuer des *Ueddan* auf einer Anhöhe. Es war ein gutes Feuer, ein prächtig stammendes Feuer.

Wenn das Feuer im Nebel erstickt zu erlöschen droht, plötzlich sieht man es wieder aufflackern in einem Kranz von Flammen.

Ich sprach zu meinen Gefährten: Folget mir! Und sie stiegen von ihren behenden, schlanken Rossen.

Wir rasteten eine kurze Weile, wie der *Katha*, und die raschen Kameele mit ausgespreizten Beinen trugen uns von dannen.

Auch in diesen Fragmenten herrscht Dunkelheit, aber Anmuth und Erhabenheit leuchtet doch daraus hervor.

Das Folgende ist der Anfang eines Gedichts von *Schanfari*, einem Dichter aus dem Stamm *Azed*, eines Wettrenners von Beruf.

Kinder meiner Mutter, besteiget eure Kameele, ich wende meine Schritte zu andern Menschen, als ihr seid.

Das Reisegeräth ist in Bereitschaft, der Mond scheint, die Kameele sind gegürtet und gesattelt.

Es gibt auf Erden einen Ort, wo man den Haß nicht fürchtet, eine Zufluchtsstätte im Unglück.

Bei meinem Leben, die Erde ist nie zu eng für den weisen Mann, der es versteht, in der Nacht dem Gegenstand seiner Wünsche entgegen

zu wandeln, oder weit hinweg von dem Gegenstand seiner Befürchtungen.

Ich werde andere Gefährten haben, als euch; einen Wolf, abgehärtet im Laufen; einen Leopard: bei ihnen braucht man nicht zu fürchten, sein Geheimniß verrathen zu sehen.

Alle sind sie tapfer, lassen sich keine Beleidigung gefallen, und ich stürze mich, wie sie, beim ersten Angriff auf den Feind.

Welch erhabner Ton der Trauer und des Stolzes in dieser Probe! Dies ist überhaupt der Charakter dieser Gedichte von höchstens hundert Versen, welche die Araber *Kassideh* nennen!

Ein anderer Dichter des *Divans Bochteri*, einer Gedichtsammlung von unbekannten Verfassern, – Blumen der Wüste, von welchen Nichts als ihr Duft übrig geblieben, – spricht:

Als ich die ersten Feinde durch die *Tamarinthen* und die stachlichten Bäume des Thales hindurchkommen sah,

Nahm ich meinen Mantel, ohne mich nach Jemand umzuwenden; ich haßte den Menschen, wie ihn das Kameel haßt, dem man eben die Nasenlöcher durchbohrt hat.

Der Uebergang von den Arabern zu den Persern ist ein schroffer. Es ist wie ein Volk von Weibern neben einer Nation von Männern. Sonderbar, daß man neben dem Einfachsten, Männlichsten, Rohsten, was das Genie hat, Geist findet, Nichts als Geist, mit all seinen Spitzfindigkeiten und all seinen weibischen, überfeinerten Manieren. Uranfängliche Barbarei und die letzte Stufe der Verdorbenheit, die Kindheit der Kunst und ihr Greisenalter. Anfang und Ende der Poesie berühren sich. Uebrigens findet sich viel Analogie zwischen der persischen und der italienischen Poesie. Auf beiden Seiten *Madrigals*, *Concetti's*, Blumen und Düfte. Geknechtete Völker, Courtisanenpoesie. Die Perser sind die Italiener von Asien.

Ghasel.

Sähe ich diese Zauberin in meinem Schlummer, ich opferte ihr meinen Geist und meinen Glauben.

Dann sehen sie ein Haus von Stein, hoch und ehrwürdig, inmitten eines unangebauten Thales;

Sie treten ein, um darin Gott zu schauen; sie suchen ihn lange und sie sehen ihn nicht.

Wenn sie traurig in dem Haus umhergelaufen sind, hören sie über ihren Häuptern eine Stimme:

O ihr Anbeter eines Hauses! Warum betet ihr Stein und Lehm an? Betet ein anderes Haus an, jenes, das die Auserwählten suchen.

Dschelal Eddin Rumi.

Dieser Dichter ist im Orient berühmt. Er war tief eingeweiht in den Mysticismus der *Sufi's*, dessen höchste Stufe ein Zustand der vollendeten Ruhe, der *Vernichtung*, ist: dies ist das Wort, das sie dafür gebrauchen.

Ferideddin Attar gibt in seinem mystischen Gedicht: » *Die Sprache der Vögel*,« eine merkwürdige Begriffsbestimmung von diesem Zustand der *Vernichtung*, oder, wie sie es auch nennen, der *Armuth:*

Das Wesen dieser Religion ist das Vergessen; es ist die Taubheit, die Stummheit, die Ohnmacht.

Ein einziger Sonnenstrahl wischt vor Deinen Augen hunderttausend Schatten weg.

Wenn der allgemeine Ocean sich bewegt, wie sollen die Gestalten, die auf dem Wasser sich abspiegeln, an ihrem Platze bleiben?

Die beiden Welten, die Gegenwart und die Zukunft, sind die Bilder, welche dieses Meer zeigt; der da spricht: es ist Nichts, ist auf dem guten Wege.

Wer in den Ocean des Herzens untergetaucht ist, hat die Ruhe gefunden in dieser Vernichtung.

Das Herz, voll Ruhe in diesem Ocean, das Herz findet dort Nichts als das *Nichtsein* .

(Noten des *Pend-Nameh* von *Ferideddin Attar*, herausgegeben von *S. de Sacy* .)

Hier sechs schöne Verse von *Firdusi*, dem berühmten Dichter des *Schah-Nameh*(Buch der Könige):

Als der Staub sich erhob bei dem Nahen des Heers, Wurden die Wangen unsrer ruhmvollen Krieger bleich,

Da erhob ich das Beil des *Jekchm*, Und mit einem Streich brach ich meinem Heere Bahn. Mein Roß stieß ein Geschrei aus wie ein wüthender Elephant: Die Ebne war bewegt wie die Wellen des Nil.

Jones hat dieses Fragment in englischer Sprache bekannt gemacht. *Togrul ben Urslan*, der Letzte der *Seldschukiden*, sang diese Verse laut in der Schlacht, in der er seinen Tod fand.

Der Anfang des Gedichts *Schrub* von *Firdusi* scheint uns ebenfalls bemertenswerth:

Ich habe von einem *Mobed* erfahren, daß *Rustem* sich früh am Morgen erhob.

Sein Geist war bekümmert; er rüstete sich zur Jagd; er steckte seine Streitaxt in den Gürtel, und füllte seinen Köcher mit Pfeilen.

Er ging; er sprang auf *Rakjch* und ließ sein elephantengleiches Roß dahin jagen.

Er wandte sein Haupt nach der Grenze von *Turan*, wie ein wüthender Löwe, der den Jäger gesehen hat!

Als er an den Grenzen von Turan anlangte, sah er die Wüste voll wilder Esel.

Der Kronenverleiher *(Rustem)* ward roth wie die Rose, er schüttelte sich und trieb *Raksch* an.

Mit den Pfeilen, mit der Streitaxt und mit der Schlinge warf er ganze Heerden Wild nieder.

Wir schließen diese Auszüge mit einem *Pantum*, einem malayischen Lied von köstlicher Originalität:

Malayisches Pantum.

Die Schmetterlinge flattern rings umher auf ihren Schwingen,
Sie fliegen dem Meer zu, nahe der Felsenkette.
Mein Herz ist krank in meiner Brust
Von meinen ersten Tagen bis zur heutigen Stunde.

Sie fliegen dem Meer zu, nahe der Felsenkette ...
Der Geier richtet seinen Flug gegen *Bandam.*
Von meinen ersten Tagen bis zur heutigen Stunde
Habe ich viele junge Männer bewundert.

Der Geier richtet seinen Flug gegen *Bandam*...
Und läßt seine Federn fallen auf *Patani*;
Ich habe viele junge Männer bewundert,
Aber keiner ist zu vergleichen mit meinem Auserkornen.

Er läßt seine Federn fallen auf *Patani*...
Siehe da, zwei junge Tauben!
Kein junger Mann kann sich vergleichen mit meinem Auserkornen,
So geschickt ist er, das Herz zu rühren.

Wir haben uns keine Mühe gegeben, Ordnung in diese Mittheilungen zu bringen. Es ist eine Handvoll Edelsteine, die wir auf gut Glück und in der Eile aus der großen Fundgrube des Orients herausgreifen.

Ende der Anmerkungen

No es bestia que non fus hy trovada.
Joan Lorenzo Segura de Astorga.
Kein wildes Thier, das dort nicht auch sich fände.

Dort zwischen Felsen eingeschnitten
Siehst Du die Schlucht, die Grauses hegt,
Wild, buschig, fern den Menschentritten,
Dem Büschel Wolle gleich inmitten
Der Hörner, die der Widder trägt.

Dort sträubt der Löwe seine Mähne,
Es brüllt der Tiger, buntgefleckt,
Der Schakal heult und die Hyäne,
Es fletscht der Leopard die Zähne,
Das Pantherthier, das Blut geleckt.

Es kriecht, es wimmelt in dem Raume
Von Ungeheuern, triefend schleicht
Der Basilisk von gift'gem Schaume,
Plump hängt die *Boa* an dem Baume,
Die selber einem Baumstamm gleicht.

Fischadler, röthlich unterlaufen
Das Aug', und Aff' und Schlange, – das
Zischt Alles, summt, wie Bienenhaufen,
Flußpferd' und Elephanten schnaufen,
Bambus zerstampfen sie wie Gras.

Dort haust die Brut, voll grimmer Hitze,
Die kreischt und kläfft und heult im Grund,

Durch Strauch und Büsche zuckt's, wie Blitze,
Ein Auge flammt aus jeder Ritze,
Aus jeder Höhle brüllt ein Schlund ...

Doch lief ich, nackt, bei all den Pfoten
Und Klau'n, nicht mindere Gefahr
Dort, als bei *Nurmahal*, der Rothen,
Die spricht so sanft, wie Himmelsboten,
Und blickt aus Augen mild und klar.

November, 1828.

XXVIII.

Die Djinn's.

E come i gru van cantando lor lai,
Facendo in aër di se lunga riga,
Cosi vid io venir traendo guai
Ombre portate d'alla delta briga.
Wie Kraniche in langen dichten Reihn
Hinziehen, singend ihre düstern Klagen,
So hör' ich Schatten seufzen, wimmern, schrein,
Sie nahn, sie nahn, vom Sturm dahergetragen.

Dante.

Stadt, ... Hafen, ...
Wie gut
Sie schlafen,
Die Flut
Zieht leise
Geleise
Im Kreise, ...
Und ruht.

Sind die Todten
Aufgewacht?
Nein, der Oden
Weht der Nacht.
Töne schwimmen,
Geisterstimmen,
Flämmchen glimmen
Sanft und sacht.

Wie Glöckchen helle
Ein Stimmchen klingt:
Der Zwerg, der schnelle,
Er hüpft und springt,
In Lüften lebend,
Den Fuß erhebend,
Auf Wellen schwebend,
Tanzt er und singt.

Horch, der Lärm, schon tost er
Näher und es schallt,
Wie die Glock' im Kloster,
Dem verwünschten, hallt: –
Wie im menschenvollen
Raum die Töne rollen,
Bald nur leise grollen,
Brausend, donnernd bald.

Die *Djinn's*! Sie sind's, o Schrecken!
Welch höllisch wilder Tand!

Eilt, eilt, euch zu verstecken
Am alten Treppenrand;
Beim Lampenlicht, dem matten,
Schwebt des Geländers Schatten,
An Trümmern, Balken, Latten
Empor zur höchsten Wand.

's ist der Schwarm der *Djinns*, der wettert,
Pfeifend laut vorüberrennt,
Eiben, die ihr Flug zerschmettert,
Krachen, wie ein Span, der brennt.
Durch die Nacht mit schrillend rauhen
Tönen fliehn sie, anzuschauen,
Wie der Wolke Schooß, der grauen,
Den ein Blitzstrahl zuckend trennt.

Da sind sie! – Schließt im Saal die Fenster!
Vorüber rauscht die wilde Flut!
Wie lärmt sie draußen, der Gespenster,
Vampyre, Drachen grause Brut!
Wie Gras im Winde schaukelnd, knarren
Am Dach die losgerissnen Sparren,
Des Thores Angeln selbst, die starren,
Die rost'gen, schüttelt ihre Wuth.

Ein Höllenlärm, ein Heulen, Stöhnen, Jammern!
Ein wildes Heer, vom Sturm dahergeweht!
Es kracht die Wand, es ächzen alle Klammern,
Die Mauer wankt, die kaum noch widersteht.
Es rast heran ein Schwarm von Höllenknechten,
Und, wie entwurzelt, vor den finstern Mächten
Neigt sich das Haus zur Linken und zur Rechten,
Und bebt, wie sich ein Blatt im Winde dreht.

Prophet, wenn Du von dieser Heerde
Mich rettest, dieser Höllenschaar,
Dann beug' ich tief mein Haupt zur Erde
Vor Deinem rauchenden Altar.

Gib, daß an diesem Damm der Wände
Der wilde Höllensturm verende! –
Wie sie am Fenster kratzen! – Wende,
Prophet, o wende die Gefahr!

Fort, entflohn sind die Gespenster,
Und es schlägt der Höllenchor
Mit den Klau'n nicht mehr ans Fenster,
Stößt nicht wetternd mehr ans Thor.
Kettenklirren, wirres Zanken
In der Luft; .. im Walde schwanken
Eichen, wie zerzauste Ranken,
Angebrannt, geknickt, wie Rohr.

Das Rauschen ihrer Flügel
Verliert sich nach und nach,
Und fern am letzten Hügel
Verhallt es allgemach, –
Wie zitternd durch die stille
Mondnacht sich schwingt der schrille
Gesang der müden Grille, –
Wie Hagel rauscht auf's Dach.

Seltsame, verworrne
Laute, sterbend schon; –
Wie, wenn auf dem Horne
Bläst der Wüste Sohn,
Weit umher im Kreise
Die arab'sche Weise
Klingt, erlöschend leise,
Wie im Traum ein Ton.

Der Spuck der Grüfte
Verrauscht, es zieht
Durch dunkle Lüfte
Der Schwarm und flieht,
In Wolken hausend,
Die Nacht durchsausend,

Wie Wellen brausend,
Die Niemand sieht.

Weit von hinnen
Rauscht's im Trab,
Also rinnen
Tropfen ab,
Wimmern Waisen
Ihre leisen
Klageweisen
Um ein Grab.

Gesinde,
Fahr zu,
Verschwinde
Im Nu!
Nacht, fege
Die Wege,
Und Pflege
Der Ruh!

August, 1828.

XXIX.

Sultan Achmet.

O erlaube, schönes Mädchen,
Daß ich meinen Hals mit Deinem Arm umschlinge.

Hafiz.

Zu der reizenden *Juanina*,
Die sich hüllt in die Basquina,

Achmet sprach im Liebesschmerz:
– Gerne gäb' ich, ohne Scherz,
Meine Krone für *Medina*,
Und *Medina* für Dein Herz.

– Werde Christ, o Herr, und finden
Laß nicht länger Dich als Blinden,
Frevel, ach, ist meine Lust
An des türk'schen Mannes Brust.
Groß und schwer sind meine Sünden
Und ich bebe schuldbewußt.

– Bei dem Perlenschmuck, dem glatten,
Schöne Herrin, dessen Schatten
Fällt auf Deines Busens Glanz,
Dir zu Willen bin ich ganz,
Doch Dein Halsschmuck, – mir gestatten
Wirst Du's, – sei mein Rosenkranz!

Oktober, 1828.

XXX.

Maurische Romanze.

Dixô le: – dime buen hombre,
Lo que preguntarte queria.

Romancero general.

Don Rodrigo jagt im Walde,
Mittags an der Bergeshalde,
Schützend sich vor'm Sonnenbrand,
Ohne Harnisch, ohne Degen,
Eilt er sich ins Gras zu legen.
Er, »der Kühne« zubenannt.

Und die finstre Stirne senkt er,
An den Mauren-Bastard denkt er,
Dessen Ohm er selber ist,
An *Mudarra*, dem er sieben
Brüder schlug mit Mörderhieben,
Lara's Blut, vor kurzer Frist.

Ihn zu fordern vor sein Eisen,
Würd' er *Spanien's* Gau'n durchreisen
Von *Figuère* bis *Setuval*,
Einer müßte dann zur Erde
Sinken ... Ha, ein Mann zu Pferde
Hält vor ihm mit einem Mal.

– *Maure* oder *Christ*, – Herr Ritter,
Nie den Kelch des Lebens bitter
Mache Gottes Güte Dir!
– Schenke Gott Dir seine Gnade,
Reitersmann, den seine Pfade
Führen hier vorbei an mir.

– Maure oder Christ, – Herr Ritter,
Dem die Ruhe hier nicht bitter
Schmeckt in schattig kühler Luft,
Willst den Namen Du mir melden,
Daß ich weiß, ob einen Helden
Ich getroffen oder Schuft?

– *Don Rodrigo* ist mein Namen,
Aus der *Lara* edlem Samen, –
Da Du gern zu fragen scheinst.
Donna Sancha, ist, o Bester,
Nach des Priesters Wort mir Schwester,
Dessen, der getauft mich einst.

Ihn erwart' ich hier, ihn suche
Ich, *Mudarra*, dem ich fluche,
Ihn, den Bastard, lange schon,
Der in *Aliatar's* Flotte
Kommandirt die Galeote,
Ihn, der Renegatin Sohn.

Sucht er nicht mir auszuweichen,
Ich erkenn' ihn an dem Zeichen
Unsres Hauses, das er führt,
Eine Klinge trägt der Heide,
Immer bloß und ohne Scheide,
Die am Knopf ein Demant ziert.

Ja, bei meinem Christenthume,
Sterben soll er, mir zum Ruhme,
Fallen nur durch meine Hand!
Darum ist es, daß ich wandre ...
– *Don Rodrigo*, spricht der Andre,
Bist von *Lara* Du genannt?

Nun, der Bastard, dem Ihr fluchet,
Der *Mudarra*, den Ihr suchet, –
Er ist's, der hier vor Euch steht.

Er, der Richter und der Rächer,
Rette Dich, verdammter Schächer! ...
Jener murmelt: – Du kommst spät!

– Der des Maurenkönigs Flotte
Führt, *Aliatars* Galeote,
Ich bin's, der hier vor Dir steht,
Ich, mein Dolch und meine Rache,
Aus nun fecht' ich meine Sache! ...
Jener murmelt: – Du kommst spät!

– Viel zu früh für Dich, o Ritter!
Oder schmeckt das Leben bitter
Dir vielleicht? ... Du bebst, Dein Muth
Ist erloschen ohne Zweifel:
Deine Seele gib dem Teufel,
Schurke, mir gehört Dein Blut!

Hilft mir meine gute Klinge
Und mein Gott, daß ich's vollbringe,
Zittre, Schurke, dann vor mir.
Kennst Du Deinen Herrn? da steht er,
Deine Seele, Du Verräther,
Reiß' ich aus den Zähnen Dir.

Ha, daß ich Dich endlich treffe,
Ich, der *Donna Sancha* Neffe!
Löschen meines Hasses Brand,
Sterben mußst Du, Ohm, vorüber
Ist nun Deine Zeit! ... – Mein lieber
Neffe, gleich bin ich zur Hand!

Kannst die Ungeduld Du zähmen?
Nur mein Schwert dort will ich nehmen.
– Längre Frist nicht haben darfst
Du, mein Ohm, als meine Brüder,
Die erbarmunglos Du nieder
Schlugst und in die Grube warfst.

Für die Renegatin Rache!
Auszufechten ihre Sache,
Trug ich nackt bis heut mein Erz,
Weil ich Dir, Du Mörder, fluchte,
Weil ich eine Scheide suchte,
Für den Demantstahl, – Dein Herz!

Mai, 1828.

XXXI.

Granada.

Quien no ha visto a Sevilla,
No ha visto a maravilla.

Spanisch oder *maurisch*, ferne
Oder nah, – dem Stern der Sterne
Gleicht, – *Granada*, keine Stadt.
Keine darf ihr gleich sich glauben,
Ihr den Schönheitapfel rauben,
Ihr, die tausend Wunder hat,
Blühend, orientalisch reizend,
Die der Himmel, ihr nicht geizend,
Reich geschmückt an Blüth' und Blatt.

Palmbäume hat *Cadix*, *Murcia* Orangenbäume,
Jaën des gothischen Palastes weite Räume.
Agreda den Konvent, erbaut von *Edmunds* Hand.
Segovia den Altar, umringt von Huldigungen,
Den Aquadukt, dreifach geschwungen,
Der einen Strom ihm bringt von hoher Bergeswand.

Llers hat Thürme, Flammenblitze
Wirft von einer Säulenspitze
*Barcelona*über's Meer.

Treu ihr Scepter, schwer von Eisen,
Wahrt *Tudela* seinen weisen
Kön'gen schon von Alters her;
Düstre Essen, die im Dunkeln
Roth, wie Höllenschlünde, funkeln,
Sind *Tolosa's* Schmuck und Wehr.

Der Fisch, der einst gemacht *Tobias'* Augen helle,
In *Fontarabia* 's Golf spielt er in klarer Welle,
In *Alicante* ragt so Minaret wie Dom,
Cordova hat Moschee'n und alte Prachtpaläste,
Und *Compostella* hat des Heil'gen Ueberreste,
Madrid den *Manzanaresstrom* .

Auf den schwarzen, morschen Mauern
Um *Bilbao* zittern, schauern
Grüne Gräser; arm an Macht
Ist *Medina*, doch die Blöße
Deckt der Glanz der alten Größe
Und die herzogliche Tracht,
Sein nur sind die Sykomoren,
Seine Brücken dankt's dem *Mohren*,
Rom der Aquadukte Pracht.

Dreihundert Kirchen sind's, die in *Valencia* stehen,
Und *Alcantara* läßt die Türkenfahnen wehen
Von Pfeilern hoch und schlank, in Menge, reich an Pracht,
Und *Salamanca*, das drei stolze Hügel krönen,
Entschläft bei Mandolinen-Tönen
Und vom Studentenlärm erwacht die Stadt bei Nacht.

Petrus liebt *Tortosa's* Hallen,
Glänzend, marmorreich vor Allen
Ist *Puycerda*, *Tuy* vertraut
Seinem Thurm voll düstern Schauern,
Tarragona seinen Mauern,
Die ein König einst gebaut.
Die *Giralda* ziert *Sevilla*,

Vom *Duero* manche Villa
In *Zamora* wird bethaut.

An Reichthum ist *Burgos* gleich einem Paradiese,
Girona Herzogin und *Pennaflor* Marquise,
Bivar hat, streng verhüllt, ein Sonnenangesicht,
Zu Kämpfen jederzeit ist *Pampeluna* fertig,
Und wenn beim Mondenschein es ist des Schlafs gewärtig,
Schließt es den Festungsgürtel dicht.

Alle diese spanischen Städte
Liegen tief im ebnen Bette,
Oder auf *Sierren* -Höhn,
Alle haben Citadellen,
Die kein Feind so leicht wird fällen,
Die Verrath noch nie gesehn,
Jede prangt mit Münsterhallen,
Doch *Granada* ist vor Allen
Durch *Alhambra's* Wunder schön.

Alhambra, stolzer Bau, *Alhambra*, dessen Räume
Mit Harmonie durchwehn die Genien der Träume,
Du Veste, die dem Blick bekränzte Zinnen beut,
Wo Zauberworte Nachts in stillen Lüften wogen,
Und wo des Mondes Licht durch die arabischen Bogen
Kleeblätter, silberweiß, verstreut.

Wunder hat *Granada*, große,
Mehr, als Körner roth im Schooße
Glühn der Früchte, die sie trägt.
Heil *Granada*! Wenn die Fahnen
Wallen und zum Kampfe mahnen,
Feuer speit sie, wild erregt,
Grimmiger, die stolze Pathe,
Als die zischende Granate,
Wenn ins Feindesheer sie schlägt.

Nichts ist so groß, so schön, wie sie, so reich gesegnet,
Sei's, daß *Vivataubin Vivaconclud* begegnet
Im Klang des Tamburins, das rings von Glöckchen bebt,
Sei's, daß, mit Feuer rings gekrönt wie ein Kalife,
Das blendende *Generalife*
Hoch in die schwarze Nacht den lichten Giebel hebt.

Von den rothen Thürmen lärmen
Glocken summend Bienenschwärmen
Gleich, die vor dem Winde fliehn,
Wenn des Festes Freuden locken,
Läuten *Alcacava's* Glocken,
Und seltsame Töne ziehn,
Die aus Mauernthürmen dringen,
Liebliche *Dulcaynen* klingen
Laut des süßen *Albaycin* .

In jedem Wettkampf siegt *Granada*, ja, *Granada*
Singt süßer, weicher noch die weiche Serenada,
Die reichsten Farben läßt an jedem Haus sie schaun,
Die Winde halten an den Athem, wenn im Thale
Granada, das erglänzt im Sommerabendstrahle,
Ausstreut, wie Blumen, seine Frau'n.

Um *Granada*, wie die Steine
Leuchtend, *Asien* gäbe gerne
Hin der Mohr und *Libyen* drein;
Doch *Granada*, fest im Glauben,
Kein Ungläub'ger wird sie rauben,
Keiner wird *Granada* frei'n.
Könnt' es ein *Sevilla* neben
Jener Wunderstadt noch geben, –
Nur *Granada* würd' es sein.

April, 1828.

XXXII.

Die Kornblumen.

Si es verdad ô non, yo no lo he hy de ver,
Pero non lo quiero en olvido poner.

Jean Lorenzo Segura de Astorga.

So lang inmitten goldner Aehren
Die blauen Blumen Feld und Flur
Mit ihrem glänzenden Azur,
Wie Sterne glühend, hold verklären,
Bevor die scharfe Sichel fällt
Die Halme, die im Wind sich bücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Von allen *andalusischen* Städten
Ist keine, die im Grün so hell,
So sonnig glänzt, wie *Pennafiel*,
Umschlungen rings von Blumenketten,
Ist keine, die dem Feind sich stellt
So stolz mit Mauern, Thürmen, Brücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Zu keinem Kloster, weitberufen,
In keine Stadt der Christenheit
Wallfahren zur *Ambrosius* -Zeit
Und liegen auf den Kirchenstufen
So viele Pilger, in der Welt
Weiß keine sich wie sie zu schmücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Kein Land ist, wo die jungen Dirnen
Am Abend, bei des Reigens Lust,
Mehr Feuer haben in der Brust,
Mehr Rosen auf den weißen Stirnen,
Und nirgends sind so licht erhellt
Die Augen, die durch Schleier blicken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Hört! – *Andalusiens* Stolz, *Alice*,
Die schöne, war aus *Pennafiel*,
Wie eine Blume, strahlend hell,
Umschwärmt von Bienen, war die Süße.
Den Schwestern ward sie aufgestellt
Als Musterbild in allen Stücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Ein Fremdling kam, gar stolz zu schauen,
Schön, jung; – auf einmal war er da.
War aus *Sevilla*, *Murcia*
Der Maure? Aus *Granada's* Gauen?
Kam er aus einem Wüstenzelt,
Aus *Tunis*, reich an schlanken Bricken? ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Man wußt' es nicht. – Er liebt' *Alice*,
Alice liebt' ihn, ach, die Flur
Xarama 's war nicht einmal nur
Die Zeugin ihrer Liebesgrüße.
Wo durch den Wald das Mondlicht fällt,
Da wandelten sie voll Entzücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Die Stadt war fern und lag im Dunkeln,
Der Mond, der stillen Liebe hold,

Ließ seiner Strahlen lichtes Gold
Auf den gezackten Thürmen funkeln.
Still ist die Luft, kein Glöckchen schellt,
Indeß sie liebend sich beglücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Die *Andalusierinnen* dachten
Alicens nur mit Eifersucht,
Wenn unter'm Baum mit goldner Frucht
Sie tanzten, scherzten, sangen, lachten.
Die Zither klingt, die Pfeife gellt
Und widerhallt am Bergesrücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Indeß der Geier stößt zur Tiefe,
Schläft warm der Vogel noch im Nest;
Alice'n war's, als wenn sie fest
In ihrer süßen Liebe schliefe.
Kastiliens König war ihr Held,
Don Juan, er mocht' ihr Herz berücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

O hätte sie Ihn nie gesehen!
Einst, auf des Königs strenges Wort,
Ward sie entführt, sie mußte fort,
Und mochte sie vor Leid vergehen.
Ein Klostergitter knarrt und hält
Verborgen sie vor Männerblicken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

April, 1828.

XXXIII.

Phantome.

Luenga es su noche, y cerrados
Estan sus ojos pesados.
Idos, idos en paz, vientos alados.

Ach, die Nacht ist lang, verdrossen
Sind die Augen, bald geschlossen,
Ihr Winde; fliegt dahin auf Flügelrossen.

I.

Ach, wie viel Mädchen sah ich schon, die blühend starben!
Sein Opfer will der Tod, das ist des Schicksals Schluß.
Die scharfe Sichel fällt die Gräser und die Garben.
Die schönsten Rosen, hell erglüht in Frühlingsfarben,
Zertritt beim Tanz des Todes Fuß.

Der Bach versiegt, auf dem der Sonne Strahlen glühten,
Es flammt der Blitz, doch ist die Flamm' erloschen jäh,
Es welkt, wenn im April noch Reif' und Fröste wüthen,
Der schöne Apfelbaum, zu stolz auf seine Blüthen,
Auf seinen duft'gen Frühlingsschnee.

So ist das Leben. Nach dem Tag der Nächte Länge,
Und das Erwachen – in der Höll'? – im Himmelssaal? –
Rund um die Tafel drängt begierig sich die Menge,
Doch schleicht auch mancher Gast sich weg aus dem Gedränge,
Bevor zu Ende geht das Mahl.

II.

Wie Viele sterben sah ich schon! – Milchweiß die Eine
Und roth, ein Engel *die*, der nach dem Himmel reist,
Die Andre, auf die Hand die Stirn gestützt, die reine; –
Ein Vogel, der entfliegt, zerknickt den Zweig im Haine,
So ihren Körper brach ihr Geist.

Die Maid war blaß, verstört, und unter leisem Stöhnen
Sprach einen Namen sie, den Niemand mehr verstand,
Die Andre schwand dahin, gleich sanften Harfentönen,
Ein Lächeln spielte noch um's Antlitz jener Schönen,
Als grüßte sie ihr Heimathland.

Ach, lauter Blumen, todt, nachdem sie kaum geboren,
Halcyonen, die verschlingt sammt ihrem Nest die See,
Des Himmels Tauben, die zur Erde sich verloren,
Die ihre Jahre nur, zu Lieb' und Lust erkoren,
Nach Lenzen zählten ohne Schnee.

So viele Herzen, die, ach, viel zu früh verglühten,
Die süßen Wesen all jetzt stumm und blind und taub!
Geknickt, entwurzelt, o wie viel der zarten Blüthen! ...
Laßt mich im stillen Wald ob meinem Kummer brüten
Und wühlen im verdorrten Laub.

Phantome, lieb und hold, sie nahn mir, wenn ich träume,
Sie reden sanft zu mir und horchen zu im Grün,
Und in der Dämmrung, die erfüllt die düstern Räume,
Gehn sie und kommen, und durch's dichte Laub der Bäume
Hell seh' ich ihre Augen glühn.

Die Schwesterseelen sucht gern meiner Seele Sehnen,
Und Tod und Leben sind geschieden nicht für mich;
Oft ihre Flügel nehm' ich mir zum Flug, sie lehnen
Sich oft auf meinen Arm, ein Schatten schein' ich jenen,
Und sie, sie leben ganz wie ich.

Sie sind's, die meinem Geist Gestalt und Formen leihen,
Ich schau', ich schaue sie. Komm, rufen sie mir, komm!

Sie drehen um ein Grab sich in verschlungnen Reihen,
Und schweben sacht davon. – O laßt mich ihnen weihen
Den Zoll der Thränen ernst und fromm.

III.

Vor Allem Ihr! – Sie war ein Engel, gottgegeben,
Ein *spanisch* Mädchen, schwarz, kreolisch, feurig, licht
Ihr Auge, weiß die Hand, die Brust in süßem Beben
Aufseufzend, rings umhaucht von reinem Frühlingsleben,
Ein fünfzehnjähr'ges Angesicht.

Vor Liebe starb sie nicht! – Kein süßer Kummer plagte
Sie je; noch war ihr Herz, wie ein verschlossnes Thor,
Ihr Herz, das nie vor Lieb' aufjauchzte noch verzagte.
Wenn Jeder, der sie sah, auch rief: Wie schön! – doch sagte
Nie Einer leis es ihr ins Ohr.

Den Tanz nur liebte sie, ach, allzusehr! Das Leben
Nahm ihr ein Ball! – Ein Ball! Welch süßer Rausch und Glanz!
Ja, ihren Schatten noch durchfährt ein Wonnebeben,
Sieht er in heitrer Nacht ein Silberwölkchen schweben
Und um den Mond sich drehn im Tanz.

Ihr Liebstes war ein Ball! – Zu einem Fest geladen
Drei Tage träumte sie, drei Nächte nur vom Ball,
Sie wähnt' in einem Meer von Seligkeit zu baden,
Es rauscht' um ihren Pfühl der Sturm der Galoppaden
Und Lachen, Scherz und Geigenschall.

Vor'm Auge tanzten ihr Goldketten, Spangen, Bänder,
Und Gürtel, schillernd, bunt, Demanten ohne Zahl,
Wie Bienenflügel leicht hinflatternde Gewänder,
Guirlanden und Bouquets, Prachtblumen ferner Länder,
Und Perlen, leuchtend rings im Saal.

Der Ball begann, am Arm der Schwestern hin und wieder
Ging sie, den Fächer rasch zerknitternd in der Hand,

Dann ließ sie sich im Kreis der seidnen Roben nieder,
Es jauchzte laut beim Klang der tausendstimmigen Lieder
Ihr Herz, das hell in Flammen stand.

Wer wiegt' im Tanze je sich reizender und freier?
Wenn die Vasquina fliegt, da flimmert's funkenlicht,
Ihr Auge, groß und schwarz, brennt unter'm schwarzen Schleier,
So an der Stirn der Nacht erglänzt der Sterne Feuer,
Das durch die dunkeln Wolken bricht.

Nur Tanzlust ist sie, ach, und ausgelass'ne Freude,
Das Kind! – Wir sehn ihr zu mit Kummer in der Brust.
Auf einem Ball befreit das Herz sich nicht vom Leide,
Wie Asche fliegt es um die Tuniken von Seide,
Und Sorgen schwirren um die Lust.

Doch sie, entzückt, je mehr des Festes Wogen schwellen,
In athemloser Hast, fliegt hin und fliegt zurück,
Berauscht vom Blumenduft, vom Glanz der lichterhellen
Kronleuchter, vom Geräusch der Stimmen und den Wellen
Der lustig schmetternden Musik.

Welch Glück, sich ganz der Lust des Tanzes hinzugeben,
Zu steigern jeden Sinn, der doppelt fühlen muß,
Indeß die Glieder sich der Erd' entfliehend heben,
Ob sie auf Wolken nun, ob über'm Abgrund schweben,
Den Wasserwirbel unter'm Fuß.

Doch ach, der Morgen graut, und Zeit ist's fortzugehen,
Des seidnen Mantels harrt die junge Tänzerin,
Wenn von der Schwelle noch zurück die Augen sehen,
Geschieht's, daß Morgenlüft' ihr um die Schultern wehen,
Und leise schauernd geht sie hin.

Der heitern Ballnacht folgt der trübe Tag, und lauer
Wird nun die Kinderlust, und Kopf und Herz ist schwer.
Den Freudenklängen folgt der Husten und die Trauer,

Dem frischen Rosenroth des Fiebers frost'ger Schauer,
Der Augen Feuer brennt nicht mehr.

IV.

Todt! Sie ist todt! – So schön, so froh, und fünfzehn Jahre!
Todt, – heimgekehrt vom Ball, – o namenloses Leid!
Todt, noch im Festgewand, mit Blumen in dem Haare,
Der Tod mit kalter Hand nahm sie, und auf die Bahre
Legt' er zum Schlaf die junge Maid.

Es war Ihr letzter Ball! Ihr letzter! ... Ja, verschwunden
Ist Ihrer Wangen Roth, verhaucht der Blüthe Duft.
Und diese Rosen, die nur Eine Nacht umwunden
Ihr Haupt, die sie geschmückt für kurze, frohe Stunden,
Sie welken nun in kalter Gruft.

V.

Die arme Mutter, ach, sie ahnte nicht, die blinde,
Ihr Loos, als sie gepflegt die Knospe, zart und schwach,
Oft an der Wiege saß sie bei dem kranken Kinde,
Und wenn es weinte, strich sie ihm die Stirn gelinde,
Und ganze Nächte blieb sie wach.

Und nun? – In ihrem Sarg von Blei, der Würmer Speise,
Schläft sie, so bleich, so starr, und wenn im tiefen Schacht
Zu einem Todtenfest sie eine Stimme leise
Aufweckt, die todte Maid, ach, frostig gleich dem Eise,
In einer hellen Winternacht;

Dann – nicht die Mutter ist's – wird über sie sich bücken
Ein grinsendes Gespenst, und flüstern: »Es ist Zeit!«
Wird einen Kuß ihr auf die blauen Lippen drücken,
Und mit den Fingern, dürr und hart, die Flechten schmücken,
Die Haare, lang dahingestreut;

Zum Geisterreigen wird sie schauernd fortgezogen,
Hinaus zum luft'gen Tanz; es klappert das Gebein,
Der Vollmond schwimmt dahin auf silbergrauen Wogen,
Den Rand der Wölkchen faßt der sanfte Regenbogen
Der Nacht mit leisem Schimmer ein.

VI.

O denkt der *Spanierin*, der Maid mit Feuerblicken,
Die nun erloschen, ach, ihr Mädchen, wenn der Tanz
Euch lockt! Sie eilte hin, wie trunken vor Entzücken,
Des Lebens Rosen sich mit rascher Hand zu pflücken, –
O Jugend, Schönheit, Lust und Glanz!

Das arme Kind! Es pflückt', im Taumel auferzogen
Der Feste, Blumen sich und band zum Strauß sie. – Ach,
Wie schnell vorüber ist sie doch an uns geflogen,
Gleich wie *Ophelia*, hin gerissen von den Wogen,
Starb sie, indem sie Blumen brach.

April, 1828.

XXXIV.

An Louis Bonlanger.

Mazeppa.

Awai! – Awai!

Byron, Mazeppa.

I.

Und als *Mazeppa*, laut aufschreiend, unter Thränen,
Die Lenden, Arm und Fuß, die blutigwunden Sehnen,

All seine Glieder fest
Gebunden sah auf's Roß durch der Barbaren Mühen,
Das Rauch und Funkenstaub aus seinen Lüftern sprühen
Und seinen Hufen läßt;

Als rings umstrickt er sich der Schlange gleich gewunden,
Und durch ohnmächt'ge Wuth ergötzt, die ihn umstunden,
Der Henker rohe Brut
Und als er endlich matt sank auf des Hengstes Rippen,
Schweißtropfen auf der Stirn, mit Schaum bedeckt die Lippen,
Und in den Augen Blut; –

Da ward ein Schrei gehört, und jäh im Sonnenbrande
Rast athemlos der Hengst, im aufgewühlten Sande
Dahin mit seiner Last,
Er jagt den Staub empor, der ihn verhüllt den Blicken,
Der schwarzen Wolke gleich, durch welche Blitze zücken,
Er eilt mit Windeshast.

Sie fliegen hin durch Thal und Ebne gleich den Stürmen,
Wie Wetterwolken, die im Hochgebirg sich thürmen.
Wie Feuerbälle fliehn;
Bald nur ein schwarzer Punkt sind sie im seinen Raume,
Bald nur ein lust'ges Nichts, verflogen gleich dem Schaume,
Am Meeresufer hin.

Sie fliegen. Endlos dehnt das Sandmeer, ohne Küste,
Sich aus, sie stürzen sich ins weite Grab der Wüste,
Verschwindend alle Zwei.
Sie fliegen ruhelos, und Thürme, Dörfer, Städte
Und Bäum' umgaukeln sie, der Berge schwarze Kette, –
Sie fliehn vorbei, vorbei.

Und wenn der Arme, dem die Glieder fast zerschellen,
Sich rührt, dann scheint das Thier sich wild emporzuschnellen,
Das jäher Schreck ergreift;
Und durch der Wüste Sand hinjagt es ungehalten,

Die weit vor ihm sich dehnt mit ihren staub'gen Falten,
Gleich einem Mantel, bunt gestreift.

Vor'm Auge flimmert's ihm und grelle Farben brennen,
Die Bäume sieht er fliehn, er sieht die Wolken rennen,
Ein alter Thurm steigt auf,
Dort auf den Bergen scheint ein lichter Strahl zu tagen,
Er sieht's ... Dort wiehern laut Roßheerden, und sie jagen
Ihm nach in raschem Lauf.

Der Himmel – schon beginnt die Abendluft zu hauchen –
Mit seinem Wolkenmeer, in das sich Wolken tauchen,
Gleich Bergen aufgehäuft,
Mit seiner Sonne, die sich senkt zum Wellenbade, –
Er dreht sich über ihm gleich einem Riesenrade
Von Marmor, goldgestreift.

Sein irres Auge stammt, und seine Haare schleppen
Sich nach, es hängt sein Haupt, es färbt den Sand der Steppen,
Den Dornbusch, der ihn reißt,
Sein rothes Blut; es preßt ihm die geschwollnen Glieder
Der Strick, der Schlange gleich, die zornig hin und wieder
Sich windet, krümmt und beißt.

Das Pferd, vom Sattel frei und Zaum, es rennt ins Weite,
Es trieft *Mazeppa* 's Blut herab an seiner Seite,
In Fetzen fällt sein Fleisch.
Den heißen Stuten mit den wild empörten Mähnen
Folgt schwarzer Raben Schwarm, die schon entseelt ihn wähnen
Und frech umflattern mit Gekreisch;

Und mit den Raben kommt die finstre Schaar der Wälder
Horneulen, Weihen, die umziehn die blut'gen Felder
Der Schlacht, der Adler Schwarm,
Beinbrecher, Schuhu's und Aasgeier, jene fahlen,
Die bohren in das Fleisch den Hals, den rothen, kahlen,
Wie einen nackten Arm.

Sie kommen all herbei, sich kreuzend in den Lüften,
Von ihren Nestern her auf Eichen und in Klüften,
Vom alten Thurm und Haus.
Er liegt im Blut, er hört sie krächzen nicht noch stoßen,
Er fragt erstaunt, betäubt: »Wer breitet dort den großen.
Den schwarzen Fächer aus?«

Es kommt die Nacht, sie hat den Sternenmantel heute
Nicht umgethan, und noch umfliegt die schwarze Meute
Des Armen blutge Spur.
Er sieht sie zwischen sich hinjagen und dem Himmel,
Tann sinkt sein Aug', er hört vom nächtlichen Gewimmel
Verworrne Laute nur.

Drei Tage rennt er fort und ohne je zu rasten,
Jagt über Ströme hin, bedeckt mit Eiseslasten,
Durch Steppen, Wald und Sand,
Da stürzt er, – mächtig schrein die Vögel, krächzen, rufen,
Am Steine, den das Roß zerschlägt mit Eisenhufen,
Erlischt der Funken Brand.

Da liegt er, elend, nackt, machtlos, wie er auch wüthe,
Bluttriefend, röther als des Ahorns Purpurblüthe,
Wenn nun der Lenz erscheint,
Der Vögel Wolke hält und kreist ihm über'm Nacken,
Manch scharfer Schnabel brennt, ihm aus dem Kopf zu hacken
Die Augen, roth geweint.

Nun, den Verdammten hier, mit schmerzverzerrter Miene,
Den Leichnam, athmend kaum, – das Volk der *Ukraïne*
Wählt einst zum Fürsten ihn.
Einst wird er Tausende erschlagen, unbegraben
Zur Speise werden sie den Geiern und den Raben,
Die jetzt ums Haupt ihm ziehn.

Aus seinem blut'gen Loos wächst seine wilde Größe,
Und mit dem Hetmanns-Pelz einst deckt er seine Blöße,
Und strahlt, ein goldner Stern.

Und zieht er stolz vorbei, mit frohen Siegesweisen
Wird dann das Hirtenvolk, gebückt zur Erde, preisen
Den Helden und den Herrn.

II.

So, wenn ein Sterblicher des Gottes Näh' empfunden,
Und sieht auf's Feuerroß des *Genius* sich gebunden, –
Er ringt umsonst und regt,
Der Arme, sich! Das Roß, es rast hinan die Stufen
Zum Thor der Wirklichkeit, das mit den Eisenhufen
Es kühn in Trümmer schlägt.

Durch Meer und Wüsten trägt ihn fort sein Flammenflügel,
Weg über Bergeshöhn und graue Wolkenhügel,
Ins kalte Reich der Nacht,
Unsaubre Geister weckt es im Vorüberfahren,
Die sich um Mann und Roß in wilden Rotten schaaren,
Zudringlich, ungeschlacht.

Er jagt im Flug durch's Reich der Träume, bricht die Schranken
Der Endlichkeit, und trinkt am Urquell der Gedanken,
Am ew'gen Geisterstrom.
Ob sternenhell die Nacht, ob Wolken schwarz sich häufen,
Des Rosses Mähne strahlt hell gleich Kometenschweifen,
Und flammt am Himmelsdom.

Er schaut den Ring *Saturn's* und *Herschel's* sechs Planeten,
Den Eispol, welchen Nachts des Nordlichts Flammen röthen.
Doch was er immer konnt'
Erschau'n im Flug, wohin ihn trägt des Rosses Feuer,
Es thut vor seinem Blick sich immer auf ein neuer
Und neuer Horizont.

Wer weiß es, außer euch, ihr Engel und Dämonen,
Was er erduldet, wie der Blitz ihm ohne Schonen
Im Auge Qual erregt,

Wie Funken glühend heiß ihm an die Stirne springen,
Wie das Gezücht der Nacht mit eisig kalten Schwingen
Ins Angesicht ihn schlägt?

Und voll Entsetzen schreit er auf, der bleiche Reiter,
Er trägt's nicht mehr, – das Roß fliegt unerbittlich weiter
In zügellosem Lauf;
Scharrt's nicht ein Grab ihm auf mit jedem seiner Schritte? –
Ha, dort das Ziel! – Er fliegt, er stürzt im tollen Ritte,
Und steht als König auf.

Mai, 1828.

XXXV.

Der zürnende Danubius.

Admonet et magna
testatur voce per umbras.

Virgil.

Belgrad und *Semlin*, sie sind im Kriege.
Und in seinem friedlich stillen Bette
Aufgeschreckt erwacht ihr großer Vater,
Der *Danubius*, beim Schlachtendonner.
Und er fragt sich schauernd, ob er träume,
Springt empor, und hört Kanonen brüllen,
Und er schlägt in seine Schuppenhände,
Und bei ihrem Namen ruft er sie:

»Höre, *Türkin Du*, und Du, o *Christin*,
Du, *Semlin* und *Belgrad*, sagt, was habt Ihr?
Keinen Augenblick – Gott sei mir gnädig! –
Kann man schlafen, ohne daß durch Hader
Und durch Zank man wird gestört, und ohne
Daß *Semlin* und *Belgrad* lärmt und wettert.

So im Herbst und Frühling, wie im Sommer
Und im Winter krachen Eure Bomben! –
Eingewiegt vom monotonen Rauschen
Lag ich schlummernd unter meinem Schilfe.
Sieh da, wie Seewölfe Wasser spritzen
Aus den Nasenlöchern, also blasen
Eure himmellangen Feuerschlangen
Ihren heißen Odem mir auf's Wasser.

Uebermüthge, tolle Hexen waren's,
Die, nur um sich einen Spaß zu machen,
So an meinen Ufern gegenüber
Euch gesetzt, – zwei Gäst' an Einer Schüssel,
Oder wie ein Geiernest an Einem
Thurm und nebenan der Horst des Adlers!

Könnt Ihr friedlich nicht zusammen leben,
Meine Töchter? Soll ich ewig zittern
Ob des Schicksals, das Euch hier zusammen
Bracht', um Euern Nachbarhaß zu wecken?
Könnt Ihr friedlich nicht, als gute Schwestern,
Spiegeln in den Wogen meines Stromes,
Du, *Semlin*, die schwarzen goth'schen Thürme,
Belgrad, Du die weißen Minarete?

Meine breiten Wellen, die zum Meere
Rollen, suchen euch umsonst zu trennen,
Von den Festungsthürmen zu einander
Findet ihr den Weg, – es ist die Bombe,
Die, im Bogen ihre Blitze schleudernd,
Hoch Euch wölbt die luftge Feuerbrücke.

Friede! – Schweigt, ihr nachbarlichen Städte!
Müde bin ich längst der Bürgerkriege.
Wir sind alt, laßt uns der Ruhe pflegen!
Schlafen laßt uns unter'm Birkenschatten!
Macht ein Ende dem Familienzwiste!
Brauch' ich diesen Lärm von Euern Vesten?

Hab' ich, meine Töchter, denn vom Rauschen
Der Gewässer nicht genug Betäubung?

Muß ein Halbmond und ein Kreuz denn diesen
Schönen Ort zu einer Hölle machen?
Für das Evangelium und den Koran
Wechselt ihr der Bombe rauhe Grüße?
Knall und Feuer, trau'n, ist da verloren:
Ich, ein Gott einst, weiß das wohl am besten.

Eure Götter haben mich vertrieben,
Mich entthront! – Doch das ist ihre Sache.
Was ich wünsche, ist nur Ruh' im Schatten.
Und sie sollen hübsch zu Hause bleiben
Und an meinen Ufern nicht die grünen,
Blätterreichen Bäume mir entwurzeln,
Und mit ihren Bomben und Granaten
Meine Muscheln nicht in Scherben schlagen!

Solche Neuerungen sind die Früchte
Ihrer gottverfluchten Glaubenskämpfe.
Der Tumult war nicht zu meinen Zeiten;
Wenn auch Tag und Nacht die Katapulten
Auf die Städte Steine warfen, immer
War's doch ohne Rauch und ohne Lärmen!

Seht nach *Ulm* hin, Eurer Zwillingsschwester,
Haltet ruhig Euch, wie sie, und friedlich.
Wie die Fürsten auch die Fäden haspeln,
Lacht sie aus und drehet Eure Spindeln.
Eure Nachbarin betrachtet, *Buda*,
Schauet an die *Sarazenin Dristra*!
Ei, was sagte wohl der *Aetna*, machte
Solchen Lärm an seinem Fuß *Messina*?

Du, *Semlin*, bist zänkisch stets vor Allen,
Immer hast zuerst Du angefangen.
Glaubt Ihr denn, auf seinem Lauf durch Felsen

Habe Nichts zu schaffen mein Gewässer
Zwischen seinen Ufern, als die Leichen
Eurer Streiter zum *Euxin* zu schleppen?

Solchen Rauch verbreiten Eure Mörser,
Daß in meiner Lieblingsgrotte dunkle
Nacht es wird, durchzischt von grellen Blitzen.
Mir entzogen ist das Licht des Tages,
Abends überdeckt der Qualm aus ihren
Schlünden mich mit Finsterniß; von meinem
Lager such' umsonst des Himmels Sterne
Zu erspähn ich durch die grünen Wogen.

Schwestern, hofft Ihr Ruhm davon zu ernten,
Wenn Ihr Euch verwundet und zerschmettert?
Eure Schlösser werden Trümmerhaufen.
Laßt die schwarzen Mauerlöcher Feuer
Spei'n nicht länger, schweigt, sonst werd' ich selber,
Ja, ich selber, Euch die Bomben löschen.

Denn ich bin *Danubius*, der Große!
Weh Euch, wenn ich meine Macht Euch zeige.
Gnade nur ist's, daß ich hier Euch dulde.
Wenn ich meine Fluten wollt' entfesseln,
Würden, Strand und Felder überströmend,
Sie, Bergkämmen gleich am Horizonte,
Sich erheben, und Euch selbst und Eure
Schwestern zornig weg vom Boden schwemmen.« –

Traun, so kann man sprechen, wenn man Antwort
Gibt auf Bomben, Mörser und Kanonen,
Wenn man rauschend pocht an Königspforten,
Wenn man ist der Gott des Donaustromes,
Und, dem *Hellespont* und dem *Euxinus*
Gleich, auf seinen Wogen trägt Dreimaster;

Wenn man hundert steingefügte Brücken
Streift, und an vierhundert Meilen wandert,

Wenn man im Vorübergehen sechzig
Flüsse an sich reißt, sie rasch verschlingend,
Wenn man Wellen schlägt, wie Meereswogen,
Wenn man sich wie eine Riesenschlange
Um die Erde rollt, und breit und prächtig
Strömt vom Abendland zum Morgenlande.

Juni, 1828.

XXXVI.

Traum.

Lo giorno se n'andava, e l'aer bruno
Toglieva gli animai che sono 'n terra
Dalle fatiche loro.

Dante.

Laßt mich allein! – Es ist die stille Dämmerstunde,
Wo Duft den Horizont umhüllt im Hintergrunde,
Die Zeit, wo purpurroth der Stern des Tages flieht,
Und nur das gelbe Laub vergoldet noch die Wände
Des Bergs, die Zeit, wo schon der Herbst sich neigt zum Ende
Und Sonn' und Regen wie mit Rost den Wald umzieht.

Indeß am Fenster hier mich Träume hold umflüstern,
Und schon den Corridor die Schatten tief verdüstern,
Mag eine Maurenstadt erstehn, die glänzt und gleißt
Im Grunde dort und spielt in zauberhaften Farben,
Die, der Rakete gleich, aussprühend Feuergarben,
Mit Thürmen, golden, spitz, das Nebelmeer zerreißt.

Durchhauchen mag ihr Glanz mein Lied mit sanftem Feuer,
Wie sich der Himmel hüllt im Herbst in lichte Schleier,

Und Wohlklang leih' er ihm und süßen Hauch und Takt,
Und lange, wenn im Thal verstummt des Tages Stimmen,
Mit Feenschlössern mag die Zauberstadt noch glimmen,
Am blauen Horizont, mit Thürmen, goldgezackt.

September, 1828.

XXXVII.

Ekstase.

Und ich hörete eine große Stimme.

Offenbarung Johannis.

Ich ging allein am Meer; am Himmel Sternenhelle,
Kein Wölkchen um den Mond, kein Segel auf der Welle
Weit überflog mein Blick die Schranken dieser Welt.
Gebirg und Wald und Au, aufrauschend, schien mit Zagen
Um ein Geheimniß leis das tiefe Meer zu fragen
Und das erhabne Sternenzelt.

Die goldnen Sterne, die zahllos am Himmel flammen,
Tief mit dem Strahlenkranz sich bergend allzusammen,
Mit tausend Stimmen, hoch und nieder, laut und leis,
Die blauen Wellen all, die sich am Ufer brechen,
Tief mit dem Kamm von Schaum herabgebückt, – sie sprechen:
– »Es ist der Herr! Dem Herrn sei Preis!«

November, 1828.

XXXVIII.

Der Dichter an den Kalifen.

Und vor solcher Macht, die ihm gegeben war, furchten
und scheueten sich vor ihm alle Völker, Leute und Zungen.
Er tödtete, wen er wollte, er schlug, wen er wollte, er
erhöhete, wen er wollte, er demüthigte, wen er wollte.

Daniel

O Sultan *Nureddin*, Kalif, den Gott beschützt,
Gewalt'ger Herrscher, der das Mittelreich besitzt
Vom gelben Fluß zum rothen Meere,
Die Könige des Reichs, am Boden hingestreckt,
Sie beugen sich vor Dir, und ihre Stirne deckt
Den Weg zum Throne Deiner Ehre.

Groß ist Dein Harem, schön Dein Garten, frisch und grün,
Die Augen Deiner Frau'n, wie Fackeln leuchtend, glühn
Für Dich allein durch ihre Schleier.
Wenn Dein Gestirn, o Herr, dem bangen Volk erglänzt,
Dreihundert Söhne sind der Hof, der Dich umkränzt
Und strahlt, wie goldnes Sternenfeuer.

Grün ist Dein Turban mit des Reiherbusches Zier;
Lehnst Du am Fenster, siehst im Bade Du vor Dir,
Die jeder Hülle sich entschlagen,
Die Frau'n von *Madras*, die wie Rosen glühn vor Lust,
Aleppo's Töchter, die auf ihrer braunen Brust
Von weißen Perlen Schnüre tragen.

Es scheint in Deiner Hand zu wachsen noch Dein Schwert,
Das funkensprühend auf die Feinde niederfährt

Und nie zerspringt am härtsten Nacken,
Im Kampfgewitter, das sich ballt zum wilden Sturm,
Wo Elephanten, die sich stoßen, Thurm an Thurm,
Die Pferde mit den Rüsseln packen.

Wie Feenzauber wirkt Dein Blick, wohin er schaut,
Sprichst Du, *Kalif*, dann klingt's, als ob ein Himmelslaut
Zur armen Erde niederschwebe;
Gott liebt Dich, und er füllt den Goldpokal mit Wein
Der Freude Dir, damit ein Tag dem andern rein
Und voll Dein Leben lang ihn gebe.

Doch oft, o *Nureddin*, steigt ein Gedank' empor,
Ein finstrer, Dir, und nimmt der Hoheit, wie ein Flor,
Von ihrem schimmerndhellen Strahle.
So zeigt wohl oft der Mond beim hellsten Sonnenlicht
Am blauen Himmel, halb versteckt, sein Angesicht,
Das nächtliche, das leichenfahle.

Oktober, 1828.

XXXIX.

Bunaberdi.

Groß wie die Welt.

Der *Franken-Sultan*, der hoch ragt vor allem Volke,
Um den als Mantel wallt des *Samums* schwarze Wolke,
Der *Bunaberdi* steigt den Riesenberg hinan,
Ein Riese selbst, von wo, die ihm zu Füßen liegen,
Zwei halbe Welten er mit *einem* Blick durchfliegen,
Mit *einem* Blicke Meer und Land umfassen kann.

Er steht allein. Es ruht tief unten, weit sich dehnend,
Die graue Wüste, rechts an jenen Berg sich lehnend,
Aufwogt der Staub, daß er die Hand vor's Auge halt;

Zu seiner Linken schäumt das Meer, das Grüße spendet
Und rauschend, leise bald, bald laut heraus ihm sendet,
Wie auf zu seinem Herrn der Hund vor Freude bellt.

Der alte Kaiser, den der Staub, sein Aug' umwebend,
Bald weckt, das Rauschen bald der See, um's Ohr ihm schwebend,
Er träumt; und, – wie ein Mann sein Lieb im Traume sieht, –
Wähnt er, es sei ein Heer, zahllos, im tiefen Grunde,
Das all den Lärm und Staub erregt zu guter Stunde,
Und ihm zu Ehren fort und fort vorüberzieht.

Gebet.

O *Bunaberdi*, schaust Du wieder hoch vom Rande
Des Berges, schau auch hin nach meinem Zelt im Sande,
Dem weißen; denn ich bin ein Araber, bin kühn
Und frei und arm. Wenn ich zu meinem Schlachtroß spreche:
Allah!– dann fliegt es hin durch die bestaubte Fläche,
Im Kopf zwei Augen, die wie rothe Kohlen glühn.

November, 1828.

XL.

Er.

Ein Riese war ich da und
hundert Ellen hoch.

Buonaparte.

I.

Er immer! Ueberall nur Er! – Sein Bild, im Schimmer
Des Südens, oder kalt, wie Eis, – ich seh' es immer,
Sein Schöpferodem ist's, der meine Seele weiht,
Ich staune, wenn sein Bild in seiner Riesengröße

Erscheint, es bebt mein Mund, der gerne sich ergöße
In Feuerworten, die sein Strahlenglanz mir leiht.

Dort seh' ich ihn, wie er Geschütze zielend richtet,
Für Königsmörder wie er dort das Volk vernichtet,
Wie Volkstribunen er, der Krieger, niederzwang,
Wie einst dem Consul brannt' im jungen, heißen Hirne
Der Kaisertraum, indeß ihm um die bleiche Stirne
Die Haare lagen, schwarz und lang.

Als Kaiser seh' ich ihn, wie auf dem Hügel, senkend
Das Haupt, er steht, der Held, die Schlachtgewitter lenkend,
Wie einen Stern er dem, der tapfer kämpft, verspricht,
Wie er dem Kanonier bedeutet, nicht zu fehlen,
Wie seine Seele fort sechshunderttausend Seelen
Zum Kampfe reißt, und blitzt ihm aus dem Auge licht.

Dann seh' ich ihn verhöhnt, gebeugt von schwerem Harme,
Gefangen, wie er sinnt, hinbrütend kreuzt die Arme;
Bewacht von Schergen rings, wie im Verbrecherthurm,
Besiegt, die kahle Stirn bedeckt von Wolkenstreifen,
Läßt auf dem Felsen, den der Sturm umsaust, er schweifen
Des Geistes ruhelosen Sturm.

Groß ist er, wenn der Held, gebrochen und geknechtet,
Mit seinen Schließern, mit den Britten trotzig rechtet,
Und seine Würde stählt im Unglück und bewährt,
Wenn er mit seinem Tritt zwei Welten macht erzittern,
Und auf *Sanct-Helena* im Käfig, hinter Gittern,
In der Verbannung stirbt, weil er der Luft entbehrt.

Wie ist er groß, wenn ihm, bereit, vor Gott zu stehen,
Die Augen brechend schon vor Thränen übergehen,
Wenn ihn sein altes Heer im letzten Traum umrauscht,
Dem fern er sterben muß, allein und tief sich grämend,
Wenn er zum Leichentuch den Kriegermantel nehmend
Das Feldbett mit dem Sarg vertauscht.

II.

In Rom, wo des Senats Nachfolger das Conclave,
Auf *Elba's* Bergen, weiß von Schnee, voll schwarzer Lave,
Dort im *Alhambra,* dort im *Kreml*, schwarz vom Brand, –
Er überall! – Am *Nil* entdeck' ich seine Spuren,
Sein Jugendfeuer strahlt zurück von *Memphis'* Fluren,
Sein Kaiserstern geht auf im lichten Morgenland.

Begeistert, feurig, stolz, voll kühner Siegerlaunen,
Macht er, ein Wunder selbst, das Land der Wunder staunen,
Den jungen *Emir* ehrt der alte *Scheikh*, es steht
Das Volk bestürzt und stumm, wo seine Reiter traben,
Dem Orient erscheint er leuchtend, hoch erhaben,
Des Abendlandes *Mahomet* .

Sein Name klingt bereits in ihren Feenmähren,
Der Beduin' ist stolz, der dient' in seinen Heeren,
Im Zelt des Arabers, – er ist's, von dem man singt,
Nach unsrer Trommel Ton marschiren wilde, nackte,
Schwarzbraune Knaben schon in regelrechtem Takte,
Laut wiehert auf das Roß, wenn ihm sein Name klingt.

Oft mit dem *Samum* fährt er her und nimmt zum Sitze,
Zum hohen Piedestal die Pyramidenspitze,
Und überschaut das Meer von Staub und Sand und Stein,
Sein Schatten jagt empor aus ihrem Grab die Todten,
Daß, wie zur Riesenschlacht, sobald sein Mund geboten,
Vierzig Jahrhunderte sich reihn.

»Steht!« – spricht er, und sie stehn und treten ihm entgegen,
Die mit dem Scepter, die umgürtet mit dem Degen,
Pharaonen, Magier, Satrapen, – all erstarrt,
Er zählt sie laut, die stumm, versteinert vor ihm zagen,
Sie seh'n des Riesen Stirn hoch über ihnen ragen, –
Die Vorzeit macht den Hof dem Herrn der Gegenwart.

Was nur sein Fuß berührt, es wird zum Monumente;
Durch Wüsten wandelt er im staub'gen Elemente,
Von sand'gen Wogen ist bedeckt *Assyriens* Flur,
Des Nordwinds Flügel peitscht den Sand, den aufgeregten,
Der Wüste drückt er auf die Züge, die bewegten,
Des Riesenfußes ewge Spur.

III.

Sein Fuß verknüpft die Höhn der Dichtung und Historie;
Was immer Großes mir erscheint, an seine Glorie,
An seinen Namen streift der Dichter jederzeit.
Ja, wenn Dein Bild ich schau' und staune oder grolle,
Von heißen Lippen strömt dann mein Gesang, der volle,
Napoleon, – Sonne, die zum *Memnon* mich geweiht.

Gott oder Teufel, – Er beherrscht die Zeit, die neue,
Und fliegt sein Adler auf, mitreißt er unsre Treue,
Ihn schaut das Auge selbst, das aus dem Weg ihm geht.
Stets ist's *Napoleon*, der Strahlen rings versendend,
Und Schatten werfend rings, erschreckend oder blendend,
An des Jahrhunderts Schwelle steht.

So, wenn der Wandersmann, weit den *Vesuv* umkreisend,
Neapels Thor verläßt, nach *Portici* dann reisend,
Halbträumend *Ischia* erreicht, von Duft umwallt,
Das süße Blumenbeet, umrauscht von Wellentönen,
Hinschmachtend, wie das Lied verliebter Haremsschönen,
Wie eine Stimme, die aus Rosenbüschen schallt;

Wenn *Pästum* er besucht, die hohe Colonnade,
Und hört in *Puzzoli* die heitre Serenade,
Die Tarantilla singt, den römischen Wall entlang,
Und im Vorübergehn aufweckt die Stadt der Todten,
Pompeji's Mumienleib, der schimmert unter'm Boden,
Den der Vulkan einst jäh verschlang;

Wenn er zum *Pausilipp* hinschwebt auf leichter Barke,
Und *Tasso* und *Virgil* der Schiffer singt, der starke: –
Stets unter'm grünen Baum, auf Auen lichtbesonnt,
Zur See, auf hohem Cap, im gelben Dünensand,
Stets, überall erblickt, auf jedem Punkt am Strand
Den schwarzen Riesen er, der raucht am Horizont.

December, 1827.

XLI.

November.

> Ich sprach zu ihm: Du weißst, die Rose des Gartens
> währet kurze Weile und die Rosenzeit ist bald vorüber.
>
> *Saadi.*

Die Tage kürzt der Herbst, es flieht die Sommerwonne,
Kühl ist das Abendroth, und kalt die Morgensonne;
Wenn der November tobt und Nebel braut und lärmt,
Und wenn es Blätter schneit, stumm jede Vogelkehle,
Dann, holde Muse, kehrst du ein bei meiner Seele,
Wie ein erstarrtes Kind, das sich am Feuer wärmt.

Der düstre Winter hier verdirbt Dir jede Wonne,
Und hüllt in kalte Nacht die morgenländische Sonne,
Dein Traum vom Orient, so schön, ist weggehaucht,
Nichts sieht Dein Auge mehr, als lärmend wüste Gassen,
Ums Fenster Reif und Rauch, gleich schweren Nebelmassen,
Der um die Dächer schwebt und sie in Schwärze taucht.

Da fliehn in buntem Schwarm Sultane und Sultanen,
Palmbäume, goldnes Hörn, und Dschonken, grüne Fahnen,
Der Tiger, das Kameel, das jede Distel labt,
Die Bajaderen, die im Tanz sich drehn, die Schaaren
Der *Dschinn's*, die Araber auf hohen Dromedaren,
Und die Giraffe, die ungleichen Laufes trabt.

Der weiße Elephant, der trägt lichtbraune Frauen,
Moschee'n, goldglänzend, drauf der Halbmond ist zu schauen,
Baalspriester, Magier, Iman's, – das Alles flieht;
Verschwunden Minaret, Serail und Blumenbeete,
Auch kein *Gomorrha* mehr, das Feuer übersäte,
Das *Babels* schwarze Stirn mit rothem Schein umzieht.

Paris– und Winter ist's! – Du wirst umsonst beschwören
Die Odalisken, Bey's, Pascha's, die Dich nicht hören,
Dem Klephten ist *Paris*, die große, eng und klein,
Austräte hier der Nil; *Bengalen's* Rosen frören
Auf diesen Au'n, wo wir nicht Eine Grille hören,
Die *Peri's* schauerten bei diesem Sonnenschein.

Ich sehe Dich vor mir, verschämt, halbnackt erscheinen,
Um Deinen Orient seh' ich Dich, Muse, weinen.
– »Freund, rufst Du, hast Du denn im jungen Herzen nicht
Ein Lied für mich? – Ich kann das Leben hier nicht tragen,
Ans weiße Fenster hör' ich stets den Regen schlagen,
Ich, deren Scheiben glühn daheim in goldnem Licht.«

Dann nimmst Du meine Hand in Deine lichten Hände,
Wir sitzen, fern der Welt, und ich erzähl' ohn' Ende
Von meiner Jugend Dir, von heitrem Zeitvertreib,
Wie in der Schule wir gespielt, o süße Stunden,
Wie sich durch Schwüre mir ein holdes Kind verbunden,
– Beglückte Mutter jetzt und eines Andern Weib;

Wie wir im Klosterhof der Feuillantiner liefen,
Wie mich Zehnjähr'gen heim die Silberglöckchen riefen,
Wie jung und wild im Frei'n ich manchen Tag verbracht,

Wie meine Augen oft hervor aus öden Schluchten
Durch Dämmerung und Nacht des Mondes Augen suchten,
Der offnen Blume gleich, die trinkt den Thau der Nacht.

Dann siehst Du meinen Fuß die Schaukel kühn besteigen,
Und der Kastanienbaum erbebt in allen Zweigen,
Wenn sie – der Mutter Schreck! – rasch hin und wieder fliegt,
Von meinen Freunden dann in *Spanien* red' ich schließlich,
Und von *Madrid*, und wie die Schul' uns war verdrießlich,
Und wie wir Buben um den Kaiser uns bekriegt.

Von meinem Vater dann erzähl' ich Dir, der Blüthe
Der fünfzehnjähr'gen Maid, die, ach! so früh verglühte,
Die erste Lieb' ist's, die vor Allem hold Dir tönt,
Der goldne Schmetterling, dem, wer ihn wagt zu greifen,
Den Blüthenstaub nur kann von seinen Flügeln streifen,
Der unsre Tage, weh, nur Einen Tag verschönt.

November, 1828.

Victor Hugo

1793

Erster Theil.

Auf hoher See.

Erstes Buch.

Im Wald von La Saudraie.

Ende Mai 1793 wurde eines der Pariser Bataillone, die unter Santerre in die Bretagne eingerückt waren, zu einem Streifzug durch den schauerlichen Wald von La Saudraie, Bezirk Astillé, kommandirt. Dieses Bataillon war nur dreihundert Mann stark, denn es hatte in jenen harten Kriegszeiten sehr nothgelitten – Zeiten episch heldenhaften Ringens, wo von den sechshundert Freiwilligen des ersten Pariser Bataillons siebenundzwanzig, des zweiten dreiunddreißig und des dritten siebenundfünfzig Mann aus der Argonne und den Schlachten von Valmy und Jemmappes zurückgekehrt waren.

Die Bataillone, die von Paris nach der Vendée abmarschirten, zählten neunhundertundzwölf Mann und führten jedes drei Geschütze. Ihr Zustandekommen war ein sehr rasches gewesen: Den 25. April, also zur Zeit, da Gohier die Justiz und Bouchotte das Kriegswesen leiteten, war vom Stadtbezirk Bon-Conseil der Vorschlag ausgegangen, in die Vendée Freiwilligenbataillone zu entsenden; hierauf hatte ein Mitglied des Stadtraths Namens Lubin Bericht darüber erstattet, und am ersten Mai hatte Santerre bereits zwölftausend Mann nebst einem Bataillon Artillerie und dreißig Feldgeschützen zusammen. Trotz aller Eile war die Art und Weise der Mobilmachung so vorzüglich, daß sie heutzutage der Einteilung der Linienkompagnien zu Grunde gelegt wird; es ist dadurch das frühere numerische Verhältniß zwischen Truppe und Unteroffizieren ein anderes geworden.

Unter dem Datum des 28. April war vom Pariser Stadtrath an die Freiwilligen von Santerre die Ordre ergangen: »Keine Gnade, keinen Pardon!« Ende Mai waren von den zwölftausend Parisern achttausend gefallen.

Das Bataillon, welches im Walde von La Saudraie operirte, rückte sehr behutsam vor. Von Hast keine Spur, ein fortwährendes Spähen nach rechts und links, vor sich hin und rückwärts: »Der Soldat muß ein Auge im Rücken haben«, meinte Kleber. Marschirt wurde schon lang. Wie viel Uhr oder welche Tageszeit es sein mochte, hätte sich schwer bestimmen lassen, denn in einem so urwüchsigen Dickicht weicht ein gewisses abendliches Dämmern auch der hellsten Mittagssonne nicht.

Tragische Erinnerungen knüpften sich an diesen Wald: In diesem Gestrüpp hatte, schon im November 1792, der Bürgerkrieg seine Gräuelthaten begonnen; der wilde, hinkende Mousqueton war dieser Baumnacht entstiegen, die nunmehr ein Grab unzähliger Opfer schaudervollsten Mordes, eine Stätte des Entsetzens war; deshalb drangen die Soldaten so vorsichtig weiter in die Tiefen. Und doch blühte Alles rings um sie her und wob sich von allen Seiten zu einer zitternden Mauer von zartbelaubten, kühlfächelnden Zweigen zusammen; hin und wieder schillerte ein Sonnenstrahl in die grünende Finsterniß hinein und auf der Erde dehnte sich ein dichtüppiger Rasenteppich, gestickt und verbrämt mit Schwertlilien, Narcissen, lenzduftigem Safran und jenen kleinen Blumen, die das schöne Wetter ankündigen, und allen Moosgattungen in jeder erdenklichen Form durcheinanderwimmelnd, hier gekrümmt wie eine Raupe und dort gezackt wie ein Stern. Langsamen Schritts und schweigend bahnten sich die Soldaten einen Weg durch das leise auseinandergeschobene Astwerk, indem die Vögelchen über ihren Bajonetten weiterzwitscherten.

Früher, in friedlichen Zeiten, hatte in den Gebüschen von La Saudraie die »Houiche-ba« florirt, so heißt dort nämlich das nächtliche Jagen auf jene Vögelchen; jetzt wurde nur noch Jagd gemacht auf Menschen.

In diesem Wald gediehen an hochstämmigen Holzarten nur Birke, Buche und Eiche; das ebene, mit Moos und Gras dichtbewachsene Terrain gab keinen Laut von sich unter den Tritten der schreitenden Männer; wenn sich ausnahmsweise ein Fußpfad zeigte, so war's nur auf einer ganz kurzen Strecke; vor lauter Stechpalmen, Schlehdornen, Farrenkräuterstauden, Heuhecheln und Brombeerhecken konnte man einen Menschen auf eine Entfernung von nur zehn Schritten unmöglich gewahr werden.

Ein Reiher oder ein Wasserhuhn, die zuweilen durch die Wipfel hinflatterten, deuteten an, daß ein Sumpf in der Nähe war.

Der Zug bewegte sich auf gut Glück hin immer vorwärts, gespannt und besorgt, Gesuchtes zu finden.

Hin und wieder zeigten abgebrannte oder ausgetretene Stellen, kreuzförmig aufgerichtete Stöcke, blutige Zweige die Spuren menschlichen Aufenthaltes: hier war Menage gekocht, dort Messe gelesen worden, und dort hatte man die Verwundeten gepflegt. Aber die hier ausrasteten, waren verschwunden – wohin? vielleicht schon in weite Ferne; vielleicht auch mochten sie nur wenige Schritte weit mit zielenden Stutzen im Hinterhalt liegen. Einstweilen war der Wald wie ausgestorben. Das Bataillon marschirte mit steigender Vorsicht; Einsamkeit und Mißtrauen halten gleichen Schritt. Weit und breit keine Seele, also ein Grund mehr zur Besorgniß in dieser berüchtigten Einöde; wie nahe lag da die Wahrscheinlichkeit einer listig gestellten Falle.

Dreißig Grenadiere unter der Führung eines Sergeanten gingen in beträchtlicher Entfernung vom Kern des Bataillons als Eclaireurs voraus, mit ihnen die Marketenderin.

Marketenderin schließen sich überhaupt lieber der Avant-Garde an: es ist dies zwar mit Gefahr verbunden, aber man bekommt dabei doch etwas zu sehen, und die Neugierde ist einmal eine der Aeußerungen weiblicher Tapferkeit.

Plötzlich durchzuckte jeden Einzelnen dieses kleinen Vortrabs jener den Jägern wohlbekannte Schauer, wenn sie auf ein Wild gestoßen sind. Mitten aus einem Dickicht heraus hatte man etwas wie ein Aufathmen vernommen, und nun schien es auch, als ob es sich im Laubwerk rührte. Die Soldaten winkten einander zu.

In den Späher- und Lauscherdienst der Eclaireurs braucht kein Offizier einzugreifen; was geschehen soll geschieht schon von selbst. Vor Ablauf einer Minute war die verdächtige Stelle bereits umstellt und ein Kreis von Gewehrläufen darauf gerichtet; von allen Seiten her hatten die Soldaten den dunkeln Mittelpunkt des Dickichts aufs Korn genommen und erwarteten,

den Finger am Drücker und den Blick auf das verdächtige Objekt geheftet, nur noch das Kommando des Sergeanten, um einen Kugelregen hinzusenden.

Da, im Moment, wo der Sergeant abfeuern lassen wollte, rief die Marketenderin: Halt!

Sie hatte es gewagt, einen Blick durch das Buschwerk zu thun und setzte nun, zu den Soldaten gewendet, hinzu:

– Kameraden, schießt nicht!

Hierauf eilte sie ins Dickicht. Die Uebrigen folgten ihr nach, und wirklich fand sich Jemand in dem Versteck vor.

Mitten im dichtesten Gestrüpp, am Rande einer jener kleinen kreisförmigen Lichtungen, die in den Wäldern durch Kohlenmeier entstehen, welche die Baumwurzeln rundum versengen, saß in einem von Zweigen gebildeten Nest, einer Art Laubkammer, die wie ein Alkoven nach einer Seite hin halb offen stand, ein Weib mit einem Säugling an der Brust und zwei blondlockigen schlafenden Kindern auf dem Schooß.

Das also war der Feind.

– Sie, was thun Sie hier? rief die Marketenderin.

Das Weib blickte von dem Säugling zu ihr auf.

– Sind Sie verrückt, hier so zu sitzen, fuhr die Marketenderin fort, und fügte dann hinzu:

– Nur noch eine Minute, und Sie waren über den Haufen geschossen!

Und zu den Soldaten gewendet, erklärte sie:

– Es ist ein Weib.

– Donnerwetter! so viel sehen wir auch, sagte einer von den Grenadieren.

– In den Wald rennen, um sich über den Haufen schießen zu lassen, begann die Marketenderin von Neuem, ist so was Dummes je dagewesen!

Das Weib, verblüfft und starr vor Bestürzung, glotzte wie im Traum all die Gewehre, Säbel, Bajonette und wilden Gesichter um sich an.

Die beiden Kinder wachten auf und schrieen.

Das eine rief: Mich hungert.

Das andere: Mutter, ich fürchte mich.

Der Säugling trank ruhig weiter.

– Am Gescheutesten bist du dran, sagte die Marketenderin zu ihm.

Die Mutter war vor Entsetzen sprachlos.

– Nur nicht ängstlich, rief ihr der Sergeant zu, wir sind das Bataillon Bonnet-rouge.

Das Weib erzitterte am ganzen Leibe und starrte in des Sergeanten hartes Gesicht, von dem eigentlich nur die Brauen, der Schnurrbart und die zwei kohlschwarz glühenden Augen sichtbar waren.

– Vormals das Bataillon von der Croix-Rouge, erläuterte die Marketenderin.

Und der Sergeant fuhr fort:

– Wer bist du, meine Dame?

Immer noch starrte das Weib schaudernd zu ihm hinüber. Sie war jung, blaß, abgezehrt, und trug, wie alle bretonischen Bäuerinnen, nur ganz zerfetzt, die große Kapuze und die mit einer Schnur um den Hals zurückgeschlagene Wolldecke. Mit der Gleichgültigkeit der Verwilderung ließ sie ihren Busen entblößt. Ihre nackten Füße bluteten.

– Es ist eine Arme, sagte der Sergeant.

Und die Marketenderin begann wieder in ihrem soldatisch weiblichen, nur so verstohlen mildanklingenden Ton:

– Wie heißen Sie?

Das Weib stammelte leise, fast unverständlich vor sich hin:

– Michelle Fléchard.

Die Marketenderin fuhr dem Säugling mit ihrer breiten Hand streichelnd über das Köpfchen und fragte:

– Wie alt ist der Käfer?

Da die Mutter keine Antwort gab, wiederholte sie ihre Frage:

– Wie alt das Ding da ist, möcht ich wissen.

– Ach so, sagte nun die Mutter, achtzehn Monate.

– Ei, das ist ja schon altes Eisen, sagte die Marketenderin. Das hat lang genug an der Brust gelegen. Das muß entwöhnt werden. Wollen's mit Suppe füttern.

Die Mutter erholte sich allmälig von ihrem Schrecken. Die zwei wachgewordenen Kleinen waren eher neugierig als ängstlich. Sie staunten die schönen Federbüsche der Soldaten an.

– Ach! sagte die Mutter, sie sind recht hungrig, und setzte dann noch hinzu: Mir ist die Milch ausgegangen.

– Sollen schon was zu essen kriegen, rief der Sergeant ihr zu, und du auch. Aber das ist nicht Alles. Was hast du für politische Gesinnungen?

Das Weib schaute den Sergeanten an, ohne ihm zu antworten.

– Hast du mich nicht verstanden?

Darauf erwiderte sie:

– Ganz klein bin ich ins Kloster gekommen, aber ich habe geheirathet; ich bin keine Klosterfrau geworden. Bei den Schwestern habe ich französisch reden lernen. Unser Dorf ist angezündet worden. Wir sind so schnell davongelaufen, daß ich nicht einmal Schuhe angezogen habe.

– Nach deinen politischen Gesinnungen frage ich.

– Das weiß ich nicht.

– Blos weil es Kundschafterinnen giebt hier herum, fuhr der Sergeant fort. Dergleichen wird von uns mit blauen Bohnen traktirt. Na, so sprich einmal! Eine Zigeunerin bist du doch nicht? Du hast doch ein Vaterland?

– Ich weiß nicht, antwortete sie.

– Was? du weißt nicht, wo deine Heimath ist?

– Ah so, meine Heimath – o doch.

– Nun also, wie heißt dein Vaterland, deine Heimath?

– Die Maierei von Siscoignard in der Gemeinde von Azé.

Jetzt war an den Sergeanten die Reihe gekommen, verblüfft dreinzuschauen. Nachdem er einen Augenblick nachdenklich dagestanden, begann er wieder:

– Wie hast du gesagt?

– Siscoignard.

– Das ist aber noch immer kein Vaterland, so ein Nest.

– Aber so heißt meine Heimath, sagte die Frau, schien dann eine Minute lang über etwas nachzusinnen, und fügte schließlich hinzu:

– Nun versteh ich's, mein Herr: Sie sind aus Frankreich; ich bin aus der Bretagne.

– Und was weiter?

– Ja, das ist nicht die nämliche Heimath.

– Aber das nämliche Vaterland! schrie der Sergeant.

Die Frau erwiderte hierauf nur:

– Ich bin aus Siscoignard.

– Gut; lassen wir's gelten, dein Siscoignard, entgegnete der Sergeant. Dort ist also deine Familie her?

– Ja.

– Und was treiben sie, die Leute?

– Sie sind alle gestorben. Ich habe niemand mehr.

Der Sergeant, der sich nicht ganz ungern reden hörte, inquirirte weiter:

– Eltern hat man doch, zum Teufel! oder hat sie gehabt. Wer bist du? Heraus mit der Sprache!

Das Weib lauschte in dumpfem Staunen den drei Worten »hat sie gehabt«, die schon mehr wie ein Niesen als wie eine menschliche Rede klangen.

Die Marketenderin fühlte das Bedürfniß, sich ins Mittel zu legen. Sie begann abermals den Säugling zu streicheln und klopfte den zwei anderen Kindern auf die Backen.

– Wie heißt der Milchegel da? fragte sie. Aber nein, es ist offenbar ein Mädel.

– Georgette, antwortete die Mutter.

– Und der Aelteste? denn der wenigstens ist doch ein Mannsbild, der Schlingel dort.

– René-Jean.

– Und der Jüngere, der ja auch ein Mannsbild ist und noch dazu zwei Backen hat wie ein Trompeter?

– Das ist mein Dicker, Alain.

– Nett sind sie, die kleinen Kerle, sagte die Marketenderin; das stolzirt euch schon so einher wie etwas Vernünftiges.

Der Sergeant aber ließ nicht ab:

– Heraus jetzt mit der Sprache, meine Dame! Hast du ein Haus?

– Ich habe eins gehabt.

– Wo?

– In Azé.

– Und warum bist du nicht mehr in diesem Haus?

– Weil man mir's verbrannt hat.

– Wer?

– Ich weiß nicht – so eine Schlacht eben.

– Woher kommst du?

– Von dort drüben her.

– Wohin gehst du?

– Ich weiß nicht.

– Zur Sache endlich: Wer bist du?

– Ich weiß nicht.

– Was, du weißt nicht, wer du bist?

– Wir sind eben Leute, die sich flüchten.

– Mit welcher Partei hältst du's?

– Ich weiß nicht.

– Stehst du zu den Blauen oder stehst du zu den Weißen? Zu wem stehst du?

– Zu meinen Kindern steh ich.

Es entstand eine Stille; dann sagte die Marketenderin:

– Ich habe nie eins gehabt, ein Kind: ich war immer so in Eile.

– Aber von deinen Eltern weißt du doch etwas? hob der Sergeant wieder an. Heraus damit, meine Dame: wie war's mit deinen Eltern bestellt? Ich heiße Radoub; ich bin Sergeant; ich stamme aus der Straße Cherche-Midi wie mein Vater und meine Mutter; ich kann von meinen Eltern erzählen. Erzähle du uns von den Deinigen. Sage uns, was das für Leute gewesen sind.

– Fléchard nannten sie sich. Weiter ists nichts mit ihnen.

– Allerdings, ein Fléchard heißt Fléchard, gerade wie ein Radoub Radoub heißt. Aber man treibt doch irgend ein Gewerbe? Womit haben sie sich beschäftigt? Womit beschäftigen sie sich? Wie haben sie sich durch die Existenz fléchardirt, deine Fléchards?

– Sie waren Bauersleute. Mein Vater war verstümmelt und arbeitsunfähig von wegen der Stockprügel, die der gnädige Herr, sein und unser gnädiger Herr, ihm hatte geben lassen, was noch aus Güte geschah, weil mein Vater ein Kaninchen weggenommen hatte, weswegen man zum Tod verurtheilt wurde; aber der gnädige Herr war barmherzig gewesen und hatte gesagt: Gebt ihm bloß hundert Stockprügel; und so ist mein Vater ein Krüppel geworden.

– Weiter.

– Mein Großvater war ein Hugenott. Der hochwürdige Herr Pfarrer hat ihn auf eine Galeere schicken lassen. Ich war noch ganz klein.

– Weiter.

– Meines Mannes Vater war ein Salzschmuggler. Der König hat ihn erhängen lassen.

– Und dein Mann, was treibt der?

– Dieser Tage hat er sich geschlagen.

– Für wen?

– Für den König.

– Weiter.

– Nun ja, und für seinen gnädigen Herrn.

– Weiter.

– Nun ja, und für den hochwürdigen Herrn Pfarrer.

– Himmelherrgottsakramentsochsen! platzte ein Grenadier heraus.

Das Weib fuhr vor Entsetzen in die Höhe.

– Sie sehen, werthe Frau, daß wir echte Pariser sind, sagte die Marketenderin verbindlich.

Das Weib faltete die Hände und rief:

– Jesus, Maria und Joseph!

– Nur keine abergläubischen Faxen, ermahnte sie der Sergeant.

Die Marketenderin setzte sich neben sie und zog den ältesten Knaben zu sich her, der es auch gern geschehen ließ. Kinder beruhigen sich gerade so, wie sie erschrecken: man weiß nicht weshalb; sie haben einen geheimnißvollen innerlichen Tastsinn.

– Sie arme gute Frau vom Land, Sie haben da ein nett Paar Rangen; das ist immerhin etwas. Man sieht ihnen ihr Alter an: der Größere geht ins fünfte Jahr, der Andere ins vierte. Aber das muß ich sagen, der Wurm, den Sie an der Brust haben, ist ein verteufelter Vielfraß. O du kleines Ungeheuer, ob du wohl aufhören wirst, deine Mama so abzugrasen!

Wissen Sie Frau, Sie müssen keine Furcht haben. Eigentlich sollten Sie sich ins Bataillon aufnehmen lassen und es machen wie ich. Mich heißen sie die Husarin; ein Spitzname, was? Aber lieber will ich so heißen als Mamsell Bicorneau wie meine Mutter. Ich bin die Marketenderin, heißt so viel wie eine Person, welche Erfrischungen herumreicht, wenn man sich zusammenkartätscht und abschlachtet, wenn der Teufel los ist, was? Wir haben ungefähr den gleichen Fuß; ich werde Ihnen ein Paar von meinen Schuhen geben. Ich habe den 10. August mitgemacht zu Paris. Westermann hat von meinem Schnaps getrunken. Ich habe auch Ludwig XVI., das heißt Ludwig Capet köpfen sehen. Er wollte nicht dran; ist auch ganz begreiflich; wenn man bedenkt, daß er am 13. Januar noch Kastanien gebraten hat und gelacht mit seiner Familie! Als man ihn mit Gewalt auf das Fallbrett legte, wie man's nennt, trug er weder Rock noch Schuhwerk mehr, blos das Hemd, eine gesteppte Weste, eine graue Tuchhose und grauseidene Strümpfe. Der Fiaker, in dem er angefahren kam, war grün angestrichen. Sehen Sie, Sie thäten am besten, mit uns zu gehen; wir sind ein Bataillon von lauter guten Kerlen; Sie wären dann die Marketenderin Nummer zwei; Sie werden den Rummel bald los haben; ich will Ihnen schon zeigen, wie einfach das Geschäft ist: da hat man sein Fäßchen mit der Schelle und geht eben in den Lärm, ins Pelotonfeuer, in die Kanonenschüsse, kurz mitten in die Suppe hinein und ruft: Nun, Kinder, mag Keiner eins trinken? Das ist die ganze Hexerei. Von mir kriegt Jeder einen Schluck, auf Ehre ja, die Weißen wie die Blauen, obschon ich blau bin und das in der Wolle gefärbt; aber trinken dürfen sie Alle; das hat eine trockene Leber, so ein Verwundeter, und dann sucht sich ja der Tod die Leute nicht nach ihrem Glaubensbekenntniß aus. Im Angesicht des Todes sollten die Menschen

einander eine Hand geben. Eigentlich ist es etwas Einfältiges, so eine Keilerei.

Kommen Sie nur mit! Wenn ich aus dem Leben muß, können Sie dann das Geschäft fortsetzen.

Ich sehe nur so aus, wissen Sie; im Grunde bin ich ein gutmüthiges Weib und ein braver Kerl; vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten.

Als die Marketenderin schwieg, murmelte die Arme vor sich hin:

– Unsere Nachbarin hieß Marie-Jeanne und unsere Magd Marie-Claude. Unterdessen belehrte der Sergeant Radoub den einen Grenadier:

– Sei still! Du hast die Frau erschreckt. In Damengesellschaft flucht man nicht.

– Aber, entgegnete der Grenadier, es ist denn doch die reine Seekrankheit für die Intellektualität eines honetten Menschen, wenn man solche chinesische Kaffern sieht, denen der gnädige Herr den Schwiegervater zum Krüppel gehauen, denen der hochwürdige Herr Pfarrer den Großvater ins Zuchthaus, denen der König den Vater an den Galgen gebracht hat, und die sich zuguterletzt noch herumholzen und eine Rebellion anfangen und sich abtakeln lassen für den König, den gnädigen Herrn und den hochwürdigen Herrn Pfarrer!

– Keine Widerreden! rief der Sergeant.

– Man schweigt ja schon, murrte der Grenadier; aber verdrießen darf es Einen, wenn eine so nette Frau wie die sich der Gefahr aussetzt, blos für den Jux eines Pfaffen den Schädel eingeschlagen zu bekommen.

– Mann, sagte der Sergeant, wir sind hier nicht im Club unseres Stadtviertels; darum sei kein Cicero.

Und er wendete sich wieder zu dem Weib: – Aber dein Mann, meine Dame? Was treibt er? Was ist aus ihm geworden?

– Nichts: man hat ihn ja umgebracht.

– Wo denn?

– Im Busch.

– Wann?

– Vor drei Tagen.

– Und wer?

– Ich weiß nicht.

– Was? Du weißt nicht, wer dir deinen Mann umgebracht hat?

– Nein.

– War's ein Blauer oder war's ein Weißer?

– Eine Flintenkugel war's.

– Und vor drei Tagen?

– Ja.

– Wozugegen war's?

– Bei Ernée. Dort ist er gefallen, ja.

– Und du, was treibst du, seitdem du deinen Mann verloren hast?

– Ich trage meine Kinder fort.

– Wohin willst du sie tragen?

– Vorwärts.

– Und wo schläfst du?

– Auf der Erde.

– Und wovon nährst du dich?

– Von nichts.

Der Sergeant machte jene militärische Grimasse, wobei der Schnurrbart bis zur Nasenspitze hinaufgezogen wird:

– Also von nichts?

– Heißt das von Schlehen, von Brombeeren, wenn noch welche vom vergangenen Jahre her übrig geblieben sind, dann auch von Heidelbeeren und von den Schößlingen am Farrenkraut.

– Allerdings gleichbedeutend mit nichts.

Das älteste Kind schien zu verstehen und sagte:

– Mich hungert.

Da zog der Sergeant ein Stück Kommisbrod aus der Tasche und reichte es der Mutter hin. Diese brach das Brod in zwei Theile, die sie den Kindern gab. Gierig fielen die Kleinen darüber her.

– Für sich hat sie nichts behalten, brummte der Sergeant.

– Sie hat eben keine Lust zum Essen, sagte ein Soldat.

– Sie ist eben die Mutter, entgegnete der Sergeant.

Die Kinder hielten inne:

– Trinken! sagte das Eine: – Trinken! wiederholte das Andere.

– Giebt's denn kein Wasser in dem verteufelten Wald? sagte der Sergeant.

Da nahm die Marketenderin den kleinen kupfernen Becher, der neben dem Glöckchen an ihrem Gürtel hing, drehte den Hahn des Fäßchens, das sie querüber an einem Riemen trug, ließ ein paar Tropfen in den Becher rinnen und setzte ihn den Kindern an die Lippen.

Das ältere trank und verzog das Gesicht. Das jüngere spuckte aus.

– Aber es ist doch etwas Gutes, sagte die Marketenderin.

– Ein Schwerenöther? fragte der Sergeant.

– Und noch dazu vom besten. Es sind halt Bauern, antwortete sie, indem sie den Becher auswischte.

Der Sergeant begann abermals:

– So viel steht also fest, meine Dame, daß du davonläufst?

– Ich muß ja wohl.

– Immer querfeldein, so auf gut Glück hin?

– Erst renne ich aus Leibeskräften, dann geh ich nur noch, und nachher fall ich hin.

– Traurige Wirtschaft, das! meinte die Marketenderin.

– Es wird ja gerauft, stammelte das Weib. Ringsum ist Alles eine große Schießerei. Ich weiß nicht, was sie gegen einander haben. Meinen Mann haben sie mir umgebracht. Weiter versteh ich nichts davon.

Der Sergeant stampfte mit seinem Flintenkolben auf die Erde, daß es klirrte: – Ja, ein dummer Krieg, hol mich der Teufel!

– Gestern Nacht, fuhr das Weib fort, haben wir uns in einer Höhlung schlafen gelegt.

– Selb Vieren?

– Selb Vieren.

– Schlafen gelegt?

– Schlafen gelegt.

– Also aufrecht schlafen gelegt, bemerkte der Sergeant. Und zu den Soldaten gewendet:

– Kameraden, sagte er, eine Höhlung heißt in der Sprache dieser Eingeborenen ein alter, hohler, abgestorbener Baum, in den ein Mensch nur hineinschlüpfen kann wie ein Säbel in die Scheide. Aber was ist da zu machen? Es gehört einmal nicht zu den Naturnotwendigkeiten, daß Jeder in Paris geboren wird.

– In einem Baumstamm übernachten! staunte die Marketenderin, und dazu mit drei Kindern!

– Und wenn nun die Heulerei der Kleinen losging, fuhr der Sergeant fort, muß es den Leuten, die ihr Weg vorüberführte und die gar nichts sehen konnten, ganz schnurrig vorgekommen sein, einen Baum »Papa« und »Mama!« schreien zu hören.

– Es ist noch Sommer, gottlob! seufzte das Weib. Und sie starrte zu Boden, in Ergebung, mit dem Staunen der Geschöpfe, die einer Naturgewalt unterliegen.

Schweigend umstanden die Soldaten dieses Elend: eine Wittwe, drei Waisen, auf der Flucht, ausgestoßen, preisgegeben dem ringsum grollenden Krieg, dem Hunger, dem Durst, ohne eine andere Nahrung als das Gras des Feldes, ein anderes Obdach als den freien Himmel. Der Sergeant trat näher und betrachtete den Säugling. Da ließ die Kleine die Mutterbrust los, wendete langsam das Köpfchen um und schaute mit einem Lächeln aus seinen schönen blauen Augen in das unheimlich wilde, struppige, borstige Gesicht, das sich hinbeugte über sie. Der Sergeant richtete sich wieder auf: es rann ihm eine große Thräne längs der Wange herab und blieb wie eine Perle an der Spitze seines Schnurrbarts hängen. Mit fester Stimme sprach er:

– Kameraden, aus der ganzen Bescheerung läßt sich schließen, daß dem Bataillon Vaterfreuden bevorstehen. Alles einverstanden? Die drei Kleinen werden an Kindesstatt angenommen.

– Die Republik hoch! riefen die Grenadiere.

– Abgemacht, sagte der Sergeant und streckte beide Arme über die Mutter und die Kleinen aus:

– Hier seht ihr also die Kinder des Bataillons Bonnetrouge.

Die Marketenderin sprang vor Freude in die Höhe und rief:

– Recht so, drei Köpfe unter einer Kappe. Dann drückte sie schluchzend, überschwänglich die arme Wittwe an ihr Herz und sagte:

– Wie doch die Kleine schon so muthwillig dreinschaut!

– Hoch die Republik! ertönte es nochmals aus Aller Mund, und der Sergeant sprach zur Mutter:

– Komm mit, Bürgerin.

Zweites Buch.

I.

Englisch-französische Mischung.

Im Frühling 1793, während Frankreich, von allen Seiten her gleichzeitig angegriffen, sich mit einem pathetischen Intermezzo, dem Sturz der Gironde, beschäftigte, trug sich auf der Inselgruppe des Kanals Folgendes zu.

Eines Abends, am 1. Juni, auf Jersey, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, bei nebliger Witterung, die für eine heimliche Abfahrt gerade in Folge ihrer Gefährlichkeit günstig ist, segelte eine Korvette aus der kleinen öden Bucht von Bonnenuit. Das Fahrzeug hatte eine französische Mannschaft an Bord, gehörte jedoch zu der englischen Flottille, die wie ein Vorposten bei der östlichen Spitze der Insel ihre Station hatte. Die englische Flottille stand unter dem Kommando des Fürsten von la Tour-d'Auvergne, aus dem Geschlechte der Bouillon, und auf seinen Befehl war die Korvette mit einem eigenen und dringenden Auftrag detachirt worden.

Diese in Trinity-House unter dem Namen »The Claymore« eingetragene Korvette war scheinbar ein Fracht-, in Wirklichkeit aber ein Kriegsschiff. Trotz ihrem schwerfälligen, friedfertig merkantilen Aussehen, war ihr keineswegs zu trauen, denn bei ihrem Bau hatte man einen Doppelzweck im Auge gehabt: List, um womöglich zu täuschen, und Kraft, um nöthigen Falls zu kämpfen. Für den heutigen Nachtdienst hatte die Ladung des Zwischendecks dreißig kurzen Marinegeschützen von schwerem Kaliber den Platz räumen müssen. In Voraussicht eines Sturmes oder vielmehr um dem Fahrzeug seine harmlose Figur zu belassen, waren dieselben eingezogen, das heißt mit dreifachen Ketten dergestalt nach innen zu festgehalten, daß die Mündungen die überdies zugestopften Lucken kaum berührten; von außen war also nichts sichtbar; auch die Stückpforten waren geblendet, jede Oeffnung geschlossen; kurz die Korvette trug gewissermaßen eine Maske. Die ordonnanzmäßigen Korvetten führen ihre Geschütze nur auf dem Verdeck; dieses Schiff hingegen, für Trug und Ueberfall berechnet, war so gebaut, daß, wie wir bereits wissen, die Batterie nicht auf dem Deck, sondern im Zwischendeck untergebracht war. Obgleich nach einem massiven, gedrungenen Modell konstruirt, war der »Claymore« den Schnellseglern beizuzählen; seine Schale war so fest wie sonst keine zweite in der englischen Marine und im Gefecht blieb seine Leistungsfähigkeit kaum hinter der einer Fregatte zurück, obwohl er an Stelle des Besanmastes einen ungleich kleineren mit einer einfachen Brigantine führte. Von seltenem Scharfsinn zeugte das ausgezeichnete geschweifte Fugenwerk am Steuer, welches auf den Werften von Southampton mit fünfzig Pfund Sterling bezahlt worden war.

Die ausschließlich französische Schiffsmannschaft bestand aus übergelaufenen Matrosen und war von Emigranten befehligt. Unter diesen sorgfältig ausgesuchten Leuten befand sich auch nicht Einer, der nicht ein guter Seemann, ein guter Soldat und ein guter Royalist gewesen wäre; Alle bekannten sie sich zu dem dreifach schwärmerischen Kultus: Schiff, Waffe, König. Behufs einer eventuellen Landung war ihnen ein halbes Bataillon Marinetruppen beigegeben worden. Kapitän der Korvette war der Graf du Boisberthelot, Ritter des Sankt-Ludwigsordens und einer der verdienstvollsten Marineoffiziere des früheren Regime, Lieutenant der Chevalier von La Vieuville, der bei den Gardes-françaises die Kompagnie

kommandirt hatte, in welcher Hoche Sergeant gewesen, und Lootse Philipp Gacquoil, der geschickteste Fachmann von ganz Jersey.

Daß das Fahrzeug etwas Außerordentliches vorhatte, unterlag keinem Zweifel, umsomehr als ein Mann an Bord gekommen war, dem man irgend ein Wagniß zutrauen mußte. Es war ein hochgewachsener Greis, rüstig, von aufrechter Haltung und strengen Gesichtszügen; sein Alter genau festzustellen hätte schwer fallen dürfen, da er zugleich bejahrt und doch wieder jung erschien – eine jener Gestalten voller Furchen und voller Kraft, mit weißem Haar auf der Stirn und einem Blitz im Auge, an Körperstärke Vierziger und Achtziger an geistigem Ansehen. Während er die Korvette bestieg, hatte man durch den klaffenden Schlitz seines Schiffermantels wahrnehmen können, daß er sogenannte »Bragou-Bras« oder Pumphosen trug, ferner hohe Stiefel und eine Jacke aus Ziegenfell, das seidengestickte Leder nach außen, das rauhe, borstige Haar nach innen zugekehrt, also ganz wie ein bretonischer Bauer gekleidet war. Jene altmodischen bretonischen Jacken ließen sich auf zweierlei Arten tragen, sowohl an Festtagen wie bei der Arbeit, je nachdem man sie nach der glatten oder der behaarten Seite wendete; so ging man die Woche über im Pelz, am Sonntag in der Stickerei.

Der Bauernanzug dieses Greises war überdies, gleichsam zur Vervollständigung seiner trügerisch beabsichtigten Echtheit, an Knieen und Ellenbogen wie durch langjährigen Gebrauch abgenutzt, und auch der grobe Tuchmantel glich dem heruntergekommenen Erbstück einer Fischerfamilie. Als Kopfbedeckung trug der Mann den Hut von hoher Form mit breiter Krämpe, der, wenn man letztere in der wagerechten Stellung läßt, ländlich aussieht, kriegerisch aber, wenn man sie auf einer Seite vermittelst einer Schnur und Kokarde aufstülpt. Er trug ihn nach Bauernmanier einfach mit hängender Krämpe, ohne Schnur noch Kokarde.

Der Gouverneur der Insel und der Fürst von la Tour-d'Auvergne hatten ihn persönlich an Bord geführt und untergebracht, und der geheime Agent des Prinzen, Gélambre, ein ehemaliger Garde-du-corps des Herrn Grafen von Artois, der schon die Einrichtung der Kajüte selber überwacht hatte, war trotz seinem alten Adel in der Rücksicht und Hochachtung so weit gegangen, dem Greis die Reisetasche nachzutragen. Auch hatte sich Herr von Gélambre, als er das Schiff wieder verließ, vor dem Bauern tief

verneigt; Lord Balcarras hatte ihm noch zugerufen: »Glück auf, General!« und der Fürst von la Tour-d'Auvergne: »Lieber Vetter, auf Wiedersehen!«

»Der Bauer.« So wurde der Passagier auch wirklich gleich nach seinem Erscheinen vom Schiffsvolk in jenen wortkargen Gesprächen bezeichnet, die Seeleute mit einander führen; doch wenn ihnen auch der Schlüssel des Räthsels fehlte, so viel wußten sie immerhin, daß jener Bauer ebensowenig ein Bauer war wie der »Claymore« ein Kauffahrer.

Bei spärlichem Wind ging die Korvette unter Segel, steuerte an Boulay-Bay vorüber und blieb noch eine gute Weile lavirend in Sicht, bis sie, immer mehr zusammenschrumpfend, in der sinkenden Nacht verschwand.

Eine Stunde später schickte Gélambre von seiner Wohnung in Saint-Hélier aus folgende kurze Zeilen via Southampton an den Herrn Grafen von Artois ins Hauptquartier des Herzogs von York: »Königliche Hoheit, die Abfahrt hat soeben stattgefunden. Erfolg gesichert. In acht Tagen steht die ganze Küste in Flammen, von Granville bis Saint-Malo.«

Vier Tage vorher war dem Abgeordneten Prieur vom Marne-Departement, Kommissär des Nationalkonvents bei der Armee von Cherbourg, derzeit in Granville beschäftigt, durch einen geheimen Eilboten und von derselben Hand wie obige Depesche geschrieben, dies Billet zugestellt worden: »Bürger Abgeordneter, den 1. Juni, zur Ebbezeit, wird die Kriegskorvette mit maskirter Batterie »The Claymore« auslaufen, um einen Mann an die französische Küste zu bringen, dessen Personalbeschreibung anbei folgt: hoher Wuchs, alt, Haar weiß, Bauernkleider und Aristokratenhände. Morgen ein Näheres. Er wird am zweiten in der Frühe landen. Alarmiren Sie die Kreuzer, kapern Sie die Korvette, lassen Sie den Mann guillotiniren.«

II.

Ueber Schiff und Passagier Nacht.

Die Korvette, anstatt südlich gegen Sainte-Catherine zuzusegeln, hatte ihren Kurs nach Norden, dann nach Osten gerichtet und war schließlich

resolut zwischen Serk und Jersey in die Meerenge eingedrungen, die man le Passage de la Deroute nennt. Damals gab es weder auf dem einen noch auf dem anderen Ufer einen Leuchtthurm.

Die Sonne war völlig untergegangen und die Nacht dunkler als es sonst im Sommer zu sein pflegt; eine Mondnacht, aber ein Himmel, eher an die Aequinoktial- als an die Sonnenwendezeit erinnernd, so gleichmäßig war er mit schweren Wolken ausgefüttert; demnach konnte, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Mond erst im Untergehen, bei seiner Berührung mit dem Horizont sichtbar werden. Einige Wolken hingen sogar bis auf das Meer herab und bedeckten es mit Nebeln.

Die allseitige Dunkelheit war jedoch günstig. Der Lootse Gacquoil hatte den Plan, Jersey links und Guernesey rechts liegen lassend, nach einer kühnen Durchfahrt zwischen Les Hanois und Les Douvres in irgend eine Bucht an der Küste von Saint-Malo einzulaufen; dieser Weg war zwar weniger kurz als der über Les Minquiers, aber sicherer, da die französischen Kreuzer bis auf weiteren Befehl Ordre hatten, vor Allem die Strecke zwischen Saint-Helier und Granville im Auge zu behalten.

Mit Aufgebot aller Mittel hoffte Gacquoil, unvorhergesehene Zwischenfälle abgerechnet, bei einigermaßen günstigem Wind die französische Küste vor Tagesgrauen zu erreichen.

Bis jetzt ging Alles nach Wunsch; die Korvette war eben an Gros-Nez vorbeigesegelt; das Wetter schien, wie der Seemann sagt, schmollen zu wollen; der Wind wurde stärker und die Wellen bewegter; aber gerade dieser Wind war gut und die See ging hoch, ohne deshalb stürmisch zu sein. Nur bekam bei gewissen Wogenschlägen das Vordertheil des Fahrzeugs etwas zu viel Senkung.

Der »Bauer«, den Lord Balcarras »General« genannt, und zu dem der Fürst von la Tour-d'Auvergne »Lieber Vetter« gesagt, hatte den Matrosenschritt und spazierte ruhig und gravitätisch auf dem Deck auf und nieder. Daß das Schiff heftig hin und hergeworfen wurde, schien er nicht zu bemerken.

Von Zeit zu Zeit zog er aus der Tasche seines Wammses ein Schokoladetäfelchen, von dem er ein Stück abbrach und verzehrte: trotz seinem weißen Haar hatte er noch alle seine Zähne. Nur den Kapitän redete er zuweilen leise und bündig an, sonst keine Seele, und dieser hörte ehrerbietig zu, als hielte er eher seinen Passagier als sich selber für den eigentlich Kommandirenden.

Der »Claymore« fuhr nun, in Nebel eingehüllt, sehr geschickt die gedehnte, steile Nordküste von Jersey entlang, dem Lande möglichst nah, wegen der gefürchteten Klippe Pierres de Leeq, die sich in der Mitte der Meerenge zwischen Jersey und Serk befindet. Gacquoil, aufrecht beim Steuer, die Richtung von Grève de Leeq Gros-Nez, Plémont der Reihe nach angebend, ließ die Korvette einigermaßen blindlings, aber mit vollkommener Sicherheit, wie Einer, der zum Haus gehört und das ganze Winkelwerk des Meeres kennt, zwischen all den Verkettungen von Hindernissen einhergleiten. Das Vordertheil des Schiffes hatte kein Licht, aus Furcht vor einem Entdecktwerden in diesen so argwöhnisch überwachten Gegenden. Man wünschte sich zu dem Nebel Glück. Jetzt war man bei La Grande-Etaque, und die Finsterniß so dicht, daß man die ragenden Umrisse des Pinacle kaum zu unterscheiden vermochte. Auf dem Thurm von Saint-Ouen hörte man die zehnte Stunde schlagen, ein Zeichen, daß man immer noch den Wind im Rücken hatte. Die Gunst der Elemente ließ nicht nach; die See ging höher, weil man sich nicht weit von La Corbière bewegte.

Kurz nach Zehn geleiteten der Graf du Boisberthelot und der Chevalier von La Vieuville den »Bauern« nach seiner Kajüte, die keine andere war als die des Kapitäns. Beim Eintreten sagte der Greis mit gedämpfter Stimme:

– Sie wissen, meine Herren, das Geheimniß muß gewahrt werden. Kein Wort also, bis die Mine springt. Sie allein kennen hier meinen Namen.

– Wir würden ihn mitnehmen ins Grab, antwortete Boisberthelot.

– Ich für mein Theil, erwiderte der Greis, verschweige ihn, selbst im Angesicht des Todes.

So verabschiedeten sich die Drei.

III.

Adelig-bürgerliche Mischung.

Der Kapitän und sein Lieutenant stiegen wieder aufs Deck und gingen plaudernd neben einander auf und ab. Sie unterhielten sich offenbar über ihren Passagier. Dies im großen Ganzen ihr Gespräch, das ihnen der Wind vom Mund in die Nacht entführte.

– Es wird sich bald zeigen, ob er der rechte Mann ist, brummte Boisberthelot dem Chevalier halblaut ins Ohr.

– Einstweilen ist er ein Fürst, entgegnete La Vieuville.

– Beinahe.

– Französischer Edelmann, aber bretonischer Fürst.

– Wie die La Trémoille, wie die Rohan.

– Mit denen er auch verschwägert ist.

Boisberthelot begann wieder:

– In Frankreich und in den Galawagen des Königs ist er der Marquis, gerade wie ich Graf bin und Sie Chevalier.

– Eine verschollene Mär, die Galawagen! rief La Vieuville. Jetzt ist der Karren Trumpf.

Nach einer Pause sagte Boisberthelot:

– In Ermangelung eines französischen Fürsten behilft man sich schon mit einem Bretonen.

– Wenn die Tauben nicht mehr gebraten herumfliegen, so .... Nein, wenn kein Adler herumfliegt, begnügt man sich mit einem Raben.

– Ein Geier wäre mir lieber, erwiderte Boisberthelot.

– Allerdings! meinte La Vieuville, ein Schnabel und zwei Klauen.

– Es wird sich ja zeigen.

– Hoffentlich, antwortete La Vieuville, denn zu lang schon thut ein Führer Noth. Ich sage wie Tinténiac: »Nur einen Führer und Patronen!« Sehen Sie, Graf, ich kenne sie so ziemlich, alle möglichen und unmöglichen Führer, die von gestern, die von heut und die von morgen: nicht Einer hat den Soldatenschädel, den wir gerade brauchen. In dieser verteufelten Vendée muß der General auch ein Inquisitor sein; den Feind abhetzen muß er, ihm jede Mühle, den Busch, den Graben, die Erdscholle streitig machen, ihm faule Händel zwischen die Beine werfen, Alles verwerthen, nichts aus den Augen verlieren, viel massakriren, abschrecken, den Schlaf und die Barmherzigkeit davonjagen. Zur Stunde giebt es in jener Armee von Bauern wohl Helden, aber keine Kommandeurs. Von Elbée ist eine Null, Lescure ein kranker Mann, Bonchamps ein Pardonirer: Mitleid dummes Zeug! La Rochejacquelein mag einen prächtigen Infanterielieutenant abgeben; Silz weiß mit der Taktik, aber nicht mit den Nothbehelfen des Freischaarenkriegs umzugehen. Cathelineau ist ein naiver Fuhrmann, Stofflet ein durchtriebener Förster, Bérard ein untauglicher, Boulainvilliers ein lächerlicher, Charette ein abscheulicher Mensch; den Barbier Gaston will ich hier gar nicht erwähnen, denn Sapperlot noch einmal! weshalb liegen wir der Revolution in den Haaren, und was soll uns von den Republikanern unterscheiden, wenn wir den Edelleuten Perrückenmacher als Kommandanten zumuthen?

– Diese Schandrevolution steckt eben auch uns mit an.

– Wie eine Räude – ganz Frankreich.

– Ja, die Räude des dritten Standes, fuhr Boisberthelot fort. Nur England kann uns davon kuriren.

– Und das wird es auch, verlassen Sie sich darauf, Kapitän.

– Einstweilen bleibt's etwas Unappetitliches.

– Und wie! Ueberall Plebs; die Monarchie mit Stofflet, dem Förster des Herrn von Maulevrier als Generalissimus, braucht die Republik um den Portiersohn des Herzogs von Castries, Seine Excellenz Herrn Staatsminister Pache, nicht zu beneiden. Ein sauberes Gegenüber, dieser Vendéer Krieg: auf der einen Seite der Bierbrauer Santerre und auf der andern Gaston, der Haarkünstler.

– Mein lieber La Vieuville, auf diesen Gaston halte ich gewissermaßen etwas. Er hat sich in seinem Rayon von Guéménée nicht übel benommen und dreihundert Blaue ganz hübsch zusammengepfeffert, die zuvor noch ihre eigene Grube graben mußten.

– Recht brav, aber das hätte ich gerade so gut besorgt.

– Ei der Tausend, ich auch.

– Große Kriegsthaten, begann La Vieuville abermals, beanspruchen bei dem, der sie vollbringen soll, Noblesse; sie geziemen den Rittern kurzweg und nicht einem Ritter vom Kamm.

– Und dennoch, entgegnete Boisberthelot, giebt es in jenem dritten Stand anständige Menschen. Da haben Sie zum Beispiel einen gewissen Uhrmacher Joly, vormals Sergeant beim Regiment Flandern: Der Mann geht Ihnen unter die Vendéer und sammelt eine Bande bei der Küste; nun hat er aber einen Sohn, der als Republikaner bei den Blauen dient, während er zu den Weißen hält. Schließlich Zusammenstoß, Gefecht. Der Vater nimmt seinen Sohn gefangen und jagt ihm eine Kugel durch das Hirn.

– Der ist allerdings nicht ohne, sagte La Vieuville.

– Ein monarchischer Brutus, setzte Boisberthelot hinzu.

– Unerträglich bleibt es aber trotz alledem doch, unter dem Kommando eines Coquereau zu stehen, eines Jean-Jean, Moulins, Focart, Bouju oder Chouppes!

– Lieber Chevalier, drüben beim Feind ärgern sie sich genau so. Wir stecken voll geringer Leute und sie voll Adel. Oder meinen Sie, daß die

Sansculotten ein Wohlgefallen finden an Bürgergeneralen wie dem Grafen von Canclaux, dem Vicomte von Miranda, dem Vicomte von Beauharnais, dem Grafen von Valence, dem Marquis von Custine, dem Herzog von Biron?

– Ein tolles Durcheinander!

– Und dem Grafen von Chartres nun gar!

– Dem Sohn von Egalité? Apropos, wann wird denn der Vater wohl einmal König?

– Niemals.

– Er rückt dem Throne näher. Seine Verbrechen kommen ihm zu Statten.

– Aber seine Laster gestatten ihm nicht, zu kommen, sagte Boisberthelot. Und nach einer Pause setzte er wieder hinzu:

– Und doch hatte er eine Aussöhnung angestrebt. Er hatte den König besucht. Ich war dabei, in Versailles, wie ihm auf den Rücken gespuckt wurde.

– Von der großen Treppe herab?

– Ja.

– Geschah ihm ganz recht.

– Unter uns nannten wir ihn Philipp, »das liebe Vieh«.

– Eine Glatze, ein Gesicht voller Beulen, ein Königsmörder – ekelhaft! Und La Vieuville setzte noch hinzu:

– Ich war bei Quessant mit ihm zusammen.

– Auf dem »Saint-Esprit?«

– Ja.

– Wäre er dem Signal gefolgt, das ihm befahl, unter dem Wind des Admiralsschiffs von d'Orvillers zu bleiben, so hätte er die Engländer am Durchbrechen verhindert.

– Gewiß.

– Hat er sich damals wirklich bis zum Kiel hinab verkrochen?

– Das nicht. Aber behaupten muß man es doch, sagte La Vieuville und brach in Lachen aus.

– Dummköpfe giebt's einmal, ergänzte Boisberthelot. Nehmen Sie nur zum Beispiel jenen Boulainvilliers, den Sie soeben erwähnt: ich hab ihn gekannt, hab ihn wirthschaften sehen. Zu Anfang waren die Bauern mit Piken bewaffnet; hatte sich der Mensch wahrhaftig in den Kopf gesetzt, sie auf die Pike abzurichten! Er ließ ihnen Handgriffe einüben: Pike schräg! oder: Schleift die Pike, Spitze herab! Liniensoldaten aus diesen Wilden zu machen, war seine Marotte. Er glaubte, ihnen beibringen zu können, wie man Carrés mit vorgeschobenen Schützen oder hohle Vierecke formirt. Dabei radebrechte er die Kommandosprache von Olims Zeiten, und nannte den Feldwebel noch Rottmeister wie unter Ludwig XIV. Er war förmlich darauf versessen, all die Wilderer zu einem Regiment zusammenzuschweißen; er hatte regelrechte Kompagnien organisirt, deren Sergeanten jeden Abend einen Kreis um ihn bilden mußten, um die Parole und Gegenparole vom Leibkompagnie-Sergeanten des Obersten zu empfangen, der sie dem Leibkompagnie-Sergeanten des Majors zuflüsterte, welcher sie wiederum seinem nächsten Nachbar übermittelte und so von Ohr zu Ohr bis herab zum letzten Mann. Einmal sogar kassirte er einen Offizier, der sich mit bedecktem Haupte erhoben hatte, als ihm der Sergeant die Parole geben sollte. Wie das anschlug, können Sie sich schon vorstellen. Dem Strohkopf ging nicht ein, daß Rüpel rüpelhaft geführt sein wollen, und daß sich aus Waldmenschen keine Kasernenmenschen machen lassen. Ich hab ihn wirthschaften sehen, diesen Boulainvilliers.

Sie thaten ein paar Schritte, Jeder mit eigenen Gedanken beschäftigt. Dann wurde das Gespräch wieder aufgenommen:

– Apropos, bestätigt sich's auch, daß Dampierre gefallen ist?

– Ja wohl, Kapitän.

– Vor Condé?

– Im Lager von Pamars. Eine Kanonenkugel.

Boisbertheloi seufzte.

– Der Graf von Dampierre! Auch Einer von den Unsern, der zu den ihren zählte.

– Er reise glücklich!« sagte La Vieuville.

– Und Mèsdames? wo sind die?

– In Triest.

– Immer noch?

– Immer. Und La Vieuville setzte heftig hinzu:

– O über diese Republik! So viel Verwüstungen um einer Bagatelle willen! Wenn man bedenkt, daß diese Revolution aus einem Defizit von ein paar Millionen herausgewachsen ist! ...

– Kleine Ausgangspunkte niemals unterschätzen, bemerkte Boisberthelot.

– Uns geht doch *Alles* schief, fuhr La Vieuville fort.

– Leider: La Rouarie ist todt und Du Dresnay versimpelt. Sind das traurige Parteihäupter, diese Bischöfe sammt und sonders, dieser Coucy von La Rochelle und dieser Beaupoil Saint-Aulaire von Poitiers und dieser Mercy von Luçon mit seiner verliebten Frau von l'Eschasserie .....

– Welche eigentlich Servanteau heißt, denn Sie werden ja wissen, Kapitän, daß l'Eschasserie ein Gutsname ist.

– Und dieser falsche Bischof von Agra, der nebenbei Pfarrer ist von Dingsda!

– Von Dol! Er heißt Guillot von Folleville. Hat übrigens Kourage, denn er schlägt sich.

– Priester, wenn wir Soldaten brauchen! Bischöfe, die keine Bischöfe, und Generale, die keine Generale sind! ...

– Nicht wahr, Kapitän, unterbrach La Vieuville, Sie haben doch den »Moniteur« in Ihrer Kajüte?

– Allerdings.

– Was wird denn gegenwärtig in Paris gespielt?

– »Paul und Adele« und »die Höhle«.

– Ins Theater möcht ich wieder einmal.

– Sie werden nicht lang mehr darauf warten, denn in einem Monat sind wir in Paris. Und nachdem er einen Augenblick nachgerechnet, fügte Boisberthelot hinzu:

– Allerspätestens. Lord Hood weiß es von Herrn Windham.

– Aber wenn dem so ist, Kapitän, gehen die Dinge gar so schief nicht.

– Am Schnürchen würden sie gehen, nur muß der Krieg in der Bretagne ordentlich geführt werden.

La Vieuville schüttelte den Kopf und fragte dann:

– Kapitän, wird unsere Marine-Infanterie ausgeschifft?

– Wenn es die Beschaffenheit der Küste zuläßt, ja, wonicht, nein. Der Krieg muß je nach Umständen in ein Ding hineinhageln oder hineinschleichen, zumal der Bürgerkrieg, der immer einen Nachschlüssel in der Tasche haben soll. Was geschehen kann, wird geschehen. Die Hauptsache ist und bleibt aber der Chef. Und halb in Gedanken that Boisberthelot die Frage:

– La Veuville, was halten Sie von dem Chevalier von Dieuzie?

– Dem Jungen?

– Ja.

– Als Kommandeur?

– Ja.

– Wieder nur ein Taktiker fürs Flachland. Mit dem Busch wird nur der Bauer fertig.

– Dann bleibt Ihnen auch nichts Anderes übrig, als den General Stofflet und den General Cathelineau in Geduld hinzunehmen.

La Vieuville stand eine Minute nachdenklich; dann sagte er:

– Ein Prinz müßte kommen, ein französischer Prinz, ein Prinz von Geblüt, ein echter Prinz.

– Sie meinen? Durchgebrannte Prinzen...

– Fürchten das Feuer – ich weiß schon, Kapitän; man muß aber den aufgerissenen Ochsenaugen der Bauernburschen etwas zu verschlingen geben.

– Lieber Chevalier, unsere Prinzen werden fernbleiben.

– Wir werden uns drein ergeben.

Boisberthelot fuhr sich mit einer mechanischen Geberde über die Stirn, als wolle er einen Gedanken herauspressen, und sagte schließlich:

– Nun versuchen wir's vorläufig mit diesem General.

– Er hat wenigstens einen Namen.

– Glauben Sie, daß er ansprechen wird?

– Wenn er nur nicht ohne ist! antwortete Vieuville.

– Das heißt, entsetzlich, sagte Boisberthelot.

Der Graf und der Chevalier schauten einander an.

– Sie haben den richtigen Ausdruck gefunden, Herr du Boisberthelot: entsetzlich. Das ist es, was Noth thut. In dem Krieg auf's Messer, der gegenwärtig ausgekämpft wird, ist die Blutgier das Zeitgemäße. Die Königsmörder haben Ludwig XVI. das Haupt abgeschlagen; wir wollen dafür den Königsmördern die Glieder vom Leib reißen. Ja, unser General muß die generalgewordene Unerbittlichkeit sein. In Anjou und im oberen Poitou, wo die Führer sich auf die Großmüthigen hinausspielen, wird mit der Stange in der Barmherzigkeit herumgefahren: nichts kommt vom Fleck; im Marais und in der Gegend von Retz ist man entsetzlich: da steckt Alles. Blos weil Charette entsetzlich ist, behauptet er gegen Parrain das Feld. Hyäne wider Hyäne.

Boisberthelot mußte die Antwort schuldig bleiben, denn ein Verzweiflungsschrei schnitt La Vieuville plötzlich die Rede ab, und gleichzeitig erdröhnte etwas, das nichts sonst Gehörtem gleichkam. Beides, der Schrei und dieses Etwas aus den untern Schiffsräumen.

Kapitän und Lieutenant stürzten zum Zwischendeck, vermochten jedoch nicht, in dasselbe einzudringen. Alle Artilleristen stürmten ihnen fassungslos entgegen.

Ein furchtbares Ereigniß hatte stattgefunden.

IV.

Tormentum belli.

Ein Geschütz der Batterie, ein Vierundzwanzigpfünder, war losgerissen.

Im ganzen Seeleben giebt es vielleicht keinen gleich schrecklichen Moment. Es ist dies das Furchtbarste, was einem Kriegsschiff auf offener See begegnen kann. Ein Geschütz, das seine Bande entzweibricht,

verwandelt sich urplötzlich wie in ein übernatürliches Wesen. Die Maschine ist zum Ungeheuer geworden, und diese Masse rollt nun mit den Sprüngen einer Billardkugel auf ihren Rädern umher, seitwärts, wenn das Schiff der Breite nach, vorwärts, wenn es der Länge nach bewegt wird; sie kommt und geht, steht still, als sänne sie über etwas nach, rast dann von Neuem wieder auf und davon, wie ein Pfeil von einem Ende des Fahrzeugs zum andern fliegend: das schlägt Pirouetten und entwischt, schnellt hin und bäumt sich, stößt, schmettert, mordet, vernichtet. Es gleicht einem Sturmbock, der nach Willkür eine Mauer berennt; dabei ist der Sturmbock von Erz und die Mauer von Holz. Es ist, als ob sich die Materie, dieser ewige Sklave, befreit hätte, um Rache zu nehmen, als löse die Bosheit der sogenannten leblosen Dinge sich los und breche plötzlich vor, die Geduld abschüttelnd, dumpf räthselhaft antobend gegen Alles; es giebt nichts Unwiderstehlicheres als solch Wüthen der willenlosen Masse. Der tollgewordene Metallblock vereinigt die Sprungkraft des Panthers mit der Schwerfälligkeit des Elephanten, der Behendigkeit der Maus, der Ausdauer der Axt, der Unberechenbarkeit der Windsbraut, dem Zickzack des Blitzes, der Taubheit der Gruft; er wiegt zehntausend Pfund und hüpft hin und wieder wie der Spielball eines Kindes, in sinnverwirrendem Wechsel zwischen schwindelnden Kreisen und geradwinkligem Abspringen. Und was vermag da der Mensch? Was soll er beginnen? Ein Sturm legt sich, ein Wirbelwind saust vorüber, ein Orkan erlahmt, ein geborstener Mast läßt sich ersetzen, ein Leck verstopfen, eine Feuersbrunst löschen. Wie aber soll man vor dieser kolossalen erzenen Bestie bestehen? wo sie anfassen? Einem Köter kann man zureden, einen Stier stutzig machen, eine Schlange einschläfern, einen Tiger fortschrecken, einen Löwen zähmen; diesem Ungeheuer, dem losgebrochenen Geschütz gegenüber vermag man nichts: man kann es nicht tödten: es ist leblos, und dennoch hat es eine Existenz, eine grausige, von Naturkräften ihm verliehene Existenz: Das Schiff, dessen Fußboden es schaukelt, wird von den Wellen und diese werden von dem Wind in Bewegung erhalten; die Vertilgungsmaschine ist ihr Spielzeug; Schiff, Wellen, Windstöße, Alles greift in einander und haucht ihr eine elementarische Seele ein. Wie ist diesem Causalsystem beizukommen? Wie diesem übermenschlichen Räderwerk des Schiffbruchs Halt zu gebieten? und wie läßt es sich berechnen, dieses abwechselnde Kommen und Gehen, Wiederkehren, Stehenbleiben und Anprallen? Jeder einzelne Stoß gegen die Verkleidung des Fahrzeugs kann sie entzweisprengen. Wie die Ursachen

dieses mäandrischen Herumtobens ergründen? Man hat es mit einem Geschoß zu thun, das sich fortwährend eines Bessern zu besinnen, die vermuthete Richtung zu ändern, räthselhafte Absichten zu haben scheint. Kann man etwas aufhalten, dem man ausweichen muß? Die fürchterliche Kanone tummelt sich, stürmt voran, zurück, schlägt nach allen Seiten aus, entwischt, braust vorbei, spottet aller Voraussicht, rennt jedes Hinderniß über den Haufen, zermalmt die Menschen, als wären es Fliegen. Die ganze Entsetzlichkeit der Situation liegt in der Beweglichkeit des Fußbodens: wie läßt sich ankämpfen gegen eine schiefe Fläche, deren Launen ewig wechseln? So ein Fahrzeug trägt gewissermaßen einen Blitz zwischen den Lenden, der aus dem Kerker hinausstrebt, etwas wie ein Donnerschlag, der über einem Erdbeben dahin rollt.

In einer Sekunde war die ganze Mannschaft auf den Beinen. Verschuldet hatte Alles der Stückmeister, der die Schraubenmutter der Kette nicht genug geschlossen und die vier Räder des Geschützes mangelhaft befestigt hatte, wodurch die Schwelle und die Einfassung gelockert, die zwei Scheiben aus dem richtigen Verhältniß gebracht und schließlich die Anhalttaue verschoben worden waren; so ging denn das Stückwerk auseinander, und die Laffette war gelockert. Feste Anhalttaue, die den Rückstoß verhindern, wurden zu jener Zeit noch nicht gebraucht. Als nun eine starke Welle gegen die Stückpforte anprallte, wurde die nachlässig befestigte Kanone zurückgetrieben, die Kette riß, und das verhangnißvolle Rasen durch das Zwischendeck nahm seinen Lauf.

Um sich dieses ungeheuerliche Hingleiten deutlich zu machen, braucht man blos an das Herabrinnen des Tropfens längs einer Fensterscheibe zu denken.

Im Augenblick, wo die Kette riß, waren die Artilleristen im Zwischendeck zugegen, einzeln oder in Gruppen, mit den Vorbereitungen beschäftigt, welche Seeleute für den Fall eines Angriffs zu treffen pflegen. Durch eine Senkung des Schiffes nach vorn ins Rollen gebracht, bohrte die Kanone sich durch all diese Leute hindurch und zermalmte mit einem Ruck vier Mann, dann schnitt sie, durch eine Seitenbewegung des Fahrzeugs aus der Bahn geschleudert, einen fünften Unglücklichen mitten entzwei und rannte gegen Backbord auf ein Geschütz, das sofort von der Laffette stürzte.

In diesem Augenblick war der oben vernommene Verzweiflungsschrei ertönt. Alle Artilleristen stürmten die Leitertreppe hinauf, und im Handumdrehen stand das Zwischendeck leer.

Das kolossale Geschütz blieb sich selber überlassen, sein eigener Herr und Herr über das ganze Schiff, das nun seinem Wüthen preisgegeben war. Die Matrosen, lauter Leute, die im Kampfgewühl nur ein Lachen hatten, jetzt standen sie zitternd da, in unbeschreiblichem Entsetzen.

Boisberthelot und La Neuville, sonst die Unerschrockenheit selber, starrten noch immer wortlos, farblos, rathlos vom Treppenrand hinab, als sie sich plötzlich bei Seite geschoben fühlten durch Jemand, der auch sofort ins Zwischendeck hinunterstieg.

Es war ihr Passagier, der »Bauer«, von dem sie eben zuvor gesprochen hatten.

Auf der untersten Sprosse der Leitertreppe stand dieser Mann stille.

V.

Vis et vir.

Wie der leibhaftige Wagen aus der Apokalypse fuhr die Kanone im Zwischendeck ab und zu, und der zitternde Schein der Laterne, die unter dem Vordersteven der Batterie hing, umwob die ganze Erscheinung mit einem zwischen Licht und Schatten schwindelnd hin und herwogenden Flimmer. Die Umrisse des Geschützes verschwanden in der Schnelligkeit seiner Flucht; bald huschte es schwarz durch die Helle, bald schimmerte es weißlich durch das Dunkel. Es führte sein Vertilgungswerk immer weiter: vier andere Kanonen hatte es bereits zertrümmert und in die Schiffswand zwei Lücken gebrochen, glücklicherweise über der Wasserlinie, aber doch so, daß bei stärkeren Windstößen die Wellen hineinschlagen mußten. Tollwüthend stürmte es gegen das Fugenwerk an; zwar leisteten die sehr starken Spanten noch Widerstand, denn das Krummholz besitzt eine eigenthümliche Festigkeit; aber man hörte sie unter dieser ungeheuren Keule krachen, die in unfaßlicher Allgegenwart von jeder Seite zugleich auf

sie einhieb. Das Schrot, wenn man es in einer Flasche hin und herschüttelt, schlägt nicht toller und unmittelbarer um sich. Immer wieder rasten die vier Räder über die Todten weg und zerschnitten, zerlegten, zerrissen die fünf Leichen in zwanzig herumgeschleuderte Fetzen; die Köpfe schienen noch aufzuschreien, und auf dem Boden folgte ein rieselnder Blutstrom den Schwankungen des Schiffes. Die mehrfach beschädigte Schiffsverkleidung ging bereits auseinander. Und bei alledem fortwährend der dämonische Lärm.

Der Kapitän, der seine Fassung bald wiedergewonnen hatte, ließ durch die Luke Alles ins Zwischendeck hinabwerfen, was den wilden Lauf der Kanone irgendwie hemmen konnte, die Matratzen, die Hängematten, die Segel- und Tauvorräthe, die Säcke der Mannschaft und die Ballen falscher Assignatscheine, von denen eine ganze Ladung an Bord war, denn diese Niederträchtigkeit hielt man englischerseits für kriegsrechtlich erlaubt. Aber was nützte das Alles, da sich Niemand hinuntertraute, um es so zu ordnen, daß ein Vortheil daraus hätte erwachsen können? Wenige Minuten und das Ganze beinah war zu Charpie zerfetzt.

Die See ging gerade hoch genug, um dem Unheil möglichst Vorschub zu leisten. Ein Sturm wäre noch wünschenswerther gewesen, denn er hätte die Kanone vielleicht umgeworfen, und sobald sie nur einmal nicht mehr auf den Rädern lief, konnte man ihr beikommen. Unterdessen wurden die Verheerungen immer bedrohlicher. Schon waren die Masten, welche, im Balkenwerk des Kiels wurzelnd, durch alle Etagen der Fahrzeuge wie große runde Pfeiler emporragen, stellenweise gesplittert und sogar geborsten. Der Fockmast hatte unter den konvulsivischen Stößen des Geschützes einen Riß bekommen, und selbst der Mittelmast war beschädigt. Die Batterie ging in die Brüche; von dreißig Geschützen waren zehn bereits kampfunfähig. Die Lücken in der Schiffsverkleidung mehrten sich, und das Wasser begann schon einzudringen.

Der alte Passagier unten an der Treppe des Zwischendecks schien zu Stein erstarrt. Regungslos und mit strengem Blick schaute er der Verwüstung zu. Ein Schritt vorwärts schien ein Ding der Unmöglichkeit. Jede Bewegung der entfesselten Kanone rückte den Untergang näher. In kürzester Frist konnte der Schiffbruch nicht mehr abgewendet werden.

Sterben oder dem Unheil Halt gebieten, zu etwas mußte man sich aufraffen, aber zu was? Und welch ein ungleicher Kampf! Galt es doch, diesen entsetzlichen, wahnsinnigen Block festzuhalten, mit einem Blitze zu raufen, einen Donnerschlag niederzudonnern.

– Chevalier, fragte Boisberthelot, glauben Sie an Gott?

La Vieuville antwortete: – Ja, heißt das nein, oder zuweilen doch.

– Beim Sturm?

– Ja, und in Augenblicken wie jetzt.

– Uns kann in der That auch nur Gott weiter helfen, sagte Boisberthelot.

Alles schwieg, nur der höllische Lärm der Kanone nicht, und von außen antwortete die andringende Fluth den Schlägen des Geschützes mit den Schlägen ihrer Wellen; es war, als ob zwei Hämmer einander wechselseitig ablösten.

Plötzlich erschien in dem unzugänglichen Raum, wo die ausgerissene Kanone wie in einem Cirkus umhertollte, ein Mann mit einer Eisenstange. Es war der Urheber der Katastrophe, jener Stückmeister, dessen Fahrlässigkeit Alles verschuldet hatte, und der nun, da er den Schaden angerichtet hatte, ihn auch wieder gut machen wollte. Er hatte mit der einen Hand nach einer Nothspake, mit der anderen nach einem geschlungenen Tau gegriffen und war so durch die Luke ins Zwischendeck gesprungen.

Und nun begann ein titanisches Schauspiel: das Ringen der Kanone mit dem Kanonier; eine Schlacht zwischen Materie und Intelligenz, ein Zweikampf zwischen Mensch und Sache.

Der Mann hatte in einer Ecke Posto gefaßt und wartete, Stange und Tau krampfhaft festhaltend, mit der ganzen Spannkraft seiner Muskeln wie auf zwei ehernen Säulen wider eine Spante gestemmt und im Boden wurzelnd, todtenbleich, in tragischer Ruhe.

Er wartete auf den Moment, wo das Geschütz an ihm vorbeirollen würde.

Der Kanonier war mit seiner Kanone vertraut, und ihn dünkte, auch sie müsse ihn kennen. Hatte er doch schon lange Zeit mit ihr zusammen gelebt und – wie so oft – seinem dienstbaren Ungeheuer die Hand in den Rachen gesteckt. Jetzt redete er sie an, wie der Herr seinen Hund:

– Komm her!

Vielleicht war sie ihm lieb geworden. Er schien es zu wünschen, daß sie auf ihn zukommen möge. Aber auf ihn zukommen, hieß so viel, wie über ihn kommen, und dann war er ja verloren; wie konnte er der Zermalmung entgehen? Das war die Frage, und Alle starrten entsetzt auf ihn herab. In jeder Brust stockte der Athem, nur vielleicht in der des Greises nicht, der als finsterer Zeuge bei den zwei Fechtern im Zwischendeck stand. Auch ihn konnte die Kanone zerschmettern. Er rührte sich nicht, und unter den Füßen Aller lenkten die blinden Wellen die Schlacht.

Im Augenblick, wo der Artillerist seine Kanone zum Zweikampf Brust an Brust herausforderte, fügten es die Schwankungen der Fluth zufällig so, daß das Geschütz auf einen Moment wie vor Staunen innehielt:

– So komm doch! sagte der Mann.

Es war, als ob ihn das Ding verstünde. Plötzlich sprang es auf ihn zu. Der Mann wich aus, und die unerhörte Schlacht begann: das Zerbrechliche rang mit dem Unverwundbaren, der Thierbändiger von Fleisch und Bein griff die erzene Bestie an, die Seele eine Kraft. Das Alles ging in einem Helldunkel vor sich gleich einem verschwimmenden übernatürlichen Gesicht. Eine Seele! seltsam; es war, als ob auch die Kanone eine hätte, aber eine Seele von lauter Haß und Wuth. Dies blinde Ungeheuer schien Augen zu haben und dem Menschen aufzulauern. Es steckte, wenigstens hätte man es fast glauben mögen, etwas Hinterlistiges in diesem Klumpen. Auch er wartete den günstigen Zeitpunkt ab. Man hätte ihn für ein Rieseninsekt aus Eisen mit oder scheinbar mit der Willenskraft eines Dämons halten können. Stellenweise sprang er, eine kolossale Heuschrecke, bis zur niedrigen Decke der Batterie empor, fiel dann wie der Tiger auf seine Klauen, auf seine vier Räder zurück und machte wieder Jagd auf den Menschen. Dieser, geschmeidig, behend, gewandt, glitt gleich einer Schlange zwischen den

züngelnden Blitzen einher. Alle Stöße aber, denen er so flink zu entschlüpfen verstand, trafen das Schiff und setzten die Zerstörung fort.

An der Kanone war ein Stück von der zerrissenen Kette zurückgeblieben und hatte sich, wer kann sagen wie? um die Schraube hinten am Knauf geschlungen, so daß eines der Enden an der Laffete hing, während das andere, freie, in wilden Kreisen um das Geschütz herumflog, zehnmal beweglicher noch als das Geschütz selber. Die Schraube hielt es wie mit geschlossener Hand fest und nun schlug diese Kette, mit zehn Geißelhieben für jeden Hieb des Sturmbocks, in gräßlichem Wirbel um sich, eine eiserne Peitsche in eherner Faust. Dadurch war der Kampf noch schwieriger geworden. Und dennoch kämpfte der Mensch weiter. Hier und da war sogar er der Verfolger. Er schlich mit seiner Stange und seinem Tau längs der Schiffsverkleidung hin, und die Kanone, die ihn zu verstehen und eine Ueberlistung zu befürchten schien, entfloh, hinterher der gewaltige Jäger.

Dergleichen Dinge können nicht von Dauer sein. Auf einmal, als ob sie zu sich selber gesagt hätte: Nein, jetzt muß es ein Ende nehmen! blieb die Kanone stehen. Man fühlte, daß die Entscheidung herannahte. Hinter dieser scheinbaren Unentschlossenheit schien oder war – denn Allen galt das Geschütz für beseelt – ein gräßlicher Vorsatz verborgen. Plötzlich stürzte es auf den Artilleristen los. Dieser sprang bei Seite und rief ihm ein lachendes »da capo!« nach. Wie um sich zu rächen, rannte das Ungeheuer eine Backbordkanone um und fuhr dann, von der unsichtbaren Schleuder, der es als Stein diente, wieder fortgeschnellt, nach Steuerbord, wo es anstatt des abermals ausweichenden Mannes drei Kanonen niederriß. Dann, wie blind und seiner selbst nicht mehr bewußt, wandte es dem Mann den Rücken, durchmaß die ganze Länge der Batterie, beschädigte die Steven und schlug eine Lücke in die Vorderwand. Der Mann hatte sich neben die Treppe geflüchtet, nicht weit von dem zuschauenden Greis, und hielt seine Nothspake bereit. Das schien die Kanone zu merken, und ohne sich die Mühe des Umwendens zu geben, flog sie rücklings mit der Schnelligkeit eines Axthiebs auf den Mann zu, der, eingekeilt in seinen Winkel, verloren war. Die ganze Mannschaft that einen Schrei. Aber der bisher so unbewegliche alte Passagier, rascher als jene gräßlich verkörperte Raschheit selbst, hatte vorstürzend und auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden, einen übergebliebenen Ballen falscher Assignate erfaßt und vor die Räder der

Kanone geschleudert. Diese entscheidende, halsbrecherische That mit mehr Sicherheit und Genauigkeit auszuführen, wäre selbst einem Solchen nicht gelungen, der mit allen im Buche von Dunosel über »das Exerzieren mit Marinegeschützen« beschriebenen Kunstgriffen vertraut gewesen wäre.

Der Ballen war von durchschlagender Wirkung, wie oft auch ein Kiesel einen Felsblock festhalten oder ein Baumzweig einer Lawine eine andere Richtung geben kann. Die Kanone strauchelte. Der Artillerist seinerseits wußte sofort diesen ungeheuren Vortheil auszubeuten und stemmte seine Eisenstange einem der Hinterräder zwischen die Speichen. Das Geschütz stand still; dann neigte es sich etwas seitwärts. Der Mann benutzte die Stange so lang als Hebel, bis er es ins Schwanken brachte, und endlich, als die schwere Masse mit dem Gedröhne einer herunterfallenden Glocke niedergesunken war, stürzte er blindlings, von Schweiß strömend darüber her, um dem zu Boden geworfenen Scheusal die Schlinge seines Taues um den Hals von Erz zu legen. Es war vorüber. Der Mensch hatte gesiegt, die Ameise gegen den Mastodonten Recht behalten, ein Zwerg den Donner zu seinem Gefangenen gemacht.

Die Soldaten und Seeleute klatschten Beifall. Mit Tauen und Ketten eilte die ganze Schiffsmannschaft herbei, und um ein Handumdrehen stand die Kanone wieder an Ort und Stelle.

Der Artillerist sagte salutirend zum Passagier:

– Mein Herr, Ihnen verdanke ich das Leben.

Der Greis aber hatte seine theilnahmslose Haltung wieder angenommen und antwortete mit keiner Silbe.

VI.

Die zwei Wagschalen.

Wohl hatte der Mensch gesiegt, aber dasselbe ließ sich auch von der Kanone behaupten, denn die Gefahr eines unmittelbaren Schiffbruchs war zwar geschwunden, aber die Korvette damit keineswegs gerettet. Die Wirkungen des Unfalls zu beseitigen, schien ein Ding der Unmöglichkeit:

An der Schiffsverkleidung zählte man bis zu fünf Lücken, wovon eine sehr beträchtliche beim Bugspriet; zwanzig Kanonen auf dreißig lagen darnieder. Auch das eingefangene, wieder an Ort und Stelle gebrachte Geschütz versagte den Dienst, weil die Knaufschraube verdreht war und man es in Folge dessen nicht mehr hätte richten können. Die Batterie war auf neun Stück zusammengeschmolzen. Ein Leck machte sofortige Abhülfe durch die Pumpen nothwendig. Das Zwischendeck bot jetzt, da man es betreten durfte, einen gräßlichen Anblick. Das Innere eines Käfigs, in dem ein Elephant gewüthet, weist keine größere Verwüstung auf.

Wie viel der Korvette auch daran liegen mußte, nicht erblickt zu werden, so lag die gebieterische Nothwendigkeit der unmittelbaren Rettung doch ungleich näher, und man sah sich gezwungen, zur Beleuchtung des Verdecks an den Brüstungen einige Laternen anzubringen.

Während der ganzen Dauer dieses tragischen Zwischenfalls, wobei die Lebensfrage alles Denken in Anspruch nahm, hatte man sich um die Außenverhältnisse blutwenig gekümmert. Indessen hatte sich der Nebel verdichtet und die Witterung verändert; der Wind war mit dem Schiffe ganz nach Gutdünken umgegangen; die Route war nicht eingehalten worden, und man befand sich nun, von Jersey und Guernesey nicht mehr gedeckt, weiter südlich, als beabsichtigt war. Die See ging höher; mächtige Wellen leckten mit gefahrverkündenden Zungen an den offenen Wunden der Korvette. Das Meer wurde bedrohlich; die Brise artete in Windsbraut aus; es war ein Unwetter, vielleicht auch ein Sturm im Anzug. Ueber die vierte Woge hinaus konnte man nichts mehr unterscheiden.

Während die Seeleute die Beschädigungen im Zwischendeck, soweit dies vorläufig in aller Eile möglich war, ausbesserten, die Lücken beseitigten und die verschont gebliebenen Geschütze wieder in Stand setzten, war der alte Passagier wieder auf das Verdeck gestiegen und lehnte am Mittelmast.

Ihm war eine Bewegung, die in der Nähe stattgefunden, ganz entgangen; der Chevalier von La Vieuville hatte nämlich auf beiden Seiten des Mittelmastes die Marinetruppen in Schlachtordnung aufstellen und die in der Takelage beschäftigten Matrosen durch einen grellen Pfiff auf die Raaen kommandiren lassen. Nun trat Graf du Boisberthelot zu dem Passagier hin; hinter ihm her schritt ein Mann in beschmutzten Kleidern, verstört,

athemlos, und doch mit einem Ausdruck der Zufriedenheit auf dem Gesicht; es war der Artillerist, der sich zu so gelegener Zeit als Thierbändiger ausgezeichnet und die Kanone bemeistert hatte.

Der Graf salutirte vor dem »Bauern« und sagte:

– Herr General, hier wäre der Mann.

Der Artillerist blieb aufrecht, mit gesenktem Blick in vorschriftsmäßiger Positur stehen.

– Herr General, setzte Graf du Boisberthelot hinzu, sind Sie nicht der Meinung, in Anbetracht dessen, was der Mann soeben geleistet, könnten seine Vorgesetzten schon etwas für ihn thun?

– Der Meinung bin ich.

– Wollen Sie demnach befehlen, antwortete Boisberthelot.

– Befehlen Sie; Sie sind der Kapitän.

– Sie aber der General, antwortete Boisberthelot. Der Greis betrachtete den Mann; dann sprach er:

– Tritt näher.

Hierauf that der Artillerist einen Schritt vorwärts. Der Greis wendete sich gegen den Grafen du Boisberthelot, nahm das Ludwigskreuz von dessen Brust und heftete es an den Kittel des Kanoniers.

– Hurrah! riefen die Matrosen. Die Marinesoldaten präsentirten das Gewehr. Der Passagier aber fügte, auf den von seinem Glück geblendeten Artilleristen deutend hinzu:

– So, nun führe man ihn zum Tode!

Der Jubel war zur Bestürzung erstarrt. Und mitten in einer Grabesstille erhob der Greis die Stimme und sprach:

– Dieses Schiff ist durch Fahrlässigkeit dem Verderben ausgesetzt worden. Zur Stunde ist es vielleicht verloren. An Bord sein, heißt so viel wie vor dem Feind stehen. Ein Schiff auf hoher See ist ein Heer im Gefecht; der Sturm verbirgt sich zwar, aber er verschwindet nicht; das ganze Meer ist ein einziger Hinterhalt. Pulver und Blei für jedes Vergehen im Feld! Ein Vergehen läßt sich nie wieder gut machen. Der Muth muß belohnt, der Leichtsinn bestraft werden.

Diese Reden fielen in gleichmäßigen Zwischenräumen, langsam, feierlich, so zu sagen im Takte der Unerbittlichkeit, wie Axthiebe gegen einen Baum. Und der Greis, mit einem Blick auf die Soldaten, befahl:

– Sofort!

Der Mann, an dessen Brust das Ludwigskreuz erglänzte, senkte das Haupt.

Auf ein Zeichen des Grafen du Boisberthelot stiegen zwei Matrosen ins Zwischendeck hinunter und kamen mit einem Leichentuch zurück. Der Schiffsgeistliche, welcher, seitdem in See gestochen worden war, in der Offizierskajüte im Gebet lag, begleitete sie. Ein Sergeant ließ zwölf Mann vor die Front treten, die er je sechs in zwei Reihen ausstellte. Ohne einen Laut von sich zu geben, trat der Kanonier in die Mitte. Der Priester, mit einem Kruzifix in der Hand, verfügte sich an seine Seite.

– Vorwärts Marsch! kommandirte der Sergeant, und der Zug bewegte sich langsam nach dem Vordertheil des Schiffes: die beiden Matrosen mit dem Leichentuch folgten. Auf der Korvette herrschte düsteres Schweigen; fern her grollte ein Wetter.

Einige Minuten darauf hallte eine Gewehrsalve einem Blitz folgend hinaus in die Nacht; dann wurde es wieder still, und man vernahm das Geräusch, welches ein schwerer Gegenstand verursacht, der ins Wasser geworfen wird.

Der alte Passagier lehnte noch immer an dem Mittelmast: er hatte die Arme übereinandergeschlagen und sann über etwas nach. Boisberthelot

aber flüsterte, mit dem Zeigefinger hinweisend, dem Chevalier die Worte zu:

– Jetzt hat die Vendée einen Kopf.

VII.

Wer den Anker lichtet, setzt in eine Lotterie.

Was sollte die Korvette ferner noch für Schicksale erleben?

Die Wolken, die im Lauf dieser Nacht den Wellen fortwährend näher gerückt waren, hatten sich schließlich so tief gelegt, daß es keinen Horizont mehr gab und die ganze Meeresfläche wie mit einem Mantel zugedeckt war. Nebel und nichts als Nebel – unter allen Umständen eine Gefahr, selbst für ein unbeschädigtes Fahrzeug. Und zu dem Nebel gesellte sich noch eine hohle See!

Die Zeit war nicht unbenutzt verstrichen. Man hatte den Tiefgang der Korvette dadurch vermindert, daß man Alles hinauswarf, was von den Verwüstungen der Korvette hatte weggeräumt werden können, die unbrauchbaren Geschütze, die zerschlagenen Laffetten, das verbogene oder losgebrochene Fugenwerk, die zertrümmerten Holz- und Eisentheile; man hatte die Stückpfosten geöffnet und die Leichen nebst den zusammengelesenen Gliedmaßen im Segeltuch eingewickelt über ein Brett ins Meer hinuntergleiten lassen.

Mit der See war beinah nicht mehr auszukommen, nicht etwa weil der Sturm in allernächster Zeit loszubrechen drohte – im Gegentheil, der Orkan, den man in der Ferne toben hörte, schien eher nachzulassen und das Unwetter sich gegen Norden verziehen zu wollen; aber der immer noch sehr hohe Wellenschlag wies auf schlechten Grund hin und die starke Brandung konnte der Korvette, die, krank wie sie war, den Erschütterungen nur einen mangelhaften Widerstand entgegenzusetzen vermochte, verhängnißvoll werden. Gacquoil stand am Steuerrad, vor sich hinbrütend.

Zum bösen Spiel gute Miene machen, ist bei Seeoffizieren Brauch; darum redete La Vieuville, der für Nothlagen ein lustiges Naturell bei der Hand

hatte, Meister Gacquoil an:

– Nun, Lootse, da verpufft ja der Sturm. Den Himmel kitzelt's, aber zum Niesen bringt er's nicht. Werden mit einem blauen Auge davonkommen. Wind wird's eben geben, weiter nichts.

Gacquoil antwortete ernsthaft: – Wer den Wind hat, hat auch die Fluth.

Weder lustig noch traurig, so hält's der echte Seemann. Die Antwort bedeutete indessen nichts Gutes.

Fluth haben heißt bei einem lecken Schiff so viel wie schnell trinken. Deshalb hatte Gacquoil seinen Ausspruch mit einem leisen Stirnrunzeln gewissermaßen unterstrichen. Vielleicht auch mochten La Vieuville's scherzhafte, ans Leichtfertige grenzenden Worte zu bald auf die Katastrophe mit der Kanone und dem Kanonier erfolgt sein. Es giebt Dinge, die kein Glück bringen auf hoher See. Das Meer hat seine Geheimnisse; man weiß nie; wie man eigentlich mit ihm daran ist; darum Vorsicht.

La Vieuville fühlte, daß hier doch der Ernst am Platze sei und fragte: – Lootse, wo sind wir jetzt?

– Wir sind in der Hand Gottes, sagte dieser.

Ein Lootse ist ein Machthaber: man muß ihn immer gewähren lassen, auch im Reden. Reden thun übrigens diese Leute wenig. La Vieuville entfernte sich wieder. Auf die Frage, die er an den Lootsen gestellt hatte, antwortete der Horizont, denn plötzlich wurde das Meer frei. Der Nebel, der auf den Wellen lungerte, war allenthalben geborsten; in blassem Dämmerschein breitete sich das dunkle Durcheinanderwühlen der Wogen unabsehbar aus, und man gewahrte Folgendes: Oben eine feste, deckelförmige Wolkenmasse, die jedoch nicht mehr bis zur See herunterreichte; östlich eine weißliche Helle, das Grauen des Tages, westlich, wo der Mond unterging, einen anderen fahlen Schimmer, so daß am Horizont, zwischen der dunklen Fluth und dem dunklen Himmel, zwei dünne, fahle Lichtstreifen einander gegenüberlagen. Von diesen beiden Lichtstreifen hob sich, schwarz, aufrecht, unbeweglich, der Schattenriß von Gegenständen ab: im Occident am mondbeschienenen Himmel ragten,

senkrecht wie keltische Peulvens, drei hochgezackte Felsen; im Orient beim bleichdämmernden Sonnenaufgang in bedrohlich geordneter Reihe, durch gleichmäßige Zwischenräume von einander getrennt, acht Segel. Die drei Felsen waren ein Riff, die acht Segel ein Geschwader; im Rücken hatte man die berüchtigten Klippen Les Minquiers und vor sich die französischen Kreuzer; gegen Abend den Abgrund, gegen Morgen das Blutbad; man schwamm zwischen einem Schiffbruch und zwischen einer Schlacht. Dem Schiffbruch gegenüber hatte die Korvette einen durchlöcherten Rumpf, schadhaftes Takelwerk, in der Wurzel erschütterte Masten; der Schlacht gegenüber eine Artillerie, von welcher einundzwanzig Kanonen auf dreißig unbrauchbar und von deren Bedienung die besten todt waren.

Der Widerschein der Sonne war sehr matt und man hatte um sich her noch immer die Nacht, vielleicht sogar auf längere Zeit hinaus, wenn sich die Wolken nicht verzogen, die schwer und dicht zusammengeballt wie ein festes Gewölbe anzusehen waren.

Derselbe Wind, der zuvor die Nebel verjagt hatte, trieb nun die Korvette gegen Les Minquiers; gänzlich erschöpft und zerrüttet, gehorchte sie kaum mehr dem Steuer; es war weniger ein Segeln als ein widerstandsloses, fluthgepeitschtes Hinrollen. Das schauerliche Riff Les Minquiers war damals noch zackiger als jetzt. Mehrere Thürme dieser Hochveste der Untiefen sind durch die unablässige Zerstückelungsarbeit des Meeres abgetragen worden. Auch die Gestalt der Klippen ist eine veränderliche und es liegt ein Sinn darin, daß der Ausdruck »lame«, womit der Franzose die Meereswelle bezeichnet, zugleich Klinge bedeutet, denn jedes Branden entspricht in der That einem Sägeschnitt. Les Minquiers damals berühren, hieß untergehen.

Was das Geschwader anbelangt, so war es dasselbe Geschwader von Cancale, welches seitdem unter jenes Kapitän Duchesne's Führung berühmt wurde, welchen Lequinio den »Père Duchesne« nannte.

Die Lage war mehr als bedenklich. Während des Kampfes mit der Kanone war die Korvette unmerklich von der beabsichtigten Route abgewichen und eher auf Granville als auf Saint-Malo zugefahren. Jetzt hinderte, selbst wenn das Schiff ganz unversehrt geblieben wäre, die Klippe

eine Rückkehr nach Jersey und das Geschwader ein Einlaufen in eine französische Bucht.

Im Uebrigen blieb der Sturm richtig aus, aber, wie es der Lootse vorausgesagt, die See ging sehr hoch, und wild rollten die Wellen unter den heftigen Windstößen über dem zerklüfteten Grund. Das Meer giebt seine ganze Absicht niemals kund; in seinen Untiefen schlummert alles Mögliche, sogar etwas wie Chikane. Es ließe sich fast behaupten, daß das Meer ein nur ihm allein bekanntes Verfahren beobachtet; es dringt vor und entweicht, macht einen Vorschlag und nimmt ihn zurück, entwirft ein Unwetter, und giebt es wieder auf, verspricht den Untergang, ohne sein Wort zu halten, droht gegen Norden zu, um nach Süden hin den Streich zu führen. So hatte man die ganze Nacht hindurch an Bord des »Claymore«, mitten im Nebel, das Losbrechen des Orkans befürchtet, den das Meer nun widerrufen hatte, widerrufen, aber mit welcher Tücke! Es hatte den Sturm in Aussicht gestellt und machte nun Ernst mit der Klippe. Auch das war Schiffbruch, nur in verschiedener Form. Und als ob zwei Feinde einander in die Hände arbeiten wollten, gesellte sich noch zu der Gefahr des Scheiterns die Gefahr der ungleichen Schlacht. La Vieuville aber bekam sein tapferes Lachen:

– Schiffbruch hier und Treffen dort.. Karambolage müssen wir machen.

VIII.

9 = 380.

Die Korvette war nicht mehr um Vieles besser daran als ein Wrack. Aus dem fahlen hin und widerschwimmenden Zwielicht, aus dem schwarzen Gewölk, aus den unbestimmten Schwankungen am Horizont, aus dem geheimnißvollen Aufschauern der Wellen wehte ein todesfeierlicher Hauch. Den Wind ausgenommen, der feindselig das Fahrzeug umbrauste, war Alles still. In stummer Majestät entstieg die letzte Stunde ihrer Nacht. Man fühlte sich eher einer Vision als einem Angriff gegenüber. Nichts regte sich auf den Klippen und drüben auf den Schiffen nichts. Allenthalben ein ungeheures Schweigen. War man noch in der Wirklichkeit oder schwebte ein Traumbild über den Wassern? Es giebt Schifferlegenden, die von

derartigen Erscheinungen berichten: die Korvette war wie hingezaubert zwischen den Kraken und die Gespensterflotte.

Graf du Boisberthelot ertheilte dem Chevalier halblaut einige Befehle, mit welchen sich dieser ins Zwischendeck begab; dann ergriff er sein Fernrohr und trat zu Gacquoil hin, der, immer noch am Steuerrad, Alles aufbot, um die Korvette in der Richtung des Wellenschlags zu erhalten, denn wenn Wind und See sie von der Seite faßten, war sie rettungslos verloren.

– Lootse, sagte der Kapitän, wo sind wir?

– Auf Les Minquiers.

– Auf welcher Seite?

– Auf der schlimmen.

– Der Grund?

– Lauter Felsen.

– Können wir uns vor Anker legen?

– Sterben kann man immer, antwortete der Lootse.

Der Kapitän richtete das Glas nach Westen und untersuchte das Riff; dann wendete er sich nach Osten nach den Schiffen, die dort in Sicht waren. Wie mit sich selber redend, fuhr Gacquoil fort:

– Les Minquiers. Die lustige Möve ruht darauf aus, wenn sie aus Holland vorbeikommt und die große Seemöve mit den schwarzumränderten Flügeln.

Der Kapitän hatte die Schiffe gezählt. Es waren ihrer in der That acht, die, in ganz korrekter Ordnung ihr kriegerisches Profil über dem Wasserspiegel zeigten. In der Mitte konnte man die hohe Gestalt eines Dreideckers unterscheiden.

– Kennen Sie die Segel? fragte der Kapitän den Lootsen.

– Gewiß! antwortete Gacquoil.

– Nun?

– Es ist das Geschwader.

– Das französische Geschwader?

– Das Geschwader des Teufels. Es entstand eine Pause.

– Vollzählig? hob du Boisberthelot wieder an.

– Nein.

Jetzt erinnerte sich der Kapitän, daß ja dem durch Valazé dem Nationalkonvent am 2. April erstatteten Bericht zufolge, zehn Fregatten und sechs Linienschiffe im Kanal kreuzten.

In der That, sagte er, es könnten ihrer sechszehn sein, und dort sind ihrer nur acht.

– Die übrigen, bemerkte Gacquoil, lungern weiter drüben herum, die ganze Küste entlang, und spioniren.

– Ein Dreidecker, zwei Fregatten ersten Ranges, fünf Fregatten zweiten Ranges, murmelte der Kapitän, während er durch das Fernrohr schaute, vor sich hin.

– Aber auch ich habe spionirt, murrte Gacquoil in den Bart hinein.

– Schönes Material, sagte der Kapitän. Habe auf jedem seiner Zeit ein Weilchen kommandirt.

– Ich habe sie mir in der Nähe angesehen, meinte Gacquoil. Ich verwechsle keins mit dem anderen; habe ihre Personalbeschreibung im Hirnschädel drin. Der Kapitän trat nun sein Fernrohr an Gacquoil ab:

– Lootse, unterscheiden Sie das Linienschiff genau?

– Ja, Herr Kapitän, es ist der Dreidecker »La Côte d'Or«.

– Den sie umgetauft haben, bemerkte der Kapitän. Früher hieß er: »Les Etats de Bourgogne«. Neues Schiff. Hundertachtundzwanzig Kanonen.

Er nahm ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche und schrieb die Zahl 128 auf. Dann fragte er weiter:

– Lootse, wie heißt das erste Segel an Backbord?

– »L'Expérimentée«.

– Fregatte ersten Ranges. Zweiundfünfzig Kanonen. Wurde vor zwei Monaten in Brest ausgerüstet. Und der Kapitän notirte abermals: 52.

– Lootse, fuhr er fort, wie heißt das zweite Segel an Backbord?

– »La Dryade«.

– Fregatte ersten Ranges. Vierzig Achtzehnpfünder. War in Indien, hat eine schöne militärische Laufbahn hinter sich. Und er schrieb unter die Zahl 52 die Zahl 40; dann blickte er wieder auf:

– Und an Steuerbord?

– Lauter Fregatten zweiten Ranges, Herr Kapitän. Es sind ihrer fünfe.

– Wie heißt die nächste beim Dreidecker?

– »La Résolue«.

– Zweiunddreißig Achtzehnpfünder. Und die zweite?

– »La Richemont«.

– Desgleichen. Weiter.

– »L'Athée«.

– Kurioser Name das, um in See zu stechen. Weiter.

– »La Calypso«.

– Weiter.

– »La Preneuse«.

– Fünf Fregatten von je zweiunddreißig. Und der Kapitän schrieb unter die vorhergehenden Zahlen: 160.

– Lootse, sagte er dann. Sie erkennen sie doch genau?

– Und Sie, erwiderte Gacquoil, Sie *kennen* sie genau, Herr Kapitän. Das Erkennen hat schon etwas für sich, aber das Kennen ist mehr werth.

Der Kapitän, mit seinem Notizbuch beschäftigt, addirte zwischen den Zähnen: Hundertachtundzwanzig, zweiundfünfzig, vierzig, hundertundsechzig. In diesem Augenblick betrat La Vieuville wieder das Verdeck.

– Chevalier, rief ihm der Kapitän entgegen, wir haben dreihundertundachtzig Geschütze vor uns.

– Gut, sagte La Vieuville.

– Sie kommen von der Inspektion, La Vieuville: Wie viel Geschütze bleiben uns schließlich übrig?

– Neun.

– Gut, sagte nun auch Boisberthelot.

Er nahm das Fernrohr dem Lootsen aus der Hand und richtete es wieder nach dem Horizont. Die acht Schiffe, stumm und schwarz, schienen sich nicht zu rühren; nur wurden sie allmälig größer: sie rückten langsam näher.

La Vieuville machte die Honneurs und sagte:

– Herr Kapitän, ich habe dieser Korvette »Claymore« von vornherein nicht getraut. Es ist immer fatal, urplötzlich an Bord eines Fahrzeugs zu kommen, das Einem weder bekannt noch vertraut ist. Ein englisches Schiff, wenn auch Franzosen es führen, das thut nicht gut. Die verdammte Kanone war uns ein Beweis dafür. Ich melde gehorsamst, daß ich die Inspektion vorgenommen habe: Anker trefflich, nicht Roheisen, geschweißtes Stabeisen, starke Flügel. Taue vorzüglich, handlich, von vorschriftsmäßiger Länge, hundertundzwanzig Faden. Reichliche Munition. Sechs Todte. Jedes Geschütz kann hunderteinundsiebzig Mal feuern.

– Weil es nur noch ihrer neun sind, murmelte der Kapitän vor sich hin, indem er wieder das Fernrohr über den Horizont schweifen ließ. Langsam aber stetig rückte das Geschwader heran.

Die Geschütze des »Claymore«, Caronaden genannt, hatten zwar das für sich, daß sie blos drei Mann Bedienung erforderten, hatten aber hinwider gegen sich, daß sie weniger weit und sicher trafen als die gewöhnlichen Kanonen; deshalb mußte man das Geschwader um so viel näher rücken lassen.

Der Kapitän ertheilte seine Befehle mit leiser Stimme. Lautlose Stille herrschte am Bord. Das Verdeck wurde ohne das übliche Glockensignal zum Gefecht klar gemacht. Dem Feinde gegenüber war die Korvette ebenso kampfunfähig wie den Wellen. Man verwerthete die wenigen noch verfügbaren Vertheidigungsmittel so gut es eben ging; trug auf den Laufplanken und auf dem Back das zur Wiederherstellung der Takelage etwa erforderliche Tau- und Takelwerk zusammen und richtete die Verbandstelle her.

Nach dem damaligen Brauch wurde die Schanzverkleidung auf Deck vorgespannt, was zwar gegen das Gewehrfeuer, nicht aber gegen die Artillerie Schutz gewährte. Man schaffte die Kugelmaße herbei, trotzdem zu der Prüfung der Kaliber die Zeit kaum mehr hinreichte. Hatte doch Niemand so mannigfaltige Zwischenfälle vorhersehen können. Jeder Matrose bekam eine Patronentasche und steckte ein Paar Pistolen und ein Dolchmesser in den Gürtel. Die Hängematten wurden zusammengelegt, die Geschütze gerichtet, die Musketen, die Enterbeile und Haken bereitgehalten, die Stückpatronen und Kugeln vertheilt, die Pulverkammer

geöffnet. Jeder trat an seinen Posten, und das Alles in düsterer Eile, mit dem Schweigen, das im Gemach eines Sterbenden herrscht.

Und nun ankerte die Korvette. Sie hatte sechs Anker wie die Fregatten; man warf sie alle sechs, vorn den Tagsanker, über das Heck den schweren Werfanker, den Leichtern der See, den Raumanker der Klippenseite zu, an Steuerbord vorn den Teyanker und den Pflichtanker an Backbord.

Die am Leben gebliebenen Geschütze wurden alle neun auf einer Seite dem Feinde zu in Batterie aufgepflanzt.

Die acht Schiffe hatten indessen, ebenso schweigsam, ihre Gefechtstellung eingenommen, und segelten jetzt in einem Halbkreis heran, von dem les Minquiers die Sehne bildeten. In diesem Halbkreis gefangen und übrigens schon durch seine Anker festgehalten, lehnte sich der »Claymore« an les Minquiers, das heißt an den Schiffbruch an. Man hätte ihn mit einem von der Meute umringten Eber vergleichen können; nur kläfften die Verfolger nicht, sondern zeigten stumm die Zähne. Jeder Theil schien auf den Andern zu warten.

Die Kanoniere des »Claymore« standen mit der Lunte in der Hand bereit.

Boisberthelot sagte zu La Vieuville:

– Den ersten Schuß möchte ich mir nicht nehmen lassen! Und La Vieuville antwortete:

– Wer für etwas stirbt, darf sich das Bischen Koketterie schon erlauben.

IX.

Einer entkommt.

Der Passagier hatte das Verdeck nicht verlassen; ohne eine Miene zu verziehen, schaute er zu.

– Herr General, sagte Boisberthelot, der vor ihn hingetreten war, wir sind nunmehr festgeklammert an unser Grab und werden es auch nicht fahren lassen. Eingekeilt zwischen Feind und Riff, bleibt uns außer der Gefangenschaft oder dem Schiffbruch nur eine Wahl, der Schlachtentod. Kämpfen ist noch besser als Scheitern; lieber als ich ertrinke, laß ich mich zusammenschießen; im Feuer stirbt sich's schöner als im Wasser. Dieses Sterben haben jedoch nur wir Kleinen zu besorgen, nicht aber Sie mit uns. Sie sind der Bevollmächtigte des Prinzen, sind zu einer großen Sendung auserwählt, zum Oberbefehl über unsere Truppen in der Vendée. Wenn Sie fallen, fällt vielleicht die monarchische Fahne; also müssen Sie leben, und wie unsere Pflicht erheischt, daß wir hier ausharren, so erheischt die Ihrige, daß Sie sich retten; deshalb, Herr General, werden Sie das Schiff verlassen. Ich stelle Ihnen ein Boot und einen Ruderer zur Verfügung; auf Umwegen die Küste zu erreichen, ist nicht unmöglich; es ist noch nicht Tag; die Wellen gehen hoch; auf dem Meer ist es noch dunkel; Sie werden entkommen. Unter gewissen Umständen heißt Flucht nicht mehr Flucht, sondern Sieg.

Der Greis gab durch ein langsames Senken seines strengen Hauptes seine Zustimmung zu erkennen, und Boisberthelot rief mit lauter Stimme:

– Soldaten und Matrosen! ...

Sofort ließ vom Steuer bis zum Bugspriet Jeder von seiner Beschäftigung ab und schaute nach dem Kapitän, welcher also fortfuhr:

– Der Mann, der sich hier unter uns befindet, ist der Vertreter Seiner Majestät des Königs. Er ward unserer Obhut anvertraut; wir müssen ihn unserer Sache erhalten. Die Krone Frankreichs bedarf seiner. In Ermangelung eines unserer Prinzen wird, wir hoffen es wenigstens, er das

Oberhaupt der Vendée sein. Er ist ein großer Führer im Feld. Mit uns sollte er in Frankreich landen; jetzt muß er es ohne uns versuchen. Wenn der Führer gerettet wird, so ist auch die Sache gerettet.

– Ja! ja! ertönte es von allen Seiten. Und der Kapitän sprach weiter:

– Auch er wird ernstliche Gefahren bestehen müssen. Das Ufer zu erreichen, ist nichts weniger als leicht. Um der hohen See zu trotzen, wäre ein großes Boot nöthig; er aber muß ein kleines nehmen, damit ihn die Kreuzer nicht bemerken. Die Aufgabe besteht darin, an irgend einer entlegenen Stelle zu landen, womöglich näher bei Fougères als bei Coutances; gewachsen ist dieser Aufgabe nur ein vielerfahrener Seemann, ein unermüdlicher Ruderer, der auf jener Küste geboren und mit ihren kleinsten Einzelheiten vertraut ist. Es ist jetzt gerade noch so weit dunkel, daß das Boot die Korvette verlassen kann, ohne entdeckt zu werden, um so mehr als der Pulverdampf mit Nächstem das Seinige beitragen wird. Mit einem kleinen Boot läßt sich schon, eben weil es klein ist, über die versteckten Klippen hinwegkommen; wo der Panther stecken bleibt, schlüpft das Wiesel durch. Für uns giebt es kein Entrinnen, wohl aber für ihn. Das Boot wird sich mit voller Ruderkraft entfernen und dem Feind unsichtbar bleiben, dem wir übrigens, wie gesagt, unterdessen Stoff genug zur Unterhaltung geben werden – nicht wahr?

– Ja! ja! stimmte Alles ein. – Jede Minute ist kostbar, schloß der Kapitän. Wer meldet sich?

– Ich, sprach eine Stimme, und ein Matrose trat in der Dunkelheit vor die Front.

X.

Entkommt er wirklich?

Einige Minuten später stieß die kleine Kapitänsjolle vom Schiff ab. Es saßen zwei Männer darin: vorn der Matrose, der sich gemeldet hatte, hinten der Passagier. Es war immer noch ganz finster. Der Matrose ruderte, wie

Boisberthelot befohlen hatte, mit aller Gewalt auf les Minquiers los. Einen andern Ausweg gab es ja nicht.

Am Boden der Jolle lagen Mundvorräthe, ein Sack voll Zwieback, eine geräucherte Zunge und ein Fäßchen Wasser.

Im Augenblick, wo die Zwei sich entfernten, lehnte sich La Vieuville, im Tode noch ein unverdrossener Spötter, über den Hintersteven der Korvette hinunter und rief der Jolle seinen Abschiedsgruß nach:

– Famos zum Fliehen, unschätzbar zum Ertrinken.

– Herr, sagte der Lootse, lassen wir den Scherz bei Seite.

Das Boot war hurtig abgestoßen, und hatte bald eine ziemlich bedeutende Strecke zurückgelegt. Wind und Wellen halfen dem Ruderer nach, und immer rascher schaukelte, hinter den hohen Wellen den Blicken entrückt, das kleine Boot im Zwielicht von dannen.

Auf dem Meer lag es wie düstere Erwartung: da, plötzlich, durch das gedehnte, ungestüm geschäftige Schweigen des Elements, brach eine Stimme, die, verstärkt durch das Sprachrohr wie durch den ehernen Mund an der Maske der griechischen Tragödie, beinah übermenschlich klang. Es war Kapitän du Boisberthelot's Stimme:

– Leute des Königs, donnerte er, nagelt die Lilienflagge an den großen Mast. Unsere letzte Sonne geht auf.

Und die Korvette löste eines seiner Geschütze.

– Es lebe der König! rief die Mannschaft.

Drüben vom Horizont her ertönte ein anderer, mächtiger, in der Ferne verhallender und dennoch deutlich vernehmbarer Ruf:

– Es lebe die Republik!

Und ein Lärm wie von dreihundert Donnerschlägen rollte über die See.

Der Kampf begann. Das Meer verhüllte sich in Dampf und Blitze. Von allen Seiten bohrten sich die Gischtstrahlen, die unter den einschlagenden Kugeln aufspringen, in die Wogen. Der »Claymore« spie seine Flammen nach den acht Schiffen aus, und diese beschossen aus ihrer Halbmondstellung mit allen Batterien die Korvette. Der Horizont leuchtete feuerroth; ein Vulkan schien dem Meer entstiegen zu sein, und der Wind zerrte diesen ungeheuren Schlachtenpurpur hin und her, in welchem die Schiffe geisterhaft auftauchten und wieder schwanden, und von dem die Korvette wie ein schwarzes Skelett vom brennenden Hintergrund sich abhob. Hoch in den Lüften vom Mittelmast des »Claymore« sahen die zwei Männer in der Jolle noch die Lilienflagge wehen. Sie schwiegen Beide.

Das dreieckige Riff les Minquiers, eine kleine unterseeische Trinacria, hat einen weitern Umfang als die ganze Insel Jersey. Das Plateau, zu dem es sich emporgipfelt, überragt die Wasserfläche bei der höchsten Fluth; nordöstlich davon erheben sich in einer Reihe sechs mächtige Felsblöcke, die einer stellenweise eingesunkenen großen Mauer gleichen. Hindurchfahren kann zwischen dem Plateau und den sechs Klippen nur ein Boot mit sehr schwachem Tiefgang. In diesen Kanal, der in die offene See mündet, lenkte der Matrose, der sich zur Rettung des Passagiers erboten hatte, jetzt ein. Auf diese Art schoben sich les Minquiers allmälig zwischen die Schlacht und die Jolle; rechts und links den dichtgegenüberstehenden Felsen ausweichend, schlängelte diese sich mit Gewandtheit weiter. Schon war hinter dem Riff der Kampfplatz verschwunden, und schon begannen die Röthe am Horizont und das wilde Getöse der Kanonade in Folge der zunehmenden Entfernung abzunehmen; aber aus der Hartnäckigkeit des Feuers ließ sich schließen, daß die Korvette tapfer ausharrte und ihre hunderteinundneunzig Salven bis auf die letzte abgeben wollte. Ueber ein Kurzes hatte das Boot Schlacht und Klippe im Rücken, und befand sich längst außer Tragweite eines Geschosses auf offener See. Nach und nach hellten sich die äußern Umrisse des Meeres auf, die unmittelbar im Dunkel wieder verschwimmenden Lichtpunkte breiteten sich aus; die quirlenden Schaumkämme brachen in Strahlenbüschel auseinander und ein weißer Schimmer wiegte sich auf der Halbfläche der Wogen. Es wurde Tag.

Dem Feind war das Boot zwar entronnen, doch das Schwierigste war noch nicht überstanden: man hatte keine Kugel mehr, aber immerhin den

Schiffbruch zu gewärtigen, auf wilder See, in dieser schwindend kleinen Nußschale ohne Deck, ohne Segel, ohne Mast, ohne Kompaß, in einem Atom, dem nichts zu Gebote stand als zwei Ruder, um den zwei Riesen Ozean und Orkan zu entfliehen.

Und nun, inmitten dieser unendlichen Einsamkeit, sein Antlitz erhebend, blaß gefärbt vom fahlen Widerschein des Morgens, starrte der Mann, welcher vorn in der Jolle saß, dem Manne, der ihm gegenüber saß, in die Augen und sagte zu ihm:

– Ich bin der Bruder von dem, der auf Ihren Befehl erschossen wurde.

Drittes Buch.

Halmalo.

I.

Und der Geist war im Wort.

Nun erhob auch der Greis langsam das Haupt.

Der Mann, der zu ihm gesprochen, war ungefähr dreißig Jahre alt. Seine Stirn war von der Seeluft gebräunt; in eigentümlicher Mischung schaute in ihm der Scharfblick des Matrosen aus den treuherzigen Augen des Bauern. Wuchtig hielt er die Ruder in seinen beiden Fäusten fest. Er hatte etwas Kindliches. Im Gürtel trug er ein Dolchmesser, zwei Pistolen und einen Rosenkranz.

– Wer sind Sie? fragte der Greis. – Sie haben es gehört.

– Und was wollen Sie von mir?

Der Mann ließ die Ruder los, kreuzte die Arme und sagte:

– Sie umbringen.

– Sie können es, sagte der Greis.

– Halten Sie sich bereit, sprach der Mann mit erhobener Stimme.

– Bereit wozu?

– Zu sterben.

– Warum? fragte der Greis.

Es entstand eine Pause. Der Mann schien ein paar Augenblicke über die Frage zu staunen. Dann erwiderte er:

– Sie haben's gehört: ich will Sie umbringen.

– Und ich frage Sie, warum?

In den Augen des Matrosen erglänzte ein flüchtiger Blitz:

– Weil Sie meinen Bruder umgebracht haben.

Der Greis entgegnete ruhig: Nachdem ich ihm zuvor das Leben gerettet.

– Das ist wahr; Sie haben ihn zuerst gerettet und dann umgebracht.

– Nicht ich.

– Wer denn sonst?

– Seine Schuld.

Mit noch größerem Staunen als zuvor sah der Matrose den Greis an; aber bald darauf zog sich seine Stirne wieder in drohende Falten zusammen.

– Wie heißen Sie? fragte der Greis.

– Ich heiße Halmalo, doch meinen Namen brauchen Sie nicht zu wissen, um von mir umgebracht zu werden.

In diesem Augenblick ging die Sonne auf. Ein heller Strahl fiel auf den Matrosen und leuchtete ihm ins trotzige Gesicht. Forschend betrachtete ihn

der Greis. Das Geschützfeuer grollte noch immer aus der Ferne, aber mit Unterbrechungen und stoßweise wie in letzten Zuckungen. Ueber den Horizont senkte sich eine dichte Dampfwolke. Das Boot trieb, von keinem Ruderer mehr gelenkt, willenlos ins Weite. Der Matrose zog mit der rechten Hand eine seiner Pistolen und mit der Linken seinen Rosenkranz aus dem Gürtel. Aufstehend, hoch emporgerichtet fragte der Greis:

– Glaubst du an einen Gott?

– Unseren Vater im Himmel, versetzte der Matrose und schlug ein Kreuz.

– Hast du deine Mutter noch?

– Ja. Und er bekreuzte sich nochmals. Dann sagte er:

– Es muß sein. Ich schenke Ihnen nur noch eine Minute, gnädiger Herr. Und er schob den Hahn an seinem Pistol zurück.

– Warum hast du »gnädiger Herr« zu mir gesagt?

– Weil Sie ein Herr sind; das sieht man Ihnen an.

– Hast du einen Herrn?

– Ja, und einen Großen. Einen Herrn muß doch Jeder haben.

– Wo ist er, dein Herr?

– Das weiß ich nicht. Fort. Er heißt der Herr Marquis von Lantenac; er ist auch noch Vikomte von Fontenay und Fürst und Herr von Sept-Forêts. Gesehen habe ich ihn zwar nie, aber deshalb bleibt er nicht minder mein Herr.

– Und wenn du ihn sähst, würdest du ihm wohl gehorchen?

– Sicherlich. Wär ich doch ein Heide, wenn ich ihm nicht gehorchen wollte! Zuerst ist man Gott Gehorsam schuldig, dann dem König, weil er Gott am nächsten steht, und dann dem Herrn, weil er dem König am

nächsten steht. Aber davon ist jetzt die Rede nicht: Sie haben meinen Bruder umgebracht und darum müssen jetzt auch Sie umgebracht werden.

– Daß ich ihn umgebracht habe, antwortete der Greis, daran that ich recht.

Der Matrose preßte die Finger krampfhaft um sein Pistol und sagte:

– Machen wir ein Ende.

– Meinetwegen, erwiderte der Greis, und setzte ruhig hinzu:

– Wo ist der Priester?

Der Matrose sah ihn fragend an:

– Der Priester?

– Ja wohl, der Priester. Deinen Bruder habe ich nicht ohne Beichte sterben lassen; den Priester bist du mir schuldig.

– Ja, wenn ich ihn hätte, entgegnete der Matrose, und fuhr dann fort:

– Als ob man hier auf offener See einen Priester holen könnte! Immer dumpfer ertönte der konvulsivische Geschützdonner des fernen Todeskampfes.

– Die, welche dort drüben sterben, haben einen, sagte der Greis.

– Schon wahr, murmelte der Matrose. Sie haben den Herrn Schiffsprediger.

Der Greis fuhr fort:

– Du vergreifst dich am Heil meiner Seele, und das fällt schwer ins Gewicht. Der Matrose schaute sinnend vor sich nieder.

– Und mit meinem Seelenheil, sagte der Greis, vernichtest du zugleich auch dein eigenes. Höre mich an: du dauerst mich. Nachher kannst du's ja noch immer halten, wie du willst. Ich habe der Pflicht die Ehre gegeben,

sowohl als ich vorhin deinem Bruder das Leben rettete, wie auch als ich es ihm wieder nahm, und jetzt gebe ich abermals der Pflicht die Ehre, wenn ich versuche, dir dein Seelenheil zu retten. Gieb wohl Acht; was ich sagen werde, bezieht sich unmittelbar auf dich. Hörst du die Kanonenschüsse dort drüben? In diesem Augenblicke sterben dort Männer, röcheln Verzweifelnde, Gatten, die ihre Frauen, Väter, die ihr Kind, Brüder, die, wie du, ihren Bruder nicht mehr wiedersehen werden. Und das Alles durch wessen Schuld? Durch deines Bruders. Du glaubst an einen Gott, nicht wahr? Aber dann mußt du auch wissen, daß in diesem Augenblick Gott leidet in seinem allerchristlichsten Sohn, dem König von Frankreich, der ein Kind ist gerade wie das Jesuskind, und den sie in den Thurm des Temple gesperrt haben; daß Gott leidet, so weit die ganze Bretagne reicht, in seiner Kirche, leidet in seinen geschändeten Kathedralen, leidet in seinen zerrissenen heiligen Büchern, leidet in seinen entweihten Andachtstätten, leidet in seinen hingemordeten Dienern. Warum haben wir uns eingeschifft allesammt auf jenem Wrack, das jetzt eben untergeht? Nur um Gott zu Hilfe zu eilen. Wenn dein Bruder ein treuer Knecht gewesen wäre, wenn er mit Klugheit, Eifer und Ernst seine Pflicht erfüllt hätte, dann wäre das Unglück mit dem Geschütz unterblieben, dann wäre die Korvette nicht beschädigt worden, wäre nicht von ihrem Kurs abgewichen, wäre nicht jenen gottvergessenen Kreuzern in die Hände gefallen, und wir, wir würden Alle, jetzt zur Stunde, als tapfere Kriegs- und Seeleute an der heimatlichen Küste landen, den Säbel in der Faust, mit fliegender Lilienfahne, stark an Zahl und stark an frischer Freudigkeit, und würden den wackeren Bauern der Vendée das Vaterland retten helfen, den König retten helfen, Gott retten helfen. Das wollten wir thun; das würden wir thun; das soll ich, der einzig Überlebende, noch immer thun. Aber du, du verhinderst es. In diesem Kampf der Gottlosen gegen die Priester, der Königsmörder gegen den König, des Höllenfürsten gegen Gott ergreifst du die Partei des Höllenfürsten. Dein Bruder war sein erster Helfershelfer; der zweite bist du. Was er begonnen, das führst du zu Ende. Du stehst den Königsmördern bei gegen den Thron, stehst den Gottlosen bei gegen die Kirche, nimmst Gott die letzte Hilfe weg in der Noth. Weil ich nicht da sein werde an des Königs Stelle, müssen die Dörfer weiterbrennen, die Weiber weiterweinen, die Priester weiterbluten, muß die Bretagne weiterleiden, der König seine Ketten weitertragen und unser Heiland weiterwanken gen Golgatha in Schmach und Schmerzen. Und wer wird das Alles auf dem Gewissen haben? Du. Nun, du hast ja die

freie Wahl. Ich durfte zwar von dir gerade das Gegentheil erwarten; etwas Täuschung, und ja! im Grunde hast du ganz Recht: habe ich nicht deinen Bruder erschießen lassen? Dein Bruder ist muthig gewesen: ich habe ihn belohnt; er ist schuldig gewesen, und ich habe ihn bestraft. Er hat sich an seiner Pflicht versündigt, ich nicht, und was ich that, das würde ich wieder thun, und, das schwöre ich dir bei unserer hochheiligen Anna von Auray, die uns in die Herzen schaut: gerade wie ich deinen Bruder erschießen ließ, hätte ich im gleichen Fall meinen leiblichen Sohn erschießen lassen. Jetzt handle nach Gutdünken, aber ich bedaure dich. Du hast deinen Kapitän angelogen; du willst ein Christ sein und bist ohne Treu und Glauben; du willst ein Bretone sein und hast keine Ehre im Leibe; deiner Redlichkeit bin ich anvertraut worden; dein Verrath hat Ja dazu gesagt, und nun wirfst du Allen, denen du gelobt hast, mich zu retten, meinen Kopf vor die Füße. Weißt du auch, wen du dabei strafst? Dich! Du raubst dem König mein Leben und schenkst dafür deine Seele der Hölle. Aber laß dich nicht abhalten, begehe nur dein Verbrechen, thu's! Dein Antheil an der ewigen Seligkeit ist dir feil und werthlos – gut. Dir also wird es zuzuschreiben sein, daß der Satan siegen wird, dir, daß die Heiden die Kirchen niederreißen, dir, daß sie fortfahren werden, die Glocken zu Kanonen umzugießen, um dann zu tödten mit dem, was den Seelen einst das Leben geben half. Jetzt, im Augenblick, da ich zu dir spreche, wird deine Mutter vielleicht zerrissen durch die Glocke, die deine Taufe eingeläutet hat. Aber geh, hilf nur dem bösen Feind, thu's nur. Ja, ich habe deinen Bruder verurtheilt, doch wisse, daß ich ein Werkzeug bin des Allmächtigen. Du aber wirfst dich zum Richter auf über die Maßregeln Gottes – was? Du wirst nun wohl ins Gericht gehen mit dem Blitz des Himmels? Unglückseliger, du wirst gerichtet werden durch ihn. Bedenke wohl, was du thust. Weißt du auch nur, ob ich frei von jeglicher Todsünde aus der Welt gehe? Nein. Aber kehre dich daran nicht, und führe deinen Vorsatz nur aus! Es steht dir vollkommen frei, mich der Hölle in den Rachen zu schleudern und dich selber mit. Unser Beider Verdammniß liegt in deiner Hand. Die Verantwortlichkeit dafür trifft aber vor Gott nur dich. Wir sind allein, und ringsum gähnt der Abgrund. Vorwärts! Mach ein Ende! Vollbring's! Ich bin ja alt, und du bist jung, ich bin wehrlos und du in Waffen. Losgedrückt! Feuer!

Während der Greis, hochaufrecht und mit einer Stimme, die das Rauschen der Wogen gewaltig übertönte, also sprach, ließen ihn die Schwankungen

der Wellen einmal im Dunkeln, dann wieder im Sonnenlicht erscheinen. Der Matrose war kreideweiß geworden; große Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn; er zitterte wie das Blatt im Wind; zuweilen führte er den Rosenkranz an seine Lippen. Als der Greis zu sprechen aufhörte, warf er sein Pistol hin und fiel nieder aus die Knie:

– Seien Sie barmherzig, gnädiger Herr! rief er ihn an, verzeihen Sie mir! Aus Ihnen redet der liebe Gott. Ich habe mich versündigt, und mein Bruder hat sich versündigt. Alles will ich thun, um wieder gut zu machen, was er verbrach. Machen Sie aus mir, was Ihnen beliebt. Befehlen Sie, und ich gehorche.

– Ich erbarme mich deiner, sagte der Greis.

II.

Bauerngedächtniß kann ebenso nützlich sein wie Feldherrntalent.

Die mitgenommenen Vorräthe kamen den beiden Flüchtlingen sehr zu Statten, denn, auf vielfache Umwege angewiesen, brauchten sie volle sechsunddreißig Stunden, bis sie die Küste erreichten. Sie verbrachten die nächstfolgende Nacht auf hoher See, aber es war eine schöne Nacht, nur etwas zu mondhell für Leute, die ungesehen bleiben wollen.

Zu Anfang mußten sie sich von Frankreich wieder etwas entfernen, wieder gegen Jersey zu. So kam's, daß sie die letzte Geschützsalve der niedergedonnerten Korvette noch hörten, das letzte Gebrüll eines tödtlich getroffenen Löwen. Nun trat eine große Stille ein.

Diese Korvette »Claymore« endete in ähnlicher Weise wie der »Vengeur«; aber für sie blieb der Nachruhm aus. Der Kampf gegen das Vaterland läßt kein anerkanntes Heldenthum aufkommen.

Halmalo war geradezu überraschend: er verrichtete wahre Wunder seemännischen Geschicks und Scharfsinns. Diese aus dem Stegreif entworfene Fahrt durch die Klippen, die Wellenschläge und das Auflauern des Feindes war eine Musterleistung.

Nun hatte der Wind nachgelassen, und die See war fügsamer geworden, Halmalo wich vor les Caux des Minquiers aus, beschrieb einen Halbkreis um la Chaussée aux Boeufs und rastete einige Stunden in dem kleinen Schlupfhafen aus, der sich dort an der Nordseite zur Ebbezeit vorfindet; dann stahl er sich, den Kurs wieder nach Süden nehmend, zwischen Granville und den Chausey-Inseln durch, ohne von den beiden Wachtposten von Chausey und von Granville bemerkt zu werden, und lief in die Bucht von Saint-Michel ein, ein kühnes Unterfangen, wenn man die geringe Entfernung von Cancale in Betracht zieht, wo die Kreuzer einen Ankerplatz hatten. Am zweiten Tag Abends, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, landete er, den Mont Saint-Michel im Rücken, an einer Stelle des Strandes, wo sich gewöhnlich Niemand hinwagt, weil dort immer ein Auffahren im Sande zu befürchten steht.

Glücklicherweise hatten sie gerade hohe See. Halmalo trieb das Boot mit einem möglichst kräftigen Ruck ans Land, befühlte die Sandfläche, that dann, als er sie hinlänglich fest befunden, einen Sprung aus der Jolle und zog sie ans Ufer.

Der Greis folgte nach und suchte sich genau zu orientiren.

– Gnädiger Herr, sagte Halmalo, wir sind hier beim Ausfluß des Couesnon und haben an Steuerbord Beauvoir und Huisnes an Backbord. Geradeaus sehen Sie den Kirchthurm von Ardevon.

Der Greis bückte sich und nahm ein Stück Zwieback aus dem Boot; dann sagte er zu Halmalo:

– Nimm du den Rest.

Halmalo legte, was von der Ochsenzunge übrig war, zu dem Zwieback, lud den Sack auf die Schulter und fragte:

– Soll ich den gnädigen Herrn führen oder soll ich ihm folgen?

– Keins von Beiden.

Halmalo schaute den Greis verwundert an, und dieser fuhr fort:

– Wir werden uns trennen, Halmalo. Selbzweit gehen taugt nicht. Entweder zu Tausend oder Jeder für sich allein. Und sich unterbrechend, zog er aus einer seiner Taschen eine grünseidene Schleife, die beinah die Form einer Kokarde hatte und in deren Mitte eine goldene Lilie gestickt war.

– Kannst du lesen? begann er nun wieder.

– Nein.

– Schon recht; das Lesen thut nicht gut. Hast du ein scharf Gedächtniß?

– Ja.

– Schön. Und jetzt merke wohl auf, Halmalo: Du wirst rechts gehen und ich links, ich gegen Fougères zu, du gegen Bazouges. Den Sack behältst du bei dir; er giebt dir das Aussehen eines Bauern. Deine Waffen verstecke. Schneide dir einen Stock, krieche über die Aecker – der Roggen steht ja hoch –, schleiche die Hecken entlang, steige über die Pfahlzäune, um ins Freie zu kommen, meide Menschen, Wege und Brücken, halte dich in gehöriger Entfernung von Portorson ... Ach so! du mußt ja über den Couesnon; wie willst du hinüberkommen?

– Durchschwimmen.

– Gut; es giebt übrigens eine Furt; weißt du vielleicht wo?

– Zwischen Ancey und Vieux-Mel.

– Ganz recht; ich sehe, daß du wirklich hier zu Hause bist.

– Aber es wird Nacht. Wo werden der gnädige Herr schlafen?

– Meine Sache; wo wirst du schlafen?

– In irgend einer Höhlung. Bevor ich Matrose wurde, war ich ein Bauer.

– Den Matrosenhut wirf ins Wasser! er könnte dich verrathen. Du wirst doch irgendwo eine andere Kopfbedeckung auftreiben können?

– O ja, eine Regenkappe, die giebt's überall. Der nächstbeste Fischer wird mir seine verkaufen.

– Gut. Nun höre weiter: Du kennst doch die Wälder hier herum?

– Alle.

– In der ganzen Umgegend?

– Von Noirmoutier bis Laval.

– Kennst du sie auch bei ihren Namen?

– Die Wälder, die Namen, Alles.

– Und wirst auch nichts vergessen?

– Nichts.

– Gut, und jetzt aufgepaßt! Wie viel Stunden Wegs kannst du in einem Tag wohl zurücklegen?

– Zehn, fünfzehn, wenn's noththut zwanzig.

– Es wird noththun. Verliere kein Wort von Allem, was ich dir jetzt sagen werde: Zunächst begiebst du dich in den Wald von Saint-Aubin.

– Bei Lamballe?

– Ja. Am Rande der Schlucht zwischen Saint-Rieul und Plédéliac steht ein großer Kastanienbaum. Bei dem hältst du still. Sehen wirst du Niemand.

– Aber es wird doch Jemand da sein; weiß schon.

– Du wirst das Zeichen geben. Kennst du das Zeichen auch?

Halmalo blies die Backen auf, wendete sich gegen das Meer und stieß den Eulenruf aus. Man hätte darauf geschworen, dieses »Huhu« ertöne aus tiefster Waldesnacht, so echt war's und schauerlich.

– Gut, sagte der Greis; du bist ein Wissender.

– Hier, setzte er hinzu, indem er Halmalo die grünseidene Schleife hinhielt, hier hast du meine Kommandoschleife. Stecke sie zu dir. Einstweilen ist noch viel daran gelegen, daß mein Name unbekannt bleibe. Aber die Schleife genügt schon. Diese Lilie hat Madame, die Königin Antoinette, in ihrem Gefängniß mit eigener Hand gestickt.

Halmalo beugte das Knie und griff mit bebender Hand nach der Schleife, die er zu seinen Lippen führte; aber plötzlich innehaltend, fragte er mit innerem Grauen:

– Darf ich denn auch?

– Küssest du das Kruzifix nicht auch? Also.

Und Halmalo küßte die Lilie.

– Steh auf, sagte der Greis. Halmalo stand auf und verwahrte die Schleife an seiner Brust.

– Gieb wohl Acht, fuhr der Greis fort. Die Ordre lautet: Zu den Waffen – ohne Pardon. Beim Kastanienbaum giebst du also das Zeichen, und zwar zu dreien Malen. Nach dem dritten Mal wird ein Mann aus der Erde steigen.

– Aus einem Loch unten an einem Baum; weiß schon.

– Dieser Mann ist Planchenault, auch Coeur-de-Roi geheißen. Dem zeigst du die Schleife vor, und er wird verstehen. Nachher schleichst du auf Wegen, deren Wahl ich dir überlasse, in den Wald von Astillé; dort wirst du einen hinkenden Mann treffen, der den Beinamen Mousqueton führt, und der niemals Pardon giebt. Dem sagst du, daß ich ihn lieb habe, und daß er seine Gemeinden auf die Beine bringen soll. Ferner verfügst du dich in den Wald von Couesbon, eine Stunde von Ploërmel. Dort giebst du abermals das Zeichen und wirst einen Mann aus einer Öffnung hervorkriechen sehen, den Seneschall von Ploël, Herrn Thuault, welcher Mitglied der sogenannten konstituirenden Versammlung war, aber ein Rechtschaffener. Dem sagst du, er möge das Schloß von Couesbon in Stand setzen, ein Besitzthum des

ausgewanderten Marquis von Guer. Schluchten, Buschwerk, ungleiches Terrain, läßt sich ausnützen; Herr Thuault ist ein gerader, besonnener Mann. Hieraus gehst du nach Saint-Ouen-les-Toits, wo du mit Jean Chouan sprechen wirst, der in meinen Augen der eigentliche Anführer ist, und von dort in den Wald von Ville-Anglose, wo du Guitter, auch Saint-Martin zubenannt, aufsuchen wirst, um ihm zu sagen, er solle ein Auge haben auf einen gewissen Courmesnil, Schwiegersohn des alten Goupil aus Préfeln und Rädelsführer der Jakobinerbande von Argentan. Präge dir Alles genau ins Gedächtniß! Ich gebe dir nichts Schriftliches mit, weil dergleichen nie schriftlich besorgt werden soll. La Rouarie hat ein Namensverzeichniß niedergeschrieben, und Alles kam heraus. Dann ermittelst du im Wald von Rougefeu einen Mann, der Miélette heißt und immer einen langen Stock mit eiserner Spitze führt.

– Mit so einem Stock setzt man über die breitesten Gräben.

– Kannst du das auch?

– Ich müßte keine Bretone und kein Bauersmann sein! Der Springstock ist ja unser Freund in der Noth; den Arm dehnt er aus und verlängert die Beine.

– Verringert demnach den Feind und verkürzt den Weg.

– Mit meinem Springstock habe ich einmal drei Salzwächter zurückgeschlagen, die mit Säbeln bewaffnet waren.

– Wann war das?

– Vor zehn Jahren.

– Da herrschte ja der König noch.

– Freilich.

– Damals also lehntest du dich auf?

– Gewiß.

– Gegen wen?

– Ja, das weiß ich nicht recht. Ich war Salzschmuggler.

– So.

– Sie nannten es eben den Kampf gegen die Salzsteuer. Haben denn die Salzsteuer und der König etwas mitsammen gemein?

– Ja. Nein .... Aber das sind Dinge, die du nicht zu verstehen brauchst.

– Ich bitte den gnädigen Herrn, mir zu verzeihen, daß ich so frei war, den gnädigen Herrn zu fragen.

– Fahren wir fort: Kennst du La Tourgue?

– Ob ich es kenne! Dort bin ich ja her.

– Wie so her?

– Nun ja, weil ich aus Parigné bin.

– Allerdings: Parigné liegt ganz nah bei La Tourgue.

– Ob ich es kenne, das große runde Schloß! Es ist ja das Stammschloß meines gnädigen Herrn! Ein großes eisernes Thor ist daran, welches das alte Schloß von dem neuen absperrt; mit Kanonen könnte man's nicht sprengen. In dem neuen Schloß ist auch das berühmte Buch über den heiligen Bartholomäus zu sehen, das die Leute ehemals zu betrachten kamen. Ganz klein habe ich auf dem Grasplatz gespielt, wo die vielen Frösche sind. Und der unterirdische Gang erst! Den weiß vielleicht kein Mensch mehr außer mir.

– Ein unterirdischer Gang. – Was willst du damit sagen?

– Das war für die früheren Zeiten, damals als La Tourgue noch belagert wurde. Da konnten die Leute sich durch den Gang flüchten, der unter der Erde bis tief in den Wald hineinführt.

– Einen solchen Gang giebt es allerdings im Schloß La Jupellière und auch in dem von La Hunaudaye und im Thurm von Champéon, aber in La Tourgue ist nichts dergleichen vorhanden. – Ja doch, gnädiger Herr. Die Durchgänge, von denen der gnädige Herr sprechen, sind mir zwar unbekannt. Ich weiß blos um den zu La Tourgue, weil dort eben meine Heimath ist. Aber außer mir dürfte schwerlich Jemand darum wissen. Man sprach davon nicht; es war verboten, weil man den Gang zur Zeit des Herrn von Rohan im Krieg benutzt hatte. Mein Vater kannte das Geheimniß und hat mir's gezeigt. So kenne denn auch ich den geheimen Eingang und den geheimen Ausgang; vom Wald kann ich in den Thurm und vom Thurm in den Wald gelangen, ohne daß mich Einer sieht. Und deshalb findet der Feind auch Niemand mehr, wenn er in das Schloß eindringt. Ja, so ist das eingerichtet in La Tourgue; ich weiß es genau.

– Du bist offenbar im Irrthum, erwiderte der Greis, nachdem er eine Weile nachgesonnen, wenn etwas Derartiges da wäre, müßte ich es kennen.

– Gnädiger Herr, ich bin meiner Sache gewiß. Es ist ein Stein, der sich dreht.

– So, so! Nun ja, von Steinen wißt ihr Bauern alles Mögliche zu erzählen, von Steinen, welche sich drehen, welche singen oder welche des Nachts an den Bach gehen, um zu trinken. Ammenmärchen.

– Wenn ich aber dem gnädigen Herrn sage, daß ich selber gesehen habe, wie sich der Stein drehte.

– Wie viel Andere haben ihn nicht auch singen hören! La Tourgue, mein Sohn, ist ein sicheres, festes Castell und leicht zu vertheidigen; allein wer sich auf einen unterirdischen Weg verlassen wollte, um zu entkommen, der wäre auf dem Holzweg.

– Aber gnädiger Herr.....

– Verlieren wir keine Zeit, unterbrach ihn der Greis mit einem Achselzucken, und kommen wir auf das Wichtigere zurück.

Dieser entschiedene Ton setzte jedem weiteren Betheuern eine Schranke.

– Fahren wir fort, sagte der Greis. Von Rougefeu, hörst du wohl, geht es dann in den Wald von Montchevrier; dort haust Benedicite, das Oberhaupt der Zwölf, auch Einer von den Rechten. Während er die Gefangenen füsiliren läßt, pflegt er sein »Benedicite« zu beten. Ja, nur keine Empfindelei in Kriegszeiten. Von Montchevrier gehst du .... Fast hätte ich das Geld vergessen, fiel er sich plötzlich ins Wort, und zog aus seiner Tasche eine Börse und ein Portefeuille, die er Halmalo übergab: Das Portefeuille hier enthält dreißigtausend Livres in Assignaten, etwas wie drei Livres zehn Sous. Die Scheine sind zwar falsch, aber die echten sind deshalb um keinen Heller mehr werth. In dem Beutel, paß auf, sind hundert Louisdor. Es ist meine ganze Baarschaft; hier brauche ich so kein Geld mehr, und es ist auch besser, wenn keines bei mir gefunden werden kann. Jetzt höre weiter: Von Montchevrier begibst du dich nach Antrain zu Herrn von Frotté, von Antrain nach La Jupellière zu Herrn von Rochecotte, von La Jupellière nach Noirieux zu dem Abbé Baudoix. Kannst du das Alles auswendig behalten?

– Wie das Vaterunser.

– In Saint-Brice-en-Cogles sprichst du mit Herrn Dubois-Guy, in dem befestigten Marktflecken Morannes mit Herrn von Turpin und in Château-Gonthier mit dem Fürsten von Talmont.

– Darf ich mit einem Fürsten denn auch sprechen?

– Sprichst du nicht auch mit mir?

Halmalo verneigte sich.

– Jeder, dem du die Lilie von Madame vorzeigst, wird dich willkommen heißen. Vergiß nicht, daß du Ortschaften berühren wirst, wo patschfüßiges Gebirgsvolk haust. Du wirst dich dann verkleiden müssen. Geht ganz leicht; so dumm sind diese Republikaner, daß Einen Keiner beachtet, wenn man nur einen blauen Rock, den dreieckigen Hut und die dreifarbige Kokarde trägt. Regimenter giebt es ja nicht mehr, Uniformen auch nicht; die Abtheilungen haben keine Nummern mehr und Jeder steckt sich in den Trödel, der ihm gerade paßt. Hernach gehst du nach Saint-Hervé zu Gaulier, auch Grand-Pierre geheißen; dann nach Parné, wo Männer mit

geschwärzten Gesichtern im Quartier liegen; sie schießen mit Kies und mit doppelter Pulverladung, um mehr Lärm zu machen; daran thun sie auch recht; aber vor Allem schärfe ihnen ein: nur immer todtschlagen, todtschlagen, todtschlagen! Dann gehst du ins Lager von La Vache-Noire, das auf einer Anhöhe mitten im Wald von La Charnie liegt, ferner ins Lager von L'Avoine, ferner ins Lager Camp-Vert, ferner ins Lager von Les Fourmies, ferner nach Le Grand-Bordage, das auch Le Haut-du-Pré genannt wird; dort wohnt eine Wittwe, deren Tochter Treton, den sie auch »den Engländer« nennen, geheirathet hat. Le Grand-Bordage gehört zur Gemeinde von Quelaines. Auch Epineux-le-Chevreuil, Sillé-le-Guillaume, Parannes und die nächstliegenden Waldungen wirst du bereisen. Allenthalben wirst du Freunde treffen; die schickst du zur Grenzscheide von Ober- und Nieder-Maine. Endlich wirst du noch Jean Treton in der Gemeinde von Baisges, Sans-Regret in Le Bignon, Chambord in Bonchamps, die Gebrüder Corbin in Maisoncelles in Saint-Jean-sur-Erve le Petit-sans-Peur aufsuchen, der auch Bourdoiseau heißt. Wenn du das Alles besorgt und Jedem die Parole gegeben hast »Zu den Waffen – ohne Pardon«, wirst du dich der großen katholisch-königlichen Armee anschließen, wo sie zur Zeit gerade kampiren wird. Dort meldest du dich bei den Herren d'Elbée, von Lescure, von La Rochejacquelein, kurz bei den Chefs, die dann noch am Leben sein werden, und zeigst Ihnen meine Kommandoschleife vor. Sie werden sie schon erkennen; du bist zwar nur ein Matrose, aber Cathelineau ist auch nicht mehr als ein Fuhrmann. Du wirst ihnen in meinem Namen Folgendes verkünden: Es ist nun an der Zeit, beide Kriege zugleich zu führen, den großen und den kleinen; der große macht lautern Lärm, der kleine ausgiebigere Geschäfte; die Vendée ist allerdings gut, aber die Chouans sind ärger, und im Bürgerkrieg ist das Aergste stets das Beste, denn der Werth einer Kriegführung läßt sich überhaupt nur nach dem angerichteten Schaden bemessen.

Und in einen anderen Ton übergehend, fuhr der Greis fort:

– Von Allem, was ich dir da gesagt habe, hast du vielleicht nicht jedes Einzelne, den Sinn aber des Ganzen gewiß begriffen. Ich habe Vertrauen zu dir gefaßt, als ich zusah, wie du unser Boot lenktest; ohne je Geometrie gelernt zu haben, wußtest du doch die überraschendsten, scharfsinnigsten Schwenkungen zu erdenken; wer mit einer Barke so umzugehen versteht,

gibt auch einen Lootsen ab für eine Volkserhebung; der Art nach, wie du mit der See fertig geworden bist, darf ich von dir erwarten, daß du alle meine Aufträge in entsprechender Weise ausführen wirst. Vernimm jetzt meine letzten Worte, die du den Generälen mittheilen sollst, dem Sinne nach, so gut du es eben vermagst – es wird schon richtig sein:

Ich ziehe den Krieg im Busch dem Krieg auf offenem Felde vor und trage kein besonderes Gelüste darnach, hunderttausend Bauern vor den Gewehrsalven der Blauen und der Artillerie des Herrn Carnot regelrecht in Reih und Glied zu stellen. Innerhalb eines Monats will ich fünfmalhunderttausend Schützen auf dem Anstand stehen haben in den Wäldern. Die republikanischen Regimenter sind mein Wild; meine Soldaten sollen Jäger sein; ich bin der Stratege des Busches.... ah, schon wieder ein Ausdruck, der dir nicht geläufig ist; thut aber nichts; klar wird dir schon dieses sein: Keinen Pardon! überall eine Falle. Weniger Gelehrsamkeit und mehr Hinterlist! Du wirst hinzufügen, daß wir die Engländer auf unserer Seite haben. Nehmen wir die Republik in ein Kreuzfeuer! Europa kommt uns zu Hilfe. Zertreten wir die Revolution! Im Osten hat sie den Krieg mit den Königreichen; im Westen erhebe sich der Kreuzzug der Dörfer! So wirst du zu ihnen sprechen. Hast du verstanden?

– Ja. Dreinfahren mit Feuer und mit Schwert!

– Recht so.

– Niemals Pardon geben.

– Keinem, recht so.

– Ich werde überall hingehen.

– Aber Vorsicht, denn hier zu Lande wird man leicht ein stiller Mann.

– Mich kümmert das wenig. Man weiß so nie, ob man den ersten Schritt nicht in den letzten Schuhen thut.

– Tapfer gesprochen.

– Und wenn man mich nach dem Namen des gnädigen Herrn fragt?

– Der muß noch verschwiegen werden. Du wirst einfach die Wahrheit sagen, daß du ihn nicht weißt. – Und wo werde ich den gnädigen Herrn wiederfinden?

– Wo ich gerade zugegen sein werde.

– Aber wie soll ich das erfahren?

– Von selbst, denn Jedermann wird es wissen. Ehe acht Tage vergehen, will ich von mir reden lassen, will den König und die Kirche durch Strafgerichte rächen, und du wirst schon erkennen, daß ich es bin, von dem geredet wird.

– Ich weiß schon.

– Also nichts vergessen.

– Seien Sie ganz unbesorgt.

– Und jetzt behüte dich Gott. Geh!

– Alles werde ich thun, wie Sie gesagt, werde gehen, werde sprechen, werde befehlen.

– Gut.

– Und wenn mir's gelingt...

– Mach' ich dich zum Sanct-Ludwigsritter.

– Wie meinen Bruder, und wenn mir's nicht gelingt, mögen Sie mich erschießen lassen.

– Wie deinen Bruder.

– Einverstanden, gnädiger Herr.

Der Greis senkte das Haupt und verfiel in strenges Sinnen. Als er wieder aufblickte, war er allein. Ein schwarzer, schwindender Punkt, verlor sich Halmalo schon am Horizont. Die Sonne war eben untergegangen. Die großen und kleinen Möven kamen heimgeflogen von draußen, vom Meer. Man fühlte jene Bangigkeit durch die Lüfte zittern, welche der Nacht vorangeht. Mitten unter dem Schmettern des Unkenrufs umflatterten die Wasserschnepfen mit schrillem Schrei die Pfützen, an denen sie gesessen; die Raben, Krähen, Dohlen stimmten ihr abendliches Gekrächze an; alle Vögel des Strandes lockten einander herbei. Von einem menschlichen Wesen keine Spur; in der Bucht kein Segel, kein Bauer drüben auf dem Gefild. So weit das Auge reichte, auf der öden Fläche die tiefste Einsamkeit. Die großen Sanddisteln schauerten zusammen; vom weißverdämmernden Himmel strömte noch über See und Küste ein fahler Widerschein, und fernab auf der finsteren Ebene schillerte hin und wieder ein Teich wie eine hingenagelte große Zinnplatte, indeß ein Windhauch landeinwärts hinstrich über die Fluthen.

Viertes Buch.

I.

Auf der Düne.

Als Halmalo gänzlich verschwand, hüllte sich der Greis fester in seinen Fischermantel und trat seinen Gang an, langsam, nachdenklich; indessen Halmalo in der Richtung von Beauvoir fortgeeilt war, wendete er sich gegen Huisnes. Hinter ihm ragte das kolossale domgekrönte, mauernumgürtete Dreieck des Mont Saint-Michel mit seinen zwei festen östlichen Thürmen, dem runden und dem viereckigen, die dem Felsenhügel die Last seiner Kirche und seines Dorfes tragen zu helfen scheinen. Der Mont Saint-Michel ist die Pyramide dieser Meereswüste.

Der Triebsand der Bucht von Saint-Michel baut seine Dünen nicht immer an denselben Stellen auf. Damals erhob sich zwischen Huisnes und Ardevon eine sehr hohe, seitdem durch eine besonders heftige Sturmfluth

zerstörte Düne, die ausnahmsweise sehr alt und mit einem Gedenkstein geschmückt war, zur Erinnerung an das Konzil, welches im zwölften Jahrhundert nach der Ermordung des heiligen Thomas von Canterbury zu Avranches zusammenberufen worden. Von dieser Düne aus hatte man weit und breit einen deutlichen Ueberblick über die ganze Umgebung. Der Greis ging darauf los und bestieg sie. Oben angelangt, setzte er sich auf eine Stufe unten am Gedenkstein, lehnte sich mit dem Rücken an denselben an und schaute hinab auf die lebende Landkarte, die vor ihm ausgebreitet lag. In der ihm sonst wohlbekannten Gegend schien er einen besonderen Weg ausklügeln zu wollen. Die Dämmerung hatte übrigens das große Bild schon zu trüben begonnen, und scharf hob sich nur der Horizont ab, schwarz vom weißen Himmel; doch konnte man noch die Dächergruppen von elf Flecken oder Dörfern genau unterscheiden, sowie auch auf mehrere Meilen hinaus die Kirchtürme am Strande, die sehr hoch gebaut sind, um den Seeleuten nöthigenfalls zur Orientirung zu dienen.

Nach einer Weile schien der Greis im Zwielicht das entdeckt zu haben, was er suchte, denn sein Blick ruhte nun mitten in der Ebene auf einem Komplex von Bäumen, Mauern und Dächern, die offenbar zu einer Meierei gehörten, und er nickte befriedigt mit dem Kopfe, wie Einer, der zu sich selber sagt: das ist das Richtige; dann begann er, mit dem Finger durch die Luft hin und herfahrend, sich den Entwurf eines Weges durch Felder und Hecken vorzuzeichnen. Von Zeit zu Zeit richtete er seine besondere Aufmerksamkeit auf einen schwankenden undeutlichen Gegenstand, welcher sich über dem Hauptgebäude der Meierei bewegte, und schien sich zu fragen, was das sei; bei dieser vorgerückten Tageszeit sah dieser Gegenstand farblos und verschwommen aus; ein Wetterhahn konnte es nicht sein, denn er flatterte, und zu der Annahme, es sei eine Fahne, war kein Grund vorhanden.

Der Greis war müde; es that ihm wohl, so dazusitzen und jenem lösenden Vergessen nachzugehen, das mit der ersten Minute des Rastens über den erschöpften Menschen kommt. Es gibt eine Stunde im Tag, die sich durch das Nichtsein jeglichen Geräusches kennzeichnen ließe; es ist die Abendstunde, die Stunde der Weihe. Und die war jetzt da, und der alte Mann ruhte in ihr, und betrachtete ihre Stille und lauschte ihrer Stille. Grausame Naturen empfinden zuweilen eine Regung von Melancholie.

Plötzlich wurde das Schweigen durch menschliche Stimmen eher hervorgehoben als unterbrochen. Frauen- und Kinderstimmen, die, wie die lustige Melodie eines Glockenspiels überraschend, in der ernsten Nacht ertönten. Die Sprechenden, durch Hecken verdeckt, gingen unten an der Düne vorbei, der Ebene und den Wäldern zu, und frisch und klar klang es empor zu dem sinnenden Greis; gerade jetzt war die Gruppe so nah, daß er jedes einzelne Wort vernehmen konnte.

Eine der Frauenstimmen sagte:

– Ist ja die reine Schneckenpost mit der Fléchard. Schneller, Frau! Ist das hier unser Weg?

– Nein, der kleinere dort.

Und nun wurde auf die Fragen der einen, resoluten Stimme von der anderen in schüchternem Tone weiter geantwortet:

– Wie heißt der Meierhof, wo wir kampiren?

– L'Herbe-en-Pail.

– Haben wir noch weit hin?

– Eine starke Viertelstunde.

– Nehmen wir den Weg unter die Füße! Die Suppe wird kalt.

– Wir sind freilich etwas spät dran.

– Laufen wäre eigentlich das Beste. Aber Ihre kleinen Kerle sind müde, und wir zwei können die Würmer doch nicht alle drei auf den Armen fortschleppen. Sie haben an dem Mädel so schon genug zu tragen, Sie Gluckhenne. Ein wahrer Klotz. Entwöhnt haben Sie's freilich, das gefräßige Ding, aber herumtragen thun Sie's immer noch. Schlechte Gewohnheiten das. Sollten's marschiren lassen. Na, jetzt ist doch Alles eins. Kalt ist die Suppe so wie so schon.

Sie haben an dem Mädel so schon genug zu tragen.

– Sind das einmal gute Schuhe, die ihr mir geschenkt habt, ganz wie für mich angemessen.

– Ist doch gescheiter, als barfuß hinzutappen.

– René-Jean, mach doch größere Schritte!

– Ja, denn du bist schuld daran, daß wir uns verspätet haben. Muß der Schlingel bei jedem kleinen Bauernmädel stehen bleiben und schwatzen. Das will schon ein Mannsbild sein.

– Mein Gott, er geht eben in's fünfte Jahr.

– René-Jean, sage einmal, warum hast du die Kleine drüben im Dorf angeredet?

Eine Kinderstimme, der man anhörte, daß sie eines Knaben Stimme war, erwiderte:

– Weil das Eine ist, die ich kenne.

Die resolute Stimme entgegnete: – Was? die kennst du?

– Freilich, heute Morgen hat sie mir ja Herrgottskäferchen geschenkt.

– Das ist mir doch etwas bunt! rief das Weib. Kaum drei Tage hier im Quartier, und die kleine Kröte hat euch schon einen Schatz!

Dann verhallten die Stimmen, und es ward wieder still.

II.

Aures habet, et non audit.

Der Greis regte sich nicht. Er war mehr in ein Träumen als in ein Sinnen vertieft. Rings um ihn her war Alles Friede, Schlummer, Vertrauen, Abgeschiedenheit. Auf der Düne war es noch ganz hell, aber auf der Ebene schon dunkel und gegen die Wälder zu ganz schwarz. In Osten ging der Mond auf und am Zenith durchstachen schon einige Sterne das mattblaue Himmelszelt. Der Mann war, trotz aller Gedanken und Leidenschaften, die in ihm wühlten, versenkt in das unaussprechlich Milde der Unendlichkeit. Er fühlte ein räthselhaftes Dämmern in sich emporsteigen – die Hoffnung, wenn sich das Siegesahnen eines Bürgerkriegs eine Hoffnung nennen kann. Im gegenwärtigen Augenblick, eben entronnen jenem unerbittlichen Meer, unter den Füßen wieder festen Boden, dünkte er sich befreit von jeglicher Gefahr. Niemand wußte um seinen Namen; er war allein, jede Spur hinter ihm verloren, denn auf der See läßt Keiner eine Fährte zurück; geborgen, unbekannt sogar dem Verdacht, empfand er etwas wie eine triumphirende Besänftigung. Um ein Haar wäre er eingeschlafen. Was für ihn, in dem und um den so vieles tobte, dieser flüchtigen Stunde des Friedens einen so seltenen Reiz verlieh, war jenes tiefe Schweigen im Himmel und auf der Erde. Hören konnte man blos den Wind von der See her landeinwärts sausen; aber der Wind ist nur eine fortdauernde Baßbegleitung, an die sich das Ohr so schnell gewöhnt, daß er fast aufhört, ein Geräusch zu sein.

Plötzlich sprang der Mann empor.

Etwas Ueberraschendes hatte ihn aufgeschreckt, etwas, das seinem Blick eine eigene Starrheit verlieh. Sein Blick aber war auf den Horizont geheftet, auf einen Punkt, den Kirchthurm von Cormeray, der im Hintergrund in gerader Linie vor ihm stand. In diesem Kirchthurm ging in der That etwas Absonderliches vor sich. Seine nach oben zu pyramidenförmige Silhouette ragte in scharfen Umrissen, und da wo der Thurm in die Pyramide überging, konnte man den viereckigen, durchbrochenen Glockenstuhl unterscheiden, der, ohne Wetterdach, bretonischem Brauch gemäß nach allen vier Seiten hin offenstand. Dieser Glockenstuhl nun erschien plötzlich abwechselnd

offen und verschlossen und zwar in gleichmäßigen Zwischenräumen; einmal war sein hohes Fenster ganz weiß, dann wieder ganz schwarz, bald sah man den Himmel durchscheinen, bald wieder nicht mehr, und dieses Hell und Dunkel, dies Oeffnen und Schließen erfolgte Sekunde auf Sekunde wie der regelmäßige Schlag des Hammers auf den Amboß. Der Kirchthurm von Cormeray stand etwa zwei Meilen weit von der Düne. Der Greis sah nun weiter rechts nach dem Kirchthurm von Baguer-Pican, der gleichfalls am Horizont emporragte; auch dort schloß und öffnete sich der Glockenstuhl gleich dem von Cormeran. Er schaute links nach dem Kirchthurm von Tanis: der Glockenstuhl von Tanis ging auf und zu wie der von Baguer-Pican. So betrachtete er der Reihe nach alle am Horizont sichtbaren Thürme, links die von Courtils, von Précey, von Crollon und von La Croix-Avranchin, rechts die von Raz-sur-Couesnon, Mordray, les Pas, und geradeaus den Thurm von Pontorson: die Glockenstühle all dieser Thürme erschienen abwechselnd schwarz und weiß.

Was sollte das? Das konnte nur bedeuten, daß man die Glocken in Bewegung setzte, und zwar mußte die Bewegung eine ungeheuer gewaltsame sein, sonst hätten die geschwungenen Glocken die Fenster nicht so vollständig decken und wieder frei lassen können. Und warum läuten die Glocken? Sie läuteten offenbar Sturm. Ja, Sturm und wahnsinnig Sturm, Sturm von allen Seiten, von jedem Thurm, in jeder Gemeinde, in jedem Dorf. Und dennoch hörte man nichts, denn die Thürme standen zu fern, so daß der Wind, der von der See herbrauste, keinen Ton bis zur Düne vordringen ließ und den Lärm in entgegengesetzter Richtung über den Horizont hinaustrug.

Dort überall die wüthenden Glocken, mit ehernen Zungen Groß und Klein herbeibrüllend, und hier die Todtenstille: der Gegensatz war grauenvoll.

Der Greis starrte und lauschte. Er sah das Sturmgeläut anstatt es zu hören. Ein Sturmgeläute sehen: fast ein übernatürliches Schauspiel! Für wen aber flogen diese Glocken? Gegen wen läutete man Sturm?

III.

Ein Vorzug der großen Lettern.

Offenbar wurde Jagd gemacht auf Jemand. Aber auf wen? Durch die Stahlnerven des Greises fuhr ein Schauder. Und doch, ihm konnte das wohl nicht gelten. Seine Ankunft hatte man nicht errathen können; die kommissarisch abgeordneten Konventmitglieder konnten davon unmöglich schon unterrichtet sein; er war ja kaum erst gelandet. Von der Korvette war zweifellos nicht ein Mann am Leben geblieben, und wenn auch, außer Boisberthelot und La Vieuville hatte an Bord keine Seele um seinen Namen gewußt.

Mechanisch betrachtete und zählte er die Kirchtürme, die ihre wilde Thätigkeit ununterbrochen fortsetzten, und seine Gedanken huschten von einer Vermuthung zu der andern mit jener schwanken Hast, welche das Umschlagen gänzlicher Sorglosigkeit in schreckliche Gewißheit mit sich bringt. Da dieses Sturmläuten aber schließlich sich auf die verschiedensten Beweggründe zurückführen ließ, suchte er sich zu guter Letzt durch das Bewußtsein zu beruhigen: »Eigentlich kann weder meine Ankunft noch mein Name irgend wem bekannt sein.«

Seit einigen Augenblicken schon war über und hinter ihm ein leises Geräusch entstanden, ähnlich dem Rascheln des bewegten Blattes eines Baumes. Zuerst beachtete er es nicht; da dieses Geräusch jedoch hartnäckig fortbestand, ja sogar einigermaßen wie auf einer Absicht bestand, drehte er sich endlich um. Und ein Blatt war's auch in der That, aber ein Blatt Papier. Der Wind war nämlich damit beschäftigt, ein großes an den Gedenkstein angeklebtes Plakat gerade über den Kopf des Greises loszulösen. Das Plakat war dort erst seit Kurzem angeschlagen, denn es war noch feucht und hatte deshalb vom Wind gefaßt werden können, der nun mit ihm spielte und es mit sich fortzureißen drohte. Da der Greis die Düne von der entgegengesetzten Seite bestiegen hatte, war ihm, als er oben ankam, das Plakat nicht aufgefallen. Nun schwang er sich auf die Stufe, wo er eben noch gesessen hatte, und hielt den Zettel an der einen Ecke fest, die im Wind flatterte; der Himmel war noch ziemlich hell, denn im Juni hält die Dämmerung geraume Zeit an; unter der Düne war es stockfinster, aber oben glänzte noch ein Schimmer; übrigens war das Plakat zum Theil mit großen Lettern gedruckt, so daß man es immerhin leidlich lesen konnte. So las der Greis denn Folgendes:

Französische eine und untheilbare Republik.

»Wir, Prieur, Abgeordneter des Departements der Marne, Kommissär des Nationalkonvents bei der Küstenarmee von Cherbourg, verordnen:

Der vormalige Marquis von Lantenac und Vicomte von Fontenay, der sich auch für einen bretonischen Fürsten ausgiebt, ist heimlich an der Küste von Granville gelandet und wird hiermit für außer dem Gesetz stehend erklärt. Auf seinen Kopf ist ein Preis von sechzigtausend Livres gesetzt, welche Summe an denjenigen, der ihn todt oder lebendig einliefern wird, ausgezahlt werden soll, und zwar nicht in Assignaten, sondern in Gold. – Ein Bataillon der Küstenarmee von Cherbourg wird sofort zur Verfolgung und Festnahme des vormaligen Marquis von Lantenac ausrücken. –

Die Gemeindebehörden werden aufgefordert, den Truppen hierzu nach Kräften beizustehen. – Gegeben im Rathhaus zu Granville am 2. Juni 1793. – Gezeichnet: Prieur (Marne)«.

Unter diesem Namen befand sich noch eine zweite Unterschrift, aber in viel kleineren Lettern, so daß sie bei der eintretenden Dunkelheit nicht mehr zu entziffern war.

Der Greis drückte den Hut tiefer in die Stirn, hüllte sich bis an's Kinn in seinen Fischermantel und stieg mit raschen Schritten in die Ebene hinunter. Für ihn war es offenbar von keinem Nutzen, sich im Zwielicht der Anhöhe länger aufzuhalten.

Vielleicht hatte er sich schon zu lang dort aufgehalten; von der ganzen Landschaft war der obere Theil der Düne der einzige noch beleuchtete Punkt.

Unten in der Dunkelheit angekommen, mäßigte der Greis seinen Schritt. Er schlug den Weg nach dem Meierhof ein, wie er sich's bereits oben vorgezeichnet hatte; zu dieser seiner Wahl bewogen ihn aller Wahrscheinlichkeit nach triftige Gründe der Sicherheit.

Alles war wie ausgestorben. Um diese Stunde war Niemand mehr außer Hause.

Hinter einer Hecke blieb er stehen, zog seinen Mantel aus, wendete seine Jacke nach der behaarten Seite, band sich den zerrissenen Mantel wieder um und ging weiter. Man hatte jetzt Mondschein. An einer Stelle, wo sich der Weg abzweigte, erhob sich ein altes, steinernes Kreuz, an dessen Sockel ein weißes Viereck schimmerte, vermuthlich ein ähnliches Plakat wie auf der Düne. Der Greis trat darauf zu.

– Wo gehen Sie hin? rief ihn eine Stimme an.

Er wendete sich um und sah einen Mann zwischen den Hecken stehen, hochgewachsen wie er selbst, wie er alt, wie er weiß von Haar und in der Kleidung noch zerlumpter als er, kurz, beinahe einen Doppelgänger. Dieser Mann, der sich auf einen langen Stock stützte, wiederholte:

– Ich frage Sie, wohin Sie gehen?

– Und ich frage, wo ich bin, lautete die ruhige, fast gebieterische Antwort.

– In der Herrschaft von Tanis, erwiderte der Mann, die mir zum Betteln, Ihnen aber zu eigen gehört.

– Mir zu eigen?

– Ja wohl. Ihnen, Herr Marquis von Lantenac.

IV.

Der »Caimand«.

Der Marquis von Lantenac – von nun an nennen wir ihn bei seinem Namen – antwortete tiefernst:

– Gut. Liefern Sie mich aus.

Der Mann aber fuhr fort: – Wir sind Beide hier zu Hause, Sie im Schloß und ich im Busch.

– Machen wir ein Ende. Nur zu! Liefern Sie mich aus, sagte der Marquis.

Der Mann fuhr wieder fort: Sie wollten doch zur Meierei von Herbeen-Pail, nicht? – Ja. – Bleiben Sie weg. – Warum? – Weil dort die Blauen sind. – Seit wann denn? – Seit drei Tagen. – Und haben sich die Leute vom Hof und vom Weiler gewehrt? – Nein. Sie haben alle Thüren aufgemacht. – Ach! sagte der Marquis.

Und der Mann wies mit dem Finger nach dem Dach des Hauptgebäudes, das in einiger Entfernung aus den Bäumen hervorragte:

– Das Dach sehen Sie doch, Herr Marquis? – Ja. – Sehen Sie auch das Ding droben? – Das hin und herweht? – Ja. – Es ist eine Fahne. – Blau weiß roth, sagte der Mann.

Es war das der Gegenstand, der schon auf der Düne die Aufmerksamkeit des Marquis auf sich gelenkt hatte.

– Wird nicht Sturm gelautet? fragte der Marquis. – Ja. – Und weshalb? – Unzweifelhaft Ihretwegen. – Aber man hört ja nichts? – Von wegen dem Wind. Haben Sie Ihren Zettel schon gesehen? – Ja. – Man fahndet auf Sie. Drüben, setzte er mit einem Blick nach dem Meierhof hinzu, liegt ein halbes Bataillon. – Republikaner? – Pariser. – Nun also, sagte der Marquis, gehen wir! Und er that einen Schritt in der Richtung der Meierei. Der Mann faßte ihn beim Arm: Gehen Sie nicht hin! – Wohin denn sonst? – Zu mir.

Der Marquis schaute den Bettler an.

– Wissen Sie, Herr Marquis, sagte dieser, schön ist es bei mir nicht, aber geheuer. Ein Keller ist höher als meine Hütte. Mein Fußboden ist eine Streu von Seegras und meine Zimmerdecke ein Geflecht von Zweigen und Gräsern. Kommen Sie mit. In der Meierei würden Sie erschossen werden. Bei mir werden Sie schlafen, denn Sie sind gewiß müde. Morgen früh marschiren die Blauen wieder ab, und Sie können dann weitergehen nach Belieben.

Immer noch betrachtete der Marquis diesen Mann.

– Auf welcher Seite stehen Sie denn eigentlich? fragte er ihn; sind Sie Republikaner oder sind Sie Royalist? – Ich bin ein Armer. – Weder Royalist

noch Republikaner? – Ich glaube kaum. – Sind Sie für den König oder gegen ihn? – Zu derlei Sachen habe ich keine Zeit. – Aber wie denken Sie über Alles, was hier vorgeht? – Ich kann mich nicht satt essen. – Aber Sie wollen mir doch helfen. – Ich weiß, daß Sie außer dem Gesetz stehen. Was ist das eigentlich, das Gesetz? Es kann Einer also außer ihm stehen? Das begreife ich nicht. Und ich für mein Theil, steh' ich innerhalb des Gesetzes oder außerhalb? Weiß ich's? Verhungern, ist das gesetzlich? – Seit wann verhungern Sie? – Seitdem ich lebe. – Und Sie retten mich? – Ja. – Warum? – Weil ich zu mir selber gesagt habe: Der da ist noch ärmer als du; du hast wenigstens das Recht, zu athmen, und er hat nicht einmal das. – Allerdings. Und Sie wollen mich also retten? – Gewiß. Jetzt sind wir Brüder, gnädiger Herr. Ich verlange ein Stück Brod und Sie ein Stück Leben. Wir sind zwei Bettler. – Wissen Sie aber nicht, daß auf meinem Kopf ein Preis steht? – Ja. – Woher wissen Sie's? – Ich habe den Zettel gelesen. – Lesen können Sie? – Ja, und schreiben auch. Warum sollt' ich sein wie das Vieh? – Da Sie also lesen können und den Zettel auch gelesen haben, müssen Sie doch wissen, daß, wer mich ausliefert, sechzigtausend Francs bekommt? – Das weiß ich auch. – Und nicht etwa in Assignaten. – Nein, ich weiß schon, in Gold. – Und Sie wissen doch, daß sechzigtausend Francs ein Vermögen sind? – Ja. – Und daß demnach, wer mich ausliefert, sich ein Vermögen macht? – Ja, und was weiter? – Sein Glück macht? – Gerade daran habe ich ja gedacht. Wie ich Sie sah, habe ich für mich selber so gemeint: Wenn man sich sagen muß, daß Jeder darauf rechnen kann, sechzigtausend Francs zu bekommen und sein Glück zu machen, wenn er den Mann da ausliefert, – mein Gott! da hat es wahrhaftig Eile, daß ihn Unsereiner in Sicherheit bringt.

Der Marquis folgte dem Bettler. Beide betraten ein Dickicht, das den Schlupfwinkel des Bettlers barg; es war dies eine Art Wohnstätte, in welcher eine große Eiche den Mann duldete, eine unter den Wurzeln des Baumes ausgehöhlte Behausung, der die Wurzeln als Dachsparren dienten, finster, niedrig, eingezwängt, allen Blicken entrückt. Raum war genug vorhanden für Zwei.

– Ich bin schon vorgesehen für den Fall, daß ich Jemand bei mir bewirthe, sagte der Bettler.

Solch ein unterirdisches Obdach kommt in der Bretagne weniger selten vor, als man glauben dürfte, und heißt in der Sprache der dortigen Bauern ein »carnichot«. Mit demselben Namen bezeichnet man auch ein kleines in der Tiefe einer Mauer angebrachtes ähnliches Versteck. Das ganze Mobiliar besteht aus einigen Töpfen, einem elenden Lager von Stroh oder von gewaschenem und getrocknetem Seegras, einer groben Wolldecke und einigen Talglichtern nebst Feuerzeug.

Halb duckend, halb kriechend drangen die beiden Männer in dies Gemach, das durch große Baumwurzeln in wunderliche Fächer eingetheilt war, und setzten sich auf die Streu von Seegras, welche das Bett vorstellte. Der Raum zwischen zwei Wurzeln, durch den sie sich eben durchgezwängt hatten, die Zimmerthür also, gab noch etwas Licht. Es war allerdings Nacht geworden, aber das Auge, wenn es sich einmal an die Dunkelheit gewöhnt hat, findet immerhin noch ein bischen Helle in der Finsterniß; zudem warf der Mond hier und dort einen matten weißlichen Flimmer durch die Zweige in das Dickicht. In einem Winkel lagen in einer Schüssel neben einem Wasserkrug Kastanien und ein dünner Buchweizenfladen.

– Essen wir etwas, sagte der Arme.

Und sie theilten sich in die Kastanien; der Marquis zog sein Stück Zwieback aus der Tasche und Beide aßen sie nun aus *einer* Schüssel und tranken sich zu aus demselben Krug. Der Marquis eröffnete das Gespräch, indem er den Mann weiter ausforschte:

– Ob also alles Mögliche sich ereignet oder gar nichts, das läßt Sie vollkommen kalt?

– So ziemlich. Sie und Ihresgleichen, die großen Herren, haben sich um derlei zu kümmern.

– Aber wenn nun einmal Dinge geschehen ...

– Sie geschehen weit über mir. Und dann, setzte der Bettler hinzu, geschehen noch weiter oben auch Dinge; die Sonne geht auf; der Mond nimmt zu oder ab: das sind die Dinge, mit denen ich mich beschäftige.

Er that einen Zug aus seinem Kruge:

– Gutes frisches Wasser, sagte er, und wendete sich dann wieder zu dem Marquis: Wie schmeckt Ihnen dieses Wasser, gnädiger Herr?

– Wie heißen Sie denn? fragte der Marquis.

– Ich heiße Tellmarch, und sie nennen mich den »Caimand«.

– Ja, ich weiß; »Caimand« ist ein altes bretonisches Wort.

– Das so viel bedeutet wie Bettler. Oft werde ich auch der Alte genannt. Schon volle vierzig Jahre, fügte er hinzu, heißen sie mich den Alten.

– Vierzig Jahre! Aber Sie waren doch jung?

– Jung bin ich nie gewesen. Sie, Herr Marquis, sind es immer noch, haben die Beine eines Zwanzigers, können auf die große Düne steigen. Ich fange bereits an, mich des Gehens zu entwöhnen; schon nach der ersten Viertelstunde bin ich erschöpft. Und doch stehen wir in gleichen Jahren. Aber die Reichen haben eben vor Unsereinem das voraus, daß sie jeden Tag essen. Essen erhält bei Kräften.

Nach einer kurzen Pause meinte der Bettler:

– Ja, die Armuth und der Reichthum, das sind heillose Sachen, die sind an jenem großen Unglück Schuld. Mir kommt es wenigstens so vor. Die Armen wollen reich und die Reichen nicht arm werden. Daran scheint mir's zu liegen. Ich mische mich in nichts ein. Was geschieht, lasse ich eben geschehen. Ich halte weder zum Gläubiger noch zum Schuldner. Ich weiß nur, daß es eine Schuld giebt und daß sie bezahlt wird, mehr nicht. Mir wäre lieber gewesen, sie hätten den König nicht umgebracht; aber warum, das könnte ich schwerlich sagen. Uebrigens entgegnet man mir andererseits: Aber früher, wie hat man euch da die Leute baumeln lassen für nichts und wider nichts! Sehen Sie, ich war selber dabei, wie zur Strafe für einen elenden Büchsenschuß auf ein königliches Stück Wild ein Mann gehängt wurde, welcher eine Frau und sieben Kinder hatte. Ueber beide Theile ließe sich eben Manches sagen.

Und nachdem er abermals einige Augenblicke geschwiegen, fuhr er fort:

– Sie verstehen ja schon; das sind blos so Gedanken; man kommt; man geht; es geschehen allerhand Dinge; aber ich, ich betrachte mir die Sterne.

Wieder träumte er eine Weile vor sich hin:

– Ich bin ein klein wenig Bader und Arzt, kenne mancherlei Kräuter und weiß, wofür sie gut sind; weil ich oft bei Kleinigkeiten stehen bleiben kann, halten mich die Bauern so halb und halb für einen Hexenmeister. Aber nachdenken und den Grund finden, sind zweierlei.

– Sie sind wohl in dieser Gegend geboren? fragte der Marquis.

– Ich bin nie draußen gewesen.

– Sie kennen mich?

– Gewiß. Zum letzten Mal habe ich Sie vor zwei Jahren gesehen, als Sie hier durchkamen, um nach England zu gehen. Und als nun vorhin oben auf der Düne ein so großer Mann stand – hochgewachsene Leute sind ja selten bei uns; einen kleinen Menschenschlag haben wir hier zu Land, in der Bretagne – nun, da habe ich recht hingeschaut; den Zettel hatte ich gelesen, und habe zu mir selber gesagt: ei, sieh einmal! Und als Sie nun herunterstiegen, da schien der Mond, und ich habe Sie erkannt.

– Aber ich kenne doch Sie nicht.

– Sie haben mich gesehen und doch nicht gesehen. Ich aber, setzte Tellmarch der »Caimand« hinzu, ich sah Sie jedes Mal.

– Bin ich Ihnen früher denn öfters begegnet?

– Gewiß; ich bettle ja auf Ihrem Grund und Boden. Ich war der Arme unten am Schloßweg; Sie haben mir manchmal ein Almosen gegeben; aber der, welcher schenkt, schaut nicht hin; der nur, der empfängt, beobachtet und prüft. Ein Bettler ist ein Späher; ich aber, wenn ich auch nicht selten traurig bin, suche ein Späher zu sein, der's gut meint. Ich hielt die Hand hin, und Sie sahen blos die Hand und warfen das Almosen hinein, das ich des

Morgens bekommen mußte, wenn ich am Abend nicht verhungern sollte. Es kann schon leicht passiren, daß man durch vierundzwanzig Stunden keinen Bissen unter die Zähne kriegt; dann ist ein halber Groschen das geschenkte Leben, und so haben Sie mich am Leben erhalten, und das zahle ich Ihnen zurück.

– In der That; Sie sind mein Retter.

– Ja, der bin ich, gnädiger Herr, sagte Tellmarch fast feierlich, aber unter einer Bedingung.

– Und die wäre?

– Daß Sie nicht hergekommen sind, um das Böse zu thun.

– Nur Gutes zu stiften, kam ich her, erwiderte der Marquis.

– So legen wir uns denn schlafen, sagte der Bettler. Und sie streckten sich neben einander auf das Lager von Seegras hin. Der Bettler schlief gleich in der ersten Minute ein. Der Marquis aber, obwohl er sehr müde war, richtete sich wieder auf und träumte eine Weile vor sich hin; warf dann in der Dunkelheit einen Blick auf den Bettler und legte sich nieder. Wer in einem solchen Bett liegt, liegt auf der Erde; diesen Umstand benutzte der Marquis, um sein Ohr gegen den Boden zu drücken und zu horchen. Er vernahm ein unterirdisches dumpfes Summen. Bekanntlich findet jeder Lärm seinen Widerhall in den Tiefen des Erdbodens, und so konnte man denn hören, daß immer noch Sturm geläutet wurde. Jetzt erst schlief der Marquis ein.

V.

Gezeichnet: Gauvain.

Als er aufwachte, war es Tag. Der Bettler stand, auf seinen Stock gestützt, draußen am Eingang der Höhle, denn drinnen aufrecht zu stehen, war unmöglich. Sein Gesicht war von einem Sonnenstrahl beleuchtet.

– Gnädiger Herr, sagte Tellmarch, eben hat es vier Uhr geschlagen auf dem Kirchthurm von Tanis; ich habe jeden Glockenschlag gehört. Also hat

sich der Wind gedreht und weht jetzt vom Land her; sonst aber läßt sich nichts vernehmen; also wird nicht mehr Sturm geläutet. Im Hof und im Weiler von Herbe-en-Pail ist Alles ruhig; entweder schlafen die Blauen noch oder sie sind schon auf und davon. Die drohendste Gefahr ist vorüber; es wird gut sein, wenn wir uns trennen. Dies ist die Stunde, wo ich mich auf den Weg mache. Und nach einer Seite des Horizonts hindeutend, setzte er hinzu: Nach der Richtung, da gehe ich. Dann bezeichnete er die entgegengesetzte: Gehen Sie nach jener dort.

Hierauf winkte er dem Marquis einen ernsten Gruß zu und sagte noch, indem er auf die Ueberreste des gestrigen Nachtmahls wies:

– Nehmen Sie sich ein paar Kastanien mit, wenn Sie hungrig sind.

In demselben Augenblick war er hinter den Bäumen verschwunden. Der Marquis stand auf und schlug die von Tellmarch angedeutete Richtung ein. Es war gerade jene liebliche Morgenstunde gekommen, die in der alten Sprache der Bauern aus der Normandie als »das Zwitschern des Tages« bezeichnet wird. Die Distelfinken und Sperlinge unterhielten sich mit einander in den Hecken. Der Marquis verließ das Dickicht und betrat den Fußweg, den er am Abend zuvor mit Tellmarch gegangen war. Ueber ein Kurzes befand er sich wieder bei jener Straßenverbindung, wo sich das steinerne Kreuz erhob. Schneeweiß schimmerte das Plakat unter der jungen Sonne; man hätte fast meinen dürfen, es habe eine stille Freude an ihr. Da erinnerte sich der Marquis, daß unter der Hauptanzeige noch etwas stand, das er gestern wegen der Feinheit der Lettern und der vorgerückten Tageszeit nicht hatte lesen können. Er trat an den Sockel des Kreuzes. Die Bekanntmachung schloß in der That, unter der Unterschrift »Prieur (Marne)«, mit den kleingedruckten Zeilen:

»Gleich nach Feststellung der Identität des vormaligen Marquis von Lantenac wird derselbe standrechtlich erschossen werden. – Gezeichnet: der Bataillonschef und Kommandirende der Streifkolonne, Gauvain.«

– Gauvain! murmelte der Marquis, und in tiefem Sinnen, mit beharrlichem Blick den Zettel anschauend, wiederholte er: Gauvain!

Nun that er ein paar Schritte, wendete aber um, trat wieder vor das Kreuz hin und las die Anzeige nochmals. Dann erst entfernte er sich langsam, und wenn Jemand zugegen gewesen wäre, hätte er ihn noch zuweilen vor sich hinmurmeln hören: Gauvain!

Von den Hohlwegen aus, durch die er nun weiter wanderte, waren die Dächer des Meierhofs, den er links liegen gelassen, nicht sichtbar: Er schritt eine steile Anhöhe entlang, die übersät war mit blühenden Stechpfriemen von einer besonderen Gattung, die längere Dornen hat. Diese Anhöhe gipfelte in einer jener Spitzen, die man in der dortigen Gegend einen Kopf nennt. Dicht unten am Abhang verlor sich der Blick in den Bäumen, deren Laub wie getränkt war von Sonnenschein. Die ganze Natur athmete Morgenfreudigkeit.

Da, plötzlich, schlug diese Freudigkeit in ihren Gegensatz um. Wie aus einem Hinterhalt platzte, der Sandsäule in der Wüste gleich, ein Gemisch von Wuthgebrüll und Gewehrfeuer auf die in Licht gebadeten Fluren und Wälder herab, und in der Richtung der Meierei erhob sich über züngelnden Flammen eine Rauchwolke, als wären Weiler und Hof eine einzige brennende Garbe. Der unvermittelt plötzliche Uebergang vom Ruhen zum Rasen, dieser Ausbruch einer Hölle mitten in dem Morgenfrieden, diese Schreckenshöhe ohne Zwischenstufen, boten einen grauenhaften Anblick. Um Herbe-en-Pail tobte der Krieg. Der Marquis blieb stehen. In derartigen Fällen – Jeder hat es an sich schon einmal erprobt – behält die Neugier die Oberhand über das Bewußtsein der Gefahr und lieber als im Unklaren zu bleiben, trotzt man dem Tod. Der Marquis bestieg die Anhöhe, unter welcher sich der Hohlweg hinzog. Zwar konnte er dort gesehen werden, dafür aber sah auch er. In wenig Minuten hatte er den Kopf erklommen und schaute.

Und wirklich, die Gewehrsalve und die Feuersbrunst, das Geschrei und die Flammen ließen nicht mehr daran zweifeln, daß der Meierhof von Herbe-en-Pail den Mittelpunkt einer Katastrophe bildete. Doch welcher Katastrophe? Herbe-en-Pail war angegriffen worden, aber durch wen? War das wirklich ein Gefecht, oder war es nicht eher eine militärische Exekution? Die Blauen steckten häufig, einer revolutionären Verordnung gemäß, die widersetzlichen Höfe und Dörfer zur Strafe in Brand; als

abschreckendes Beispiel wurde jeder Hof oder Weiler eingeäschert, der es unterlassen hatte, die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Bäume zu fällen oder der republikanischen Kavallerie durch die Dickichte einen Weg zu brechen und zu bahnen. So war insbesondere die Gemeinde von Bourgon bei Ernée erst vor Kurzem verheert worden. Ob Herbe-en-Pail wohl dieses Schicksal theilte? Daß keine der gesetzlich befohlenen strategischen Arbeiten in den Wäldern und an den Umzäunungen von Tanis und Herbe-en-Pail vorgenommen worden, ließ sich mit Sicherheit behaupten. War das nun die Strafe dafür? Hatte die Avantgarde, welche die Meierei besetzt hielt, einen diesbezüglichen Befehl erhalten? Sie gehörte ja zu einer jener Streifkolonnen, denen der Beiname »infernalisch« zugelegt worden war.

Die Anhöhe, von deren Gipfel aus der Marquis seine Beobachtungen anstellte, war allenthalben von einem äußerst struppigen, wilden Dickicht eingefaßt, das man den Busch von Herbe-en-Pail nannte, trotzdem er die Ausdehnung eines Gehölzes hatte; er erstreckte sich bis an die Meierei und barg wie alle Wälder in der Bretagne ein ganzes Netz von Schluchten, Pfaden und Hohlwegen, in deren Labyrinth die republikanischen Truppen rathlos umherirrten.

Die Exekution, wenn es überhaupt eine solche war, mußte furchtbar gewesen sein, denn sie war von kurzer Dauer; die Brutalität arbeitet rasch, und der Bürgerkrieg bringt die Brutalität mit sich. Während der Marquis sich in hunderterlei Vermuthungen erging und, noch unschlüssig, ob er verschwinden oder bleiben solle, lauschte und spähte, hörte das Vernichtungsgetümmel auf oder stob vielmehr auseinander. Der Marquis vernahm etwas wie das Umherschwärmen wildfröhlicher Schaaren in dem Dickicht, ein schauerliches Hin- und Herwimmeln unter den Bäumen. Von der Meierei hatte sich's in den Wald gewälzt. Geschossen wurde nicht mehr, aber zum Angriff getrommelt. Das Ganze schien jetzt den Charakter eines Treibjagens anzunehmen; das Durchstöbern, Verfolgen und Hetzen deutete darauf hin, daß man Jemand auf der Spur war. Das Lärmen war ein räumlich zerstreutes und dennoch nachhaltiges, eine Mischung von Zorn- und Siegesrufen, die zu einem Getöse ineinanderschmolzen, so daß der Marquis keinen einzelnen Schrei heraushören konnte, bis plötzlich, wie die Form eines Gegenstandes aus einer abnehmenden Rauchwolke hervorsticht, dieser Lärm einen bestimmten deutlichen Laut von sich gab, einen Namen,

der dem Lauschenden tausendstimmig in's Ohr schallte: Lantenac! Lantenac! Der Marquis von Lantenac!

Gefahndet wurde auf ihn.

VI.

Die Wechselfälle im Bürgerkrieg.

Plötzlich, von allen Seiten, blitzte es im Dickicht ringsum von Gewehrläufen, Bajonetten und Säbeln; hinterher ragte im Halbdunkel eine dreifarbige Fahne; der Ruf »Lantenac!« donnerte dem Marquis entgegen, und ihm zu Füßen erschienen verwilderte Gesichter über den Dornbüschen und zwischen den Zweigen. Der Marquis stand allein, allen Blicken ausgesetzt auf der Anhöhe. Er konnte die, welche ihn beim Namen riefen, kaum sehen; sie aber sahen Alle ihn. Wenn das Dickicht tausend Flinten barg, so gab er die Zielscheibe ab für alle tausend. Deutlich unterschied er im Dickicht blos die vielen glühend nach ihm starrenden Augen.

Er nahm seinen Hut vom Kopf, stülpte die Krempe auf, riß von einer Pfriemenstaude einen langen dürren Dorn weg, zog eine weiße Kokarde hervor, heftete die Kokarde an die Krempe und diese an die Hutform fest und, indem er denselben so wieder aufsetzte, daß seine Stirn unter dem befestigten Hutrand und der Kokarde freistand, rief er laut, damit es der ganze Wald auf einmal höre: – Der bin ich, den ihr sucht. Ich bin der Marquis von Lantenac, Vikomte von Fontenay, bretonischer Fürst, Oberstkommandirender der Streitkräfte Seiner Majestät des Königs. Machen wir ein Ende! Legt an! Feuer!

Und die Jacke von Ziegenfell mit beiden Händen auseinanderreißend, entblößte er seine Brust. Als er hinabschaute, die auf ihn gerichteten Musketen mit dem Blick zu suchen, sah er sich umringt von einer knieenden Menge, die nun jubelnd aufschrie:

– Hoch Lantenac! Der gnädige Herr, hoch! Vivat unser General! Und Hüte flogen in die Höhe; Säbel wurden unter Jauchzen geschwungen und aus jedem Busch braunwollene Mützen auf langen Stöcken geschwenkt.

Die Leute um ihn her, die sich bei seinem Anblick auf die Knie niedergeworfen hatten, waren Vendéer Aufständische. Sagenhaften Berichten aus dem Alterthum zufolge, sollen in den wildesten Waldrevieren von Thüringen seltsame gigantische Wesen gehaust haben, die sowohl als übermenschliche wie als unmenschliche Geschöpfe behandelt wurden, denn bei den Römern galten sie für Bestien und bei den Germanen für Halbgötter und kamen also je nach Umständen in die Lage, vertilgt oder angebetet zu werden. Der Marquis empfand jetzt wohl etwas Aehnliches wie eines jener Wesen, das schon darauf gefaßt, als Unthier niedergemetzelt zu werden, nun auf einmal als himmlische Erscheinung verehrt worden wäre. Diese unheimlichen, blitzsprühenden Augen hingen alle an ihm mit einem wilden Ausdruck von Liebe.

Der lärmende Haufen war mit Flinten, Säbeln, Sensen, Stangen und Stöcken bewaffnet; sämmtlich trugen die Leute den großen Filzhut oder die braune Mütze mit der weißen Kokarde, weite, nach unten zu offen stehende kurze Beinkleider, haarige Jacken und lederne Gamaschen, dabei Rosenkränze und Amulette in Fülle; sie hatten langes Haar und nackte Knie, und schauten, wenn auch Viele darunter grausam, so doch Alle gewissermaßen kindlich drein.

Ein junger, stattlicher Mann, welcher sich durch die knieende Menge Bahn gebrochen hatte, eilte nun zum Marquis hinauf. Wie die Bauern trug auch er einen Filzhut mit aufgestülpter Krempe und weißer Kokarde und eine Jacke aus Ziegenfell, nur waren seine Hände weiß und sein Hemd fein, und überdies unterschied ihn von den Uebrigen eine weißseidene Schärpe nebst Degen mit goldenem Griff. Oben angekommen, warf er den Hut weg, nahm Schärpe und Degen ab, und sagte, indem er sich auf ein Knie niederließ und Beides dem Marquis darbot:

– Wir haben Sie in der That gesucht und nun auch gefunden. Hier haben Sie die Zeichen des Kommandos. Diese Leute gehören fortan Ihnen. Bisher war ich der Befehlshaber; jetzt, Monseigneur, avancire ich zu Ihrem Soldaten. Nehmen Sie unsere Huldigung entgegen, Herr General, und gebieten Sie über uns.

Und auf einen Wink von ihm traten einige Männer mit einer dreifarbigen Fahne zwischen den Bäumen hervor, kamen den Hügel herauf und legten

dem Marquis jene Trikolore zu Füßen, die er vorhin im Dickicht hatte ragen sehen.

– Herr General, sagte der junge Mann, der ihm Degen und Schärpe überreicht hatte, es ist dies die Fahne, die wir soeben den Blauen, die in der Meierei von Herbe-en-Pail kampirten, abgenommen haben. Mein Name, Monseigneur, ist Gavard. Ich habe schon unter dem Marquis von la Rouarie gedient.

– Schön, sagte der Marquis, und legte ruhig und ernst die Schärpe an, zog dann den Degen und rief, indem er ihn über seinem Haupt schwenkte: Auf! und ein Hoch Seiner Majestät dem König!

Alles erhob sich, und durch die Tiefen des Dickichts wirbelte es fort in siegestrunkener Begeisterung: Hoch der König! Hoch unser Marquis! Lantenac hoch! Nun wendete sich der Marquis wieder zu Gavard:

– Wie stark sind wir?

– Siebentausend Mann.

Und im Hinabsteigen von der Anhöhe, während die Bauern die Pfriemenstauden vor den Schritten des Marquis von Lantenac bei Seite bogen, fuhr Gavard fort: Die Sache verhält sich nämlich in kurzen Worten ganz einfach so: die Pulvermine bedurfte blos mehr eines Funkens, um zu springen, und deshalb hat die Bekanntmachung Ihrer Anwesenheit durch die republikanische Behörde die ganze Gegend zum Kampf für Seine Majestät aufgerufen. Außerdem war uns die Nachricht auch noch unter der Hand durch den Bürgermeister von Granville zugekommen, der uns sehr ergeben ist, und der schon einmal den Abbé Olivier gerettet hat. In der Nacht ist Sturm geläutet worden.

– Wozu?

– Für Sie.

– Ah so! sagte der Marquis.

– Und hier sind wir, setzte Gavard hinzu.

– Also wirklich siebentausend? – Heute noch; morgen aber sind wir fünfzehntausend; das kann unsere Gegend leisten. Als sich Herr Henri von La Rochejacquelein zur katholischen Armee begeben hat, wurde gleichfalls Sturm geläutet und binnen einer Nacht führten ihm die sechs Gemeinden Isernay, Corqueux, les Echaubroignes, les Aubiers, Saint-Aubin und Nueil allein zehntausend Mann zu. Nur an Munition fehlte es; da fand man noch bei einem Maurer sechszig Pfund Sprengpulver, und damit rückte Herr von La Rochejacquelein in's Feld. Wir dachten wohl, Sie müßten sich irgendwo in diesem Wald aufhalten, und so kommt's, daß wir Sie gleich hier suchten.

– Doch wie war denn das mit den Blauen in der Meierei von Herbe-en-Pail?

– Sie hatten in Folge der Windrichtung von dem Sturmläuten nichts gehört und waren auch sonst ohne allen Verdacht, denn das einfältige Volk im Dörfchen hatte sie freundlich aufgenommen. Heute früh, während die Blauen noch schliefen, haben wir den Hof umzingelt, und im Handumdrehen war Alles vorüber. Herr General, ich bin beritten; darf ich die Ehre haben. Ihnen mein Pferd zur Verfügung zu stellen? – Ja.

Ein Schimmel mit militärischer Schabracke wurde von einem der Bauern vorgeführt. Der Marquis bestieg ihn, ohne von Gavard's angebotener Hilfe Gebrauch zu machen.

– Hurrah! schrieen die Bauern, denn an den Küsten der Bretagne und Normandie, welche in beständiger Geschäftsverbindung mit den Kanalinseln stehen, sind dergleichen Rufe vielfach dem Englischen entlehnt worden.

Gavard fragte salutirend: Monseigneur, wohin verlegen Sie Ihr Hauptquartier?

– Zunächst in den Wald von Fougères. – Eine von Ihren sieben Waldungen, Herr Marquis. – Sorgen Sie mir für einen Geistlichen. – Wir haben einen bereits hier. – Wen? – Den Vikar von La Chapelle-Erbrée. –

Den kenne ich. Er hat die Reise nach Jersey gemacht. – Zu dreien Malen, sagte ein Priester, der jetzt vortrat.

Der Marquis wendete sich um:

– Guten Morgen, Herr Vikar. Ich werde Sie sogleich beschäftigen.

– Vortrefflich, Herr Marquis.

– Sie werden Beichte hören, heißt das nur, wenn die Betreffenden einverstanden sind. Gezwungen wird Keiner.

– Herr Marquis, entgegnete der Priester, in Guéménée zwingt Gaston die Republikaner zur Beichte.

– Er ist ein Perrückenmacher. Sterben soll man frei.

Gavard, der sich entfernt hatte, um einiges anzuordnen, kam zurück:

– Herr General, ich erwarte Ihre weiteren Befehle.

– Der Sammelplatz ist der Wald von Fougères. Zunächst haben die Leute also auseinanderzugehen und sich dorthin zu verfügen.

– Die Ordre ist bereits gegeben.

– Sagten Sie mir nicht vorhin, daß in Herbe-en-Pail die Blauen eine freundliche Aufnahme gefunden? – Ja wohl, Herr General. – Und der Meierhof ist niedergebrannt worden. – Ja. – Haben Sie den Weiler mit niedergebrannt? – Nein. – So thun Sie's! – Erst haben sich die Blauen gewehrt; aber sie waren ihrer hundertundfünfzig und wir volle sieben Tausend. – Welche Sorte von Blauen war's? – Blaue von Santerre. – Welcher den Trommelwirbel kommandirte, während man den König enthauptete .... Demnach waren es ja Pariser? – Ein halbes Bataillon. – Wie heißt das Bataillon? – Herr General, auf der Fahne steht: »Bonnet-Rouge.« – Bestien also. – Was soll mit den Verwundeten geschehen? – Gebt ihnen den Rest. – Und mit den Gefangenen? – Niederschießen. – Es sind an die achtzig Mann. – Alles nieder. – Dazu noch zwei Weiber. – Mit erschießen. –

Mit drei Kindern. – Die gehen einstweilen mit uns, bis ein Weiteres über sie beschlossen ist. Und der Marquis trieb sein Pferd voran.

VII.

Ohne Gnade! – Keinen Pardon!

Während bei Tanis alle diese Begebenheiten aufeinanderfolgten, war der Bettler in der Richtung von Crollon weitergegangen. Er hatte sich tief in die Schluchten verloren, unter das dichte, schweigsame Laubdach, theilnahmlos, wie er selber gesagt, für alles Einzelne und teilnehmend an nichts, mehr in Träumerei als in Gedanken, denn wer denkt, hat ein Ziel vor sich, der Träumer keines. So schlich und schlenderte er zwecklos einher, blieb zuweilen stehen und aß wilden Ampfer, ein Blatt oder zwei, trank auch aus den Quellen, erhob hin und wieder, wenn von Weitem ein Getöse an sein Ohr schlug, das Haupt und fiel dann in den blendenden Halbschlafzauber der Natur zurück, in Lumpen unter der lieben Sonne, die fernen Anklänge menschlichen Treibens vielleicht wohl hörend, lauschend aber dem Gesang der Vögel.

Langsam und gebrechlich; weit konnte er nicht mehr gehen; er hatte es ja dem Marquis von Lantenac gesagt: nach der ersten Viertelstunde war er schon müde; er machte noch einen kleinen Umweg gegen La Croix-Avranchin zu, und als er heimkehrte, war es bereits Abend.

In geringerer Entfernung von Macey führte ihn der Pfad, dem er folgte, zu einer unbewaldeten Erderhöhung mit einer Fernsicht über den ganzen westlichen Horizont bis an's Meer. Dort oben wurde er auf einen Rauch aufmerksam. Ein emporschwebender Rauch kann die sanftesten, aber auch die schreckhaftesten Betrachtungen wecken; es giebt einen friedlichen und einen verruchten Rauch. Ein Rauch kann uns je nach seiner Beschaffenheit und Farbe in grellem Gegensatz an den Frieden erinnern oder an den Krieg, an Verbrüderung oder Haß, Gastlichkeit oder Grabesgrauen, Leben oder Tod. Wenn zwischen Bäumen eine Rauchsäule aufsteigt, bedeutet sie vielleicht das Lieblichste, was in der Welt zu finden ist, den häuslichen Herd, oder wieder das Schauerlichste, die Feuersbrunst. Und alles

menschliche Glück wie aller menschliche Jammer liegt oft in so einer Dampfwolke, die im Winde zerstiebt.

Der Rauch, den Tellmarch bemerkt hatte, war ein besorgnißerregender, denn er war schwarz und zuweilen röthlich leuchtend; die Flamme, der er entstammte, schien abwechselnd zu steigen und zu fallen, also dem Erlöschen nahe zu sein, und er stand gerade über Herbe-en-Pail. Tellmarch ging in beschleunigtem Schritt darauf zu. Er war freilich recht erschöpft, aber er wollte doch wissen, wie das sei. Als er den Hügel erklommen hatte, an dessen Fuß Hof und Weiler gelegen waren, war weder Hof noch Weiler mehr zu sehen, nur noch ein glühender Schutthaufen.

Es giebt noch einen schmerzlicher beklemmenden Anblick als einen brennenden Palast, das ist eine brennende Hütte. Aus dem Brande einer Hütte steigt ein unendlich jammervolles Etwas: der innere Widerspruch, der darin liegt, wenn die Vernichtungswuth über das Elend hereinbricht und der Geier den Wurm mit seiner Grausamkeit verfolgt, schnürt Einem das Herz zusammen.

Die biblische Legende erzählt, daß ein Zurückschauen auf eine Feuersbrunst ein menschliches Wesen in eine Salzsäule verwandelt hat. In diesem Moment war Tellmarch zu einer solchen Säule erstarrt, gelähmt durch das Schreckniß, das sich ihm darbot. Ueber der ganzen Verwüstung lag Schweigen. Kein Schrei, kein Wimmern stieg mit dem Rauch empor.

Dieser Schmelzofen fuhr fort, die letzten Ueberreste des Dorfes zu verzehren, ohne daß man etwas Anderes hätte vernehmen können, als das Krachen der Balken und das Knistern des verglimmenden Dachstrohs. Hier und da riß der Rauchschleier, und dann wurden durch die eingestürzten Decken die gähnenden Wohnräume sichtbar; die Esse ließ ihre Rubinen alle flimmern und das oder jenes arme, alte Möbel leuchtete wie von Purpur zwischen den gerötheten Mauern, und Tellmarch schaute dann der Verheerung unheimlich blendende Kehrseite.

Im Kastanienwald, der dicht an die Häuser grenzte, waren einige Bäume von dem Feuer ergriffen worden und flackerten zum Himmel.

Vergebens lauschte der Bettler hinaus nach irgend einer Stimme, einem Hilferuf, einem Klagelaut. Nichts sah er sich bewegen als die Flammen, und Alles schwieg, nur der Brand nicht. So waren denn Alle entflohen? Das lebendige, arbeitsame Völkchen von Herbe-en-Pail, wo mochte es jetzt wohl hingekommen sein?

Tellmarch verließ den Hügel. Langsam und mit stierem Blick näherte er sich den Ruinen, diesem düster starrenden Räthsel, das er vor sich hatte, – langsam wie ein Schatten, denn in dieser Grabstätte kam er selber sich vor wie ein Phantom. Nun hatte er die Stelle erreicht, wo sich früher die Einfahrt der Meierei befunden hatte, und sah in den Hof, welcher nun mit seinen eingesunkenen Mauern eins war mit den umliegenden Trümmergruben. Was der Mann bis jetzt gesehen, war aber noch nichts, war nur das Schreckliche; bald sollte er das Grauenhafte erblicken.

Mitten im Hofe lag, von einer Seite durch den Schein des Feuers, von der anderen durch den Mond blos in wenigen Umrissen undeutlich hervorgehoben, eine schwarze Masse. Diese Masse bestand aus einzelnen Menschen und diese Menschen waren todt. Rings um sie herum stagnirte eine Flüssigkeit, in welcher der Brand sich spiegelte; doch sie bedurfte dessen nicht, um roth zu erscheinen, denn es war Blut.

Tellmarch trat näher und untersuchte diese Körper einen nach dem anderen; sie waren alle leblos. Bei der Beleuchtung der Feuersbrunst und des Mondes konnte er erkennen, daß es Soldatenleichen waren, sämmtlich barfuß; die Schuhe waren ihnen ausgezogen worden; auch hatte man die Waffen mit fortgenommen; die Uniform war blau und die Hüte, die unter dieser Anhäufung von ausgestreckten Gliedmaßen und hängenden Köpfen umherlagen, trugen die dreifarbige Kokarde. Die Todten waren Republikaner, jene Pariser, die noch den Abend zuvor, alle frisch und munter, hier in der Meierei von Herbe-en-Pail ihr Quartier hatten. Eine gewisse Symmetrie, die in dieser Unordnung herrschte, deutete darauf hin, daß sie hingerichtet worden waren, ohne langen Todeskampf, sorgfältig; es war kein einziges Röcheln zu vernehmen; nicht Einer hatte die Übrigen überlebt. Tellmarch vergaß bei seiner Leichenschau keinen Einzigen. Jeder hatte ein paar Kugeln in Kopf und Brust. Diejenigen, durch welche die Exekution vollzogen worden, hatten wahrscheinlich eine solche Eile

gehabt, wieder weiter zu marschiren, daß sie sich nicht damit befassen mochten, die Opfer zu begraben.

Schon wendete sich der Bettler zum Gehen, als sein Blick auf einen niedrigen Mauerrest fiel, über den er von der andern Seite her vier Füße herunterhängen sah. Diese Füße waren kleiner als die Übrigen und nicht nackt; Tellmarch trat näher. Es waren Weiberfüße. Hinter der Mauer lagen zwei Frauen nebeneinander hingestreckt, gleichfalls erschossen. Tellmarch beugte sich über sie. Die Eine trug eine Art Uniform; ihr zur Seite lag ein durchlöchertes leeres Fäßchen. Die todte Marketenderin hatte vier Kugeln im Kopf. Nun untersuchte Tellmarch die Andere, eine Bäuerin. Sie lag bleich, mit offenem Munde und geschlossenen Augen da. Am Kopf hatte sie keine Wunden. Ihr Kleid, das wohl unter Mühsalen so zerfetzt worden, war durch den Sturz aufgegangen, und ließ den Oberkörper zum Theil entblößt. Tellmarch schob es noch weiter auseinander und entdeckte an der einen Schulter eine runde Schußwunde. Das Schlüsselbein war entzwei. – Mutter und Amme, murmelte der Bettler vor sich hin, indem er den blutbefleckten Busen ansah. Er berührte ihre Schulter; sie war nicht kalt; andere Verletzungen als der Bruch und der Schuß waren nicht vorhanden. Tellmarch legte ihr nun die Hand auf die Herzgrube und fühlte ein mattes Schlagen. Die Frau lebte noch.

– Ist denn Niemand hier? rief der Bettler hoch aufgerichtet, verzweiflungsvoll.

– Bist du's, Caimand? flüsterte es kaum vernehmbar; ein Kopf tauchte hinter einem Schutthaufen auf, und gleich darauf hinter einem andern ein zweiter. Es waren Bauern, die sich versteckt hatten, die beiden einzig Ueberlebenden. Die wohlbekannte Stimme des Bettlers hatte ihnen Muth gegeben, aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukriechen. Sie zitterten noch am ganzen Leib, als sie auf Tellmarch zugingen. Dieser hatte einen Schrei gefunden, aber reden konnte er nicht; so wirken große Erschütterungen auf den Menschen. Er deutete blos auf das Weib zu seinen Füßen hin.

– Lebt sie noch? fragte der eine Bauer.

Tellmarch bejahte mit einem Kopfnicken.

– Und die Andere, lebt die auch? fragte der zweite Bauer.

Tellmarch schüttelte den Kopf, und der Bauer, welcher sich zuerst hatte blicken lassen, sagte wieder:

– Die Andern sind alle todt, nicht wahr? Ich hab's mit ansehen müssen. Ich war drunten in meinem Keller. O, wie dankt man da seinem Schöpfer, daß man nicht Weib und Kind hat! Mein Haus brannte. Jesus Maria! Alles haben sie umgebracht. Die Frau hier hatte Kinder, drei ganz kleine, und die Kinder schrieen: »Mutter!« und die Mutter schrie: »Meine Kinder!« Die Mutter haben sie zusammengeschossen und die Kleinen mitgenommen. Mein Gott! ich habe das mit ansehen müssen, allmächtiger Gott! Die, welche Alles niedergemetzelt haben, sind dann gegangen. Sie waren zufrieden. Die Kinder haben sie mit fortgenommen und die Mutter umgebracht. Aber sie ist nicht todt, nicht wahr? sie ist nicht todt? Höre einmal, Caimand, glaubst du, daß du sie retten kannst? Wie wär's, wenn wir sie zu dir heimbrächten? Tellmarch nickte beistimmend mit dem Kopf.

Da der Wald an die Brandstätte stieß, hatten sie aus Zweigen und Farrenkräutern eine Tragbare bald hergerichtet, auf die sie das immer noch bewußtlose Weib hinlegten, und nun traten sie den Rückzug durch das Dickicht an. Die beiden Bauern trugen die Bahre, der eine zu Häupten, der andere zu Füßen, und Tellmarch hielt den Arm der Frau und fühlte ihr von Zeit zu Zeit nach dem Puls.

Den ganzen Weg entlang redeten die zwei Bauern und warfen einander über die Verwundete hinüber, deren bleiches Gesicht der Mond beschien, abgerissene Worte des Schreckens zu. – Alles umzubringen! – Alles niederzubrennen! – Ach du lieber Gott! Soll jetzt so drauf losgehaust werden?

– Der große alte Mann, der hat's haben wollen. – Ja, der war der Anführer. – Ich habe ihn nicht gesehen, wie man sie umgebracht hat; ist er dabei gewesen?

– Nein. Er war schon fort. Aber thut nichts; wie er's befohlen hat, so ist's auch geschehen.

– Dann freilich hat er Alles auf dem Gewissen.

– Zusammenschießen! hatte er gesagt; niederbrennen! ohne Pardon!

– Ist es wirklich ein Marquis? – Wenn ich dir sage, daß er unser Marquis ist! – Wie heißt er fein nur? – Er ist Herr von Lantenac.

Tellmarch blickte gen Himmel und murmelte in seinen weißen Bart: Wenn ich geahnt hätte! ...

Zweiter Theil

Zu Paris

Erstes Buch

Cimourdain

I

Die Straßen von Paris, damals

Man lebte draußen; sogar der Tisch, an dem gegessen wurde, stand draußen vor der Hausthür; auf den Kirchenstufen saßen die Weiber und zupften Charpie zur Marseillaise; im Park-Monceaux und im Luxembourg-Garten wurde exerzirt; auf allen Plätzen waren kleine Gewehrfabriken in Thätigkeit, und die Waffen entstanden unter den Augen der Beifall klatschenden Menge; die allgemeine Meinung war: »Geduld; wir stehen eben mitten in einer Revolution.« Mit einem heroischen Lächeln ging man in's Theater wie zu Athen während des peloponesischen Krieges; an den Straßenecken war angeschlagen: »Die Belagerung von Thionville. – Die gerettete Hausmutter. – Der Klub der Unverdrossenen. – Die Päpstin Johanna senior. – Die Philosophen in Uniform. – Ländliche Liebeskünste.« – Die Deutschen waren im Anmarsch; man erzählte, der König von Preußen habe sich schon vormerken lassen für die Opernvorstellungen. Schrecklich war Alles und doch Niemand in Schrecken. Das düstere Gesetz über die Verdächtigen, eine Versündigung Merlin's aus Douai, ließ das Fallbeil über eines Jeden Kopf hervorblitzen, aber ein denunzirter Prokurator Namens Seran erwartete die Häscher im Schlafrock und in Pantoffeln und blies bei offenem Fenster auf der Flöte. Ueberflüssige Zeit schien's nicht mehr zu geben; Alles hastete vorwärts. An jedem Hut die Kokarde. »Die rothe Kappe steht uns allerliebst,« meinten die Frauen. Die Läden, wo Alterthümer feilgeboten wurden, waren vollgepfropft mit Kronen, Bischofsmützen, Lilien und Sceptern von vergoldetem Holz, dem abfluthenden Hausrath der königlichen Paläste. Bei den Trödlern kaufte man die Chorröcke und Meßgewände auf »Pack dich damit!« Auf dem

Porcherons-Platz und in der Schänke von Ramponneau tranken Leute, die sich in Stolen und Chorhemden gesteckt hatten und auf Eseln im Kirchenornat ritten, den Wein der Kneipe aus den goldenen Gefäßen der Kathedralen! In der Straße Saint-Jacques hielten barfüßige Pflasterer den Karren eines Hausirers an, der mit Schuhen handelte, und kauften mit ihrer zusammengelegten Baarschaft fünfzehn Paar Schuhe, die sie für die Soldaten in den Konvent schickten. Es wimmelte von Büsten eines Franklin, Rousseau, Brutus und Marat. Unter einer jener Büsten von Marat, in der Straße Cloche-Perce, hing unter Glas in schwarzem Rahmen eine Anklage gegen Malóuet mit Belegstücken und folgender Randglosse: »Diese Angaben verdanke ich der Geliebten von Sylvain Bailly, einer guten Patriotin, die mir wohl will. – Gezeichnet: Marat« Auf dem Platze des Palais-Royal war am Brunnen die ursprüngliche lateinische Inschrift hinter zwei großen Bildern verschwunden, die, mit Leimfarbe gemalt, das eine Cahier von Gerville vorstellte, wie er der Nationalversammlung das Erkennungszeichen der »Chiffonisten« von Arles anzeigt, das andere die Rückkehr Ludwig's XVI. von Varennes mit zwei Grenadieren, welche, das Bajonett am Gewehr, jeder auf einem Ende eines Brettes saßen, das unter der Karosse mit Seilen befestigt war. Von den großen Läden waren die wenigsten offen. Auf Karren mit Lichtern, von denen der schmelzende Talg auf die Gegenstände niedertroff, wurden durch Weiber Kramwaaren und dergleichen von Haus zu Haus feilgeboten. Ex-Klosterfrauen mit blonden Perrücken hatten Kaufbuden unter freiem Himmel aufgeschlagen. Die Person, die drüben in einem Schuppen Strümpfe stopfte, war eine Gräfin und dort jene Näherin eine Marquise; Frau von Boufflers bewohnte einen Dachboden mit Aussicht auf ihr Palais. Eilende Zeitungsverkäufer riefen die »papiers-nouvelles« aus. Die, deren Kinn noch in einer Halsbinde steckte, hieß man »die Skrophulösen«. Bänkelsänger gab es in Unmassen. Unter Gröhlen verfolgte man Pitou, den royalistischen Komiker, der zugleich ein Tapferer war, denn er ließ sich zweiundzwanzig Mal einsperren und wurde vor das revolutionäre Schwurgericht geladen, weil er beim Wort »Bürgertugend« sich einen Schlag unter den Rücken versetzt hatte; als es ihm ernstlich an's Leben ging, rief er: »Aber meine Herrschaften, schuldig ist doch im schlimmsten Fall nur das Gegentheil meines Kopfes!« ein Witz, über den die Richter selbst lachen mußten, so daß er mit heiler Haut davon kam. Dieser Pitou geißelte die Manie der griechischen und römischen Namen; in sein Lieblingskouplet war von einem Schuster die Rede, den er

»Cujus« und dessen Weib er »Cujusdam« hieß. Allenthalben wurde die »Carmagnole« getanzt, wobei man nicht »Kavalier und Dame«, sondern »Bürger und Bürgerin« sagte. Man tanzte sie in den zerfallenen Klöstern mit Lampions auf dem Altar, zwei wagrecht herabhängenden gekreuzten Stöcken mit vier Lichtern am Gewölbe und Grabstätten unter den Füßen. – Es wurden »tyrannenblaue« Westen getragen und Vorstecknadeln »á la Freiheitsmütze« mit weißen, blauen und rothen Steinen. Die Richelieu-Straße hieß Gesetzstraße, die Vorstadt Saint-Antoine Ruhmvorstadt und auf dem Bastille-Platz stand eine Statue der Natur. Man zeigte sich gewisse bekannte Stadtfiguren, Chatelet, Didier, Nicolas und Garnier-Delaunay, die vor der Thür des Tischlermeisters Duplay Wache hielten; Voulland, der bei keiner Hinrichtung fehlte und dem Karren mit den Verurtheilten folgte, was er »in die rothe Mette gehen« hieß, und den revolutionären Geschworenen und Ex-Marquis Montflabert, der sich den Namen »Zehnter August« beigelegt hatte. Man sah dem Défilé der Kriegsschüler zu, die laut Verordnung des Konvents »die Zöglinge des Mars«, durch den Volksmund aber »die Pagen von Robespierre« titulirt wurden. Dann las man wieder die Proklamationen von Fréon, in denen er den Verdächtigen das Verbrechen des »Krämerthums« vorwarf. Die »Zierbengel«, die sich bei den Rathhäusern herumtrieben, verhöhnten die Ziviltrauungen und umdrängten die Brautleute mit dem Spottruf »Municipaliter!« Im Invalidendom trugen die Statuen der Heiligen und Könige die phrygische Mütze. Auf den Ecksteinen wurde gespielt, und zwar mit revolutionären Karten, bei denen die Könige den Genien, die Damen den Freiheiten, die Buben den Gleichheiten und die Asse den Gesetzen hatten weichen müssen. Man pflügte die öffentlichen Gärten um; vor den Tuilerien wurde geackert. Dabei machte sich, und namentlich bei den besiegten Parteien, ein gewisser hochfahrender Überdruß geltend; an Fouquier-Tionville wurde eines Tags geschrieben: »Seien Sie so freundlich, mich von der Existenz zu befreien. Anbei meine Adresse.« Und Champcenez provozirte mitten im Palais-Royal-Garten seine Verhaftung durch die herausgeschrieene Aeußerung: »Der Sultan sollte die türkische Republik proklamiren; nichts würde ich lieber sehen, als wie Nichtswürdiges sich durch die hohe Pforte empfiehlt.« Nirgends durften die Zeitungen fehlen. Während die Friseurgesellen öffentlich an ihren Frauenperrücken kräuselten, las ihnen der Meister mit lauter Stimme den »Moniteur« vor; in lärmenden Gruppen wurde unter lebhaftem Geberdenspiel über den Leitartikel im »Verstehen wir uns auch

recht!« von Dubois-Crancé oder in der »Trompete des Père Bellerose« debattirt. Manche Barbiere waren gleichzeitig Wursthändler, so daß man in gewissen Auslagen neben einer goldhaarigen Kopfpuppe Würste und Schinken hängen sah. Fahrende Schenkwirthe priesen den Vorübergehenden ihren »Emigrantenwein« an; ein anderer Weinhändler verzapfte »Zweiundfünfzigsortenwein«; wieder Andere handelten mit Lyra-Pendülen und Sophas à la Düchesse. Ueber der Thür eines Friseurs stand zu lesen: »Hier wird die Geistlichkeit über den Löffel barbiert, dem Adel in die Haare gefahren und der dritte Stand nicht geschnitten.« In der Anjou, vormals der Dauphin-Straße, ließ man sich Nummer 172 bei Martin die Karten legen. Es mangelte an Brod, mangelte an Kohlen, mangelte an Seife. Heerdenweise wurden die Milchkühe aus der Provinz in die Stadt getrieben. In der Vallée kostete das Pfund Lammfleisch fünfzehn Francs. Laut Anschlag des Stadtraths wurde für jede Dekade per Kopf ein Pfund Fleisch verabreicht. Vor den Viktualienläden machte man Queue. Eine dieser regelmäßigen Menschenansammlungen hat sich sogar im Gedächtniß des Volkes erhalten; sie reichte von der Thür eines Spezereihändlers in der Straße Petit-Carreau bis mitten in die Straße Montorgueil. Queue machen hieß damals »die Schnur halten«, wegen des langen ausgespannten Seils, das Alle, der Reihe nach hintereinander stehend, in die Hand nahmen. Die Weiber ertrugen dies Elend mit sanftmüthiger Tapferkeit. Ganze Nächte hindurch warteten sie vor den Bäckerläden, bis die Reihe an sie kam. Die Revolution hatte mit ihren Nothbehelfen Glück; es gelang ihr die Verzweiflung vermittelst zweier Maßregeln abzuwehren, des Zwangskurses der Assignaten und der Einführung des Maximums; das Assignat mußte ihr als Hebel und das Maximum als Stützpunkt dienen, und durch dieses empirische Verfahren wurde Frankreich gerettet. Der Feind in Coblenz wie in London wucherte mit den Assignaten. Dirnen, welche mit Lavendelessenz, Strumpfbändern und Husarenzöpfen hausirten, betrieben die Agiotage.

Die Geldmakler der Vivienne-Straße trugen schmutzige Schuhe, fettes Haar und Bärenmützen mit Fuchsschweif, die »Mayolets« der Valois-Straße hingegen, die sich von den Dirnen dutzen ließen, Lackstiefel, langhaarige Hüte und zwischen den Lippen einen Zahnstocher. Auf beide Gattungen machte das Volk Jagd, wie auch auf die Diebe, die von den Royalisten den Spitznamen »aktive Bürger« bekommen hatten. Diebstähle gehörten

übrigens zu den Seltenheiten, und eine trotzige Armuth, eine stoische Rechtlichkeit waren an der Tagesordnung. Mit ernst gesenktem Blick gingen die barfüßigen Hungerleider an den Auslagen der Juweliere des Palais-Egalité vorüber. Bei Gelegenheit einer Haussuchung, welche die Bezirksbehörde der Vorstadt Antoine bei Beaumarchais vornehmen ließ, pflückte ein Weib im Garten eine Blume; sie wurde vom Volk dafür geohrfeigt. Das Holz kostete das Klafter vierhundert Francs in klingender Münze; man sah auf der Straße Leute ihre Bettstatt kleinsägen; im Winter waren die Brunnen zugefroren, und die Tracht Wasser stieg auf zwanzig Sous; alle Ärmern wurden Wasserträger. Der Louisdor wurde mit dreitausend neunhundertundfünfzig Francs Papier bezahlt, die Fahrt in einem Fiaker mit sechshundert. Nach vollendeter Fahrt konnte man folgenden Dialog hören: – Kutscher, was bin ich Ihnen schuldig? – Sechshundert Francs. – Eine Gemüsehändlerin hatte eine Tageseinnahme von zwanzigtausend Francs. Bettelleute sagten zu Einem: »Aus Barmherzigkeit, helfen Sie mir! Es fehlen mir zweihundertdreißig Francs, um meine Schuhe zu bezahlen.«

An den Brücken standen kolossale Statuen, die von David geschnitzt und bemalt waren, und die Mercier höhnischerweise »hölzerne Hanswurste« nannte, Statuen, welche den niedergeworfenen Föderalismus und die zurückgeworfene Koalition darstellten. Dieses Volk, in seiner düsteren Freude, mit den Thronen ein Ende gemacht zu haben, blieb der Entmuthigung unzugänglich. Die Freiwilligen strömten herbei, um dem Feind die Brust zu bieten. Jede Straße stellte ein Bataillon. Die Fahnen der Bezirke wurden herumgetragen, jede mit einer Devise. Auf der Fahne des Bezirks Les Capucins war zu lesen: »Uns soll Keiner barbieren«, auf einer anderen: »Keinen Adel mehr außer im Herzen.« An allen Mauern Plakate, große und kleine, weiße und gelbe, grüne und rothe, gedruckte und geschriebene, mit der Aufschrift: »Es lebe die Republik!« Selbst die kleinen Kinder stammelten schon: »Ça ira«. Diese kleinen Kinder waren die unendliche Zukunft.

Später schlug die tragische Stadt in's Cynische um. Die Straßen von Paris haben zwei gründlich verschiedene Physiognomien gehabt, vor und nach dem 9. Thermidor; auf das Paris von Saint-Just folgte das Paris von Tallien. Die Weltgeschichte lebt von Gegensätzen: gleich nach dem Sinai kam die

Maskerade. Ein Anfall allgemeinen Wahnsinns gehört nicht zu den Unmöglichkeiten; das hatte sich vor achtzig Jahren schon herausgestellt. Nach Ludwig XVI. wie nach Robespierre empfindet man ein dringendes Bedürfniß des Aufathmens; daher die Regentschaft, die das Jahrhundert eröffnet, und das Direktorium, womit es abschließt: doppelte Saturnalien nach doppelter Gewaltherrschaft. Frankreich nimmt sowohl aus dem puritanischen Kloster Reißaus wie aus dem monarchischen, mit der Ausgelassenheit einer dem Kerker entsprungenen Nation. So wurde denn nach dem 9. Thermidor Paris lustig, hirnverbrannt lustig. Es strömte über von krankhafter Freude. Des Sterbens Raserei verwandelte sich in Raserei des Lebens, und die Größe erlosch. Nun erschien ein zweiter Trimalcio in der Person von Grimod de la Reynière; es erschien »der Almanach der Feinschmecker«. Man tafelte im ersten Stock des Palais-Royal unter schmetternden Fanfaren, mit einem Orchester von Weibern, welche in Trompeten bliesen und die Trommel rührten. »Der Rigaudinier« mit seinem Fidelbogen gelangte zur Herrschaft; es wurde bei Méot »orientalisch« soupirt zwischen dampfenden, duftenden Rauchpfännchen. Boze malte seine Töchter, reizende sechzehnjährige Köpfchen voller Unschuld, in »Guillotinentoilette«, das heißt in ausgeschnittenen rothen Hemden. Auf die wilden Tänze in den zerfallenen Kirchen folgten die Bälle bei Ruggieri, bei Luquet, bei Wenzel, bei Manduit, bei der Montausier; nach den strengen, Charpie zupfenden Bürgerinnen kamen die Sultaninnen, die Indianerinnen, die Nymphen, und nach den nackten, blutenden, schmutz- und staubbedeckten Füßen der Soldaten, die nackten, diamantengeschmückten Füßchen der Weiber; mit der Scham war auch die Rechtlichkeit abhanden gekommen; oben tauchten die Armeelieferanten und unten das kleine Raubgesindel auf; das Gewimmel von Spitzbuben überschwemmte Paris, und Jeder mußte seine Brieftasche hüten. Zum Zeitvertreib begab man sich jetzt vor den Justizpalast, um die ausgestellten Diebinnen zu betrachten; es mußten ihnen die Kleider festgebunden werden; am Ausgang der Theater boten einem die Straßenjungen einen Wagen mit dem Beisatz an: »Bürger und Bürgerin, es ist Raum darin für zwei;« man bot statt des »alten Cordelier« und des »Volksfreunds« den »Brief von Polichinell« feil und das »Gesuch der Laufburschen«. In der Bezirksversammlung Les Piques am Vendôme-Platz führte der Marquis von Sade den Vorsitz. Die Reaktion war possierlich und grausam zugleich; die »Dragoner der Freiheit« aus dem Jahre 92 waren als »Ritter vom Dolch« wieder auferstanden. Auf der Bühne

herrschte die typische Figur von Joerisse, in der Gesellschaft die »Merveilleuses« und die noch abgeschmackteren »Inconcevables«; man sagte: »par ma parole victimée« und »par ma parole verte«; von Mirabeau war man zu dem Possenreißer Bobêche zurückgesunken.

Das ist das große Hin und Her und Auf und Ab von Paris, der riesenhafte Pendelschlag einer ganzen Kultur von dem einen Pol zum anderen, von Thermopylä nach Sodom und Gomorrha. Nach 93 bewegte sich die Revolution durch eine absonderliche Verfinsterung weiter; es war, als ob das Jahrhundert vergessen würde, zu vollenden, was es begonnen hatte; eine unbegreifliche Orgie lenkte es ab, und schob sich vor und verschleierte die zurückgedrängte, schreckenvoll großartige Vision und brach nach all dem Schauer in ein Hohngelächter aus. Die Tragödie verschwand im Satyrspiel und das Medusenhaupt sah am Horizont nur noch ganz verschwommen herüber durch den Dunst des Karnevals. Im Jahre 93 aber, zur Zeit, um die sich's hier handelt, hatten die Straßen von Paris von dem wilderhabenen Charakter jener Periode noch nichts eingebüßt. Sie hatten ihre Redner, Barlet, der von seinem Karren herab zu der Menge sprach, ihre Helden, wie zum Beispiel den »Kapitän der beschlagenen Stöcke«, ihre Lieblinge, wie Goffroy, den Verfasser der Flugschrift »Rougiff«. Einige dieser Lieblinge übten auf das Volk einen schädlichen, andere wieder einen wohlthätigen Einfluß, keiner jedoch einen so verhängnißvollen wie in der Geradheit seines Herzens Einer unter ihnen: Cimourdain.

II.

Cimourdain.

Cimourdain war ein reines aber finsteres Gewissen; er war sich eines Einblicks in Ewiges bewußt. Früher hatte er dem geistlichen Stand angehört, eine Thatsache von vielbedeutender Tragweite. Bei Menschen ist, wie am Himmel, eine gewisse düstere Abklärung möglich, sowie sich nur die besondere Veranlassung dazu bietet. So war denn Cimourdain durch das Priesterthum verdüstert worden; das Priesterthum läßt sich nicht wieder ablegen. Aber eine Nacht, die sich in unser Gemüth senkt, kann Sterne mitbringen, und Cimourdain besaß der Tugenden und Herzenswahrheiten gar manche, die aus der Finsterniß seines Wesens leuchteten. Seine äußere

Lebensgeschichte war überaus einfach: Erst war er Dorfkaplan und Erzieher in einem vornehmen Hause gewesen; dann hatte er eine kleine Erbschaft gemacht und in Folge dessen seine Freiheit wiedergewonnen. Hartnäckigkeit war der Grundzug seines Charakters. Er arbeitete mit seinen Gedanken, wie man mit einer Zange arbeitet, und hielt sich nur dann für berechtigt, von einem Begriff abzulassen, wenn er ihn erschöpft hatte; er war verbissen in seinem Reflektiren. Mit allen europäischen Sprachen und sogar noch mit einigen anderen bekannt, studirte er unablässig; es hatte ihm dies zwar die Erfüllung seines Keuschheitsgelübdes erleichtert, aber ein solches Zurückdrängen ist unter allen Umständen höchst gefährlich. War's nun aus Stolz oder zufällig oder aus Seelenwürde gewesen, seine Berufspflichten hatte er nie verletzt, bis auf eine einzige; die Wissenschaft hatte seinen Glauben zerstört, seinen Dogmenglauben wenigstens. Als ihm das ganz in's Bewußtsein getreten war, hatte er etwas empfunden wie eine Verstümmelung; da er nun doch einmal Priester sein mußte, hatte er seine Bemühungen dahin gerichtet, wieder einen Menschen aus sich zu machen, was ihm nur dem herben Sinne nach gelang. Da er weder Weib noch Kind haben durfte, machte er das Vaterland zu seinem Kind und die Menschheit zu seinem Weibe. Bei einer so ungeheuren Ausdehnung der Gefühlssphäre bleibt der Mittelpunkt eigentlich leer.

Cimourdain's Vater, ein Bauer, hatte den Sohn Priester lassen werden, damit dieser aus dem Volk heraustrete, und nun war Cimourdain zum Volk zurückgekehrt, und mit schwärmerischer Leidenschaft, mit einer furchtbaren Zärtlichkeit für alles Leidende. Aus dem Priester war ein Philosoph und aus dem Philosoph ein Athlet geworden. Ludwig XVI. hatte noch den Thron nicht bestiegen, und schon neigte Cimourdain, wenn auch vorerst unklar, zur Republik aber zu welcher Republik? Zur Republik Plato's vielleicht, vielleicht auch zu der eines Drako. Da ihm untersagt war, zu lieben, hatte er sich auf's Hassen verlegt, und so haßte er nun die Unwahrheit, das Königthum, die Priesterherrschaft, sein eigenes Gewand, haßte die Gegenwart und rief mit lautem Schrei eine Zukunft herbei, die er vorempfand, die er herannahen sah mit seinem Ahnen als etwas Fürchterliches und Herrliches; er begriff, daß dem jammervollen menschlichen Elend nur ein Ziel gesetzt werden könne durch einen Rächer, der auch ein Wohlthäter sein müsse. Er vergötterte schon von ferne die Umwälzung.

Im Jahre 1789 trat sie in's Dasein und fand ihn bereit. Er stürzte sich in diesen großen menschlichen Regenerationsprozeß mit Konsequenz, das heißt bei einem Mann von seinem Schlag so viel wie unerbittlich; die Logik kann durch nichts gerührt werden. Er durchlebte die großen Revolutionsjahre und jede Fiber in ihm war unter jedem Sturmhauch miterzittert; Anno 89 den Sturz der Bastille, das Ende der Völkermarter, Anno 90 den 4. August, das Ende des Feudalwesens, Anno 91 Varennes, das Ende des Königsthums, Anno 92 die Einsetzung der Republik. Er, der die Revolution hatte aufgehen sehen, war der Mann nicht, sich vor dieser Riesin zu fürchten; im Gegentheil, dieses allgemeine Wachsen hatte ihn belebt, und wiewohl er beinahe schon alt war, ein Fünfziger, – und ein Priester altert rascher als sonst ein Mensch, – so war er selber mitgewachsen. Von Jahr zu Jahr hatte er die Ereignisse steigen sehen und war mitgestiegen. Erst hatte er befürchtet, die Revolution möchte verunglücken; er verließ sie mit keinem Auge; sie hatte die Vernunft und das Recht auf ihrer Seite, und je mehr sie Furcht erweckte, desto mehr beruhigte er sich. Er wollte diese Minerva mit den Friedenssternen der Zukunft gekrönt, zugleich aber als Pallas mit dem Medusenschild bewehrt wissen; ihr göttliches Auge sollte im Nothfall den Dämonen dämonisch entgegenblitzen und Schreckniß durch Schreckniß zurückschrecken können.

Also fand ihn das Jahr 93. 93 ist der Kreuzzug Europa's gegen Frankreich und Frankreichs gegen Paris, und die Revolution der Sieg Frankreichs über Europa und der Sieg von Paris über Frankreich; daher die Unermeßlichkeit dieser schaudervollsten Minute des Jahrhunderts. Was kann es Tragischeres geben als einen Welttheil, der auf ein Land, und ein Land, das auf eine Stadt losstürzt, so daß sich das Drama noch mit der wuchtigen Massenhaftigkeit des Epos abspielt? 93 ist ein gesteigertes Jahr, der Sturm in seiner vollsten Wuth und seiner größten Erhabenheit; Cimourdain war darin wohl um's Herz; diese jagende, wild herrliche Atmosphäre behagte seinem Flügelschlag, denn der Mann verband, wie der Seeadler, eine tiefe innere Ruhe mit Verwegenheit nach außen; gewisse verschlossen ungestüme beschwingte Wesen suchen die Windsbraut, und es giebt thatsächlich Sturmseelen.

Cimourdain hatte ein abgesondertes, nur für die Elenden zusammengespartes Mitleid. Wo ihm diejenige Gattung von Schmerz

entgegentrat, welche Andern Abscheu einflößt, da opferte er sich auf. Seine eigenthümliche Güte äußerte sich zunächst darin, daß ihm vor nichts ekelte. Seine Barmherzigkeit streifte an's Scheußliche und war göttlich. Er konnte eiternde Wunden aufdecken, um sie zu küssen; die schönen Thaten, die auf unsere Sinne abschreckend wirken, fallen uns am schwersten, und für die hatte er eine Vorliebe. Im Hotel Dieu lag eines Tags ein Mann an einer Halsgeschwulst auf dem Tod, denn wenn das abscheuliche, verpestete, vielleicht auch ansteckende Geschwür nicht ausgesogen wurde, so mußte er daran ersticken; Cimourdain, der zugegen war, drückte den Mund an die Geschwulst und sog so lange, bis er den ganzen Inhalt des Geschwürs nach und nach ausgespuckt hatte und der Kranke gerettet war. Da er damals noch in geistlicher Tracht ging, sagte Jemand zu ihm: Wenn Sie dem König das gethan hätten, würde er Sie zum Bischof machen. Für den König thät ich es nicht, antwortete Cimourdain. Jene Handlung und jene Antwort hatten den Grund gelegt zu seiner Beliebtheit in den düstern Stadttheilen von Paris. Ueber Alles, was litt und weinte und drohte, übte er eine unumschränkte Herrschaft aus. Zur Zeit der heftigen, zu oft nur fehlgreifenden Erbitterung gegen die wuchernden Aufkäufer genügte ein Wort von Cimourdain, um eines Tages am Quai Saint-Nicolas ein Schiff mit einer Seifenladung vor Plünderung zu bewahren und ein andermal der tobenden Menge Halt zu gebieten, die an der Linie Saint-Lazare die Wagen anfiel. Er war es auch, welcher das Volk anführte, als am zweiten Tag nach dem 10. August die Statuen der Könige niedergeworfen wurden. Sie fielen nicht, ohne Unheil anzurichten. Auf dem Vendôme-Platz wurde ein Weib Namens Reine Vialet von Ludwig XIV. erdrückt, während sie an dem Seil zog, das ihm um den Hals geschlungen worden war. Jene Statue Ludwigs XIV. hatte hundert Jahre gestanden, genau vom 12. August 1692 bis 12. August 1792. Auf dem Concordienplatz wurde ein gewisser Guinguerlot, der die Fürstenbilderstürmer Kanaillen geschimpft hatte, auf dem Piedestal Ludwigs XV. todtgeschlagen. Die Statue hieb man in Trümmer, aus denen später Sousstücke geprägt wurden. Nur ein Arm entging der Zerstörung, der rechte, den Ludwig XV. mit der Geberde eines römischen Imperators ausstreckte, und auf Cimourdain's Antrag wurde dieser Arm dem alten Latude, der siebenunddreißig Jahre in der Bastille begraben gewesen, vom Volk geschenkt und durch eine Deputation überbracht. Als dieser Mann noch auf Befehl jenes Königs, dessen Statue über ganz Paris ragte, mit einem eisernen Ring am Hals und einer Kette um den Leib in seinem

Kerker lebendig dahinmoderte, wer hätte damals gedacht, der Kerker werde fallen, die Statue fallen, Latude aus der Gruft erstehen und die Monarchie statt seiner hinuntersteigen, der Gefangene Herr werden über die Hand, die seinen Haftbrief unterschrieben, und nur ein erzener Arm übrig bleiben von jenem König der Schmach.

Cimourdain war einer jener Menschen, die eine innere Stimme in sich hören und ihr lauschen; solche Menschen sind scheinbar zerstreut, gerade weil sie aufmerken. Cimourdain wußte Alles und nichts: Alles auf dem Gebiet der Gelehrsamkeit und nichts vom praktischen Leben. Daher seine nachsichtslose Starrheit. Er hatte ein Band vor den Augen wie die homerische Themis. In ihm lag die blinde Sicherheit des Pfeils, der nur sein Ziel kennt und hinstrebt. In Revolutionszeiten ist die gerade Linie das Schrecklichste. Cimourdain schritt voran wie ein Verhängniß. Er war der Meinung, daß bei jeder sozialen Wiedergeburt das feste Land erst vom äußersten Punkt ausgeht, ein Irrthum, in den alle diejenigen Geister verfallen, welche den Verstand durch die bloße Logik ersetzen. Er ging weiter als der Konvent; weiter als der Stadtrath: er ging mit dem Evêché.

Die Volksversammlung, welche diesen Namen führte, weil sie in einem Saal des alten bischöflichen Palais ihre Sitzungen hielt, war mehr eine Verwickelung als eine Versammlung von Menschen. Hier fanden sich, wie bei den Sitzungen des Stadtraths, als stumm bedeutsame Zuschauer Leute ein, bei denen, wie Garat sich ausdrückt, »so viel Terzerolen wie Rocktaschen vorhanden waren«. Das Evêché war ein ganz eigenthümliches Durcheinander mit kosmopolitisch-pariserischer Färbung; das letztere schließt das erste nicht aus, da in Paris das Herz der Völker schlägt; das Evêché war der große plebejische Gluthherd. Mit ihm verglichen, erschien der Konvent kühl und der Stadtrath lau. Er war eine jener revolutionären Erscheinungen, welche mit den vulkanischen Bildungen identisch sind. Im Evêché war Alles vertreten: die Unwissenheit, die Dummheit, die Redlichkeit, die Aufopferung, der Ingrimm und die Polizei; der Herzog von Braunschweig hielt Agenten dort; dort saßen Leute, die nach Sparta und Leute, die in's Zuchthaus gehört hätten. Die Mehrzahl war hirnverbrannt und rechtschaffen. Der Gironde war durch den Mund von Isnard, dem zeitweiligen Präsidenten des Konvents, ein unmenschliches Wort entschlüpft: »Nehmt euch in Acht, ihr Pariser. Von eurer Stadt wird kein

Stein auf dem anderen bleiben, und man wird eines Tages die Stelle suchen müssen, wo einst Paris gestanden.« – Dieses Wort hatte das Evêché in's Leben gerufen. Viele Männer und, wie gesagt, Männer aller Nationen, hatten das Bedürfniß empfunden, sich um Paris zusammen zu schaaren, und Cimourdain war jener Gruppe beigetreten. Sie reagirte gegen die Reaktion, sie war die Ausgeburt eines allgemeinen Verlangens nach Gewaltthätigkeit, welches den Revolutionen ihre unheimliche und geheimnißvolle Seite giebt. Kraft dieser Kraft hatte das Evêché sofort ein spezielles Eingreifen für sich in Anspruch genommen. Bei jedem politischen Erdbeben war es der Stadtrath, welcher die Lärmkanone abfeuerte; das Evêché besorgte das Sturmgeläut.

Cimourdain glaubte in der unversöhnlichen Einfalt seines Herzens, daß dem Wahren nur das Redliche huldigen könne, und deshalb eignete er sich zur Beherrschung der extremen Parteien. Die Schufte fühlten mit Befriedigung die Ehrlichkeit aus ihm heraus, denn dem Verbrechen schmeichelt es, unter dem Vorsitz einer Tugend zu sündigen; bequem ist ihm das freilich nicht, aber es gefällt ihm sehr. Alle wurden sie durch Cimourdain in Respekt gehalten, Palloy, jener Architekt, welcher den Abbruch der Bastille für sich ausgebeutet, indem er die Steine auf eigene Rechnung verkaufte, und welcher am Kerker Ludwigs XVI., den er in Stand zu setzen beauftragt worden war, aus lauter Eifer eine Menge Gitter, Ketten und Halseisen angebracht hatte, und Gouchon, der zweideutige Volksredner der Vorstadt Saint-Antoine, von dem später Quittungen zum Vorschein kamen, und Fournier, der Amerikaner, der am 17. Juli, wie behauptet wurde, im Solde Lafayette's, auf diesen ein Pistol abgeschossen hatte, und Henriot, der aus Bicêtre kam und Bedienter, Gaukler, Dieb und Spion gewesen war, bevor er als General seine Kanonen gegen den Konvent auffahren ließ, und La Reynie, der frühere Großvikar von Chartres, der sein Brevier mit dem »Père-Duchesne« umgetauscht hatte; die Schlimmsten der Schlimmsten brauchten sich nur unter dem Blick von Cimourdain's furchtbar überzeugter Treuherzigkeit zu wissen, um bei besondern Gelegenheiten nicht zu straucheln. In ähnlicher Weise zitterte Eulogius Schneider vor Saint-Just. Die Majorität des Evêché, welche größtenteils aus armen und gewaltthätigen, dabei aber das Gute anstrebenden Leuten bestand, glaubte ohnehin an Cimourdain und war ihm ganz ergeben. Als Vikar oder als Adjutant, wie man es eben nennen will, stand ihm ein

anderer republikanischer Geistlicher, Darzon, zur Seite, den das Volk schon um seiner hohen Gestalt willen gern sah und den »Sechs Fuß-Abbé« getauft hatte. Jener unerschrockene Straßenkämpfer, den man den »Piken-General« nannte, und jener kühne Truchon, auch »Grand-Nicolas« geheißen, der die Prinzessin von Lamballe an seinem Arm über die Leichen hinweggeführt hätte, um sie zu retten, was auch ohne den grausamen Witz des Barbiers Charlot gelungen wäre – sie Beide wären für Cimourdain durch das Feuer gegangen.

Wie der Stadtrath ein wachsames Auge auf den Konvent hatte, so hatte wiederum das Evêché ein wachsames Auge auf den Stadtrath, und Cimourdain, dessen geraden Sinn jedes versteckte Spiel anwiderte, hatte Pache, den Beurnonville nur den »schwarzen Mann« hieß, schon manchen Faden zwischen den Fingern zerrissen. Er verkehrte im Evêché mit Jedermann in unmittelbarster Weise; von Dobsont und von Momoro zu Rath gezogen, sprach er spanisch mit Gusman, italienisch mit Pio, mit Arthur englisch, mit Pereyra flämisch und mit dem fürstlichen Bastarden Proly aus Oesterreich deutsch. Alle diese Dissonanzen wußte er in Einklang zu bringen, was ihm denn eine dunkle Macht verlieh, vor welcher ein Hébert sich fürchtete. Er übte in jenen tragischen Zeiten und Gruppirungen die Gewalt des Unerschütterlichen aus. Diesen Reinen, der sich unfehlbar dünkte, hatte noch keiner weinen sehen. Seine unantastbar eisige Tugend machte ihn zu einem furchtverbreitenden Gerechten.

Für den Priester gab es in der Revolution keinen Mittelweg; er konnte nur aus den niedrigsten oder aus den erhabensten Motiven in diesem gigantischen, flammenden Abenteuer aufgehen; entweder mußte er die Nichtswürdigkeit oder die Seelengröße selber sein. Cimourdain war die Seelengröße, aber die Seelengröße in der Abgeschiedenheit, auf dem steilen, unwirthlich starrenden Gipfel, mitten unter Abgründen; den hohen Bergen ist solch düstere Jungfräulichkeit eigen.

Cimourdain's Aussehen war ein ganz gewöhnliches; er kleidete sich ärmlich und ohne einen Gedanken daran zu verlieren. In jungen Jahren trug er die Tonsur und jetzt eine Glatze und spärliches graues Haar um eine breite Stirn, an der man bei näherer Betrachtung ein kleines Muttermal bemerkte. Seine Sprechweise war rauh, leidenschaftlich und feierlich, seine

Stimme kurzathmig und im Ton schneidig; er hatte einen traurigen, verbitterten Mund, ein klares tiefes Auge und im Ausdruck des Gesichts etwas Entrüstetes.

Das war Cimourdain. Heute ist sein Name verschollen gleich dem so manches anderen furchtbaren Unbekannten der Weltgeschichte.

III.

Die Achillesferse.

War ein solcher Mann denn auch Mensch? War der Diener der Menschheitsidee einer Neigung fähig, und war er nicht zu viel Seele, um dabei noch ein Herz zu haben? Konnte dieses endlose Umfangen Alles und Aller sich einem Einzelnen zuwenden, und konnte Cimourdain persönlich lieben?

Gerade herausgesagt, ja.

In seiner Jugend, da er in einer fast fürstlichen Familie als Erzieher lebte, hatte er einen Schüler gehabt, den Sohn und Erben des Hauses, und den liebte er. Ein Kind lieb haben, ist ja so leicht, und was verzeiht man nicht Alles einem Kind? Man verzeiht ihm den Grafen, den Fürsten, den König. Vor dieser jungen Unschuld verschwinden die Verbrechen der Ahnen, und die Kluft zwischen den Ständen schließt sich vor der Hülflofigkeit eines Gefchöpfes, dem man seine Größe um seiner Kleinheit willen vergeben muß. Selbst der Sklave vergiebt ihm, daß er der Herr ist, und der alte Neger thut närrisch mit dem kleinen weißen Wurm. Cimourdain hatte zu seinem Schüler eine leidenschaftliche Zuneigung gefaßt. Die Kindheit hat den unaussprechlichen Reiz, daß sich die Liebe in den verschiedensten Formen an ihr durchempfinden läßt. Alles was sein zur Einsamkeit verdammtes Herz an Zärtlichkeit besaß, war auf dieses süße und unschuldvolle Kind wie auf eine Beute niedergeschossen. Er hing an ihm mit der Zärtlichkeit eines Vaters, eines Bruders, eines Freundes, eines Schöpfers, mit allen weichen Regungen seiner Seele zugleich; es war ihm ein Sohn, wenn auch nicht dem Blut nach, so doch im geistigen Sinn; es war sein Werk nicht, und doch, von ihm großgezogen, sein Meisterwerk. Aus diesem kleinen Vikomte hatte er

einen Menschen, vielleicht einen großen Mann gemacht; wer weiß? Wir erträumen uns ja zuweilen eine Zukunft. Ohne Vorwissen der Familie – braucht man sich denn erst die Erlaubniß einzuholen, um ein gerades Denken und Wollen heranzubilden? – hatte er dem Zögling die Ergebnisse seines eigenen inneren Vorschreitens beigebracht, hatte ihm seine eigene gewaltige Tugend eingeimpft, seine Ueberzeugung,, sein tiefstes Bewußtsein, sein Ideal in's Blut hinübergeleitet, hatte des Volkes Seele ausgegossen in dieses Aristokratenhirn. Der Geist ist auch eine Nahrung; dem leitenden Verstand entfließt etwas wie Muttermilch, und der Lehrer, der sein Denken hergiebt, hat etwas von der Amme, die dem Säugling die Brust reicht; wie zuweilen die Amme einem Kind mehr Mutter sein kann als die Mutter, so kann ihm auch ein Vater weniger Vater sein als der Lehrer, der es erzieht. So groß war die geistige Vaterschaft, die Cimourdain an seinen Zögling knüpfte, daß ihn der bloße Anblick des Kindes schon rührte.

Hier kam übrigens noch Eins in Betracht: Bei diesem Kinde die Stelle des Vaters anzunehmen, war ein Leichtes, denn es hatte keinen, auch keine Mutter mehr; es war verwaist und hatte Niemand auf der Welt als eine blinde Großmutter und einen fernwohnenden Großonkel. Die Großmutter starb, und das Familienoberhaupt, der Onkel, ein ehrgeiziger Offizier, der auch eine Hofcharge bekleidete, mied das alte einsame Stammschloß und lebte theils in Versailles, theils im Lager, so daß das Kind seinem Erzieher im vollsten Sinne des Wortes überlassen blieb. Und noch ein zweites trat hinzu: Cimourdain hatte es beinahe zur Welt kommen sehen; als es noch ganz klein war, hatte es eine lebensgefährliche Krankheit durchgemacht, und Cimourdain hatte ihm Tag und Nacht abgewartet; der Arzt behandelt den Kranken blos, retten muß ihn die Pflege, und Cimourdain hatte das Kind gerettet; also verdankte ihm der Knabe nicht allein seine Erziehung, seine Ausbildung, sein gründliches Wissen, er verdankte ihm auch noch Genesung und Gesundheit, außer der geistigen Reife überhaupt das Dasein. Die uns alles verdanken, die vergöttern wir, und so vergötterte denn Cimourdain das Kind.

Aber dennoch mußte die naturgemäße Trennung eines Tages stattfinden und Cimourdain nach vollendeter Aufgabe den zum Jüngling herangereiften Knaben verlassen. Und wie kühl, ruhig und ahnungslos grausam reißen die

Familien den Lehrer vom Kinde, dem er sein Denken, und die Amme vom Kinde, dem sie ihr Blut gegeben hat! Als Cimourdain bezahlt und vor die Thüre gesetzt worden war, stieg er aus den höheren Regionen wieder in die heimischen zurück; die Scheidewand zwischen Groß und Klein war ja wieder vorgeschoben. Der junge Vikomte, der als geborener Offizier sofort ein Hauptmannspatent erhielt, war in irgend eine Garnison abgereist. Der unscheinbare Lehrer, schon damals im Stillen zerfallen mit der Dogmatik, war schnell wieder in jenen dunkeln Parterreraum der Kirche geschlüpft, den man niederen Klerus nennt, und hatte seinen Schüler aus den Augen verloren.

Nun war die Revolution ausgebrochen, aber die Erinnerung an jenes Wesen, aus dem er einen Menschen gemacht hatte, glomm weiter in seinem Herzen, von der Wucht der Ereignisse zwar gedeckt, allein keineswegs erstickt. Eine Statue zum Leben heranmeißeln, ist schön; eine Seele zur Erkenntniß heranbilden noch schöner. Cimourdain war der Pygmalion einer Seele. Der Geist kann sich Kinder zeugen.

Zweites Buch.

Die Schenke der Rue du Paon.

I.

Minus, Rekus und Rhadamantus.

In der Rue du Paon war eine Schenke, die man ein Kaffeehaus nannte. Dieses nunmehr historisch gewordene Kaffeehaus hatte ein Hinterstübchen, wo zuweilen heimlich Männer zusammentraten, welche so mächtig und doch wieder so überwacht waren, daß sie sich scheuten, öffentlich mit einander zu sprechen. Hier war am 23. Oktober 1792 zwischen der Montagne und der Gironde ein berühmter Versöhnungskuß gewechselt worden. Hierher war Garat, wenn er es gleich in seinen Memoiren nicht Wort haben will, auf Kundschaft ausgegangen in jener Schreckensnacht, wo er seinen Wagen am Pont-Neuf halten ließ, um auf das Sturmgeläut zu horchen, nachdem er Clavière in Sicherheit gebracht hatte nach der Rue de Beaune.

Am 28. Juni 1793 saßen in diesem Hinterstübchen drei Männer um einen viereckigen Tisch. Ihre Stühle berührten einander nicht; jeder nahm eine Seite des Tisches ein, so daß die vierte leer stand. Es war ungefähr Abends acht Uhr. Draußen auf der Straße sah man noch hell, im Hinterstübchen aber hatte die Zuglampe bereits angezündet werden müssen, welche – damals ein Luxusgegenstand – über dem Tisch von der Decke herabhing.

Der eine dieser drei Männer war bleich, jung, ernsthaft, hatte dünne Lippen, einen kalten Blick und in der Wange ein nervöses Jucken, das ihm das Lächeln jedenfalls erschwerte. Er war gepudert, gebürstet, zugeknöpft und hatte Handschuhe an; sein hellblauer Rock warf auch nicht ein Fältchen. Er trug ein Nankinbeinkleid, weiße Strümpfe, eine hohe Halsbinde, einen gekräuselten Jabot, silberne Schnallen an den Schuhen. Von den beiden anderen war einer fast ein Riese und der andere fast ein Zwerg. Der große, ganz verwahrlost in seinem weiten scharlachrothen Rock, hatte einen bloßen Hals, denn die Binde war so lose, daß sie über den Jabot herunterhing, eine aufgeknöpfte Weste, an der ein paar Knöpfe fehlten, Stulpstiefel, borstig gesträubtes Haar, dem man noch ansehen konnte, daß es geglättet und frisirt gewesen war, ein Haar, das viel von einer Mähne hatte. Das Gesicht war voller Blatternarben; zwischen den

Augenbrauen stand eine Zornfalte, aber um die Mundwinkel lag ein Zug von Gutmütigkeit; dicke Lippen, große Zähne, die Faust eines Hausknechts und im Blick ein Leuchten. Der kleine mit dem gelben Teint schien, wie er jetzt da saß, verwachsen; sein Kopf war zurückgeworfen, sein Auge mit Blut unterlaufen, seine Haut voll von grünlichen Flecken; über dem fetten, steifhängenden Haar trug er ein ungebundenes Tuch; er hatte keine Stirn und einen ungeheuren, schrecklichen Mund. Strumpfhosen und Pantoffeln hatte er an, eine Weste von Atlas, der einmal weiß gewesen zu sein schien, und über der Weste einen Kittel, in dessen Falten eine harte gerade Linie einen Dolch vermuthen ließ. Der erste dieser Männer hieß Robespierre, der zweite Danton, der dritte Marat.

Sonst war Niemand zugegen. Vor Danton stand ein Weinglas neben einer staubigen Flasche, die an Doktor Luthers Humpen erinnern mochte, vor Marat eine Tasse Kaffee, vor Robespierre lagen Papiere. Ferner befand sich noch auf dem Tisch, außer der großen Karte von Frankreich, die in der Mitte ausgebreitet lag, eines jener runden, gerippten, schwerfälligen Tintenfässer aus Blei, die wohl noch Jeder kennt, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts in die Schule ging; daneben eine hingeworfene Feder, und auf den Papieren ein großes kupfernes Petschaft, das ein genaues kleines Modell der Bastille vorstellte und die Inschrift »Palloy fecit« trug.

Draußen vor der Thür wachte der Haushund Marat's, Laurent Basse, jener Laufbursche des Hauses Nummer 18 in der Cordeliers-Straße, derselbe, welcher ungefähr vierzehn Tage später, den 13. Juli, einen Stuhl einem Weib an den Kopf schlug, das Charlotte Corday hieß und zur Stunde in Caen vor sich hinbrütete. Laurent Basse trug die Korrekturbogen des »Volksfreunds« aus und hatte von seinem Herrn, der ihn in die Rue du Paon mitgenommen, die Weisung erhalten, das Zimmer, in dem sich Marat mit Danton und Robespierre befand, zu hüten und Jedem den Eintritt zu wehren, welcher nicht zum Wohlfahrtsausschuß, zum Stadtrath oder zum Evêché gehörte. Robespierre wollte Saint-Just nicht, Danton nicht Pache und Marat Gusman nicht ausschließen.

Die Unterredung dauerte schon lange; sie hatte die Papiere zum Gegenstand, welche vor Robespierre lagen und von ihm vorgelesen worden waren. Es war zu einem Wortwechsel gekommen; zwischen den drei

Männern grollte etwas hin und her wie Zorn, und nach außen tönte zuweilen ein lauterer Ausbruch der Stimmen herüber. Damals pflegte man so häufig allen möglichen Sitzungen beizuwohnen, daß man jedes Zuhören als ein Recht zu betrachten schien. Es war die Zeit, wo der Abschreiber Fabricius Pâris die Debatten des Wohlfahrtsausschusses durch das Schlüsselloch belauschte, was, nebenbei gesagt, insofern nicht unnütz war, als jener Pâris in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1794 Danton noch verwarnen konnte. So hatte denn auch Laurent Basse sein Ohr an die Thür gedrückt, hinter welcher Danton, Marat und Robespierre verhandelten. Laurent Basse war in Marat's Diensten, gehörte aber zum Evêché.

II.

Magna testantur voce per umbras.

Danton war aufgestanden und hatte lebhaft den Stuhl gerückt.

– Ich aber, rief er, sage, daß gegenwärtig nur dies Eine drängt, die Gefahr der Republik. Für mich giebt's nur dies Eine, Frankreich vom Feind befreien, und dafür sind alle Mittel gut, alle, alle, alle! Wenn ich's mit jeder Gefahr aufnehmen muß, schöpfe ich aus jeder Hilfsquelle, und wenn ich Alles befürchte, schlage ich Allem in's Gesicht. Man muß Löwengedanken haben. Nur keine Halbheiten, kein prüdes um den Brei Gehen. Die Nemesis thut nicht zimperlich. Seien wir entsetzlich und nutzbringend. Schaut der Elephant erst, wo er den Fuß hinsetzt? Zermalmen wir den Feind!

– Von Herzen gern, erwiderte Robespierre mit Gelassenheit, und setzte dann hinzu: Nur handelt sich's darum, zu wissen, wo der Feind ist?

– Draußen ist er, sagte Danton, und ich habe ihn hinausgeworfen.

– Drinnen ist er, entgegnete Robespierre, und ich überwache ihn.

– Und ich werde ihn abermals hinauswerfen, fuhr Danton fort.

– Den innern Feind wirft man nicht hinaus.

– Was dann?

– Man vernichtet ihn.

– Mir schon recht, sagte Danton, und begann dann von Neuem: Aber ich sage Ihnen, Robespierre; draußen ist er.

– Und Ihnen sage ich, Danton, daß er drinnen ist.

– An der Grenze, Robespierre.

– Nein, in der Vendée

– Ruhe! fiel eine dritte Stimme ein, er ist überall, und Ihr seid verloren, sprach Marat. Robespierre schaute ihn an und erwiderte kühl:

– Sehen wir vom Allgemeinen ab. Ich fasse mich also bestimmt. Die Thatsachen sind folgende:

– Pedant! murrte Marat. Robespierre legte die Hand auf seine Papiere und fuhr fort: Die Depeschen von Prieur Marne habe ich Euch vorgelesen. Ich habe Ihnen die Mittheilungen jenes Gélambre soeben zur Kenntniß gebracht. Danton, glauben Sie mir: der Krieg mit dem Ausland ist nichts; der Bürgerkrieg Alles. Der Krieg mit dem Ausland ritzt uns blos am Ellenbogen; der Bürgerkrieg frißt uns wie ein Geschwür an der Leber. Aus Allem, was ich Euch vorlas, erhellt aber Folgendes: Die Streitkräfte der Vendée, bis jetzt unter verschiedene Führer zersplittert, stehen im Begriff, sich zu verschmelzen; sie werden fortan einem einzigen Befehlshaber gehorchen.

– Einem Zentralmordbrenner, murmelte Danton.

Robespierre fuhr fort: Es ist dies jener Mann, der am 2. Juni bei Pontorson landete. Wer er ist, wissen Sie. Bemerken Sie ferner wohl, daß damit die Verhaftung unserer beiden Kommissäre Prieur Côte-d'Or und Romme zusammenfällt, die an eben demselben 2. Juni seitens jenes verrätherischen Bezirks des Calvados zu Bayeux stattfand.

– Sie sind in's Schloß von Caen abgeführt, sagte Danton.

Robespierre begann wieder: Ich fasse die Depeschen nun weiter zusammen: Der Krieg im Busch wird in großem Maßstab organisirt und gleichzeitig eine englische Expedition vorbereitet; Vendéer und Engländer heißt Bretagne mit Bretagne, denn die Kaffern im Finistère reden die Sprache der Hottentotten von Wales. Ich habe Ihnen einen aufgefangenen Brief von Puisaye vorgelegt, worin geäußert wird, »daß zwanzigtausend rothe Röcke, unter den Aufständischen vertheilt, hunderttausend Bauern auf die Beine bringen werden.« Ist die Bauernempörung einmal so weit gediehen, dann geht die Landung der Engländer vor sich. Ihr Plan – folgen Sie mir nur auf der Karte – ist der:

Und Robespierre begleitete seine Auseinandersetzung mit dem Finger:

– Den Engländern steht die Wahl des Landungsplatzes frei von Cancale bis Paimpol. Craig stimmt für die Bucht von Saint-Brieuc, Cornwallis für die von Saint Cast. Doch das ist Nebensache. Das linke Loire-Ufer ist durch die Vendéer Rebellen gedeckt, und was die freien achtundzwanzig Meilen zwischen Ancenis und Pontorson betrifft, so haben vierzig Gemeinden der Normandie ihre Hülfe in Aussicht gestellt. Der Einfall wird von drei Punkten ausgehen, von Plérin, Iffinac und Pléneuf; von Plérin gegen Saint-Brieuc und von Pléneuf gegen Lamballe; Tags darauf wird auf Dinan marschirt, wo sich neunhundert gefangene Engländer befinden, und gleichzeitig Saint-Jouan und Saint-Méen besetzt, wo eine Abtheilung Kavallerie zurückgelassen wird; am dritten Tage rückt eine Kolonne von Jouan nach Bédée und eine andere von Dinan nach Becherel, einer natürlichen Festung, wo zwei Batterien aufgestellt werden sollen; am vierten Tag Einzug in Rennes. Rennes ist der Schlüssel der Bretagne. Wer in Rennes ist, ist überall; mit Rennes fallen Châteauneuf und Saint-Malo. In Rennes haben wir eine Million Patronen und fünfzig Feldgeschütze....

– Die flöten gehen würden, murmelte Danton dazwischen.

– Ich schließe, sagte Robespierre. Von Rennes aus werfen sich drei Kolonnen auf Fougères, auf Vitré und auf Redon. Da die Brücken zerstört sind, wird sich der Feind, wie wir bereits in Erfahrung gebracht, mit Pontons und Bohlen versehen und außerdem noch die Furten für die Kavallerie durch Führer ausmitteln. Von Fougères aus wird dann Avranche, von Redon Ancenis, von Vitré Laval bedroht. Nantes wird sich, Brest wird

sich ergeben. Redon beherrscht den Lauf der Vilaine, Fougères die Straße nach der Normandie, Vitré die Straße nach Paris. In vierzehn Tagen wird eine Armee von dreimalhunderttausend Briganten dastehen, und die ganze Bretagne wird dem König von Frankreich gehören.

– Dem König von England, meinte Danton.

– Nein, von Frankreich, erwiderte Robespierre. Der König von Frankreich ist schlimmer. Um die Fremden zu verjagen, genügen vierzehn Tage, aber kaum achtzehnhundert Jahre, um die Monarchie auszustoßen.

Danton, der sich wieder gesetzt hatte, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf nachdenklich auf beide Hände.

– Die Gefahr springt in die Augen, sagte Robespierre. Vitré öffnet den Engländern den Weg nach Paris.

Danton erhob die Stirn und ließ seine zwei großen geballten Fäuste auf die Landkarte fallen wie auf einen Amboß: Robespierre, öffnete Verdun den Preußen nicht auch den Weg nach Paris?

– Je nun?

– Je nun, man wird die Engländer hinauswerfen, wie man die Preußen hinausgeworfen hat.

Und Danton stand wieder auf.

Robespierre legte seine kalte Hand auf Danton's fiebernde Faust: Danton, die Champagne hielt nicht zu den Preußen, aber die Bretagne hält zu den Engländern. Verdun zurücknehmen, ist nur Krieg mit dem Ausland; Vitré zurücknehmen, ist Bürgerkrieg. Und nachdem er mit kalter, tiefer Stimme noch dazu gemurmelt hatte: Ein gründlicher Unterschied, sagte er: Setzen Sie sich wieder hin, Danton, und schauen Sie die Karte an, statt mit Fäusten daraufzuschlagen.

Danton aber war ganz in seine Auffassung vertieft.

– Das ist denn doch stark, rief er, die Katastrophe im Westen zu sehen, wenn sie von Osten herkommt! Ich will Ihnen zugeben, Robespierre, daß im Westen England zum Hieb ausholt, aber Italien holt aus hinter den Alpen, aber Deutschland holt aus hinter dem Rhein, und hinterdrein kommt der große russische Bär. Die Gefahr, Robespierre, ist ein Kreis, und wir stehen mitten drin. Außen die Koalition, innen der Verrath. Im Süden läßt Servant den König von Spanien zur halbgeöffneten Thür herein. Im Norden geht Dumouriez zum Feind über; er hatte übrigens von jeher weniger Holland bedroht als Paris; vor Meerwinden verblaßt Valmy und Jemappes. Der Philosoph Rabaut Saint-Etienne, falsch wie alles Protestantische, korrespondirt mit Montesquiou, dem Hofschranzen. Die Armee ist zusammengeschmolzen; wir haben kein Bataillon von über vierhundert Mann mehr, das tapfere Regiment Zweibrücken ist nur noch hundertundfünfzig Mann stark; in Givet bleiben uns kaum fünfhundert Säcke Mehl; wir ziehen uns auf Landau zurück; Wurmser ist Kleber auf den Fersen; Mainz fällt mit Ruhm, Condé mit Schmach und Valenciennes desgleichen, was übrigens nicht hindert, daß in Valenciennes Chancel und der alte Féraud in Condé zwei Helden sind so gut wie Meunier, der Mainz vertheidigt hat; aber die anderen sammt und sonders verrathen uns; uns verräth Dharville in Aachen, verräth Mouton in Brüssel, verräth Valence in Breda, verräth Neuilly in Limburg, verräth Miranda in Mastricht; Stengel ein Verräther, Lanone Verräther, Ligonnier Verräther, Menou Verräther, Dillon Verräther, sie Alle der eine Dumouriez in abscheulicher Scheidemünze. Es muß durch Beispiele gewirkt werden. Die Rückmärsche von Custine sind mir verdächtig; ich habe den Argwohn, daß Custine die einträgliche Wegnahme von Frankfurt der zweckdienlichen Einnahme von Coblenz vorzieht. Frankfurt kann vier Millionen Kriegskontribution zahlen – zugegeben; aber was wiegt das im Vergleich zur Zerstörung der Emigrantenhöhle? Verrath, auf dem Wort bestehe ich. Meunier ist am 13. Juni gestorben. Kleber bleibt nunmehr allein. Unterdessen wächst der Braunschweiger an und dringt vor. Er pflanzt in allen französischen Plätzen, die er einnimmt, deutsche Fahnen auf. Der Markgraf von Brandenburg ist zur Stunde der Schiedsrichter in Europa; er steckt unsere Provinzen in die Tasche; er wird sich Belgien zuschlagen, denken Sie nur an mich; man könnte wirklich glauben, daß wir Berlin in die Hände arbeiten; wenn das so fortgeht und wir nicht rechtzeitig Ordnung schaffen, wird die französische Revolution für Potsdam gemacht worden sein; sie wird keinen anderen

Nutzen gehabt haben, als den kleinen Staat Friedrich's II. zu vergrößern, und wir haben dann den König von Frankreich umgebracht, ganz wie wir Franzosen sagen, *»pour le roi de Prusse«*.

Bei diesen Worten brach Danton in ein erschreckendes Lachen aus. Danton's Lachen entlockte Marat ein Lächeln:

– Jeder von Euch reitet sein Steckenpferdchen; das Ihrige, Danton, heißt Preußen und das Ihre, Robespierre, heißt Vendée. Auch ich will mich bestimmt fassen. Die wirkliche Gefahr seht ihr nicht; nun denn, sie liegt in den Cafés und Kneipen. Das Café Choiseul steckt voller Jakobiner, das Café Patin voller Royalisten; das Café du Rendez-Vous greift die Nationalgarde an; das Café Porte-Saint-Martin nimmt sie in Schutz; das Café de la Régence ist gegen Brissot, das Café Corazza für; das Café Procope schwört nicht höher als Diderot, das Café du Theátre-François nicht höher als Voltaire; in der Rotunde werden die Assignate zerrissen; die Cafés Saint-Marceau kennen sich nicht vor Zorn; im Café Manouré streitet man sich um die Mehlfrage; im Cafe von Foy wird randalirt, am Perron surren die Schacherwespen. Darin liegt eine ernste Gefahr.

Danton lächelte nicht mehr, aber Marat lächelte noch immer. Der Zwerg überlächelte das Lachen des Riesen.

– Haben Sie uns zum Besten, Marat? grollte Danton.

Marat bekam sein allbekanntes konvulsivisches Zucken der Hüfte. Sein Lächeln war geschwunden:

– So, da wären Sie glücklich wieder der Alte, Bürger Danton. Sie waren es ja doch, der mich vor dem ganzen Konvent »das Individuum Marat« genannt hat. Wissen Sie was? Ich will es Ihnen verzeihen. Wir beißen uns durch eine alberne Uebergangszeit. Also hätte ich Sie zum Besten? Ach ja, was bin ich denn auch? Ich habe Chazot entlarvt, habe Pétion entlarvt, Kersaint entlarvt, Dufriche-Balazé entlarvt, Ligonnier entlarvt, Menou entlarvt, Bonneville entlarvt, Gensonné entlarvt, Biron entlarvt, Lidon und Chambon entlarvt; that ich etwa nicht recht? Ich wittere den Verrath aus dem Verräther heraus und halte es für zweckmäßig, den Verbrecher vor der Ausführung anzuklagen. Ich pflege Tags zuvor das zu sagen, was Tags

darauf Ihr sagt. Ich bin's, welcher der Nationalversammlung den vollständigen Plan zu einer Kriminalgesetzgebung vorschlug. Und was that ich bis jetzt? Ich habe Lehrmittel verlangt für die Wahlbezirke, damit sie für die Revolution geschult werden mögen. Ich habe die Siegel abnehmen lassen von den zweiunddreißig Schachteln; ich habe die bei Roland deponirten Diamanten zurückbegehrt; ich habe nachgewiesen, daß die Brissotins dem Sicherheitsausschuß unausgefüllte Haftbefehle gegeben hatten; ich habe die Lücken bezeichnet im Bericht von Linden über Capet's Unthaten; ich habe dafür gestimmt, daß der Tyrann binnen vierundzwanzig Stunden hingerichtet werde; ich habe die Bataillone le Mauconseil und le Republicain vertheidigt; ich habe die Verlesung des Briefes von Narbonne und von Malouet verhindert; ich habe einen Antrag zu Gunsten der verwundeten Soldaten gestellt; ich habe die Kommission der Sechs abschaffen lassen; ich habe in der Affaire von Mons Dumouriez' Verrath kommen sehen; ich habe verlangt, man solle hunderttausend Emigrantenangehörige als Geiseln festnehmen für unsere an den Feind ausgelieferten Kommissare; ich habe vorgeschlagen, jeden Abgeordneten, der die Stadt verlassen würde, für vogelfrei zu erklären; ich habe bei Anlaß der Marseiller Wirren der Coterie Roland die Maske vom Gericht gerissen; ich habe darauf bestanden, daß man einen Preis setze auf den Kopf des jüngern Egalité; ich habe Bouchotte das Wort geredet; ich habe die Abstimmung mit Namensaufruf gefordert, um Isnard vom Präsidentenstuhl zu vertreiben; ich habe die Erklärung veranlaßt, daß sich die Priester um's Vaterland verdient gemacht haben; und deshalb schimpft mich Louvet einen Hanswurst, deshalb verlangt das Finistère meine Ausschließung, wünscht die Stadt Loudun, daß man mich verbanne, und die Stadt Amiens, daß mir ein Maulkorb angelegt werde, deshalb will der Prinz von Koburg mich verhaftet wissen und schlägt Lecointe-Puiraveau dem Konvent vor, mich für verrückt zu erklären. Ja, sagt mir doch einmal, Bürger Danton, warum ihr mich zu Eurer Besprechung geladen habt, wenn nicht um meine Meinung zu haben? Habe ich etwa darum gebeten? Keineswegs; ich finde nicht den geringsten Geschmack an tête-á-tête's mit Gegenrevolutionären wie Robespierre und Sie. Uebrigens habt Ihr mich, wie es zu erwarten war, nicht einmal verstanden, Sie gerade so wenig wie Robespierre und Robespierre so wenig wie Sie. Ist denn hier kein Staatsmann bei der Hand? Man muß Euch also politisch buchstabiren helfen und ja nicht vergessen, auch den Punkt über jedes i zu setzen. Was ich vorhin sagte, hieß in dürren

Worten: Ihr irrt Euch alle Beide. Die Gefahr liegt weder in London, wie Robespierre, noch in Berlin, wie Danton glaubt; sie liegt hier in Paris, liegt in dieser Zerfahrenheit, in dem Recht, das jeder hat, an seinem eigenen Strang zu ziehen, – und ich habe dabei zu allernächst Euch Zwei im Auge – liegt in dem staubartigen Auseinanderstieben der Geister, in der Anarchie der Willenskräfte.....

– Anarchie, fuhr Danton dazwischen, durch wen ist sie eingerissen, wenn nicht durch Sie?

Marat ließ sich nicht stören:

– Ja, Robespierre, ja, Danton, die Gefahr liegt in dieser Unmasse von Kaffeeschenken, in dieser Unmasse von Spielhäusern, in dieser Unmasse von Klubs, im Klub der »Schwarzen«, im Klub der »Föderirten«, im Klub der »Damen«, im Klub der »Unparteiischen«, der noch aus der Zeit von Clermont-Tonnerre stammt und der erste monarchische Klub vom Jahre neunzig gewesen ist, im »Sozialen Verein«, der durch den Claude Fauchet, den Priester, ausgeheckt worden, im Klub der »Wollmützen«, den Prudhomme, der Zeitungsschreiber, gegründet hat, und so fort, ganz abgesehen von Robespierre's Jakobinerklub und Ihrem Klub der Cordeliers, Bürger Danton. Die Gefahr liegt in der Hungersnoth, die den Sackträger Blin veranlaßt hat, François Denis, den Bäcker vom Marché-Palu, an der Laterne des Rathhauses aufzuknüpfen, und in der Justiz, die den Sackträger Blin hängen ließ, wie er dem Bäcker Denis gethan. Die Gefahr liegt im Papiergeld, das entwerthet wird. In der Temple-Straße fiel ein Assignat von hundert Franks auf die Erde, und ein Vorübergehender, ein Mann aus dem Volke, meinte, »es verlohne sich der Mühe nicht, sich danach zu bücken«. In den Wuchermäklern und Spekulanten, da liegt die Gefahr. Die schwarze Fahne am Rathhaus, soll die etwa noch ziehen? Ihr habt den Baron Trenck eingesteckt, aber das langt nicht; den Hals müßt Ihr ihm umdrehen, dem alten Gefängniß-Intriguanten. Oder meint Ihr, Alles sei jetzt in Ordnung, weil der Präsident des Konvents Labertêche für die einundvierzig Säbelhiebe, die er bei Jemmappes erhalten, eine Bürgerkrone aufsetzt, und weil Chénier den Elephantenführer dabei abgiebt? Komödien das und Faxen! Ihr schaut nicht um Euch in Paris? Schön! Ihr sucht die Gefahr in der Ferne, während Ihr sie in nächster Nähe habt? Schön! Aber was nützt

Ihnen dann Ihre Polizei, Robespierre? Denn Spione halten Sie sich ja doch, im Stadtrath Payan, beim revolutionären Schwurgericht Coffinhal, im Sicherheitsausschuß David, im Wohlfahrtsausschuß Couthon. Ich bin, wie Sie sehen, wohl unterrichtet. So wißt denn dies Eine: die Gefahr schwebt über Euren Köpfen; die Gefahr steckt unter Euren Füßen. Konspirirt wird, konspirirt, konspirirt. Auf den Straßen lesen die Leute sich aus Zeitungen vor und nicken einander zu. Sechstausend Menschen ohne patriotische Legitimationskarten, zurückgekehrte Emigranten, »Muscadins« und »Mathevons« sind in Kellern und auf Dachböden und in den hölzernen Galerieen des Palais-Royal verborgen, vor den Bäckerläden wird Queue gemacht; die alten Weiber unter den Thüren schlagen die Hände über'm Kopf zusammen und sagen: »Wann wird denn wieder Friede?« Ihr mögt Euch, um ganz unter Euch zu bleiben, noch zehn Mal sorgfältiger in den Sitzungssaal des Exekutivraths einschließen, was drin gesprochen wird, erfährt man doch. Sie werden mir's schon glauben, wenn ich Ihnen wortwörtlich wiederhole, was Sie gestern Abend zu Saint-Just gesagt haben: »Bei Barbaroux setzt sich ein Bauch an; das wird ihm auf der Flucht unbequem werden.« Jawohl ist die Gefahr überall und im Mittelpunkt zumeist. Hier in Paris zetteln die Aristokraten Verschwörungen an, indessen die Patrioten barfuß gehen; die Gefangenen vom 9. März sind schon wieder in Freiheit gesetzt; die Luxuspferde, die an der Grenze vor unseren Kanonen eingespannt sein sollten, spritzen uns den Pflasterkoth an die Beine; ein vierpfündiger Laib Brod kostet drei Francs zwölf Sous; in den Theatern spielt man Schandstücke, und Robespierre wird Danton noch auf die Guillotine bringen.

– Ja Schnecken! unterbrach Danton.

Robespierre suchte emsig auf der Landkarte nach etwas.

– Was noththut, schrie Marat heraus, ist ein Diktator. Sie wissen, Robespierre, daß ich einen Diktator verlange.

Robespierre erhob den Kopf: Ja, Marat, ich weiß: Sie oder ich.

– Ich oder Sie, sagte Marat.

– Ein Diktator? Versuchs einmal Einer! brummte Danton zwischen den Zähnen.

Marat hatte Danton's Stirnrunzeln bemerkt: Wohlan! begann er wieder, ich will einen letzten Versuch machen, einen Vorschlag zur Güte. Die Situation ist es werth. Haben wir doch früher schon einmal ein Einverständniß erzielt für den 31. Mai. An der Einigkeit ist mehr gelegen als an den Girondins, die nur nebenbei in Frage kommen. Euren Behauptungen liegt ein Stück Wahrheit zu Grunde; aber die ganze Wahrheit, die wahre Wahrheit sitzt in dem, was ich behaupte. Der Föderalismus des Südens, der Royalismus des Westens, der Zweikampf des Konvents und des Stadtraths in Paris und an der Grenze das Zurückweichen Custine's und Dumouriez' Verrath – was bedeutet das Alles? Das Auseinandergehen; und was thut noth? Die Eintracht. Die rettet uns; aber es hat Eile. Paris muß sich eine revolutionäre Regierung geben. Wenn wir noch eine Stunde verlieren, können allerdings die Vendéer in Orléans einrücken und die Preußen in Paris; das Eine, Robespierre, gebe ich Ihnen zu, das Andere Ihnen, Danton; sei's drum. Doch worauf läuft auch das hinaus? Auf die Nothwendigkeit einer Diktatur. Theilen wir uns drein! Wir drei sind die Träger der Revolution; wir sind die drei Köpfe des Cerberus; der Eine spricht, Sie, Robespierre; der Andere brüllt, Sie, Danton. ...

– Und der Dritte beißt, vollendete Danton, Sie Marat.

– Sie beißen alle drei, entgegnete Robespierre.

Es entstand eine Pause. Dann bewegte sich die Auseinandersetzung unter unheimlichen Erschütterungen weiter.

– Hören Sie, Marat, bevor man sich heirathet, muß man sich kennen. Woher wissen Sie, was ich gestern zu Saint-Just gesagt habe?

– Lassen Sie das *meine* Sorge sein, Robespierre.

– Marat!

– Es ist meine Pflicht, mich aufzuklären, und mein Geschäft, Erkundigungen einzuziehen.

– Marat!

– Ich liebe einmal die Klarheit.

– Marat!

– Robespierre, ich weiß, was Sie zu Saint-Just sagen, gerade so, wie ich weiß, was Danton mit Lacroix spricht, wie ich weiß, was am Theatinerquai im Hotel von Labriffe vorgeht, in jener Höhle, wo die Nymphen der Emigration einkehren, wie ich weiß, was bei Gonesse in jenem Haus von Les Thilles vorgeht, das dem früheren Postadministrator Valmerange gehört und das seiner Zeit von Maury und Cazales, nachher von Sieyès und Vergniaud besucht wurde, und wohin man sich jetzt einmal in der Woche verfügt.

Dieses »man« begleitete Marat mit einem Blick auf Danton.

– Hätte ich für einen Heller Macht in Händen, rief dieser, es wäre furchtbar.

Marat fuhr fort: Ich weiß was Sie sagen, Robespierre, wie ich wußte, was im Temple vorging, als Ludwig XVI. noch drin gemästet wurde, so wohl gemästet, daß im Monat September allein der Wolf, die Wölfin und die Jungen sechsundachtzig Körbe Pfirsiche verzehrt haben. Unterdessen hungerte das Volk. Ich weiß das, wie ich auch weiß, daß Roland in einer Hofwohnung der Straße La Harpe versteckt worden ist, wie ich weiß, daß sechshundert Piken vom 14. Juli bei Faure, dem Schlosser des Herzogs von Orléans, angefertigt wurden, wie ich weiß, was bei der Maitresse von Sillery, der Saint Hilaire, getrieben wird; wenn getanzt werden soll in der Rue Neuve-des-Mathurins, bestreicht der alte Sillery höchsteigenhändig den Fußboden des gelben Salons mit Kreide; Buzot und Kersaint haben dort dinirt; am 27. war auch Saladin geladen, und mit wem, Robespierre? Mit Ihrem Freund Lasource. – Geschwätz, murmelte Robespierre. Lasource ist mein Freund nicht; dann setzte er nachdenklich hinzu: Mittlerweile überschwemmen uns zu London achtzehn Fabriken mit falschen Assignaten.

Marat fuhr mit ruhiger Stimme, aber mit einem schauerlichen leisen Zittern fort: Ihr seid die Partei der Wichtigthuer. Ja, Alles weiß ich, trotz Eurer »Staatsverschwiegenheit,« wie Saint Just das Ding nennt. – Und Marat, der das Wort betont hatte, schaute Robespierre an und sprach dann weiter: Ich weiß, was an Eurem Tisch geredet wird, wenn Lebas David als Gast mitbringt zu den Schüsseln der ihm versprochenen Elisabeth Duplay, Ihrer zukünftigen Schwägerin, Robespierre. Ich bin das ungeheuere Auge des Volkes und schaue heraus aus meinem Keller. Ja, ich sehe, ja, ich höre, ja, ich weiß. Euch genügt Kleines. Ihr staunt Euch an. Robespierre läßt sich durch seine Frau von Chalabre bewundern, die Tochter jenes Marquis von Chalabre, der mit Ludwig XV. nach der Hinrichtung von Damiens Abends die Whistpartie spielte. Ja, man trägt den Kopf hoch aufrecht. Saint-Just bewohnt eine Halsbinde. Legendre kleidet sich tadellos: neuer Rock, weiße Weste und Jabot, damit man seinen Metzgerschurz vergesse. Robespierre denkt sich, die Nachwelt werde einst froh sein, zu wissen, daß er in der konstituirenden Versammlung einen olivenbraunen und im Konvent einen himmelblauen Rock trug. Sein Portrait ziert alle Wände seine Zimmers. ...

Robespierre warf in noch ruhigerem Ton als Marat die Erwiderung dazwischen: Und das Ihre, Marat, ziert alle Kloaken.

In demselben Gesprächston fuhren sie auch fort; das langsame Tempo hob die Bitterkeit der Stöße und Gegenstöße nur um so mehr hervor und fügte der Drohung noch eine gewisse Ironie bei.

– Robespierre, Sie haben die Männer, die den Umsturz aller Throne anstreben, »die Don Quichotte's aller Welt« genannt.

– Und Sie, Marat, haben nach dem 4. August in Ihrem »Volksfreund«, 559. Nummer – ja, die Zahl habe ich mir gemerkt, dergleichen schadet nie – Sie haben verlangt, man möge dem Adel seine Standesbenennungen wiedergeben, und erklärt, »ein Herzog bleibe einmal ein Herzog.«

– Robespierre, in der Sitzung des 7. Dezember haben Sie die Roland gegen Viard in Schutz genommen.

– Wie auch mein Bruder Sie, Marat, in Schutz nahm, als Sie bei den Jakobinern angefeindet wurden. Was will das heißen? Nichts.

– Robespierre, man kennt noch das Kabinet in den Tuilerien, wo Sie zu Garat gesagt haben: »Ich bin der Revolution satt.«

– Hier, Marat, in diesem Zimmer, am 29. Oktober, haben Sie Barbaroux umarmt.

– Robespierre, Sie haben sich gegen Buzot geäußert: »Die Republik, was steckt da auch weiter dahinter?«

– Marat, hier in diesem Zimmer haben Sie die Marseiller bewirthet, von jeder Kompagnie drei Mann.

– Robespierre, Sie lassen sich durch einen Lastträger aus der Fruchthalle mit einem Knüppel eskortiren.

– Und Sie, Marat, haben sich am Vorabend des 10. August, als Reitknecht verkleidet, nach Marseille flüchten wollen und Buzot um seinen Beistand ersucht.

– Als die Volksgerechtigkeit zu den Septemberexekutionen schritt, haben Sie sich versteckt, Robespierre.

– Und Sie, Marat, haben sich gezeigt.

– Robespierre, Sie haben die rothe Mütze von sich geworfen.

– Als ein Verräther sie entweihte, gewiß. Einen Robespierre befleckt, was einen Dumouriez ziert.

– Robespierre, beim Durchmarsch der Soldaten von Chateauvieux haben Sie sich geweigert, über Ludwigs XVI. Kopf einen Trauerflor zu werfen.

– Ich habe sein Haupt nicht verhüllt, aber ich that mehr: ich hieb es ihm herunter.

Nun mischte sich Danton ein, doch wie das Oel ins Feuer: Robespierre, Marat, sagte er, Mäßigung!

Marat hörte sich nicht gern in zweiter Linie nennen; er wendete sich um: Was nimmt Danton sich da heraus? fragte er.

Danton fuhr in die Höhe: Was ich mir herausnehme? Ich nehme mir heraus, Euch zu sagen, daß der Brudermord ein Verbrechen ist, daß ich kein Zerwürfniß dulde zwischen zwei Männern, die dem Volk dienen, daß wir neben dem Krieg mit dem Ausland und dem Bürgerkrieg nicht noch den häuslichen Krieg brauchen können, daß ich, der ich die Revolution gemacht habe, nicht gestatten werde, daß Ihr sie zunichte macht. Das nehme ich mir heraus.

– Nehmen Sie sich erst heraus, Rechenschaft abzulegen, versetzte Marat, ohne die Stimme lauter zu erheben.

– Rechenschaft? schrie Danton. Zieht sie nur zur Rechenschaft, die Pässe der Argonne und die befreite Champagne und das eroberte Belgien und die Armeen, die mich bereits zum vierten Mal dem Kartätschenfeuer die Brust entgegenwerfen sahen! Zur Rechenschaft zieht den Revolutionsplatz, das Schaffot des 21. Januar, den niedergeschmetterten Thron, die Guillotine, jene Wittwe ...

– Eine Jungfrau ist die Guillotine, unterbrach Marat; man legt sich darauf, aber man befruchtet sie nicht,

– Sie wollen das wissen? entgegnete Danton; ich würde sie befruchten, ich!

– Das wird sich zeigen, erwiderte Marat. Und er lächelte.

Danton sah dieses Lächeln: Marat, schrie er. Sie sind der Mann der Heimlichkeit; ich bin der Mann des freien Himmels und des hellen Tages. Ein Leben wie's Reptilien führen, hasse ich; ich mag mich nicht verkriechen wie eine Kellerassel. Sie leben unter der Erde und ich oben drauf. Sie verkehren mit Niemand; mich kann Jeder, der vorbeigeht, sehen und sprechen.

– Schöner Junge, kommt doch mit hinauf, brummte Marat und sein Lächeln verschwand: Danton, begann er in gebieterischem Ton, legen Sie

Rechenschaft über die dreiunddreißig Tausend Thaler in klingender Münze, die Montmorin im Auftrag des Königs an Sie ausgezahlt hat, unter dem Vorwand, Sie für Ihre eingegangene Anwaltschaft beim Châtelet zu entschädigen.

– Ich habe den 14. Juli mitgemacht, fuhr Danton hochfahrend drein.

– Aber das Garde-meuble? aber die Krondiamanten?

– Ich habe den 6. Oktober mitgemacht.

– Aber die Diebstähle Ihres *alter ego* Lacroix in Belgien?

– Ich habe den 20. Juni mitgemacht.

– Aber die Summen, die der Montansier geliehen wurden?

– Ich führte das Volk bei der Rückkehr von Varennes.

– Und der Opernsaal, den man mit Ihren Geldern baut?

– Ich rief die Pariser Bezirke zu den Waffen.

– Und die hunderttausend Livres Geheimfonds für das Justizministerium?

– Ich habe den 10. August gemacht.

– Und die zwei Millionen für unverbuchte Ausgaben der Assemblée, wovon Sie ein Viertel übernommen?

– Ich brachte den anmarschirenden Feind zum Stehen und sperrte den verbündeten Königen den Weg.

– Prostituirter Sie! sagte Marat.

– Ja, schrie Danton hoch aufgerichtet, furchtbar, ja ich bin eine Metze; meinen Bauch habe ich verkauft, aber ich habe die Welt gerettet.

Robespierre kaute an den Nägeln weiter. Er für sein Theil konnte weder lachen noch lächeln; ihm mangelte sowohl das, was aus Danton blitzte, das Lachen, als das, was aus Marat stach, das Lächeln.

– Ich bin wie der Ozean, fuhr Danton fort; ich habe meine Ebbe und meine Fluth, bei niederer See sieht man meine Untiefen, bei hoher See meine Wogen.

– Ihren Gischt, verbesserte Marat.

– Meinen Sturm, sagte Danton.

Marat, der gleichzeitig mit ihm aufgesprungen war, platzte nun heraus; die Schlange war plötzlich zum Lindwurm angewachsen: So, schrie er, Robespierre, so, Danton, hören wollt Ihr mich also nicht? Nun denn, ich sage es Euch: Ihr seid verloren. Eure Politik verläuft sich in Sackgassen; Ihr wißt nicht mehr, wo hinaus, und greift zu Mitteln, die Euch jede Thür verschließen, nur die zum Grabe nicht.

– Unsere Größe, sagte Danton und zuckte mit den Achseln.

– Nimm Dich in Acht, Danton, fuhr Marat fort; auch Vergniaud hat ein breites Maul und geschwollene Lippen und zornige Brauen; auch Vergniaud hat ein Gesicht voller Blatternarben wie Mirabeau und wie Du, und dennoch hat ihn der 31. Mai weggefegt. Ah, Du zuckst mit den Achseln? Mit so einem Achselzucken schüttelt man sich zuweilen den Kopf vom Hals. Danton, ich sage Dir, daß Du mit Deiner polternden Stimme, Deiner lockern Halsbinde, Deinen weichen Stiefeln, Deinen kleinen Soupers und Deinen großen Taschen zu guterletzt doch an Louisette gerathen wirst.

Unter dem Schmeichelnamen Louisette verstand Marat die Guillotine.

– Du aber, wendete er sich nun zu Robespierre, Du gehörst zwar zu den Gemäßigten, wird Dir jedoch Alles nichts helfen. Gehe nur hin und kräusle Dein Haar und frisir Dich und zier Dich und pudere Dich ein, und bürste an Dir herum, und putze Dich heraus, und sei geschniegelt, und halte was auf reine Wäsche; Du wirst nichts destoweniger auf dem Grèveplatz daran glauben müssen; lies nur die Erklärung des Braunschweigers; Du wirst um

kein Haar breit glimpflicher behandelt werden als der Königsmörder Damiens und Du wirst Dich nicht länger herrichten und anziehen, als bis an des Henkers vier Pferde die Reihe kommt, anzuziehen, um Dich hinzurichten.

– Koblenzer Echo, knirschte Robespierre.

– Robespierre, ich bin das Echo von nichts; ich bin der Aufschrei von Allem. O Ihr seid noch jung, Ihr Andern. Wie alt bist Du, Danton? Vierundreißig Jahre, und wie alt bist Du, Robespierre? Dreiunddreißig. Aber ich, ich habe von jeher gelebt; ich bin das fortvererbte menschliche Leiden; sechstausend Jahre bin ich alt.

– Wohl wahr, versetzte Danton; sechstausend Jahre hindurch lebte Kain in Haß eingeschlossen wie die Kröte im Stein; der Stein zerbricht, Kain springt unter die Menschen und heißt Marat.

– Danton! schrie Marat, und sein Auge leuchtete auf in fahlem Glanz.

– Soll ich etwa heucheln? sagte Danton. So redeten die drei Gewaltigen zu einander, streitende Donnerwolken.

III.

Aufzucken des innersten Nervenlebens

Das Gespräch stockte; diese Titanen waren momentan in sich selbst zurückgetreten.

Dem Löwen sind die Schlangen unheimlich; Robespierre war sehr bleich und Danton sehr roth geworden. Beide bebten vor Aufregung. Marat's wildes Auge war erloschen; Ruhe, gebieterische Ruhe herrschte wieder in den Zügen dieses Mannes, der die Schreckenden abschreckte.

Danton fühlte sich besiegt, aber wollte sich nicht ergeben: Marat, hob er an, redet sehr laut von Diktatur und Einigkeit, und dennoch kann er nur Eins, zersetzen.

Robespierre that seinen zugekniffenen Mund auf und fügte hinzu: Wie Anacharsis Cloots, so sage auch ich: Weder Roland noch Marat.

– Und ich, entgegnete Marat, ich sage: Weder Danton noch Robespierre.

Er blickte den Beiden starr in's Gesicht: Danton, sprach er, ich will Ihnen einen guten Rath geben: Sie sind verliebt und gehen mit dem Gedanken um, wieder zu heirathen; lassen Sie die Hand aus der Politik; seien Sie weise. Und um einen Schritt zurücktretend, im Begriff sich nach der Thür zu wenden, verabschiedete er sich mit den ominösen Worten: Adieu, *meine Herren*.

Danton und Robespierre überlief ein Schauer. In diesem Augenblick erhob sich im Hintergrund eine Stimme:

– Marat, Du hast Unrecht.

Alle drehten sich um. Während Marat seine Standrede hielt, war Jemand unbemerkt zur Thür hereingetreten.

– Du bist's, Bürger Cimourdain! sagte Marat. Guten Tag.

Es war in der That Cimourdain: Ich behaupte, daß Du Unrecht hast, Marat, wiederholte er.

Marat wurde grün im Gesicht; es war das sein Erbleichen, und Cimourdain setzte hinzu: Du bist nützlich, aber Robespierre und Danton sind nothwendig. Was drohst Du ihnen? Eintracht, Bürger, Eintracht! Das verlangt das Volk von Allen.

Dieses Auftreten wirkte gleich kaltem Wasser und brachte, wie in einem häuslichen Zwist die Dazwischenkunft eines Fremden, wenn auch keine innerliche, so doch eine äußere Besänftigung hervor. Cimourdain ging auf den Tisch zu. Danton und Robespierre kannten ihn, sie hatten schon oft auf den öffentlichen Tribünen des Konventsaales diesen mächtigen anspruchslosen Mann bemerkt, den das Volk grüßte.

Robespierre, der von der Form nicht lassen konnte, fragte dennoch: Bürger, wie sind Sie hereingekommen?

– Er gehört zum Evêché, antwortete Marat, und beinahe klang im Ton seiner Stimme etwas wie Unterordnung durch. Marat forderte den Konvent heraus, lenkte den Stadtrath und fürchtete das Evêché. Das liegt in der Natur der Sache: Mirabeau fühlt, wie in unbekannten Tiefen Robespierre, Robespierre, wie Marat, Marat, wie Hébert, Hébert, wie Babeuf sich schon regt. So lange die unterirdischen Schichten ruhig bleiben, kann der Politiker vorangehen; aber selbst unter dem radikalsten liegt noch Roherde, und auch die kühnsten stutzen und bangen, wenn sie die Bewegung, die sie auf der Oberwelt hervorgerufen, nun unter ihren Füßen wahrnehmen.

Die Wirksamkeit der lüsternen Eigenliebe von derjenigen der selbstlosen Ueberzeugung unterscheiden, die erste eindämmen und die andere unterstützen, – das allein kennzeichnet den genialen, redlichen, großen Revolutionsmann.

Danton bemerkte dieses Nachlassen Marat's: O, der Bürger Cimourdain ist hier ganz an seinem Platz, sagte er, und streckte die Hand aus: Setzen wir nur gleich die Sachlage dem Bürger Cimourdain auseinander; er kommt ja wie gerufen: ich vertrete die Bergpartei, Robespierre vertritt den Wohlfahrtsausschuß, Marat den Stadtrat, Cimourdain das Evêché. Er mag einen Ausgleich anbahnen.

– Gut, sagte Cimourdain mit bescheidenem Ernst. Wovon war die Rede?

– Von der Vendée, antwortete Robespierre.

– Von der Vendée! wiederholte Cimourdain, und setzte dann hinzu: Haß ist die große Gefahr; wenn die Revolution sterben muß, so wird sie an der Vendée sterben. Die eine Vendée ist bedrohlicher als ein verzehnfachtes Deutschland, und wenn Frankreich am Leben bleiben soll, muß die Vendée ertödtet werden. Diese wenigen Worte hatten Robespierre gewonnen, aber er fragte doch noch: Sind Sie früher nicht Geistlicher gewesen?

Der priesterliche Habitus konnte Robespierre nicht entgehen; was er selber in sich trug, merkte er auch bei Andern gleich heraus. Cimourdain

erwiderte: Ja, Bürger.

– Liegt denn daran etwas? rief Danton. Wenn die Geistlichen gut sind, sind sie die Besten. Eine Revolution schmelzt Geistliche in Bürger um, wie Glocken in Sousstücke und Kanonen. Danjou ist Priester; Daunou ist Priester; Thomas Lindet ist Bischof von Evreux. Im Konvent, Robespierre, sitzen Sie ja hart neben Massieu, dem Bischof von Beauvais. Der Großvikar Baugeois war mit im Insurrektionsausschuß vom 10. August. Chabot ist Kapuziner und Dom Gerle hat zum Eid im Ballhaus den ersten Anstoß gegeben. Die Erklärung, daß die Nationalversammlung über dem König stehe, hat der Abbé Audran veranlaßt; der Abbé Goutte hat in der Legislative den Antrag gestellt auf Entfernung des Thronhimmels über dem Fauteuil Ludwig's XVI. und der Antrag auf Abschaffung der Königswürde ging vom Abbé Gregoire aus.

– Und wurde durch den Schauspieler Collot d'Herbois unterstützt, grinste Marat; sie Beide haben die Sache in's Reine gebracht: der Priester hat den Thron umgeworfen und der Komödiant den König gestürzt.

– Kommen wir auf die Vendée zurück, sagte Robespierre.

– Nun, wie steht's? Was beginnt sie, die Vendée?

– Dies Eine, antwortete Robespierre; sie hat einen Führer; sie wird uns furchtbar werden.

– Wer ist der Führer, Bürger Robespierre?

– Es ist ein vormaliger Marquis von Lantenac, der sich überdies für einen bretonischen Fürsten ausgiebt.

Cimourdain fuhr auf: Den kenne ich, sprach er. Ich bin Priester bei ihm gewesen.

Er sann einen Augenblick nach, und setzte hinzu: Er war ein Lebemann, bevor er ein Kriegsmann wurde.

– Wie Biron zuerst Lauzun gewesen ist, bemerkte Danton.

– Ja, er war früher ein Weiberheld, meinte Cimourdain, noch immer nachdenklich. Er muß schrecklich sein.

– Abscheulich, sagte Robespierre, er steckt die Dörfer in Brand, macht die Verwundeten nieder, würgt die Gefangenen hin, füsilirt die Weiber.

– Die Weiber?

– Ja, unter Andern hat er eine Mutter dreier Kinder erschießen lassen. Was aus den Kindern geworden, ist unbekannt. Nebenbei ist er Soldat; er weiß, wie man Krieg führt.

– Allerdings, versetzte Cimourdain, er hat den Feldzug von Hannover mitgemacht, und die Truppe sagte von ihm: »hinter Richelieu steckt Lantenac.« Eigentlich ist Lantenac der Führer gewesen. Fragen Sie nur Ihren Kollegen Dussaulx.

Robespierre schwieg einen Moment in Gedanken; dann begann er wieder:

– Nun denn, Bürger Cimourdain, dieser Mann kommandirt in der Vendée. – Seit wann? – Seit drei Wochen. – Er muß in Bann und Acht erklärt werden. – Schon geschehen. – Man muß einen Preis auf seinen Kopf setzen. – Auch geschehen. – Einen sehr hohen Preis. – Geschehen. – Nicht in Assignaten. – Geschehen. – In Gold. – Geschehen. – Und guillotinirt muß er werden. – Soll geschehen. – Durch wen denn? – Durch Sie. – Durch mich? – Ja, Sie soll der Wohlfahrtsausschuß zu diesem Zweck abordnen, mit unumschränkter Vollmacht. – Einverstanden, sagte Cimourdain.

Robespierre war als gewiegter Staatsmann rasch in der Wahl; er zog unter den Akten, die vor ihm lagen, ein weißes Blatt hervor mit der gedruckten Aufschrift: Französische eine und untheilbare Republik. Wohlfahrtsausschuß.

Cimourdain wiederholte: Einverstanden, ja. Schrecken für Schrecken. Lantenac ist unmenschlich; ich werde es nicht minder sein. Krieg bis aufs Messer mit dem Mann! Ich werde, so Gott will, die Republik von ihm befreien.

Nach kurzer Pause fügte er hinzu: Ich bin Priester; gleichviel, ich glaube an Gott.

– Gott ist alt geworden, meinte Danton.

– Ich glaube an einen Gott, sagte Cimourdam unbeirrt, und Robespierre stimmte mit einem düstern Kopfnicken bei.

– Wohin soll ich abgeordnet werden? fragte Cimourdain.

– Zum Kommandirenden der Streifkolonne, die gegen Lantenac ausgerückt ist, erwiderte Robespierre. Nur will ich Sie gleich jetzt darauf aufmerksam machen, daß er ein Adeliger ist.

– Das sind auch Dinge, um die ich mich einen Kuckuck scheere, warf Danton dazwischen. Ein Adeliger, was weiter? Mit dem Adeligen geht's just wie mit dem Geistlichen: wenn er gut ist, ist er vortrefflich. Der Adel ist ein Vorurtheil, das man ebensowenig theilen wie umkehren soll. Ist Saint-Just nicht auch von Adel, Robespierre? Florelle von Saint-Just, versteht sich! Anacharsis Cloots ist Baron; unser Freund Karl Hessen, der keine Sitzung bei den Cordeliers versäumt, ist Prinz und leiblicher Bruder des regierenden Landgrafen von Hessen-Rothenburg; Montaut, Marat's Intimus, ist Marquis von Montaut. Unter den Geschworenen des Revolutionstribunals sitzen der Priester Bilate und der Adelige Leroy, ein Marquis von Montflabert, und doch sind Beide kapitelfest.

– Sie vergessen übrigens, berichtete Robespierre, den Präsidenten der Jury.

– Antonelle?

– Den Marquis von Antonelle, sagte Robespierre.

– Von Adel, beschloß Danton, sind auch Dampierre, der sich vor Condé für die Republik todtschießen ließ, und Beaurepaire, der sich eine Kugel durch den Kopf jagte, nur um die Preußen nicht in Verdun einziehen zu sehen.

– Was nicht hindert, hörte man Marat dreinbrummen, daß am Tage, wo Condorcet die Aeußerung that, »die Gracchen seien Adelige gewesen«, Danton demselben Condorcet zurief: »Verräther sind die Adeligen alle, von Mirabeau an bis herunter zu Dir.«

Cimourdain's ernste Stimme hob jetzt an: Bürger Danton, Bürger Robespierre, Euer Vertrauen in mich mag wohl gerechtfertigt sein, aber das Volk ist mißtrauisch, und daran thut es wohl. Wenn zur Ueberwachung eines Adeligen ein Priester bestellt wird, ist die Verantwortung eine zwiefache und der Priester muß unbeugsam sein.

– Gewiß, sagte Robespierre.

– Und unerbittlich.

– Wohlgesprochen, Bürger Cimourdain, bemerkte Robespierre. Es handelt sich hier um einen jungen Mann, dem Sie schon durch die doppelte Zahl der Jahre imponiren werden. Er soll gelenkt werden, aber mit Schonung. Es scheint, daß er wirklich militärisch begabt ist, sonst würden nicht alle Berichte in diesem Punkt übereinstimmen. Er gehört einem Korps an, das von der Rheinarmee nach der Vendée detachirt wurde. Er kommt von der Grenze, wo er von seinem Scharfblick und Muth glänzend Zeugniß abgelegt hat, und führt die Streifkolonne ausgezeichnet; seit vierzehn Tagen hält er bereits den erfahrenen Lantenac in Schach, fügt ihm Schlappen zu und treibt ihn vor sich her; schließlich wird er ihn noch bis an's Meer drängen und hineinwerfen. Lantenac hat die Schlauheit des alten, er die Kühnheit des jungen Soldaten für sich. Der junge Mann hat auch seine Widersacher und Neider schon. Der Generaladjudant Léchelle ist ihm mißgünstig....

– Dieser Léchelle, unterbrach Danton, das will ein Korpsführer sein! Für ihn spricht gar nichts als ein Kalauer und dazu noch ein schlechter: »Nur wenn General Charrette eine unzählige Schaar hätte, könnte er General Léchelte alle Schellen zurückgeben.« In Wahrheit aber ist es leider Léchelle, der die Schellen bekommt. Er hat sich's einmal in den Kopf gesetzt, er und kein Anderer müsse mit Lantenac fertig werden. Allem Unglück im Krieg mit der Vendée liegen diese Eifersüchteleien zu Grund. Unsere Soldaten sind Helden, aber Helden ohne Führung. Ein einfacher

Husarenrittmeister Namens Chérin mit einem Trompeter, der »*Ça ira*« bläst, zieht zum Beispiel in Saumur ein und ergreift Besitz von der Stadt; er konnte so fortmachen und von Cholet Besitz ergreifen; aber er muß es aufgeben, weil er ohne Instruktionen ist. In der Vendée sollten alle Kommandos neu besetzt werden. Die Wachtposten werden verzettelt, die Kräfte zersplittert; eine zerfahrene Armee ist eine gelähmte Armee, ein Block der zu Staub zerrieben wird. Im Lager von Paramé fehlt es an Zelten. Zwischen Tréguier und Dinan liegen hundert unnütze kleine Abtheilungen, die, zu einer Division verschmolzen, den ganzen Küstenstrich decken könnten. Von Parrein unterstützt, entblößt Léchelle das nördliche Meeresufer unter dem Vorwand, das südliche sicherzustellen, und öffnet dadurch den Engländern die Thür von Frankreich. Eine halbe Million Bauern in Aufruhr und eine Landung von der britischen Insel aus, das ist Lantenac's Plan. Nun aber heftet sich diesem Lantenac der junge Kommandant der Streifkolonne an die Fersen und bedrängt und schlägt ihn, ohne Léchelle's Geheiß; dieser jedoch ist sein Vorgesetzter und verklagt ihn deshalb. Ueber den jungen Mann gehen die Meinungen sehr auseinander: Léchelle will ihn erschießen, Prieur Marne zum Generaladjutanten ernennen lassen.

– Mir scheint der junge Mann hervorragende Eigenschaften zu besitzen, sagte Cimourdain.

– Nur hat er einen Fehler.

Die Worte waren durch Marat dazwischengeworfen worden.

– Welchen? fragte Cimourdain.

– Die Milde. Und Marat fuhr fort: Das ist Euch während des Kampfes bombenfest und hinterher schlaff; das macht in Nachsicht und Barmherzigkeit, giebt Pardon, nimmt Euch die Nonnen und Klosterfrauen in Schutz, rettet die Weiber und Töchter der Aristokraten und giebt die Gefangenen frei und läßt die Priester laufen.

– Ein großer Fehler, murmelte Cimourdain.

– Ein Verbrechen, sagte Marat.

– Zuweilen, meinte Danton.

– Oft, sagte Robespierre.

– Fast immer, entgegnete Marat.

– Den Feinden des Vaterlandes gegenüber stets, sagte Cimourdain.

Marat wendete sich nach ihm um: Was würdest Du wohl mit einem republikanischen Befehlshaber anfangen, der einen royalistischen Befehlshaber freilassen würde?

– Ich würde Léchelle beistimmen und ihn füsiliren lassen.

– Oder guillotiniren, sagte Marat.

– Gleichviel, erwiderte Cimourdain.

Danton mußte lachen: Mir wäre das Eine gerade so lieb wie das Andere.

– Eins von Beiden ist Dir gewiß, brummte Marat. Und sein Blick fiel von Danton wieder auf Cimourdain: Wenn also ein republikanischer Befehlshaber strauchelte, so würdest Du, Bürger Cimourdain, ihn um einen Kopf kürzer machen lassen?

– Binnen vierundzwanzig Stunden.

– Nun denn, sprach Marat, so bin ich mit Robespierre der Ansicht, daß Bürger Cimourdain dem Kommandirenden der Streifkolonne unserer Küstenarmee als Kommissär des Wohlfahrtsausschusses beigegeben werden soll. Wie heißt er doch nur, jener Kommandant?

– Es ist ein vormaliger Adeliger, antwortete Robespierre, indem er seine Akten durchblätterte.

– Den mag uns der Priester also in's Gebet nehmen, sagte Danton. Einem einzelnen Priester traue ich nicht, so wenig wie ich einem einzelnen Edelmann traue; doch wenn Beide beisammen sind, fürchte ich keinen; der Eine überwacht den Andern und Jeder thut gut.

Der entrüstete Ausdruck über Cimourdain's Brauen steigerte sich; da er jedoch der Bemerkung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen konnte, sah er von einem persönlichen Protest ab und erklärte bloß in strengem Ton: Wenn sich der mir anvertraute republikanische General eines Fehltritts schuldig macht, stirbt er.

– Hier steht der Name, sagte Robespierre, über die Akten gelehnt: Bürger Cimourdain, der Kommandant, über den Sie unumschränkte Gewalt haben werden, ist ein vormaliger Vikomte und heißt Gauvain.

– Gauvain! rief Cimourdain und erbleichte, Vikomte Gauvain!

– Ja, sagte Robespierre.

Marat hatte dieses Erblassen Cimourdain's bemerkt. Was ist? fragte er, ihm scharf in's Auge schauend.

Es entstand eine Pause; dann begann Marat: Bürger Cimourdain, nehmen Sie unter den von Ihnen selbst angegebenen Bedingungen die Sendung als abgeordneter Kommissär beim Kommandanten Gauvain an? Abgemacht?

– Abgemacht, antwortete Cimourdain, der bleich und bleicher wurde.

Robespierre nahm die Feder vom Tisch, schrieb langsam in den gewohnten saubern Zügen ein paar Zeilen auf das weiße Blatt, das die Aufschrift »Wohlfahrtsausschuß« trug, unterzeichnete und reichte dann Danton Blatt und Feder; Danton unterzeichnete gleichfalls, und nach ihm Marat, der von Cimourdain's fahlem Antlitz kein Auge wendete. Robespierre griff nochmals nach dem Blatt, setzte das Datum darauf und übergab es Cimourdain, welcher Folgendes las:

»Jahr Zwei der Republik.

Hiermit wird dem Bürger Cimourdain als abgeordnetem Kommissär des Wohlfahrtsausschusses bei dem Bürger Gauvain, Kommandanten der Streifkolonne der Küstenarmee, unumschränkte Vollmacht ertheilt.

Robespierre. Danton. Marat.« Und unter den Unterschriften: »Den 28. Juni 1793.«

Der republikanische oder Civilkalender war damals noch nicht gesetzlich eingeführt und wurde erst am 5. Oktober 1793 auf Romme's Antrag vom Konvent genehmigt. Während Cimourdain las, betrachtete ihn Marat noch immer, und sagte halblaut wie zu sich selber:

Das Alles muß durch Verordnung des Konvents oder durch Spezialbeschluß des Wohlfahrtsausschusses genau bestimmt werden. Es fehlt noch etwas.

– Bürger Cimourdain, fragte Robespierre, wo wohnen Sie?

– Cour de Commerce.

– Sieh da, ich auch! sagte Danton; wir sind ja Nachbarn.

– Jeder Augenblick ist kostbar, hob Robespierre wieder an. Morgen erhalten Sie Ihre regelrechte Vollmacht mit der Unterschrift sämmtlicher Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. Dies mag Ihnen blos zur Beglaubigung der Vollmacht dienen, namentlich in Ihren speziellen Beziehungen zu den kommissarisch abgeordneten Konventsmitgliedern Philippeaux, Prieur Marne, Lecointre, Alquier und den Uebrigen. Wir wissen, wer Sie sind; Sie haben vollkommen freie Hand und können Gauvain zum General avanciren oder enthaupten lassen. Morgen um drei wird Ihnen Ihre Vollmacht zugestellt. Wann reisen Sie?

– Um vier, antwortete Cimourdain.

Und sie gingen auseinander. Als Marat heimkam, sagte er zu Simonne Evrard, daß er sich morgen zur Konventsitzung begeben wolle.

Drittes Buch.

Der Konvent

I.

Wir nähern uns nun der großen Bergspitze, dem Konvent, und starren hinauf: etwas Höheres hat sich an unserem Horizont nicht aufgethürmt; der Konvent ist auch ein Himalaya; in ihm gipfelt vielleicht die Weltgeschichte.

Bei Lebzeiten des Konvents, denn eine solche Versammlung lebt ein Eigenleben, waren sich die Menschen seines wahren Wesens kaum bewußt, denn gerade seine Größe entging dem Blick der Zeitgenossen: man war zu bestürzt, um geblendet zu werden. Alles Große strahlt eine heilige Scheu aus. Dutzend Menschen und Hügel lassen sich leicht bewundern; aber vor dem überhoch Ragenden, sei es nun ein Genius oder ein Berg, ein Moment in der Geschichte oder ein Meisterwerk der Kunst, überläuft uns ein Schauer, wenn wir ihm zu nahe stehen; wir empfangen den Eindruck des Uebertriebenen. Das Steigen erschöpft. Man wird athemlos auf den steilen Pfaden; man gleitet auf den Abhängen aus; man stößt sich wund an Härten, die für das Auge Schönheiten sind; die schäumenden Sturzbäche erzählen von den Abgründen und die Spitzen sind in Wolken gehüllt; das Steigen ist vom Schrecken des Sturzes begleitet, und deshalb überwiegt das Entsetzen statt der Bewunderung. Es überkommt Einen ein ganz absonderliches Gefühl, ein Widerwillen gegen das Große. Man bemerkt die Untiefen, aber nicht die Erhabenheiten, das Wunderbare nicht, nur das Ungeheuerliche. So wurde anfänglich der Konvent beurtheilt; er wurde durch Kurzsichtige angeblinzelt, er, der eine Augenweide sein sollte für die Adler. Heutigen Tages erscheint er uns perspektivisch und zeigt uns, vom tiefen Himmel sich abhebend, aus tragisch verklärter Ferne das kolossale Profil der französischen Revolution.

II.

Der 14. Juli war ein Tag der Befreiung gewesen, der 10. August ein Tag der Zerschmetterung, der 21. September ein Tag der Begründung. Der 21. September war die Tag- und Nachtgleiche, das Gleichgewicht. Unter dem Zeichen der Wage, wie Romme damals auch bemerkte, dem Sinnbild der Gleichheit und Gerechtigkeit, wurde die Republik geboren und ein Sternbild leuchtete die Nachricht durch die Nacht. Der Konvent ist die erste

in Verkörperung des Volkes; er ist die erste Zeile auf dem großen neuen Blatt und mit ihm begann die heutige Zukunft.

Jeder Gedanke bedarf der sichtbaren Hülle, ein Prinzip muß eine Wohnstätte haben; eine Kirche ist nichts anderes als Gott zwischen vier Wänden; jedes Dogma braucht seinen Tempel. Die erste Frage, als der Konvent in's Leben trat, war die, wo er untergebracht werden sollte.

Zuerst wählte man die Reitschule, dann die Tuilerieen. In der Reitschule stellte man einen großen Rahmen mit einem von David Grau in Grau gemalten Prospekt auf, symmetrische Bänke, eine viereckige Rednerbühne, gleichlaufende Pilasterreihen mit Untersätzen wie Blöcke, geradlinige Bindebalken, rechtwinklige, erhöhte Schachteln, in denen sich die Menge kaum rühren konnte und die man die öffentlichen Tribünen nannte, ein römisches Belarium und griechische Draperieen; und in diese rechten Winkel und geraden Linien hinein setzte man den Konvent, mitten zwischen die Geometrie den Sturm. An die Rednerbühne war, in Grau, eine Freiheitsmütze gemalt worden. Erst entstand unter den Royalisten großes Gelächter ob der rothen Mütze, welche grau war, dem zusammengeleimten Saal, dem Pappdeckelbau, dem Heiligthum aus Papiermachee, dem Provinz-Theater-Pantheon. Wie so bald sollte der Spott verstummen! Die Säulen bestanden aus Faßdauben, die Gewölbe aus Schindeln; die bas-reliefs waren von Mastix, die Gesimse von Tannenholz, die Statuen von Gyps, die Wände von Leinwand, der Marmor gemalt; doch Frankreich schuf in diesem Provisorium Ewiges.

Als der Konvent den Saal in der Reitschule bezog, klebten die Wände noch voll Plakate, wie sie zur Zeit der Rückkehr von Varennes ganz Paris überfluthet hatten. Auf dem einem war zu lesen: »Der König kommt! wer ihm Beifall zuruft, bekommt Stockprügel; wer ihn beschimpft, kommt an den Laternenpfahl.« – Auf einem andern: »Ruhe! Hut auf behalten! Er fährt an seinen Richtern vorbei.« – Auf einem dritten: »Der König hat auf die Nation angelegt; das Gewehr ist nicht losgegangen; Volk, jetzt schieße Du!« – Und auf noch einem: »Das Gesetz vollstrecken, das Gesetz!« Zwischen diesen Mauern saß der Konvent über Ludwig XVI. zu Gericht.

Zwischen diesen Mauern saß der Konvent über Ludwig XVI. zu Gericht.

In den Tuilerieen, in die er am 10. Mai 1793 übersiedelte und die den Namen Nationalpalast erhielten, nahm der Sitzungssaal den ganzen Raum zwischen dem Pavillon de I'Horloge, damals Einheitspavillon, und dem Pavillon Marsan, damals Freiheitspavillon geheißen, ein. Der Florapavillon war nach der Gleichheit umgetauft. Zu diesem Saal führte die große Treppe von Jean Bullant. Unter dem ersten Stock, wo die Versammlung tagte, war der ganze Parterreraum eine einzige lange Wachtstube voll Gewehrpyramiden und Pritschen für die Truppen aller Waffengattungen, die den Konvent zu schützen hatten. Die Volksvertretung verfügte überdies noch über eine Ehrenwache von »Grenadieren des Konvents«. Ein dreifarbiges Band trennte das Schloß und die Versammlung vom Garten, in welchem das Volk ab- und zuging.

III

Beschreiben wir auch diesen Sitzungssaal genau: eine so furchtbare Stätte ist in jeder Einzelheit interessant. Was beim Eintreten zunächst auffiel, war, zwischen zwei großen Fenstern eine Riesenstatue der Freiheit. Zweiundvierzig Meter in der Länge, zehn in der Breite, und elf in der Höhe, in diesen Verhältnissen war der Raum gehalten, der aus einem Theater des Königs in das Theater der Revolution umgewandelt worden. Der elegante, von Vigarani für die Hofleute erbaute Prachtsaal verschwand unter dem plumpen Gerüst, welches Anno 93 die Last der Volkes über sich ergehen lassen mußte. Dieses zur Aufnahme des Publikums bestimmte Gerüst war insofern ein Unikum, als es sich auf nur einen Balken von zehn Metern stützte. Es haben wenig Kariatiden so Schweres geleistet wie dieser Balken, der Jahre lang den wuchtigen Anprall der Revolution ertrug. Er hielt treulich aus unter all der Begeisterung, all den Jubel- und Schmährufen, dem Gebrüll, dem Fußgestampf, den chaotischen Zornausbrüchen des Aufruhrs; nach dem Konvent sah er den Rath der Aeltesten noch und wurde erst abgelöst durch den 18. Brumaire, wo ihn Percier durch Marmorsäulen ersetzte, die von kürzerer Dauer sein sollten.

Die Architekten schwärmen oft in sonderbaren Gebilden; dem Erbauer der Rivolistraße hat die durchschneidende Linie einer Kanonenkugel als Ideal vorgeschwebt, dem Erbauer von Karlsruhe ein Fächer; der Erbauer des Saals, den am 10. Mai 93 der Konvent bezog, schien es auf eine kolossale Kommodeschublade abgesehen zu haben, etwas Gestrecktes, Hohes und Flaches. An der einen Langseite des gleichlaufenden Vierecks war ein großes Amphitheater angebracht, wo sich, gleichfalls in Halbkreisen, die Bänke der Abgeordneten befanden, ohne Tische oder Pulte; Garan-Coulon, der häufig Notizen nahm, mußte auf seinen Knien schreiben. Den Bänken gegenüber stand die Rednerbühne, davor eine Büste von Lepelletier-Saint-Fargeau, dahinter der Präsidentenstuhl. Der Kopf der Büste erhob sich etwas über den Rand der Tribüne und wurde deshalb in der Folge entfernt. Die Bänke waren in neunzehn stufenweise hintereinander aufsteigenden Halbkreisen aufgestellt, die sich an beiden Enden verlängern ließen. Im Hufeisen unter der Rednerbühne hielten sich die Huissiers auf. Auf der einen Seite der Tribüne hing an der Wand in

einem schwarzen Holzrahmen eine neun Fuß hohe, in der Mitte durch einen scepterförmigen Strich in zwei Spalten getheilte Tafel mit dem Verzeichniß der Menschenrechte; auf der einen Seite, die jetzt noch leer stand, wurde später in ähnlicher Weise, nur durch einen schwertförmigen Strich getheilt, die Verfassung des Jahres Zwei angebracht. Ueber der Tribüne und der Kopfhöhe des Redners rauschten aus einer tiefen, zweigetheilten, von Zuschauern wimmelnden Galerie drei ungeheuere Trikolorfahnen um einen geschnitzten Altar, der die Inschrift »Dem Gesetz« trug und hinter dem, als Schildwache der freien Worte, hoch wie eine Säule, ein römisches Ruthenbündel ragte. Den Abgeordneten zugekehrt, dicht an der Wand, standen Kolossalstatuen, zur Rechten des Präsidenten Lykurg, zur Linken Solon und gegenüber, über den Sitzen der Bergpartei, ein Plato. Die Statuen standen auf einfachen Würfeln, die auf dem langen, vorstehenden Kranz ruhten, welcher um den ganzen Saal lief, und das Volk von der Versammlung trennte; dieser Kranz diente den Galerien als Brüstung. Der schwarze Rahmen der Tafel mit den Menschenrechten reichte bis hinauf, sogar etwas über die Zeichnung des Gesimses hinaus, eine Unterbrechung der geraden Linie, über die sich Chabot Vadier gegenüber mit den Worten beschwert hatte: »Das ist unschön.« Auf den Köpfen der Statuen wechselten Kränze von Eichenlaub mit Lorbeerkränzen ab. Von dem fortlaufenden Mauerkranz hingen grüne Draperieen, auf denen in dunklerem Grün die gleichen Kränze gemalt waren, in großen steifen Falten herab und bedeckten den ganzen untern Theil der Wände, an denen oberhalb aus der weißen kalten Uebertünchung zwei ausgehöhlte, wie mit dem Ausschneideeisen hineingerissene Etagen ohne Laubwerk noch sonstige Verzierung klafften, die viereckigen Zuschauergalerien unten, die runden darüber, ganz nach den damaligen Regeln der Baukunst, denn so stand es im Vitruv, der damals noch nicht entthront war. An jeder Langseite des Saals befanden sich zehn öffentliche Tribünen und an den Breitseiten je zwei ungeheuere Logen, im Ganzen also vierundzwanzig Räumlichkeiten, in denen sich die Volksmenge anhäufte. Die Zuschauer der untern Tribünen strömten über und gruppirten sich auf der Brüstung und auf jeden Vorsprung der Architektur. Eine lange auf Brusthöhe fest eingeklammerte Eisenstange diente den obern Tribünen als Geländer und schützte das dortige Publikum gegen die Folgen des stürmenden Andranges von den Treppen her; dennoch wurde einmal ein Mann in die Versammlung hinuntergestoßen, wo er zum Theil auf Massieu, den Bischof von Beauvais,

zu fallen kam; das rettete ihn und gab ihm die Bemerkung ein: »Sieh da, zu etwas ist's doch gut, so ein Bischof!« – Der Saal des Konvents konnte zweitausend Menschen fassen, in bewegten Tagen sogar dreitausend. Sitzungen fanden jeden Morgen und jeden Abend statt. Der Fauteuil des Präsidenten hatte eine runde, mit vergoldeten Nägeln beschlagene Lehne; die Tischplatte davor ruhte auf vier phantastischen geflügelten und einfüßigen Thiergestalten, von denen man hätte glauben können, sie seien der Apokalypse entstiegen, um die Revolution mitzuerleben; sie schienen vom Wagen des Ezechiel ausgespannt worden zu sein, um am Henkerkarren von Samson zu ziehen. Auf dem Tisch stand eine große Schelle, fast eine mittelgroße Glocke, ein breites Messingtintenfaß und ein Foliant in Pergamenteinband, der die Sitzungsprotokolle enthielt; auf diesen Tisch war schon Blut herabgetropft von abgeschnittenen, auf Piken getragenen Köpfen. Zu der Rednerbühne führten neun Stufen; sie waren hoch, steil, unbequem; Gensonné war eines Tages darauf gestolpert: »Das ist ja die reine Guillotinentreppe!« hatte er gesagt, und Carrier hatte ihm zugerufen: »Studir's nur ein!« Die Ecken des Saales, wo die kahle Wand am meisten aufgefallen wäre, hatte der Architekt mit Fasces ausgeschmückt, deren Beile nach außen gekehrt waren. Zur Rechten und Linken der Rednerbühne stand auf einem Postament je ein Kandelaber in der Höhe von zwölf Fuß und mit vier Paar Ziehlampen. Ein gleicher Kandelaber war auch in jeder Tribüne angebracht. Die Postamente waren mit ausgehauenen Ringen verziert, welche im Volksmund »Guillotinenhalsbänder« hießen. Die höchsten Bänke der Versammlung reichten beinahe bis zum Kranz vor den Tribünen hinauf, so daß die dort sitzenden Abgeordneten und das Volk mit einander reden konnten. Die Thüren der Tribünen mündeten in ein Labyrinth von Gängen, die oft von einem wilden Getöse widerhallten! Der Konvent staute sich im Palast und fluthete bis in die umliegenden Hotels zurück, in's Hotel Coigny und in's Hotel Longueville; in letzteres wurde, wenn einem Brief von Lord Bradford Glauben zu schenken ist, nach dem 10. August das königliche Mobiliar hinüber geschafft. Zwei Monate lang wurde damals an den Tuilerieen ausgeräumt.

Die Ausschüsse waren in der Nähe des Saals untergebracht, im Gleichheitspavillon Gesetzgebung, Ackerbau und Handel, im Freiheitspavillon Marine, Kolonien, Finanzen, Assignate, öffentliche Wohlfahrt, im Einheitspavillon der Krieg. Der Sicherheitsausschuß stand

mit dem Wohlfahrtsausschuß vermittelst eines dunklen Ganges in Verbindung, in dem Tag und Nacht eine Laterne brannte und wo die Kundschafter aller Parteien ab- und zugingen; es wurde dort leise gesprochen.

Die Schranken des Konvents sind mehrmals anders gestellt worden; für gewöhnlich befanden sie sich zur Rechten des Präsidenten. An beiden Enden des Saales lagen zwischen den senkrechten Wänden, die links und rechts die konzentrischen Halbkreise des Amphitheaters abschlossen, und zwischen der Saalmauer zwei enge lange Durchgänge, in die zwei dunkle viereckige Thüren mündeten; durch diese Thüren trat man aus und ein. Die Abgeordneten gelangten unmittelbar von der Terrasse des Feuillants in den Saal. Dieser hatte sowohl bei Tag, wo er durch die ungenügenden Fenster, wie bei hereinbrechender Dämmerung, wo er durch fahle Lichter spärlich erhellt war, etwas düster Nachtendes an sich. Die halbe Beleuchtung ergänzte nur das abendliche Dunkel und die Sitzungen bei Lampenschein waren unheimlich. Sehen konnte man sich nicht; von einem Ende des Saals zum andern, von rechts, von links warfen Gruppen von vernebelten Gesichtern einander Schmähungen zu. Man traf zusammen, ohne sich zu erkennen; nach der Tribüne eilend, war eines Abends Laignelot im Gang, der von den Bänken hinabführte, gegen Jemand angerannt: »Robespierre, Pardon,« sagte er. – »Für wen hältst Du mich?« antwortet ihm eine rauhe Stimme. – »Pardon, Marat,« sagte nun Laignelot.

Unten, rechts und links am Präsidenten, befanden sich zwei reservirte Tribünen, denn merkwürdigerweise gab es im Konvent bevorzugte Zuschauer; diese Tribünen waren die einzigen, vor denen, in der Mitte des Architravs hinter zwei Quasten aufgebauscht, eine Draperie hing. Die öffentlichen Tribünen waren kahl.

Das Ganze bot einen gewaltsamen, wilden und dennoch regelmäßigen Anblick; Korrektheit im Ingrimm kennzeichnet überhaupt mehr oder minder die Revolution. Der Konventsaal lieferte das vollständige Muster dessen, was die Künstler seither den »Messidorbaustil« genannt haben, etwas Plumpes und Ärmliches; die damaligen Architekten verwechselten das Symmetrische mit dem Schönen. Die Renaissance hatte unter Ludwig XV. ihr letztes Wort gesprochen und nun war der Rückschlag gekommen;

das Edle war in's Läppische und das stilistisch Reine in's Langweilige ausgeartet. Es giebt auch eine architektonische Prüderie. Nachdem die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts sich in blendenden Formen und Farben sattgeschwelgt, schränkte sie sich jetzt auf Brod und Wasser ein und gestattete sich nur mehr die gerade Linie; eine derartige Äußerung des Ebenmaßes führt jedoch zum Häßlichen, denn solche nüchterne Enthaltsamkeit hat das Mißliche an sich, daß sie den Stil mager werden läßt, und daß so die Kunst sich zum Skelett verknöchert.

Auch abgesehen von aller politischen Spannung und einzig und allein im Hinblick auf das Architektonische, starrte aus diesen Wänden ein beklemmendes Etwas; es stieg ein dunkles Erinnern in einem auf an das frühere Theater, an die guirlandenumrankten Logen, an die azurne und purpurne Decke, an den Kronleuchter mit seinen geschliffenen Glasrauten, an die Girandolen mit ihrem Diamantengefunkel, an die hellgrauseidenen Tapeten, an die Unzahl von Nymphen und Amoretten auf Vorhang und Draperieen, an das ganze gemalte, geschnitzte, vergoldete, kosende Königsidyll, das hier gelächelt hatte über dieser strengen Stätte, wo jetzt dem Blick lauter harte, kalte, messerscharfe rechte Winkel begegneten und wo man eine dunkle Empfindung hatte, als sei hier die Phantasie eines Voucher durch David guillotinirt worden.

IV.

Aber über der Versammlung vergaß man den Saal, über der Tragödie die Dekorationen. Nichts Ungestalteres und wieder nichts Verklärteres als die handelnden Personen: eine Heldenschaar und eine Heerde von Feiglingen, Löwen auf einem Berg und Kröten in einem Sumpf, das wimmelnde, drängende, herausfordernde, drohende, ringende Dasein aller jener Kämpfer, die jetzt nur noch Phantome sind – ein titanisches Getümmel. Rechts eine Legion von Denkern, die Gironde, links eine Schaar von Athleten, die Bergpartei. Auf der einen Seite *Brissot*, der die Schlüssel der Bastille in Empfang genommen hatte, *Barbaroux*, der Führer der Marseiller Freiwilligen, Kervélégan, der Liebling der in der Vorstadt Saint-Marceau einquartirten Bataillons von Brest, Gensonné, der die Obergewalt der Abgeordneten über die Generale zur Geltung gebracht hatte, der verhängnißvolle Guadet, dem in einer Nacht die Königin in den Tuilerieen

den schlafenden Dauphin gezeigt und der das Kind auf die Stirn geküßt, den Vater aber mit um den Kopf gebracht hatte, Salles, der märchenhafte Erfinder des Einverständnisses zwischen der Bergpartei und Österreich, der hinkende Sillery, der Krüppel der Rechten (auch die Linke hatte ihren Krüppel, Couthon), Lause-Duperet, welcher einen Journalisten, der ihn einen Wicht geschimpft hatte, mit der Bemerkung zu Tisch lud: »Ich weiß wohl, daß Wicht nichts anderes bedeutet als Andersdenkender«; Rabaut Saint-Etienne, der seinen Almanach für 1790 mit den Worten eingeleitet hatte: »Die Revolution hat ihr Ziel erreicht«; Quinette, einer Derjenigen, die Ludwig XVI. stürzten, der Jansenist Camus, der die Zivilverwaltung der Geistlichkeit in Paragraphen brachte, an die Wunder des Diakonus Paris glaubte und sich allnächtlich vor einem in seinem Zimmer angenagelten sieben Fuß hohen Christusbild niederwarf, Fauchet, ein Priester, der Camille Desmoulins den 14. Juli hatte machen helfen, Isnard, der das Verbrechen beging, zu sagen: »Paris wird zerstört werden«, in demselben Augenblick, wo der Herzog von Braunschweig drohte: »Ich werde Paris einäschern«; Jakob Dupont, der Erste, der laut bekannte: »Ich bin Atheist«, worauf Robespierre ihm zurief: »Der Atheismus ist eine aristokratische Anschauung«; Lanjuinais, ein harter, scharfsinniger, heißer bretonischer Kopf, Ducos, der Euryalus von Boyer-Fonfrède, Rebecqui, der Pylades von Barbaroux, der seine Entlassung einreichte, weil Robespierre noch nicht guillotinirt worden war, Richaud, der die Permanenz der Bezirksräthe bekämpfte, Lasource, der den mörderischen Ausspruch gethan hatte: »Wehe den erkenntlichen Nationen!« und der sich später, als er das Schaffot bestieg, widersprach, indem er den Montagnards die stolzen Worte hinwarf: »Wir sterben; weil das Volk schläft, und ihr sterbt einmal, wenn es erwacht sein wird«; Biroteau, der durch seinen Antrag auf Abschaffung der parlamentarischen Unverletzlichkeit ahnungslos das Fallbeil schliff und sich selber das Blutgerüst zimmerte, Charles Villatte, der seinem Gewissen in dem Protest Luft machte: »Ich will nicht unter dem Messer abstimmen«; Louvet, der Verfasser des »Faublas«, der später mit seiner Lodoiska eine Buchhandlung im Palais-Royal eröffnete, Mercier, der Verfasser des »Tableau de Paris«, der einmal äußerte: »Der 21. Januar ist allen Königen in den Nacken gefahren«; Marec, dem »die Partei der früheren Einschränkungen« zu Herzen ging, der Journalist Carra, der auf der Guillotine zum Henker sagte: »Es verdrießt mich, zu sterben; ich hätte die Fortsetzung mit ansehen mögen«; Vigée, der sich selber »Grenadier im

zweiten Bataillon von Mayenne-et-Loire« titulirte und, von den Tribünen herab bedroht, ausrief: »Ich verlange, daß beim ersten Murren auf den Tribünen wir uns Alle zurückziehen und mit dem Säbel in der Faust, nach Versailles marschiren«; Buzot, der einst dem Hungertod verfallen, Valazé, der dem eigenen Dolch erliegen, Condorcet, der im Bourg-la-Reine oder vielmehr Bourg-Egalité umkommen sollte, verrathen durch den Horaz, den er bei sich trug; Pétion, dem das Geschick zu Theil ward, im Jahre 1792 von der Menge vergöttert und im Jahre 1793 von den Wölfen verschlungen zu werden, und zwanzig Andere noch, Pontécoulant, Marboz, Lidon, Saint-Martin, Dussaulx, der Übersetzer des Juvenal, der den Feldzug von Hannover mitgemacht hatte, Boilleau, Bertrand, Lesterp-Beauvais, Lesage, Gomaire, Gardien, Mainvieille, Duplantier, Lacaze, Antiboul und über diesen Allen, ein zweiter Barnave, *Vergniaud*.

Auf der andern Seite der bleiche dreiundzwanzigjährige Antoine-Louis-Léon Florelle von *Saint-Just* mit der niedrigen Stirn, dem reinen Profil und der tiefen Trauer im geheimnißvollen Blick, Merlin aus Thionville, den die Deutschen den Feuerteufel nannten, Merlin aus Douai, der frevelhafte Urheber des Gesetzes gegen die Verdächtigen, Soubrany, den das Volk am ersten Prairial zu seinem Anführer wählte, der vormalige Pfarrer Lebon, der in der Hand, mit der er Weihwasser gereicht hatte, jetzt einen Säbel schwang, Billaud-Varennes, der die Rechtsprechung der Zukunft erdachte: Schiedsrichter statt der Richter von Fach; Fabre-d'Eglantine, der auf einen reizenden Einfall gerieth, den republikanischen Kalender, aber nur auf den einen Einfall, wie Rouget de Lisle eine einzige geniale Eingebung gehabt hatte, die Marseillaise; Manuel, der Prokurator des Stadtraths, der gesagt hatte: »Der Tod eines Königs macht die Welt um keinen Menschen ärmer«; Goujon, der in Tripstadt, in Neustadt und in Speier eingezogen war und das preußische Heer hatte fliehen sehen, Lacroix, ein General gewordener Advokat, der sechs Tage vor dem 10. August das Ludwigskreuz erhalten hatte, Fréron der Thersites, Fréron's des Zoïlus Sohn, Ruth, der unerbittliche Durchstöberer des eisernen Schranks Ludwigs XVI., der in der Folge zum großen Selbstmord des Brutus griff, weil er die Republik nicht überleben wollte; Fouché mit der Teufelsseele und dem Leichengesicht, Camboulas, der Freund des Père Duchesne, der zu Guillotin sagte: »Wenn Du auch zu den Feuillants gehörst, Deine Tochter gehört zu den Jakobinern«; Jagot, der Denjenigen, welche die Gefangenen wegen ihrer mangelhaften Kleidung

bedauerten, die herzlose Antwort gab: »Ein Gefängniß ist ein steinerner Anzug«; Javogues, der unheimliche Aufbrecher der Gräber von Saint-Denis, Osselin, ein eifernder Verfolger, der eine Verfolgte, Frau Charry, bei sich versteckte, Bentabole, der, wenn er den Präsidentenstuhl innehatte, den Tribünen das Zeichen zum Applaus oder zum Zischen gab, der Journalist Robert, dessen Gattin, Fräulein Kéralio, die Worte schrieb: »Mich besucht weder Robespierre noch Marat; Robespierre empfange ich, wann es ihm genehm sein sollte, Marat aber nie«; Garan-Coulon, der, als sich der spanische Hof für Ludwig XVI. verwenden wollte, mit stolzem Trotz verlangt hatte, daß sich die Versammlung nicht herablasse, die Fürbitte eines Königs für einen König zu lesen; der Bischof Grégoire, der, nachdem er sich der apostolischen Zeiten würdig erwiesen hatte, später, unter dem Kaiserreich, den Republikaner Grégoire für Grégoire den Grafen hinwarf, Amar, welcher behauptete: »Ludwig XVI. ist in den Augen der ganzen Menschheit verurtheilt; wer könnte da noch den Richterspruch revidiren? Nur die Sterne«; Rouyer, der sich am 21. Januar dem Abfeuern der Kanone vom Pont-Neuf aus dem Grunde widersetzt hatte, daß der Kopf eines Königs im Fallen nicht mehr Lärm machen solle als der Kopf eines andern Menschen«; *Chénier*, der Bruder von André Chénier, Vadier, einer von Denen, die ein Pistol vor sich auf die Tribüne legten, Panis, der zu Momoro sagte: »Marat und Robespierre sollen sich bei mir, an meinem Tisch, umarmen.« – »Wo wohnst Du denn?« – »In Charenton.« – »Dacht' ich mir's doch,« erwiderte Momoro; Legendre, der, wie Pride der Fleischer der englischen Revolution gewesen, der Fleischer der französischen war. »Komm her, daß ich Dich niederschlage!« rief er eines Tages Lanjuinais zu und Lanjuinais entgegnete: »Erst laß die Verordnung ergehen, daß ich ein Ochse bin;« und Collot d'Herbois, der finstere Komödiant mit dem Januskopf, der zugleich Ja und Nein sagte, mit dem einen Mund billigte, was er mit dem andern verwarf, Carrier's Verhalten in Nantes brandmarkte und Chalier's Verhalten in Lyon in den Himmel hob, der Robespierre in den Tod und Marat in's Pantheon schickte; Génissieux, der gegen Jeden die Todesstrafe beantragte, bei dem die Medaille mit der Inschrift »Ludwig XVI. der Märtyrer«, gefunden wurde, Leonard Bourdon, der Schulmeister, der dem Greis vom Mont-Jura sein Haus angeboten hatte, Dobsent, ein Seemann, Gouvilleau, ein Advokat, der Kaufmann Laurent Lecointre, der Arzt Duhem, der Bildhauer Sergent, David der Maler, Joseph-Philipp Egalité der Prinz; außerdem noch Lecointe-Puiraveau, der begehrte, daß

Marat durch Dekret für unzurechnungsfähig erklärt werde, Robert Lindet, der beängstigende Schöpfer jenes Ungeheuers, dessen Kopf der Sicherheitsausschuß war und das Frankreich mit einundzwanzigtausend Armen festhielt, die man die revolutionären Ausschüsse nannte, Leboeuf, auf den Girey-Dupré in seinen »Weihnachten der falschen Patrioten« den Vers gedichtet hatte: *»Le boeuf vit Legendre et beugla«*; der milde Thomas Payne, ein Amerikaner; Anacharsis Cloots, ein deutscher Baron und Millionär, Atheist, Anhänger Hebert's, treuherzig; der gewissenhafte Lebas, der Freund der Familie Duplay; Nevère, einer jener seltenen Menschen, die boshaft sind um der Boshaft willen, denn der Grundsatz, daß die Kunst sich selber Zweck ist, macht sich zuweilen auch bei Charaktereigenschaften geltend; Chalier, der die Aristokraten mit »Sie« angeredet wissen wollte; der elegische und grausame Tallien, der in der Folge aus Verliebtheit den 9. Thermidor machte; Cambacérès, erst Anwalt, dann Fürst; Carrier, erst Anwalt, dann Tiger; Laplanche, der einmal ausrief: »Ich verlange die Vorhand für die Lärmkanone«; Thuriot, der die laute Abstimmung der Geschworenen des Revolutionstribunals begehrte; Bourdon aus dem Departement Oise, der Chambon zum Zweikampf forderte, Payne verklagte und selber durch Hébert verklagt wurde; Payon, der für die Vendée »eine mordbrennerische Armee« begehrte; Tavaux, der am 13. April die Gironde und die Bergpartei beinahe versöhnte; Vernier, der beantragte, die beiderseitigen Parteiführer möchten sich als gemeine Soldaten anwerben lassen; Rewbell, der Mainz mitvertheidigte; Bourbotte, dem bei der Einnahme von Saumur das Pferd unter dem Leib erschossen ward; Guimberteau, der die Küstenarmee von Cherbourg, Jard-Painvilliers, der die Küstenarmee von La Rochelle, Lecarpentier, der das Geschwader von Cancale leitete; Roberjot, der bei Rastatt ermordet werden sollte; Prieur aus der Marne, der im Lager seine alten Schwadronschef-Epauletten trug; Levasseur aus dem Departement Sarthe, der mit einem Wort den Kommandanten des Bataillons Saint-Amand, Serrant, in den Tod zu gehen bestimmte; dazu noch Reverchon, Maure, Bernard aus Saintes, Charles Richard, Lequinio und an der Spitze der ganzen Gruppe ein Mirabeau Namens Danton.

Außerhalb dieser beiden Lager, beide in Schach haltend, ein einzeln Ragender, Robespierre.

V.

Unten drunten neigte sich das Entsetzen, das auch edel sein kann, und krümmte sich die niedrige Furcht. Unter all den Leidenschaften, all dem Heldenmuth, all der Aufopferung, all der Wuth, wogte die trübe Schaar der Namenlosen in den Tiefen, die man »die Ebene« nannte. Hier fand sich jedes schwankende Element zum andern, Männer des Zweifels und Zauderns und Zurückrufens und Aufschiebens und Zuwartens, oder in Angst vor Jemand oder Etwas. Die Montagnards waren eine Elite, die Girondins eine Elite; die Plaine war die Menge; sie verdichtete und verkörperte sich in der Person von *Sieyès*.

Sieyès war tief angelegt, aber hohl geworden; er war beim »dritten Stand« stehen geblieben und hatte sich nicht bis zum Begriff Volk emporschwingen können. Gewisse Geister sind wie eigens geschaffen, auf halben Höhen zu wandeln. Sieyés nannte Robespierre den Tiger und wurde von diesem der Maulwurf genannt. Dieser Metaphysiker hatte sich die Weisheit nicht, aber die Klugheit ergrübelt. Er war der Höfling, nicht der Diener der Revolution. Mit der Schaufel auf der Schulter spannte er sich neben Alexander Beauharnais vor einen Karren und zog mit dem Volk zur Arbeit auf das Marsfeld aus. Er rieth Andern zum Durchgreifen und machte selber von dem Rath keinen Gebrauch; so sagte er zu den Girondins: »Gewinnt die Kanonen für Eure Partei.« Es giebt Denker, die kämpfen wollen; in der Weise stand Condorcet zu Vergniaud oder *Camille Desmoulins* zu Danton; und es giebt hinwider Denker, die leben wollen, und diese standen zu Sieyès. Auch in den reinsten Kufen bildet sich ein Bodensatz. Unter »der Ebene« lag noch »der Sumpf«, eine scheußlich stagnirende Masse, durchsichtig vor lauter Selbstsucht. Da fröstelte die stumme Gespanntheit der Zitterer; da kauerte der Inbegriff der Erbärmlichkeit, jede Schändlichkeit und keine einzige aufrichtige Schande, ein verkrochener Grimm, der Aufstand hinter der Unterwürfigkeit. In hündischem Erbangen entwickelten jene Memmen den ganzen Muth der Feigheit; sie waren für die Gironde und stimmten mit der Montagne; den Ausschlag mußten immer sie geben, und immer warfen sie nach der Seite des Erfolgs um; sie lieferten Ludwig XVI. an Vergniaud aus, Vergniaud an Danton, Danton an Robespierre, Robespierre an Tallien; sie brandmarkten den lebenden Marat und vergötterten ihn im Tod; sie unterstützten Alles bis zum Tag, wo sie es

stürzen halfen; sie hatten den Instinkt des letzten Stoßes für alles Wankende. Da sie ihre Knechtsdienste von der Widerstandskraft ihrer Herren abhängig machten, galt deren Wanken in ihren Augen für Verrath. Sie waren Zahlen, waren die Kraft, waren die Angst; daher ihre Frechheit im Schmählichen, daher der 31. Mai, der 11. Germinal, der 9. Thermidor, Tragödienverwickelungen durch Riesen geknüpft und gelöst durch Zwerge.

VI.

Mitten unter den Berserkern hatte der Konvent auch seine Träumer; das Utopische war in allen seinen Äußerungsformen vertreten, von der kriegerischen, die das Schaffot billigte, bis zur friedlichsten, welche die Todesstrafe abschaffte – den Königen gegenüber den Dämon, den Völkern gegenüber den Engel herauskehrend. Zwischen den streitbaren saßen die brütenden Geister; jene sannen auf Kampf, diese auf Ruhe; einer jener Köpfe, der von Carnot, gebar vierzehn Armeen, indessen ein anderer, der von Jean Debry, dem Plan zu einer demokratischen Weltverbrüderung nachhing. Unter diesen tobenden Rednern mit den brüllenden Donnerstimmen saßen fruchtbringende Schweiger: Lakanal schwieg und entwarf die Grundzüge des öffentlichen Nationalunterrichts; Lanthenas schwieg und schuf dann die Volksschulen; Revellière-Lépaux schwieg und träumte von der Erhebung der Philosophie auf die Altäre der Religion. Andere beschäftigten bescheidenere, praktischere Detailfragen: Guyton-Morveaux trug sich mit einer gesünderen Einrichtung der Spitäler, Maire mit Aufhebung der Realservituten, Jean-Bon-Saint-André mit Abschaffung der Schuldhaft, Romme mit dem Vorschlag von Chappe, Duboë mit der Organisation der Archive, Coren-Fustier mit der Gründung der anatomischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, Guyomard mit der Regelung der Flußschifffahrt und dem Querdamm der Schelde. Auch für Kunst wurde geschwärmt, von Einzelnen sogar bis zur Manie; am 21. Januar, während auf dem Revolutionsplatz das Haupt der Monarchie niederrollte, besichtigte Bézard, ein Abgeordneter des Departements Oise, einen Rubens, der in einer Dachkammer der Straße Saint-Lazare entdeckt worden war. Künstler, Redner, Propheten, Kolossalnaturen wie Danton und kindliche Naturen wie Cloots, Gladiatoren wie Philosophen, Alle hatten sie ein gemeinsames Ziel vor Augen, den Fortschritt. Durch nichts ließen sie sich beirren.

Die Größe des Konvents besteht darin, daß er idealen Dingen, welche von den Menschen als Unmöglichkeiten verschrieen werden, das innewohnende Maß Wirklichkeit abzuringen trachtete. Auf der einen Seite hielt Robespierre den Blick auf das Recht, auf der andern hielt Condorcet den Blick auf die Pflicht gerichtet. Condorcet war der Mann des Traums und des Lichts, Robespierre der Mann der Ausführung, und in Perioden, die über Tod oder Leben einer altgewordenen Kultur entscheiden, ist Ausführung zuweilen gleichbedeutend mit Austilgung. Die Revolutionen haben zwei Abhänge, bergauf und bergab, und auf beiden sind die Jahreszeiten ihrer Entwicklung vertreten, vom Winterschnee bis zu den Herbstblüthen, und jede Zone jener Abhänge bringt die ihr entsprechenden Männer hervor, von denen, die im Sonnenschein, bis zu denen, die im Wetterstrahl leben.

VII.

Man zeigte sich den Winkel des linken Durchgangs, in dem Robespierre Garat, dem Freund Clavière's, die drohenden Worte zugeflüstert hatte: »Clavière hat sich, wo er ging und stand, vergangen und zu komplottiren unterstanden.« In eben demselben Winkel, der sich zu heimlichen Gesprächen und halblauten Zornausbrüchen eignet, hatte Fabre d'Eglantine Romme einen Verweis gegeben, weil dieser den republikanischen Kalender durch Umänderung von »Fervidor« in »Thermidor«, wie ihm vorgeworfen wurde, entstellt hatte. Man zeigte sich auch die Ecke, wo, dicht neben einander, die sieben Vertreter der Haute-Garonne saßen, die bei der Urtheilfällung über Ludwig XVI. zuerst aufgerufen, der Reihe nach geantwortet hatten, Mailhe: »Todesstrafe,« Delmas: »Todesstrafe«, Projean: »Todesstrafe«, Calès: »Todesstrafe«, Ayral: »Todesstrafe«, Julien: »Todesstrafe«, Desaby: »Todesstrafe« – ein Beweis dafür, daß die Weltgeschichte eine endlose Reihenfolge von Rückschlägen ist, welche von den Mauern jedes Tribunals das Echo der Gruft widerhallen lassen. Man wies in diesem wilden Getümmel von Gesichtern mit dem Finger auf alle die einzelnen, deren tragische Richtersprüche sich zu dem einen großen Racheschrei verschmolzen hatten; Paganel, der gesagt hatte: »Todesstrafe; ein König ist nur im Sterben nützlich«; Millaud, der gesagt hatte: »Wenn es heute noch keinen Tod gäbe, müßte man einen erfinden«; den alten Raffron du Trouillet, der gesagt hatte: »Schleunige Todesstrafe«; »Goupilleau, der

gerufen hatte: »Gleich auf's Schaffot mit ihm! die Zögerung verschärft den Tod«; Sieyès hatte sein Votum in das eine düstere Wort zusammengefaßt: »Tod«; Thuriot hatte gegen die von Buzot vorgeschlagene Berufung an das Volk geeifert: »Wie? man will die Wähler befragen? vierundvierzigtausend Gerichtshöfe einsetzen? Es würde ein Prozeß ohne Ende, und Ludwig's XVI. Haupt hätte Zeit genug, noch weiß zu werden vor dem Fallen«; Augustin-Bon Robespierre rief, nachdem sein Bruder gesprochen: »Ich kenne das Erbarmen nicht, das die Völker hinwürgt und den Despoten verzeiht. Todesstrafe! Aufschub verlangen, heißt, der Berufung an's Volk die Berufung an die Tyrannen unterschieben«; Foussedoire, der Stellvertreter von Benardin de Saint-Pierre, hatte gesagt: »Das Blutvergießen ist mir ein Greuel, aber Königsblut ist kein Menschenblut; Todesstrafe«; Jean-Bon-Sant-André sagte: »Ohne todten Tyrannen kein freies Volk«; Lavicomterie that einen ähnlichen Ausspruch: »So lang der Tyrann athmet, erstickt die Freiheit; Todesstrafe«; Chateauneuf-Randon rief: »Tod Ludwig dem Letzten«; Guyardin: »Hinrichtung bei umgestürzter Barrière«; er meinte damit die »Barrière du Thrône«; Tellier sprach: »Man gieße, um ihn auf den Feind zu feuern, eine Kanone für den Kopf Ludwigs XVI.« Man zeigte sich auch die Nachsichtsvollen: Gentil, der gesagt hatte: »Ich stimme für Gefängniß; ein zweiter Karl Stuart bringt uns einen zweiten Cromwell«; Bancal, der gesagt hatte: »Verbannung; ich will den ersten König der Welt verurtheilt sehen, zu einem Handwerk zu greifen, um sein Brod zu verdienen«; Albouys, der gesagt hatte: »In's Exil mit ihm! laßt ihn als lebendiges Gespenst zwischen den Thronsesseln umgehen«; Zangiaconi sagte: »Gefängniß; der lebende Capet sei ein Schreckbild in unsern Händen«: »Er lebe«, meinte Chaillon; »ich will den Todten nicht durch Rom heilig sprechen lassen.« Während diese Worte von strengen Lippen der Reihe nach der Weltgeschichte anheim fielen, zählten auf den Tribünen geputzte Frauen in ausgeschnittenen Kleidern die Stimmen nach und merkten sie mit Nadelstichen auf Verzeichnissen der Abgeordneten an.

Wo die Tragödie sich einmal gezeigt hat, da lassen sich Grauen und Mitleid dauernd nieder. Zu welcher Zeit man den Konvent auch betrachten mochte, immer wieder bot er einen ähnlichen Anblick wie bei der Abstimmung über den letzten Capet; die Legende vom 21. Januar schien in jeder ferneren Entschließung fortzuklingen; die gewaltige Versammlung war durchweht von jenem verhängnißvollen Sturmhauch, der über die alte,

achtzehn Jahrhunderte lang brennende Fackel der Monarchie hingestrichen war und sie gelöscht hatte. Die entscheidende Verurtheilung aller Könige in dem einen war gleichsam der Ausgangspunkt des großen Krieges, den der Konvent gegen die Vergangenheit führte. Ganz einerlei welcher Sitzung man beiwohnte, stets warf das Schaffot Ludwigs XVI. seinen Schatten herein; die Zuschauer erzählten einander, wie Kersaint, wie Roland damals gesprochen, wie Duchâtel, ein Abgeordneter des Departements Deux-Sèvres, sich auf seinem Krankenbett hereintragen ließ, und, selber sterbend, für Leben stimmte, worüber Marat lachen mußte; und man suchte jenes seither verschollene Mitglied mit den Blicken, das nach der siebenunddreißigstündigen Gerichtsverhandlung vor Erschöpfung auf seiner Bank eingeschlafen war, und, vom Huissier zur Abgabe seiner Stimme geweckt, mit halbgeöffneten Augen »Todesstrafe« sagte und wieder einschlummerte.

Als Ludwig XVI. zur Guillotine verurtheilt wurde, hatten Robespierre noch achtzehn Monate, Danton fünfzehn, Vergniaud neun, Marat fünf Monate und drei Wochen, Lepelletier-Saint-Fargeau einen Tag Leben vor sich. Furchtbar war das Athmen jener Männer und kurz.

VIII.

Für das Volk ging ein stets offenes Fenster auf den Konvent hinaus, die öffentlichen Tribünen, und genügte das Fenster nicht, so wurde die Thür aufgemacht und die Straße entleerte sich in den Saal. Jenes Einbrechen der Menge in diese Versammlung gehört zu den überraschendsten Erscheinungen der Geschichte. Meistentheils war die Invasion gut gemeint; die Vorstädte schmollirten mit dem kurulischen Stuhl; aber es lag etwas Unheimliches in dieser herzlichen Zudringlichkeit eines Volkes, das eines Tages, ehe drei Stunden vergangen waren, die Kanonen des Invalidenhauses und Vierzigtausend Flinten ausgeführt hatte. Sehr häufig wurden die Sitzungen durch den Aufmarsch von Deputationen unterbrochen, die man mit Gesuchen, Huldigungen oder Liebesgaben an die Schranken vorließ. Es wurde durch Weiber die Ehrenpike der Vorstadt Saint-Antoine hereingetragen. Einmal widmeten Engländer den barfuß kämpfenden Soldaten zwanzigtausend Schuhe. »Der Bürger Arnoux«, las man ein andermal im Bericht des Moniteur, »Pfarrer von Aubignan und

Kommandant des Bataillons vom Departement Drôme, verlangt, unter Vorbehalt seiner Pfarrei, an die Grenze zu marschiren.« Die Bezirksvertreter brachten auf Tragbahren Platten, Kelche, Monstranzen, ganze Haufen von Silber und Gold herbei, dem Vaterland von jenem Volk in Fetzen geweiht, das dafür als einzige Belohnung die Erlaubniß begehrte, dem Konvent die Carmagnole vorzutanzen. Chenard, Narbonne und Vallière kamen, um patriotische Lieder auf die Bergpartei abzusingen. Der Bezirk Mont-Blanc verehrte der Versammlung eine Büste von Lepelletier und ein Weib setzte dem Präsidenten eine rothe Mütze auf, worauf sie von diesem umarmt wurde. »Die Bürgerinnen des Bezirks le Mail« streuten »den Gesetzgebern« Blumen. »Die Schüler des Vaterlandes«, voran eine Musikbande, statteten dem Konvent ihren Dank ab »für Begründung der Wohlfahrt des Jahrhunderts.« Die Frauen des Bezirks Gardes-Françaises brachten Rosen, die vom Bezirk Champs-Elysées einen Kranz von Eichenlaub; die Mädchen vom Bezirk Temple leisteten vor den Schranken einen Eid darauf, »sich nur mit echten Republikanern zu verbinden.« Der Bezirk Molière widmete eine Medaille von Franklin, die laut Verordnung an die Krone der Freiheitsstatue gehängt wurde. Die Findelkinder, nunmehr die Kinder der Republik, zogen in der nationalen Uniform vorbei. Die Jungfrauen des Bezirks Zweiundneunzig kamen in langen weißen Gewändern, und am folgenden Tage las man im Moniteur: »Der Präsident empfängt einen Strauß aus den unschuldigen Händen einer unschuldigen Schönheit.« Die Redner grüßten die Menge, riefen ihr zuweilen sogar Schmeicheleien zu, wie: »Du bist unfehlbar; Du bist untadelhaft; Du bist erhaben.« Das Volk hat etwas vom Kind: es nascht gern Süßigkeiten. Oft auch brauste der Aufruhr durch die Versammlung; brach tobend herein und strömte beschwichtigt von dannen wie die Rhone, die beim Einmünden in den Genfer See trübe und beim Ausfluß himmelblau gefärbt ist. Mehrmals lief es jedoch so friedlich nicht ab, und Henriot ließ vor den Tuilerieen Roste herbeischaffen für die Brandkugeln.

IX.

Neben dem Zündstoff für die Revolution entwickelte die Versammlung auch eine befruchtende Kulturpotenz. Der Weltbrand nährte eine schöpferische Schmiede, und in dieser Esse, wo der Schrecken brodelte, klärte sich das Gold des Fortschritts ab. Aus dem Chaos von Schatten und

der jagenden Wolkenflucht flammten Lichtstrahlen der ewigen Wahrheit nieder, unvergängliche Lichtstrahlen, die den Völkerhimmel für alle Zeiten erhellen und die sich Gerechtigkeit nennen und Duldsamkeit und Wohlwollen und Vernunft und Wahrhaftigkeit und Menschenliebe. Der Konvent stellte den großen Grundsatz auf: »Die Freiheit des Bürgers hört da auf, wo die Freiheit eines anderen Bürgers anfängt,« ein Axiom, das in zwei Worten die Bedingungen alles gesellschaftlichen Lebens zusammenfaßt. Er sprach das Elend heilig, heilig die Gerechtigkeit im Blinden und Taubstummen, die er der Fürsorge des Staates übergab, heilig die Mutterschaft in der Gefallenen, die er tröstete und aufrichtete, heilig die Kindheit in der Waise, die er dem Vaterland in den Arm legte, heilig die Unschuld im freigesprochenen Angeklagten, den er entschädigte. Er brandmarkte den Negerhandel und schaffte die Sklaverei ab. Er machte sich zum Herold der gegenseitigen Verbindlichkeit Aller gegen Alle. Er führte den unentgeltlichen Unterricht ein, regelte die nationale Erziehung durch Gründung der Normalschule zu Paris, der Centralschulen in den Departements-Hauptstädten und der Primärschulen in den Gemeinden, schuf Musik-Akademien und Kunstsammlungen, brachte die Einheit in der Gesetzgebung und durch das Dezimalsystem die Einheit in Maß, Gewicht und Münzwesen zu Stande, stellte die Ordnung in den Finanzen wieder her und rettete aus dem monarchischen Bankrott den öffentlichen Kredit. Dem Verkehr schenkte er den Signaltelegraphen, dem Alter die dotirten Versorgungshäuser, der Krankheit die verbesserten Spitäler, der höheren Ausbildung die polytechnische Schule, der Wissenschaft die geographische Vermessungsanstalt, dem menschlichen Geist die vereinigten gelehrten Körperschaften. Neben den patriotischen Zwecken verfolgte er auch kosmopolitische. Von den elftausendzweihundertundzehn Verordnungen, die der Konvent erließ, trägt ein Drittel nur einen speziell politischen, der Rest einen allgemein humanen Charakter. Der Gesellschaft wurde die Weltmoral, dem Gesetz das Gewissen der Welt zu Grund gelegt. Und Abschaffung der Dienstbarkeit, Verbrüderung Aller, Schutz für die ganze Menschheit, Läuterung des öffentlichen Gewissens, Verwandlung der ausgebeuteten Arbeit in ein gesetzlich gesichertes Recht, Befestigung des Staatsvermögens, Aufklärung und Leitung der Jugend, Förderung der Künste und Wissenschaften, Verbreitung des Lichts nach jeder Seite hin, Beistand für jedes Elend und Geltendmachung jedes höheren Grundsatzes –

Alles das schuf der Konvent mit der Hydra der Vendée am Herzen und von Außen zerfleischt durch die Tigerheerde der europäischen Fürstenkoalition.

X.

Auf dem unermeßlichen Kampfplatz vereinigten sich in episch gewaltigem Widerstreit alle menschlichen und unmenschlichen und übermenschlichen Typen. Während Guillotin David aus dem Weg ging, beschimpfte Bazire Chabot; Guadet verspottete Saint-Just; Vergniaud verschmähte Danton; Louvet klagte Robespierre, Buzot Egalité an; Chambon stellte Pache an den Pranger; Alle verabscheuten Marat. Und wie viel andere Namen wären an dieser Stelle noch zu verzeichnen! Armonville, genannt Bonnet-Rouge, weil er nur in der phrygischen Mütze an den Sitzungen theilnahm, ein Freund Robespierre's, der »nach Ludwig XVI. auch diesen guillotiniren lassen wollte, dem Gleichgewicht zulieb.« Massieu, der unzertrennliche Kollege des guten Bischofs Lamourette, der so ganz geschaffen war, einem berühmt gebliebenen Versöhnungskuß seinem Namen zu geben; Lehardy aus dem Morbihan, der die bretonischen Priester brandmarkte; Barère, der Mann der Majoritäten, der das Präsidium führte, als Ludwig XVI. vor den Schranken des Konvents erschien, und der zu der Pamela der Frau von Genlis in denselben Herzensbeziehungen stand wie Louvet zu Lodoïska; Daunon, welcher der Kongregation des Oratoriums angehörte und zu sagen pflegte: »Gewinnen wir nur erst Zeit«; Dubois-Crancé, mit dem Marat oft flüsterte; der Marquis von Chateauneuf, Laclos, Hérault-Séchelles, der vor Henriot mit dem Ruf zurückwich: »An die Geschütze!« Julien, der die Montagne mit den Thermopylen verglich; Gamon, der eine besondere öffentliche Tribüne für die Weiber beanspruchte; Laloy, der dem Bischof Gobel die Ehren der Sitzung zuerkannte, als dieser in den Konvent kam, um die Mitra gegen die Freiheitsmütze umzutauschen; Lecomte, der damals äußerte: »Man reißt sich ja darum, sich zu entpfaffen!« Féraud, vor dessen Kopf Boissy-d'Anglas später den Hut abzog, wodurch die offene Frage entstand: »Hat Boissy-d'Anglas den Kopf, und somit das Opfer, oder die Pike, also die Mörder, gegrüßt?« Die zwei Brüder Duprat, von denen der eine Montagnard, der andere Girondin war, und die einander haßten wie die beiden Chénier.

Von der Rednertribüne fielen zuweilen Worte von jener unabsehbaren Wirkung, von welcher der Sprechende selbst keine Ahnung hat, Worte, denen das Verhängnißvolle der Revolution innewohnt und auf die hin die materiellen Ereignisse plötzlich in's ungehalten Leidenschaftliche umgeschlagen zu sein scheinen, als hätten sie das eben Gesagte übelgenommen; was geschieht, scheint dann aus Zorn zu geschehen über das, was gesprochen worden, und schmetternde Katastrophen brechen dann herein, wie zur Tollwuth angestachelt durch die Worte der Menschen. So genügt auf den Schneebergen oft ein Schrei, um eine Lawine in's Rollen zu bringen, und so kann auch eine allzuscharf klingende Redensart einen Zusammensturz im Gefolge haben, der sonst ausgeblieben wäre. Oft liegt selbst in den Begebenheiten etwas persönlich Jähzorniges. Aus einem solchen Grund, weil zufällig die Aeußerung eines Redners mißverstanden wurde, fiel zum Beispiel das Haupt von Madame Elisabeth.

Im Konvent genoß die Maßlosigkeit im Ausdruck Bürgerrechte. Durch die Debatte schwirrten und kreuzten sich die Drohungen wie Funken in einer Feuersbrunst. – Robespierre, kommen Sie zur Sache! rief eines Tages Pétion. – Die Sache sind Sie, Pétion, entgegnet Robespierre; Ihnen werde ich nur zu früh zur Sache kommen. – Zur Guillotine mit Marat, schrie eine Stimme. – Am Tag, wo Marat sterben wird, antwortet dieser, wird kein Paris mehr sein, und am Tag, wo Paris sterben wird, stirbt die Republik mit. – Billaud-Varennes steht auf und sagt: Wir wollen ... – Du sprichst wie ein König, unterbricht ihn Barére. – Und eines andern Tages, da Philippeaux darüber klagt, daß ein Mitglied den Degen gegen ihn gezogen, ruft Audouin: Präsident, rufen Sie den Mörder zur Ordnung! – Nur Geduld, sagt der Präsident; und Panis ruft ihm zu: Ich, Präsident, rufe jetzt Sie zur Ordnung. – Im Konvent wurde auch gelacht, derbe gelacht. – Der Pfarrer von Chant-de-Bout, berichtete einmal Lecointre, beschwert sich über Fauchet, seinen Bischof, der ihn nicht heirathen lassen will. – Ich sehe nicht ein, fährt eine Stimme dazwischen, warum Fauchet Maitressen halten darf, wenn er bei Andern keine Ehefrauen duldet. – Drauf los heirathen, ihr Priester, fällt eine zweite Stimme ein. – Die Tribünen mischen sich in die Debatte; sie dutzten die Abgeordneten. Eines Tages bestieg Nuamps die Rednerbühne, und weil die einer seiner »Hüften« viel entwickelter war als die andere, wurde ihm von oben zugerufen: – Dreh Dich doch nach rechts mit Deiner Backe à la David. – Dergleichen Freiheiten erlaubte sich das

Volk im Konvent. Einmal jedoch, beim Tumult des 11. April 1793, ließ der Präsident einen Schreier auf den Tribünen verhaften.

In einer Sitzung, die der alte Buonarotti beschreibt, ergreift Robespierre das Wort und spricht volle zwei Stunden, den Blick immer auf Danton gerichtet, bald geradeaus (schon schlimm genug), bald von der Seite, was noch weit schlimmer war. Aus unmittelbarster Nähe schmettert er seine Blitze herab und schließt mit einem Ausbruch von Entrüstung voll verderbenschwangerer Anzüglichkeiten: Man kennt die Heuchler; man kennt die Verführer und die Bestochenen; man kennt die Verräther: sie sind hier in dieser Versammlung. Sie hören uns zu; wir sehen sie und wenden kein Auge von ihnen ab. Ueber ihren Häuptern erblicken sie – ja schaut hinauf, das Schwert des Gesetzes; in ihrem Gewissen – schaut nur hinein! – erblicken sie die eigene Verworfenheit. Verräther, nehmt Euch in Acht! – Robespierre bricht ab, und Danton, den Kopf zur Decke gewendet, mit halbgeschlossenen Augen und einen Arm über die Lehne der Bank hin- und herwiegend trällert zurückgeworfen zwei Verse von »Kadet Rousssel« halblaut vor sich hin:

»Reden hält er von gutem Klang:
Wenn sie fein kurz sind, währt's nit lang.«

– Verschwörer! – Mörder! – Schurke! – Rebell! – Reaktionär! Alle Verwünschungen platzten oft auf einander los; man schrie seine Anklagen wechselseitig zu der Büste des Brutus hinauf; man fuhr sich an, verfluchte, forderte sich heraus: von allen Seiten wüthende Blicke, geballte Fäuste, hervorschimmernde Pistolen, halbgezückte Dolche; weit und breit ein hundertfaches Emporflammen um die Tribüne. Einige sprachen, als lehnten sie an der Guillotine. Entsetzt und entsetzlich wogten die Köpfe hin und her, Montagnards, Girondins, Feuillants, Gemäßigte, Terroristen, Jakobiner, Cordeliers, darunter achtzehn Priester, die für den Tod des Königs gestimmt hatten, Alle in einander verschwimmend wie vorangetriebene Rauchwolken.

XI.

Es waren sturmgepeitschte Geister; der Sturm aber fuhr auf Fittigen des Wunders einher. Ein Mitglied des Konvents war eine Welle im Ozean, und das galt auch von den Größten. Die Triebkraft kam von oben her. Es herrschte im Konvent ein Gesammtwollen, das vom Wollen des Einzelnen ganz verschieden war, eine Idee, unbezwingbar und unermeßlich, die von den Höhen niedersauste durch das Dunkel, und die wir eben die Revolution nennen. Wenn diese Idee dahinstrich, warf sie den Einen zu Boden und raffte den Andern empor, ließ Diesen zu Schaum zerstieben und zerschmetterte Jenen an Felsenriffen. Sie wußte, wohin sie steuerte, diese Idee, und trieb den Abgrund vor sich her. Wenn man die Revolution für das Werk der Menschen ausgeben wollte, so müßte man auch Ebbe und Fluth für das Werk ausgeben der Wellen. Die Revolution ist eine Kraftäußerung des großen Unbekannten. Man nenne sie gut oder böse, je nachdem man die Zukunft oder die Vergangenheit herbeisehnt, aber man mache ihr den Ursprung nicht streitig. Sie scheint allerdings aus dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken von großen Ereignissen und großen Menschen hervorgegangen, ist aber in der That lediglich die Kraftsumme der Ereignisse. Die Ereignisse geben aus; die Menschen zahlen. Die Ereignisse diktiren; die Menschen unterschreiben. So ist der 14. Juli Camille Desmoulins, der 10. August Danton, der 2. Dezember Marat, der 21. September Grégoire, der 21. Januar Robespierre gezeichnet; aber Desmoulins, Danton, Marat, Grégoire und Robespierre haben weiter nichts dabei gethan, als die Urkunden auszuschreiben. Der eigentliche gigantisch strenge Verfasser jener Geschichtsblätter heißt Gott und führt das Pseudonym Schicksal. Robespierre glaubte an einen Gott; er mußte ja wohl!

Die Revolution ist eine Erscheinungsform des immanenten Wollens in und um uns; wir nennen es die Nothwendigkeit. Vor dieser geheimnißvollen Verwickelung von Wohlthaten und Bitternissen wirft sich das Warum des Denkers auf. »Weil eben einmal«: diese Antwort des Nichtwissens ist zugleich die der Erkenntniß. Im Angesicht jener klimatischen Umwälzungen, welche die Kultur verheeren und beleben, scheut man vor einem Urtheil über das Einzelne zurück. Ob das Ergebniß die Menschen tadeln oder loben, heißt ungefähr so viel, als man würde die Zahlen ihrer Summe wegen loben oder tadeln. Was vorbeistürmen muß, stürmt eben vorbei. Die hehre Ewigkeit wird durch diese Windstöße nicht berührt, und

Wahrheit und Gleichgewicht bleiben über den Revolutionen stehen wie der Sternenhimmel über dem Orkan.

XII.

Das war jener unermeßliche Konvent; eine von allen Finsternissen auf ein Mal berannte Schanze der Menschheit, das nächtliche Lagerfeuer eines belagerten Heers von Gedanken, eine ungeheuere Feldwache der Geister am Rand eines Abgrunds. Nichts läßt sich in der Geschichte zusammenhalten mit jener Versammlung von Männern, die zu gleicher Zeit Senat war und Pöbel, ein Konklave und ein Auflauf, ein Areopag und eine Agora, Richter und Angeklagter. Der Konvent hat sich stets beugen müssen unter dem Sturmhauch, aber es war auch ein Sturm ausgehaucht vom Mund des Volks, der Athemzug Gottes. Und heute, nach achtzig Jahren, wenn der Konvent vor dem Seelenspiegel eines Menschen auftaucht, gleichviel vor welchem, gleichviel ob Historiker oder Philosoph – der Mensch bleibt stehen und verliert sich im Betrachten. Die große Geisterkarawane unbeachtet vorüberziehen zu lassen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

II.

Marat hinter den Coulissen

Am Tage nach der Zusammenkunft in der Rue du Paon, verfügte sich Marat, wie er es Simonne Evrard schon zu wissen gethan hatte, in den Konvent. Bekanntlich gab es dort einen maratistischen Marquis, Louis von Montaut, derselbe, der später dem Konvent eine Dezimaluhr schenkte mit der Büste von Marat. Im Augenblick, wo dieser eintrat, war Chabot auf Montaut zugegangen: Ex-Marquis, sagte er... Montaut schaute auf: Weshalb nennst Du mich Ex-Marquis ?

– Weil dem so ist.

– Was?

– Du warst doch Marquis.

– Niemals.

– Unsinn!

– Mein Vater war ein Soldat, mein Großvater ein Weber.

– Was faselst Du da, Montaut?

– Ich heiße nicht Montaut.

– Wie denn sonst?

– Maribon heiße ich.

– Mir, sagte Chabot, kann's eigentlich gleich sein. Und er brummte noch zwischen den Zähnen: Man reißt sich förmlich drum, kein Marquis zu sein.

Marat war in dem Durchgang links stehen geblieben und betrachtete Montaut und Chabot.

Jedes Eintreten von Marat rief ein Gemurmel hervor, doch nur in der Entfernung: in seiner Nähe wurde geschwiegen. Dergleichen bemerkte Marat gar nicht; er verachtete »das Quaken des Sumpfes.«

Im Halbschatten der untern obskuren Bänke wurde mit dem Finger auf ihn gedeutet: Bei Coupé vom Departement Oise, Prunelle, Villars, einem Bischof, der später Akademiker wurde, Boutroue, Petit, Plaichard, Bonet, Thibeaudeau, Valdruche, hieß es:

– Sieh da! Marat. – Er ist also nicht krank? – Doch, weil er einen Schlafrock an hat. – Ja, einen Schlafrock! – Wahrhaftig! – Alles nimmt er sich heraus! – Die Frechheit, so im Konvent zu erscheinen! – Kam er schon einmal im Lorbeerkranz, so mag er auch im Schlafrock kommen! – Kupfergesicht mit Grünspanzähnen. – Ein neuer Schlafrock, will mir scheinen. – Was für ein Stoff? – Reps. – Gestreift. – Sehen Sie nur die Aufschläge. – Pelz. – Tigerpelz. – Nein, Hermelin. – Aber falsch. – Und Strümpfe hat er an! – Sonderbar. – Und Schnallen an den Schuhen. – Von Silber! – Das werden ihm die Holzschuhe von Camboulas nie verzeihen.

Auf andern Banken befliß man sich eines gesuchten Uebersehens und sprach von andern Dingen: Wissen Sie schon, Dusfaulx? begann Santhonac.

– Was? – Vom Ex-Grafen von Brienne? – Der mit dem Ex-Herzog von Villeroy in la Force gesessen hat? – Ja, der. – Ich habe sie Beide gekannt. Nun? – Sie waren so voller Angst, daß sie die rothe Mütze jedes Gefangenwärters grüßten und sich eines Tags vor einer Partie Piquet sträubten, weil man ihnen ein Spiel Karten mit Königen und Damen gegeben hatte. – Nun und? – Gestern sind sie guillotinirt worden. – Beide? – Beide. – Wie haben Sie sich im Kerker durchweg benommen? – Feig. – Und auf der Guillotine? – Mehr als tapfer. – Sterben ist eben leichter als leben, warf Dussaulx vor sich hin.

Barère verlas gerade einen Bericht über die Vendée. Neunhundert Mann aus dem Morbihan seien mit Artillerie ausgerückt, um Nantes zu decken. Redon sei von den Bauern bedroht, Paimboeuf bereits angegriffen. Von Maindrain aus kreuzten Kriegsschiffe, um eine Landung zu verhüten. Von Ingrande bis Maure strotzte das ganze linke Loire-Ufer von royalistischen Batterien. Dreitausend Bauern hielten Pornic besetzt und riefen »Vivat England!« Ein Brief von Santerre an den Konvent, den Barère mittheilte, schloß mit den Worten: »Siebentausend Bauern haben Vannes überfallen; wir haben sie zurückgeschlagen und ihnen vier Geschütze abgenommen...«

– Und wie viel Gefangene, unterbrach eine Stimme.

– Barère fuhr fort:

– Nachschrift des Briefes: »Gefangene haben wir nicht, denn wir machen keine Gefangenen mehr.«

Marat stand immer noch unbeweglich und hörte nicht zu: er schien einem düstern Gedanken nachzuhängen; er zerknitterte ein Papier, das er zwischen den Fingern hielt und auf dem, wenn man es hätte entfalten können, folgende Zeilen von Momoro's Hand zu lesen waren, wahrscheinlich als Antwort auf eine Anfrage von Marat: »Gegen die Omnipotenz der abgeordneten Kommissäre ist nicht aufzukommen, namentlich gegen die der Kommissäre des Wohlfahrtsausschusses. Wenn Génissieur in der Sitzung vom 6. Mai auch betont hat, daß jeder Kommissär unumschränkter

herrscht als ein König, geändert ward an der Sache nichts. Sie entscheiden über Leben und Tod. Massade in Angers, Frullard in Saint-Amand, Nyon bei General Marcé, Parrein bei der Armee von les Sables, Millier bei der Armee von Niort sind geradezu allmächtig. Der Jakobinerklub ist so weit gegangen, Parrein zum Brigadechef zu ernennen. Alles wird auf die Umstände geschoben und ein Kommissär des Wohlfahrtsausschusses hält einen kommandirenden General in Schach.«

Nun steckte Marat das zerknitterte Papier in die Tasche und ging langsam auf Montaut und Chabot zu, welche ihn nicht bemerkt hatten und weitersprachen.

Chabot sagte: Maribon oder Montaut, paß auf: just komme ich aus dem Wohlfahrtsausschuß. – Und was treiben sie dort? – Sie lassen einen Adeligen überwachen durch einen Priester. – So? – Einen Adeligen wie Du ... – Ich bin kein Adeliger, wiederholte Montaut. – Durch einen Priester. – Wie Du. – Ich bin kein Priester, entgegnete Chabot.

Und Beide mußten lachen.

– Laß hören wo und wer, sagte Montaut.

– Es verhält sich so: Ein Priester Namens Cimourdain ist mit unumschränkter Vollmacht zu einem gewissen Vikomte Gauvain abgeordnet. welcher Vikomte die Streifkolonne der Küstenarmee befehligt. Es soll verhütet werden, daß der Adelige falsch spielt und daß der Priester verräth.

– Nichts ist leichter, erwiderte Montaut, man braucht nur den Tod mitreden zu lassen.

– Gerade deshalb bin ich hier, fiel Marat ein.

Die Beiden schauten auf:

– Guten Tag, Marat, sagte Chabot; Du kommst selten in unsere Sitzungen.

– Mein Arzt verordnet mir Bäder, antwortete Marat.

– Den Bädern ist nicht zu trauen, meinte Chabot; Seneca ist in einem Bad gestorben.

Marat lächelte: – Hier, Chabot, haben wir keinen Nero.

– Dich haben wir, sagte eine derbe Stimme. Es war Danton, der vorbeiging, um zu seinem Platz zu steigen.

Marat wendete sich nicht um. Er streckte den Kopf vor und raunte den Beiden zu: Hört einmal, ich bin in einer ernsten Angelegenheit da; es muß Einer von uns heut einen Antrag stellen im Konvent.

– Nicht ich, sagte Montaut; auf mich hört man nicht; ich bin ein Marquis.

– Auf mich, sagte Chabot, hört man nicht; ich bin ein Kapuziner.

– Und auf mich, sagte Marat, hört man auch nicht; ich bin Marat.

Alle Drei schwiegen. Marat anzureden, wenn er über etwas nachsann, war kaum gerathen. Nichtsdestoweniger erlaubte sich Montaut die Frage:

– Was denn soll beantragt werden, Marat?

– Todesstrafe für jeden Befehlshaber, der einem gefangenen Rebellen zur Freiheit verhilft.

– Giebt's schon, bemerkte Chabot, die Verordnung besteht seit Ende April.

– Dann besteht sie so gut wie nicht, sagte Marat. Ueberall, in der ganzen Vendée, hat man's darauf abgesehen, die Gefangenen laufen zu lassen, und die Hehlerei geht straflos aus.

– Die Verordnung ist eben in Vergessenheit gerathen, Marat.

– Chabot, man muß sie wieder in Wirksamkeit setzen.

– Allerdings.

– Und demgemäß im Konvent sprechen.

– Den Konvent, Marat, brauchen wir nicht; der Wohlfahrtsausschuß thut's auch.

– Der Zweck ist schon erreicht, fügte Montaut hinzu, wenn der Wohlfahrtsausschuß die Verordnung in allen Gemeinden der Vendée anschlagen läßt und zwei oder drei Mal Ernst macht.

– Mit vornehmen Köpfen, stimmte Chabot ein, mit Generalen.

– In der That, brummte Marat, das wird hinreichen.

– Gehe Du selber hin, Marat, meinte Chabot, und sage das dem Wohlfahrtsausschuß.

Marat sah ihm in beide Augen, was keineswegs angenehm war, sogar für Chabot:

– Chabot, sprach er, der Wohlfahrtsausschuß, das heißt so viel wie Robespierre; zu Robespierre gehe ich nicht.

– So will ich denn gehen, sagte Montaut.

– Gut, antwortete Marat.

Tags darauf wurde vom Wohlfahrtsausschuß an alle Munizipalbehörden der Vendée der Befehl erlassen, für allgemeine Verbreitung und strenge Ausführung des Dekrets Sorge zu tragen, welches die Mitschuld am Entweichen gefangener Räuber und Rebellen mit dem Tod bestrafte.

Jenes Dekret war übrigens nur der erste Schritt zu weiteren Maßregeln. Einige Monate später, am 11. Brumaire des Jahres Zwei (November 93), in Anbetracht, daß Laval die fliehenden Vendéer aufgenommen, verhängte der Konvent über jede Stadt, welche den Rebellen ein Obdach gewähren würde, gänzliche Zerstörung.

Ihrerseits hatten die Fürsten Europa's im Manifest des Herzogs von Braunschweig, der vom Haushofmeister des Herzogs von Orleans, Marquis

von Linnon, zu Papier gebrachten Gesinnungsäußerung der Emigranten, erklärt, jeder unter den Waffen ergriffene Franzose werde standrechtlich erschossen und Paris, falls man dem König auch nur ein Haar krümmen sollte, der Erde gleichgemacht werden.

Wildheit gegen Barbarei.

Dritter Theil.

In der Vendée.

Erstes Buch.

Die Vendée.

I.

Die Wälder.

Es gab damals in der Bretagne sieben grauenvolle Wälder. Der Vendéerkrieg ist der Priesteraufruhr gewesen, und der Wald hat ihm Vorschub geleistet, Finsterniß im Bund mit Finsterniß.

Die sieben »schwarzen Wälder« der Bretagne waren: Der Wald von Fougères, der den Weg zwischen Dol und Avranches versperrt; der Wald von Princé mit einem Umfang von acht Meilen; der Wald von Paimpont, der, von Schluchten und Bächen durchfurcht, für einen Angriff von Baignon her fast unzugänglich war und den Rückzug auf den royalistischen Marktflecken von Concornet deckte; der Wald von Rennes, wo Puysaye Focard verlor und wo man aus der Ferne das Sturmgeläut der republikanischen Gemeinden hören konnte, deren es um die größeren Städte herum allenthalben eine beträchtliche Anzahl gab; der Wald von Machecoul, mit seinem Ungeheuer: Charette; der Wald von La Garnache, der den Familien La Trémoille, Gauvain und Rohan, und der Wald von Brocéliande, welcher dem Feenreich gehörte.

»Herr der sieben Wälder« war ein Adelstitel, der sich unter den Vikomtes von Fontenay vererbte, welche auch den bretonischen Fürstentitel führten, bretonisch im Gegensatz zu den französischen Fürsten. Solche bretonische Fürsten waren auch die Rohan. Der Fürst von Talmont wurde am 15. Nivôse des Jahres Zwei, in einem Bericht von Garnier Saintes an den Konvent, als »jener Capet der Räuber und souveräne Herr in Maine und Normandie« bezeichnet. Ueber die bretonischen Wälder von 1792 bis 1800

ließe sich eine Monographie abfassen, die sich der Geschichtschreibung der Vendéerkriege gewissermaßen als Legende anschließen würde. Wie die Geschichte, so hat auch die Legende ihre innere Wahrheit, und diese unterscheidet sich von der historischen blos der Form nach; von einer Fiktion ausgehend, gelangt sie schließlich bei der Wirklichkeit an. Geschichte und Sage verfolgen ein gemeinsames Ziel, die Schilderung der menschlichen Wesenheit in vergänglichen Typen. Es wird nur dann ein vollständiges Verständniß der Vendée erzielt, wenn die Legende die Geschichte, das Besondere das Allgemeine ergänzt. Und sagen wir es gleich heraus, die Vendée ist es auch werth. Die Vendée ist wunderbar. Jener Ignorantenkrieg, so stupid und doch so glänzend, scheußlich und herrlich, hat Frankreich mit Jammer und doch wieder mit einem Gefühl der Genugtuung erfüllt; die Vendée ist eine ruhmvolle Wunde. Zu gewissen Zeiten giebt die menschliche Gesellschaft Räthsel auf, Räthsel, die sich für den Wissenden in Klarheit, für den Unwissenden in Verdüsterung, Gewaltthätigkeit und Barbarei lösen. Der Philosoph zögert mit der Anklage. Er zieht die Verwirrung in Betracht, welche Probleme mit sich bringen, denn wie die vorüberziehenden Wolken, so werfen auch Probleme ihre Schatten unter sich.

Das Verständniß der Vendée hängt von der Beachtung des großen Gegensatzes ab zwischen der französischen Revolution einerseits und andererseits dem bretonischen Bauern. Neben jene unvergleichlichen Ereignisse, jene ungeheuere unmittelbare Bedrohung mit allen Wohlthaten zugleich, jenen Zornanfall der Kultur, jenen tobenden über's Ziel schießenden Fortschritt, jene maßlos unbegreifliche Besserungswuth stelle man den sonderbar feierlichen Eingeborenen, den Mann mit dem blauen Auge und dem langen Haar, der von Milch und Kastanien lebt, dem sein Strohdach, sein Zaun und der Graben dahinter die Welt bedeuten, der jedes Nachbardorf am Klang seiner Glocke erkennt, der das Wasser lediglich zum Stillen des Durstes verwendet, der ein Lederwamms mit seidenen Arabesken trägt, die Stickerei auf der Rohheit, der, wie seine keltischen Vorfahren ihr Gesicht, nunmehr seine Kleider tätowirt, der in seinem Henker noch seinen Herrn hochhält, der eine ausgestorbene Sprache spricht, seine Gedanken also unter einen Grabhügel sperrt, der seine Ochsen antreibt, seine Sense wetzt, sein Feld ausjätet, seinen Buchweizenfladen knetet, der seinen Pflug zuerst und dann seine Großmutter verehrt, der an

die heilige Jungfrau und an die weiße Dame glaubt, der in Andacht schauert vor dem Altar und auch wieder vor dem geheimnißvollen hohen Stein, welcher über der Haide ragt, der in der Ebene auf den Ackerbau, an der Küste auf den Fischfang und im Dickicht auf's Wildern ausgeht, der seine Könige, seine Schloßherren, seine Priester, ja seine Läuse lieb hat und oft stundenlang stehen bleiben kann am weiten einsamen Strand in düsterem Belauschen des Meeres – man denke sich in den Gegensatz hinein und frage sich dann, ob dieser Blinde jenes Licht zu begrüßen fähig war.

II.

Die Menschen.

Der Landmann hat an zwei Dingen einen Halt, am Feld, das ihn ernährt, am Walde, der ihn birgt. Von den bretonischen Wäldern machen wir uns kaum noch einen Begriff. Es waren Städte. Nichts Verschlosseneres, Stummeres, Wilderes, als jene ineinandergewachsenen Verstrickungen von Dornhecken und Astwerk; die dichten Gebüsche schienen Lagerstätten regungslosen Schweigens; keine Einöde konnte einen vollständigeren Eindruck des Ausgestorbenen, Grabähnlichen hervorbringen. Wären jedoch plötzlich, mit einem Zauberschlag, die Bäume vom Erdboden verschwunden, so hätte man ein ganzes Menschengewimmel erblickt.

Enge runde Gruben, durch einen unter Zweigen versteckten steinernen Deckel verschlossen, welche sich trichterförmig nach unten zu erweiterten und, erst senkrecht, dann horizontal laufend, in dunkle Kammern mündeten, das hatte Cambyses in Egypten vorgefunden, und das fand Westermann in der Bretagne; die egyptischen Keller dehnten sich unter der Wüste, die bretonischen unter den Wäldern aus; in jenen lagen Todte, in diesen hausten Lebendige. Eine der entrücktesten Lichtungen im Gehölz von Misdon, welche ihrem ganzen Umfang nach unterhöhlt war und in deren Stollen und Zellen eine geheimnißvolle Einwohnerschaft ab- und zuging, hieß »die große Stadt«; eine andere, oberhalb nicht minder öde und unterhalb nicht minder bevölkerte hieß »der Königsplatz«. Dies unterirdische Treiben in der Bretagne ließ sich auf undenkliche Zeiten zurückführen; von jeher hatte dort der Mensch vor Menschen flüchten müssen; daher die Schlupfwinkel zwischen den Baumwurzeln. Dies Unterkriechen schrieb sich noch von den

Druiden her, und einige dieser Krypten sind so alt wie die Dolmens. Die Gespenster der Sage und die Ungeheuer der Geschichte, Alles war über dieses finstere Land dahingefluthet: Teut, Cäsar, Hoël, Neomen, Gottfried von England, Alain mit dem eisernen Handschuh, Pierre Mauclerc, das französische Haus von Blois, das englische Haus der Montfort, die Könige und die Herzoge, die neun bretonischen Barone, die fahrenden Richter, die Grafen von Nantes in Fehde mit den Grafen von Rennes, die entlassenen Kriegsvölker und plündernden Vagabundenrotten, René II., Vikomte von Rohan, die königlichen Statthalter, der »gute Herzog von Chaulnes«, der unter den Fenstern der Frau von Sévigné die Bauern baumeln ließ, im fünfzehnten Jahrhundert die Feudalmetzeleien, im sechzehnten und siebzehnten die Religionskriege, im achtzehnten die dreißigtausend auf den Mann dressirten Bluthunde. Das ohne Unterlaß dermaßen zusammengestampfte Volk hatte zum Verschwinden seine Zuflucht genommen: so verkrochen sich denn der Reihe nach die Ureinwohner vor den Kelten, die Kelten vor den Römern, die Bretonen vor den Normannen, die Hugenotten vor den Katholiken, die Schmuggler vor den Zollwächtern, erst in die Wälder und dann unter die Wälder, wie die Thiere, denn so weit bringt die Tyrannei den Menschen. Seit zweitausend Jahren in allen möglichen Gestalten: Eroberung, Feudalwesen, Priesterfanatismus, Steuererpressung, hetzte sie diese jammervolle, athemlose Bretagne ab und gab das unerbittliche Treibjagen in der einen Form nur auf, um es in einer neuen fortzusetzen. Die Menschen gruben sich ein. Die zornverwandte Verzweiflungsangst dehnte sich schlagfertig in den Seelen, und die Höhlen dehnten sich schlagfertig unter den Wäldern, als die französische Revolution ausbrach. Die Bretagne hielt die aufgedrungene Freiheit für Unterdrückung und empörte sich. Aber so sind die Sklaven.

III.

Einvernehmen der Menschen und Wälder.

Die tragischen Wälder der Bretagne fielen in ihre gewohnte Rolle und spielten, wie in allen vorausgegangenen Aufständen, so auch im gegenwärtigen die Helfershelfer und Mitschuldigen. Der Boden unter jenen Wäldern war meistens sternkorallenförmig ausgehöhlt, also nach allen Richtungen von einem unsichtbaren Netz von Schatten, Zellen und Galerien

durchzogen: in jeder dieser schwarzen Zellen lebten fünf bis sechs Männer; fast ohne Luft: darin bestand die Hauptschwierigkeit. Wie gewaltig der große Bauernaufstand organisirt war, läßt sich aus gewissen überraschenden Zahlen ersehen: Im Wald von Le Petre, Departement Ille-et-Vilaine, dem Asyl des Fürsten von Talmont, war kein Hauch zu vernehmen, keine menschliche Spur zu entdecken, und doch hatte Focard seine sechstausend Mann dort. Im Wald von Meulac, Departement Morbihan, wo sich keine Seele blicken ließ, lagen achttausend Mann, und jene zwei Wälder, Le Petre wie Meulac, gehören nicht einmal zu den größern. Wehe dem, der sie betrat! Jene trügerischen Gebüsche mit dem unterirdischen Labyrinth voll Kämpfern glichen ungeheuern dunkeln Schwämmen, die unter dem ersten Schritt der Gigantin Revolution den Bürgerkrieg in Strömen ausspritzten. Unsichtbar lauernde Bataillone, ja, ungeahnte Armeen wanden sich unter den Füßen den republikanischen Kolonnen hin und her, quollen plötzlich aus der Erde und quollen ebenso wieder hinein, stürmten massenhaft vor und zerstoben, allgegenwärtig, allverschwindend, erst Lawine, dann Staub, Ungeheuer, welche wie durch Zauber zusammenschrumpften, im Angriff Riesen und Zwerge auf der Flucht, Leoparden mit allen Eigenschaften des Maulwurfs.

Nicht genug, daß es Wälder gab; es gab auch noch Gehölze; wie die Städte durch Dörfer, so waren die Waldungen durch eine Anzahl allenthalben zerstreuter Forste unter einander verbunden. Die alten Schlösser, aus denen nun wieder Festungen, und die Dörfer, aus denen Feldlager geworden waren, die Pachtgüter, hinter deren Umzäunungen die Hinterlist ihre Fallen legte, und die Wirtschaftsgebäude mit ihren Schanzgräben und Baumpallisaden bildeten die einzelnen Maschen des Netzes, in das die republikanischen Armeen sich verrannten. Einer jener Komplexe von Forsten hieß le Bocage. Von Bedeutung waren darin das Gehölz von Misdon, in dem ein Teich verborgen lag, wo Jean Chouan hauste; ferner das Gehölz von Gennes mit dem Bandenführer Taillefer, das Gehölz von La Huisserie mit Gouge-le-Bruant; la Charnie mit Courtillé-le-Bâtard, den man den Apostel Paulus nannte, und der im Lager von La Vache-Noire kommandirte; Burgault mit jenem räthselhaften Monsieur Jacques, der im Gewölbe von Juvardeil ein unerklärtes Ende finden sollte; das Gehölz von Charreau, wo Pimousse und Petit-Prince, von der Garnison von Châteauneuf angegriffen, sich in die republikanischen Reihen stürzten

und Grenadiere zwischen ihren Armen in die Gefangenschaft forttrugen; das Gehölz von La Heureuserie, wo die Abtheilung von Longue-Faye eine Niederlage erlitt; das Gehölz von l'Aulne, das einen Ausblick hatte auf die Straße zwischen Rennes und Laval; La Gravelle, das durch einen Fürsten von La Trémoille beim Kugelspiel gewonnen worden; im Departement Côtes-du-Nord, Lorges, wo nach Bernard von Villeneuve Charles von Boishardy befahl; Bagnard bei Fontenay, wo Lescure Chalbos den Kampf bot und Chalbos ihn eins gegen fünf annahm; La Durondais, einst ein Streitgegenstand zwischen den Söhnen Karls des Kahlen, Alain Le Redru und Héripoux; das Gehölz von Croqueloup am Rand jener Haide, wo Coquereau seine Gefangenen schor; La Croix-Bataille, wo Jambe-d'Argent und Morière ihre homerischen Beschimpfungen ausgetauscht; La Saudraie, wo wir ein Pariser Bataillon auf einer Rekognoszirung begleitet haben, und noch manches andere Gehölz.

In mehreren jener Wälder und Forste gab es außer den um die Höhle des Anführers gruppirten unterirdischen Dörfern noch ganze Weiler von niedrigen Hütten, die unter Bäumen versteckt und oft so zahlreich waren, daß der ganze Wald davon wimmelte. Zuweilen wurden sie durch ihren Rauch verrathen. Zwei jener Weiler im Gehölz von Misdon sind berühmt geblieben: Lorrière beim Teich und gegen Saint-Ouen-les-Toits zu der Hüttenkomplex La Rue de Bau.

Die Weiber lebten in den Hütten und in den Gruben die Männer, welche zum Kriegführen die Feengalerien und die alten keltischen Schächte verwertheten; die Nahrung wurde ihnen zugetragen, und wurde dies vergessen, so verhungerten diejenigen, welche ihre Gruben nicht zu öffnen verstanden; es waren dies, fast in allen Fällen, ungeschickte Leute, denn die bemoosten und belaubten Deckel waren nicht nur so künstlich geformt, daß man sie von außen zwischen dem Gras unmöglich unterscheiden konnte, sondern sie ließen sich auch ganz leicht von innen heben und zumachen. Die Höhlen wurden mit Sorgfalt gegraben; die abgetragene Erde warf man in den nächsten Weiher; Boden und Wände waren mit Farrenkraut und Moos austapezirt. Solch ein Loch hieß »loge« und war soweit bequem, wenn der Bewohner von Licht, Feuer, Brod und Luft absehen wollte.

Ohne Vorsicht unter die Lebenden zurückzusteigen, war mit Gefahr verbunden, denn man konnte zur Unzeit auferstehen und zwischen die Beine einer Armee gerathen. Schrecklich waren jene Gehölze mit ihren Doppelfallen unter und über der Erde: die Blauen wagten sich nicht recht hinein und die Weißen nicht recht hinaus.

IV.

Das Leben unter der Erde.

Man langweilte sich unter der Erde; zuweilen, des Nachts, stieg man auf alle Gefahr hin ins Freie, um auf der Haide zu tanzen; oder man schlug die Zeit mit Beten todt. »Den ganzen Tag über,« sagt Bourdoiseau, »ließ uns Jean Chouan rosenkränzeln.« Fast unmöglich war es, die Leute von Unter-Maine davon abzuhalten, zur Zeit des Garbenfestes auszubrechen und an der Feier theilzunehmen. Einzelne geriethen auf die absonderlichsten Einfälle; so zum Beispiel ging Denys, genannt Franche-Montagne, in Weiberkleidern nach Laval ins Theater und verkroch sich dann wieder in seinem Keller. Kam es zum Kampf, so vertauschten viele dieser Männer unmittelbar den Kerker mit dem Grab. Oft hoben sie den Grubendeckel in die Höhe und lauschten, ob man sich in der Ferne nicht schlage, und folgten dem Verlauf des Gefechts mit dem Gehör; das Feuer der Republikaner war regelmäßig, das der Royalisten ungleich; darnach wurden die Chancen berechnet; wenn das Peletonfeuer plötzlich schwieg, hatten die Royalisten den Kürzeren gezogen; wenn aber das ruckweise Schießen andauerte und sich in der Entfernung verlor, waren sie im Vortheil. Die Weißen verfolgten den Feind immer, die Blauen, die das ganze Land gegen sich hatten, nie. Die unterirdischen Streitkräfte waren ganz ausgezeichnet berichtet und standen unter einander in überraschend unmittelbarer, geheimnißvoller Verbindung. Alle Brücken hatten sie zerstört, alle Fuhrwerke unbrauchbar gemacht und fanden Mittel und Wege, einander jede Ordre und jede Warnung zukommen zu lassen.

Von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, von Hütte zu Hütte, von Busch zu Busch lösten die Kundschafter einander systematisch ab. Tölpelhaft aussehende Bauern trugen in hohlen Stöcken Depeschen hin und her. Nostidoux, welcher der konstituirenden Versammlung angehört

hatte, versorgte die Aufständischen mit unausgefüllten, für die ganze Bretagne giltigen republikanischen Pässen nach neuem Muster, die jener Verräther sich bündelweise zu verschaffen wußte. Hinter alle die Schliche zu kommen, war unmöglich. »Geheimnisse,« berichtet Puysaye, »die mehr als viermalhunderttausend Individuen bekannt waren, sind ohne jegliche Ausnahme gewahrt worden.« Das ganze Viereck, das südlich durch die Strecke von Les Sables bis Thouars, östlich durch die Strecke von Thouars nach Saumur und den Bach von Thoué, im Norden durch die Loire und im Westen durch das Meer begrenzt war, schien förmlich ein Nervensystem zu besitzen, das bei jeder Berührung eines einzelnen Punktes die Erschütterung der ganzen Fläche mittheilte. Im Handumdrehen gelangte eine Nachricht von Noirmoutier bis nach Luçon und vom Lager von La Loué ins Lager von La Croix-Morineau. Fast hätte man glauben können, die Vögel verrichteten Botendienste. »Es ist gerade, als ob sie Telegraphen auf ihren Kirchthürmen hätten,« meinte Hoche in einem Schreiben vom 7. Messidor Jahr Drei. Es war eine ähnliche Einrichtung wie die der schottischen Clans; jede Gemeinde hatte ihren Anführer. Mein Vater hat diese Kämpfe mitgemacht: ich weiß davon zu erzählen.

V.

Das Leben im Krieg

Viele waren blos mit Piken, aber auch Viele mit guten Jagdflinten bewaffnet. Die Wilderer von Bocage und die Schmuggler aus Loroux waren unübertreffliche Scharfschützen, lauter absonderliche, gräßliche, tollkühne Streiter. Die Nachricht von der Aushebung der dreimalhunderttausend Mann hatte in sechshundert Dörfern die Sturmglocken in Bewegung gesetzt. An allen Enden flackerte die Feuersbrunst in einem Athem auf; an einem und demselben Tag explodirten Poitou und Anjou. Bemerken wir übrigens, daß man im Jahr 92, am 8. Juli, also schon einen Monat vor dem Tuileriensturm, ein erstes Grollen auf der Halde von Kerbader vernommen hatte, und daß der heute kaum mehr genannte Alain Redeler der Vorgänger La Rochejacquelein's und Jean Chouan's gewesen war. Bei Todesstrafe zwangen die Royalisten alle wehrfähigen Männer zum Ausmarsch. Sie requirirten Pferde, Fuhrwerke, Lebensmittel. Gleich bei Anbeginn verfügte Sapinad über dreitausend, Chatelineau über zehntausend, Stofflet über

zwanzigtausend Streiter und zog Charette in Noirmoutier ein. Der Vikomte von Scepeaux wiegelte Ober-Anjou auf, der Chevalier von Dieuzie die Gegend zwischen der Vilaine und der Loire, Tristan l'Hermite Unter-Maine, der Barbier Gaston die Stadt Guemenée und der Abbé Bernier alles Uebrige. Man setzte in das Tabernakel eines vereidigten Pfarrers, eines »schwörenden Pfarrers«, wie sie bei den Bauern hießen, eine große schwarze Katze, die dann während der Messe plötzlich heraussprang. – »Der Teufel war's!« schrieen Alle, und der ganze Bezirk empörte sich. Die Beichtstühle sprühten Flammen. Um die Blauen anzupacken und über die Gräben zu setzen, führten die Landleute ihren fünfzehn Fuß langen Springstock bei sich, eine Waffe gleich geeignet für den Kampf wie für die Flucht. Mitten im Ringen, beim Angriff auf die republikanischen Karrés, wenn man auf dem Schlachtfeld auf ein Kreuz oder eine Kapelle stieß, fiel Alles auf die Knie und betete unter dem Kartätschenfeuer seinen Rosenkranz ab; dann sprangen die Ueberlebenden auf und stürzten sich auf den Feind, wahre Riesen – ja leider! Sie hatten die besondere Fertigkeit, im Laufen ihr Gewehr zu laden. Weißmachen ließen sie sich Alles; ihre Pfarrer zeigten ihnen andere Geistliche, denen sie eine rothe Schnur fest um den Hals gebunden hatten, und sagten ihnen, das seien auferstandene Opfer der Guillotine. Sie hatten auch ihre Anwandlungen von Ritterlichkeit und präsentirten vor Fesque, einem republikanischen Fähndrich, der sich lieber niedersäbeln ließ, als daß er die Fahne preisgab. Auch spotten konnten sie; sie nannten die verheiratheten republikanischen Priester, Leute, die ihr Priesterkäppchen weggeworfen, »Sanscalotten, aus denen Sanscülotten geworden.« Anfangs fürchteten sie sich vor der Artillerie, später warfen sie sich mit ihren Stöcken drüber her und eroberten sogar einzelne Kanonen, zuerst ein stattliches Bronzegeschütz, daß sie »den Missionsprediger« tauften, dann ein anderes, das noch aus den Religionskriegen stammte und unter einer Mutter Gottes das Wappen von Richelieu führte.

Sie eroberten sogar einzelne Kanonen.

Als diese Kanone, die sie ihre »Marie-Jeanne« hießen, bei der Einnahme von Fontenay wieder verloren ging; ließen sechshundert Bauern kaltblütig für sie das Leben, und als Fontenay um der »Marie-Jeanne« willen

abermals genommen war, wurde diese mit Blumen bekränzt unter die Lilienfahne zurückgeführt, und die Weiber, die des Weges kamen, mußten sie küssen. Aber zwei Geschütze, das war doch gar zu wenig; Chatelineau, der Stofflet ob dessen Marie-Jeanne neidisch war, rückte von Pin-en-Mange aus, und eroberte beim Sturm auf Jallais eine dritte Kanone; hierauf wurde von Forest auch Saint-Florent überfallen und die vierte weggenommen. Ein noch schöneres Stückchen lieferten zwei andere Bandenführer, Chouppes und Saint-Pol, welche aus Baumstämmen und Puppen eine falsche Batterie herstellten und unter weidlichem Lachen vermittelst dieser Artillerie die Blauen nach Mareuil zurücktrieben. Das war noch die großartige Zeit. Später, als La Marsonnière durch Chalbos in die Flucht geschlagen wurde, ließen die Bauern auf dem Feld der Schande zweiunddreißig englische Kanonen zurück. England besoldete damals die französischen Prinzen und versendete, wie Nantiat unterm 10. Mai 1794 schrieb, Gelder an Monseigneur, »weil Herrn Pitt bemerkt worden war, daß dies passend sein dürfte.« »Das Kriegsgeschrei der Rebellen«, sagte Mellinet in einem Bericht, lautet: »Vivat England!« Die Bauern verwendeten oft eine kostbare Zeit aufs Plündern. Zur Frömmigkeit gesellte sich die Raubgier. Auch Wilde haben ihre Laster, und bei diesen packt sie später die Kultur. Puysaye erzählt in seinem zweiten Band auf Seite 187: »Ich habe mehrmals den Marktflecken Plélan vor Plünderung bewahrt.« Und weiter unten, Seite 434, versagt er sich den Einzug in Montfort: »Ich machte einen Umweg, um die Plünderung der Jakobinerhäuser zu vermeiden.« Die Aufständischen stahlen in Cholet, raubten Challans aus und plünderten, nachdem ein Handstreich gegen Granville ihnen mißlungen, Ville-Dieu. Sie nannten diejenigen Landbewohner, die sich den Blauen angeschlossen hatten, »Jakobinerpack« und machten sie mit besonderer Vorliebe nieder. Wie Soldaten zog es sie zum Blutbad und wie Räuber zum Gemetzel hin. Sie fanden ein Wohlgefallen daran, die »Patschfüße«, wie sie die Städter hießen, zu füsiliren und hatten dafür einen eigenen Ausdruck: »Fastenfleischspeisen genießen.« In Fontenay streckte einer ihrer Geistlichen, der Pfarrer Barbotin, einen Greis mit einem Säbelhieb zu Boden. In Saint-Germain-sur-Ille erschoß einer ihrer Führer, ein Edelmann, den Gemeindeprokurator und nahm dessen Uhr zu sich. In Machecoul verfuhren sie mit den Republikanern wie beim Abholzen eines Berges; fünf Wochen hindurch wurden tagtäglich dreißig Mann hingerichtet; jede solche Abtheilung von dreißig Verurtheilten – »ein Rosenkranz«, wurde vor einer

offenen Grube aufgestellt und hineinfüsilirt; oft lebten einige Opfer noch und wurden nichtsdestoweniger mit den andern begraben. Dergleichen hat sich in der Folge wiederholt. Joubert, dem Bezirkspräsidenten, sägte man die Fäuste ab; den gefangenen Blauen legte man eigens geschmiedete schneidige Handschellen an; man hieb sie auf dem Marktplatz nieder und blies das Hallali dazu. Charette, der nie anders unterschrieb, als »in Brüderlichkeit der Chevalier Charette« und der, wie Marat, ein umgebundenes Tuch über den Brauen trug, verbrannte die Bevölkerung von Pornic in ihren Häusern. Es war gerade zur Zeit der Unthaten von Carrier. Greuel wetteiferten mit Greueln. Der bretonische Insurgent sah dem neugriechischen äußerlich ziemlich ähnlich: kurze Jacke, umgehängte Flinte, hohe Gamaschen, weite Hosen, die an die Fustanelle erinnerten; so ein Bauernbursche hatte wirklich Manches mit dem Klephten gemein. Henri von La Rochejacquelein war im einundzwanzigsten Jahr mit einem Stock und einem paar Pistolen zu Feld gezogen. Jetzt war die Vendéer Armee hundertvierundfünfzig Divisionen stark. Man ließ sich bereits auf regelrechte Belagerungen ein; drei Tage hindurch hielt man Bressuire eingeschlossen. An einem Charfreitag beschossen zehntausend Bauern die Stadt Les Sables mit Brandkugeln, und es gelang ihnen, innerhalb vierundzwanzig Stunden, von Montigné bis Courbeveilles vierzehn republikanische Kantonnements zu zerstören. Auf der großen Mauer zu Thouars hörte man folgendes prächtiges Zwiegespräch zwischen La Rochejacquelein und einem Bauernburschen: – Karl! – Da bin ich. – Auf Deine Schultern laß mich steigen! – Hier. – Deine Flinte! – Hier. – Und La Rochejacquelein sprang von der Mauer in die Stadt und eroberte ohne Sturmleiter jene Thürme, die ein Duguesclin belagern mußte. Diesen Leuten war eine Patrone mehr werth als ein Louisd'or. Sie weinten, wenn sie ihren Kirchthurm aus den Augen verloren. Wenn sie die Flucht ergriffen, was ihnen ganz einfach vorkam, riefen die Führer ihnen zu: »Fort mit den Holzschuhen; nur die Flinten behalten!« Fehlte es an Munition, so beteten sie einen Rosenkranz und holten sich Pulver aus den Protzkästen der republikanischen Artillerie; später ließ sich d'Elbée durch die Engländer damit versorgen. Wenn der Feind anrückte und sie Verwundete bei sich hatten, versteckten sie sie im hohen Korn oder zwischen den größeren Farrensträuchern und suchten sie nach beendigtem Kampf dort wieder auf. Uniform hatten sie nicht. Ihre Kleider gingen in die Brüche und Edelleute wie Bauern hüllten sich in das Nächstbeste. Roger Mouliniers trug einen

Turban und einen Dolman aus der Theatergarderobe von La Flèche, der Chevalier von Beauvilliers einen Richtertalar und über einer wollenen Haube einen Damenhut. Als allgemeines Abzeichen war die weiße Schärpe oder Feldbinde eingeführt; die Chargen unterschieden sich durch Schleifen. Stofflet führte eine rothe Schleife, La Rochejacquelein eine schwarze. Wimpsen, der übrigens halb und halb zur Gironde gehörte und die Normandie niemals verließ, trug die Armbinde der »Carabots« von Caen. In den Reihen der Insurgenten fochten auch Weiber: Frau von Lescure, die spätere Frau von La Rochejacquelein; Therese von Mollien, die Geliebte von La Ronarie, welche das Verzeichniß der Gemeindeanführer verbrannte; die schöne junge Frau von La Rochefoucauld, welche ihre Bauern mit dem Degen in der Hand beim großen Schloßthurm von Le Puy-Rousseau wieder sammelte, und jene Antoinette Adams, die unter dem Beinamen Ritter Adams eine solche Tapferkeit entwickelte, daß sie, als sie in die Hände der Blauen fiel, zwar erschossen wurde, aber aus Hochachtung aufrecht. Ein Hauch von Grausamkeit weht uns aus jenen epischen Zeiten entfesselter Leidenschaften entgegen. Frau von Lescure ritt geflissentlich über die am Boden liegenden Republikaner, über die Todten, wie sie behauptet, vielleicht wohl auch über Verwundete. Zum Verrath ließen sich Männer hin und wieder herbei, die Weiber jedoch nie; Fräulein Fleury vom Théâtre Français trat zwar von La Rouarie zu Marat über, aber aus Liebe. Die Befehlshaber waren oft ebenso unwissend, wie die Soldaten; Herr von Sapinaud hatte von einer Orthographie keine Ahnung. Die einzelnen Truppenführer haßten einander; die aus dem Marais riefen: »Nieder mit den Oberländern!« Die Kavallerie war schwach vertreten und schwer aufzutreiben. »Mancher«, schreibt Puysaye, »der mir frischweg seine beiden Söhne giebt, wird starr, wenn ich eins von seinen Pferden begehre.« Stöcke, Heugabeln, Sensen, alte und neue Flinten, Jagdmesser, Spieße eisen- und nägelbeschlagene Knüppel, jede Waffe war willkommen. Einige trugen zwei gekreuzte Menschenknochen vor der Brust. Beim Angriff stürzten sie plötzlich unter wildem Gebrüll von allen Seiten herbei, aus dem Gehölz, von den Hügeln, aus Büschen und Hohlwegen, formirten sich in einen Halbkreis, tödteten, zerstörten, vernichteten wie der Donnerschlag und stoben wieder auseinander. Beim Durchmarsch durch eine republikanisch gesinnte Ortschaft hieben sie den Freiheitsbaum um, verbrannten ihn und tanzten den Reigen um das Feuer. Ihr ganzes Treiben hüllte sich in nächtliches Dunkel und ging vom Grundsatz aus: nur immer

überrumpeln. Oft marschierten sie fünfzehn Stunden in aller Stille, ohne sozusagen einen Grashalm zu zertreten; am Abend, nachdem durch die Führer in einem Kriegsrath beschlossen worden war, wo man beim nächsten Morgengrauen über die republikanischen Posten herfallen sollte, luden sie die Gewehre, murmelten ihr Gebet, zogen ihre Holzschuhe aus und huschten in gestreckten Kolonnen barfuß über das Moos und Haidekraut durch die Wälder hin, ohne ein Wort, ein Geräusch, einen Hauch, wie Wildkatzen, unterm Schleier der Nacht.

»Barfuß, unterm Schleier der Nacht, huschten sie durch die Wälder.«

VI.

Der Erdgeist strömt in den Menschen über.

Der Aufstand in der Vendée muß allermindestens auf fünfmalhunderttausend Köpfe angeschlagen werden, Weiber und Kinder mit eingerechnet. Tussin von La Rouarie giebt sogar eine Kombattantenzahl von einer halben Million an. Dabei thaten die Föderalisten noch das Ihrige; die Gironde machte sich zur Mitschuldigen der Vendée. Das Departements Lozère entsendete dreißigtausend Mann in das Bocage. Acht andere Departements, die fünf bretonischen und drei von der Normandie, schlossen einen Sonderbund. Evreux verbrüderte sich mit Caen und ließ sich bei der Insurgentenregierung durch seinen Bürgermeister Chaumont und einen Notabeln Namens Gardembas vertreten. Buzot, Gorsas und Carbaroux zu Caen, Brissot zu Moulins, Chassan zu Lyon, Rabaut-Saint-Etienne zu Nismes, Meillan und Duchâtel in der Bretagne, Jeder schürte an dem großen Schmelzofen mit Hauch und Hand. Es hat zweierlei Vendéen gegeben, die große, die den Krieg im Wald, die kleine, die den Krieg im Busch führte; daher zwei verschiedene Nüancen: Charette und Jean Chouan. Die kleine Vendée war urwüchsig, die große, schlimmere, verrottet. Charette wurde Marquis, Generallieutenant der königlichen Streitkräfte und Großkreuzträger des Ludwigordens; Jean Chouan blieb Jean Chouan; er grenzte an den fahrenden Ritter, Charette hingegen an den Banditen. Was die Hochherzigen unter den Führern anbelangt, einen

Bonchamps, Lescure, La Rochejacquelein, so waren sie eben in einem hochherzigen Irrthum befangen. Die große katholische Armee war eine sinnlose Gewaltanstrengung, welche die Nothwendigkeit ihrer Niederlage schon mit auf die Welt brachte; man denke sich nur einen Bauernsturm, der Paris umblasen will, eine Koalition von Dörfern, die das Pantheon belagert, eine Meute von Gebeten und Kirchenliedern, die den Marseiller Hymnus anbellt, ein Getrampel von Holzschuhen, das sich gegen eine Legion von Geistern voranwälzt. Diese Tollheit wurde bei Le Mans und Savenay Lügen gestraft. Die Loire überschreiten, war der Vendée unmöglich. Alles Andere war denkbar, nur dieser Riesenschritt nicht. Der Bürgerkrieg kann nicht erobern. Der Uebergang über den Rhein ist die natürliche Kraftäußerung eines Cäsar oder Napoleon; für La Rochejacquelein aber ist der Uebergang über die Loire der Untergang. Nur auf eigenem Grund und Boden kann die Vendée Vendée bleiben; dort ist sie mehr als unverwundbar, ist ungreifbar. Der Vendéer in der Heimath ist eben Alles, Schmuggler, Ackersmann, Soldat, Schäfer, Wilddieb, Freischütz, Ziegenhirt, Glöckner, Bauer, Spion, Mörder, Meßner, Schwarzwild. La Rochejacquelein ist nur ein Achilles, Jean Chouan jedoch ein Proteus. Die Vendée war eine Fehlgeburt. Andere Volksbewegungen, die schweizerische zum Beispiel, haben allerdings ihr Ziel erreicht, aber zwischen einem Bergbewohner, wie dem Schweizer, und einem Buschklepper, wie dem Vendéer, macht sich der Unterschied geltend, daß fast immer unter dem unabänderlichen Einfluß der Lebensweise jener sich für ein Ideal- und dieser für Vorurtheile schlägt. Der eine schwebt und der andere kriecht. Der eine kämpft für die Menschheit, der andere um seine Abschließung; der eine will frei werden, der andere vereinzelt bleiben; der eine wehrt sich für die Bürgergemeinde, der andere für das Kirchspiel. Gemeindefreiheit! Gemeindefreiheit! riefen die Helden von Murten. Hier der Verkehr mit dem Abgrund; dort der Verkehr mit dem Sumpf; hier Männer der schäumenden Gießbäche; dort Männer der stagnirenden Fieberpfützen; dem einen zu Häupten der blaue Himmel; dem andern zu Häupten ein Gestrüpp; ein Wandeln auf Gipfeln gegenüber einem Wandeln in Finsternissen. Es kann nicht gleichgültig sein, ob einer auf Bergen oder in Niederungen groß wird. Der Berg ist eine Hochveste, der Wald ein Hinterhalt; der Berg erzieht den Menschen zur Kühnheit, der Wald zur List. Schon das Alterthum verlegte die Götter auf den Olymp und die Satyre ins Dickicht. Der Satyr ist der Mann im wilden Zustand, halb Mensch, halb Thier. Freie Länder haben ihre Apenninen, ihre Alpen, ihre

Pyrenäen, ihren Parnaß. Der Mont-Blanc war ein kolossaler Bundesgenosse Wilhelm Tell's, und zwischen und über dem unermeßlichen Widerstreit der Licht- und Nachtgeister, von dem die indischen Dichtungen singen, ragt ein Himalaja. Griechenland, Spanien, Italien, die Schweiz, führen einen Berg, die kimmerischen Länder einen Baum im Wappen; der Wald verwildert. Die Beschaffenheit des Bodens giebt dem Menschen mancherlei Entschlüsse ein; sie wirkt mehr nach, als man glaubt. Im Angesicht gewisser unheimlicher Landschaften möchte man den Menschen entschuldigen und die Schöpfung verklagen; man fühlt eine dumpfe Schuld der Natur heraus; die Einöde ist manchmal ungesund für das Gewissen, namentlich für das seiner nur halbbewußte; das Gewissen kann ein Riese sein, und dann heißt es Sokrates oder Jesus; es kann ein Zwerg sein, und dann heißt es Atreus oder Judas, denn wie leicht kommt ein schwaches Gewissen ins Kriechen! Der Umgang mit den dämmernden Waldgründen, den stechenden Dornhecken, den überwachsenen Teichen wird ihm verhängnißvoll und bedrängt es mit tiefgeheimen, unholden Einflüsterungen. Die optischen Täuschungen, die unerklärlichen Luftspiegelungen, das unheimliche Verschwimmen von Zeit und Raum lassen im Menschen jenes halb mystische, halb thierische Grauen aufschauern, das in gewöhnlichen Zeiten den Aberglauben und in Zeiten der Umwälzung die Brutalität erzeugt. Die Truggesichte leuchten voran zum Greuel. Im Raubmörder steckt etwas vom Nachtwandler. Die wunderbare Natur birgt einen Doppelsinn, der die großen Geister ins Licht badet und die rohen Geister mit Blindheit schlägt. Wenn der unwissende Mensch in einer Einöde voller Visionen lebt, wird das Dunkel seiner Seele durch das Dunkel seiner Abgeschiedenheit ergänzt, und es thun sich Abgründe in ihm auf. Gewisse Felsen, gewisse Schluchten, gewisse Dickichte, gewisse wilde Risse im Laubwerk, durch die der Abend hereinscheint, treiben den Menschen zu rasenden Unthaten. Es ließe sich beinahe behaupten, daß es verruchte Landschaften giebt. Wie viel des Tragischen hat nicht der düstere Hügel zwischen Baignon und Plélan gesehen! Weite Gesichtskreise lenken die Seele zu allgemeinen, engere Gesichtskreise hingegen zu beschränkten Anschauungen hin, und so müssen zuweilen große Herzen zu kleinen Geistern zusammenschrumpfen; man denke nur an Jean Chouan. Allgemeine Anschauungen von beschränkten Anschauungen angefeindet, das eigentlich ist der Kampf des Fortschritts; zwei Worte, Heimath und Vaterland, fassen den ganzen

Vendéerkrieg in sich, den Streit des Lokalen mit der Gesammtheit, der Bauern mit den Patrioten.

VII

Die Vendée hat der Bretagne ein Ende gemacht

Die Bretagne ist eine alte Widerspänstige. Jedes Mal, seit zweitausend Jahren, hatte sie, wenn sie sich auflehnte. Recht gehabt, nur das letzte Mal nicht. Und doch, ob gegen die Revolution gerichtet oder gegen die Monarchie, gegen die Kommissäre des Konvents oder gegen die hochadeligen Statthalter, gegen das Papiergeld oder gegen die Salzsteuer, und wer die Kämpfer auch sein mochten, ob Nikolas Rapin, François von La Noue, der Kapitän Pluviau und die Dame von La Garnache oder Stofflet, Coquereau und Lechandelier von Pierreville, unter Herrn von Rohan gegen und unter Herrn von La Rochejacquelein für den König – immer wieder führte die Bretagne denselben Krieg des Lokalgeistes gegen den Gemeinsinn. Jene alten Provinzen waren ein Teich, dessen stehenden Gewässern jede Bewegung widerstrebte; der Wind, der sie aufwühlte, reizte sie auf, anstatt sie zu beleben. An der Landspitze Finisterre – *finis terrae* (Ende der Welt) – hörte Frankreich, hörte der Kontinent auf und blieb der Vormarsch der Generationen stehen. Halt! rief dort der Ozean dem Land, und halt! die Barbarei der Kultur entgegen. Jedes Mal wenn vom Mittelpunkt, von Paris, ein Impuls ausgeht, ob im royalistischen Sinn oder im republikanischen, ob in der Richtung der Willkür oder in der Richtung der Freiheit, für die Bretagne bedeutet er eine Neuerung, und dagegen sträubt sie sich: Laßt mir meine Ruhe; was wollt ihr von mir? Und in Marais wird zur Heugabel, im Bocage zum Stutzen gegriffen. Jede Bestrebung, jede Verbesserung der Gesetzgebung oder des Unterrichtswesens, Encyclopädien, philosophische Systeme, Nationalgeist und Nationalruhm, an Le Houroux scheitert alles; die Sturmglocke von Bazouges bedroht die französische Revolution; die Haide von Le Faou steht auf gegen das wogende Forum von Paris und der Kirchthurm von Le Haut-des-Prés erklärt an den Thurm vom Louvre den Krieg. Entsetzliche Taubheit! Schauerliches Mißverständniß, dieser Aufruhr der Vendée! Ein Scharmützel in kolossalen Verhältnissen, ein Nörgeln von Titanen, eine ungeheuere Rebellion, die nichts als ihren glänzenden und schwarzen Namen zurückläßt in der Weltgeschichte, ein Selbstmord für Abwesende, eine Opferthat zu Gunsten der Selbstsucht, ein hartnäckiges Beschenken der

Feigheit mit einer Tapferkeit ohne Grenzen, ohne Berechnung, ohne Strategie, ohne Taktik, ohne Plan, ohne Zweck, ohne Oberhaupt, ohne Verantwortung, ein Beispiel, bis zu welchem Grade der Ohnmacht es die Willenskraft bringen kann, etwas Wildes und etwas Ritterliches, ein brünstiger Wahnwitz, der das Licht in Finsternis eindämmen will, ein unermüdlich dummer und heldenkühner Widerstand der Unwissenheit gegen Wahrheit, Billigkeit, Recht, Vernunft und Befreiung, ein achtjähriges Entsetzen, die Verheerung von vierzehn Departements, verwüstete Felder, zerstampfte Saaten, brennende Dörfer, zerstörte Städte, ausgeplünderte Häuser, hingewürgte Weiber und Kinder, eine Brandfackel für jedes Strohdach, ein Schwert in jedem Herzen, der Schrecken aller Kultur und die Hoffnung des jüngeren Pitt: das war jener Krieg, jener unbewußte Versuch eines Muttermordes.

Im großen Ganzen aber ist die Vendée dem Fortschritt insofern zugut gekommen, daß sie die Nothwendigkeit endgiltig dargethan hat, die alte bretonische Finsterniß allenthalben zu zerreißen und jenes Gestrüpp durch alle verfügbaren Sonnenpfeile zu lichten. Die Katastrophen bringen in einer unheimlichen Art und Weise gewisse Dinge ins Reine.

Zweites Buch

I.

Plus quam civilia bella

Der Sommer des Jahres 1792 war sehr regnerisch gewesen; der Sommer des Jahres 93 war sehr heiß. Dank dem Bürgerkrieg gab es sozusagen keine Wege mehr in der Bretagne, aber gereist wurde doch; der schöne Sommer ließ es zu; kein besseres Reisen als auf trockenem Boden.

Am Abend eines klaren Julitages, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, hielt ein Mann, der von Avranches hergeritten kam, am Eingang von Pontorson vor dem kleinen Wirthshaus von La Croix-Branchard, auf dessen Schild vor einigen Jahren noch zu lesen war: »Bon cidre à dépoteyer« (Hier wird guter Apfelwein verzapft). Es war ein heißer Tag gewesen, aber jetzt erhob sich der Wind. Der Reiter war in einen weiten

Mantel gehüllt, der das Kreuz seines Pferdes bedeckte, und trug einen breitkrämpigen Hut mit der dreifarbigen Kokarde, was eine gewisse Kühnheit verrieth, denn in jenem Lande der Hecken und Büchsenschüsse war eine Kokarde eine Zielscheibe. Unterhalb des festgebundenen Kragens ging der Mantel auseinander, um den Armen des Reisenden freien Spielraum zu geben, und ließ eine dreifarbige Schärpe und darüber zwei Pistolenkolben durchblicken; unterhalb des Saums hing eine Säbelscheide herab. Als das Pferd stillstand, ging das Hausthor auf und der Wirth erschien mit einer Laterne auf der Schwelle. Es war gerade die Dämmerstunde: auf der Straße noch Tag und im Zimmer schon Nacht.

– Bürger, sagte der Wirth, nachdem er sich die Kokarde angesehen, steigen Sie hier ab? – Nein. – Wohin wollen Sie denn? – Nach Dol. – Dann rathe ich Ihnen, nach Avranches zurückzureiten oder hier in Pontorson zu bleiben. – Warum? – Weil man sich schlagt in Dol. – So! sagte der Fremde, und setzte dann hinzu: geben Sie dem Pferde Hafer.

Der Wirth trug die Krippe herbei, schüttete einen Sack voll Hafer hinein und zäumte den Gaul ab, der sich schnaubend über sein Futter hermachte. Das Gespräch spann sich weiter fort:

– Bürger, haben Sie da ein requirirtes Pferd? – Nein. – Es gehört Ihnen? – Ja. Ich habe es gekauft und bezahlt. – Woher kommen Sie, Bürger? – Von Paris. – Doch nicht geraden Weges? – Nein. – Kann mir's denken; die Straßen sind versperrt. Aber die Post, die fährt noch. – Bis Alençon; dort bin ich ausgestiegen. – Ach! Eine Post wird es in Frankreich bald nicht mehr geben. Wo soll man die Pferde hernehmen? Für einen Gaul von dreihundert Franks werden heutigen Tages sechshundert gezahlt und das Futter ist sündentheuer. Ich bin Postmeister gewesen und muß mich jetzt auf den Ausschank verlegen. Von den dreizehnhundertunddreizehn Postmeistern, die es gegeben hat, sind wir bereits unser zweihundert, die nicht mehr mitthun. Sind Sie nach dem neuen Tarif gereist, Bürger? – Nach dem vom ersten Mai, ja. – Erster Platz zwanzig Sous, zweiter zwölf und dritter fünf Sous. In Alençon also haben Sie das Pferd da gekauft? – Ja. – Und sind heute den ganzen Tag über geritten? – Seit Sonnenaufgang. – Und gestern auch? – Auch vorgestern. – Weiß jetzt; Sie kommen über Domfront und Mortaint. – Und Avranches. – Hören Sie auf mich, Bürger, und rasten

Sie aus. Sie werden doch wohl müde sein? Der Gaul hat auch genug. – Pferde dürfen müde werden, der Mensch nicht.

Der Wirth schaute abermals zu dem ernsten, ruhigen, strengen, von grauem Haar umrahmten Gesicht des Fremden forschend empor; dann, nachdem er einen Blick auf die unabsehbar öde Landstraße geworfen, fragte er wieder:

– Und reisen so mutterseelenallein? – Nicht doch. – Wieso? – Ich habe meinen Säbel und meine Pistolen bei mir.

Nun holte der Wirth einen Eimer, gab dem Pferd zu trinken und sagte zu sich selber, indem er, während das Thier seinen Durst löschte, den Fremden unausgesetzt betrachtete: Gleichviel, wie ein Geistlicher sieht er doch aus.

– Sie sagen, daß man sich zu Dol schlägt? fragte der Reisende. – Ja; gerade jetzt soll's losgehen. – Wer schlägt sich denn dort? – Zwei vom Adel. – Sie meinen? ... – Ich meine, daß ein Adeliger, der zur Republik hält, sich gegen einen Adeligen schlägt, der zum König hält. – Den giebt's ja nicht mehr. – Den Kleinen meine ich. Und das Sonderbare bei der Geschichte ist, daß die zwei Adeligen noch obendrein nahe Verwandte sind.

Da der Fremde aufmerksam zuhörte, erzählte der Wirth weiter: Der eine ist jung, der andere alt, Großneffe und Großonkel; der Alte ist Royalist und der Junge Patriot; der Onkel kommandirt die Weißen und der Neffe die Blauen. Die geben einander keinen Pardon; das steht fest. Sie bekämpfen einander bis auf den Tod. – Bis auf den Tod? – Jawohl, Bürger. Da schauen Sie nur einmal her, was die sich für Artigkeiten an den Kopf werfen. Das hier ist ein Zettel, den der Alte, Gott weiß wie, überall anzubringen versteht; an jeden Hof und jeden Baum, ja sogar an mein eigenes Hausthor ist er angeschlagen worden.

Der Wirth leuchtete mit seiner Laterne auf ein Plakat, das an einem der Thürflügel klebte, und so groß gedruckt war, daß es der Reisende vom Pferde herab lesen konnte.

»Der Marquis von Lantenac giebt sich die Ehre, seinem Großneffen, dem Herrn Vikomte Gauvain, zur Kenntniß zu bringen, daß, wenn dem Herrn

Marquis das Glück zu Theil werden sollte, sich seiner Person zu bemächtigen, er so frei sein wird, den Herrn Vikomte nach aller Form Rechtens über die Klinge springen zu lassen.«

– Und hier, fuhr der Wirth fort, ist die Antwort. Er wendete sich seitwärts und leuchtete mit der Laterne auf ein anderes Plakat, das in gleicher Höhe wie das erste am andern Thürflügel klebte. Der Fremde las die bündigen Worte:

»Gauvain thut Lantenac zu wissen, daß er, falls er ihn fängt, ihn standrechtlich erschießen lassen wird.«

– Gestern, bemerkte der Wirth, ist der eine Zettel hier angeschlagen worden und heute früh der zweite. Die Antwort hat nicht auf sich warten lassen.

Der Reisende sprach halblaut und wie zu sich selber ein paar Worte, die der Wirth hörte, ohne sie sonderlich zu verstehen: Ja, das ist noch mehr als der Bürgerkrieg; es ist der Krieg in der Familie. So muß es sein, und so ist es auch recht. Eine große Verjüngung ist nicht billiger zu haben. Und der Fremde, dessen Blick noch immer am zweiten Plakat haftete, erhob die Hand zum Hut und machte ihm die Honneurs.

– Wissen Sie, Bürger, fuhr der Wirth fort, die Dinge liegen so: In den größeren Städten und Marktflecken sind wir für die Revolution; auf dem Land sind sie dagegen; mit anderen Worten, die Städte sind französisch und in den Dörfern ist man bretonisch. Es ist eben ein Krieg zwischen Bürgers- und Bauersleuten. Sie schimpfen uns Patschfüße und wir schimpfen sie Dickschädel, und hinter ihnen stecken die Adeligen und die Geistlichkeit.

– Nicht Alle, unterbrach der Fremde.

– Freilich nicht; sehen wir doch selber, wie ein Vikomte einem Marquis zusetzt, sagte der Wirth und dachte bei sich: Und entweder bin ich blind, oder ich habe es mit einem Priester zu thun.

– Wer von beiden behält die Oberhand? fragte der Reisende.

– Bis jetzt der Vikomte. Aber es kostet Hitze. Der Alte hat Haare auf den Zähnen. Sind aus einem alten Geschlecht aus der hiesigen Gegend, die Leute; die Familie zerfällt in zwei Linien, in die Hauptlinie mit dem Marquis von Lantenac als Oberhaupt und in die Seitenlinie mit dem Vikomte Gauvain. Jetzt raufen die beiden Linien mit einander. Ja, bei den Bäumen kommt so was nicht vor, aber bei den Stammbäumen schon. Dieser Marquis von Lantenac ist in der Bretagne allmächtig; den Bauern gilt er für einen Fürsten. Am Tage, wo er gelandet ist, hat er im Handumdrehen achttausend Mann um sich gehabt und innerhalb einer Woche waren dreihundert Gemeinden in Aufruhr; und wenn er von der Küste nur so viel hätte besetzen können, hatten wir die Engländer am Hals. Glücklicherweise war aber jener Gauvain bei der Hand, sein Großneffe – schnurrige Geschichte das. Er ist der Kommandant der Republikaner und hat seinem Herrn Onkel heimgeleuchtet. Und dann hat auch das Glück gewollt, daß dieser Lantenac, der gleich bei seiner Ankunft eine Menge Gefangener umgebracht hat, zwei Weiber miterschießen ließ, wovon die eine drei Kinder hatte, die von einem Pariser Bataillon angenommen worden waren. Daraufhin wurde das Bataillon teufelswild; Bonnet-Rouge heißt es. Sind ihrer zwar nicht mehr viel, aber das Donnerwetter haben sie in ihren Bajonetten, diese Pariser. Man hat sie der Kolonne von Gauvain zugetheilt. Nichts hält vor ihnen Stand. Sie wollen die Weiber rächen und die Kinder wieder haben. Was der Alte angefangen hat mit den Kleinen, darüber ist man im Unklaren. Das macht die Pariser Grenadiere ganz rabiat. Ja, wären die Kinder nicht, so würde Manches in diesem Kriege unterbleiben. Der Vikomte ist ein guter, wackerer junger Mann; aber der Alte ist ein scheußlicher Marquis. Die Bauern heißen das den Kampf des heiligen Michael mit Belzebub. Sie wissen vielleicht, daß der Erzengel Michael ein Landespatron ist; er hat einen eigenen Berg mitten im Meer, in der Bucht. Es wird von ihm erzählt, er habe den Teufel niedergestochen und hier in der Nähe unter einem anderen Berg begraben, unter dem Tombelaine.

– Ja, murmelte der Fremde, Tumba Beleni, das Grab des Belenus oder Belus, Baal, Belial, Belzebub.

– Sie wissen davon, wie ich höre. Und der Wirth setzte wieder im Geist hinzu: Wahrhaftig, er redet lateinisch; jetzt ist kein Zweifel mehr. Dann fuhr er fort: Nun denn, Bürger, in den Augen der Bürger ist es jener Kampf, der

aufs Neue losgeht. Der heilige Michael ist selbstverständlich kein Anderer, als der royalistische General und der republikanische muß für Belzebub herhalten; wenn aber hier einer der Satan ist, so ist es Lantenac, und der Engel ist Gauvain. Bürger, wollen Sie nicht eine Stärkung zu sich nehmen?

– Ich habe meine Feldflasche und ein Stück Brod bei mir. Aber Sie sagen mir nicht, was in Dol vor sich geht?

– Folgendes: Gauvain kommandirte also die Küstenkolonne. Lantenac hatte die Absicht, weit und breit alles auf die Beine zu bringen, die untere Bretagne mit der untern Normandie zu verbinden, Herrn Pitt die Thür aufzuschließen und dann mit zwanzigtausend Engländern und zweimalhunderttausend Bauern der großen Vendéer Armee auf die Strümpfe zu helfen. Nun hat Gauvain einen Strich durch die Rechnung gemacht. Er hält die Küste besetzt und treibt Lantenac ins Innere, die Engländer auf die hohe See zurück. Lantenac stand hier auch und hat weichen müssen; Gauvain hat ihm Pont-au-Beau wieder abgenommen, hat ihn aus Avranches verjagt, aus Villedieu verjagt und hat ihm den Weg nach Granville versperrt; er zielt jetzt darauf hin, ihn in den Wald von Fougères zurückzuwerfen und dort zu umzingeln. Gestern war noch alles im besten Gang; Gauvain war hier, mit seiner Kolonne. Da, plötzlich, wird er alarmirt. Der Alte, ein Fuchs, hat einen Vorstoß gegen Dol gemacht. Fällt die Stadt in seine Gewalt und pflanzt er auf dem Mont-Dol eine Batterie auf, denn Geschütz hat er ja, so beherrscht er einen Theil der Küste, wo dann die Engländer landen können, und alles ist hin. Und deshalb, weil keine Minute zu verlieren war und weil er ein heller Kopf ist, hat Gauvain blos bei sich selber Rath geholt, und ohne eine Ordre zu verlangen noch abzuwarten, zum Aufbruch blasen lassen, seine Artilleriepferde vorgespannt, seine Infanterie zusammengetrommelt, seinen Säbel gezogen, und so fällt nun, während Lantenac über Dol hinfällt, Gauvain über Lantenac her. Dort werden sie ihre zwei bretonischen Schädel gegeneinanderrennen; sie müssen bereits an Ort und Stelle sein.

– Wieviel Zeit braucht man bis Dol?

– Eine Kolonne mit Train mindestens drei Stunden; aber sie sind jedenfalls schon dort.

Der Fremde horchte auf und sagte: In der That, mich dünkt, ich höre die Kanonade.

Der Wirth lauschte gleichfalls: Jawohl, Bürger, auch Gewehrfeuer. Es wird zum Tanz aufgespielt. Sie sollten hier übernachten. Dort drüben läßt sich nichts Gescheutes einkaufen.

– Ich darf keine Zeit verlieren und muß weiter.

– Sie haben Unrecht. Zwar weiß ich nicht, was Sie für Geschäfte haben, aber Sie setzen alles aufs Spiel, und wenn es sich nicht um Ihr Liebstes handelt in dieser Welt ...

– Darum handelt sichs freilich, unterbrach der Fremde.

– Etwa um einen Sohn ...

– Ja, etwas dergleichen, sagte der Fremde.

Der Wirth schaute ihn an und sprach mit sich selber: Aber wie ein Priester sieht er doch aus. Dann besann er sich noch einen Augenblick: Ei was, das hat auch Kinder, so ein Priester.

– Zäumen Sie mein Pferd, sagte der Reiter. Was bin ich Ihnen schuldig?

Er zahlte. Der Wirth stellte Krippe und Eimer an die Mauer und trat dann wieder vor den Fremden hin: Wenn Sie durchaus fort wollen, nehmen Sie wenigstens einen guten Rath mit. Daß Sie nach Saint-Malo reisen, liegt auf der Hand. Nun denn, reiten Sie nicht durch Dol. Es giebt außer dem Weg über Dol noch einen Weg längs dem Meer, der kaum weiter ist als der andere: er geht über Saint-Georges de Brehaigne, Cherrueix und Hirel-le-Vivier, nördlich von Dol und südlich von Cancale. Am Ende dieser Straße, Bürger, zweigen sich die beiden Wege ab, der über Dol nach links, der über Saint-Georges de Brehaigne nach rechts. Merken Sie wohl auf: wenn Sie durch Dol reiten, gerathen Sie mitten ins Blutbad hinein; darum nicht links einbiegen, sondern rechts.

– Danke, sagte der Fremde und trieb sein Pferd an; bald war er, dem nachschauenden Rathgeber nicht mehr sichtbar, in der mittlerweile hereingebrochenen Nacht verschwunden. Am Straßenende, wo sich die Wege abzweigten, hörte er den Wirth von Weitem rufen: Rechts abschwenken, rechts!

Er schwenkte nach links.

II.

Dol

Dol, wie in den alten Urkunden geschrieben steht, eine spanische Stadt Frankreichs in der Bretagne, ist keine Stadt, nur eine Straße, eine lange, alte, gothische Straße, sehr breit, mit zwei unregelmäßigen Reihen von säulengetragenen vorspringenden oder zurücktretenden Häusern. Die übrige Stadt ist weiter nichts als ein Netz von Gäßchen, die mit der großen durchlaufenden Straße in Verbindung stehen und hineinmünden wie Bäche in einen Fluß. Ohne Thor noch Mauern, vom Mont-Dol überragt, konnte die offene Stadt keine Belagerung aushalten, wohl aber die Straße, denn die vorspringenden Häuser, die vor fünfzig Jahren noch zu sehen waren, und die zwei auf Säulen ruhenden Galerien zu beiden Seiten boten sehr günstige, widerstandsfähige Vertheidigungslinien. Jedes Haus war eine Festung, die gestürmt werden mußte, zumal die alte Markthalle, die ungefähr in der Mitte der Straße stand.

Der Wirth von La Croix-Branchard hatte Recht gehabt: im Augenblick, wo er sprach, wälzte sich durch Dol ein wüthendes Handgemenge, ein plötzlich über die Stadt hereingebrochener Zweikampf zwischen den Morgens angekommenen Weißen und den Abends eingetroffenen Blauen. Die Kräfte waren ungleich, denn die Weißen zählten sechstausend, die Blauen blos fünfzehnhundert Mann; gleich war jedoch die Erbitterung der Gegner. Merkwürdigerweise waren es die Fünfzehnhundert, welche die Sechstausend angegriffen hatten.

Auf der einen Seite ein Gewühl, auf der anderen eine Phalanx. Hier sechstausend Bauern mit Herzen Jesu auf den Lederjacken, weißen Bändern

an den runden Hüten, christlichen Denksprüchen auf den Armbinden, Rosenkränzen am Gürtel, mit mehr Heugabeln als Säbeln und mit Stutzen ohne Bajonett, mit Kanonen, die sie selber an Seilen mit sich zogen, mit schlechter Montur, schlechter Disziplin, schlechten Waffen, aber voller Tollwuth. Dort fünfzehnhundert Soldaten mit Trikolorekokarden an den dreieckigen Hüten, in langen Röcken mit hohen Aufschlägen am gekreuzten Wehrgehänge, den kurzen Säbel mit Messinggriff und am Gewehr das lange Bajonett führend, eingeschult, in Reih und Glied, lenksam und unbändig, Leute, die zu gehorchen wissen, wie sie auch befehlen könnten, Freiwillige wie die Gegner, aber Freiwillige für das Vaterland, im Uebrigen zerfetzt und ohne Schuhe. Auf Seite der Monarchie mittelalterlich ritterliche Bauern, auf Seite der Revolution barfuß kämpfende Helden; beide Schaaren beseelt von ihrem Führer, die Royalisten von einem Greis, die Republikaner von einem Jüngling. Hie Lantenac, hie Gauvain.

Die Revolution hat neben ihren gigantischen auch ihre idealen männlich jugendlichen Gestalten, neben Danton, Saint-Just und Robespierre einen Hoche und Marceau. Eine solche Gestalt war auch Gauvain. Er war dreißig Jahre alt, hatte die Figur eines Herkules, den schwärmerisch feierlichen Blick eines Propheten und konnte lachen wie ein Kind. Er rauchte nicht, trank nicht, fluchte nicht, führte mitten im Krieg ein Toilettenkästchen mit sich, pflegte sorgfältig seine Nägel, seine Zähne und sein prachtvolles braunes Haar und schüttelte, wenn er Halt kommandirt hatte, seinen bestaubten, von Kugeln durchlöcherten Hauptmannsrock selber aus. Trotzdem er sich immer tollkühn ins Handgemenge stürzte, war er nie verwundet worden. Seine sehr sanfte Stimme brach, wenn es Noth that, in ein ungestüm gebieterisches Schmettern aus. Wo es auf bloßer Erde zu übernachten galt, unter Sturmwind, Regen oder Schneegestöber, ging immer er mit dem guten Beispiel voran und legte sich in den Mantel gewickelt nieder, mit einem Stein als Kissen für sein anmuthiges Haupt. Er war eine unschuldvolle Heldenseele. Ihn verklärte der gezogene Degen. Er hatte jenes Weibliche an sich, das furchtbar wird in der Schlacht. Dabei war er ein Denker und Philosoph, ein junger Weiser; einen Alkibiades sah, wer ihn anschaute, und wer ihm lauschte, hörte einen Sokrates aus ihm sprechen.

In jener unermeßlichen Schöpfung aus dem Stegreif, die man die französische Revolution nennt, war dieser junge Mann sofort ein Kriegsmann geworden. Seine Kolonne, sein eigenes Werk, war, wie die römische Legion, eine vollständige Armee im Kleinen mit Fußvolk und Reiterei, Scharfschützen, Pionieren, Sappeurs und Pontoniers, und wie die römische Legion ihre Wurfmaschinen, so hatte die Kolonne ihre Artillerie, drei wohl bespannte Feldgeschütze, die ihr einen Halt gaben, ohne die Beweglichkeit zu beeinträchtigen.

Lantenac seinerseits war auch ein Kriegsmann und hatte neben der Bedachtsamkeit seiner Jahre zugleich noch die größere Kühnheit vor Gauvain voraus. Ein wirklicher alter Degen ist kühler als der junge, weil er den Morgen längst hinter sich hat, und kecker, weil er dem Ende näher steht. Er hat ja so gut wie nichts mehr zu verlieren. Daher die gleichzeitig tollkühne und durchdachte Kriegführung Lantenac's. Und dennoch, in diesem hartnäckigen Ringkampf des Jünglings und des Greises blieb fast immer im Großen und Ganzen Gauvain im Vortheil, allerdings wohl nur, weil er Glück hatte; der Erfolg, selbst der Erfolg im Furchtbaren, gehört eben der Jugend: die Siegesgöttin ist zum Theil noch Weib.

Lantenac war auf Gauvain rein wüthend, erstens weil Gauvain ihn schlug, und zweitens weil Gauvain mit ihm verwandt war. Was hatte er sich auch unterstanden, unter die Jakobiner zu gehen, dieser Gauvain! Der Schlingel! Der einzige Erbe des Marquis, denn Kinder hatte dieser nicht; sein leiblicher Großneffe, fast ein Enkel! »O, sagte der Pseudo-Großvater, wenn er mir in den Wurf kommt, schieß ich ihn nieder wie einen Hund!«

Die Republik hatte übrigens allen Grund, über diesen Marquis von Lantenac in Aufregung zu gerathen. Kaum gelandet, verbreitete er schon das Entsetzen. Wie ein Lauffeuer hatte sein Name in der ganzen Vendée und Bretagne die Runde gemacht, und sofort war er der Mittelpunkt des Aufruhrs geworden. In einem solchen Aufruhr aber, wo Jeder dem Anderen neidisch ist und Jeder seinen eigenen Busch oder Hohlweg beherrscht, schaart der hinzugekommene Höhere die vereinzelten gleichberechtigten Befehlshaber um seine Person. So hatten sich fast alle Bandenführer an Lantenac angeschlossen und gehorchten ihm nah und fern. Nur Einer hatte ihn verlassen, der Erste, der zu ihm gestoßen, jener Gavard. Weshalb? Weil

er ein Mann des blinden Vertrauens war; Gavard hatte alle Geheimnisse und Absichten jener früheren Kriegführung getheilt, die Lantenac nun beseitigte und durch ein anderes System ersetzte. Das Zutrauen des Untergebenen vererbt sich nicht auf jeden neuen Vorgesetzten, und da Lantenac sich der Taktik von La Rouarie nicht anbequemen konnte, hatte sich Gavard mit Bonchamp vereinigt.

Lantenac war ein Soldat aus der Schule Friedrichs II. und strebte eine Verschmelzung des großen und des kleinen Krieges an. Er wollte weder von einer »ungegliederten Masse« im Stil der großen königlich katholischen Armee etwas wissen, die blos für das Zermalmen taugte, noch von einer Verzettelung durch Wälder und Gebüsch, womit der Feind wohl beunruhigt, nicht aber niedergeworfen werden konnte. Der Guerillakrieg bringt es zu keinem oder zu einem elenden Abschluß; man beginnt mit dem Angriff aus eine Republik und endigt mit der Plünderung eines Eilwagens. Lantenac wollte den Kampf weder auf das offene Feld beschränken wie La Rochejacquelein, noch auf den Busch wie Jean Chouan, also weder Vendée noch Chouannerie; er wollte den vollständigen Krieg, wollte das bäuerische Element strategisch verwerthen, aber im Zusammenhang mit dem soldatischen, auf Grundlage taktisch ausgebildeter Regimenter. Die Vortrefflichkeit der plötzlich zusammengeläuteten und ebenso plötzlich wieder zerstiebenen Dorfarmeen für Angriff, Hinterhalt und Ueberfall sah er vollkommen ein, aber sie waren ihm zu flüssig; sie zerrannen ihm zwischen den Händen wie Wasser; er wollte den in alle Richtungen auseinander fluthenden Kampf um einen festen Kern zusammenziehen, wollte den wilden Banden in den Wäldern eine geschulte reguläre Truppe als Angelpunkt zu Grunde legen, und darauf gestützt, mit ihnen manöveriren, ein furchtbar fruchtbarer Gedanke, dessen Ausführung die Vendée unüberwindlich gemacht hätte. Wo aber jenes Element, wo die Soldaten, die Regimenter, wo eine schlagfertige Armee hernehmen? Aus England. Daher Lantenac's fixe Idee: die Landung der Engländer. So kapitulirt das Gewissen der Parteien; die weiße Kokarde deckt den rothen Rock. Lantenac hatte nur noch das eine Trachten, sich irgend eines Küstenstrichs zu bemächtigen, um ihn Pitt zu überantworten. Deshalb hatte er sich auf das zur Zeit wehrlose Dol geworfen, um dadurch in den Besitz des Mont-Dol und durch den Mont-Dol in den Besitz des Strandes zu gelangen. Die Stellung war vortrefflich gewählt. Eine Batterie auf dem

Mont-Dol konnte nach der einen Seite Le Fresnois, nach der andern Saint-Brelade bestreichen, konnte das Geschwader von Cancale in Schach halten und den Landungstruppen die ganze Uferstrecke zwischen Le Raz-sur-Couesnon und Saint-Meloir-des-Ondes zur Verfügung stellen. Um diesen entscheidenden Schlag zu führen, hatte Lantenac etwas über sechstausend Mann an sich gezogen, die Auslese der unter seinem Befehl stehenden Banden, und zur Errichtung einer starken Batterie auf dem Mont-Dol zehn sechszehnpfündige Feldschlangen, eine achtpfündige Schiffskanone und einen Vierpfünder mitgenommen, seine sämmtliche Artillerie, denn er ging von dem Grundsatz aus, daß zehn Geschütze mit tausend Schüssen mehr ausrichten als fünf mit fünfzehnhundert. Der Erfolg schien gesichert. Den sechstausend Mann stand, gegen Avranches zu, blos Gauvain mit seinen fünfzehnhundert gegenüber und gegen Dinan zu Léchelle, der allerdings fünfundzwanzigtausend Mann stark, dafür aber auch zwanzig Stunden weit abseits war. So hatte denn Lantenac, was Léchelle betraf, von der großen Zahl in Folge der großen Entfernung und, was Gauvain anbelangte, von der geringen Entfernung in Folge der geringen Zahl nichts zu besorgen. Dazu kam noch, daß Léchelle unfähig war, was er später mit Selbstmord büßte, nachdem er mit seinen fünfundzwanzigtausend Mann auf der Haide von La Croix-Bataille eine Niederlage erlitten. Lantenac fühlte sich demnach vollständig sicher. Rasch und rücksichtslos war er in Dol einmarschirt, und da seine unerbittliche Härte bereits sprichwörtlich war, war nicht der geringste Versuch eines Widerstandes gemacht worden. Die entsetzten Einwohner schlossen sich in ihre Häuser ein. In bäuerischer Unordnung, fast wie bei einem Jahrmarkt, ließen sich die Vendéer in der Stadt nieder; ohne Fouriere, ohne Quartieranweisung, bivouakirten sie, wo es ihnen just gefiel, kochten ihre Menage unter freiem Himmel, verliefen sich in die Kirchen, legten die Flinten ab und griffen zum Rosenkranz. Lantenac nahm mit einigen Artillerieoffizieren sofort die Rekognoszirung des Mont-Dol vor und übergab das Kommando an Gouge-le-Bruant, den er zu seinem Stellvertreter ernannt hatte.

Dieser Gouge-le-Bruant hat in der Geschichte eine dunkle Spur hinter sich zurückgelassen; er hatte zwei Beinamen: »Brisebleu«, wegen seines Wüthens gegen die Blauen, und »der Imânus«, wegen des unaussprechlichen Grausens, das von ihm ausging. Imânus, vom Lateinischen »immanis« abgeleitet, bezeichnet im Dialekt der unteren

Normandie, das übermenschlich Häßliche, dämonisch Entsetzliche, den Teufel, den Unhold, den Kinderfresser. Schon in einer alten Handschrift lesen wir: »d'mes daeux iers j'vis l'imânus« (mit meinen beiden Augen sah ich den Bösen). Die alten Leute vom Bocage wissen heutigen Tages nicht mehr, wer Gouge-le-Bruant war, und was Brisebleu bedeuten soll, aber sie entsinnen sich ganz dunkel des Imânus. Der Imânus hat sich in den Lokalaberglauben eingeflochten. Von ihm wird noch in Trémorel und Plumeaugat erzählt, zwei Dörfer, wo Gouge-le-Bruant schauerliche Spuren hinterließ. Die Andern in der Vendée waren die Wilden; Gouge-le-Bruant war der Barbarische. Er war tätowirt wie ein Indianerhäuptling, nur mit Kinderfibelkreuzen und Lilien; aus seinem Gesicht brach das scheußliche, fast übernatürliche Schimmern einer Seele, der keine andere menschliche Seele ähnlich sah. Im Kampf war er teuflisch tapfer und teuflisch grausam nachher. Er hatte ein Herz voll verschlungener Irrgänge, das jeder Aufopferung fähig war und zu jedem Greuel hinneigte. Konnte er nachdenken? Ja, doch wie die Schlangen kriechen, in Windungen. Beim Heldenthum fing er an, um mit dem Mord aufzuhören. Unmöglich war es, zu errathen, wie er zu seinen Entschlüssen kam, die oft vor lauter Ungeheuerlichkeit etwas Großartiges an sich trugen. Ihm war alles gräßlich Ueberraschende zuzutrauen. Seine Entsetzlichkeit war episch wie die der Cyklopen. Daher der ungestalte Beiname Imânus. Der Marquis von Lantenac baute auf seine Grausamkeit, und mit vollem Recht; darin war der Imânus Meister, weit mehr als in den Künsten des Krieges, weshalb denn auch der Marquis vielleicht nicht wohl daran that, ihn zu seinem Stellvertreter zu erwählen. Gleichviel, er ließ ihn als solchen mit dem Auftrag zurück, für Alles Sorge zu tragen. Gouge-le-Bruant mit seinem mehr streitbaren als militärischen Wesen eignete sich weit eher zur Niedermetzelung eines Clans als zur Bewachung einer Stadt. Nichtsdestoweniger stellte er Posten auf.

Als Lantenac nach gepflogener Untersuchung des Terrains Abends nach Dol zurückritt, hörte er plötzlich Kanonenschüsse und sah aus der Hauptstraße einen röthlichen Rauch emporsteigen; das bedeutete Ueberfall, Einbruch, Sturm: In der Stadt schlug man sich. Obgleich den Marquis fast nichts in Erstaunen zu setzen vermochte, jetzt war er verblüfft. Dieser Zwischenfall kam ihm ganz unerwartet. Wer konnte das sein? Gauvain offenbar nicht; in einer Minderzahl von eins gegen vier greift man nicht an.

War es etwa Léchelle? Aber was hätte das für ein Eilmarsch sein müssen! Von beiden Vermuthungen war also die eine unwahrscheinlich, die andere unmöglich. Lantenac spornte sein Pferd an; bald darauf stieß er auf fliehende Stadtleute, die er anhielt; sie waren ganz außer sich vor Schrecken und riefen nur immer: Die Blauen! die Blauen!

Als der Marquis endlich eintraf, stand es um die Seinen schlimm. Zugetragen hatte sich Folgendes:

III.

Kleine Heere, große Schlachten.

Nach dem Einmarsch in Dol hatten sich, wie gesagt, die Bauern nach Gutdünken in der Stadt herumgetrieben als Leute, die, wie ihr eigenes Schlagwort lautete, »aus Freundschaft gehorchen«, ein Gehorchen, welches zwar Helden, aber nimmermehr Soldaten heranbilden kann. Artillerie und Gepäck hatten sie unter den Bögen der alten Markthalle untergebracht und lagerten nun ausruhend, essend und trinkend, oder »rosenkränzelnd«, in buntem Durcheinander auf der Hauptstraße, mehr als Hindernisse des Verkehrs denn als Hüter des Platzes. Bei sinkender Nacht schoben die Meisten den Schnappsack unter den Kopf und schliefen ein, Der und Jener an der Seite seines Weibes, denn oft geschah es, daß Bäuerinnen mitausrückten und dann, besonders die in gesegneten Umständen waren, Kundschafterdienste versahen. Es war eine milde Julinacht, und am tiefen schwarzblauen Himmel funkelten die Sternbilder. Während diese Menge, die man eher für eine rastende Karawane als für ein Bivouak gehalten hätte, friedlich schlummerte, fiel den Wenigen, welche die Augen noch nicht geschlossen, plötzlich auf, daß an der einen Straßenmündung, vom Zwielicht beschienen, drei Kanonen gegen sie gerichtet waren – Gauvains Kanonen; er hatte die Wachtposten überrumpelt, war in die Stadt eingedrungen und hielt den Eingang der Straße besetzt. Ein Bauer richtete sich aus, schrie Werda? und feuerte seine Flinte ab. Ein Kanonenschuß war die Antwort. Gleich darauf schlug ein Platzregen von Gewehrkugeln ein. Alles fuhr aus dem Schlaf empor, ein schreckenvolles Erwachen für Leute, die eben noch unter dem Sternenschimmer einschlummerten.

Der erste Augenblick war schauderhaft, denn es giebt nichts Entsetzlicheres als das Hin- und Herwimmeln einer Masse, auf welche Blitzstrahlen hereinhageln. Man warf sich auf die Waffen, schrie, rannte, stürzte getroffen nieder. Die angefallenen Bauernburschen schossen in fassungsloser Verwirrung auf die eigenen Leute. Aufgeschreckte Gestalten huschten aus den Häusern und huschten wieder herein oder liefen wie wahnsinnig im Getümmel umher. Die zu einander gehörten, riefen einander an. Mitten in dem furchtbaren Gefecht heulten Weiber und Kinder. Die Finsterniß war allenthalben von pfeifenden Kugeln durchstrichen; aus jedem dunkelen Winkel Flintenschüsse; das Ganze ein riesiger in Rauch verschwimmender Wirrwarr zwischen durcheinanderstehenden Karren und Munitionswagen. Die Pferde schlugen aus; aufbrüllende Verwundete wurden auf dem Boden zerstampft; neben der Verzweiflungswuth starres Entsetzen, Soldaten, die ihre Führer, und Führer, die ihre Soldaten suchten; stellenweise auch düstere Gleichgiltigkeit, an einer Mauer ein Weib, daß ihren Säugling stillte, während ihr Mann, der blutend, mit zerschmettertem Bein neben ihr lehnte, kaltblütig den Stutzen lud und auf gut Glück hin den Tod in die Finsterniß hinaussendete. Zwischen den Rädern der Fuhrwerke lagen Bauern der Länge nach ausgestreckt und feuerten durch die Speichen. Zuweilen gellte ein tausendstimmiger Aufschrei durch die Nacht; dann behielt der Donner der Kanonen wieder die Oberhand. Es war grauenvoll. Wie Bäume unter einem Bergsturz fielen die Leichen auf die Leichen. Aus seinem Hinterhalt schmetterte Gauvain mit Sicherheit und beinahe ohne einen Mann zu verlieren Alles nieder.

Nach einiger Zeit jedoch kam eine gewisse Ordnung in das Gedränge der unverzagten Bauern; sie zogen sich unter den großen dunkelen Säulenwald der Markthalle wie hinter ein Vorwerk zurück und faßten dort festen Fuß; was nur irgend welche Aehnlichkeit mit einem Walde hatte, flößte ihnen Selbstvertrauen ein. Der Imânus suchte nach besten Kräften den Marquis zu ersetzen. Seine Geschütze ließ er zwar, zu Gauvains größtem Erstaunen, unbenutzt, denn nur die mit Lantenac ausgerittenen Artillerieoffiziere wußten damit umzugehen; die Bauernburschen waren zur Bedienung der Feldschlangen und des Achtpfünders nicht einexerzirt, entsendeten aber dafür einen Hagel von Kugeln auf die Kanoniere der Blauen und erwiderten die Kartätschensalven mit Gewehrfeuer. Die besser Gedeckten waren jetzt sie; denn sie hatten alle, in der Markthalle befindlichen Karren, Fuhrwerke,

Proviantsäcke und Fässer im Nu zu einer hohen Barrikade mit Schießscharten aufgestapelt, aus denen sie ein mörderisches Feuer unterhielten, im Nu, denn bevor eine Viertelstunde verstrichen war, erhob sich vor dem Gebäude eine unübersteigbare Mauer.

Gauvain gerieth dadurch in eine kritische Lage. Diese plötzlich in eine Zitadelle umgewandelte Markthalle, in welcher die Bauern eine feste, konzentrirte Stellung einnahmen, kam ihm unerwartet. Den Feind zu überfallen war ihm zwar gelungen, nicht aber, ihn in die Flucht zu schlagen. Er war abgesessen und spähte aufgerichtet, den Degen in der Faust, mit verschränkten Armen beim Schein einer Fackel, die seine Batterie beleuchtete, in die Dunkelheit hinaus. Sein hoher Wuchs und der Fackelschein machten ihn zur Zielscheibe der Barrikade, doch daran dachte er nicht und ließ, in Sinnen versunken, den Kugelregen um sich her einschlagen. Zum Glück konnte er den Flinten allen mit seinen Geschützen Trotz bieten; die Kanonen behalten immer das letzte Wort und auf Seite der Artillerie bleibt der Sieg; mit seiner wohlbedienten Batterie war er noch immer im Vortheil.

Da, plötzlich sprühte aus der finsteren Markthalle ein Blitz, und donnernd schmetterte eine Kanonenkugel über Gauvain in ein Haus. Die Barrikade setzte der Artillerie Artillerie entgegen. Was hatte das zu bedeuten? Offenbar hatte sich drüben etwas ereignet und das Gefecht trat in ein neues Stadium.

Eine zweite Kugel folgte der ersten auf dem Fuß und schlug dicht neben Gauvain in die Mauer ein; eine dritte riß ihm den Hut vom Kopf. Die Kugeln waren von schwerem Kaliber, sechszehnpfündig.

– Auf Sie ist es abgesehen, Kommandant, riefen die Kanoniere und löschten die Fackel. Nachdenklich bückte sich Gauvain nach seinem Hut.

In der That hatte es Jemand auf ihn abgesehen, und zwar Lantenac.

Der Marquis hatte die Barrikade von der entgegengesetzten Seite her erreicht, und der Imânus war auf ihn zugestürzt: Gnädiger Herr, man hat uns überfallen!

– Wer?

– Ich weiß nicht.

– Steht der Weg nach Dinan offen?

– Ich glaube.

– So muß der Rückzug angetreten werden.

– Geschieht schon; es sind bereits Viele entwischt.

– Es handelt sich nicht um das Entwischen; es handelt sich darum, sich zurückzuziehen. Warum ist die Artillerie nicht zugezogen worden?

– Man hat den Kopf verloren, und dann waren die Offiziere nicht bei der Hand.

– Ich will dafür sorgen.

– Gnädiger Herr, ich habe möglichst viel Gepäck, die Weiber und alles Ueberflüssige nach Fougères abgehen lassen. Was soll aus den drei kleinen Gefangenen werden?

– Ach so, aus den Kindern?

– Ja.

– Wir behalten sie als Geisel. Sorge dafür, daß sie nach La Tourgue gebracht werden.

Hierauf trat der Marquis hinter die Barrikade. Das Eintreffen des Führers änderte die ganze Sachlage. Beim Bau der Barrikade war auf die Artillerie keine Rücksicht genommen worden; es war blos für zwei Geschütze Raum vorhanden; der Marquis ließ zwei größere Oeffnungen durchbrechen und zwei Sechszehnpfünder dahinter aufpflanzen. Als er sich über die eine der Feldschlangen beugte um die feindliche Batterie durch die Schießscharte zu beobachten, erblickte er Gauvain. – Er ist es! rief er und griff nach Wischer und Setzkolben, lud das Geschütz, richtete das Visier und zielte. Zu dreien

Malen feuerte auf Gauvain und fehlte. Mit dem dritten Schuß riß er ihm den Hut vom Kopf. – Gestümpert! murmelte er vor sich hin. Ein paar Zoll tiefer und ich traf den Kopf.

Da erlosch plötzlich die Fackel, und er hatte nur noch Finsterniß vor sich. – Sei es drum, sagte er und rief seinen Artilleristen zu: Mit Kartätschen!

Gauvain war seinerseits nicht ruhiger. Seine Lage verschlimmerte sich. Der Kampf nahm einen anderen Charakter an. Jetzt setzte die Barrikade ihm mit Kanonen zu. Wer konnte wissen, ob sie nicht von der Defensive zur Offensive übergehen würde? Er hatte es, die Todten und Flüchtigen auch abgerechnet, mit mindestens fünftausend Mann zu thun und verfügte selber über nur mehr zwölfhundert kampffähige Leute. Was sollte aus den Republikanern werden, wenn der Feind sich von ihrer geringen Zahl überzeugte. Die Rollen würden unfehlbar vertauscht und die bisherigen Angreifer die Angegriffenen werden. Ein Ausfall aus der Barrikade konnte die Vernichtung herbeiführen. Was thun? Die Barrikade in der Front anzupacken, daran war nicht zu denken; ein Gewaltstreich wäre eine Chimäre gewesen; zwölfhundert Mann können fünftausend aus einer solchen Stellung unmöglich verjagen. Mit Ueberstürzung ließ sich nichts ausrichten, und jedes Abwarten war vom Uebel. Ein Ende mußte gemacht werden, aber wie?

Gauvain, der ja aus der Gegend gebürtig war, kannte die Stadt; er wußte, daß die alte Markthalle, in der sich die Vendéer verschanzt hatten, mit der Rückseite an ein Labyrinth von engen, winkeligen Gäßchen stieß, und wendete sich nun an seinen Unterkommandanten, den tapferen Hauptmann Guéchamp, der sich später dadurch so rühmlich auszeichnete, daß er Jean Chouan's Heimath, den Wald von Concise, säuberte und durch die Verteidigung des Dammweges am Teich La Chaîne die Wegnahme von Bourgneuf vereitelte. – Guéchamp, sagte er, ich übertrage Ihnen das Kommando. Setzen Sie das Feuer nach besten Kräften fort; schießen Sie Bresche in die Barrikade und halten Sie mir die Leute in Atem.

– Verstanden, erwiderte Guéchamp.

– Formiren Sie alle verfügbaren Kräfte in eine Angriffskolonne, und warten Sie mit geladenen Gewehren das Zeichen zum Stürmen ab.

Und er flüsterte Guéchamp ein paar Worte ins Ohr. – Abgemacht, sagte dieser. – Sind alle Tambours noch auf den Beinen? fragte Gauvain. – Ja wohl. – Es sind ihrer neun. Ich lasse Ihnen zwei davon zurück; die andern sieben gehen mit mir.

Die sieben Tambours stellten sich schweigend vor Gauvain in Reih und Glied.

– Heran das Bataillon Bonnet-Rouge! rief Gauvain.

Es trat ein Sergeant an mit elf Mann.

– Ich meine das ganze Bataillon, sagte Gauvain.

– Hier, antwortete der Sergeant.

– Euer zwölf!

– Nur noch unser zwölf.

– Schön, sagte Gauvain.

Der Sergeant war jener wackere soldatischderbe Radoub, der im Namen des Bataillons die drei Kinder aus dem Wald von La Saudraie angenommen hatte. Man wird sich wohl noch erinnern, daß blos die eine Hälfte des Bataillons in Herbe-en-Pail niedergemetzelt worden; Radoub war so glücklich gewesen, der andern Hälfte anzugehören.

– Sergeant, sagte Gauvain, indem er mit dem Finger auf einen in der Nähe stehenden Fouragenwagen deutete, lassen Sie Ihre Leute Strohwische binden und um die Gewehrläufe legen, damit es beim Aneinanderstoßen kein Geräusch giebt.

Einige Minuten darauf war der Befehl in der Dunkelheit still vollzogen worden. – Ist geschehen, meldete der Sergeant.

– Soldaten, zieht die Schuhe aus, befahl Gauvain weiter.

– Haben keine, bemerkte der Sergeant.

Die Tambours mitgerechnet, waren es neunzehn Mann, und Gauvain war der zwanzigste. – In einer einzigen Reihe, rief er, mir nach! Hinter mir die Tambours, dann das Bataillon; Sie führen es, Sergeant.

Er stellte sich an die Spitze der neunzehn Mann, und während auf beiden Seiten die Kanonade fortgesetzt wurde, bogen sie, wie Schatten dahingleitend, in die öden Gäßchen ein. So schlichen sie eine Zeitlang längs den Häusern hin. Die Stadt schien ausgestorben zu sein; die Einwohner hatten sich in den Kellern versteckt; jede Thür war verrammelt, jeder Fensterladen geschlossen, von einem Licht keine Spur. Wüthend dröhnte es von der Hauptstraße her in diese Stille herüber; der Artilleriekampf dauerte fort und die beiden Batterien spien mit Erbitterung ihre Kartätschen auf einander. Nachdem man sich zwanzig Minuten hindurch im Zickzack vorwärts bewegt hatte, erreichte Gauvain, der sich in der Finsterniß vortrefflich zurechtfand, ein Gäßchen, welches wieder in die Hauptstraße mündete, aber auf der andern Seite der Markthalle. Die Stellung war somit umgangen. Diese Seite – die Unvorsichtigkeit der Barrikadenkämpfer bleibt ewig dieselbe – war nicht verschanzt, sondern stand offen und gewährte freien Eintritt in das säulengetragene Gewölbe, wo ein paar reisefertige Gepäckwagen hielten. Die zwanzig Mann hatten die fünftausend Vendéer vor sich, aber jetzt mit dem Rücken statt mit der Front. Nachdem Gauvain dem Sergeanten ein paar Worte zugeflüstert, wurden die Strohwische von den Gewehren entfernt; die zwölf Grenadiere nahmen im Winkel des Gäßchens Stellung und die sieben Tambours warteten mit den Trommelstöcken in den Fäusten auf das Signal.

Die Artilleriesalven erfolgten immer noch in regelmäßigen Zwischenräumen. Einen solchen benutzte Gauvain und schrie, den Degen schwingend, mit einer Stimme, die wie ein Trompetentusch durch die momentane Stille schmetterte: Zweihundert Mann rechts vor! Zweihundert Mann links! Alles andere in der Front!

Sofort fielen die zwölf Gewehrschüsse, die sieben Tambours trommelten zur Attacke und Gauvain brach in den gewaltigen Kampfruf der Blauen aus: Bajonett vor! Drauf los!

Die Wirkung war eine unerhörte; die ganze Bauernmasse fühlte sich im Rücken angegriffen und glaubte sich von einer zweiten Armee überrumpelt.

Zu gleicher Zeit setzte sich vom obern Ende der Straße her auf das verabredete Signal hin die Kolonne von Guéchamp, ebenfalls unter Trommelwirbel, in Bewegung und stürmte im Laufschritt gegen die Barrikade vor. Die Bauern sahen sich einem doppelten Feuer ausgesetzt. Der panische Schrecken vergrößert Alles; für ihn wird der Pistolenschuß zum Kanonendonner, das Bellen eines Hundes zum Gebrüll des Löwen, jeder Lärm zum gespenstigen Schreckniß. Fügen wir noch hinzu, daß der Bauer ins Fürchten geräth wie ein Strohdach ins Brennen und daß gerade wie die Flamme im Strohdach in eine Feuersbrunst, die Furcht des Bauern in unaufhaltsame Flucht ausartet. Es entstand ein ganz unbeschreibliches Drängen und Jagen. In einigen Minuten war die Halle leer; die entsetzten Burschen rannten auseinander, unbekümmert um ihre Offiziere, unbekümmert um den Imânus, der vergebens ihrer zwei oder drei niederschoß, und unter Angst- und Verzweiflungsgeschrei verlief sich die royalistische Armee durch die Gäßchen der Stadt wie durch die Löcher eines Siebs und zerstob im freien Feld mit der Schnelligkeit einer sturmgepeitschten Wolke. Die Einen flohen in der Richtung von Chateauneuf, Andere gegen Plerguer, Andere wieder gegen Antrain zu.

Der Marquis von Lantenac mußte diese tolle Flucht mitansehen. Mit eigener Hand vernagelte er die Geschütze und zog sich dann, von Allen der Letzte, langsam und kaltblütig mit den Worten zurück: Auf die Bauern ist entschieden kein Verlaß. Ohne die Engländer geht es nicht.

IV.

Zum zweiten Mal.

Es war ein vollständiger Sieg. Gauvain wendete sich zu den Grenadieren des Bataillons Bonnet-Rouge um und sagte: Ihr zwölf wiegt ein Tausend auf. So ein Wort aus dem Mund des Chefs war das Ehrenkreuz jener Zeiten. Guéchamp jagte, auf Gauvains Befehl, den Fliehenden nach und brachte viele Gefangene ein. Dann wurde die Stadt bei Fackelschein durchsucht. Alle, die nicht mehr entkommen konnten, ergaben sich. Die Hauptstraße, die man mit Pechkränzen beleuchtete, war mit Todten und Verwundeten übersät. Hin und wieder setzten sich noch, denn jeder Kampf hat sein

gewaltsames Nachspiel, verzweifelte Gruppen zur Wehr, streckten jedoch, sowie sie umringt waren, die Waffen.

Im rasenden Gewirr des Ausreißens war Gauvain ein tollkühner Mensch aufgefallen, eine stämmige, flinke Faunengestalt, welche die Flucht der Anderen gedeckt hatte, ohne dann selber zu fliehen. Meisterhaft hatte dieser Bauer seine Flinte gehandhabt und so lange mit Schüssen und Kolbenschlägen um sich geworfen, bis sie zerbrochen war; nun stand er da mit einem Pistol in der einen Faust und einem Säbel in der anderen. Keiner wagte sich an ihn heran. Da sah ihn Gauvain plötzlich taumeln und sich gegen den Pfeiler eines Hauses lehnen. Der Mann war verwundet, hielt aber noch immer sein Pistol und seinen Säbel fest. Gauvain nahm den Degen unter den Arm und trat auf ihn zu. – Ergieb dich, sagte er.

Der Bauer stierte ihn an. Das Blut troff ihm unter den Kleidern aus der Wunde und rann zu seinen Füßen in eine Lache zusammen.

– Du bist mein Gefangener, wiederholte Gauvain.

Der Mann blieb stumm.

– Dein Name?

– Ich heiße Danse-à-l'Ombre, antwortete der Bauer.

– Du bist ein Tapferer, sagte Gauvain und streckte ihm die Hand entgegen.

– Vivat der König! rief der Mann, und mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte beide Arme zugleich erhebend, führte er einen Säbelhieb nach Gauvains Kopf und schoß ihm nach dem Herzen.

Es war dies mit der Behendigkeit des Tigers vor sich gegangen; noch behender war aber ein Anderer gewesen, ein Reiter, der eben angekommen, unbeachtet in nächster Nähe hielt und der, im Augenblick, wo er den Vendéer Säbel und Pistol erheben sah, zwischen diesen und Gauvain vorgestürzt war. Ohne den Reiter war Gauvain verloren. So aber fing das Pferd den Schuß, der Mann den Hieb auf, und beide sanken zu Boden. Das

Alles war so rasch geschehen, wie man einen Schrei ausstößt. Auch der Insurgent war jetzt am Pfeiler zusammengebrochen.

Der Reiter, dem der Hieb mitten im Gesicht saß, lag bewußtlos am Boden. Sein Pferd war todt.

– Wer ist der Mann, fragte Gauvain, indem er vor ihn hintrat. Er betrachtete ihn. Das Gesicht des Verwundeten war von Blut derart übergossen, daß es wie unter einer rothen Maske verschwand. Erkennen ließ sich nur soviel, daß das Haar grau war.

– Der Mann hat mir das Leben gerettet, hob Gauvain wieder an; weiß Keiner, wer er ist?

– Dieser Mann, Kommandant, sagte ein Soldat, ist eben erst in die Stadt hereingeritten, von Pontorson her; ich habe ihn kommen sehen.

Der Regimentsarzt war mit seinem Verbandzeug herbeigeeilt, untersuchte den noch immer Bewußtlosen und erklärte: Nur eine Schramme, hat nichts zu bedeuten, wird einfach wieder zusammengenäht. In acht Tagen geheilt; aber ein schöner Schmiß.

Der Verwundete trug einen Mantel, eine dreifarbige Schärpe, Pistolen und einen Säbel. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt und halb entkleidet. Der Arzt, dem man einen Eimer Wasser gebracht hatte, wusch ihm das Blut vom Gesicht, dessen Züge allmälig sichtbar wurden.

– Hat er Papiere bei sich? fragte Gauvain, der den Fremden mit gespanntester Aufmerksamkeit betrachtete

Der Arzt betastete den Rock des Mannes und zog aus der Brusttasche ein Portefeuille hervor, das er Gauvain überreichte. Mittlerweile brachte die Berührung mit dem kalten Wasser den Verwundeten nach und nach zur Besinnung, und seine Augenlider geriethen in ein leises Zucken. Beim Durchsuchen der Brieftasche fand Gauvain ein zusammengelegtes Blatt Papier, das er entfaltete: »Wohlfahrtsausschuß. Der Bürger Cimourdain ....« Als er die Worte gelesen, that er einen Schrei: – Cimourdain! Bei diesem

Schrei schlug der Verwundete die Augen auf. Gauvain war außer sich: – Sie sind es, Cimourdain! Zum zweiten Male verdanke ich Ihnen mein Leben.

Cimourdain sah ihn an und ein unbeschreibliches Freudenblitzen verklärte sein blutendes Gesicht. Gauvain fiel auf die Knie nieder und rief:

– Mein Lehrer!

– Dein Vater, sprach Cimourdain.

V.

Der Tropfen kalten Wassers.

Lange Jahre waren es her, daß sie einander nicht mehr gesehen, aber ihre Herzen hatten einander nie verloren und sie fanden sich wieder zusammen, als hätten sie sich erst am Abend zuvor getrennt. Im Rathhaus von Dol hatte man in aller Eile ein Lazareth eingerichtet und Cimourdam wurde auf einem Bett in ein Zimmerchen gebracht, das an den großen allgemeinen Krankensaal stieß. Der Arzt, der die Schramme zugenäht hatte, setzte den Herzensergüssen der Beiden ein Ziel, indem er es für nothwendig erklärte, Cimourdain ausschlafen zu lassen. Uebrigens mußte auch Gauvain tausenderlei Dingen nachgehen, welche die Vorsicht dem Sieger zur Pflicht macht. Cimourdain blieb allein, aber er schlummerte nicht; ihn schüttelte ein zwiefaches Fieber, das Wundfieber und das Fieber der Freude. Er schlummerte nicht, und doch konnte er sich kaum einreden, daß er ja wache. War's denn auch möglich, daß sein Traum zur Wirklichkeit geworden? Cimourdain gehörte zu den Leuten, die sich keinen Treffer zutrauen und nun hatte er ihn doch gezogen. Gauvain, das Kind, das er hatte verlassen müssen, fand er jetzt wieder, fand ihn herangereift zum Mann, groß dastehend, gefürchtet und tapfer; siegreich hatte er ihn wiedergefunden, und siegreich in der Sache des Volkes. Gauvain war die Stütze der Revolution in der Vendée und er, Cimourdain, hatte der Republik diesen Strebepfeiler errichtet. Der Triumphator war sein Schüler und was er aus diesem jugendlichen Antlitz strahlen sah, dem vielleicht dereinst die Ehren des Pantheon zutheil werden sollten, war ja sein, Cimourdains, Gedanke; sein Jünger, der Sohn seines Geistes, bereits ein Held, konnte

demnächst eine Ruhmessäule der Republik werden. Es war Cimourdain, als grüße ihn, zum Genius verklärt, seine eigene Seele; hatte er doch mit eigenen Augen gesehen, wie Gauvain Krieg führte. Ihm war zu Muthe wie dem alten Chiron, als er Achilleus kämpfen sah; – eine geheimnißvolle Uebereinstimmung zwischen dem Priester und dem Kentauren, denn auch der Priester ist nur zur Hälfte Mensch. Alle Wechselfälle dieses Abenteuers wirkten mit dem fiebernden Brennen seiner Wunde zusammen, um Cimourdain in eine gewisse mystische Verzückung zu versetzen. Ein junges Geschick ging in Sonnenherrlichkeit auf und er, der Glückselige, durfte es lenken; nur noch ein einziger Erfolg wie der heutige, und ein bloßes Wort von Cimourdain bewog die Republik, eine ihrer Armeen Gauvain anzuvertrauen. Nichts blendet mehr als das Staunen darüber, daß Alles gelungen ist. In jener Zeit trug sich Jeder mit seinem militärischen Traum; Jeder wollte einen General emporbringen, Danton Westermann, Marat Rossignol, Hébert Ronsin; nur Robespierre wollte keinen aufkommen lassen. Warum also nicht auch Gauvain? dachte Cimourdain, in Zukunftspläne vertieft; vor ihm eröffnete sich ein unermeßliches Feld; er baute Hypothese auf Hypothese; alle Hindernisse schwanden. Wer einmal auf diese Leiter den Fuß gesetzt hat, der hält nicht mehr inne, der steigt ins Unendliche und versteigt sich nach und nach vom Menschen bis hinauf zum Stern. Ein großer General bricht blos seinen Heeren, ein großer Kriegsheld bricht zugleich auch seinen Ideen Bahn. Cimourdain träumte sich Gauvain als Kriegshelden; schon sah er ihn, denn Träume haben Siebenmeilenflügel, auf dem Ozean die Engländer verjagen, am Rhein die Könige des Ostens züchtigen, auf den Pyrenäen die Spanier zurückwerfen, von den Alpen herab Rom zur Freiheit wachrufen. Die zwei Menschen, die in Cimourdain wohnten, der zärtliche wie der düstere, waren beide zufrieden, denn das Ideal, die Unerbittlichkeit, blieb ja gewahrt: Gauvain verbreitete nicht allein Strahlen; er verbreitete auch Schrecken. Cimourdain faßte zunächst immer das ins Auge, was vor dem Aufbau niedergerissen werden mußte, und glaubte nicht, daß die Stunde der hinschmelzenden Rührung schon gekommen sei. Er dachte sich Gauvain, wie das damalige Schlagwort hieß, »auf der Höhe der Situation«, den Dämon der Nacht zertretend, im Panzer des Lichts, mit einem Leuchten der Herrlichkeit auf der Stirn, die idealen Schwingen der Gerechtigkeit und der voranstrebenden Vernunft ausbreitend und ein feuriges Schwert schwingend – Engel, aber Engel des Gerichts.

Mitten in dieser Träumerei, die an die Extase grenzte, hörte er durch die zugelehnte Thür im nebenanliegenden großen Lazarethsaal sprechen und erkannte die Stimme Gauvain's; sie hatte ihm, der langen Trennung zum Trotz, fortwährend im Herzen fortgeklungen und in der Stimme des Mannes läßt sich etwas wiederfinden von der Stimme des Kindes. Er lauschte. Man hörte auch Schritte.

– Kommandant, sagte ein Soldat, das hier ist der Mann, der auf Sie geschossen hat; während Alles um den Reiter beschäftigt war, verkroch er sich in einen Keller. Dort haben wir ihn entdeckt, und hier ist er. Und nun vernahm Cimourdain folgendes Zwiegespräch zwischen Gauvain und dem Bauern:

– Du bist verwundet.

– Bin aber noch kräftig genug, um füsilirt zu werden.

– Bringt den Mann in ein Bett; er soll verbunden und geheilt werden.

– Sterben will ich.

– Du wirst leben: im Namen des Königs hast Du mich umbringen wollen; im Namen der Republik sei begnadigt.

Ueber Cimourdain's Stirn fuhr ein Schatten. Ihm war, als sei er plötzlich aus dem Schlaf aufgeschreckt worden und mit einer gewissen düstern Niedergeschlagenheit murmelte er vor sich hin:

– Kein Zweifel; er hat ein mürbes Gemüth.

VI.

In geheilter Brust ein blutend Herz.

Eine Schramme heilt rasch wieder zu; weit schwerer als Cimourdain war sonst Jemand verwundet worden, nämlich das angeschossene Weib, das Tellmarch der Bettler bei der großen Blutlache von Herbe-en-Pail aufgelesen hatte. Michelle Fléchard war damals noch schlimmer dran, als

Tellmarch zuerst geglaubt: außer dem Schuß über der Brust saß noch ein Schuß im Schulterblatt; während ihr die eine Kugel das Schlüsselbein gebrochen hatte, war ihr eine zweite von hinten in die Achsel gefahren. Da die Lunge jedoch unversehrt geblieben, konnte die Genesung zu Stande kommen. Tellmarch war, wie die Bauern sagen, »ein Philosoph«, das heißt zum Drittel Arzt, zum Drittel Chirurg und zum Drittel Zauberer. Er behandelte die Kranke in seiner Höhle, auf dem Lager von Seegras, mit jenen geheimnißvollen Kräutersäften, aus denen die Leute auf dem Land ihre sogenannten Hausmittel bereiten, und unter seiner Pflege blieb sie am Leben. Das Schlüsselbein wuchs wieder zusammen; die Löcher über der Brust und in der Schulter heilten zu und nach einigen Wochen war die Verwundete auf dem Wege vollständiger Besserung, so daß sie eines Morgens, auf Tellmarch gestützt; die Höhle verlassen und sich unter den Bäumen in die Sonne hinsetzen konnte. Tellmarch war über ihre näheren Verhältnisse so ziemlich im Unklaren; Brustwunden erheischen anhaltendes Schweigen und während des halben Deliriums, das der Wiederherstellung vorangegangen war, hatte die Frau nur wenige Worte gesprochen, denn sowie sie reden wollte, wehrte Tellmarch es ihr; aber sie hing einer hartnäckigen Träumerei nach und ihr Blick verrieth ein inneres Hin- und Herwälzen von herzbeklemmenden Gedanken.

Jetzt fühlte sie sich bei Kraft und konnte beinahe ohne Stütze gehen. Eine gelungene Kur gewährt dem Arzt eine väterliche Befriedigung: stillglücklich betrachtete Tellmarch seine Patientin; der gute alte Mann lächelte sie an: – Nun, nun, jetzt wären wir ja wieder munter und Alles ist vernarbt.

– Bis auf das Herz, antwortete das Weib und setzte dann hinzu: Ihr wißt also gar nicht, wo sie sind?

– Wer? fragte Tellmarch.

– Meine Kinder.

In diesem Wörtchen »also« lag eine ganze Welt von Gedanken; dieses Wörtchen sagte: »Weil Ihr mir nicht von ihnen sprecht, weil Ihr nun schon so manchen Tag um mich seid, ohne ihrer auch nur zu erwähnen, weil Ihr mir Schweigen gebietet, so oft ich den Mund aufthue, weil Ihr zu

befürchten scheint, daß ich die Frage an Euch richte, so könnt Ihr mir eben keinen Aufschluß geben.«

Im Fieber, in der Aufwallung, im Delirium, hatte sie häufig nach ihren Kindern gerufen und wohl bemerkt, denn auch das Delirium hat sein Fassungsvermögen, daß der alte Mann ihr darauf keine Antwort gab. Und was hätte Tellmarch ihr auch mittheilen sollen? Es ist kein Leichtes, einer Mutter von ihren verschwundenen Kindern zu sprechen, und was wußte er denn eigentlich? Nichts, als daß ein Weib niedergeschossen worden war, daß er dieses Weib am Boden liegend gefunden, daß es, als er es zu sich nahm, sozusagen eine Leiche war, daß diese Leiche drei Kinder hatte und daß der Marquis von Lantenac, nachdem er die Mutter niederschießen ließ, die Kleinen mit fortgenommen. Mehr hatte er ja nicht erfahren. Was war aus den Kindern geworden? Waren sie überhaupt am Leben? Nur soviel hatte er ermitteln können, daß es zwei Knaben waren und ein kaum entwöhntes kleines Mädchen; sonst nichts. Er richtete betreffs der bejammernswerthen Kleinen an sich selber eine Menge Fragen, die er nicht beantworten konnte. Aus den Leuten, die er um Auskunft gebeten hatte, war nichts herauszubringen gewesen als ein Kopfschütteln. Herr von Lantenac war ein Mann, von dem Niemand gerne sprach. Und nicht nur sprach man nicht gern von Lantenac, sondern man sprach auch nicht gern mit Tellmarch. Die Bauern haben ihr absonderliches Mißtrauen. Sie fühlten sich von ihm abgestoßen; Tellmarch der Caimand war für sie eine unheimliche Erscheinung; warum starrte er immer in den Himmel hinauf? Was that er und was machte er sich für Gedanken, wenn er stundenlang so unbeweglich dastand? Dahinter mußte etwas stecken. In dieser Gegend voller Krieg, die sich in flammendem Aufruhr verzehrte, wo Jedermann nur einem Geschäft, der Zerstörung, einer Arbeit, dem Gemetzel, nachging, wo man in gegenseitigem Wettstreit Häuser in Brand steckte, Familien hinschlachtete, Wachtposten niederhieb und Dörfer plünderte, wo alles Sinnen und Trachten darauf hinauslief, sich in einen Hinterhalt zu legen, den Feind in eine Falle zu locken und sich beiderseits umzubringen, hatte er entschieden etwas Beunruhigendes an sich, jener in den Anblick der Natur versenkte, gewissermaßen im unendlichen Frieden der außermenschlichen Dinge untergegangene Einsiedler, der seine Gräser und Kräuter pflückte und sich lediglich mit Blumen, Waldvögelchen und Sternen abgab; er war offenbar nicht bei Verstand; er kroch ja mit keiner Flinte hinter den Hecken

und schoß auf Niemand; deshalb betrachtete man ihn mit einem dumpfängstlichen Gefühl. »Der Mann ist verrückt«, sagten die, die an ihm vorbeigingen; Tellmarch war mehr als einsam: er war gemieden. Man redete ihn nicht an, antwortete ihm nur selten, und so war es ihm denn nicht möglich geworden, alle gewünschten Erkundigungen einzuziehen. Der Kampf hatte sich weitergewälzt; man hatte den Kriegsschauplatz gewechselt; der Marquis von Lantenac war hinter dem Horizont verschwunden und das Wüthen des Hasses mußte ein Mensch wie Tellmarch, wenn er es beachten sollte, auf seinem Nacken fühlen.

Bei der Aeußerung »meine Kinder« hatte Tellmarch zu lächeln aufgehört und die Mutter nachzugrübeln begonnen. Was ging in ihrer Seele vor? Sie war wie gefangen in einem Abgrund. Plötzlich schaute das Weib zu Tellmarch auf und rief abermals, fast im Ton des Zornes: – Meine Kinder!

Tellmarch senkte das Haupt wie Einer, der sich schuldig weiß; er dachte an jenen Marquis von Lantenac, welcher seiner gewiß nicht dachte, ja längst wohl vergessen hatte, daß ein Tellmarch existirte. Das sah er auch ein und sagte zu sich selber: Ein vornehmer Herr, der kennt Einen, so lange die Gefahr währt; nachher ist's aus mit der Bekanntschaft. Aber, warum, fragte er sich, warum hast Du den vornehmen Herrn gerettet? Weil es ein Mensch ist, gab er sich zur Antwort und verweilte eine Zeitlang bei dem Gedanken; dann fragte er weiter: Ist das auch so gewiß? und schloß mit seinem bittern Ausspruch von damals: Hätte ich ahnen können! ...

Das ganze Abenteuer mit dem Marquis drückte ihn nieder, denn aus seiner That blickte ihn etwas Räthselhaftes an, das wehmüthige Betrachtungen in ihm wachrief: eine gute Handlung konnte also auch eine böse Handlung sein; wer den Wolf rettet, tödtet die Lämmer; wer die Schwinge des Geiers heilt, wird verantwortlich für die Klauen.

Er warf sich wirklich eine Schuld vor und gab dem unbewußten Zorn der Mutter Recht. Daß er diese gerettet hatte, ließ ihn zwar die Rettung des Marquis wieder verschmerzen; aber die Kinder?

Auch die Frau brütete noch immer vor sich hin. Beider Gedanken hielten Schritt mit einander und mochten sich wohl, wenn auch ohne Worte, im Halbdunkel der Träumerei verschmelzen. Jetzt richtete die Mutter den

umnachteten Blick wieder auf Tellmarch: – So kann es doch nicht ausgehen, sagte sie. – Still, flüsterte Tellmarch und legte den Finger auf den Mund. Sie jedoch fuhr fort: – Es war nicht recht von Euch, mich ins Leben zurückzurufen und ich verarg es Euch. Lieber wäre ich todt; dann könnte ich sie wenigstens sehen und wüßte, wo sie sind, und wenn auch sie mich nicht sehen würden, so wäre ich doch um sie; so etwas wie eine Todte, das darf gewiß über die Seinen wachen.

Tellmarch streckte die Hand aus und griff ihr nach dem Puls: – Beruhigt Euch; Ihr redet Euch ja ins Fieber.

– Wann werde ich fort können? fragte sie; fast mit barscher Stimme.

– Fort? – Ja, in die Welt hinaus.

– Nie, wenn Ihr nicht vernünftig seid; wollt Ihr aber brav sein, schon morgen.

– Was heißt Ihr brav sein? – Dem lieben Gott vertrauen. – Gott! was hat er mit meinen Kindern angefangen?

Sie war wie von Sinnen: – Ihr begreift doch, setzte sie hinzu, und ihre Stimme klang plötzlich sehr weich, daß ich so nicht weiterleben kann. Ihr habt keine Kinder gehabt, aber ich. Das ist doch ein Unterschied. Man kann sich keinen Begriff von einer Sache machen, wenn man nicht weiß, was es ist. Ihr habt nie Kinder gehabt, nicht wahr?

– Nein, antwortete Tellmarch.

– Und ich habe sonst nichts gehabt als Kinder. Was wäre ich denn ohne meine Kinder? Es soll mir Einer nur erklären, warum ich meine Kinder nicht bei mir habe. Eben weil ich's nicht verstehe, merke ich, daß etwas vorgeht. Sie haben mir meinen Mann umgebracht, haben auf mich geschossen; aber ich versteh's einmal nicht.

– Da packt Euch schon Euer Fieber wieder. Seid doch nur still. Sie sah ihn an und verstummte. Von diesem Augenblick sprach sie nicht mehr. Sie wurde gehorsamer, als es Tellmarch lieb war. Stundenlang konnte sie beim

alten Baum kauern, und vor sich hinstarren, brütend und schweigend. Im Schweigen finden die einfachen Gemüther, wenn sie sich in einen Schmerz vertieft haben, eine Art Zuflucht. Sie schien es aufzugeben, ihre Lage zu begreifen. Ueber ein gewisses Maß hinaus ist dem Verzweifelnden die Verzweiflung nicht mehr faßbar. Tellmarch betrachtete sie voller Rührung. Beim Anblick dieses Jammers verfiel der alte Mann in die Denkweise eines Weibes: Ach ja, sagte er zu sich selber, mit den Lippen spricht sie nicht; sie spricht aber mit den Augen; ich sehe schon, was ihr fehlt; sie hat blos ein einziges Gefühl: Mutter gewesen zu sein und es nicht mehr zu sein, einen Säugling gestillt zu haben und ihn nicht mehr stillen zu können. Sie kann's nicht verwinden. Sie denkt an das ganz Kleine, dem sie noch vor Kurzem die Brust reichte. Daran denkt und denkt sie immer und immer. Und es muß ja auch so überaus lieblich sein, zu fühlen, wie ein kleiner rother Mund Einem die Seele aus dem Leib trinkt und sich ein eigenes Leben saugt aus dem Leben der Mutter.

Auch er schwieg jetzt, denn dieser Zerknirschung gegenüber leuchtete ihm die Ohnmacht der menschlichen Sprache ein. Eine stumme fixe Idee ist etwas Schreckliches. Und wie wäre der fixen Idee einer Mutter beizukommen? Aus der Mutterempfindung giebt es keinen Ausweg; mit ihr läßt sich nicht rechten. In dieser vernunftlosen Verbortheit liegt gerade das Erhabene an einer Mutter. Die Mutterliebe ist das Göttliche im Thierischen. Eine Mutter ist nicht mehr das Weib; sie ist das Weibchen und die Kinder sind ihre Jungen. Daher ein Etwas, welches zugleich unter und über dem logischen Denken steht, ein sechster Sinn. In der Mutter webt das unendliche, geheimnißvolle Wollen der Schöpfung, eine Blindheit voll Erkenntnißahnen. Jetzt bemühte sich Tellmarch, die Unglückliche wieder zum Reden zu bringen, leider umsonst.

– Es ist ein Elend, sagte er eines Tags zu ihr, daß ich alt bin und nicht mehr gehen kann. Ich bin beim Ende meiner Kraft früher angelangt als beim Ende meines Wegs. Schon nach einer Viertelstunde versagen die Beine mir den Dienst und ich muß ausruhen. Sonst könnte ich Euch begleiten. Doch wer weiß? vielleicht ist es doch gut so; ich würde Euch eher Gefahr als Nutzen bringen. Hier duldet man mich, aber den Blauen bin ich als Bauer verdächtig und den Bauern als Hexenmeister.

Er wartete auf eine Antwort. Sie schaute nicht einmal auf. Eine fixe Idee führt zum Wahnsinn oder zum Heldenthum. Doch zu welchem Heldenthum kann ein armes Bauernweib sich versteigen? Zu keinem; es kann Mutter sein, weiter nichts. So versank sie denn, unter Tellmarchs Augen, täglich tiefer in ihre Träumerei. Er versuchte nun, sie zu beschäftigen, brachte ihr Faden, Nadel- und Fingerhut und, zur Freude des armen Bettlers, fing sie wirklich zu nähen an; sie war zwar stets noch verträumt, aber doch fleißig, immerhin ein Zeichen von Gesundheit. Ihre Kräfte nahmen sichtlich zu. Sie stickte ihre Wäsche, ihre Kleider, ihre Schuhe, doch ihr Auge blieb verglast. Mitten unter der Arbeit sang sie mit halber Stimme verworrene Liederweisen vor sich hin und murmelte Namen, wahrscheinlich Kindernamen, aber so undeutlich, daß Tellmarch sie nicht verstand. Zuweilen hielt sie inne, um die Vögel zu belauschen, als ob sie von ihnen etwas erfahren könnte. Auch nach dem Wetter schaute sie. Ihre Lippen bewegten sich und leise sprach sie mit sich selber. Sie nähte sich einen Sack und füllte ihn mit Kastanien. Eines Morgens machte sie sich auf, den Blick aufs Geradewohl vor sich hingerichtet in den tiefen Wald.

– Wo wollt Ihr hin, fragte Tellmarch?

– Sie suchen, erwiderte sie.

Tellmarch ließ sie ohne jegliche Vorstellung ziehen.

VII.

Die beiden Pole des Wahren.

Nach einigen Wochen, reich an allen Abwechselungen des Bürgerkriegs, wurde in der Gegend von Fougères nur noch von zwei Männern gesprochen, die, trotz ihrer gründlichen Charakterverschiedenheit, ein gemeinsames Ziel verfolgten, das heißt neben einander die große revolutionäre Schlacht ausfochten. Der Zweikampf in der Vendée dauerte fort; nur verlor die Vendée von ihrem Terrain. Im Departement Ille-et-Vilaine namentlich war es dem jungen Kommandanten, der in Dol zu so gerathener Zeit die Kühnheit der sechstausend Royalisten mit der Kühnheit der fünfzehnhundert Patrioten übertrumpft hatte, gelungen, den Aufstand

wenn nicht zu ersticken, so doch bedeutend zu schwächen und einzudämmen. Auf diesen Handstreich waren seitdem noch ein paar ähnliche gefolgt und durch dies Kriegsglück wurde eine neue Situation geschaffen.

Die Lage hatte eine andere Gestalt angenommen, aber zu gleicher Zeit war eine eigenthümliche Verwickelung eingetreten. Daß in diesem Theil der Vendée die Republik die Oberhand hatte, darüber war kein Zweifel möglich, doch was für eine Republik? Mitten im aufkeimenden Triumph standen einander zwei Verkörperungen der Republik gegenüber, die Republik des Schreckens und die Republik der Milde; die eine wollte durch Einschüchterung, die andere durch Großmuth siegen. Welche sollte Recht behalten? Beide Systeme waren durch zwei Männer von besonderem Einfluß und Ansehen vertreten, durch einen Militärchef und einen Civilbevollmächtigten. Welchem von den Zweien gehörte die Zukunft? Der Eine, der Civilbevollmächtigte, stützte sich, um seine Anschauung durchzusetzen, auf manchen gebieterischen Rückhalt: auf die drohende Parole des Pariser Stadtraths, die er den Bataillonen von Santerre zu überbringen hatte: »Keine Gnade, keinen Pardon!« ferner auf die Verordnung des Konvents, die über Jeden Todesstrafe verhängte, »der einem gefangenen Rebellenführer die Freiheit schenken oder zur Flucht verhelfen würde«, ferner auf die ihm vom Wohlfahrtsausschuß übertragene unumschränkte Gewalt und endlich auf eine Bekräftigung seiner Vollmacht durch Robespierre, Danton und Marat. Der Andere, der Soldat, konnte sich nur auf die Kraft berufen auf das Mitleid. Er hatte nichts als seinen Arm, der die Feinde schlug, und sein Herz, das sich ihrer erbarmte. Als Sieger beanspruchte er das Recht, die Besiegten zu schonen. Daher eine Verborgene aber tiefgehende Spaltung zwischen diesen Männern, die von zwei verschiedenen Wolken herab im Kampf mit der Rebellion ihren besonderen Donnerkeil schleuderten, der Eine den Sieg, der Andere den Schrecken.

Im ganzen Bocage war nur von ihnen die Rede und allenthalben richtete man den Blick mit um so größerer Spannung auf sie, als die zwei so schroff einander Gegenüberstehenden, hiervon abgesehen, auf's Innigste verbunden waren. Nie hatten sich zwei Seelen in edlerer und wärmerer Zuneigung zu einander hingezogen gefühlt; trug doch der Hartherzige eine Narbe auf der

Stirn, die davon erzählte, daß er dem Weichmüthigen das Leben gerettet hatte. Aus dem Einen starrte der Tod; aus dem Andern strömte das Leben; aus dem Einen sprach der Grimm, aus dem Andern die Versöhnung, und – seltenes Räthsel! – sie liebten einander dennoch. Man denke sich einen barmherzigen Orest und einen unerbittlichen Pylades, oder denke sich Ahriman als den Bruder von Ormuzd. Bemerken wir übrigens noch, daß derjenige, den wir den Hartherzigen genannt haben, zugleich der aufopferndste Mensch der Welt war, daß er die Verwundeten verband, die Kranken pflegte, Tag und Nacht in Lazarethen und Spitälern wachte, daß ihn ein barfüßiges Bettelkind im Tiefsten rühren konnte, daß er nichts besaß, weil er den Armen Alles gab. Wo man sich schlug, war er dabei; an der Spitze der Kolonnen drang er ins dichteste Schlachtgewühl vor, bewaffnet, denn er trug ja einen Säbel und im Gürtel zwei Pistolen, und wehrlos, denn noch nie hatte man ihn den Säbel ziehen oder die Pistolen abfeuern sehen. Er trotzte jedem Hieb, ohne ihn zu erwidern. Er sei eben Priester gewesen, sagte man. Zwischen den Menschen Gauvain und Cimourdain waltete Freundschaft, aber ihre Anschauungsweisen stießen einander feindlich ab. Sie glichen den beiden Hälften einer entzwei geschnittenen Seele; es war, als habe Cimourdain seinen zarten Theil, den hellen Strahl, dem Schüler abgetreten und für sich behalten, was man den dunkeln Strahl nennen möchte. Darin lag eine schlummernde Dissonanz, ein dumpfer Widerstreit, der früher oder später einen Anprall herbeiführen mußte. So brach denn auch eines Morgens der offene Kampf aus. Cimourdain sagte zu Gauvain:

– Wie weit wären wir jetzt eigentlich?

– Das wissen Sie so gut wie ich, antwortete Gauvain. Ich habe Lantenac's Banden zerstreut.

Mit den paar Mann, die er noch bei sich hat, kommt er aus dem Wald von Fougères nicht mehr heraus. In acht Tagen ist er umzingelt.

– Und in vierzehn Tagen?

– Gefangen.

– Und dann?

– Sie haben mein Plakat ja gelesen?

– Ja, also dann?

– Dann wird er erschossen.

– Immer wieder diese Milde. Guillotinirt muß er werden.

– Ich, sagte Gauvain, bin für den Soldatentod.

– Und ich, entgegnete Cimourdain, bin für die revolutionäre Hinrichtung.

Er schaute Gauvain scharf zwischen die Augen und fragte:

– Warum hast Du jene Klosterfrauen von Saint-Marc-le-Blanc auf freien Fuß setzen lassen?

– Ich führe nicht Krieg gegen Frauen, erwiderte Gauvain.

– Jene Frauen hassen das Volk und im Hassen wiegt ein Weib zehn Männer auf. Warum hast Du Dich geweigert, jenes ganze Rudel von fanatischen alten Priestern, das in Louvigné gefangen ward, vors revolutionäre Schwurgericht zu verweisen?

– Ich führe nicht Krieg gegen Greise.

– Ein alter Priester ist schlimmer als ein junger und um so gefährlicher die Rebellion, wenn man sie predigt mit weißem Haar, denn so eine runzelige Stirn imponirt den Menschen. Nur kein falsches Mitleid, Gauvain. Von den Königsmördern geht die Befreiung aus. Laß mir den Thurm le Temple nicht aus dem Auge.

– Den Thurm le Temple! Aufschließen würde ich ihn dem gefangenen Dauphin: ich führe nicht Krieg gegen Kinder.

– Wisse, Gauvain, sagte Cimourdain mit strafendem Blick, daß Krieg geführt werden soll auch gegen das Weib, wenn es Marie-Antoinette, auch gegen den Greis, wenn er Pius VI., auch gegen das Kind, wenn es Louis Capet heißt.

– Lieber Lehrer, ich bin kein politischer Kopf.

– Ein gefährlicher Kopf zu sein, davor hüte Dich. Beim Angriff auf den Wachtposten von Cossé, als der Rebell Jean Treton, in die Enge getrieben, mit dem gewissen Tod vor Augen, sich, den Säbel in der Faust, allein, auf Deine ganze Kolonne warf, warum hast Du gerufen: »Oeffnet die Reihen, laßt ihn durch?«

– Weil man nicht zu Fünfzehnhundert zusammensteht, um einen Einzelnen umzubringen.

– Und in la Cailleterie d'Astillé, als Deine Soldaten sich anschickten, den verwundet am Boden hinkriechenden Joseph Bézier niederzumachen, warum hast Du da gerufen: »Vorwärts Marsch! Laßt das meine Sache sein«, und hast Dein Pistol dann in die Luft abgefeuert?

– Weil man Keinen umbringt, der am Boden liegt.

– Und hast doch wieder Unrecht gehabt, denn zur Stunde führt Jeder von Beiden eine Bande an; aus Joseph Bézier ist Moustache geworden und aus Jean Treton Jambe-d'Argent. Durch die Rettung jener zwei Männer hast Du die Feinde der Republik um zwei vermehrt.

– Mein Streben aber war und ist, ihr Freunde zu werben, anstatt ihre Feinde zu verbittern.

– Warum hast Du nach dem Sieg von Landéau Deine dreihundert Gefangenen nicht erschießen lassen?

– Weil Bonchamp zuvor die gefangenen Republikaner geschont hatte und nicht gesagt werden sollte, die Republik sei minder hochherzig als ein Royalist.

– So würdest Du also auch Lantenac, wenn er in Deine Hände fiele, am Leben lassen?

– Nein.

– Warum denn nicht, da Du die dreihundert Bauern am Leben gelassen hast?

– Die Bauern sind blinde Werkzeuge; Lantenac hingegen weiß, was er thut.

– Aber mit Lantenac bist Du verwandt.

– Ich bin verwandt mit Frankreich.

– Lantenac ist ein Greis.

– Lantenac ist ein Fremder. Lantenac hat kein Alter. Lantenac ruft die Engländer herein. Lantenac ist die Invasion. Lantenac ist der Feind des Vaterlands und der Zweikampf zwischen ihm und mir kann nur mit seinem Tod enden oder mit dem meinen.

– Gauvain, diese Worte grabe in Dein Gedächtniß.

– Das sind sie schon.

Es entstand eine Pause; Beide schauten einander an.

– Blutroth wird sie in der Geschichte stehen, diese Jahreszahl 93, bemerkte Gauvain.

– Sei auf der Hut vor Dir selber, rief Cimourdain. Die furchtbaren Pflichten sind Wirklichkeiten. Klage nicht an, was nicht angeklagt werden kann. Seit wann trägt der Arzt die Schuld an der Erkrankung? Freilich ist es die Unerbittlichkeit, welche diesem Ungeheuern Jahr den Stempel aufdrückt. Und warum? Weil es das große Revolutionsjahr ist. Dies Jahr, in dem wir leben, ist die Verkörperung der Revolution. Die Revolution hat einen Feind, die alte Welt, und für den kennt sie kein Erbarmen, gerade wie der Wundarzt einen Feind hat, den Krebs, und für den auch kein Erbarmen kennt. Die Revolution schneidet das Königthum aus in der Person des Königs, den Adel in der Person des Adeligen, die Willkürherrschaft in der Person des Söldlings, den Aberglauben in der Person des Priesters, die Barbarei in der Person des Richters, mit einem Wort alle Tyrannei in der

Person derer Aller, welche der Tyrann sind. Die Operation ist gräßlich; mit sicherer Hand führt die Revolution sie zu Ende, und was das gesunde Fleisch betrifft, das mit ausgeschnitten wird, frage nur einmal bei einem Boerhave an, wie er darüber denkt. Welches Geschwür läßt sich entfernen ohne Blutverlust? Welcher Stadtbrand läßt sich löschen, ohne daß man ihm ein paar Häuser erst aufopfert? Gerade diese schrecklichen Nothwendigkeiten sind die Grundbedingungen des Erfolgs. Ein Wundarzt hat immer eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Fleischer, und wer da heilt, läuft immer Gefahr, für Einen gehalten zu werden, welcher hinrichtet. So giebt sich die Revolution opfermuthig zu dem Schicksalswerk her und verstümmelt, um zu retten. Und Ihr, Ihr ruft sie um Gnade an für die Fäulniß? verlangt Nachsicht von ihr für den Giftstoff? Aber sie hört nicht auf Euch. Sie hält die Vergangenheit unter dem Messer und wird ihr den Rest geben. Sie schneidet unserer Kultur eine klaffende Wunde, aus welcher die Gesundheit des ganzen Menschengeschlechts hervorblühen wird. Ihr leidet darunter? Freilich; doch auf wie lang? Nur bis die Operation überstanden sein wird, und dann sollt Ihr leben. Die Revolution amputirt der Welt ein paar Glieder, und den Blutabfluß nennen wir das Jahr 93.

– Der Chirurg bleibt kalt, sagte Gauvain, und die Männer von heute sind voller Leidenschaft.

– Die Revolution, entgegnete Cimourdain, braucht wilde Gehilfen. Sie weist jede Hand zurück, die ins Zittern geräth, und vertraut sich nur den Unerbittlichen an. Danton ist der Furchtbare; Robespierre ist der Unbeugsame; Saint-Just ist der Unabwetzbare; Marat ist der Unversöhnliche. Nimm Dich in Acht, Gauvain. Diese Namen sind Notwendigkeiten, sind ebensoviel Armeen und vor ihnen wird die europäische Koalition zurückbeben.

– Die Nachwelt vielleicht auch, sagte Gauvain und fuhr dann nach kurzem Schweigen fort: Sie irren sich übrigens, mein lieber Lehrer, wenn Sie glauben, daß ich Jemand anklage. Für mich läßt sich die Revolution nur von einem Standpunkt aus beurtheilen, von dem der Unverantwortlichkeit und ohne allen Schuldbegriff. Ludwig XVI. ist ein Lamm unter Löwen. Er will fliehen, sucht Rettung, möchte sich vertheidigen, würde beißen, wenn er nur könnte, aber Löwe kann nicht Jeder sein; es blos sein zu wollen, gilt

für ein Verbrechen. Das zornentbrannte Lamm zeigt die Zähne. Seht den Verräther! sagen die Löwen und sie zerreißen es. Und dann, dann bekriegen sie einander selbst. – Ein Lamm ist ein Thier. – Und ein Löwe, was ist der?

Dieser Einwurf gab Cimourdain zu denken.

– Jene Löwen, sagte er, das Haupt wieder erhebend, jene Löwen sind ebensoviele Gewissen, ebensoviele Ideen, ebensoviele Prinzipien.

– Sie führen die Schreckenszeit herauf.

– Die vollbrachte Revolution wird die Rechtfertigung der Schreckenszeit sein. Sorgen Sie dafür, daß die Schreckenszeit nicht die Verleumdung der Revolution werden möge. Und Gauvain fuhr fort: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung, das sind doch Grundsätze des Friedens und Herzenseinklangs; warum also ihnen eine abschreckende Gestalt geben? Was wollen wir denn? Die Völker für die Weltrepublik gewinnen. Flößen wir ihnen also vor Allem keine Furcht ein. Wozu die Einschüchterung? Gerade so wenig wie die Vögel fühlen sich die Menschen zu einem vor ihnen aufgerichteten Schreckbild hingezogen. Man soll nicht um des Guten willen Böses thun. Man stürzt einen Thron nicht, um ein Schaffot stehen zu lassen. Den Königen Tod, aber für die Völker Leben! Reißen wir die Kronen herab, nicht die Köpfe! Die Revolution ist die Eintracht, nicht das Entsetzen, und zur Verbreitung milder Anschauungen taugen keine nachsichtlosen Männer. In der ganzen menschlichen Sprache ist das Wort Aussöhnung für mich das Schönste. Blut will ich nur da vergießen, wo ich mein eigenes in die Schanze schlage. Indem kann ich nichts Anderes und bin weiter nichts als ein Soldat. Wenn jedoch nicht verziehen werden darf, verlohnt sich's kaum mehr, zu siegen. Seien wir darum nur während der Schlacht die Feinde unserer Feinde, dann aber ihre Brüder!

– Zum dritten Mal warne ich Dich, sagte Cimourdain. Du, Gauvain, bist mir mehr als ein Sohn; darum laß Dich warnen! Und in Gedanken versunken, fügte er noch hinzu: In unsern Zeiten ähnelt das Mitleid möglicherweise dem Verrath.

Der Meinungsaustausch dieser zwei Männer aber ähnelte einem Zwiegespräch zwischen dem Degen und der Axt.

VIII.

Dolorosa.

Sie wanderte, wanderte. Wie sie lebte? Es läßt sich schwer sagen; sie selber wußte es kaum. Tage und Nächte lang war sie unterwegs; sie bettelte; sie stillte ihren Hunger mit dem Gras des Feldes, schlief auf der harten Erde oder im Gestrüpp, unter freiem Himmel, oft unter den Sternen, oft auch unter Regen und Sturm. Sie erkundigte sich von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, auf den Thürschwellen, in Fetzen, hier aufgenommen, dort weitergejagt. Wenn sie in den Häusern nicht geduldet wurde, ging sie ins Gehölz. Die Gegend war ihr unbekannt; unbekannt war ihr überhaupt Alles außer Siscoignard und der Gemeinde von Azé. Planlos streifte sie umher, fand sich oft an der Stelle wieder, die sie kurz zuvor verlassen hatte, und legte den unnütz gemachten Weg zwei Mal zurück, bald auf Steinen, bald in den Geleisen der Karren, bald auf Waldpfaden. Ihre elenden Kleider fielen ihr auf der Irrfahrt vom Leib. Erst ging sie in ihren Schuhen, dann barfuß, zuletzt auf blutenden Sohlen. Sie lief mitten durch den Krieg, zwischen den Flintenschüssen einher, ohne zu hören, ohne zu sehen, ohne auszuweichen, immer nach ihren Kindern. Alles war in Aufruhr; es gab weder Gensdarmen mehr, noch Bürgermeister, noch Gemeindebehörden, sie war lediglich auf die zufällig Vorübergehenden angewiesen; die redete sie denn an: Habt Ihr irgendwo drei kleine Kinder gesehen? fragte sie. Die Vorübergehenden schauten. Zwei Knaben und ein Mädchen, fuhr sie fort; René Jean, Gros-Alain, Georgette? Ist Euch so was nicht vorgekommen? Der Aelteste, setzte sie hinzu, ist vier und ein halbes Jahr alt, die Kleine zwanzig Monate. Wißt Ihr vielleicht, wo sie sind? fragte sie weiter; weggenommen hat man sie mir.

Aber man schaute sie an, und dabei blieb es. Da sie merkte, daß man sie nicht verstand, erklärte sie: Die Kinder gehören eben mir; so verhält es sich.

Und wenn die Leute weitergingen, blickte sie ihnen schweigend nach und riß sich den Busen mit den Nägeln wund. Ein Tages jedoch hörte ihr ein Bauer zu und schien sich auf etwas zu besinnen. Ja, was wäre denn das? meinte der gute Mann. Drei Kinder, sagt Ihr?

– Drei Kinder.

– Zwei Knaben?

– Und ein Mädchen.

– Das also sucht Ihr?

– Ja.

– Ich habe von einem großen Herrn gehört, der drei Kinder mit fortgenommen und bei sich hatte.

– Wo ist der Herr? rief sie. Wo sind sie. – Geht einmal nach La Tourgue. – Und dort werde ich meine Kinder wiederfinden?

– Allem Anschein nach, ja.

– Wohin sagtet Ihr?

– Nach La Tourgue.

– Was ist das, La Tourgue?

– Eine Gegend halt.

– Ein Dorf oder ein Schloß oder ein Gehöft?

– Dortgewesen bin ich nie.

– Habe ich weit dorthin?

– Nahe ist's nicht.

– Wozugegen?

– Gegen Fougères zu.

– Wie kann ich hinkommen?

– Ihr seid zu Vantortes, sagte der Bauer, müßt also Ernée links und Coxelles rechts liegen lassen und geradeaus dorthin, wo die Sonne untergeht, fuhr er fort und deutete mit dem Arm nach Westen; erst über Lorchamp und nachher über Leroux.

Während der Bauer noch hindeutete, hatte sie sich schon auf den Weg gemacht. – Aber paßt auf, rief er ihr nach; dort drüben schlägt man sich.

Sie gab keine Antwort und eilte, ohne auch nur umzuschauen, in der gegebenen Richtung voran.

IX.

1.

La Tourgue.

Der Wanderer, der von Laignelet nach Parigne durch den Wald von Fougères ging, wurde, noch vor vierzig Jahren, am Saume des wilden Dickichts angelangt, durch eine düstere Begegnung überrascht. Beim Heraustreten aus dem Wald stand er plötzlich La Tourgue gegenüber, oder vielmehr der geborstenen, zerschossenen, durchlöcherten, verstümmelten Leiche von La Tourgue. Die Ruine verhält sich zum Gebäude wie das Gespenst zum Menschen. Man konnte nichts Unheimlicheres sehen als den hohen, runden, wie einen Verbrecher einsam am Waldrand lauernden Thurm La Tourgue. Diesen Thurm, der auf einem senkrechten Felsen emporragte, hätte man für einen Römerbau halten können, denn in ihren regelmäßigen, mächtigen Dimensionen legte Einem die gewaltige Steinmasse zugleich mit dem Begriff des Verfalls den Begriff der Dauerhaftigkeit nahe. Einigermaßen römisch war sogar der Thurm auch, denn er war romanisch; im neunten Jahrhundert entstanden, war er im zwölften Jahrhundert, nach dem dritten Kreuzzug, vollendet worden; für dies Alter zeugten die rechtwinkeligen Vorsprünge an den Kämpfern der Thür- und Fensteröffnungen. Wenn man näher trat, die Höhe erklomm und sich durch eine Bresche wagte, die man jetzt gewahrte, war man drinnen, und drinnen war Alles leer. Man denke sich in etwas wie eine kolossale, aufrechtstehende, steinerne Trompete hinein; von unten bis hinauf kein

Hemmniß für den Blick, weder Decken noch Fußböden mehr, nur hin und wieder Gewölbe- und Kaminunterlagen, und in verschiedener Höhe Lücken für das Querholz, granitene Mauerkränze mit Balkenträgern und noch einige, die Lage der Stockwerke andeutende, von den dort hausenden Nachtvögeln verunreinigte Balken; sonst nichts als die riesige, am Boden fünfzehn und an der Spitze zwölf Fuß dicke Mauer mit Löchern, die einst Thüren gewesen und durch welche man die im Innern dieser Mauer aufsteigenden dunkeln Treppen halb errathen, halb wahrnehmen konnte. Der Wanderer, der am Abend bis hierher vordrang, hörte das Geschrei der Eulen, der Windfänger, der Ziegenmelker und Schildreiher, und sah Dornsträucher, Steine, Reptilien zu seinen Füßen, zu Häupten aber, durch eine schwarze Rundung, welche die Thurmspitze war und der Oeffnung eines ungeheuern Brunnens glich, die Sterne. In der Gegend war von Alters her das Gerücht verbreitet, daß in den oberen Stockwerken des Thurms geheime Thüren seien, große Steine, die, wie die Pforten an den jüdischen Königsgräbern, auf einem Zapfen ruhend, durch Drehen geöffnet wurden, und die, wieder zugemacht, in der Mauerfläche verschwanden, – eine architektonische Mode, welche, wie auch der Spitzbogen, in Folge der Kreuzzüge dem Orient entlehnt worden. Geschlossen, waren diese Thüren für den nicht Eingeweihten unmöglich zu finden, so täuschend sahen sie allen übrigen Steinen der Mauer ähnlich. Solche Pforten kommen heutigen Tages noch in den geheimnißvollen Ortschaften des Libanon vor, welche vom Erdbeben der zwölf Städte unter Tiberius verschont geblieben sind.

2.

Die Bresche.

Die Bresche, durch die man in die Ruine trat, rührte von einer Mine her, welche den vollen Beifall eines mit Errard, Sadi und Pagan vertrauten Kenners verdient hätte. Die pfaffenmützenförmige Pulverkammer stand zum Objekt, das sie sprengen sollte, in richtigem Verhältniß und mußte mindestens ihre zwei Centner Pulver enthalten haben. Sie befand sich am Ende eines geschlängelten Ganges, der ja dem geraden immer vorzuziehen ist. Das Springen der Mine hatte im zerrissenen Gemäuer die Bahn der

Pulverwurst blosgelegt, welche den erforderten Durchmesser eines Hühnereis aufwies, und dem Thurm eine tiefe Wunde beigebracht, durch welche die Belagerer jedenfalls eindringen konnten. Daß dieser Thurm zu allen möglichen Zeiten solche regelmäßige Belagerungen hatte aushalten müssen, zeigten die je nach ihrem Alter verschiedenartigen Verletzungen, mit denen er über und über bedeckt war; jedes Geschoß hinterläßt seine charakteristische Spur, und dem Thurm hatte auch Jegliches seine Siegel aufgedrückt, von den steinernen Kugeln des vierzehnten bis zu den eisernen des achtzehnten Jahrhunderts.

Gegenüber der Bresche, durch die man in den Raum trat, der früher das Parterre gewesen, öffnete sich in der Thurmmauer das Pförtchen, durch welches man zu einer in den Felsen gehauenen Krypte hinunterstieg, welche sich zwischen dem Fundament des Gebäudes bis unter das Erdgeschoß ausdehnte. Diese zu drei Vierteln bereits verschüttete Krypte hat der Alterthumsforscher von Bernau, Herr August Le Prevost, im Jahr 1855 säubern lassen.

3.

Das Burgverließ

Die Krypte war das Burgverließ, das unter dem Hauptthurm keines Schlosses fehlen durfte; sie war, wie viele unterirdischen Kerker aus derselben Zeit, zweistöckig. Den ersten Stock, in den man durch das Pförtchen gelangte, bildete ein ziemlich geräumiges Gewölbe, das an den ebenerdigen Saal grenzte. An den Seitenwänden dieser Kammer bemerkte man gegenüberliegend je eine senkrechte Furche; beide Furchen liefen längs der Decke mit tiefem Einschnitt geleiseförmig in einander. Geleise waren es auch, denn sie waren durch zwei Räder gegraben worden. Früher, zur Zeit der Feudalherrschaft, wurde in dieser Kammer die Viertheilung vollzogen, und zwar in einfacherer Weise als vermittelst der vier Pferde. Auf jeder Seite stand nämlich, die Speichen der Wand zukehrend, ein Rad, welches so stark und groß war, daß es sowohl Wand wie Decke berührte. An jedes Rad wurde ein Arm und ein Bein des armen Sünders befestigt; dann wurden die Räder in entgegengesetzter Richtung gedreht und der Mann in Folge dessen mitten entzweigerissen. Da dies nur mit bedeutendem

Kraftaufwand geschehen konnte, hatten die Räder die Wände durchfurcht. Ein ähnliches Gewölbe findet man in Vianden heute noch.

Unter dieser Kammer lag eine zweite, das eigentliche Burgverließ. Es führte in dieselbe keine Thür, sondern ein Loch; der arme Sünder wurde, nachdem man ihn entkleidet hatte, an einem unter seinen Achselhöhlen festgebundenen Seil durch eine in der Mitte des steinernen Fußbodens der oberen Kammer angebrachte Oeffnung hinuntergelassen. Wenn er beharrlich weiterlebte, warf man ihm auf gleichem Weg seine Nahrung herab. Solch ein Loch ist jetzt noch in Bouillon zu sehen. Durch dies Loch zog ein Luftstrom aufwärts. Die tiefere Kammer, welche unter dem ebenerdigen Saale lag, war mehr ein Brunnen als eine Kammer; sie stand stellenweise voller Wasser und war von einem eisigen Windhauch durchweht. Dieser Windhauch, unter dem der untere Gefangene erstarrte, war eine Lebensbedingung für den Darüberwohnenden; er ermöglichte dem unter seinem Gewölbe im Finstern Herumtastenden das Atmen, denn nur durch dieses Zugloch wurde ihm Luft zugeführt. Wer übrigens in das Verließ hinab gelassen ward oder hinunterfiel, kam nie wieder heraus. Vor einem solchen Hinabfallen musste sich der Bewohner des ersten Kerkers wohl in Acht nehmen, denn es bedurfte nur eines Fehltritts, und der arme Sünder von oben musste unten zu Grunde gehen; dass ihm dies nicht widerfuhr, dafür hatte er eben zu sorgen. War ihm sein Leben lieb, so war das Loch für ihn eine Gefahr; war er hingegen des Lebens überdrüssig, so war es ihm ein Befreier. Das obere Stockwerk war das Gefängnis, das untere das Grab, eine Abstufung, die ein Abbild darbietet der damaligen Kulturzustände.

Von außen gewahrte man über der Bresche, durch die allein man vor vierzig Jahren in das Innere des Turms gelangte, eine Öffnung, welche breiter war als die anderen Schießscharten und an der ein zum Teil losgekittetes eingeschlagenes Gitterwerk aus Eisen herunter hing.

4.

Das Brückenschlösschen.

Der Tod Marat´s.

An der der Bresche entgegengesetzten Turmseite schloss sich, auf drei fast noch unversehrten Pfeilern ruhend, eine steinerne Brücke an, auf welcher ein Gebäude gestanden hatte, von dem nur noch die Trümmer vorhanden waren, das offenbar durch eine Feuersbrunst geschwärzte und angefressene Gebälk, eine Art Knochengerüst, durch welches die Sonne schien, und das sich neben dem Thurm erhob wie ein Skelett neben einem Phantom.

Nunmehr ist die Ruine ganz niedergerissen worden und keine Spur mehr davon übrig geblieben. Oft kann ein Bäuerlein in einem Tag abtragen, was manche Könige durch Jahrhunderte hindurch aufgebaut.

Der Name La Tourgue ist die volkstümliche Abkürzung von La Tour-Gauvain, ebenso wie »La Jupelle« eine Abkürzung von La Jupellière ist und der Name des Bandenführers »Pinson-le-Tort« das abgekürzte Pinson-le-Tortu.

La Tourgue, welches vor vierzig Jahren eine Ruine war und jetzt nur eine Erinnerung ist, war im Jahr 1793 noch eine Festung. Es war die alte Burg Derer von Gauvain, die Hochmacht am westlichen Eingang des Waldes von Fougères, der heutigen Tages ebenfalls kaum mehr ein Gehölz ist. Die Zitadelle war auf einen jener unzähligen großen Schieferblöcke gebaut, die zwischen Mayenne und Dinan auf den Haiden und im Dickicht zerstreut liegen, als hätten kämpfende Titanen damit herumgeworfen. Der Thurm war die ganze Festung; darunter der Fels, und unten am Felsen einer jener Bäche, die im Januar schäumend vorbeiströmen und im Juni versiegen. Diese überaus einfach angelegte Veste war im Mittelalter so gut wie unbezwingbar gewesen. Jetzt war ihre Widerstandsfähigkeit durch die Brücke beeinträchtigt. Diese Brücke war neueren Datums. So lange die von Gauvain Vikomte's waren, hatte ihnen einer jener schwanken Stege genügt, die sich mit ein paar Beilhieben beseitigen lassen, als sie aber Marquis geworden und ihren Horst mit dem Hof vertauschten, bauten sie drei Pfeiler in das Bett des Baches und machten ihre Burg von der Ebene her zugänglich, wie sie selber zugänglich geworden waren für die Gunstbezeugungen des Königs. Die Marquis des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gaben wenig mehr auf uneinnehmbare Schlösser;

anstatt wie früher in die Fußtapfen ihrer Ahnen zu treten, kopierten sie jetzt Versailles.

Dem Thurm gegenüber, nach Westen zu, lag ein ziemlich hohes Plateau, das sich verlorenerweise an das Flachland anschloß; dieses Plateau stieß beinahe an den Felsen des Thurmes und war von ihm nur durch die tiefe Schlucht getrennt, in welcher der Bach dahinfloß, um in den Couesnon zu münden. Die Brücke, welche die Festung mit dem Plateau verband, ruhte, wie gesagt, auf Pfeilern, und auf diesen Pfeilern wurde, wie zu Chenouceaux, im Stile Mansards ein Gebäude aufgeführt, welches wohnlicher war als der Thurm; da sich jedoch die Sitten damals nur unmerklich gemildert hatten, hausten die Burgherren nach altem Brauch vorzugsweise noch in den kerkerähnlichen Räumen ihres Thurmes. Was das Schlößchen auf der Brücke betrifft, so enthielt es ein langes Hochparterre, das man den Saal der Garden nannte, und durch welches man aus- und einging, darüber eine Bibliothek und über dieser den Dachboden. Lange Fenster mit kleinen Rundscheiben von böhmischem Glas; zwischen den Fenstern Pilaster; steinerne Médallíons in den Mauern; drei Stockwerke; im unteren Partisanen und Musketen, im mittleren Bücher und im oberen Säcke voll Hafer: das Ganze war etwas romantisch und sehr vornehm.

Der Thurm nebenan war bedrohlich. Seiner ganzen unheimlichen Höhe nach beherrschte er den koketten Anbau, und von seiner Plattform aus konnte man die Brücke zerschmettern. Die beiden Wohnstätten, die steilragende und die niedlich schwebende, stießen eher wider als an einander; der Stil der einen widersprach dem Stil der anderen. Wenn es auch den Anschein hat, als müßten zwei Halbkreise identisch sein, so steht doch dem romanischen Rundbogen nichts schroffer gegenüber als eine klassische Bogenverzierung. Jener Thurm, der nur in den Wald paßte, war für diese Brücke, die nach Versailles gepaßt hätte, eine sonderbare Nachbarschaft. Man denke sich einmal Alain den Krummbart Arm in Arm mit Ludwig XIV. Die Zusammenstellung war abschreckend und es lag ein gewisses peinlich gewaltsames Etwas in der Aneinanderkoppelung so unverträglicher Vorzüge.

Vom militärischen Standpunkt aus war, wir wiederholen es, die Brücke dem Thurm äußerst gefährlich; durch sie verziert und entwaffnet, gewann er

einen Schmuck und verlor dafür von seiner Stärke, denn durch die Brücke war er jetzt an das Plateau festgeschmiedet; von der Waldseite her noch immer unüberwindlich, war er nach der Ebene zu nunmehr verwundbar und wurde von dem Plateau, das früher er beherrschte, selber beherrscht. Wie leicht konnte sich von dort aus ein Feind der Brücke bemächtigen! Bibliothek und Dachboden kamen dem Belagerer als Bundesgenossen gegen den Vertheidiger zustatten. Eine Bibliothek hat mit einem Dachboden das gemein, daß sowohl Bücher wie Stroh Zündstoff sind. Dem Belagerer, dem die Feuersbrunst zugut kommt, gilt es gleich, ob ein Homer oder ein Bündel Stroh brennt, wenn überhaupt nur etwas brennt; dafür liefern französischerseits Heidelberg und deutscherseits Straßburg den Beweis. Demnach war der Anbau der Brücke ein strategischer Fehler; aber im siebzehnten Jahrhundert, unter Colbert und Louvois, ließen sich die Fürsten Gauvain, ebensowenig wie die Fürsten von Rohan oder von La Trémoille, träumen, daß sie jemals noch belagert werden dürften. Dennoch hatte der Architekt einige Vorsichtsmaßregeln getroffen. Erstens war für den Fall einer Feuersbrunst vorgesorgt worden: unter den drei Fenstern des Schlößchens bachabwärts hing querüber an Haken, welche vor einem halben Jahrhundert noch zu sehen waren, eine starke Rettungsleiter, deren Länge der Höhe des unteren und mittleren Stockwerks, also der Höhe von drei gewöhnlichen Stockwerken, entsprach. Zweitens war auch gesorgt für den Fall eines Angriffs: die Brücke war vom Thurm durch eine schwere, niedrige, gewölbte Thür von Eisen getrennt, deren großer Schlüssel sich in einem dem Schloßherrn allein bekannten Versteck befand und die, einmal zugesperrt, des Sturmbocks spotten, ja vielleicht wohl auch den Kanonen Trotz bieten konnte. Zu dieser Thür führte nur die Brücke und in den Thurm nur diese Thür. Einen anderen Eingang gab es nicht.

5. Nummer

Die eiserne Thür.

Die mittlere Etage des auf den ragenden Pfeilern ruhenden Brückenschlößchens entsprach dem zweiten Stock des Thurmes, und in dieser Höhe war, der größeren Sicherheit halber, die eiserne Thür angebracht worden. Gegen die Brücke zu führte sie in die Bibliothek und gegen den Thurm zu in einen großen gewölbten Saal mit einer Säule in der

Mitte; dieser Saal bildete, wie wir bereits wissen, das zweite Stockwerk des Thurmes und war deshalb rund; seine Beleuchtung erhielt er durch lange Schießscharten, die auf die Ebene hinausgingen. Die rohe Mauer trug keinerlei Verzierung und zeigte, übrigens symmetrisch sauber aneinandergereiht, ihre nackten Steine. Zu dem Saal führte eine in der Mauer aufsteigende Wendeltreppe, was bei einer Mauer von fünfzehn Fuß Tiefe nichts Absonderliches war. Im Mittelalter eroberte man eine Stadt Straße für Straße, eine Straße Haus für Haus, ein Haus Zimmer für Zimmer. Bei einer Festung mußte ein Stockwerk nach dem anderen belagert werden, und in dieser Hinsicht war La Tourgue vortrefflich eingerichtet; es setzte einem im Innern weiter dringenden Feind große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen. Die Treppen, durch welche die verschiedenen Stockwerke mit einander in Verbindung standen, waren, abgesehen von ihren Windungen, auch noch sehr steil und die schrägen Thüren so niedrig, dass man sich bücken mußte, um durchzukommen; mit vorgebeugtem Kopf eintreten müssen, hieß aber so viel wie mit zerschmettertem Kopf hereinfallen, denn hinter jeder Thür lauerte der Belagerte dem Belagerer auf.

Unter diesem runden Saal mit dem Pfeiler lagen zwei ähnliche Räume, einer im ersten Stock und einer im Erdgeschoß; darüber noch volle drei Etagen, und über den sechs aufeinander stehenden Gemächern war der Thurm durch einen steinernen Deckel geschlossen, welcher die Plattform bildete und auf den man durch ein enges Schauthürmchen emporstieg.

Die fünfzehn Fuß dicke Mauer, durch die man die Öffnung hatte brechen müssen, in welche man die eiserne Thür angebracht, schloss diese in eine lange Wölbung ein, so dass sich, wenn sie zu war, vor und hinter ihr, sowohl nach dem Saal wie nach der Brücke zu je eine Vorhalle von sieben bis acht Schuh Tiefe befand; stand hingegen die Pforte offen, so bildeten die beiden Vorhallen ein einziges doppelt so langes Thorgewölbe.

Unter der Vorhalle an der Brückenseite öffnete sich im Innern der Mauer das niedrige Pförtchen einer fliegenden Treppe, die in den unter der Bibliothek gelegenen Durchgang hinabführte; daraus erwuchs dem Belagerer wieder eine Schwierigkeit. Das Schlößchen auf der Brücke kehrte da, wo diese in geringer Entfernung vom Plateau mit dem dritten Pfeiler

abschloß, dem Feind eine senkrechte Mauer zu, die nur durch eine niedere Thür durchbrochen war; von dieser Thür aus wurde vermittelst einer Zugbrücke, die wegen der Höhe des Plateaus nur in schiefer Lage herabgelassen werden konnte, die Verbindung zwischen jenem Plateau und dem langen Durchgang, den man den Saal der Garden nannte, hergestellt. Hatte sich der Angreifende dieses Durchgangs bemächtigt, so mußte er, um zur eisernen Thür zu gelangen, sich erst auf der fliegenden Brücke zum zweiten Stockwerk Bahn brechen.

6.

Die Bibliothek

Die Bibliothek war ein schmales Viereck von gleicher Länge und Breite wie die Brücke und hatte keinen andern Ein- und Ausgang als die eiserne Pforte. Eine grünausgefütterte blinde Thür mit einem Gewicht fiel, wenn man ihr von innen einen Stoß gab, zu und verdeckte die Wölbung, welche in den Thurm führte. An der Wand des Bibliothekzimmers nahmen die ganze Höhe vom Fußboden bis zur Decke Glasschränke ein im geschmackvollen Möbelstil des siebzehnten Jahrhunderts. Sechs große Fenster, drei zu jeder Seite und zwei über jedem Pfeiler der Brücke, erhellten den Raum. Zwischen diesen Fenstern, durch die man vom Plateau aus hereinschauen konnte, standen auf Postamenten von geschnitztem Eichenholz sechs Marmorbüsten: Hermolaus von Byzanz, Athenäus, der Grammatiker aus Naukratis, Suidas, Casaubonus, Klodwig, König von Frankreich und sein Kanzler Anachalus, der, nebenbei bemerkt, gerade so wenig Kanzler wie Klodwig König von Frankreich gewesen. Die Glasschränke enthielten gleichgültige Bücher. Ein einziges nur brachte es zu einer gewissen Berühmtheit: es war dies ein alter Quartband mit Kupfern, auf dessen Titelblatt in großen Lettern »Bartholomäus« gedruckt war und darunter als zweiter Titel: »Das Evangelium Bartholomäi mit einer Vorrede des christlichen Philosophen Pantaeni, worinnen untersucht wird, ob dieses Evangelium für unecht erklärt werden soll und ob der heilige Bartholomäus und Nathanael nicht eine und dieselbe Person sind«. Dieses Buch, welches für ein Unikum galt, lag mitten im Zimmer auf einem Pult auf und wurde im vorigen Jahrhundert als Merkwürdigkeit besichtigt.

7.

Der Dachboden

Der Dachboden hatte, wie die Bibliothek, die länglich viereckigen Dimensionen der Brücke und lag unmittelbar unter dem rohen Sparrenwerk des Dachstuhls; es war eine große von sechs kleinen Fenstern erhellte Mansarde voller Heu und Stroh, ohne jede weitere Verzierung als an der Thür einen ins Holz geschnitzten heiligen Barnabas mit dem lateinischen Vers: »*Barnabus sanctus falcem juvat ire per herbam*«.

Ein hoher, dicker, sechsstöckiger, hin und wieder mit Schießscharten durchbrochener Thurm, in welchem und aus welchem einzig und allein eine eiserne Thür führte, die auf ein vermittelst einer Zugbrücke abgesperrtes Brückenschlößchen hinausging; hinter dem Thurm, zwischen ihm und dem Plateau, eine tiefe, enge, mit Gesträuch bewachsene Schlucht, im Winter ein Strom, im Frühling ein Bach, im Sommer eine steinige Grube: das also war La Tour-Gauvain, genannt La Tourgue.

X.

Die Geisel.

Die letzten Julitage waren bereits dahin; im August strich über Frankreich ein wildheroischer Sturmhauch einher; zwei blutige Schatten waren am Horizont vorbeigefahren, Marat mit einem Messer im Herzen und die enthauptete Charlotte Corday: immer furchtbarer wurden die Zeiten. Die Vendée, im großen Krieg überwunden, nahm wieder zu dem kleinen und, wie schon bemerkt, entsetzlichem ihre Zuflucht, zu einer ungeheuern durch die Wälder auseinandergewürfelten Schlacht. Die Niederlagen der großen sogenannten katholisch-königlichen Armee hatten bereits begonnen; laut Verordnung des Konvents marschirten die Regimenter von Mainz in die Vendée ein; Ancenis hatte den Ausständigen achttausend Mann gekostet; von Nantes zurückgeschlagen, aus ihrer Stellung von Montaigu vertrieben, verdrängt aus Thouars, aus Noirmoutier verjagt, zurückgeworfen aus Chollet, aus Mortagne und aus Saumur, räumten sie Parthenay, gaben Clisson auf, verließen Chatillon, verloren eine Fahne bei Saint-Hilaire, wurden bei Pornic besiegt, besiegt bei les Sables, bei Fontenay, bei Doué, bei Château-d'Eau, bei Ponts-de-Cé, erlitten bei Luçon eine Schlappe, bei

La Chataigneraye einen Rückstoß, bei La Roche-sur-Yon eine Niederlage; einerseits aber bedrohten sie La Rochelle und anderseits wartete eine englische Flotte unter Admiral Craig nur auf ein Zeichen des Marquis von Lantenac, um einige britische Regimenter und die tüchtigsten Offiziere der französischen Marine an die Küste zu setzen. Diese Landung konnte der royalistischen Empörung wieder zum Sieg verhelfen. Pitt war übrigens ein politischer Missethäter. In der Staatskunst ist auch der Verrath vertreten, wie bei den Wandtrophäen der Dolch. Pitt erdolchte das Land des Gegners und verrieth sein eigenes, denn sein Vaterland entehren, heißt es verrathen. Unter und durch Pitt's Regierung verlegte sich England auf die punische Arglist, spionirte, log und betrog; ihm war, vom Mord bis zur Münzfälschung, kein Mittel zu schlecht, und in seinem Haß stieg es bis zur Kleinlichkeit herab. Es ließ den Talg aufkaufen, der damals fünf Francs das Pfund kostete; einem Engländer wurde zu Lille ein Schreiben von Prigent, dem Agenten Pitt's in der Vendée, abgenommen, worin wortwörtlich gesagt war: »Ich bitte Sie, den Geldpunkt nicht zu berücksichtigen. Dagegen hoffen wir, daß die Attentate auf Personen mit der nöthigen Klugheit ausgeführt werden mögen; hierfür empfehlen sich vor Allen die verkappten Priester und die Weiber. Schicken Sie sechzigtausend Livres nach Rouen und fünfzigtausend nach Caen«. Dieser Brief wurde am 1. August durch Barrère im Konvent vorgelesen. Auf diese Nichtswürdigkeiten antworteten die Unthaten von Parrein und später die Greuel von Carrier. Die Republikaner von Metz und die aus dem Süden verlangten, gegen die Rebellen ausmarschiren zu dürfen. Der Konvent verordnete die Errichtung von vierundzwanzig Pionierkompagnien, um im Bocage die Zäune und Einfassungen in Brand zu stecken. In dieser unerhörten Krisis erlosch der Krieg an einer Stelle, nur um an einer anderen zu entbrennen. Keine Gnade! Keine Gefangenen! lautete beider Parteien Losung und eine furchtbare Verfinsterung brach herein über das Land.

In diesem Monat August wurde la Torgue belagert. Eines Abends – gerade gingen in der friedlich sommerlichen Dämmerung die Sterne auf; im Wald regte sich kein Blättchen und kein Grashalm erschauerte in der Ebene –, da tönte von den Zinnen des Thurms durch das Schweigen der sinkenden Nacht ein Hornstoß, dem von unten her ein Trompetenstoß antwortete. Auf der Plattform des Thurms befand sich ein bewaffneter Wächter und unten, in der Dunkelheit, ein Feldlager. Man gewahrte um La Tour-Gauvain im

Finstern ein undeutliches Gewimmel von schwarzen Gestalten, und dieses Gewimmel war ein Bivouak. Hier und da begannen unter den Bäumen des Waldes und zwischen dem Haidekraut des Plateaus einige Wachfeuer die Schatten der Nacht aufflackernd zu durchbrechen, als wolle die Erde ihre Sterne leuchten lassen wie der Himmel, die düstern Sterne des Kriegs. Das Lager, welches sich vom Plateau aus bis in die Ebene erstreckte und nach dem Walde zu sich im Dickicht verlor, ließ seiner Ausdehnung nach auf eine große Truppenmasse schließen und hielt die Festung so eng blokirt, daß es auf der Thurmseite bis an den Felsen und auf der Brückenseite bis an die Schlucht reichte.

Zum zweiten Male ertönte das Horn und zum zweiten Male die Trompete; Rede und Gegenrede; der Thurm fragte: Kann man Euch sprechen? und das Lager antwortete mit: Ja. Die Vendéer wurden damals vom Konvent nicht als kriegführende Partei angesehen, und da in Folge dessen gesetzlich verboten war, mit den »Banditen« durch Parlamentäre zu verhandeln, suchte man, so gut es sich eben thun ließ, einen Ersatz für den Verkehr, welchen das Völkerrecht im internationalen Kampf erlaubt, im Bürgerkrieg jedoch untersagt. So kam es denn noch gerade zu einem gewissen Einverständniß zwischen dem Horn des Bauern und der Trompete des Soldaten. Das erste Signal war nur eine vorläufige Einleitung gewesen; das zweite enthielt die bestimmte Anfrage: Wollt Ihr mich anhören? Schwieg der Trompeter, so hieß das Nein, blies er aber, so hieß es Ja, und die Feindseligkeiten wurden auf ein paar Minuten eingestellt.

Da das zweite Zeichen erwidert worden war, fing der Mann vom Thurm folgendermaßen zu sprechen an: – Ihr Männer da drunten, ich bin Goug-le-Bruant, genannt Brisebleu, weil ich schon der Euren Viele vertilgt habe, und auch der Imânus geheißen, weil ich noch mehr der Euren umbringen werde, als ich bis jetzt gethan; mir hat ein Säbelhieb beim Sturm auf Granville einen Finger vom Flintenlauf abgehackt, und zu Laval habt Ihr mir meinen Vater, meine Mutter und meine Schwester Jacqueline, die erst achtzehn Jahre alt war, guillotiniren lassen. Jetzt wißt Ihr, wer ich bin. Und nun rede ich zu Euch im Namen des Herrn Marquis Gauvain von Lantenac, der auch Vikomte von Fontenau, bretonischer Fürst und Herr der sieben Wälder ist, im Namen meines Gebieters. Erfahrt zuerst, daß der Herr Marquis, bevor er sich in diesen Thurm einschloß, in dem Ihr ihn belagert,

sechs Anführer zu seinen Stellvertretern gewählt hat, um den Krieg fortzusetzen, Delière für die Gegend zwischen der Straße von Brest und der Straße von Ernée, Treton für die Gegend zwischen La Roë und Laval, Jacquet, auch Taillefer geheißen, für das Grenzland von Ober-Maine, Gaulier, genannt Grand-Pierre, für Château-Gontier, Lekomte für Craon, Herrn Dubois-Gun für Fougères und für die ganze Mayenne Herrn von Rochambeau, so daß mit der Einnahme dieser Festung für Euch noch nichts gewonnen ist und daß, selbst wenn der Herr Marquis sterben sollte, die Vendée, die für den allmächtigen Gott und Seine Majestät den König kämpft, am Leben bleiben wird. Wenn ich Euch dies Alles sage, so wißt, daß dies nur geschieht, um Euch zu warnen. Mein gnädiger Herr steht hier oben, an meiner Seite. Ich bin der Mund, durch den er zu Euch spricht; darum hört schweigend zu. Ihr Männer, die Ihr uns belagert! Von Wichtigkeit ist, daß Ihr vernehmt, was ich Euch jetzt sagen werde: Vergeßt nicht, daß der Krieg, den Ihr gegen uns führt, kein gerechter Krieg ist. Wir wohnen hier in unserer Heimath und kämpfen einen ehrlichen Kampf und leben einfachen und reinen Sinnes unter der Allmacht Gottes wie das Gras unter dem Thau. Die Republik aber hat uns angegriffen; sie ist herübergekommen zu uns und hat uns in unserem Frieden gestört, hat uns die Häuser und die Ernten niedergebrannt, unsere Meierhöfe zusammengeschossen und unsere Weiber und Kinder barfuß waldeinwärts gejagt, während die Grasmücke noch ihre Winterweisen sang. Ihr, die Ihr dort unten steht und mich hört, Ihr habt uns bis in den Busch gehetzt und haltet uns hier in diesem Thurm eingeschlossen; Diejenigen, welche zu uns gestoßen waren, habt Ihr getödtet oder zersprengt; ihr führt Kanonen mit Euch, habt Eure Kolonne durch die Besatzungen und Wachtposten von Mortain, von Barenton, von Teilleul, von Landivy, von Evran, Tinténiac und Vitré verstärkt, so daß Ihr uns selbst fünfhalbtaufend angreift und wir uns selbst neunzehn vertheidigen. Wir haben Proviant und Munition. Euch ist gelungen, eine Mine anzulegen und ein Stück von unserem Felsen, sowie ein Stück von unserer Mauer zu sprengen. Es ist dadurch eine Lücke in den untersten Theil des Thurms gebrochen worden, und durch diese Bresche könnt ihr eindringen, obwohl sie nicht unter freiem Himmel liegt und vom Thurm, der immer noch fest und aufrecht dasteht, überwölbt ist. Ihr bereitet Euch nunmehr zum Sturm vor und wir, zuerst der Herr Marquis, der Fürst ist in der Bretagne und weltlicher Prior der Abtei von Sainte-Marie de Lantenac, in der die Königin Johanna eine tägliche Messe gestiftet hat,

ferner wir anderen, die wir den Thurm halten, insbesondere der Herr Abbé Turmeau, im Feld Grand-Francoeur genannt, mein Kamerad Guinoiseau der Oberste, des Lagers Camp-Vert, mein Freund Chante-en-Hiver, der Oberste des Lagers von l'Avoine, mein Kamerad La Musette, der Oberste des Lagers von les Fourmis, und ich, ein Bauer aus dem Flecken Daon, wo der Moriandre-Bach durchfließt, wir Alle haben Euch deshalb zuvor noch etwas zu sagen. Hört, Ihr Männer unten am Thurm! Wir haben hier drei Gefangene bei uns, drei Kinder, die von einem Eurer Bataillone angenommen worden und folglich Eure sind. Wir machen uns anheischig, diese Kinder Euch zurückzugeben, unter der einen Bedingung, daß Ihr uns freien Abzug gewährt. Wollt Ihr das nicht, so merkt wohl auf: Angreifen könnt Ihr uns nur auf zweierlei Arten, durch die Bresche vom Wald her oder vom Plateau her über die Brücke. Das Gebäude auf der Brücke hat drei Stockwerke; in das unterste habe ich, der Imânus, der zu Euch spricht, sechs Tonnen voll Theer und hundert Bündel trockenes Haidekraut bringen lassen; das oberste Stockwerk liegt voll Stroh und das mittlere voll von Büchern und Papieren. Die eiserne Thür, welche von der Brücke ins Schloß führt, ist zugesperrt, und der gnädige Herr hat den Schlüssel dazu in der Tasche; unter der Thür habe ich ein Loch durchgebrochen, und durch dieses Loch läuft eine geschwefelte Lunte, deren eines Ende in einem der Theerfässer steckt und deren anderes Ende sich im Innern des Thurmes befindet; ich brauche mich nur danach zu bücken, um es zu der von mir beliebten Stunde anzuzünden. Weigert Ihr uns den Abzug, so werden die drei Kinder in den mittleren Raum der Brücke gesetzt, zwischen das Stockwerk, in das die geschwefelte Lunte ausläuft und wo die Theerfässer liegen, und zwischen dasjenige, das voll Stroh liegt; hierauf wird die eiserne Thür hinter ihnen abgeschlossen. Stürmt Ihr von der Brücke her, so wird das Gebäude durch Euch, stürmt Ihr gegen die Bresche, so wird es durch uns den Flammen übergeben; stürmt Ihr auf beiden Seiten zugleich, so wird es auch zugleich durch Euch und durch uns in Brand gesteckt, und in jedem der drei Fälle gehen die Kinder zu Grunde. Jetzt sagt Ja oder Nein! Wenn Ihr Ja sagt, ziehen wir ab; sagt Ihr Nein, so sterben die Kinder. Jetzt wißt Ihr's.

Der Mann oben auf dem Thurm schwieg, und von unten rief ihm eine Stimme zu: wir sagen Nein!

Die Stimme klang scharf und herb. Eine zweite, weniger strenge, wenngleich feste Stimme, fügte hinzu: wir lassen Euch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, Euch auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

Nach einer Pause fuhr die Stimme fort: Wenn Ihr morgen, zu dieser Stunde, die Waffen nicht gestreckt habt, wird Sturm gelaufen.

– Und dann ohne Pardon, schloß die erste, die rauhe Stimme, und ihr ward eine Antwort. Von der Plattform des Thurmes sah man zwischen zwei Zinnen eine hohe Gestalt herunterschauen und konnte beim Sternenlicht die gewaltigen Gesichtszüge des Marquis von Lantenac erkennen, dessen Blick unten in der Dunkelheit Jemand zu suchen schien und der hinabrief:

– Bist Du's beichtstuhlentlaufener Gesell?

– Ja, Rebell! rief die herbe Stimme zurück.

XI.

Schauderschaft wie der Mythus.

Die scharfe Stimme war Cimourdain's Stimme und die jugendliche, weniger gebieterische die Stimme Gauvain's. Also hatte der Marquis von Lantenac den vormaligen Abbé richtig erkannt.

In dieser unter dem Bürgerkrieg blutenden Gegend hatte, wie wir wissen, Cimourdain in wenigen Wochen eine Berühmtheit erlangt, eine entsetzliche Berühmtheit: neben Marat in Paris und Châlier in Lyon nannte man Cimourdain in der Vendée. Er wurde noch eigens gebrandmarkt für all die Hochachtung, die man ihm einst gezollt, für das Priesterkleid, das er nunmehr ausgezogen hatte; man verabscheute ihn. Unglücklich sind die Gestrengen, denn wer ihr Handeln sieht und sie verdammt, würde sie vielleicht freisprechen, wenn er ihnen ins Gewissen schauen könnte; gar leicht läuft ein unverstandener Lykurg Gefahr, für einen Tiber gehalten zu werden. Wie dem auch sei, zwei Männer brachten die Wagschalen des Hasses ins Gleichgewicht: der Marquis von Lantenac und der Abbé Cimourdain. Die Verwünschungen, womit Diesen die Royalisten, und die Flüche, womit Jenen die Republikaner verfolgten, wogen einander auf.

Jeder von Beiden galt im gegnerischen Lager für das Ungeheuer, und daraus ergab sich sogar die erwähnenswerthe Thatsache, daß während in Granville Prieur-Marne auf Lantenacs Kopf einen Preis setzte, Charette in Noirmoutier einen Preis setzte auf den Kopf von Cimourdain. Beide, der Marquis wie der Priester, waren in der That auch bis zu einem gewissen Grad identisch mit einander. Die eiserne Janusmaske des Bürgerkriegs kehrt mit gleich tragischem Blick das eine ihrer Gesichter der Vergangenheit und ihr zweites der Gegenwart zu; das erste dieser Gesichter war Lantenac und das andere Cimourdain; nur starrte um Lantenacs verbitterten Mund nächtlicher Schatten, während auf Cimourdains verhärteter Stirn ein Morgenleuchten aufdämmerte.

Das eingeschlossene La Tourgue hatte vierundzwanzig Stunden Ruhe vor sich; so lang dauerte ja die durch Gauvain anberaumte Frist, die so ziemlich einem Waffenstillstand gleichkam. Von den numerischen Verhältnissen der Belagerer war der Imânus offenbar wohl unterrichtet, denn in Folge der Aufgebote Cimourdains cernirte Gauvain La Tourgue wirklich mit viertausendfünfhundert Mann Linientruppen und Nationalgarden und verfügte über zwölf Geschütze, von denen sechs in niedrig liegender Batterie am Waldsaum gegen den Thurm und auf dem Plateau sechs in Hochbatterie gegen die Brücke der Festung gerichtet waren. Auch hatte er die Mine spielen lassen können und dadurch unten am Thurm die Bresche zu Stand gebracht. Nach Verlauf der vierundzwanzigstündigen Frist sollte zwischen den viertausendfünfhundert Mann auf dem Plateau und im Wald und zwischen den neunzehn Mann im Thurm der Kampf sofort beginnen; was die Namen jener Neunzehn betrifft, so lassen sie sich durch die veröffentlichten Listen der in Bann und Acht Erklärten ermitteln, und wir selber werden vielleicht noch in den Fall kommen, Den und Jenen unter ihnen zu erwähnen. Als Kommandirenden von viertausendfünfhundert Mann, also schon einer kleinen Armee, hatte Cimourdain seinen Zögling zum Generaladjutanten avanciren lassen wollen, doch Gauvain hatte das Anerbieten mit der Bemerkung ausgeschlagen: »Warten wir erst einmal ab, bis Lantenac gefangen ist; ich habe noch kein Anrecht auf Auszeichnung«. Es war überhaupt republikanischer Brauch, mit einer bescheidenen Charge ein wichtiges Kommando zu vereinigen. So war später zum Beispiel Bonaparte gleichzeitig Artilleriemajor und Oberbefehlshaber der Armee von Italien.

Das eigenartige Schicksal, demzufolge La Tour Gauvain von einem Gauvain vertheidigt und von einem Gauvain belagert wurde, mischte dem Angriff eine gewisse Zurückhaltung bei, eine Zurückhaltung, die der Gegner keineswegs theilte, denn Herr von Lantenac war der Mann nicht, irgend welche Rücksicht walten zu lassen; auch hatte er ja die meisten Jahre in Versailles verlebt und konnte schon deshalb nichts Individuelles empfinden für das ihm so wenig vertraut gewordene La Tourgue. Er hatte sich lediglich aus Noth hingeflüchtet, und hätte unter Umständen nicht das geringste Bedenken getragen, das Schloß niederzureißen. Pietätvoller hingegen fühlte Gauvain. Der wunde Fleck an der Festung war entschieden die Brücke; doch die Bibliothek über der Brücke enthielt alle Familienurkunden. Wenn nun von dieser Seite gestürmt wurde, so war die Zerstörung der Bibliothek unvermeidlich, und das Familienarchiv verbrennen, das weckte in Gauvain eine Empfindung, als solle er sich an seinen Vätern vergreifen. La Tourgue war die Stammburg seines Geschlechts; bei diesem Thurm ging alles bretonische Besitzthum Derer von Gauvain zu Lehen, wie alles Besitzthum der französischen Krone bei dem Thurm des Louvre; hier knüpften alle Familienerinnerungen an; hier war Gauvain geboren worden, und nun versetzten ihn die verhängnisvollen Verwickelungen des Lebens in die Nothlage, als Mann die ehrwürdigen Mauern anzugreifen, die des Kindes Schutz gewesen. Sollte er die Pietätlosigkeit gegen das Vaterhaus soweit treiben, es in Asche zu legen, seine eigene Wiege vielleicht in Asche zu legen, die wohl noch in einem Winkel des Dachbodens über der Bibliothek stehen mochte? Gewisse Begriffe sind Schauer der Rührung, und Gauvain fühlte sich gerührt angesichts der alten Wohnstätte der Seinen; darum hatte er bis jetzt das Schlößchen geschont und sich darauf beschränkt, durch Aufstellung einer Batterie jeden Ausfall oder Fluchtversuch von der Brücke her unmöglich zu machen; darum hatte er die entgegengesetzte Seite für den Angriff ausersehen und am Fuß des Thurms die Mine graben lassen. Und Cimourdain hatte nicht dreingeredet; zwar warf er sich's vor, denn seine Strenge runzelte die Stirn beim Anblick all des mittelalterlichen Gerümpels und er wollte mit Gebäuden nicht nachsichtsvoller verfahren als mit Menschen; Nachsicht mit einem Haus war ja schon ein Ansatz zur Milde; die Milde aber war Gauvains schwache Seite, und, wie wir wissen, lag Cimourdain auf der Lauer, um ihn von jedem Schritt aus dieser schiefen Ebene abzuhalten, die er zu betreten für verderblich hielt. Und doch mußte

er mit einem gewissen Ingrimm sich selber eingestehen, daß auch er La Tourgue nicht ohne einen heimlichen Herzensschauer wiedergesehen hatte, daß ihn der Anblick jenes Studirzimmers weich machte, welches die ersten Bücher enthielt, die Gauvain mit ihm gelesen. Von seiner Pfarrei Parigné, dem nächstgelegenen Dorf, war er, Cimourdain, auf den Dachboden des Brückenschlößchens umgezogen; in der Bibliothek hatte der kleine Gauvain buchstabirend auf seinen Knien gesessen; zwischen diesen alten vier Wänden war sein vielgeliebter Schüler, der Sohn seiner Seele, unter seinem Vaterauge körperlich herangewachsen und geistig gediehen; und in diese Bibliothek in dieses Schlößchen, in diese Mauern, zwischen welchen er so oft Segen herabgefleht hatte auf das Kind, sollte er den Feuerbrand und die Vernichtung schleudern? Nein, er ließ Gnade walten, aber ihm schlug dabei sein Gewissen. So hatte er denn Gauvain die Belagerungsarbeiten vom Wald her beginnen lassen und ihm stillschweigend gestattet, von La Tourgue statt der gesitteten Seite, dem Schlößchen, die barbarische anzubrechen, den Thurm. Von einem Gauvain angegriffen und von einem Gauvain vertheidigt, wurde die alte Festung, mitten in der französischen Revolution, wieder in ihre gewohnten Feudalzustände zurückversetzt; weist doch die ganze Geschichte jener Zeiten kaum etwas Anderes auf als häusliche Fehden. Gestalten wie Eteokles und Polynikes gehören nicht blos der antiken, sondern auch der mittelalterlichen Welt an, und Hamlet führt in Helsingör einen ähnlichen Todesstoß wie Orestes in Argos.

XII.

Ein Rettungsgedanke.

Auf beiden Seiten wurde die Nacht unter Vorbereitungen durchwacht. Gleich nach der düstern Unterhandlung, die wir mit angehört, war Gauvains erste Sorge gewesen, seinen Unterkommandanten zu sich zu rufen. Guéchamp, den wir schon ein wenig näher betrachten müssen, war eine Natur zweiten Ranges, ehrenfest, unverzagt, von keiner besonderen Bedeutung, ausgezeichnet als Soldat und mittelmäßig als Führer, eine jener Intelligenzen, die gerade bis dahin reichen, wo es ihnen zur Pflicht wird, inne zu halten, ein schroffer, unzugänglicher Mann, der weder sein Gewissen durch niedrige Mittel noch seinen Gerechtigkeitssinn durch Mitleid bestechen ließ. Geist und Herz waren ihm zwischen der Disziplin

und der Ordre eingedämmt wie Wagenpferde, die an beiden Augen ein Scheuleder tragen, und bewegten sich im freigebliebenen Raum schnurgerade, aber beschränkt vorwärts. Er war ein durchaus zuverlässiger Offizier, stramm im Ertheilen und pünktlich im Ausführen eines Befehls.

– Guéchamp, eine Leiter her! redete ihn Gauvain lebhaft an.

– Wir haben keine, Kommandant.

– Es muß eine geschaffen werden.

– Eine Sturmleiter?

– Nein, eine Rettungsleiter.

Guéchamp besann sich und erwiderte: Ich verstehe, aber zu dem Zweck müßte sie sehr lang sein.

– Mindestens drei Stock hoch.

Als die Sonne aufging.

– Jawohl, Kommandant, so schätze es beiläufig auch ich.

– Eher noch länger, damit wir unserer Sache ganz gewiß sind.

– Allerdings.

– Wie kommt es denn, daß wir keine Leiter bei der Hand haben?

– Da Sie nicht für gut fanden, vom Plateau aus La Tourgue anzufassen, sondern es auf besagter Seite blos zu blokiren, um vom Wald her anzugreifen, hat man sich ausschließlich mit der Mine beschäftigt und von einer Ersteigung der Brücke abgesehen; deshalb sind keine Leitern gemacht worden.

– Lassen Sie auf der Stelle eine machen.

– Eine drei Stock hohe Leiter läßt sich nicht aus dem Aermel schütteln.

– So lassen Sie einige kürzere aneinander binden.

– Auch die müßten wir erst haben.

– Requiriren Sie welche.

– Verlorene Mühe. In der ganzen Gegend zerstören die Bauern jede Leiter, wie sie auch ihre Karren ruiniren und die Brücken abschneiden.

– Sie wollen die Republik lahm legen, allerdings.

– Weder ein Fuhrwerk sollen wir benutzen können, noch einen Fluß überschreiten, noch eine Mauer erklimmen.

– Und doch ist die Leiter durchaus nöthig.

– Kommandant, da fällt mir gerade der große Zimmerhof zu Iavené bei Fougères ein; dort ist vielleicht eine zu bekommen.

– Wir haben keine Minute zu verlieren.

– Wann müssen Sie die Leiter haben?

– Morgen, spätestens um diese Zeit.

– Ich lasse einen Reiter mit der Ordre hingaloppiren. Der Kavallerieposten, der in Javené liegt, wird die Eskorte abgeben, und morgen, vor Sonnenuntergang, kann die Leiter hier sein.

– Gut, das ist früh genug, sagte Gauvain. Also rasch!

Zehn Minuten darauf kam Guéchamp mit der Meldung zurück: Kommandant, der Bote ist schon unterwegs.

Gauvain stieg nun auf das Plateau und maß lange Zeit das Brückenschlößchen über der Schlucht mit den Augen. Der Giebel des Schlößchens hatte keine andere Oeffnung als den tiefliegenden durch die

aufgerichtete Zugbrücke verschlossenen Eingang und stand der jähen Böschung der Schlucht gegenüber. Um vom Plateau aus unten an die Brückenpfeiler zu gelangen, mußte man, was nicht unmöglich war, längs dieser Böschung von Strauch zu Strauch niederklettern, war aber, wenn dies gelungen, allen Kugeln ausgesetzt, die aus den Fenstern der drei Stockwerke in die Schlucht herabhageln konnten. Gauvain hatte sich schließlich zur Genüge überzeugt, daß, wie die Dinge gegenwärtig standen, der eigentliche Angriff durch die Bresche des Thurmes erfolgen mußte. Er traf alle Vorkehrungen zur Vereitelung jedes Fluchtversuchs, vervollständigte die enge Zernirung von La Tourgue und zog die Maschen seiner Bataillone so dicht zusammen, daß ganz unmöglich etwas durchkonnte. Dann theilte er sich mit Cimourdain in die Belagerung der Veste; Cimourdaain bekam die Brückenseite; die Thurmseite behielt Gauvain für sich, und es wurde ausgemacht, daß, während Gauvain, von Guéchamp unterstützt, den Sturm gegen die Bresche leiten würde; Cimourdain und seine Batterie mit brennenden Lunten das Schlößchen und die Schlucht überwachen sollten.

XIII.

Thätigkeit des Marquis.

Wie draußen Alles für den Angriff, so wurde drinnen Alles für den Widerstand aufgeboten. Nicht ohne Grund heißt in gewissen Gegenden von Frankreich ein Thurm auch eine Daube, denn oft kann man einem Thurm mit einer Mine zusetzen wie der Daube mit dem Stecheisen und gleichsam ein Spundloch durch die Mauer bohren. Das zeigte sich zu La Tourgue, denn das Stecheisen von Gauvain, die Mine mit den zwei oder drei Centnern Pulver, hatte in die ungeheure Mauer durch und durch eine Lücke gebrochen, welche am Fuß des Thurms einen annähernd trichterförmigen Einschnitt bildete und als ungestaltete Wölbung in das Erdgeschoß der Festung mündete. Dieses Loch hatten von außen her die Belagerer überdies noch mit Artillerie erweitert und zurechtgeschmettert, um es für den Sturm zugänglicher zu machen.

Der ebenerdige Raum, auf den sich die Bresche öffnete, war ein großer runder Saal mit ganz rohen Wänden und einem Mittelpfeiler, auf dem der

Schlußstein des Gewölbes ruhte. Dieser Saal, der allergrößte des Thurms, hatte einen Durchmesser von vollen vierzig Fuß. Jedes Stockwerk des Thurms bestand in einem ähnlichen Raum; nur waren jene Säle von geringerem Umfang und hatten kleine Verschlage an den Nischen ihrer Schießscharten. Solche Schießscharten fehlten im Erdgeschoß; überhaupt fehlte irgend welche Oeffnung sowohl am Boden wie an der Decke, und Licht und Luft gab es hier nicht mehr und nicht weniger als in einem Grab. Eine Thür, fast ganz von Eisen, führte in die beiden Burgverließe und eine zweite zur Treppe, auf der man in die oberen Stockwerke stieg. Alle Treppen waren in die Mauer hineingebaut. Diesen unteren Saal konnten die Belagerer durch ihre Bresche erstürmen; waren sie erst einmal so weit, dann hatten sie noch den Thurm zu erobern. An ein eigentliches Atmen war in diesem Raum früher nie zu denken gewesen, und binnen vierundzwanzig Stunden hätte Jeder darin ersticken müssen. Jetzt, da die Bresche Luft zuführte, war's wenigstens zum Aushalten, und deshalb mauerten die Belagerten die Lücke, – was hätte es auch genützt? – nicht zu. Durch die Kanonen draußen wäre doch wieder Alles gleich zerstört worden.

Die Männer stießen einen eisernen Fackelhalter zwischen zwei Steine, stellten eine Fackel hinein, und man konnte sich umsehen.

Wie nun das Erdgeschoß halten? Da ein Vermauern der Bresche zwecklos erschien, entschied man sich für einen Abschnitt. Ein Abschnitt ist eine Verschanzung mit einspringendem Winkel, eine sparrenförmige Barrikade, von der aus die Angreifenden in ein Kreuzfeuer genommen werden, und welche, ohne äußerlich die Bresche zu schließen, sie nach innen zu versperrt. An Baumaterial war kein Mangel; bald war der Abschnitt errichtet und mit Schießscharten für die Gewehrläufe versehen. Der einspringende Winkel ging vom Mittelpfeiler aus, und die beiden Flügel stießen mit ihren Enden an die Mauer. An den passendsten Stellen wurden auch einige Flatterminen angelegt.

Lantenac leitete Alles als Urheber, Anordner, Führer und Gebieter, kurz als die Seele des Ganzen. Er gehörte jenem Geschlecht von Kriegshelden aus dem achtzehnten Jahrhundert an, die noch als Achtziger verlorene Städte zu retten vermochten, wie jener Graf von Alberg, der nahebei in seinem hundertsten Lebensjahr den König von Polen aus Riga vertrieb.

– Muth, Freunde, sagte der Marquis, zu Anfang unseres Jahrhunderts, Anno 1713, hat Karl XII. in seinem Haus zu Bender mit dreihundert Schweden zwanzigtausend Türken die Spitze geboten.

Die zwei unteren Stockwerke wurden ebenfalls befestigt, die Säle verschanzt, die Verschläge mit Zinnen und die Thüren mit eingehämmerten Balken versehen, die diese wie Strebepfeiler stützten. Nur die Wendeltreppe, welche die Stockwerke mit einander verband, mußte dem Verkehr offen bleiben, denn wenn man sie verrammelt hätte, um sie den Stürmenden unzugänglich zu machen, wären zugleich die Belagerten von einander abgeschlossen worden. So hat jede Verteidigung ihre schwache Seite.

Der Marquis, kräftig und unermüdlich wie ein Jüngling, ging rastlos mit dem Beispiel voran, half Balken heben und Steine tragen, überall Hand anlegend, befehlend, beispringend, kameradschaftlich lachend mit seinen milden Spießgesellen, aber dennoch der Herr und Gebieter, hochfahrend und herablassend, unbändig und elegant. Da gab es kein Widersprechen. »Wenn sich eine Hälfte der Mannschaft auflehnen wollte, sagte er, so würde ich sie durch die andere Hälfte erschießen lassen und den Platz mit den Ueberlebenden halten«. Wer eine solche Sprache führt, wird von seinen Leuten vergöttert.

XIV.

Thätigkeit des Imânus.

Während Lantenac um die Bresche und den Thurm beschäftigt war, beschäftigte sich der Imânus mit der Brücke. Schon bei Beginn der Belagerung war auf Befehl des Marquis die außen unter den Fenstern des zweiten Stocks querüberhängende Rettungsleiter entfernt und durch den Imânus in die Bibliothek geschafft worden. Durch sie mochte Gauvain wohl auf den Gedanken gekommen sein, eine Leiter für seine Zwecke zu verwenden. Jedes Einbrechen durch die Fenster des Saales der Garden oder des Hochparterres war durch ein in den Stein gelöthetes dreifaches Gitter von Eisenstäben unmöglich gemacht. Die Fenster der Bibliothek standen frei, lagen dafür aber auch sehr hoch. Der Imânus ließ sich von drei

Männern begleiten, die wie er jeder That fähig und, auch zu Allem entschlossen waren: von Hoisnard, genannt Branche d'Or und den beiden Brüdern Pique-en-Bois. Er nahm eine Blendlaterne, öffnete die eiserne Thür und untersuchte bis ins Kleinste die drei Stockwerke des Brückenschlößchens. Hoisnard Branche d'Or war nicht minder erbittert als der Imânus, da ihm die Republikaner einen Bruder getödtet hatten. Der Imânus besichtigte den Dachboden, der von Stroh und Heu strotzte, stieg dann in den Saal der Garden hinab, in den er noch Pechkränze bringen ließ, die er neben den Theerfässern anhäufte, schichtete die Bündel von Haidekraut über den Tonnen auf, nachdem er zuvor geprüft, ob die geschwefelte Lunte, die von der Brücke in den Thurm lief, auch in gutem Stande sei, und goß unten an den Fässern und Bündeln eine Theerlache aus, in die er das Ende der Schwefellunte untertauchte. Dann ließ er in die Bibliothek, zwischen den Parterreraum voll Theer und den Dachboden voll Stroh, die drei Wiegen herübertragen, in denen René-Jean, Gros-Alain und Georgette ganz fest schliefen; man ging vorsichtig dabei zu Werke, denn man wollte die Kleinen nicht wecken. Es waren drei Wiegen, wie sie auf dem Lande gebräuchlich sind, ein sehr niedriges Korbgeflecht, das unmittelbar auf der Erde ruht, so daß das Kind ohne Beihilfe nach Belieben heraussteigen kann. Neben jede Wiege ließ der Imânus eine Schüssel voll Suppe mit einem hölzernen Löffel hinstellen. Die abgehakte Rettungsleiter lag, an die Wand gelehnt, auf dem Fußboden; an der anderen Wand, parallel mit der Leiter, standen in einer Flucht hintereinander die Wiegen. Um einen zweckdienlichen Luftzug zu gewinnen, öffnete der Imânus die sechs Fenster der Bibliothek auf die bläuliche, klare, laue Sommernacht hinaus und schickte die Brüder Pique-en-Bois in die zwei anderen Stockwerke, um dort ein Gleiches zu thun. An der Ostseite des Gebäudes war die Brücke über und über von altem, verdorrtem, braungelbem Epheu überrankt, der die Fenster der drei Stockwerke förmlich einrahmte. Kann auch nicht schaden, dachte der Imânus, prüfte noch Alles mit einem letzten Blick und kehrte dann mit seinen drei Gefährten in den Thurm zurück. Die schwere eiserne Thür sperrte er doppelt ab, untersuchte noch sorgfältig das ungeheure, furchtbare Schloß daran und betrachtete mit zufriedenem Kopfnicken die geschwefelte Lunte, die durch das von ihm durchgebrochene Loch ging und nunmehr das Einzige war, was Thurm und Brücke verband. Diese Lunte lief vom runden Saal aus unter der eisernen Thür durch, unter der Wölbung der Thurmmauer weiter und schlängelte

sich über die fliegende Treppe und am Fußboden des Saals der Garden hin bis mitten in die Theerlache an den Reisigbündeln. Nach der Berechnung des Imânus mußte die Lunte, einmal im Innern des Thurms angezündet, ungefähr eine Viertelstunde lang glimmen, bis sie die Theerlache unter der Bibliothek in Brand steckte. Nachdem für Alles genügend gesorgt und das Kleinste untersucht worden, überreichte der Imânus den Schlüssel der eisernen Thür dem Marquis, und dieser steckte ihn zu sich.

Nun galt es, alle Bewegungen der Feinde zu beobachten. Der Imânus stieg auf die Plattform des Thurms hinauf und hielt, mit seinem Hirtenhorn an der Seite, oben im Schauthürmchen Wache. Auf dem Fenstersims des Thürmchens hatte er eine Pulverflasche stehen, daneben einen leinenen Sack mit Kugeln von einem Kaliber, und drehte, während er mit einem Auge nach dem Wald und mit dem anderen nach dem Plateau spähte, aus ein paar alten Zeitungen Patronen.

Als die Sonne wieder aufging, beschien sie am Waldsaum acht Bataillone, kampfbereit, den Säbel an der Seite, mit voller Patrontasche und aufgepflanztem Bajonett; auf dem Plateau eine Batterie mit vollen Protzkasten und angehäuften Kartätschen; in der Festung neunzehn Männer, welche Mauerbüchsen, Musketen, Pistolen und Jagdstutzen luden, und in den drei Wiegen drei schlummernde Kinder.

Drittes Buch.

I.

Die Bartholomäusmetzelei.

Die Kinder wachten auf.

Zuerst die Kleine.

Das Erwachen eines Kindes ist das Aufgehen einer Blume; so ein frisches Seelchen atmet Duft.

Georgette, das Jüngste von den Dreien, das erst anderthalb Jahre alt, noch im Mai von der Mutter gestillt wurde, erhob das Köpfchen, setzte sich in

der Wiege aufrecht, betrachtete seine kleinen Füße und fing zu plaudern an.

Beim Sonnenstrahl, der gerade auf die Wiege fiel, hätte es schwer gehalten, zu entscheiden, wer von beiden rosiger sei, Georgettes Füßchen oder der junge Morgen.

Die zwei anderen schliefen noch; freilich, kleine Mannsleute sind schwerfälliger; Georgette aber plauderte stillvergnügt vor sich hin.

René-Jean war braun, Gros-Alain etwas lichter und Georgette blond; bei Kindern hat oft jedes Alter seine Haarfarbe, die sich mit den Jahren ändert. Beide Fäuste gegen die Augenhöhlen gestemmt, lag René-Jean auf dem Bauch wie ein kleiner Herkules und Gros-Alain ließ im Schlaf seine Beinchen auf den Fußboden hinaushängen.

Alle Drei waren in Fetzen, denn die Kleider, die ihnen das Bataillon Bonnet-Rouge gegeben hatte, waren in die Brüche gegangen. Sie hatten kaum mehr Hemdchen an; die zwei Knaben waren halbnackt und Georgette steckte in einem zerlumpten Etwas, das einmal ein Röckchen gewesen und jetzt fast nur ein Leibchen war. Wer nahm sich dieser Kleinen an? Niemand. Eine Mutter war nicht da und die wilden Bauernsoldaten, die sie aus einem Wald in den andern mitschleppten, gaben ihnen von ihrer Suppe zu essen; im Uebrigen mochten die Kinder eben schauen, wie sie zurecht kamen. In Jedem hatten sie einen Herrn gefunden, in Keinem einen Vater. Aber Kindern stehen selbst die Fetzen hübsch und die Kleinen waren reizend.

Georgette plauderte immer darauf los. Kinderplaudern oder Vogelsang, es ist dasselbe undeutlich gestammelte, tiefsinnige Lied; nur hat das Kind außerdem noch das düstere Menschenloos vor sich, und darum schauert auch schon in der Freude des zwitschernden Kleinen ein wehmüthiges Ahnungslauschen auf. Die Erde hat keinen Hymnus, der erhabener wäre als so ein Lallen der menschlichen Seele von Kinderlippen. In einem verworrenen Hinsäuseln eines Gedankens, der sich noch nicht zum Bewußtsein verdichtet hat, liegt gewissermaßen ein unwillkürlicher Aufschrei zur ewigen Gerechtigkeit, vielleicht wohl ein Erbangen vor dem Uebertreten der Lebensschwelle, ein demüthig herzrührender Hilferuf. Diese Unschuld, die dem Unendlichen entgegenlächelt, macht die ganze Schöpfung verantwortlich für das spätere Schicksal, das sie dem

schwachen, wehrlosen Wesen bereiten wird, ja, beschuldigt sie sozusagen eines Mißbrauchs des Vertrauens, wenn sie ihm eine unglückliche Zukunft in die Wiege legt.

Das Gelispel des Kindes steht unter und über dem Wort; es besteht nicht aus Silben und doch ist es ein Gesang; es besteht nicht aus Silben und doch ist es eine Sprache; dieses Lispeln stammt noch vom Himmel her und wird auch auf Erden nicht aufhören; vor der Geburt hat es begonnen und klingt jetzt weiter; es ist eine Fortsetzung. Dieses Stammeln enthält, was das Kind als Engel sagte und was es sagen wird als Mensch; die Wiege hat ihr Gestern, wie das Grab seinen Morgen, und dieses doppelt unergründliche Gestern und sein Morgen verschmilzt in dem räthselhaften Gezwitscher. Für Gott, für das Ewige, für unsere Verantwortlichkeit, für unser Doppelwesen, spricht nichts so laut wie jene schauervollen Schatten in einer rosigen kleinen Seele.

Was Georgette jetzt vor sich hinlallte, stimmte sie indessen nicht traurig, denn ihr ganzes niedliches Gesichtchen war ein Lächeln, ein Lächeln ihres Mundes, ein Lächeln ihrer Augen, ein Lächeln der Grübchen in ihren Wangen, und aus diesem Lächeln nickte es wie ein geheimnißvolles Inempfangnehmen des Lebensmorgens, wie ein vertrauensseliges Aufgehen der Seele im Strahlenden: unter dem blauen Himmel, in der lauen Luft, war es ja so schön. Ohne von etwas zu wissen, ohne etwas zu erkennen oder zu begreifen, wohlig gewiegt in gedankenlosem Hinträumen, fühlte sich das zerbrechliche Geschöpf geborgen in dieser Natur, zwischen den ehrlichen Bäumen, dem treuherzigen grünen Laub, in dieser klaren, friedlichen Gegend, mitten in dem bunten Treiben der Vögel, der Quellen, der Fliegen und windbewegten Blätter, über dem die strahlenmilde Unschuld der Sonne leuchtete.

Zunächst erwachte René-Jean, der Aeltere, der Große, der schon ins fünfte Jahr ging. Er setzte sich aufrecht, schwang sich mannhaft aus seiner Wiege, erblickte, was er für ganz selbstverständlich hielt, seine Schüssel und machte sich, am Boden kauernd, über die Suppe her.

Durch Georgette's Plaudereien war Gros-Alain nicht geweckt worden; aber beim Klappern des Löffels fuhr er aus dem Schlaf und riß beide Augen auf. Gros-Alain, »der dicke Alain«, war der Dreijährige. Auch er sah seine

Suppe, streckte die Hand danach aus, nahm sie zu sich ins Bettchen und begann wie sein Bruder die Schüssel, die er mit der einen Faust auf seinem Schooß festhielt, tapfer zu bearbeiten.

Georgette hörte die Beiden nicht und schien sich durch das eigene Hin- und Herwogen ihrer Stimme in Traum zu lullen. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie in die Höhe und sah himmlisch dabei aus; einerlei zu welcher Decke oder zu welchem Gewölbe ein Kind emporblickt, was sich in seinen Augen spiegelt, ist immer der Himmel.

Als René-Jean zu Ende war, scharrte er mit dem Löffel noch in der Schüssel herum, seufzte und äußerte dann würdevoll: Ich bin fertig mit meiner Suppe.

Das riß auch Georgette aus all ihren Träumen: Tuttuppe, sagte sie, und nachdem sie den mit Essen fertigen René-Jean und den noch essenden Gros-Alain betrachtet, langte sie nach ihrer Schüssel und machte sich ans Werk, allerdings mit weniger Virtuosität als die Knaben, denn sie führte viel öfter den Löffel zum Mund als diese; von Zeit zu Zeit gab sie sogar aller höheren Kultur den Laufpaß und aß mit den Fingern.

Nachdem Gros-Alain am Boden seiner Schüssel gescharrt hatte wie René-Jean, lief er auf seinen Bruder zu und sprang hinter ihm her.

II.

Plötzlich ertönte draußen, unten vom Wald her, eine strenge, gebieterische Fanfare, welcher oben vom Thurm herab das Horn antwortete.

Dies Mal begann die Trompete das Gespräch, und das Horn ging darauf ein. Nachdem das Signal von beiden Seiten wiederholt worden, erhob sich im Wald eine Stimme, die laut vernehmlich aus der Ferne herüberrief:

– Ihr Räuber, entscheidet! Vor Abend Uebergabe auf Gnade und Ungnade oder wir stürmen.

– Stürmt, dröhnte es vom Thurm zurück.

– Ein Kanonenschuß, fuhr die Stimme von unten fort, wird Euch zum letzten Mal ermahnen, eine halbe Stunde bevor wir stürmen.

– Stürmt, erwiderte die Stimme von oben.

Die Stimmen tönten nicht bis zu den Kindern herüber, wohl aber der Schall der Trompete und des Horns. Bei den ersten Trompetenklängen schaute Georgette von ihrer Schüssel auf und stellte das Essen ein; bei der Antwort des Horns ließ sie den Löffel in die Suppe fallen, folgte, das Zeigefingerchen ihrer rechten Hand abwechselnd erhebend und wieder senkend, dem Takt der Trompetenfanfare, die durch das einfallende Horn fortgesetzt ward, und als Horn und Trompete verstummten, blieb sie regungslos mit aufrechtem Finger sitzen und murmelte nachdenklich vor sich hin: Midik; so hieß nämlich in ihrer Sprache die Musik.

Die Knaben hatten Horn und Trompete nicht beachtet; sie waren von einer Assel, die eben querüber durch die Bibliothek lief, viel zu sehr in Anspruch genommen. Gros-Alain erblickte sie zuerst und rief: Ein Thier!

René-Jean kam herbeigelaufen.

– Es sticht, sagte Gros-Alain.

– Thu' ihm nichts, meinte René-Jean.

Und beide vertieften sich in die Betrachtung dieses Ereignisses.

Georgette, die mittlerweile ihre Suppe aufgegessen hatte, suchte ihre Brüder mit den Augen. René-Jean und Gros-Alain kauerten in einer Fensternische, mit ernsthaften Gesichtern über die Assel gebeugt, Stirn gegen Stirn, so daß ihre Haare ineinanderflossen; in atemlosem Staunen beobachteten sie das Thierchen, das von all der Bewunderung wenig erbaut, stillstand und sich todt stellte.

Die Aufmerksamkeit der Brüder machte Georgette neugierig; obgleich es für sie nichts weniger als leicht war, zu ihnen zu gelangen, versuchte sie es dennoch; die Reise war mit unzähligen Hindernissen verknüpft, denn auf dem Fußboden lagen eine Masse von Sachen herum, hier ein umgeworfenes

Tabouret, dort ein paar Bündel Papiere, dort wieder offene, ausgepackte Kisten, Truhen und andere imponirende Gegenstände, die umschifft werden mußten, kurz ein ganzes Inselmeer von Klippen. Georgette wagte sich hinein; erst arbeitete sie sich aus der Wiege heraus, dann steuerte sie auf die Riffe los, schlängelte sich durch die Kanäle, rückte ein Tabouret bei Seite, kroch zwischen zwei Truhen und über ein Aktenbündel weiter, bis sie, bald kletternd, bald kollernd, in harmloser Unbekümmertheit um ihre armen kleinen Blößen, die hohe See, das heißt eine ziemlich ausgedehnte Stelle des Fußbodens, erreichte, die der ganzen Breite des Saales nach freistand und wo keine Gefahr mehr drohte. Nun eilte sie auf allen Vieren, mit der Behendigkeit einer Katze, der Wand zu; dort stieß sie auf eine gewaltige Schwierigkeit, nämlich auf die gegen die Mauer gelehnte Leiter, deren Ende noch die halbe Fensternische versperrte und so zwischen Georgette und den Knaben eine Art Vorgebirge bildete. Sie hielt inne und besann sich; als sie mit ihrem stummen Selbstgespräch fertig war, schritt sie sofort zur Ausführung ihres Plans; entschlossen faßte sie mit ihren rosigen Händchen eine der Sprossen an, welche senkrecht und nicht wagerecht liefen, da ja die Leiter auf dem einen ihrer Seitenpfosten ruhte, und machte den Versuch, sich vom Boden aufzuraffen; er mißlang; zwei Mal wiederholte sie ihn vergeblich, ein drittes Mal endlich mit Erfolg, und jetzt marschirte sie gerade und aufrecht, sich immer an der nächstfolgenden Sprosse festhaltend längs der Leiter hin; als sie die letzte Sprosse losließ und der gewohnte Stützpunkt ihr fehlte, strauchelte sie, packte jedoch mit ihren beiden Händchen das Ende des gewaltigen Pfostens, schwang sich glücklich um das Vorgebirge hinüber und lachte René-Jean und Gros-Alain an.

III.

In demselben Augenblick hatte René-Jean den Kopf erhoben und mit großer Befriedigung als Ergebniß seiner Asselstudien verkündigt: Es ist ein Weibchen.

Beim Auflachen von Georgette mußte er gleichfalls lachen, und Gros-Alain lachte seinerseits wieder mit, weil er René-Jean lachen sah. Georgette bewerkstelligte nun den Anschluß an ihre Brüder, und so saßen sie jetzt in einem kleinen Konventikel beisammen. Die Assel aber war verschwunden; sie hatte Georgettes Dazwischenkunft benutzt und sich in die

nächstgelegene Ritze verkrochen. Doch diesem Abenteuer folgten andere. Zuerst Schwalben, die wahrscheinlich unter dem Vorsprung des Daches nisteten. Sie kamen bis ganz nahe an das Fenster, flatterten dann, durch die Anwesenheit der Kinder etwas beunruhigt, in weiten Kreisen durch die Luft und ließen ihr sanftes Frühlingsgezwitscher ertönen. Diesem Treiben schauten die Kinder zu, und die Assel war vergessen. Georgette deutete mit dem Finger hinaus und rief: Walbe.

Aber René-Jean wies sie zurecht: – Kleine, man sagt nicht Walbe; man sagt Schwalbe.

– Wawalbe, buchstabirte Georgette.

Und alle Drei starrten durch das Fenster.

Dann flog eine Biene in das Fenster.

Eine Biene ist das Sinnbild der Seele. Sie eilt von Blume zu Blume, wie eine Seele von Stern zu Stern und wie die Seele Licht einsammelt, so sammelt die Biene ihren Honig.

Geräuschvoll summte sie herein; sie schien zu sagen: »Da bin ich; gerade komme ich von einem Besuch bei den Rosen; jetzt will ich auch die Kinder besuchen. Womit beschäftigt man sich hier?« So eine Biene ist eine Wirthschafterin, und das brummt, auch wenn es singt. So lange sie dablieb, verwendeten die drei Kleinen kein Auge von ihr. Sie besichtigte die ganze Bibliothek, durchstöberte jeden Winkel, flog einher, als befände sie sich hier zu Hause in einem Bienenkorb, schwebte mit melodischen Flügeln von einem Schrank zum anderen und schaute durch die Scheiben nach den Büchertiteln wie ein gebannter Geist. Nachdem sie Alles untersucht hatte, empfahl sie sich. – Sie geht heim, sagte René-Jean.

– Es ist ein Thier, meinte Gros-Alain.

– Nein, entgegnete René-Jean, es ist eine Fliege.

– Liege, plapperte Georgette nach.

Gros-Alain, der soeben in einer Ecke eine Schnur mit einem Knoten an dem einem Ende entdeckt hatte, hielt sie nun am entgegengesetzten Ende zwischen Daumen und Zeigefinger fest und drehte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit im Kreise herum. Georgette war wieder unter die Vierfüßler gegangen und hatte ihre Irrfahrten über den Fußboden abermals unternommen; auf der Irrfahrt war ihr ein ehrwürdiger, wurmstichiger gepolsterter Armstuhl aufgefallen, an dem aus mehreren Wunden die Roßhaarfüllung hervorquoll. Diesem Fauteuil hatte sie sich nun gewidmet; sie erweiterte die Risse und zupfte voller Andacht die Polsterung heraus.

Plötzlich hob sie den Finger wieder in die Höhe, wie um zu sagen: Da hört! Auch die Brüder kehrten sich um. Von außen her hörten sie ein fernes, dumpfes Getöse, das wohl von einer strategischen Bewegung der Belagerungstruppen im Wald herrührte; Rossegewieher, Trommelwirbel, Wagenrollen, Kettengeklirr und Trompetensignale, die sich gegenseitig verständigten, das Alles lärmte durcheinander und verschmolz zu einer gewissen wilden Harmonie, welcher die Kinder mit Entzücken lauschten.

– Der Liebergott, der macht das, sagte René-Jean.

IV.

Es wurde wieder still. René-Jean war ins Träumen gerathen.

Wie mögen sich wohl in so einem kleinen Hirn die Gedanken zersetzen und wieder verketten? Und was mag wohl die geheimnißvollen Schwankungen eines dermalen noch so trüben und kurzatmigen Gedächtnisses bedingen? In diesem sanften, sinnenden Köpfchen entstand eine Mischung von »Liebergott«, von Abendgebet, von gefaltenen Händen, von einem behütenden Liebeslächeln, das verloren gegangen war, und René-Jean murmelte ganz leise: Mama.

– Mama, wiederholte Gros-Alain.

– Mam, wiederholte Georgette.

Dann fing René-Jean zu springen an, worauf Gros-Alain gleichfalls herumsprang. Gros-Alain machte überhaupt jede Miene und jede Geberde

seines Bruders nach, weit mehr als Georgette; drei Jahre, die erblicken bereits in vier Jahren ein Vorbild, aber zwanzig Monate, die halten noch etwas auf ihre Unabhängigkeit. Georgette blieb sitzen und zwitscherte zuweilen ein Wort; sie bildete noch keine Sätze und sprach in kurzen Sinnsprüchen wie ein Denker; ihr gaben die Silben noch zu schaffen. Nach einiger Zeit wirkte jedoch das Beispiel ansteckend auf sie und sie versuchte, es wie die Brüder zu halten, so daß die sechs nackten Füßchen nun mit einander tanzten, liefen und stolperten auf den alten, staubigen, polirten Eichendielen, unter den feierlichen Blicken der Marmorbüsten, denen Georgette hier und da einen bangverstohlenen Seitenblick zuwarf, bei dem sie »Mannemann« vor sich hinmurmelte, ein Wort, das in ihrer Sprache Alles bezeichnete, was einem Mann irgendwie ähnlich sah und doch keiner war; in einem Kinderköpfchen sind Wesen und Schein noch eins.

Georgette wackelte mehr, als sie ging, und folgte zwar den Bewegungen ihrer Brüder, aber am liebsten auf allen Vieren.

Plötzlich streckte René-Jean, bei einem Fenster angekommen, den Kopf in die Höhe, zog ihn aber zurück und flüchtete hinter die Mauer, welche die Fensternische bildete. Er hatte Jemand erblickt, der ihn betrachtete. Es war ein blauer Soldat aus dem Lager des Plateaus, der, den Waffenstillstand benutzend, oder auch wohl etwas übertretend, sich bis zur Böschung der Schlucht vorgewagt hatte, von wo aus man in die Bibliothek hineinschauen konnte. Als Gros-Alain René-Jean flüchten sah, flüchtete auch er; er kauerte sich neben ihn hin, und Georgette versteckte sich hinter die Beiden. So blieben sie eine Weile ganz still und unbeweglich; Georgette mit dem Finger auf dem Mund. Dann ermannte sich René-Jean und streckte den Kopf abermals vor, fuhr aber, da der Soldat immer noch dastand, rasch wieder zurück, und eine geraume Zeit wagten die drei Kleinen kaum mehr, zu atmen. Endlich ward Georgette des Fürchtens überdrüssig, raffte ihre Kühnheit zusammen und guckte hinaus: der Soldat war fort, und nun begann das Rennen und Spielen von Neuem.

Obwohl ein Bewunderer und Nachbeter von René-Jean, hatte sich Gros-Alain eine Spezialität vorbehalten, nämlich die der Entdeckungen. Auf ein Mal sahen ihn Bruder und Schwester wie toll vor einem kleinen vierräderigen Fuhrwerk einhergalloppiren, das er, Gott weiß wo,

aufgestöbert hatte. Dieses Puppenwägelchen, das, bestaubt und vergessen, schon seit langen Jahren in guter Nachbarschaft mit den Büchern der Denker und den Büsten der Weisen dahinlebte, mochte wohl ein Ueberbleibsel aus Gauvain's Kinderzeit sein. Gros-Alain machte aus seiner Schnur eine Peitsche, die er stolzgebieterisch schwang. So sind die findigen Köpfe einmal: Wenn sie Amerika nicht entdecken, so entdecken sie einen Miniaturkarren, immerhin etwas. Jetzt mußten Rollen vertheilt werden. René-Jean wollte sich vor den Wagen spannen und Georgette wollte drinsitzen. Es gelang ihr auch, und René-Jean machte das Pferd, Gros-Alain den Kutscher. Doch der Kutscher konnte nichts und mußte sich durch das Pferd belehren lassen.

Sage doch: Hüst! rief René-Jean dem Bruder zu.

– Hüst! wiederholte Gros-Alain.

Aber der Kutscher warf um; Georgette rollte auf den Fußbogen hin. Schreien, das thut selbst ein kleiner Engel, und so schrie denn Georgette. Sie war sogar schon im Begriff, zu weinen. – Kleine, sagte René-Jean, Du bist zu groß, um zu weinen.

– Droß, ja, meinte Georgette und fand in ihrer Größe einen Trost für ihren Fall.

Auf den sehr breiten Mauerkranz, der draußen unter den Fenstern hinlief, hatte der Wind eine ganze Schicht zerstäubten Haidegrunds vom Plateau hergeweht, den der Regen dann wieder zu Erde verdichtet hatte; so hatte sich denn ein gleichfalls vom Wind hergewehtes Samenkorn das bischen Haidegrund zu Nutze gemacht und daraus war eine jener unausrottbaren Brombeerstauden entstanden, die im August reife Früchte tragen; eine Ranke hing zu einem der Fenster herein bis herab auf den Fußboden, und Gros-Alain, der Entdecker der Schnur, der Entdecker des Wägelchens, sollte nun auch der Entdecker der Ranke werden. Er ging darauf los, pflückte eine Brombeere und aß sie.

– Mich hungert, sagte René-Jean, und Georgette rannte auf Händen und Knieen herbei. Die Plünderung begann, und die Ranke wurde bis auf das letzte Beerchen abgegrast. Schwelgend, verschmiert, über und über voll

dunkelrothen Saftflecken, wurden jetzt aus den drei kleinen Engeln drei kleine Faune, einem Dante zum Aergerniß und einem Virgil zum Ergötzen. Das Lachen wollte nicht aufhören; nur stachen sie sich, da doch Alles erkauft werden will, hier und da in die Finger; Georgette hielt René-Jean den Daumen hin, aus dem ein Blutströpfchen hervorperlte, und sagte, mit der anderen Hand nach der Ranke deutend: Ticht.

Gros-Alain, der auch nicht verschont geblieben, schaute mißtrauisch hin und folgerte:

– Es ist ein Thier.

– Nein, berichtigte René-Jean, es ist ein Stecken.

– Ein Stecken ist etwas Böses, erwiderte Gros-Alain.

Auch dies Mal war Georgette dem Weinen sehr nahe, aber sie brach dennoch in ein Lachen aus.

V.

Unterdessen war in René-Jean, den die Entdeckungen seines jüngeren Bruders Grois-Alain vielleicht mit einem gewissen Neid erfüllten, ein großer Plan gereift. Während er seine Brombeeren pflückte und sich in die Finger stach, schweiften seine Blicke seit einiger Zeit beharrlich zu dem Pult hinüber, das auf seiner Drehschraube wie ein Monument mitten in der Bibliothek stand, und auf dem das berühmte Evangelium Bartholomäi auflag, ein wirklich prachtvoller und merkwürdiger Quartband aus der Offizin des berühmten Kölner Verlegers der Bibel von Anno 1682, Bloeuw oder auf lateinisch Coesius; das Buch war noch mit der alten Presse und nicht auf holländischem Papier gedruckt, sondern auf jenem schönen, von Edrisi so bewunderten arabischen Papier, das aus Seide und Baumwolle bereitet wird und nie vergilbt. Es hatte einen Einband von vergoldetem Leder und silberne Schlösser. Die innere Garnitur war von jenem Pergament, das die Pariser Pergamenthändler nur im Saal Saint-Mathurin »und sonst nirgends« anzukaufen sich eidlich verpflichten mußten. Das Werk enthielt eine Menge Holzschnitte, Kupferstiche und geographische Abbildungen verschiedener Länder. Es ging ihm ein Protest der Drucker, Papier- und Buchhändler gegen das Edikt von 1635 voraus, welches »die Lederwaaren, die Biere, das Vieh mit gespaltenen Klauen, die Seefische und das Papier« mit einer Abgabe belegte, und auf der Rückseite des Titelblatts stand eine Widmung an die Gryphus, welche in Lyon dieselbe Rolle spielten, wie die berühmte Firma der Elzevir zu Amsterdam. Dem Allen zufolge hatte man es mit einem Exemplar zu thun, welches beinahe ebenso werthvoll und selten war wie der Moskauer »Apostol«.

Der Prachtband, der René-Jean, vielleicht nur zu sehr, in die Augen stach, war gerade auf der Seite eines großen Kupfers aufgeschlagen, das den heiligen Bartholomäus darstellte, wie er seine Haut unter dem Arm trägt, und dieses Kupfer konnte René-Jean von unten wahrnehmen. Nachdem alle Brombeeren vertilgt waren, starrte er es mit verhängnißvoll zärtlicher Begehrlichkeit an, und Georgette, die unverwandt den Blicken ihres Bruders folgte, sah es nun auch und sagte: Bibild.

Diese Aeußerung schien René-Jean endgiltig zu bestimmen, und er verstieg sich zu einem Beginnen, das Gros-Alain mit sprachlosem Staunen erfüllte. In einem Winkel der Bibliothek stand ein großer eichener Stuhl; zu dem ging René-Jean hin, faßte ihn an und schleifte ihn ganz allein an das Pult hin; dann kletterte er hinauf und stemmte beide Fäuste auf das Buch. Zu solcher Höhe angelangt, glaubte er sich selber eine großmüthige Handlung schuldig zu sein; er packte das »Bibild« an der oberen Ecke und riß es herab, sorgfältig, aber, trotz allem guten Willen, schief; die linke Hälfte mit einem Auge und einem Stück vom Heiligenschein des alten zweifelhaften Evangelisten ließ er im Buch zurück und reichte den halben Bartholomäus mit seiner ganzen Haut dem Schwesterchen; dieses nahm das Geschenk in Empfang und sagte: Mannemann.

– Ich auch! rief Gros-Alain.

Mit der ersten Seite hat es dieselbe Bewandtniß wie mit dem ersten vergossenen Blut. Ist der erste Schritt einmal gethan, so kommt das Gemetzel rasch in Gang. René-Jean wendete das zerfetzte Blatt um; hinter dem Heiligen befand sich der Kommentator, Pantönus. Gros-Alain wurde der Pantönus zuerkannt.

Mittlerweile machte Georgette aus ihrem großen Stück zwei kleine und aus den zweien vier noch kleinere, so daß behauptet werden könnte, daß der heilige Bartholomäus, nachdem man ihn in Armenien geschunden, in der Bretagne geviertheilt wurde.

VI.

Nach vollzogener Viertheilung hielt Georgette die Hand hin und sagte zu René-Jean: Mehr.

Hinter dem Heiligen und dem Kommentator kamen die sauer dreinschauenden Erklärer, Gavantus an der Spitze; ein Ruck und René-Jean händigte Georgette den Gavantus ein, und so erging es der Reihe nach den Erklärern allen. Der Gebende ist der Ueberlegene. René-Jean beanspruchte nichts für seine eigene Person; Gros-Alain und Georgette starrten ihn an, und das war ihm Lohns genug; er begnügte sich mit dem Bewußtsein, von

seinem Publikum bewundert zu werden. Unerschöpflich in seiner Selbstverläugnung beschenkte er den Bruder mit Fabricio Pignatelli und das Schwesterchen mit dem Pater Stilling; ferner wurde Gros-Alain noch mit Alphonse Postat, Henri Hammond und dem Protest der Papierhändler beglückt, Georgette aber mit Cornelius a Lapide, mit dem Pater Roberti nebst Ansicht der Stadt Douai, wo derselbe 1619 geboren ward, und endlich mit der Widmung an die Gryphus. Auch die paar Landkarten wurden vertheilt: Gros-Alain erhielt Aethiopien und Georgette Lykaonien. Und zu guterletzt stieß René-Jean das Buch vom Pult herunter.

Es war dies ein furchtbarer Moment. Mit schauderndem Entzücken sahen die beiden Geschwister, wie René-Jean die Stirn runzelte, wie er alle seine Sehnen anspannte und mit krampfhaft zitternden Fäusten den schweren Quartband über das Pult wegschob. Eine majestätische Scharteke, die das Gleichgewicht verliert, hat etwas Tragisches. Eine Sekunde lang schwebte die herunterhängende Hälfte des dicken Bandes wie zögernd in der Luft; dann polterte er, geborsten, zerknittert, zerrissen, in allen Fugen ächzend und mit beschädigten Schlössern, elendiglich platt auf den Fußboden herunter; ein Glück, daß er auf keines der Kinder gefallen war, die jetzt geblendet und unversehrt hinschauten. Nicht alle Heldenthaten laufen so glatt ab; diese hatte blos den allen Heldenthaten eigenen großen Lärm gemacht und sehr viel Staub aufgewirbelt.

Nach glorreich überstandenem Kampf stieg René-Jean vom Stuhl. Es folgte ein Augenblick des stummen Entsetzens, denn auch der Sieg hat seine Schrecken. Die drei Kinder hielten einander bei den Händen und starrten aus einer gewissen Entfernung nach dem gewaltigen, niedergeschmetterten Buch. Kaum war jedoch das erste Staunen vorüber, so ging auch Gros-Alain entschlossen hin und versetzte dem Besiegten einen Fußtritt. Damit war Alles entschieden. Die Zerstörungslust brach hervor. René-Jean gab seinen Fußtritt Georgette gab ihren Fußtritt und fiel dabei auf die Erde, aber sitzend, ein Umstand, den sie benutzte, um sich mit den Händen über den heiligen; Bartholomäus herzumachen. Die letzte Spur von Scheu war verschwunden: René-Jean griff an, Gros-Alain stürmte, und jubelnd, lachend, unbändig, außer sich, triumphirend, unbarmherzig, schossen die drei kleinen Raubengel auf den wehrlosen Evangelisten herab, zerzausten die Bilder, zerfetzten die Blätter, rupften die Merkbändchen aus,

zerkratzten die Deckel, zerrten das vergoldete Leder los, zwickten die Nägel der silbernen Eckenbeschläge ab, rissen die Pergamentstreifen aus dem Rücken, und wütheten, mit Händen, Füßen, Nägeln und Zähnen arbeitend, gegen den ehrwürdigen Text. Sie vernichteten Armenien, Judäa, das Herzogthum von Benevent, wo die Reliquien des Heiligen aufbewahrt werden, Nathanael, so vielleicht identisch ist mit Bartholomäo, den Papst Gelasius, so das Evangelium Bartholomäi-Nathanaels für unecht erklärte, Alles bis aufs letzte Bild und auf die letzte Karte, und die unerbittliche Hinrichtung des alten Buchs beschäftigte sie so ganz ausschließlich, daß eine Maus hätte vorbeilaufen können, ohne von ihnen berücksichtigt zu werden. Kurz, es war eine gründliche Verheerung. Einem Stück Geschichte, der Legende, der Theologie, den wahren und falschen Wundern, dem Kirchenlatein, dem Aberglauben, dem Fanatismus, den Mysterien den Garaus machen und eine ganze Religion von oben bis unten entzwei zu reißen, ist für drei Riesen ein schwer Stück Arbeit und sogar auch für drei Kinder; Stunden gingen darüber hin, aber der Zweck ward auch vollständig erreicht: der heilige Bartholomäus war nicht mehr.

Nach gethaner Arbeit, als die letzte Seite ausgemerzt worden, das letzte Kupfer am Boden lag und vom ganzen Werk nur noch ein paar Text- und Bildertrümmer in dem Skelett eines Einbandes übrig blieben, reckte sich René-Jean in die Höhe, betrachtete den mit Papierblättern übersäten Fußboden und klatschte in die Hände. Gros-Alain klatschte mit. Georgette nahm eins der Blatter, stand auf, lehnte sich an den Fenstersims, der ihr bis ans Kinn reichte und ließ ein abgerissenes Stückchen Papier nach dem andern hinausfliegen. René-Jean und Gros-Alain folgten dem Beispiel; sie hoben auf und ließen fliegen, ließen stiegen und hoben auf, bis der weitaus größte Theil des altehrwürdigen Buches, von den rastlosen Fingerchen zerbröckelt, Blatt für Blatt durchs Fenster gewandert war. Georgette sah diesen Schwärmen, die der Wind auseinandertrieb, sinnend nach und sagte: Metterling. Und so zerstob denn das Gemetzel wie ein Blüthenregen im blauen Himmel.

VII.

Das war die zweite Passion Bartholomai, der bereits sein erstes Martyrium im Jahr 49 nach Christi Geburt erduldet hatte.

Nun rückte die Abendstunde heran; die Hitze nahm zu; die Mittagsruhe schwamm in der Luft, und Georgette zwinkerte schon mit den Augen. René-Jean ging zu seiner Wiege hin, zog den Sack voll geschnittenem Stroh heraus, der ihm als Matratze diente, schleifte ihn bis ans Fenster, streckte sich der Länge nach darauf aus und sagte: Wir wollen schlafen. Gros-Alain legte seinen Kopf auf René-Jean, Georgette stützte den ihren auf Gros-Alain und die drei Missethäter schlummerten ein. Lau wehte es herein durch die offenen Fenster, Wildblumenduft von Hügel und von Schlucht, einherspielend im Atemzug des Abends; eine begnadende Ruhe dehnte sich über den Gefilden; Alles leuchtete; Alles war befriedet; Alles ging in Liebe auf zu Allem; die Sonne liebkoste die Erde mit ihrem Strahl; durch alle Poren sog man jene harmonische Stimmung ein, die der unermeßlichen Milde der Natur entsteigt und mutterzärtlich hinschauert durch das All. Die Welt ist ein ewig werdendes Wunder; sie ergänzt ihre ungeheure Erhabenheit durch ihre Güte. Es war, als ob man das geheimnißvoll vorsorgende Walten einer unsichtbaren Macht fühlte, die im fürchterlichen Widerstreit der Geschöpfe die Schwächlichen in Schutz nimmt gegen die Starken; schön, schön war Alles in diesen Wechselwogen von Sanftmuth und von Herrlichkeit. Ueber der schlummerseligen Landschaft fluthete jener prunkende Flimmer, den das Hin- und Herweben von Licht und Schatten über Bach und Wiesen hinhaucht; Rauchflocken schwebten zu den Wolken empor wie Träume zu den Regionen übermenschlichen Schauens; um La Tourgue kreisten gefiederte Schwärme und die Schwalben blickten durch die Fenster herein, als wollten sie sehen, ob die Kinder auch gut schliefen. Wie eine Gruppe von Amoretten lagen sie da, neben einander hingegossen, halbnackt und unbeweglich, anbetungswerth im Reiz ihrer Unschuld; alle drei zusammen zählten sie noch keine neun Lebensjahre; an ihren traumlächelnden Gesichtchen zogen paradiesische Erscheinungen vorüber; vielleicht flüsterte ihnen Gott gerade ein Vaterwort ins Ohr; gehörten sie ja doch zu Denjenigen, die in jeder menschlichen Sprache die Schwachen und die Gesegneten heißen; sie waren die heilige Unschuld; um sie her schwieg Alles still, als wäre der Hauch, unter dem ihre zarte Brust auf- und niederging, der Inbegriff des Weltalls und als müßte diesem Hauch die ganze Schöpfung lauschen; kein Blatt bewegte sich; kein Grashalm schauerte zusammen; die unendliche Natur mit ihren Sternen allen schien den Atem anzuhalten, um die himmlisch arglosen kleinen Schläfer nicht zu

wecken, und nichts auf Erden war erhabener als dieses ehrerbietige Verstummen von Allem um dies holde Bild der unbewußten Demuth.

Schon berührte die untergehende Sonne den Horizont... Da, plötzlich, flammte vom Wald her durch den tiefen Frieden ein Blitzstrahl, dem ein Donnerschlag folgte; das Echo machte sich den Kanonenschuß zu eigen und ließ ihn von Hügel zu Hügel in zehnfach tobendem, gräßlichem Gebrüll fortrollen. Georgette erwachte davon; sie erhob ein klein wenig ihr Köpfchen, streckte lauschend ihr Fingerchen in die Höhe und sagte: Bumm!

Dann verhallte der Lärm; Alles wurde still wie zuvor; Georgette legte den Kopf wieder auf Gros-Alain und schlief weiter.

Viertes Buch

I

Der Tod fährt vorbei

Diesen ganzen Tag über war die Mutter, die wir mitten auf ihrer Irrfahrt verlassen, unterwegs gewesen. Sie wußte ja überhaupt von nichts Anderem mehr, als tagtäglich unausgesetzt vorwärts zu gehen. Wenn sie, vor Erschöpfung niedersinkend, im nächstbesten Winkel einschlummerte, so konnte dabei ebenso wenig von einem Ruhen die Rede sein, wie von einer Nahrung, wenn sie, dem Vogel gleich, der ein einzelnes Korn aufpickt, hin und wieder etwas zu sich nahm. Sie aß und schlief eben gerade soviel, wie nothwendig war, um nicht leblos zusammenzubrechen.

In einer verlassenen Scheune hatte sie die letzte Nacht zugebracht; ein Bürgerkrieg räumt ja allenthalben aus, und so hatte sie denn auf einem öden Feld vier Wände gefunden, eine offene Thür und unter einem Ueberrest von Dach ein wenig Stroh; darauf hatte sie sich hingelegt. Neben sich hörte sie das Rascheln der huschenden Ratten und über sich, durch das durchlöcherte Dach, sah sie die Sterne aufgehen. Einige Stunden darauf war sie, mitten in der Nacht, aus dem Schlaf gefahren und hatte sich wieder auf den Weg gemacht, um noch vor der Mittagshitze soweit wie möglich zu kommen. Im

Sommer ist die zwölfte Nachtstunde für den Fußgänger barmherziger als die zwölfte Stunde des Tages.

Sie verfolgte, so gut sie eben konnte, den ihr vom Bauern in Vantortes summarisch vorgezeichneten Weg und hielt die Richtung gegen Sonnenuntergang ein, fortwährend »La Tourgue« vor sich hinflüsternd. Nebst den Namen ihrer drei Kinder war ihr kaum mehr ein anderes Wort geläufig als dieses. Während sie so vor sich hinging, grübelte sie; sie überdachte alle Abenteuer, die sie erlebt, überdachte Alles, was sie gelitten, Alles was ihr begegnet und was sie hatte hinnehmen müssen an Erniedrigungen, Alles was ihr zugemuthet, was von ihr begehrt und bewilligt worden, bald um ein Obdach, bald um ein Stück Brod, bald wieder um eine bloße Auskunft über ihren Weg. Ein elend Weib ist unglücklicher als ein elender Mann, weil sie immer möglicherweise noch andere Gefühle wecken kann als das Mitleid. O über dieses gräßliche Umherirren! Ihr war übrigens Alles ganz einerlei, wenn sie nur ihre Kinder wiederfand.

Schon beim Morgengrauen dieses Tages hatte sie im nächstgelegenen Dorf Menschen gesehen. Noch war das Dunkel der Nacht nicht geschwunden, und doch standen an der Hauptstraße des Orts einige Hausthüren halb offen und neugierige Gesichter schauten aus den Fenstern. Das Ganze glich einem aufgeschreckten Bienenkorb. Die Leute waren durch Wagengerassel und Eisengeklirr geweckt worden.

Auf dem Platz vor der Kirche stand eine verblüffte Gruppe und betrachtete mit vorgestreckten Köpfen einen Karren, der vom Hügel her gegen das Dorf zufuhr. Auf diesem vierräderigen Wagen, vor dem fünf Pferde an Ketten eingespannt waren, bemerkte man unter einer Blahe, die einem Bahrtuch ähnlich sah, eine unförmige Masse, die auf einer Menge aufgeschichteter Balken zu liegen schien. Voran und hinterher ritten je zehn Männer, welche dreieckige Hüte trugen und über deren Schultern etwas hervorragte wie gezogene Säbel. Das Alles bewegte sich langsam vorwärts und hob sich tiefschwarz vom fahlen Himmel ab, Wagen, Pferde, Reiter, Alles schwarz, und dahinter der aufdämmernde Morgen. Im Dorf angelangt, schlug es die Richtung nach dem Platz ein. Mittlerweile war es schon ein wenig Tag geworden, und nun konnte man das Ganze, das einer

Schattenkavalkade glich, so stumm war die Eskorte, deutlich unterscheiden. Die Reiter waren Gensdarmen, in der That mit gezogenem Säbel, und die Blahe war wirklich schwarz.

Die bejammernswerthe irrende Mutter hatte in dem Augenblick den Platz erreicht und sich den zusammengelaufenen Bauern genähert, wo auch die Gensdarmen mit dem Karren ankamen. In der Gruppe wurde fragend und antwortend hin und hergeflüstert: Was ist das?

– Die Guillotine fährt vorbei. – Woher? – Von Fougères. – Und wohin? – Ich weiß nicht. Man sagt, nach einem Schloß gegen Parigné zu. – Nach Parigné? – Laßt sie fahren, wohin sie will, wenn sie nur hier nicht hält!

Dieser große Karren, der wie mit einem Bahrtuch bedeckt war, die Pferde, die schweigenden Gensdarmen, das Kettengeklirr in der Dämmerstunde, machten einen gespenstischen Eindruck. Der Zug bewegte sich über den Platz und verschwand. Da das Dorf in einer Vertiefung zwischen zwei Hügeln lag, erschien er jedoch den Bauern, die wie versteinert stehen geblieben waren, nach einer Viertelstunde auf der andern Anhöhe gegen Westen zu noch ein Mal. Die schweren Räder wurden in den Geleisen hin und hergerüttelt; die Ketten des Karrens zitterten im Morgenwind, und die Säbel glitzerten unter der aufgehenden Sonne. Jetzt bog es um die Ecke und fort war's.

In demselben Augenblick war im Bibliotheksaal Georgette zwischen den schlafenden Brüdern erwacht und wünschte ihren rosigen Füßchen einen guten Tag.

II.

Der Tod spricht

Die Mutter hatte das schwarze Ding, dessen Bedeutung sie weder begriff noch zu begreifen versuchte, vorbeifahren sehen, aber dabei etwas ganz Anderes vor Augen gehabt: ihre Kinder draußen im Dunklen. Auch sie verließ, kurze Zeit, nachdem der Zug vorüber war, das Dorf auf demselben Weg und folgte in einiger Entfernung der zweiten Abtheilung Gensdarmen.

Plötzlich fiel ihr das Wort Guillotine wieder ein; Guillotine! Michelle Fléchard, diese Wilde, wußte nicht, was das sei; aber ein gewisser Instinkt warnte sie davor; ohne daß sie verstanden hätte warum, überlief sie ein Schauder; es schien ihr entsetzlich, hinter dem Ding herzugehen, und nach links von der Straße abbiegend, verlor sie sich unter Bäumen; diese Bäume gehörten zum Wald von Fougères.

Nachdem sie eine Zeit lang umhergeirrt, gewahrte sie am Saum des Waldes den Kirchthurm und die Dächer eines Dorfes; darauf schritt sie zu, denn sie war hungrig. Die Ortschaft lag innerhalb des militärischen Rayons der Blauen und war von einem republikanischen Wachtposten besetzt. Michelle Fléchard ging auf den Marktplatz los. Auch dieses Dorf war voller Aufregung und Angst. Ein Menschenauflauf drängte sich gegen die Stufen des Gemeindehauses, und oben auf dem Perron stand ein Mann, der ein großes entfaltetes Blatt Papier in den Händen hielt; hinter ihm ein paar Soldaten zur Bedeckung, rechts ein Tambour, links ein Zettelankleber mit Kleistertopf und Pinsel. Auf der Altane über der Thür stand, in Bauernkleidern, aber mit umgebundener dreifarbiger Schärpe, der Bürgermeister. Der Mann mit dem Blatt Papier war ein öffentlicher Ausrufer. Er trug sein Reisebandelier und an diesem eine Ledertasche, woraus zu ersehen war, daß er von Dorf zu Dorf wanderte und durch die ganze Gegend etwas bekannt zu machen hatte. Im Augenblick, wo Michelle Fléchard näher trat, hatte er das Papier entfaltet, und begann jetzt mit lauter Stimme, den Inhalt vorzulesen: »Französische eine und untheilbare Republik.«

Der Tambour schlug einen Wirbel. In der Menge entstand gewissermaßen ein Hin- und Herwogen; die Einen nahmen die Mützen ab; Andere drückten den Hut tiefer in die Stirn. Zu jener Zeit und in jener Gegend ließen sich die politischen Gesinnungen beinahe mit Gewißheit an der Kopfbedeckung erkennen; die Schlapphüte waren royalistisch, die Mützen republikanisch. Das verworrene Gemurmel verstummte; man horchte auf, und der Ausrufer fuhr fort: »In Gemäßheit der Uns vom Wohlfahrtsausschuß ertheilten Befehle und Vollmachten ...«

Abermals schlug der Tambour einen Wirbel. Der Ausrufer las weiter: »und zur Vollziehung des Dekrets des Nationalkonvents, welches die in

Waffen ergriffenen Rebellen als außer dem Gesetz stehend erklärt und die Todesstrafe über Jeden verhängt, der ihnen ein Asyl gewährt oder zur Flucht verhilft ...«

– Was ist das, ein Asyl? fragte mit gedämpfter Stimme ein Bauer seinen Nachbar.

– Weiß nicht, antwortete dieser.

Der Ausrufer machte eine Bewegung mit seinem Papier: »Laut Artikel 17 des Gesetzes vom 30. April, welches die Kommissäre und Unterkommissäre bei den im Feld stehenden Truppentheilen mit unumschränkter Gewalt ausstattet, sind hiermit als außer dem Gesetz stehend erklärt...«

Der Ausrufer hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »die unter folgenden Namen oder Beinamen bekannten Individuen...«

Alles lauschte hin. Mit dröhnender Stimme las der Ausrufer die Namen: »Lantenac, Räuber...«

– Das ist ja der gnädige Herr, murmelte ein Bauer. Und durch die Menge flüsterte es: Der gnädige Herr.

Der Ausrufer wiederholte: »Der vormalige Marquis von Lantenac, Räuber. Der Imânus, Räuber...«

Zwei Bauern warfen einander einen Seitenblick zu: Es ist Gouge-le-Bruant. – Ja, Brise-bleu.

Indessen fuhr der Ausrufer fort: »Grand-Francoeur, Räuber...«

– Ein geistlicher Herr, murmelte es durch die Menge. – Ja, der Herr Abbé Turmeau. – Freilich, irgendwo beim Wald von La Chapelle ist er Pfarrer. – Und Räuber, setzte ein Mann mit einer Mütze hinzu.

– »Boisnouveau, Räuber,« las der Ausrufer weiter: »Die zwei Brüder Pique-en-Bois, Räuber. Houzard, Räuber...«

– Das ist Herr von Quélen, sagte ein Bauer.

– »Panier, Räuber, Place-Nette, Räuber...«

– Herr Jamois.

Ohne sich durch diese Erläuterungen stören zu lassen, fuhr der Ausrufer fort: »Guinoiseau, Räuber. Chatenay genannt Robi, Räuber...«

– Guinoiseau, flüsterte ein Bauer, das ist Le Blond, und Chatenay ist aus Saint-Ouen.

– »Hoisnard, Räuber,« las der Ausrufer weiter.

Und in der Menge wurde bemerkt: Der ist aus Ruillé. – Ja, er heißt auch Branche-d'Or. – Sein Bruder hat beim Sturm auf Pontorson das Leben lassen müssen. – Hoisnard-Malonniecre, ja. – Ein schmucker Bursch von neunzehn Jahren.

– Achtung! mahnte der Ausrufer. Jetzt kommen die Letzten: »Belle-Vigne, Räuber. La Musette, Räuber. Sabre-tout, Räuber. Brin d'Amour, Räuber.

Bei diesem schäkerhaften Spitznamen (er bedeutet: Ein bischen Liebe) stieß ein Bauernbursch ein Mädel mit dem Ellenbogen in die Seite, und das Mädel schmunzelte dazu.

– »Chante-en-hiver, Räuber,« fuhr der Ausrufer fort. »Le Chat, Räuber...«

– Das ist Moulard, meinte ein Bauer.

– »Tabouze, Räuber...«

– Der heißt Gauffre, meinte ein Anderer. – Es sind zwei Brüder, die Tabouze, setzte ein Weib hinzu. – Lauter brave Kerle, brummte ein Bursch.

Der Ausrufer schwenkte das Papier, und der Tambour trommelte. – »Genannte Individuen,« begann der Ausrufer wieder, »sollen, wo immer sie

auch aufgegriffen werden mögen, nach Feststellung ihrer Identität sofort hingerichtet werden.«

Es entstand eine allgemeine Bewegung.

– »Und wer denselben ein Asyl gewährt oder zur Flucht verhilft,« las der Ausrufer weiter, »wird einem Kriegsgericht überwiesen und gleichfalls hingerichtet. Gezeichnet...«

Jetzt herrschte atemlose Stille.

– »Gezeichnet: der Kommissär des Wohlfahrtsausschusses, Cimourdain.«

– Ein Priester, bemerkte ein Bauer. – Ja, der frühere Pfarrer von Parigné, bestätigte ein zweiter. – Turmeau und Cimourdain, sagte ein Bürgersmann, ein weißer Priester und ein Blauer. Und ein anderer Bürgersmann fügte hinzu: Schwarz sind alle Zwei.

Der Gemeindevorsteher auf der Altane nahm den Hut ab und rief: Es lebe die Republik!

Dann wurde durch einen neuen Trommelwirbel bekannt gegeben, daß der Ausrufer noch nicht zu Ende gesprochen habe; in der That winkte dieser mit der Hand und sagte: Aufgepaßt! Jetzt verlese ich die letzten Zeilen der amtlichen Verordnung. Sie sind gezeichnet vom Chef der Streifkolonne von Les Côtes-du-Nord, vom Kommandanten Gauvain.

– Hört! rief es aus der Menge.

Und der Ausrufer hob an: »Bei Todesstrafe...«

Alles verstummte.

– »Bei Todesstrafe ist, in Anbetracht obiger Verordnung, Jedem verboten, Hilfe und Vorschub den genannten neunzehn Rebellen zu leisten, welche gegenwärtig im Schloß La Tourgue umzingelt und belagert sind.«

– La Tourgue?! schrie eine Stimme, eine Weiberstimme, die Stimme der Mutter.

III.

Bauernklatsch.

Michelle Fléchard stand mitten im Gedränge. Sie hatte nicht zugehorcht; aber wenn man auch nicht horcht, so hört man, und so hatte sie das Wort La Tourgue gehört und war in die Höhe gefahren: Was? wiederholte sie, La Tourgue?

Alles sah zu ihr hin. Sie war in Fetzen.

– Die sieht aus wie eine Räuberdirne, murmelte es.

Eine Bäuerin, die einen Korb mit Buchweizenfladen am Arm trug, flüsterte ihr zu: Seid doch still!

Michelle Fléchard starrte die Frau verwundert an. Sie verstand schon wieder nicht. Dieser Name, La Tourgue, war ihr wie ein Blitz durchs Herz gefahren, und nun verfinsterte sich Alles wieder. Hatte sie denn nicht ein Recht, zu fragen? Und warum schaute man sie so groß an?

Unterdessen hatte der Tambour zum letzten Mal gewirbelt; der Zettelankleber hatte die Bekanntmachung angeschlagen; der Bürgermeister war ins Gemeindehaus zurückgetreten; der Ausrufer hatte sich zu seinem Rundgang aufgemacht und die Menge verlief sich. Aber eine Gruppe war vor dem Plakat stehen geblieben. Zu dieser Gruppe trat Michelle Fléchard hin. Es war von den in Acht und Bann erklärten Insurgenten die Rede, und unter den Bauern befanden sich auch Bürgersleute, also unter den Weißen auch Blaue.

– Thut nichts, sagte ein Bauer, alle haben sie damit noch lange nicht, und neunzehn sind eben nur neunzehn. Sie haben weder Rion, noch Benjamin Moulins und Goupil aus der Gemeinde von Andouillé ebensowenig.

– Und auch Lorieul aus Monjean nicht, bemerkte ein Zweiter. Und andere Stimmen setzten weitere Namen hinzu.

– Dummes Geschwätz, sagte ein alter Weißkopf mit harten Gesichtszügen. Alles ist aus, wenn sie den Lantenac einmal haben.

– Den haben sie aber noch nicht, brummte einer von den Burschen.

– Mit Lantenac wird dem Aufstand das Herz ausgebrochen, fuhr der Greis fort. Stirbt Lantenac, so stirbt auch die Vendée.

– Was ist das denn eigentlich mit diesem Lantenac, fragte einer der Bürgersleute.

– Das ist ein vormaliger Marquis.

Und ein Anderer setzte hinzu: Einer, der die Weiber umbringt.

– Das ist wahr, sagte Michelle Fléchard, welche zugehört hatte. Man wendete sich nach ihr um, und sie fuhr fort: Ja, ich selber bin ja erschossen worden.

Das klang sonderbar; man betrachtete, und zwar etwas schief, diese Lebendige, die sich für todt ausgab. Unheimlich genug sah sie aus, bei der kleinsten Gelegenheit erbebend, verstört, verwildert, unstet, vor lauter Erschrockenheit ein Gegenstand des Schreckens. In der Verzweiflung eines Weibes liegt eine Hilflosigkeit, die ins Furchtbare hinüberspielt. Man glaubt ein Wesen vor sich zu haben, das außerhalb des gewöhnlichen menschlichen Schicksals schwebt. Doch die Bauern fassen die Dinge derber auf, und schon brummte Jemand: Die spionirt wohl.

– Aber so seid doch still und geht Eures Weges! sagte die gute Frau zu ihr, die sie bereits gewarnt hatte.

– Ich thue ja nichts Böses, antwortete Michelle Fléchard. Ich suche meine Kinder.

Die Bäuerin schaute die Leute an, die Michelle Fléchard anschauten, und erklärte, mit den Augen zwinkernd, indem sie den Finger an die Stirn legte: Die ist von Sinnen.

Dann nahm sie sie bei Seite und gab ihr einen Buchweizenfladen. Michelle Fléchard biß gierig hinein, ohne auch nur zu danken. – Ja, meinten die Bauern, sie frißt wie das liebe Vieh; sie ist wirklich von Sinnen.

Und langsam zerstreute sich die übrig gebliebene Gruppe.

Nachdem Michelle Fléchard gegessen hatte, sagte sie zu der Bäuerin: Gut, jetzt bin ich satt. Wo geht es nach La Tourgue?

– Nun kommt es schon wieder über sie! rief die Bauernfrau.

– Nach La Tourgue muß ich. Zeigt mir den Weg nach La Tourgue.

– Nun und nimmer, entgegnete die Bäuerin. Damit Ihr Euch umbringen laßt? Den Weg weiß ich übrigens garnicht. Ja, seid Ihr denn wirklich verrückt? Hört einmal, arme Frau, Ihr schaut recht müde aus. Wollt Ihr nicht ein wenig bei mir rasten?

– Ich raste nie, sagte die Mutter.

– Sie hat ganz wunde Füße, murmelte die Bäuerin.

– Ich habe Euch ja gesagt, fuhr Michelle Fléchard fort, daß man mir meine Kinder gestohlen hat; ein kleines Mädel und zwei Knaben. Ich komme aus der Waldhöhle. Fragt nur Tellmarch den Caimand oder den Mann, den ich drüben auf dem Feld angetroffen habe. Der Caimand hat mich ja geheilt; es scheint, daß etwas an mir gebrochen war. Das Alles sind lauter Dinge, die mir widerfahren sind. Da ist noch der Sergeant, Radoub, auch den könnt Ihr fragen. Der wird es Euch schon sagen, denn er hat uns ja im Wald gefunden. Es sind ihrer Drei; drei Kinder sind es; ich kann es Euch versichern. Wenn ich Euch sage, daß der Aelteste René-Jean heißt. Ich will Alles beweisen. Und der Andere heißt Gros-Alain und das Kleine Georgette. Mein Mann ist todt. Sie haben ihn umgebracht. Er war Pächter zu Siscoignard. Ihr habt ein gutmüthig Gesicht, geht, zeigt mir den Weg! Ich bin keine Närrin; ich bin eine Mutter. Meine Kinder habe ich verloren und jetzt suche ich nach ihnen. Weiter nichts. Ich weiß nicht recht, woher ich komme. Diese Nacht habe ich in einer Scheune auf dem Stroh geschlafen. Nach La Tourgue muß ich gehen. O ich bin keine Diebin. Ihr

seht ja, daß ich die Wahrheit spreche. Meine Kinder sollte man mir doch wiederfinden helfen. Ich bin hier fremd. Sie haben mich erschossen, aber ich weiß nicht recht wo.

Die Bäuerin schüttelte den Kopf und sagte: Hört einmal, Frau, in Revolutionszeiten muß man nicht Sachen daherreden, die kein Mensch versteht; das könnte Euch noch in den Thurm bringen.

– Aber La Tourgue! schrie die Mutter. Liebe Frau, bei unserem Heiland und bei der guten heiligen Jungfrau Maria im Himmel bitte ich Euch, liebe Frau, ich beschwöre Euch, mit gefaltenen Händen, sagt mir, wie komme ich nach La Tourgue!

Jetzt wurde die Bäuerin zornig: Ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich es Euch erst recht nicht sagen. Das sind Plätze, wo es nicht geheuer ist, und da geht man nicht hin.

– Ich gehe doch hin, sagte die Mutter und machte sich auf den Weg. Die Bäuerin sah ihr nach und brummte: Aber essen muß sie doch. Und ihr nachlaufend, legte sie ihr einen Fladen in die Hand: Da nehmt, für den Abend!

Michelle Fléchard nahm den Fladen, aber antwortete nicht, wendete den Kopf nicht um und ging weiter. Bei den letzten Häusern des Dorfes begegnete sie drei zerlumpten, barfüßigen kleinen Kindern. Sie trat zu ihnen hin und sagte: Das ist das Gegentheil: zwei Mädchen und ein Knabe. Und da die Kinder den Fladen betrachteten, schenkte sie ihn her. Die Kleinen langten danach und fürchteten sich. Sie aber ging waldeinwärts.

IV.

Ein Irrthum.

Am selben Tage, beim Morgengrauen, hatte sich in der verworrenen Dunkelheit des Waldes auf der Straße zwischen Javené nach Lécousse Folgendes zugetragen: Jeder Weg im Bocage ist ein Hohlweg, besonders aber die sehr tiefgelegene Straße, die von Javéne über Lécousse nach Parigné führt. Diese Straße, die von Vitré kommt und die Ehre gehabt hat,

die Karosse der Frau von Sévigné hin- und herzuschütteln, macht nebenbei noch sehr scharfe Krümmungen und gleicht überhaupt mehr einer Schlucht als einem Weg; sie ist rechts und links mit Hecken wie zugemauert und in Folge dessen zu einem Hinterhalt geeignet wie sonst keine.

Früh Morgens also, eine Stunde bevor Michelle Fléchard auf einer anderen Seite des Waldes in jenes erste Dorf gekommen war, wo ihr der schauerliche Karren mit der Gensdarmen-Eskorte erschien, wimmelte es im Dickicht, durch das sich bei der Brücke über den Couesnon die Straße von Javené hinzieht, von unsichtbaren Männern hinter den Zweigen. Diese Männer waren Bauern und trugen alle den »Grigo«, jenen Kittel aus Ziegenhaar, der im sechsten Jahrhundert die bretonischen Könige und im achtzehnten die Bauern kleidete. Bewaffnet waren sie theils mit Flinten, theils mit Aexten. Die mit den Aexten hatten soeben aus trockenen Reisigbündeln und Holzklötzen in einer Lichtung eine Art Scheiterhaufen errichtet, den man blos mehr anzustecken brauchte. Die mit den Flinten waren auf beiden Seiten der Straße aufgestellt und schienen auf etwas zu warten. Wer durch das Laubwerk hätte hindurchschauen können, hätte hinter den Lücken zwischen den Zweigen an jedem Drücker einen Finger und allenthalben gesenkte Gewehrlaufe erblickt. Die Leute lagen auf der Lauer und alle Büchsen waren gegen die Straße gerichtet, die fahl sich abhob in der Morgendämmerung. Durch das Zwielicht flüsterten Stimmen:

– Weißt Du es auch gewiß? – Wenigstens habe ich es gehört. – Daß sie vorbeifahren wird? – Man sagt, sie sei in der Gegend. – Sie soll nicht wieder hinaus. – Brennen muß sie. – Dafür sind wir ja hier, volle drei Dörfer. – Ja, aber die Bedeckungsmannschaft? – Die wird niedergemacht. – Doch ist es auch gewiß, daß sie diesen Weg fährt? – Man sagt so. – Dann käme sie also von Vitré? – Warum denn nicht? – Aber es wurde doch gesagt, sie komme von Fougères. – Fougères oder Vitré, gleichviel, sie kommt aus der Hölle. – Ja. – Und dorthin muß sie zurück. – Gewiß. – Also fährt sie nach Parigné? – So scheint es. – Das soll sie nicht. – Nein. – Freilich nicht, nein, nein! – Aufgemerkt!

Und in der That war das Schweigen jetzt am Platz, denn es begann schon ein wenig zu tagen.

Plötzlich hielten die lauschenden Männer den Atem an; sie hatten Pferdegetrampel und das Rollen eines Wagens gehört, und, zwischen den Zweigen durchblickend, sahen sie die undeutlichen Umrisse eines langen Karrens, auf dem etwas lag und der mit einer Reitereskorte den Hohlweg heraufkam.

– Da ist sie, flüsterte Derjenige, der das Kommando zu führen schien.

– Ja, sagte Einer, der hinausspähte, unter Bedeckung.

– Wieviel Mann?

– Zwölf.

– Es hieß doch, sie seien ihrer zwanzig.

– Zwölf oder zwanzig, alle müssen hin werden.

– Nur abwarten, bis sie uns recht in den Schuß kommen.

Bald darauf bogen Karren und Eskorte um die Ecke, und waren da.

– Der König hoch! rief der Anführer der Bauern, und hundert Flintenschüsse fielen mit einem Knall. Als der Rauch zerstob, war auch die Eskorte zerstoben. Sieben Reiter waren gefallen, die fünf andern geflohen. Die Bauern eilten zum Karren hin.

– Da schau, rief der Anführer, das ist ja die Guillotine garnicht; das ist nur eine Leiter.

Und wirklich, die Ladung des Karrens bestand einzig und allein in einer langen Leiter. Die beiden Pferde waren verwundet niedergestürzt, der Fuhrmann erschossen, aber nur aus Versehen.

– Gleichviel, sagte der Anführer, eine Leiter unter Kavalleriebedeckung ist immerhin verdächtig, und in der Richtung von Parigné ... Was gilt's? Die Leiter sollte nach La Tourgue.

– Ins Feuer mit ihr! schrieen die Bauern, und die Leiter wurde verbrannt. Während dessen war der unheimliche Karren, dem sie aufgelauert hatten, auf einer andern Straße schon zwei Meilen weiter in jenem Dorf, wo ihn Michelle Fléchard bei Sonnenaufgang vorbeifahren sah.

V.

Vox in deserto.

Als Michelle Fléchard die drei Kinder verließ, denen sie ihren Buchweizenfladen geschenkt hatte, streifte sie aufs Gerathewohl durch den Wald. Da man ihr den Weg nicht sagen wollte, mußte sie ihn schon selber finden. Zuweilen setzte sie sich, wanderte dann weiter und setzte sich wieder. Auf ihr lastete jene Müdigkeit, die von den Muskeln bis ins Mark der Knochen übergeht, die Sklavenmüdigkeit, und eine Sklavin war sie auch, die Sklavin ihrer verlorenen Kinder, ihrer Muttersehnsucht, ihrer Angst, jede versäumte Minute könnte möglicherweise die Trennung zu einer ewigen machen. Sklavin einer Pflicht, welche kein Recht neben sich duldet, nicht einmal das Recht, aufzuatmen. Aber sie war sehr matt, so erschöpft, daß jeder neue Schritt in Frage gestellt war; hatte sie zu diesem einen Schritt überhaupt noch die Kraft? Seit Sonnenaufgang war sie unterwegs; ein Dorf oder sogar nur ein Haus war ihr nicht mehr zu Gesicht gekommen. Zuerst schlug sie den richtigen, dann den unrechten Pfad ein, und schließlich stand sie rathlos mitten im Einerlei des Dickichts. Näherte sie sich dem Ziel? War sie bald am Ende ihrer Leiden angelangt? Ihr Weg war der Weg zum Kreuz und sie empfand die Todesschwäche der letzten Station. Wenn sie jetzt zusammenbräche und stürbe? Es trat ein Augenblick ein, wo ihr das Weitergehen als ein Ding der Unmöglichkeit erschien. Am Himmel sank schon die Sonne; es dunkelte bereits im Wald; die Pfade verloren sich in Grasflächen und sie wußte nicht, was aus ihr werden sollte; keinen Halt hatte sie mehr auf Erden, außer ihrem Gott. Sie rief um Hilfe, aber Niemand antwortete.

Sie blickte um sich her, und es fiel ihr eine Stelle auf, wo sich das Dickicht lichtete; in dieser Richtung schleppte sie sich fort und befand sich plötzlich im Freien. Vor ihr lag ein Thalgrund, der kaum breiter war als ein Laufgraben und in dem ein klares Wässerchen zwischen Steingeröll

rieselte. Jetzt erst wurde sie auf ihren quälenden Durst aufmerksam; sie stieg zum Bächlein nieder, trank, und, da sie nun schon einmal kniete, verrichtete sie auch ein Gebet. Als sie wieder aufstand, suchte sie sich zu orientiren. Sie schritt über das Rinnsal weg. Hinter dem kleinen Thalgrund dehnte sich, soweit der Blick reichte, eine weite mit niedrigem Gesträuch bewachsene Ebene, welche, vom Bett des Baches ab verlorenerweise steigend, die ganze Breite des Horizonts einnahm. Der Wald war die Einsamkeit, diese Ebene die Wüste; im Wald konnte man hinter jedem Busch vielleicht einem Menschen begegnen, aber hier auf dem Plateau war weit und breit nicht die geringste Spur von Leben zu entdecken; nur ein paar Vögel, die den Ort zu fliehen schienen, flatterten über dem Haidekraut davon.

Und nun, im Angesicht dieser endlosen Verlassenheit, mit wankenden Knien und wie irrsinnig, ließ die verstörte Mutter den wunderlichen Schrei in die Wüstenei hinausgellen: Ist denn Niemand hier?

Sie wartete auf eine Antwort.

Dies Mal wartete sie nicht vergebens. Vom fernen Horizont her erhob sich eine dumpfe, tiefe Stimme, die von Echo zu Echo wiederholt wurde, etwas wie ein Donnerrollen oder ein Kanonenschuß, der die Frage der Mutter mit einem Ja zu erwidern schien.

Dann wurde es wieder still. Die Mutter raffte sich neu gestärkt auf; es war doch wenigstens etwas zugegen; ihr war, als habe sie jetzt Jemand, mit dem sich reden ließ. Der Labetrunk und das Gebet gaben ihr Kraft, und sie schritt aufwärts, der Stelle des Plateaus zu, wo sich die ungeheure, ferne Stimme erhoben hatte.

Plötzlich sah sie am äußersten Horizont einen hohen Thurm emporragen. Der Thurm stand einsam, von der untergehenden Sonne röthlich angeglüht, in der wilden Gegend, in einer Entfernung von über einer Meile; hinter ihm verlor sich in Nebeln eine verschwimmende grünliche Baumwand, der Wald von Fougères. Der Thurm stand an eben derselben Stelle des Horizonts, von wo aus der rollende Lärm ertönt war, den Michelle Fléchard als eine Art Zuruf begrüßt hatte. Also rührte der Lärm wohl vom Thurm

her. Die Mutter hatte das Plateau erstiegen, und vor ihr lag jetzt eine flache Ebene; auf dieser schritt sie in der Richtung des Thurms voran.

VI.

Situation.

Der Augenblick war da. Der Unerbittliche war über den Unbarmherzigen gekommen. Cimourdain hielt Lantenac in seiner Hand. Der alte rebellische Royalist saß in seiner Höhle gefangen; an eine Flucht war nicht zu denken und Cimourdains Plan zufolge sollte der Marquis in der Heimath, an Ort und Stelle, auf seinem Grund und Boden und gewissermaßen in seinem eigenen Haus enthauptet werden; damit das Beispiel recht unvergeßlich bleibe, sollte die mittelalterliche Burg den Kopf ihres mittelalterlichen Herrn fallen sehen. Zu diesem Zweck hatte Cimourdain die Guillotine von Fougères herbestellt, und diese war, wie wir wissen, auch bereits unterwegs. Lantenacs Tod war der Tod der Vendée und der Tod der Vendée die Rettung Frankreichs. Cimourdain wankte nicht; ihm wurde wohl bei der blutigen Erfüllung seiner Pflicht.

Der Marquis war schon so gut wie hingerichtet; darüber machte sich Cimomdain keine Sorgen; aber ein anderer Gedanke beunruhigte ihn. Es mußte ein gräßlicher Kampf werden und Gauvain, der ihn leitete, war der Mann nicht, blos zuzuschauen; der junge Führer hatte schon so oft mit eingehauen wie ein alter Soldat. Wenn er sich nun mitten ins Gewühl hineinstürzte? Wenn er umkäme? Gauvain! Cimourdains Kind, der einzige irdische Gegenstand seiner Einzelliebe! Bis jetzt hatte Gauvain wohl Glück gehabt, aber das Glück ist wandelbar, und davor zitterte Cimourdain, durch ein seltsam Geschick zwischen zwei Menschen hingestellt, die denselben Namen trugen und für deren einen er Vernichtung, für deren andern er Leben ersehnte. Der Kanonenschuß, der Georgette weckte und die Mutter aus ihrer rathlosen Einsamkeit herbeirief, hatte sich damit nicht begnügt. Der Zufall oder der Soldat, der das Geschütz gerichtet, hatte es gefügt, daß durch die Kugel, die doch nur mahnen sollte, das eiserne Gitterwerk, das die große Schießscharte der ersten Etage des Thurmes markirte und schloß, getroffen, zerfetzt und zur Hälfte losgebrochen wurde. Diesen Schaden auszubessern, hatten, die Belagerten keine Zeit mehr gehabt.

Mit den Munitionsvorräthen hatte der Imânus blos geprahlt; sie waren in Wirklichkeit sehr gering. Ueberhaupt war die Situation – der Umstand muß betont werden – noch kritischer, als die Belagerer es sich vorstellten. Wäre genug Pulver vorhanden gewesen, so hätten die Vertheidiger La Tourgue, sich und den Feind mit in die Luft gesprengt; es war das ihr Traum; aber die Mittel reichten nicht aus. Es kamen auf den Mann kaum dreißig Schüsse; Flinten, Karabiner und Pistolen gab es die Menge, aber nur wenig Patronen. Um ein ununterbrochenes Feuer zu ermöglichen, waren sämmtliche Waffen geladen worden; aber wie lange konnte dies Feuer andauern, das zugleich genährt und aufgespart werden wollte? Darin lag die Schwierigkeit. Zum Glück – ein entsetzliches Glück – würde hauptsächlich Mann gegen Mann, mit blanker Waffe, Säbel oder Dolchmesser, gekämpft, also mehr gerungen als geschossen werden. Mit der Hoffnung auf ein derartiges Gemetzel trösteten sich die Vertheidiger.

Das Innere des Thurmes schien uneinnehmbar. Im ebenerdigen Saal, in den die Bresche mündete, stand der Abschnitt, jene von Lantenac kunstvoll errichtete Barrikade, die den Eingang wehrte; dahinter ein langer Tisch mit geladenen Büchsen, Stutzen, Karabinern, Musketen, Aexten und Dolchmessern. Da das an den Saal stoßende Kerkerverließ zur Sprengung des Thurmes nicht hatte benutzt werden können, hatte der Marquis die Thür dazu verschließen lassen. Ueber diesem Saal lag die Kammer des ersten Stockwerks; zu der man nur durch eine sehr enge Wendeltreppe gelangen konnte. Diese Kammer, in der sich wie im unteren Saal ein Tisch mit schußbereiten Waffen befand, nach denen man die Hand blos auszustrecken brauchte, war durch die große Schießscharte erhellt, deren Gitter durch die Kanonenkugel zerschlagen worden. Von hier aus stieg die Wendeltreppe zur runden Kammer des zweiten Stockwerks, wo die eiserne Thür des Brückenschlößchens angebracht war; dieser Raum hieß entweder »das Zimmer mit der eisernen Thür« oder »das Spiegelzimmer,« weil dort unmittelbar auf dem nackten Stein an verrosteten Nägeln viele kleine Spiegel hingen, ein sonderbarer Luxus an einer sonst so verwahrlosten Stätte. Da sich die obersten Kammern nicht erfolgreich vertheidigen ließen, war das Spiegelzimmer der Ort, den Manesson-Mallet, eine maßgebende Autorität in derartigen Dingen, »die letzte Stellung« nennt, »in der den Belagerten meistens nichts mehr übrig bleibt, als zu kapituliren.« Es handelte sich, wie gesagt, darum, dem Feind das Vordringen in diesen

Raum unmöglich zu machen. Trotzdem durch mehrere Schießscharten Licht genug hereinfiel, brannte hier eine Fackel; diese Fackel, die, gleich der des ebenerdigen Saales, in einem eisernen Halter stand, war durch den Imânus, und zwar in nächster Nähe der geschwefelten Lunte, angezündet worden, in einer gräßlichen Absicht.

Im Hintergrund des ebenerdigen Zimmers war, wie in einer homerischen Höhle, für Hunger und Durst gesorgt; große Schüsseln mit Reis, mit Buchweizensuppe und gehacktem Kalbfleisch, runde Kuchen aus Mehl und gedünstetem Obst und Krüge voll Aepfelwein standen dort auf einem quer über zwei Böcke gelegten Brett. Jeder konnte nach Belieben zugreifen.

Der Kanonenschuß hatte eine allgemeine Spannung hervorgerufen. In der nächsten halben Stunde mußte es ja zur Entscheidung kommen. Vom Thurm herab beobachtete der Imânus die Bewegungen der Feinde. Lantenac halte Befehl gegeben, sie heranrücken zu lassen, ohne einen Schuß zu thun. Sie sind ihrer Viertausendfünfhundert, hatte er gesagt; draußen ein paar umzubringen, wäre nutzlos. Wartet damit, bis sie drinnen sind, hier gleicht es sich wieder aus. Und lachend hatte er hinzugesetzt: Gleichheit, Verbrüderung. Der Imânus sollte, einer Verabredung gemäß, den Anmarsch der Blauen durch ein Hornsignal ankündigen.

Hinter dem Abschnitt und auf den untersten Treppenstufen aufgestellt, in stummer Erwartung, hielt Jeder mit der einen Hand sein Gewehr, mit der anderen seinen Rosenkranz. Die Situation war vollkommen klar. Die Stürmenden hatten eine Bresche zu ersteigen, eine Barrikade zu nehmen, drei über einander liegende Säle nach einander in hartem Kampf zu erobern und unter einem Kugelregen zwei Wendeltreppen Stufe für Stufe dem Gegner abzuringen. Die Belagerten hatten weiter nichts zu thun, als zu sterben.

VII.

Vor dem Angriff.

Seinerseits traf Gauvain die letzten Vorkehrungen für den Angriff und gab Cimourdain und Guéchamp noch einige ergänzende Winke. Cimourdain

sollte, wie schon gesagt worden, ohne in die Aktion einzugreifen, das Plateau bewachen und Guéchamp hatte den Befehl, im Wald mit dem Gros der Truppen eine beobachtende Stellung einzunehmen. Es war ausgemacht worden, daß sowohl die tiefgelegene Batterie am Waldsaum wie die hohe Batterie auf dem Plateau nur im Fall eines Hervorbrechens oder eines Fluchtversuches feuern sollten. Gauvain hatte sich, zu Cimourdains heimlichem Bedauern, das Kommando über die Sturmkolonne vorbehalten.

Eben war die Sonne untergegangen.

Ein Thurm auf freiem Felde gleicht einem Schiff auf offener See und muß auch in ähnlicher Weise angegriffen werden; es ist dies mehr ein Entern als ein Stürmen, wobei die Kanonen überflüssig werden und wie alles Ueberflüssige wegfallen; was können auch Kanonen einer fünfzehn Fuß dicken Mauer anhaben? Ein Loch an der Stückpforte, dessen Eingang die Einen vertheidigen und die Anderen erzwingen, Beile, Messer, Pistolen, Fäuste und Zähne, mehr braucht es nicht.

Gauvain wußte, daß es kein anderes Mittel gab, La Tourgue zu bewältigen; aber er wußte auch, daß es nichts Mörderischeres giebt als einen Kampf Brust gegen Brust; er kannte aus seinen Kinderjahren her die gewaltige innere Einrichtung des Thurms und stand in tiefernsten Gedanken. Da rief Guéchamp, der, einige Schritte weiter, den Horizont gegen Parigné zu durch ein Fernrohr betrachtete, plötzlich: Ah! endlich!

Dieser Ausruf riß Gauvain aus seiner Träumerei:

– Guechamp, was giebt's?

– Kommandant, dort kommt die Leiter.

– Unsere Rettungsleiter?

– Jawohl.

– Wie? erst jetzt?

– Ja, Kommandant, und ich war schon in Sorgen. Der Reiter, den ich nach Javéne abgeschickt, ist ja längst zurück.

– Ich weiß.

– Er hat auf dem Zimmerhof von Javené eine Leiter in der erforderlichen Länge vorgefunden, hat sie requirirt, auf einen Karren bringen und unter Bedeckung von zwölf Mann Kavallerie nach Parigné abgehen lassen. Er selber hat die Leiter noch fortfahren sehen und ist dann in gestrecktem Galopp hergesprengt.

– Ja, und hat das Alles gemeldet. Er hat auch noch hinzugefügt, der Karren werde, da er kräftig bespannt und schon gegen zwei Uhr fortgefahren sei, vor Sonnenuntergang hier eintreffen. Das weiß ich schon; was weiter?

– Was weiter, Kommandant? Untergegangen ist die Sonne bereits, und der Karren mit der Leiter war noch nicht da.

– Wie ist das nur möglich? Aber wir müssen dennoch angreifen. Die halbe Stunde ist vorüber. Einen Aufschub würde der Feind mißdeuten.

– Es kann angegriffen werden, Kommandant.

– Aber die Rettungsleiter haben wir doch nöthig.

– Allerdings.

– Und die haben wir nicht.

– Wir haben sie.

– Wieso?

– Darum sagt ich ja: Endlich kommt sie! Gerade weil sie nicht kam, habe ich mir die Straße von Parigné hierher durch das Fernrohr betrachtet und bin jetzt beruhigt. Dort drüben, Kommandant, können Sie den Karren, von den Reitern eskortirt, die Anhöhe herunterfahren sehen.

Gauvain nahm das Glas und schaute hin: In der That, da ist er. In der Dunkelheit läßt sich nicht Alles mehr unterscheiden; aber man sieht ja die Reiter. Es ist kein Zweifel. Nur scheint mir die Bedeckung stärker, als Sie gesagt hatten, Guechamp.

– Mir auch.

– Sie haben ungefähr noch eine Viertelmeile hierher.

– In fünfzehn Minuten ist die Leiter da, Kommandant.

– Nun kann gestürmt werden.

Was hergefahren kam, war wirklich ein Karren, aber der nicht, den die Beiden meinten.

Als Gauvain sich umwendete, erblickte er den Sergeanten Radoub, der in militärischer Positur, aufrecht und gesenkten Blicks mit Achtung dastand.

– Was ist, Sergeant Radoub?

– Bürger Kommandant, wir, die Leute vom Bataillon Bonnet-Rouge, möchten Sie um eine Vergünstigung bitten.

– Die wäre?

– Uns doch wieder mitsterben zu lassen.

– Ah so! sagte Gauvain.

– Wollen Sie uns die Liebe erweisen?

– Aber ... je nach Umständen, antwortete Gauvain.

– Sehen Sie, Kommandant, seit der Affaire von Dol gehen Sie haushälterisch mit uns um. Wir sind noch unser Zwölf.

– Nun?

– Wir fühlen uns zurückgesetzt.

– Ihr gehört zur Reserve.

– Wir gehören lieber zur Avantgarde.

– Aber ich bedarf Eurer für den entscheidenden Ruck gegen Ende der Aktion. Ich bewahre Euch auf.

– Leider.

– Und dann, zur Sturmkolonne gehört Ihr ja schon; Ihr marschirt ja mit.

– Hinterher. Paris hat ein Recht voraus zu marschiren.

– Ich will mir es überlegen, Sergeant Radoub.

– Jetzt gleich, Kommandant. Eine bessere Gelegenheit wird sich kaum finden lassen. Heute gilt es eine Mordsuppe einzubrocken oder auszuessen. Es setzt was ab. An La Tourgue wird sich mehr als Einer die Finger verbrennen. Da bitten wir denn um die Gunst, mitthun zu dürfen.

Der Sergeant hielt inne, drehte seinen Schnurrbart und fuhr mit bewegter Stimme fort:

– Und dann, Kommandant, in dem Thurm, wissen Sie, sind unsere drei kleinen Kerlchen, unsere Kinder, die Kinder des Bataillons, und diese Schandfratze von einem Himmelsakramenter, dieser sichere Brise-bleu, dieser sichere Imànus Gouge-le-Bruand oder Bouge-le-Gruand oder Fouge-le-Truand, der Gottsdonnerwetterschuft des Teufels, bedroht unsere Kinder, sage unsere Kinder, unsere drei Würmer, Kommandant. Und wenn auch alle Schwerenoth dazwischenfährt, es soll ihnen kein Leids geschehen; verstanden, Obrigkeit? Wir leiden es nicht. Vor Kurzem habe ich die Waffenruhe benutzt und bin auf das Plateau gestiegen und habe sie durch die Fenster betrachtet; ja, sie sind wirklich da; vom Rand der Schlucht aus kann man sie sehen, und ich habe sie auch gesehen, und sie haben sich vor mir gefürchtet, die lieben Dinger. Kommandant, wenn Ihnen nur ein einziges Härchen an ihren kleinen Engelsperrücken gekrümmt wird, ich

schwör es, Kreuzmillionenschockdonnerwetter, bei Allem was nur irgendwie heilig ist, so ziehe ich, der Sergeant Radoub, die alten Knochen des himmlischen Vaters zur Rechenschaft. Wir wollen unsere drei Rangen retten oder draufgehen, so spricht das Bataillon; das ist unser gutes Recht, Hagelstrambach! Draufgehen alle Zwölf, Kommandant, versteht sich, mit allem schuldigen Respekt.

Gauvain reichte Radoub die Hand und sagte: Ihr seid die Tapfern unter den Tapfern und sollt stürmen. Ich will die Arbeit zwischen Euch theilen; sechs vorn, um den Impuls zu geben, und sechs bei der Arrièregarde, um nachzuschieben.

– Kommandire wiederum ich die Zwölf?

– Gewiß.

– Dann dank ich, Kommandant, denn ich gehöre zur Avantgarde.

Und Radoub machte die Honneurs und trat in die Reihen zurück. Gauvain sah nach der Uhr, flüsterte Guéchamp ein paar Worte ins Ohr, und die Sturmkolonne wurde formirt.

VIII.

Rede und Gebrüll.

Cimourdain, der seinen Posten auf dem Plateau noch nicht bezogen hatte und neben Gauvain stand, trat zu einem Trompeter hin und sagte: Blase noch einmal zur Unterhandlung.

Der Trompeter blies und das Horn antwortete. Auch auf die zweite Anfrage antwortete das Horn.

– Was soll das? sagte Gauvain zu Guéchamp. Was will nur Cimourdain?

Cimourdain schwenkte sein weißes Tuch und näherte sich dem Thurm.

– Ihr Männer da droben, rief er mit lauter Stimme, kennt Ihr mich?

– Ja, erwiderte eine Stimme, die Stimme des Imânus, von den Zinnen des Thurms herab.

Beide Stimmen tauschten nun Rede und Gegenrede aus, und man vernahm folgendes Gespräch:

– Ich bin der Abgesandte der Republik.

– Du bist der frühere Pfarrer von Parigné.

– Ich bin der Bevollmächtigte des Wohlfahrtsausschusses.

– Du bist ein Priester.

– Ich bin der Vertreter des Gesetzes.

– Du bist ein Renegat.

– Ich bin der Kommissär der Revolution.

– Du bist ein Abtrünniger.

– Ich bin Cimourdain.

– Du bist der Satan.

– Ihr kennt mich?

– Wir verabscheuen dich.

– Ihr möchtet mich wohl gern in Eurer Gewalt haben?

– Wir sind hier unser Achtzehn, die ihren Kopf hergeben würden für den Deinen.

– Nun denn, ich bin bereit, meine Person an Euch auszuliefern.

– Vom Thurm gellte ein wildes Auflachen und der Schrei: Komm!

Das Schweigen höchster Spannung herrschte im Lager. Cimourdain fuhr fort: Ich stelle nur *eine* Bedingung.

– Welche?

– Hört mich.

– Sprich.

– Ihr haßt mich doch?

– Ja.

– Ich, ich liebe Euch und bin Euer Bruder.

– Bruder Kain, rief die Stimme vom Thurm.

– Schmäht nur, aber hört, entgegnete Cimourdain in einem eigenthümlichen Ton, der streng und mild zugleich klang. Ihr seid arme, irrgeleitete Menschen. Ich bin Euer Freund. Ich bin das Licht und rede zu der Unwissenheit. Im Licht wohnt Bruderliebe, und eine gemeinsame Mutter haben wir ja, das Vaterland. Also hört. Später werdet Ihr oder werden Eure Kinder oder Kindeskinder noch erfahren, daß Alles, was in diesem Augenblick geschieht, die Erfüllung höherer Gesetze fördert, und daß hinter der Revolution Gott steht. Soll sich bis zur Stunde, die in jedes Gewissen, auch in das Eure, Klarheit bringen und wo jeder Fanatismus, auch der unsere, schwinden wird, soll sich bis zum Aufdämmern jener großen Morgenröthe nicht *eine* Seele finden, die sich Eurer Verfinsterung erbarmt? Ich trete vor Euch hin und biete Euch meinen Kopf, mehr noch, ich reiche Euch die Hand und bitte Euch um die Gnade, Euch sterbend retten zu dürfen. Ich bin mit unbegrenzter Vollmacht ausgestattet und kann also erfüllen, was ich verspreche. In diesem Augenblick der Entscheidung strenge ich einen letzten Versuch an. Ja, ein Bürger ist, der zu Euch redet, und dieser Bürger ist zugleich ein Priester. Der Bürger bekämpft Euch, aber der Priester darf zu Euch stehen. Hört auf mich. Viele von Euch haben Weib und Kinder. Ich ergreife die Partei Eurer Weiber und Eurer Kinder, ergreife sie gegen Euch selber. O meine Brüder ...

– Predige nur zu, grinste der Imânus.

– Brüder, fuhr Cimourdain fort, laßt die fluchwürdige Stunde nicht schlagen. Es soll hier zu einem Gemetzel kommen, und Viele der Unsern, die hier vor Euch stehen, werden morgen die Sonne nicht mehr aufgehen sehen; ja, es werden Viele von uns fallen, und Euch ist Allen der Tod gewiß. Uebt Barmherzigkeit an Euch selber. Wozu dies Blutbad, wenn es überflüssig ist? Wozu so viele Menschen umbringen, wenn deren zwei genügen?

– Zwei? fragte der Imânus.

– Ja wohl, zwei.

– Wer?

Lantenac und ich. Und mit gesteigertem Affekt sprach Cimourdain: Zwei Männer sind hier zu viel auf der Welt: für uns Lantenac und ich für Euch. Nehmt mein Anerbieten an, und Alle sollt Ihr das Leben behalten: gebt uns Lantenac und nehmt dafür mich hin. Lantenac wird guillotinirt werden und mit mir könnt Ihr anfangen, was Euch beliebt.

– Pfaffe, brüllte der Imânus, wenn wir Dich hätten, wir würden Dich auf glühenden Kohlen rösten.

– Thut das, sagte Cimourdain und fuhr dann fort: Ihr, die Verurtheilten im Thurm, könnt Euch binnen einer Stunde sammt und sonders Eures Leben und Eurer Freiheit erfreuen. Ich trage Euch die Rettung entgegen. Geht Ihr drauf ein?

Jetzt brach der Imânus los: Nicht allein bist Du ein Schurke; Du bist auch noch ein Narr. Ja, warum hältst Du uns überhaupt denn hin? Wer heißt Dich überhaupt zu uns reden? Wir unsern gnädigen Herrn ausliefern? Ja, was forderst Du denn da?

– Seinen Kopf, und Euch biete ich dafür ...

– Deine Haut, denn Dich würden wir bei lebendigem Leib schinden wie einen Hund, Pfarrer Cimourdain. Aber nein, sein Kopf ist uns Deine Haut nicht werth. Hebe Dich weg.

– Es wird gräßlich werden. Zum letzten Mal, besinnt Euch.

Während dieses düstern Wortwechsels, den sowohl die in, wie die vor dem Thurm mit anhörten, wurde es Nacht. Der Marquis von Lantenac schwieg und ließ den Imânus reden; bei Feldherren ist dieser düstere Egoismus ein Vorrecht ihrer Verantwortlichkeit.

Mit dröhnender Stimme rief der Imânus über Cimourdain hinweg ins Weite: Männer, die Ihr uns angreift, unsern Vorschlag habt Ihr gehört; er ist ein für allemal gemacht, und nichts haben wir daran zu ändern. Nehmt ihn an, wo nicht wehe! Wollt Ihr? Wir geben Euch die drei Kinder zurück, die hier sind und Ihr sichert uns Allen das Leben und freien Abzug.

– Allen, ja, erwiderte Cimourdain, mit Ausnahme eines Einzigen.

– Wessen?

– Lantenacs.

– Der gnädige Herr! unsern gnädigen Herrn ausliefern? Nie.

– Lantenac müssen wir haben.

– Nie.

– Unter der Bedingung allein können wir uns verständigen.

– Dann fangt an.

Es wurde wieder still. Der Imânus gab das Hornsignal und stieg zu den Seinen herab. Der Marquis zog den Degen. Schweigend faßten die neunzehn Belagerten im ebenerdigen Saal hinter dem Abschnitt Posto und knieten nieder. Sie hörten, wie die Sturmkolonne mit regelmäßigem Schritt in der Dunkelheit gegen den Thurm heranmarschirte, immer näher; plötzlich stand die Kolonne still, dicht vor der Mündung der Bresche. Und

jetzt, immer noch auf den Knieen, legten Alle durch die Schießscharten des Abschnittes auf den Feind an, und Einer unter ihnen, Pfarrer Turmeau genannt Grand-Francoeur, erhob sich und sprach, in seiner Rechten den Säbel und in der Linken ein Kruzifix schwingend, mit feierlicher Stimme:

– Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Alles feuerte, und der Sturm begann.

IX.

Titanen gegen Riesen

Es war auch in der That gräßlich, denn den gräßlichsten Traum übertraf noch dieses Handgemenge. Um etwas Aehnliches zu finden, müßte man zu den großen Zweikämpfen im Aeschylos oder zu den alten Metzeleien aus der Feudalzeit zurückgreifen, zu jenen »Angriffen mit kurzen Klingen«, die bis ins siebzehnte Jahrhundert hineinreichen, tragische Erstürmungen, bei denen man durch das Hinterpförtchen vordrang und die der alte Kriegsmann der Provinz Alentejo folgendermaßen beschreibt: »Nachdem die Mine ihre Schuldigkeit gethan, gehen die Belagerer mit blechbeschlagenen Brettern, Rundschilden, Sturmdächern, sowie auch reichlich mit Handgranaten versehen, vorwärts und bemächtigen sich der Verschanzungen oder Abschnitte, indem sie deren Vertheidiger durch eine lebhafte Attacke aus denselben vertreiben.«

Der Schauplatz des Angriffs war fürchterlich; es war eine jener Breschen, welche die Fachmänner »gewölbte Breschen« nennen, das heißt kein offener Durchbruch unter freiem Himmel, sondern, wie man sich wohl noch entsinnen wird, ein Riß durch die Mauer. Das Pulver hatte wie ein Bohrer gearbeitet, und seine Wirkung war so kräftig gewesen, daß es den Thurm mehr als vierzig Fuß über der Minenkammer gesprengt hatte; aber dennoch war es nur ein Spalt, und die praktikable Oeffnung der Bresche, die in den ebenerdigen Saal führte, erinnerte mehr an einen stechenden Lanzenstoß als an den schneidenden Hieb einer Axt. Es war eine Punktion an der Seite des Thurms, ein langer, durchdringender Einbruch, etwas wie ein horizontaler Schacht, ein darmartig geschlängelter, unmerklich aufsteigender Durchgang

durch eine fünfzehn Fuß dicke Mauer, eine Art Cylinder, dessen ungestalte Höhlung von Hindernissen, Fallen und sonstigen Gefahren strotzte und in dem man mit der Stirn gegen den Granit, mit den Füßen gegen den Schutt, mit den Blicken gegen die Nacht stieß. Diese schwarze Wölbung gähnte die Angreifer gleich einem Schlund an, dessen Ober- und Unterkiefer durch die Steine der zerrissenen Mauer gebildet wurden, und starrte von Zacken wie ein Haifischrachen von Zähnen. Durch dieses entsetzliche Loch mußte man ein- und ausgehen; drinnen hagelte es Kugeln, und drüber hinaus, das heißt in dem niedrigen Parterresaal, erhob sich der Abschnitt.

Nur das Aufeinanderprallen der Sappeurs in den Galerien, wenn die Gegenmine die Mine durchschnitten hat, oder die Metzeleien mit dem Beil im Zwischendeck eines in der Seeschlacht geenterten Schiffes lassen sich mit diesem über alles Maß gräßlichen Grubenkampf an Gräßlichkeit vergleichen. Nichts Schaudervolleres als ein Blutbad in einem geschlossenen Raum.

Im Augenblick, wo die erste Woge der Belagerer hereinbrach, bedeckte sich die ganze Barrikade mit Blitzen, als schlügen unterirdische Wetterstrahlen ein. Der angreifende Donner antwortete dem Donner im Hinterhalt und zwischen den hin- und herknallenden Schüssen schmetterte Gauvain's Ruf: »Drauf los!« dann der Ruf des Marquis: »Fest gegen den Feind!« dann der Ruf des Imânus: »Zu mir, die Männer von le Maine!« dann wieder das Geklirr der einhauenden Säbel und, Schlag auf Schlag, gräßliche lückenreißende Gewehrsalven. Die Fackel, die an der Wand hing, warf einen verschwommenen Flimmer auf das Entsetzliche; unterscheiden konnte man nichts; über Allem dehnte sich eine röthliche Schwärze, und wer hereindrang, wurde plötzlich blind und taub, taub vor Lärm und blind vor Rauch. Die Verwundeten lagen unter dem Geröll herum. Man trat auf Leichen, stampfte auf Wunden, quetschte gebrochene Gliedmaßen, aus denen sich ein Geheul erhob, und wurde in die Füße gebissen von Sterbenden. Die Stille, die zuweilen entstand, war noch abscheulicher als das Getümmel; man hörte, wie unter schauerlichem Ringen nach Athem, zähneknirschend, röchelnd, fluchend, Brust an Brust gerauft wurde; dann brach der Donner wieder los. Ein Blutbach rann durch die Bresche in die Dunkelheit hinaus und staute sich draußen im Gras zu einer dampfenden

Lache. Fast hätte man glauben können, es blute der Thurm selber aus seiner riesigen Seitenwunde.

Merkwürdigerweise war von all dem Lärm im Freien kaum etwas zu vernehmen; rings um die angegriffene Festung, im Wald wie auf dem Plateau, herrschte in der stichdunkeln Nacht ein unheimlicher Friede. Drinnen wüthete die Hölle; draußen schwieg das Grab. Dieser Anprall von Menschen, die sich in der Finsterniß hinwürgten, das Gewehrfeuer, das Geschrei, das Wuthgebrüll, das ganze rasende Getümmel verhallte zwischen den Steinmassen der Mauern und Gewölbe; durch den luftkargen Raum wurde der Schall erstickt, und dem Gemetzel gesellte sich noch die Beklemmung zu. So wenig war außerhalb des Thurms von Allem zu hören, daß die kleinen Kinder in der Bibliothek weiterschliefen.

Mit der Hartnäckigkeit der Vertheidigung wuchs die Erbitterung des Angriffs. Es bietet keine Verschanzung größere Schwierigkeiten als diese Art Barrikaden mit einspringendem Winkel, und was den Belagerten an numerischer Stärke abging, das wurde durch die Vortheile ihrer Stellung ausgeglichen. Die Sturmkolonne erlitt bedeutende Verluste. Draußen am Fuß des Thurms in einer langgestreckten Zeile aufgestellt, drang sie langsam durch die Mündung der Bresche vor, immer kürzer werdend, wie eine Schlange, die in ein Mauerloch schlüpft.

Gauvain bewegte sich im dichtesten Gewühl des ebenerdigen Saals, mitten im Kugelregen, mit der Tollkühnheit des jungen Feldherrn und der Zuversicht des Mannes, der noch nie verwundet worden. Da er sich eben umwendete, um einen Befehl zu ertheilen, beleuchtete das Aufblitzen eine Gewehrsalve in seiner nächsten Nähe ein Gesicht.

– Cimourdain! rief er, was wollen Sie hier? Es war richtig Cimourdain.

– Ich will bei Dir sein, antwortete er.

– Aber Sie setzen ja Ihr Leben aufs Spiel!

– Und Du, was thust Du mit dem Deinen?

– Mein Hiersein ist nothwendig, Ihres nicht.

– Wo Du bist, muß auch ich sein.

– Nicht doch, liebster Lehrer.

– Doch, mein Kind.

Und Cimourdain blieb bei Gauvain.

Auf den Steinplatten des Saals häuften sich die Todten. Wiewohl die Barrikade immer noch Stand hielt, schließlich mußte sie offenbar der Uebermacht erliegen. Wohl waren die Angreifenden ohne Deckung, die Angegriffenen hingegen in sicherer Hut; wohl fielen für einen der Vertheidiger zehn der Belagerer; aber diese füllten ihre Lücken wieder aus und vermehrten sich, während Jene an Zahl abnahmen. Die neunzehn Belagerten befanden sich Alle hinter dem Abschnitt, gegen den ja der Sturm gerichtet war; sie hatten bereits Verwundete und Todte und konnten höchstens mehr ihrer fünfzehn weiterkämpfen. Einer der Wildesten, Chant-en-hiver, ein untersetzter Bretone, mit krausem Haar, war gräßlich verstümmelt; er hatte ein Auge verloren und die Kinnlade war ihm zerschmettert worden. Da er noch gehen konnte, schleppte er sich zur Wendeltreppe, stieg in die Kammer des ersten Stocks hinauf, um dort zu beten und zu sterben, und lehnte sich, weil ihm der Athem ausging, bei der großen Schießscharte gegen die Mauer.

Unten wurde das Gemetzel vor der Barrikade mit jedem Augenblick grauenvoller.

– Belagerte! rief Cimourdain, einen stillen Moment zwischen zwei Salven erhaschend, soll denn noch länger Blut fließen? Ihr seid verloren. Ergebt Euch. Bedenkt, daß wir unser viertausendfünfhundert sind gegen Euch neunzehn, das heißt über zweihundert gegen Einen. Drum streckt die Waffen!

– Lassen wir die sentimentalen Stilübungen, entgegnete der Marquis.

Und zwanzig Kugeln sausten als Antwort von der Barrikade herab.

Die Verschanzung stieg nicht bis zur Decke hinauf; dieser Umstand, der den Belagerten erlaubte, darüber hinwegzuschießen, erlaubte aber auch den Angreifenden, hinüberzuklettern. – Sturm auf die Barrikade! rief Gauvain. Meldet sich Einer, der hinauf will?

– Ich, sagte Radoub der Sergeant.

X.

Radoub

Den Belagerungstruppen stand eine große Ueberraschung bevor: Nachdem Radoub, der mit sechs Mann seines Bataillons an der Spitze der Sturmkolonne durch die Bresche gedrungen war – jetzt lagen von den sechs Parisern bereits vier todt am Boden –, nachdem also Radoub gerufen hatte: »Ich!« sah man ihn, statt voranzustürzen, zurückweichen und gebückt, geduckt, fast hinkriechend zwischen den Beinen der Soldaten, den Eingang der Bresche wieder erreichen und hinauseilen. War er geflohen? Radoub und Flucht? Wie reimte sich das wohl zusammen?

Als Radoub ins Freie kam, rieb er sich, noch ganz blind von all dem Rauch, die Augen, gleichsam um das Grauen der Nacht daraus wegzuwischen, und untersuchte beim Sternenschein die Mauer. Gleich darauf nickte er zufrieden mit dem Kopf wie Jemand, der zu sich selber sagt: Gut, ich habe mich nicht geirrt. Er hatte bemerkt, daß der tiefe Riß der explodirten Mine sich über der Bresche bis zu jener Schießscharte im ersten Stockwerk hinaufzog, deren Vergitterung durch eine Kanonenkugel eingeschlagen und losgelöst worden war. Die verbogenen Eisenstäbe hingen halb zerschmettert herunter, so daß ein Mann schon durchschlüpfen konnte, durchschlüpfen freilich, aber wie ließ sich denn das Fenster erreichen? Durch den Riß vielleicht, doch dazu war die Gewandtheit einer Katze erforderlich. Dem Sergeanten Radoub war eine solche Gewandtheit eigen; er gehörte zu jener Gattung von Kämpfern, welche Pindar »die geschmeidigen Athleten« nennt. Bei einem alten Soldaten kann sich unter Umständen die Behendigkeit der Jugend erhalten. Radoub, der früher bei den Gardes-françaises gedient hatte, war noch kein Vierziger und unbeschadet seiner herkulischen Stärke ein flinker Gesell. Er stellte seine

Muskete hin, legte sein Wehrgehäng ab, zog Waffenrock und Weste aus und behielt nur seinen Säbel, den er zwischen die Zähne nahm, und seine zwei Pistolen, die er mit den Kolben nach oben in seinen Hosengurt steckte. Allen Ballastes also entledigt begann er unter den Augen desjenigen Theils der Kolonne, der noch nicht in die Bresche vorgedrungen war, an den Steinen des Mauerrisses wie über die Stufen einer Treppe hinaufzuklettern. Daß er keine Schuhe anhatte, kam ihm dabei nur zu Statten, denn nichts ist schmiegsamer als ein nackter Fuß; mit den Zehen in die Vertiefungen des Steins festgekrallt, arbeitete er sich mit Händen und Knieen empor. Es war ein mühseliges Steigen, etwas wie ein Aufklimmen an der gezähmten Klinge einer Säge. Ein wahres Glück, sagte er zu sich selber, daß Niemand im ersten Stock ist, sonst käm ich nicht so gemüthlich weiter.

Er hatte eine Höhe von wohlgemessenen vierzig Fuß in dieser Weise zu bewältigen, und dabei waren ihm noch die vorstehenden Kolben seiner Pistolen etwas hinderlich. Auch wurde, je höher er stieg, der Riß in der Mauer desto enger, so daß die Schwierigkeiten immer wuchsen und mit der Tiefe des Abgrunds die Gefahr eines Sturzes verhältnißmäßig zunahm.

Endlich hatte er den Sims der Schießscharte erreicht; er schob das verdrehte, gelockerte Gitter bei Seite, schwang sich, da die Oeffnung nun weitaus groß genug war, mit einer gewaltigen Kraftanstrengung empor, stemmte sich mit einem Knie auf den Fenstervorsprung, packte mit der einen Hand links und mit der andern rechts den festgebliebenen Stummel einer Eisenstange und bog, mit dem Säbel zwischen den Zähnen an beiden Fäusten über der Untiefe hängend, den Oberkörper in die Schießscharte vor. Nur noch ein Satz, und er stand im Saal des ersten Stockwerks.

Da erschien am Fenster eine Gestalt; urplötzlich tauchte vor Radoub etwas Grauenvolles in der Dunkelheit auf, ein blutiges Gesicht mit einem ausgeschlagenen Auge und einer zerschmetterten Kinnlade, und diese einäugige Schreckensmaske starrte ihn an. Nun langte die Gestalt mit ihren zwei Händen aus der Finsterniß heraus nach Radoub, und die eine zog ihm mit einem einzigen Griff die beiden Pistolen aus dem Gürtel, während die andere ihm dem Säbel zwischen den Zähnen wegriß.

Radoub war wehrlos. Ihm glitt das Knie auf der abschüssigen Brüstung der Schießscharte zurück; kaum konnte er sich noch mit seinen

festgekrampften Händen an den zwei abgebrochenen Gitterstäben halten und hinter ihm klaffte ein vierzig Fuß tiefer Abgrund.

Die Schreckensgestalt war Chante-en-hiver, welcher, im Rauch, der von unten aufstieg, erstickend, sich zu der Fensteröffnung emporgerafft und dort wieder ein wenig erholt hatte, weil ihn die frische Nachtluft, die er jetzt einathmete, erquickte und ihm das Blut an den Wunden gerinnen machte. Plötzlich war auch vor ihm eine dunkle Gestalt aufgetaucht, und da Radoub, mit den Händen an die Eisenstäbe angeklammert, sich entweder ins Leere hinabstürzen oder entwaffnen lassen mußte, hatte ihm Chante-en-hiver mit entsetzlicher Kaltblütigkeit die Pistolen vom Gürtel und den Säbel aus den Zähnen gewissermaßen abpflücken können. Und jetzt entspann sich ein unerhörter Zweikampf, der Zweikampf zwischen dem Wehrlosen und dem Verwundeten, in dem der Sterbende offenbar Sieger bleiben mußte, denn eine Kugel genügte, um Radoub in den Abgrund niederzuschmettern, der unter ihm gähnte.

Zum Glück für Radaub konnte Chante-en-hiver die Pistolen, die er Beide in einer Hand hielt, nicht sofort verwenden und bediente sich einstweilen des Säbels, mit dem er einen Stoß nach Radoub's Schulter führte. Durch diesen Stoß aber wurde Radoub zugleich verwundet und gerettet. Ohne Waffen, doch im Besitz seiner Vollkraft und seiner Wunde nicht achtend, die übrigens auch nicht gefährlich war, schwang er sich, die Gitterstäbe loslassend, voran, setzte mit mächtigem Sprung über die Fensterbrüstung und stand nun dicht vor Chante-en-hiver, der den Säbel weggeworfen hatte, und mit einem Pistol in jeder Hand, sich auf den Knieen aufrichtend, in unmittelbarster Nähe auf ihn anlegte, aber nicht sofort losdrückte, weil ihm vor Schwäche der Arm zitterte.

Radoub lachte dem Zögernden ins Gesicht: – Du Pfuiteufelslarve, schrie er ihn an, willst mir wohl gar bange machen mit Deinem Boeuf-à-la-mode-Rüssel? Donnerwetter, Dir haben sie die Schnauze nach Noten beschädigt.

Chante-en-hiver zielte noch immer.

– Nichts für ungut, Kamerad, lachte Radoub weiter, aber die blauen Bohnen haben Dir die Fratze recht gediegen zugestutzt. Armer Junge, Dir

hat Bellona die Physiognomie zertrümmert. Nun ja, spuck ihn nur einmal heraus, Deinen kleinen Pistolenknaller, lieber Alter.

Der Schuß fiel und fuhr Radoub so hart am Kopf vorbei, daß er ihm das halbe Ohr mit fortriß. Chante-en-hiver erhob den andern Arm mit dem zweiten Pistol, aber Radoub ließ ihn nicht mehr zum Zielen kommen. – Ich habe genug, rief er, an dem einen abgeschossenen Ohr. Zwei Mal hast Du mich schon verwundet. Jetzt ist die Reihe an mir.

Und aus Chante-en-hiver losstürzend, fiel er ihm in den Arm, so daß die Kugel in die Wand einschlug, und schüttelte ihn bei der Kinnlade. Der Bauer stieß ein Gebrüll aus und sank in Ohnmacht. Radoub schritt über ihn weg und ließ ihn liegen. Jetzt da mein Ultimatum an Dich ergangen ist, sagte er, rühr Dich nicht mehr. Bleibe ruhig liegen, bösartige Blindschleiche. Du wirst wohl begreifen, daß es juxlos für mich wäre, Dich zu vertilgen. Krieche nur nach Herzenslust am Boden herum, Mitbürger meiner Pantoffeln. Stirb; das ist immerhin etwas; dann siehst Du wenigstens ein, daß Dir Dein Herr Pfarrer lauter dummes Zeug vorgeschwatzt hat. Fahr ab in das große Problem, Bauernseele.

Und er sprang in den Saal hinein. Stockfinstere Nacht, brummte er vor sich hin. Da Chant-en-hiver in den Zuckungen der Agonie heulte, drehte sich Radoub abermals um: Thu mir nur den einzigen Gefallen, und sei still, Du latenter Bürger. Mit Deinen Privatangelegenheiten befasse ich mich nicht weiter, und Dir den Rest zu geben, verschmäh ich. Laß mich ungeschoren.

Und unschlüssig fuhr er sich, während er Chante-en-hiver betrachtete, mit der Hand durch die Haare.

– Holla, was fang ich nur gleich an? Alles wäre schön und gut, aber da steh ich jetzt wie der Ochs am Berge. Ueber zwei Schüsse hätte ich verfügen können; Du hast den Stoff vergeudet, einfältiger Tropf, und dazu noch dieser Malefizrauch, der einem die Augen beizt. ... Au! unterbrach er sich, da er zufällig sein Ohr berührt hatte, und wendete sich wieder zu Chante-en-hiver: Was hast Du jetzt davon, mir ein Ohr konfiszirt zu haben? Uebrigens entbehre ich das noch lieber als sonst etwas; es ist so nur ein

Zierrath. Du hast mir auch die Schulter aufgeritzt, aber darauf pfeif ich. Gieb Deinen Geist in Frieden auf, ich verzeihe Dir, Landbewohner.

Er lauschte. Das Getöse im ebenerdigen Saal war schauderhaft. Der Kampf tobte toller denn je.

– Da drunten gehts hoch her, meinte er. Sie gröhlen »Vivat der König«; allen Respekt davor: sie krepiren mit Anstand.

Er stieß mit dem Fuß gegen seinen Säbel, hob ihn vom Boden auf und sagte noch zu Chante-en-hiver, der sich nicht mehr regte und vielleicht schon todt war: Siehst Du, Waldmensch, ein Säbel oder ätsch, das bleibt sich für das, was ich vorhatte, ganz gleich. Ich nehm ihn nur aus alter Freundschaft wieder zu mir. Meine Pistolen aber, die gehen mir ab. Hol Dich der Teufel, Du Kaffer! Wetter, was fang ich jetzt an? So richte ich hier nichts aus.

Er trat weiter vor und schaute um sich her, um sich zu orientiren. Da erblickte er plötzlich im Halbdunkel hinter dem Mittelpfeiler einen langen Tisch mit undeutlich schimmernden Gegenständen. Er tastete hin. Es waren Stutzbüchsen, Pistolen, Karabiner, eine ganze Reihe sorgfältig geordneter Feuerwaffen, die nur darauf zu warten schienen, daß ein Schütze sie zur Hand nehme. Diese Waffensammlung war der Kriegsvorrath, den die Belagerten für die zweite Phase des Kampfes aufgestapelt hatten.

– Man bediene sich beim Büffet, rief Radoub und warf sich freudestrahlend drüber her.

Jetzt konnte er walten wie ein Verhängniß.

Die Thür der Treppe, welche in das obere und untere Stockwerk führte, stand weit offen hinter dem Tisch mit den Waffen. Radoub ließ seinen Säbel fallen, faßte mit jeder Hand ein doppelläufiges Pistol an und entlud Beide zugleich unter der Thür aufs Gerathewohl in die Wendeltreppe; dann griff er nach einem Karabiner, mit dem er gleichfalls feuerte, und schoß ferner noch eine schwergeladene Stutzbüchse, die kartätschenähnlich fünfzehn Rehposten ausspieh. Darauf hin schöpfte er wieder Athem und schrie mit Donnerstimme die Treppe hinab: – Es lebe Paris! Dann, eine zweite

Stutzbüchse packend, die noch dicker war als die Erste, legte er auf die gewundene Höhlung der Wendeltreppe an und wartete.

Die Bestürzung im Erdgeschoß war unbeschreiblich; gegen dergleichen sinnverwirrende Überraschungen hält kein Widerstand mehr Stich. Von den drei Schüssen, die Radoub abgefeuert, hatten zwei Kugeln getroffen; die Eine hatte den ältern Pique-en-Bois niedergestreckt, die Andere Herrn von Quélen genannt Houzard.

– Sie sind oben! rief der Marquis, und mit diesem Ruf war auch der Rückzug entschieden. Nicht rascher fliegt ein aufgeschreckter Schwarm Vögel davon, als jetzt Alles nach der Treppe stürzte. Der Marquis drängte selber zur Flucht: – Macht schnell, sagte er; der Muth besteht hier im Entrinnen. Im zweiten Stock sammeln wir uns: dort nehmen wirs wieder auf.

Er war der Letzte, der die Barrikade verließ, und dieser seiner Tapferkeit verdankte er das Leben, denn, hinter der Thür des ersten Stockwerks verschanzt, den Finger am Drücker der Stutzbüchse, lauerte Radoub den Entweichenden auf. Die Ersten, die um die Krümmung der Treppe bogen, erhielten die Ladung mitten in die Brust und wurden niedergeschmettert. Wäre der Marquis zuerst geflohen, so war auch er des Todes. Ehe Radoub zu einer andern Flinte greifen konnte, eilten die Andern vorüber; der Marquis kam zuletzt und stieg weniger rasch hinauf als seine Leute. Sie glaubten Alle, das erste Stockwerk wimmle von Soldaten und stürmten, ohne auch nur hineinzuschauen, in die zweite Etage, ins Spiegelzimmer, wo sich die eiserne Thür, wo sich die geschwefelte Lunte befand, und wo kapitulirt werden mußte oder gestorben.

Gauvain, den das Gewehrfeuer auf der Treppe nicht weniger überrascht hatte als seine Gegner und der nicht begreifen konnte, von wannen ihm diese Hilfe kam, hatte sie sich, ohne weiter darüber nachzugrübeln, zu Nutzen gemacht und mit den Seinen über die Barrikade setzend, die Belagerten mit dem Degen im Rücken bis zum ersten Stockwerk verfolgt. Dort fand er Radoub, der salutirend meldete: – Nur auf zwei Worte, Kommandant: Der Urheber bin ich; ich habe mich an Dol erinnert, es gehalten wie Sie und den Feind in ein Kreuzfeuer genommen.

– Der Schüler macht mir alle Ehre, sagte Gauvain mit einem Lächeln.

Wenn man eine geraume Zeit im Finstern zugebracht hat, gewöhnen sich die Augen schließlich daran wie die Nachtvögel; so bemerkte denn Gauvain, daß Radoub ganz mit Blut bedeckt war.

– Aber Kamerad, da bist ja verwundet!

– Ist nicht der Rede werth, Commandant. Ein Ohr mehr oder weniger, was hat das zu bedeuten? Ich hab auch einen Säbelstich abgekriegt, aber ich pfeife drauf. Wer eine Fensterscheibe eindrückt, schneidet sich immer ein wenig in die Finger. Uebrigens ist auch noch fremdes Blut dabei.

In dem von Radoub eroberten ersten Stock wurde nun eine Zeit lang gerastet. Man schaffte eine Laterne herbei. Cimourdain kam herauf und berieth sich mit Gauvain. Es mußte auch in der That Alles reiflich überlegt werden. Die Belagerer waren im Unklaren über die Absichten der Belagerten; sie wußten von deren Munitionsmangel nichts, ahnten nicht, daß es ihnen an Pulver gebrach, und da der zweite Stock die letzte haltbare Vertheidigungslinie war, konnte möglicherweise in der Treppe eine Mine angebracht worden sein.

So viel jedoch war gewiß: zu entrinnen vermochte der Feind nicht. Wer nicht gefallen war, saß oben wie unter Schloß und Riegel; Lantenac war in einer Mausefalle. Mit dieser Gewißheit durfte man sich wohl schon etwas Zeit lassen, um die beste Lösung auszuersinnen, und da man schon viele Verluste zu beklagen hatte, wollte man bei diesem neuen Angriff möglichst wenig Menschenleben opfern. Dieser letzte Sturm schien mit großen Gefahren verbunden, und aller Wahrscheinlichkeit nach war dabei ein verheerendes erstes Feuer auszuhalten.

Der Kampf war also unterbrochen. Im Besitz des Erdgeschosses und ersten Stockwerks, warteten die Belagerer, daß ihn der Kommandant wieder aufnehme. Gauvain und Cimourdain aber hielten noch immer Kriegsrath, und Radoub wohnte der Besprechung schweigend bei. Auf ein Mal wagte er, schüchtern salutirend, eine Frage: – Kommandant?

– Was wünschen Sie, Radoub?

– Verdiene ich nicht eine kleine Belohnung?

– Freilich. Verlange, was Du immer magst.

– So verlange ich, wiederum der Erste zu sein.

Das durfte ihm allerdings nicht abgeschlagen werden, und gethan hätte er es übrigens auch ohne Erlaubniß.

XI.

Die Verzweifelten

Während man sich im ersten Stock berieth, verschanzte man sich im zweiten. Im Erfolg steckt etwas wie Raserei, in der Niederlage die Tollwuth; ein wahnsinniger Zusammenstoß stand bevor. Den Sieg aus nächster Nähe winken sehen, berauscht; unten herrschte die Hoffnung, von allen Seelenkräften die mächtigste, wenn die Verzweiflung nicht wäre. Oben aber herrschte Verzweiflung, klare, überlegte, grausige Verzweiflung. Die erste Sorge der Belagerten, nachdem sie die Zufluchtstätte erreicht hatten, die letzte, die ihnen noch zu Gebot stand, war, den Eingang zu versperren. Die Thür verschließen, war unnütz, praktischer hingegen, die Treppe zu verrammeln, denn in einer solchen Situation ist ein Hinderniß, hinter welchem man sehen und kämpfen kann, einer verriegelten Pforte vorzuziehen. Der Raum war durch die Fackel erhellt, die der Imânus bei der Schwefellunte an der Maurer angebracht hatte. In diesem zweiten Stockwerk stand eine jener starken und schweren Truhen aus Eichenholz, in denen, vor Erfindung der Kasten mit Schubladen, Kleider und Wäsche aufbewahrt wurden; diese Truhe schleiften nun die Belagerten zur Treppenthür hin und zwängten sie in aufrechter Stellung so fest hinein, daß die Oeffnung der Breite nach ganz verstopft war und nur oben unter dem Gewölbe ein enger Raum freiblieb, der blos einen einzigen Mann durchließ und also den Vortheil bot, daß man die Eindringlinge einzeln niedermachen konnte; ob irgend Jemand sich durchwagen würde, war überhaupt zweifelhaft. Nachdem der Eingang nun versperrt war, gönnten sich die Männer etwas Ruhe und zählten sich. Von den Neunzehn waren nur noch sieben übrig, darunter der Imânus; außer diesem und dem Marquis waren

sie Alle verwundet, nichtsdestoweniger aber sehr lebendig, denn in der Hitze des Gefechts behält Jeder, der nicht tödtlich getroffen ist, seine Rührigkeit. Die fünf Verwundeten waren Chatenay genannt Robi, Guinoiseau, Hoisnard Branche-d'Or, Brin-d'Amour und Grand-Francoeur. Die andern waren sämmtlich gefallen. Munition gab es keine mehr. Der Vorrath war erschöpft. Man zählte die Patronen, und es stellte sich heraus, daß die Sieben blos noch vier Schüsse abfeuern konnten. Es war also der Augenblick gekommen, wo es zu sterben galt. Man war hingedrängt zum furchtbar gähnenden Abgrund, und zwar an den äußersten Rand. Mittlerweile hatte der Angriff wieder begonnen, bedächtig und deshalb um so bedrohlicher. Man hörte, wie die Aufsteigenden die Treppe Stufe für Stufe mit den Gewehrkolben prüften. Kein Entrinnen; wohin auch? Durch die Bibliothek? Drüben auf dem Plateau standen die Kanoniere mit glimmender Lunte bei ihren Geschützen. Oder hinauf in die obersten Stockwerke? Wozu? Sie führten zur Plattform, und dort blieb kein anderer Ausweg, als sich vom Thurm herabzustürzen. Die sieben Ueberlebenden dieses epischen Kampfes sahen sich in dieser runden Mauer, welche sie zugleich schützte und preisgab, unerbittlich eingeschlossen und festgehalten; ohne gefangen zu sein, waren sie doch schon Gefangene. Jetzt ergriff der Marquis das Wort: Freunde, Alles ist verloren. Und nach einer Pause setzte er hinzu: Grand-Francoeur wird nun wieder der Abbé Turmeau.

Alle knieten mit ihren Rosenkränzen nieder. Immer lauter dröhnten die Kolbenschläge der Belagerer auf der Treppe. Grand-Francoeur, der mit Blut übergossen war, weil ihm ein Streifschuß einen Theil der Kopfhaut weggerissen hatte, erhob in der Rechten das Kruzifix. Der Marquis, wenn auch im Grund ein Skeptiker, war gleichfalls niedergekniet.

– Jeder, sagte Grand-Francoeur, bekenne jetzt lautvernehmlich seine Sünden; zuerst Sie, gnädiger Herr.

– Ich habe getödtet, antwortete der Marquis.

– Ich habe getödtet, beichtete Hoisnard.

– Ich habe getödtet, beichtete Guinoiseau.

– Ich habe getödtet, beichtete Brin-d'Amour.

– Ich habe getödtet, beichtete Chatenay.

– Ich habe getödtet, beichtete der Imânus.

Und Grand-Francoeur hob wieder an: Im Namen des dreieinigen Gottes ertheile ich Euch die Absolution. Fahrt hin in Frieden.

– Amen, setzten Alle hinzu.

– Jetzt laßt uns sterben, sagte der Marquis, indem er aufstand.

– Und weiter tödten, sagte der Imânus.

Nun schmetterten die Kolbenstöße bereits gegen die Truhe, welche die Thür versperrte.

– Denkt nur noch an Euren Gott, sagte der Priester. Die Erde ist für Euch nicht mehr vorhanden.

– Ja, bemerkte der Marquis, wir liegen schon im Grab.

Und alle neigten die Stirn und schlugen an ihre Brust. Nur der Marquis und der Geistliche standen aufrecht. Jeder Blick war gesenkt; der Abbé betete; die Bauern beteten; der Marquis brütete vor sich hin, und die Truhe erdröhnte schauerlich wie unter Hammerschlägen. Da erhob sich plötzlich hinter den Betenden eine frische, kräftige Stimme und rief: Hatte ich's nicht gesagt, gnädiger Herr?

Staunend wendeten sich Alle um. Die Mauer hatte eine Lücke. Diese Lücke rührte davon her, daß ein Stein, der vollständig, aber nur nicht mit Mörtel, an die übrigen angepaßt und unten und oben mit einer Angel versehen war, sich auf der Angel wie ein Weghaspel halb umgedreht hatte, und so auf beiden Seiten, rechts und links eine sehr enge Oeffnung darbot, die jedoch immerhin ein einzelner Mann noch als Durchgang benutzen konnte. Hinter dieser ungeahnten Thür erblickte man die obersten Stufen einer Wendeltreppe und über der höchsten Stufe ein dem Marquis wohlbekanntes Gesicht.

XII.

Ein Retter

– Du bist's, Halmalo?

– Ja ich, gnädiger Herr. Da sehen Sie nun, daß es das wirklich giebt, Steine, die sich drehen lassen, und daß man heraus kann von hier. Ich komme gerade recht, aber machen Sie schnell. In zehn Minuten sind wir mitten im Wald.

– Ehre sei Gott in den Höhen, sagte der Priester.

– Retten Sie sich, gnädiger Herr, rief es aus Aller Mund.

– Ihr Alle zuerst, gebot der Marquis.

– Vor Allen Sie, gnädiger Herr, bat der Abbé Turmeau.

– Nein, ich zuletzt. Und mit strenger Miene fuhr der Marquis fort: Nur jetzt keinen edlen Wettstreit. Zur Großmuth fehlt uns die Zeit. Ihr seid verwundet, und ich befehle Euch, zu leben und zu fliehen. Rasch den Ausweg benutzt! Ich danke Dir, Halmalo.

– Herr Marquis, fragte der Abbé Turmeau, sollen wir uns denn trennen?

– Unten, freilich. Entkommen muß man immer nur einzeln.

– Wollen der gnädige Herr einen Sammelplatz bestimmen?

– Ja, eine Lichtung im Walde, Pierre-Gauvaine. Kennt Ihr den Ort?

– Alle, ja.

– Morgen um Mittag bin ich dort, und wer noch gehen kann, finde sich ein.

– Es soll geschehen.

– Und dann fangen wir den Krieg von Neuem an, sagte der Marquis.

Unterdessen hatte Halmalo bei einem Druck gegen den Stein bemerkt, daß derselbe festsaß und daß die Lücke nicht mehr geschlossen werden konnte. – Gnädiger Herr, mahnte er, lassen Sie uns eilen; der Stein giebt nicht mehr nach. Ich habe den Durchgang öffnen können, vermag aber nicht, ihn wieder zuzumachen.

Der seit vielen Jahren unbenutzt gebliebene Stein war wirklich wie verwachsen mit seinem Scharnier und widerstand fortan jeder Anstrengung.

– Gnädiger Herr, hob Halmalo nochmals an, ich hoffte, den Weg versperren zu können, und hoffte, daß dann die Blauen beim Eintreten garnichts vorfinden und nicht verstehen würden, wie Alles in Rauch und Nebel zerstoben sei. Aber nun will der Stein nicht mehr. Der Feind wird die Lücke wahrnehmen und kann uns verfolgen. Darum lassen Sie uns wenigstens keine Minute verlieren. Schnell die Treppe hinunter, Jedermann,

Der Imânus legte Halmalo die Hand auf die Schulter: Wie viel Zeit braucht man Kamerad, um durch diesen Gang zu einer Stelle des Waldes zu gelangen, wo man ganz sicher ist?

– Keiner ist doch schwer verwundet? fragte Halmalo.

– Keiner, wurde ihm geantwortet.

– Unter diesen Umständen reicht eine Viertelstunde hin.

– Kommt also, fuhr der Imânus fort, der Feind erst in einer Viertelstunde herein ...?

– So kann er uns verfolgen, einholen aber nicht.

– Aber, sagte der Marquis, schon in fünf Minuten werden sie hier sein; länger kann ihnen diese alte Truhe nicht widerstehen. Noch ein paar Kolbenschläge, und sie ist gesprengt. Eine Viertelstunde? Ja, wer vermag denn den Feind eine volle Viertelstunde hindurch aufzuhalten?

– Ich, versetzte der Imânus.

– Du, Gouge-le-Bruant?

– Ja, ich, gnädiger Herr. Hören Sie nur: Von Euch sechsen sind fünf verwundet. Mir hingegen ist nicht einmal die Haut aufgeritzt worden.

– Auch mir nicht, sagte der Marquis.

– Sie, gnädiger Herr, sind der Anführer; ich bin blos ein Soldat; der Anführer und ein Soldat sind zweierlei.

– Nun ja. Jeder von uns hat seine besondere Pflicht.

– Nicht doch, gnädiger Herr. Wir haben, Sie und ich, eine und dieselbe Pflicht, nämlich die, Ihr Leben zu retten. Kameraden, sprach der Imânus, zu den Uebrigen gewendet«, es gilt, den Feind hinzuhalten und die Verfolgung möglichst lang zu hintertreiben. Hört also: Ich besitze noch meine ungeschmälerte Kraft und habe keinen Tropfen Blut verloren; da ich unverletzt bin, habe ich mehr Ausdauer als jeder Andere. Darum geht, aber laßt mir Eure Waffen zurück; ich werde einen guten Gebrauch davon machen und getraue mir, dem Feind eine starke halbe Stunde hindurch zu schaffen zu geben. Wie viel Pistolen sind noch geladen?

– Viere.

– Legt sie auf den Boden hin.

Man that ihm den Willen.

– Gut denn, ich bleibe. Ich will schon noch ein Wörtchen zu ihnen reden. Jetzt geht, und schnell!

Auf dem Gipfelpunkt einer Situation fallen die äußerlichen Formen des Dankes weg, und kaum gönnte man sich die Zeit, mit dem Imânus einen Händedruck zu wechseln.

– Auf baldiges Wiedersehen, sagte der Marquis.

– Nein, gnädiger Herr, darauf hoffe ich nicht; wir sehen uns so bald nicht wieder, denn ich werde sterben.

Alle betraten jetzt, Einer nach dem Andern, die enge Treppe, voran die Verwundeten. Während sie hinabstiegen, zog der Marquis einen Bleistift aus seiner Brieftasche und schrieb auf den Stein, der nicht mehr gedreht werden konnte und den Durchgang offen ließ, ein paar Worte.

– Kommen Sie, gnädiger Herr, mahnte Halmalo; die Anderen sind schon unterwegs.

– Und er verschwand im Treppenraum; der Marquis folgte nach, und der Imânus allein blieb zurück.

XIII.

Ein Henker

Von den vier Pistolen, die auf den Steinplatten lagen, denn gedielt war der Saal nicht, nahm der Imânus in jede Hand eine und ging schräg auf die Treppenthür zu, welche vermittelst der Truhe versperrt und geschlossen war. Offenbar besorgten die Angreifer irgend eine Ueberraschung, einen jener Verzweiflungsausbrüche, die den Sieger wie den Besiegten in eine gemeinsame Schlußkatastrophe verwickeln. In demselben Maß wie die erste Attacke ungestüm gewesen, war die letzte langsam und vorsichtig. Die Truhe konnten oder wollten vielleicht die Belagerer nicht einschlagen, und so hatten sie denn blos den Boden derselben mit Kolbenstößen gesprengt und durch den Deckel mit dem Bajonett Löcher durchgebrochen, durch die sie in den Saal zu schauen versuchten, bevor sie sich hineinwagten. Durch diese Lücken drang der Schein der Laternen, womit die Treppe beleuchtet war, und hinter einer der Oeffnungen gewahrte der Imânus eines jener hereinspähenden Augen. So fuhr er mit dem Lauf eines seiner Pistolen hinein und drückte los: der Schuß fiel und zu seiner großen Zufriedenheit vernahm der Imânus einen entsetzlichen Schrei; die Kugel hatte Auge und Hirn durchbohrt, und der lauernde Soldat war rücklings die Treppe hinuntergestürzt. Den unteren Theil des Deckels hatten die Angreifer an zwei Stellen erheblich beschädigt und zwei schießschartenartige breite Ritzen hineingeschnitten, wovon der Imânus nun die eine benutzte, um den Arm durchzustecken und sein zweites Pistol in die Masse der Belagerer aufs Gerathewohl abzufeuern; wahrscheinlich sprang dieser Schuß an der

Mauer ab, denn man hörte vielfach aufschreien, als wären drei oder vier Menschen getödtet oder verwundet worden, und auf der Treppe entstand ein wirres Getöse, wie wenn Leute eine Stellung aufgeben und sich zurückziehen. Der Imânus schleuderte die beiden entladenen Pistolen bei Seite, packte die zwei letzten und blickte, die Waffen fest in den Fäusten haltend, durch die Scharten der Truhe. Seine Vermuthung bestätigte sich. Die Soldaten waren weiter hinabgestiegen und auf den drei oder vier sichtbaren Stufen der Treppenkrümmung wanden sich ein paar Sterbende. Nun wartete der Imânus ab. – Immerhin soviel Zeit gewonnen, dachte er. Da gewahrte er einen Mann, der auf dem Bauch heraufkroch, und zugleich erschien weiter unten, hinter dem Mittelpfeiler, an den sich die Stufen anlehnten, der Kopf eines Feindes. Auf diesen Kopf legte der Imanus wieder an und schoß. Mit einem Schrei sank auch dieser Soldat zurück. Und nun packte der Imânus das letzte geladene Pistol, das er in seiner linken Hand hielt mit der rechten, aber plötzlich durchzuckte ihn ein gräßlicher Schmerz, und an ihm kam jetzt die Reihe, in ein Gebrüll auszubrechen. Ihm wühlte ein Säbel in den Eingeweiden. Eine Faust, die des herangekrochenen Mannes,, hatte zu einer der unteren Lücken der Truhe hereingelangt und dem Imânus eine Klinge in den Leib gebohrt. Die Wunde war entsetzlich, der Bauch von oben nach unten aufgeschlitzt. Dennoch fiel der Imânus nicht zu Boden; er knirschte nur mit den Zähnen und murmelte: Auch gut.

Dann schleppte er sich taumelnd bis zur Fackel zurück, die neben der eisernen Thür brannte, legte sein Pistol weg, nahm die Fackel herunter und senkte sie, mit seiner linken Hand die hervorquellenden Eingeweide zurückhaltend, mit der Rechten nach der geschwefelten Lunte, die Feuer fing und aufflackerte; hierauf ließ er die Fackel wieder fallen und auf den Steinplatten weiterbrennen, griff abermals nach seinem Pistol und raffte sich, bereits am Boden liegend, noch auf, um mit seinem sterbenden Hauch die feurige Lunte anzufachen. Rasch glomm diese weiter, unter der Thür weg, dem Brückenschlößchen zu. Und nun, da ihm das Abscheulichste gelungen, stolzer auf sein Verbrechen als auf seinen Opfermuth, fand dieser Mann, der eben noch ein Held gewesen und jetzt nur mehr ein Mörder war, dieser Mann, dem schon der Tod im Herzen saß, ein Lächeln. – Sie werden an mich denken, murmelte er: An ihren Kindern räche ich das unsrige, den kleinen König in seinem Gefängniß.

XIV.

Auch der Imânus flüchtet

In diesem Augenblick entstand ein gewaltiger Lärm; über die wuchtig zurückgeworfene Truhe stürzte sich ein Mann mit blankem Säbel in den Saal. – Ich bin's Radoub; wer will Hiebe? Zum Teufel mit dem ledernen Abwarten! ich will's darauf ankommen lassen. Einem habe ich übrigens schon heimgeleuchtet. Jetzt packe ich Euch Alle an. Ob mit oder ohne Reisegesellschaft, hier bin ich. Wie viel seid Ihr?

Radoub war in der That ohne alle Reisegesellschaft. Nach der Verheerung, die der Imânus auf der Treppe angerichtet, hatte Gauvain, der das Springen einer maskirten Flattermine befürchtete, seine Leute zurückkommandirt und berieth sich wieder mit Cimourdain.

Radoub, säbelschwingend am Eingang dieses dunklen Gemachs, in dem nur noch der fahle Schimmer der erlöschenden Fackel zitterte, wiederholte seine Frage: Ich bin allein; wie viel seid denn Ihr? Und als Niemand antwortete, that er ein paar Schritte vorwärts. Da sprühte aus der Fackel einer jener Lichtstrahlen, die zuweilen einem verglimmenden Feuer entsteigen und die man ein Gluthenschluchzen nennen möchte: Der ganze Saal wurde dadurch erhellt. Radoub sah die kleinen Wandspiegel schillern, trat vor einen hin, betrachtete sein blutiges Gesicht und sein herabhängendes Ohr und murrte: Scheußliche Beeinträchtigung eines gewinnenden Aeußern!

Dann wendete er sich um, ganz verblüfft, das Gemach leer zu treffen: Niemand da, rief er; Präsenzstärke gleich Null.

Jetzt erst fiel sein Blick auf den gedrehten Stein, die Lücke und die Wendeltreppe. – Ah so! Nun verstehe ich. Ausgeflogen! So kommt doch, Kameraden! Alle herauf! Sie sind auf und davon, abgeschoben, ausgekniffen, durchgebrannt, verduftet. Dieser lumpige alte Thurm hat Sprünge und macht Sprünge. Durch das Loch hier haben sie sich gedrückt, die Kanaillen! Und da soll Einer mit Pitt und dem Koburger fertig werden, wenn dergleichen Dummheiten erlaubt sind! Der liebe Herrgott des

Gottseibeiuns hat ihnen seine Protektion angedeihen lassen! Es ist keine Katze mehr da!

Da knallte ein Pistolenschuß; die Kugel fuhr Radoub am Ellenbogen vorbei und schlug sich an der Wand platt.

– Aber nein, es ist doch Jemand da. Wer hat die Gewogenheit gehabt, so gefällig zu sein?

– Ich, antwortete eine Stimme.

Radoub streckte den Kopf vor und entdeckte im Halbdunkel die Gestalt des Imânus. – Ah, rief er, Einen wenigstens habe ich. Die Anderen sind abgefahren, aber Dich halten wir fest.

– Meinst Du? entgegnete der Imânus.

Radoub that einen Schritt und blieb dann stehen. – Hollah, Du dort am Boden, wer bist Du?

– Ich bin Einer, der am Boden Denen, die aufrecht stehen, ins Gesicht lacht.

– Was hältst Du da in der rechten Hand?

– Ein Pistol.

– Und in der Linken?

– Meine Gedärme.

– Ich nehme Dich gefangen.

– Fehlgeschossen.

Und der Imânus lehnte sich über die glimmende Lunte, hauchte noch seinen letzten Athemzug darüber aus und starb.

Kurz darauf standen Gauvain, Cimourdain und die Anderen im Gemach. Alle starrten nach der Lücke in der Mauer. Man forschte jeden Winkel aus und durchstöberte die Treppe; sie mündete in die Schlucht. Die Flucht war Thatsache. Den Imânus wollte man aufrütteln, aber er war todt. Gauvain untersuchte, beim Schein einer Laterne, die Oeffnung, durch welche die Belagerten entwichen waren; auch er hatte früher von diesem Drehstein erzählen hören, aber auch er hatte das Gerücht für eine Fabel gehalten. Bei näherer Betrachtung des Steins bemerkte er, daß etwas mit Bleistift darauf geschrieben stand; er leuchtete hin und las die Worte: »Auf Wiedersehen, Herr Vikomte. Lantenac.«

Mittlerweile war Guéchamp heraufgekommen. Der Gedanke an eine Verfolgung mußte von vornherein aufgegeben werden. Die Flucht war einmal gelungen und es ließ sich an der Sache nichts ändern, denn die Flüchtigen hatten die ganze Gegend mit Busch, Dickicht, Schluchten und Bewohnern für sich, mochten wohl auch schon weit fort sein, und wo hätte man sie überhaupt suchen sollen? Der ganze Wald von Fougères war ein einziges ungeheures Versteck. Was nun? Alles mußte wieder von vorn angefangen werden. Gauvain und Guéchamp tauschten ihren Verdruß und ihre Vermuthungen aus. Cimourdain hörte tiefernst zu, ohne selber ein Wort zu sprechen.

– Da fällt mir eben unsere Leiter wieder ein, nun, Guéchamp? fragte Gauvain.

– Die ist nicht eingetroffen, Kommandant.

– Wir haben den Karren unter Gendarmenbedeckung doch herfahren lassen.

– Auf dem war aber keine Leiter, erwiderte Guéchamp.

– Was denn sonst?

– Die Guillotine, sagte Cimourdain.

XV.

Es thut nicht gut, eine Uhr und einen Schlüssel in dieselbe Tasche zu stecken.

Der Marquis von Lantenac war so weit noch nicht, als man oben meinte, war aber nichtsdestoweniger vor jeder Gefahr, eingeholt zu werden, vollständig sicher. Er war Halmalo gefolgt. Die Treppe, auf der sie Beide hinter den übrigen Flüchtlingen hinabstiegen, lief hart bei der Schlucht und den Brückenpfeilern in einen engen gewölbten Durchgang aus, und dieser Durchgang mündete wieder in eine tiefe natürliche Erdspalte, die sich nach der einen Seite zur Schlucht, nach der andern in den Wald hinzog. Diese jedem Blick entrückte Zerklüftung des Bodens krümmte sich unter undurchdringlichem Gestrüpp durch. Hier Jemand einzufangen, war ein Ding der Unmöglichkeit; wer sich einmal in diese Erdspalte gerettet hatte, brauchte sich blos wie eine Schlange zu verkriechen, um gänzlich ungreifbar zu werden. Die Mündung des geheimen Durchgangs unten an der Treppe war mit Dornhecken so dicht verwachsen, daß es den Erbauern der unterirdischen Galerie zwecklos erschienen war, sie anderweitig zu schließen. Der Marquis hatte sich jetzt nur mehr zu entfernen. Auch für eine Verkleidung brauchte er nicht zu sorgen, denn nach seiner Ankunft in der Bretagne hatte er sein Bauernkostüm nicht wieder abgelegt; er hielt das für vornehmer. Blos schnallte er sein Degengehänge los und warf es von sich.

Als Halmalo aus dem Durchgang in die Erdspalte getreten war, waren die fünf Andern, Guinoiseau, Hoisnard Branche-d'Or, Brin-d'Amour, Chatenay und Abbé Turmeau bereits auf und davon.

– Die haben sich nicht lange besonnen, sagte Halmalo.

– Mache es auch so, versetzte der Marquis.

– Der gnädige Herr befiehlt, daß ich ihn verlassen soll?

– Gewiß. Du weißt es ja schon: Auf der Flucht muß man stets allein sein; oft kommt, wo Zwei nicht durchkommen, Einer durch. Beisammen würden

wir die Aufmerksamkeit auf uns lenken, und Du könntest mich, ich Dich in eine üble Lage bringen.

– Der gnädige Herr kennt also die Gegend?

– Ja.

– Und beim Sammelplatz von La Pierre-Gauvaine bleibt's, gnädiger Herr?

– Morgen Mittag.

– Ich werde dort sein, wir Alle. Ach! gnädiger Herr, unterbrach sich Halmalo selber, wenn ich bedenke, daß wir auf hoher See fuhren, wir Beiden allein, daß ich Sie tödten wollte, daß Sie mein gnädiger Herr waren, daß Sie es nur zu sagen brauchten und es doch nicht gesagt haben! Sind Sie ein Mann! – England, sagte der Marquis, es giebt kein anderes Mittel mehr. In vierzehn Tagen müssen die Engländer landen.

– Ich habe dem gnädigen Herrn noch über alles Mögliche Rechenschaft abzulegen. Die Aufträge sind besorgt.

– Das soll morgen an die Reihe kommen.

– Also auf Wiedersehen morgen, gnädiger Herr.

– Noch eins; bist Du hungrig?

– Wohl möglich, gnädiger Herr; ich hatte es so eilig, daß ich nicht mehr weiß, ob ich heute gegessen habe.

Der Marquis zog eine kleine Chokoladentafel aus der Tasche, brach sie mitten durch und theilte mit Halmalo.

– Gnädiger Herr, bemerkte dieser noch, zu Ihrer Rechten haben Sie die Schlucht, zu Ihrer Linken den Wald.

– Schön. Verlaß mich jetzt, und gehe Deiner Wege.

Halmalo gehorchte. Er tauchte in die Dunkelheit unter; noch ein Rascheln im Gesträuch, dann nichts mehr. Wenige Sekunden darauf wäre es unmöglich gewesen, ihm auf die Spur zu kommen. Diese buschige unentwirrbare Bocage-Gegend war der Bundesgenosse jedes Entrinnens; man verschwand nicht, man zerstob darin, und diese Leichtigkeit, mit der Alles sich nach den vier Winden zerstreuen konnte, war der Grund, weshalb die republikanischen Armeen sich vor dieser immer zurückweichenden Vendée und ihren so bedrohlich flüchtigen Kriegern scheute.

Der Marquis stand unbeweglich. Er gehörte zu jenen Charakteren, die durchaus nichts empfinden wollen; aber diesmal konnte er sich des wohlthuenden Gefühls nicht erwehren, nach all dem Blut und den Greueln wieder die frische Luft einzuathmen. Sich gänzlich gerettet wissen, nachdem man gänzlich verloren gewesen, in vollster Geborgenheit ausruhen, nachdem man schon in sein Grab geschaut, aus dem Tod ins Leben zurückkehren, das mußte sogar einen Lantenac bewegen, und obwohl ihm die Situation nicht neu war, konnte er von seiner unerschütterlichen Seele eine momentane Erschütterung nicht fernhalten; er mußte zugeben, daß er zufrieden war; doch bald drängte er diese Erregung, die fast einem Aufjubeln ähnlich sah, zurück. Er zog seine Repetiruhr und ließ sie schlagen. Wie viel Uhr? Zu seiner größten Verwunderung erst zehn. Wenn man einen jener entscheidenden Momente des Daseins, wo Alles in Frage steht, eben durchlebt hat, muß man immer staunen, daß so inhaltsschwere Minuten nicht länger gewesen sind als die gleichgiltigen. Der Kanonenschuß, der den Sturm ankündigte, war etwas vor Sonnenuntergang gelöst und La Tourgue eine halbe Stunde darauf, bei sinkender Nacht, zwischen sieben und acht, von der Kolonne angegriffen worden. Also war der kolossale Kampf, der gegen acht begonnen hatte, um zehn schon aus gewesen, und dieses ganze Heldengedicht hatte nicht über hundertundzwanzig Minuten gedauert. Katastrophen brechen zuweilen mit Blitzesschnelle herein; es sind dies die malerischen Verkürzungen der Ereignisse. Bei reiferer Ueberlegung hätte man es übrigens wunderbar finden müssen, wenn nicht dem also gewesen wäre, denn daß ein verschwindend kleines Häuflein einer so erdrückenden Uebermacht volle zwei Stunden widerstanden hatte, war merkwürdig genug, und sicherlich war sie weder kurz noch überstürzt zu nennen, jene Schlacht zwischen neunzehn und viertausendfünfhundert Gegnern.

Nun war es aber Zeit, von hinnen zu gehen. Halmalo mußte schon weit fort sein, und der Marquis hielt es nicht für rathsam, länger zu verweilen. Er steckte seine Uhr wieder zu sich, aber nicht in die Tasche, aus der er sie hervorgezogen, weil er bemerkt hatte, daß sie dort mit dem ihm vom Imânus eingehändigten Schlüssel der eisernen Thür in Berührung kam, und deshalb fürchtete, dieser Schlüssel möchte das Glas zerschlagen. Als er schon im Begriff war, seinerseits links einzubiegen, um sich nach dem Wald aufzumachen, glaubte er einen matten Glanz wahrzunehmen, der zu ihm herableuchtete. Er wendete sich um, und zwischen den scharfen Umrissen des Astwerks, die sich von einem gerötheten Himmel plötzlich bis in ihre kleinsten Einzelheiten deutlich abhoben, sah er die Schlucht durch einen weitgedehnten Schimmer beleuchtet. Von dieser war er aber nur wenige Schritte entfernt und ging schon darauf zu, als er sich eines Bessern besann und den Entschluß faßte, sich der Helle lieber nicht auszusetzen; woher sie auch kommen mochte, seine Sache war es jedenfalls nicht, sich darum zu kümmern. Schon hatte er die ihm von Halmalo bezeichnete Richtung eingeschlagen und näherte sich dem Wald; da, auf ein Mal, tönte in sein tiefes Versteck, durch das undurchdringliche Gestrüpp zu ihm herab ein fürchterlicher Schrei, der vom Rand des über der Schlucht ragenden Plateaus niederzugellen schien. Der Marquis schaute wieder hinauf und blieb stehen.

Fünftes Buch

In daemone deus

I.

Gefunden, aber verloren.

Als Michelle Fléchard den vom Abendroth beleuchteten Thurm entdeckte, war sie noch über eine Meile davon entfernt. Sie, die sich kaum noch einen Schritt weiter zu schleppen getraute, schrak jetzt vor dieser Meile nicht zurück. Weiber sind schwach, aber Mütter sind stark, und so wanderte sie denn weiter. Die Sonne war untergegangen; erst war die Dämmerung, später die Nacht hereingebrochen; unterwegs hatte sie aus der Ferne, auf einem ihr nicht sichtbaren Kirchthurm acht und dann neun

schlagen hören, wahrscheinlich auf dem Kirchthurm von Parigné. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um einem dumpfen, stoßweisen Lärm zu lauschen, der sich wohl auf den Widerhall in der Nachtruhe zurückführen ließ. Schnurgerade schritt sie vor sich hin, über die Stechpfriemen und die schneidigen Schilfblätter weg mit ihren wunden Füßen, dem fernen Thurm zu, von dem ihr ein matter Schimmer leuchtete, aus dem er, von geheimnißvollem Glanz umwoben, dunkel hervorstach. Dieser Schimmer wurde bei jedem deutlicheren Schall heller und nahm dann wieder ab. Auf dem ausgedehnten, meistens mit Gras und Haidekraut bewachsenen Plateau, auf dem sich Michelle Fléchard fortbewegte, erhob sich weder ein Haus noch ein Baum. Es stieg verlorenerweise, unabsehbar an und durchschnitt mit einer harten geraden Linie, der ganzen Breite nach, den gestirnten Horizont. Was ihr Kraft verlieh auf dieser Wanderung, war das allmälige Anwachsen des ihr fortwährend aus der Ferne winkenden Thurms. Die gedämpften Schläge und der fahle Flimmer, die von ihm ausgingen, hatten, wie gesagt, ihre Höhen und Tiefen; bald setzten sie aus, bald waren sie wieder da und gaben der erbarmungswürdigen verzweifelnden Mutter wie ein herzbeklemmendes Räthsel zu lösen. Plötzlich hörte Alles auf; Lärm wie Licht verhallte und erlosch und es herrschte tiefe Stille, düsterer Friede. Gerade zu dieser Zeit erreichte Michelle Fléchard den Rand des Plateaus und gewahrte zu ihren Füßen eine Schlucht, deren Niederungen im weißlichen Nebel der Nacht verschwammen, zu ihrer Rechten, in einiger Entfernung, ein Gemisch von Rädern und durchbrochenen Erdaufwürfen, welches eine Geschützbatterie war, und vor sich, durch die glimmenden Lunten der Kanoniere spärlich erhellt, ein großes Gebäude, das aus dichteren Finsternissen als die umgebende Nacht zusammengeballt schien. Dies Gebäude war eine Art Schloß, welches sich über einer Brücke erhob, deren Pfeiler in die Schlucht hinabtauchten, und das sich an eine hohe, runde, schwarze Masse anlehnte, an den Thurm, welcher der Mutter als Ziel ihrer langen Wanderung vorgeschwebt hatte. Ab und zu sah man durch die Schießscharten des Thurms Lichter schimmern, und aus dem Getöse, das daraus hervorbrach, ließ sich schließen, daß ihn eine Menschenmenge besetzt hielt; von der auch zuweilen einige schwarze Gestalten oben auf die Plattform überströmten. Hinter der Batterie befand sich ein Lager, dessen Vorposten Michelle Fléchard zählen konnte, ohne daß sie in der Dunkelheit und im Gestrüpp selber von ihnen erblickt wurde. Sie stand dicht am Rand des

Plateaus, so nahe bei der Brücke, daß sie glaubte, sie könne sie mit der Hand berühren, wiewohl die tiefe Schlucht dazwischen lag. Trotz der Finsterniß unterschied sie auch die drei Stockwerke des Brückenschlößchens. So verharrte sie vor dieser klaffenden Schlucht und diesem schwarzen Gebäude, wie lange wußte sie selber nicht, denn der Begriff der Zeit zerrann ihr im Hirn. Was war das Alles, und was ging hier vor? Stand sie vor La Tourgue? Sie war jenes heimlichen Schwindelns der Erwartung voll, das man bei einer Ankunft oder einem Aufbruch empfindet. Sie fragte sich, warum sie eigentlich hier sei und starrte und lauschte. Plötzlich sah sie nichts mehr. Zwischen ihr und dem Gegenstand, den sie betrachtete, war ein Schleier von Rauch aufgestiegen, dessen ätzende Schärfe sie die Augen zuzudrücken zwang. Sie hatte sie kaum geschlossen, da leuchtete es purpurn durch ihre Wimpern hindurch, und als sie wieder hinschaute, hatte sie die Nacht nicht mehr vor sich, sondern den hellen Tag, aber einen schrecklichen Tag, den künstlichen Tag einer Feuersbrunst, die unter ihren Blicken auszubrechen begann. Der schwarze Rauch war scharlachroth geworden und enthielt eine mächtige Flamme, die, aufflackernd und wieder verschwindend, jene unbändigen Krümmungen beschrieb, welche dem Blitz und den Schlangen eigen sind. Diese Flamme züngelte aus etwas heraus, das einem Rachen glich und ein Fenster voller Feuer war mit bereits weißglühenden Gitterstäben, eines der Fenster im untersten Stockwerk des Brückenschlößchens. Weiter war von dem ganzen Gebäude nichts mehr wahrzunehmen. Der Rauch verhüllte Alles, sogar das Plateau, von dem aus nur noch der Rand der Schlucht, schwarz auf blutigem Hintergrund, zu erblicken war. Staunend starrte Michelle Fléchard vor sich hin. Der Rauch ist eine Wolke, und die Wolke ist Traum; sie wußte nicht mehr, was sie vor sich hatte, ob sie fliehen, ob sie bleiben sollte; sie dünkte sich fast außerhalb der Wirklichkeit. Ein Windstoß, der vorüberfuhr, riß den Rauchschleier entzwei, und, plötzlich enthüllt und durch den Spalt hindurch sichtbar geworden, ragte die ganze tragische Ritterburg, Thurm, Brücke, Schlößchen, in der blendenden schauervoll herrlichen Vergoldung der Feuersbrunst strahlend, zum Himmel empor, so daß Michelle Fléchard jetzt bei der furchtbaren Klarheit der Flamme Alles unterscheiden konnte.

Das unterste Stockwerk des Brückenschlößchens brannte lichterloh. Die beiden oberen Stockwerke waren noch unversehrt, aber schwebten wie über einem Geflecht von Gluthen. Vom Vorsprung des Plateaus aus, wo Michelle

Fléchard stand, konnte man, durch das Feuer und den Rauch, die davor aufwirbelten, stellenweise einen Blick thun. Alle Fenster waren geöffnet, und durch die sehr großen Fenster der zweiten Etage hindurch entdeckte Michelle Flechard längs der Wand Schränke, welche Bücher zu enthalten schienen, und hinter dem einen Fenster, am Fußboden im Halbdunkel, eine kleine verworrene Gruppe, einen unbestimmten Knäuel, der aussah wie die Brut in einem Vogelnest; ihr war, als rege sich zuweilen dieses Etwas, und sie stierte zu ihm hinüber. Was mochte die kleine dunkle Gruppe wohl sein? Hin und wieder glaubte sie eine Aehnlichkeit mit lebenden Wesen darin zu erkennen; sie fieberte; seit früh Morgens hatte sie nichts genossen und war ohne Unterbrechung weiter gewandert; sie war todtmüde, und es tauchten krankhafte Phantasiegebilde vor ihr auf, vor denen sie instinktmäßig zurückbangte. Immer hartnäckiger bohrten sich ihre Blicke in jenes dunkle Häuflein von unbekannten, vermuthlich dennoch leblosen und anscheinend unbeweglichen Gegenständen auf dem Fußboden des über der Feuersbrunst ragenden Saales. Plötzlich streckte die Flamme drunten, als ob sie von einem eigenen Willen beseelt gewesen wäre, eine ihrer Zungen nach dem großen abgestorbenen Epheustamm hinaus, der die Michelle Fléchard zugekehrte Mauer des Schlößchens übersponnen hatte. Als ob dieses Netz von dürren Ranken erst jetzt durch die Gluth entdeckt worden wäre, so züngelte diese nun gierig darauf hin und klomm mit der gräßlichen Behändigkeit eines Lauffeuers daran empor. Im Nu hatte die Flamme das zweite Stockwerk erreicht und leuchtete von der Mauer her in den Saal hinein. In hellem Glanz hoben sich mit einem Mal die drei schlummernden Kleinen ab, ein reizendes Häuflein von verschränkten Aermchen und Beinchen und lächelnden blonden Lockenköpfchen mit geschlossenen Wimpern. Die Mutter erkannte ihre Kinder und stieß einen entsetzlichen Schrei aus, einen unnennbaren Jammerschrei, wie er nur den Müttern eigen ist, einen Schrei wild und rührend, wie sonst nichts auf Erden. Wenn ihn ein Weib ausstößt, so gellt eine Wölfin daraus hervor, und stößt ihn eine Wölfin aus, so glaubt man ein Weib zu hören. Homer nennt den Verzweiflungsschrei der Hekuba ein Gebell, und so war auch der Schrei von Michelle Fléchard eher ein Gebrüll zu nennen als ein Schrei. Dieses Gebrüll war es, das der Marquis von Lantenac vernommen hatte.

Er war, wie wir bereits wissen, stehen geblieben, und zwar zwischen der Schlucht und der Mündung des Durchgangs, durch welchen Halmalo ihn

aus dem Thurm hinausgeleitet. Zwischen dem über ihm verschlungenen Gesträuch hindurch sah er die Brücke in Flammen, deren Widerschein den Thurm röthete, und durch eine andere Lichtung der Zweige, auf der entgegengesetzten Seite, über seinem eigenen Haupt, am Rande des Plateaus, dem brennenden Schloß gegenüber und von der Feuersbrunst taghell überstrahlt, die verstörte Jammergestalt eines über die Schlucht vorgebeugten Weibes. Dieses Weib, das den Schrei ausgestoßen hatte, war aber nicht mehr Michelle Fléchard; es war eine Medusa. Die Elenden sind auch die Schreckenbringenden. Die Bäuerin war zur Eumenide verklärt, und das unbedeutende, gewöhnliche, unwissende, stumpfsinnige Weib aus dem Dorf war urplötzlich zur epischen Größe der Verzweiflung emporgewachsen, denn ein wilder Schmerz dehnt die Seele ins Gigantische aus. Diese Mutter war jetzt die Mutterliebe selber; Alles, was ein menschliches Empfinden erschöpft, ist übermenschlich, und so bäumte sie sich denn auch am Rand dieser Schlucht, vor diesem Gluthenmeer, vor diesem Verbrechen, wie eine Beherrscherin der Unterwelt, mit dem Schrei eines Thiers und den Geberden einer Göttin; flammende Flüche schleuderte ihr Haupt wie das Schlangenhaupt der Gorgo, und man konnte nichts gebieterisch Erhabeneres sehen als den Blick ihrer thränenverschwommenen Augen, als diesen Blick, der ein Wetterstrahl war auf die Feuersbrunst, Der Marquis aber horchte auf die abgebrochenen, herzzerreißenden Laute, die ihm gleichsam aufs Haupt herunterhagelten und die mehr ein Schluchzen waren als ein Reden.

– Ach! großer Gott! Meine Kinder! Meine Kinder sind es! Zu Hilfe! Feuer! Feuer! Feuer! Mordbrenner seid Ihr ja! Ist denn Niemand hier? Meine Kinder müssen ja verbrennen! Ach! ist das ein Tag! Georgette! Meine Kinder! Gros-Alain! René-Jean! Was soll denn das Alles bedeuten? Wenn ich nur wüßte, wer meine Kinder da hineingethan hat? Sie schlafen. Ich bin verrückt! Es ist nicht möglich. Hilfe!

Unterdessen war in La Tourgue und auf dem Plateau Alles lebendig geworden. Das ganze Lager lief um das brennende Gebäude zusammen. Kaum waren die Belagerer mit den Kugeln fertig, und schon wartete ihrer ein neuer Kampf. Gauvain, Cimourdain, Guéchamp ertheilten Befehle. Was thun? Aus dem kärglichen Bächlein in der Schlucht ließen sich mit knapper Noth ein paar Eimer Wasser schöpfen. Immer höher stieg die Bestürzung.

Der Vorsprung des Plateaus stand voller Leute, die mit verstörten Gesichtern hinüberschauten; und was sie sahen, war auch entsetzlich, und sie mußten es mit ansehen und konnten nicht helfen. An den brennenden Epheuranken hatte das Feuer das oberste Stockwerk erreicht, in dem eine Unmasse von Stroh aufgespeichert lag, über das es herfiel. Schon stand der ganze Dachboden in Flammen; sie tanzten förmlich darin hin und her voll düsterer Freude, denn es war, als fache ein verruchter Hauch diesen Scheiterhaufen an, als hause hier, in einen Funkenwirbel verwandelt, der schauervolle Imânus, als sei er zu einem mörderischen Gluthendasein neu erwacht und als flackere seine ungeheuerliche Seele nun als Feuersbrunst auf. Das mittlere Stockwerk war zwar noch nicht ergriffen worden, weil die hohe Decke und die dicken Mauern die Flammen noch abhielten, aber der verhängnißvolle Augenblick rückte immer näher; an den Dielen der Bibliothek leckte die Feuersbrunst des Erdgeschosses und den Plafond streichelte die Feuersbrunst der Dachkammer; schon streifte die Kinder der gräßliche Kuß des Todes; unten ein Keller voll Lava und oben ein Gewölbe voll glühenden Kohlen. Ein Loch im Fußboden, und Alles versank im Pechpfuhl; ein Loch in der Decke, und Alles wurde unter den knisternden Heubündeln begraben.

René-Jean, Gros-Alain und Georgette waren noch nicht erwacht; sie schliefen den tiefen urkräftigen Schlaf der Kindheit, und zwischen den Flammen und dem Rauch, die vor den Fenstern ab und zuwogten, sah man sie, wie von einem Heiligenschein umstrahlt, friedlich, anmuthig und regungslos in ihrer Feuergrotte daliegen wie drei Jesuskindlein, die voller Vertrauen in einer Hölle eingeschlummert sind, und ein Tiger selbst hätte weinen müssen, wenn er diese Rosen in diesem Gluthofen erblickt hätte und diese Wiegen in diesem Grab. Drüben aber rang die Mutter die Hände: Feuer! Ich rufe Feuer! Ist denn Alles taub, daß mir Niemand antwortet? Sie verbrennen mir meine Kinder! So kommt doch her, Ihr Leute von dort drüben! Bin schon seit so viel Tagen unterwegs und muß sie so wiederfinden! Feuer! Hilfe! Es sind ja kleine Engel! Wenn man bedenkt, daß es kleine Engel sind! Was haben sie denn gethan, die unschuldigen Würmer? Mich hat man erschossen und sie verbrennt man! Wer macht denn das Alles nur? Hilfe! Rettet meine Kinder! Hört Ihr mich nicht? Ein Hund, mit einem Hund hätte man Erbarmen! Meine Kinder! Meine Kinder! Sie schlafen! Ach! Georgette! Dort sehe ich dem lieben Ding seinen kleinen

Bauch! René-Jean! Gros-Alain! Ja, so heißen sie. Ihr seht wohl, daß ich die Mutter bin. Was heut zu Tage geschieht, ist ja niederträchtig. Tag und Nacht bin ich gelaufen. Erst heute Morgen habe ich noch mit einer Frau gesprochen. Hilfe! Hilfe! Feuer! Ist man denn lauter Ungeheuer hier? Es ist geradezu abscheulich! Der Aelteste ist keine fünf Jahre alt, das Kleine noch keine zwei. Dort sehe ich ihre nackten Beinchen. Sie schlafen, o Du gütige Mutter Gottes! Die Hand des Himmels giebt sie mir zurück und die Hand der Hölle nimmt sie mir wieder weg. Und so weit habe ich gehen müssen! Meine Kinder, die ich mit meiner Milch getränkt habe! Und war noch unglücklich darüber, daß ich sie nicht finden konnte! So habt doch Erbarmen mit mir! Meine Kinder begehr ich zurück; ich muß meine Kinder wieder haben! Ach! Es ist wirklich wahr, daß sie da drüben mitten im Feuer sind! Da seht nur meine armen Füße, die ich mir blutig lief. Hilfe! Es ist nicht möglich, daß es Menschen giebt in der Welt, und daß man die armen Kleinen so zu Grunde gehen läßt! Hilfe! Mörder! So was ist ja noch nie vorgekommen. O die Mordbrenner! Was ist denn das für ein gräßlich Haus! Gestohlen hat man sie mir, um sie umzubringen! Jesus Maria, ist das ein Elend! Ich will meine Kinder! O ich weiß garnicht mehr, was ich thun könnte! Sie dürfen nicht sterben. Hilfe! Hilfe! Hilfe! Wenn sie mir so wegsterben, o dann möcht ich den lieben Herrgott umbringen!

Während dieser fürchterlichen Beschwörung der Mutter rief es auf dem Plateau und in der Schlucht durcheinander:

– Eine Leiter her!

– Man hat keine Leiter.

– Wasser!

– Wir haben keins!

– Da droben im Thurm, im zweiten Stock, ist eine Thür!

– Sie ist von Eisen.

– Schlagt sie ein!

– Es geht nicht!

Und immer verzweifelter heulte die Mutter: Feuer! Hilfe! Aber so macht doch! Oder dann tödtet mich! Meine Kinder! Meine Kinder! O das entsetzliche Feuer! Holt sie heraus oder schmeißt mich hinein! Und in den kurzen Pausen, die diese Wehrufe von einander trennten, hörte man die Feuersbrunst ruhig weiterprasseln.

Der Marquis, seine Tasche befühlend, berührte den eisernen Schlüssel. Dann ging er auf das Gewölbe zu, durch das er sich geflüchtet hatte, bückte sich und trat in die soeben verlassene Galerie zurück.

II.

Von der steinernen zur eisernen Thür.

Eine ganze Armee, außer sich, vor einer unlösbaren Aufgabe, viertausend Mann, unfähig, drei Kindern zu Hilfe zu kommen, das war die Situation. Leitern waren keine da, und die von Javené war ausgeblieben; wie wenn sich ein Krater aufthut, griff die Feuersbrunst immer mehr um sich. Der Versuch, mit dem Wasser aus dem beinah versiegten Bach zu löschen, wäre kaum weniger lächerlich gewesen, als wenn man ein Glas Wasser über einen Vulkan ausschütten wollte.

Cimourdain, Guéchamp und Radoub waren in die Schlucht, Gauvain wieder in den Saal des zweiten Stockwerks von La Tourgue gestiegen, wo sich der Drehstein mit dem geheimen Ausgang und die eiserne Thür der Bibliothek befanden, wo der Imânus die Schwefellunte angezündet und von wo aus das Feuer sich verbreitet hatte. Dorthin hatte Gauvain zwanzig Sappeurs mitgenommen, denn nur wenn die eiserne Thür gesprengt wurde, konnte geholfen werden. Sie war verzweifelt gut verschlossen. Man versuchte es zunächst mit Beilhieben, aber die Aexte brachen.

– Auf diesem Eisen, sagte einer der Sappeurs, springt der Stahl wie Glas.

Die Thür bestand auch in der That aus doppelten, mit Riegelnägeln aneinander geschmiedeten, je drei Zoll dicken Platten von Eisenblech. Nun

stemmte man Eisenstangen darunter, um sie aus den Angeln zu heben; die Eisenstangen brachen.

– Wie Schwefelfaden, sagte der Sappeur.

Düster murmelte Gauvain vor sich hin: Nur mit Kanonenkugeln wäre der Thür beizukommen. Ein Geschütz müßte hier heraufgeschafft werden können.

– Erst noch die Frage, sagte der Sappeur.

Eine momentane Niedergeschlagenheit hatte Platz gegriffen. Alle die ohnmächtigen Arme hielten inne, und stumm, besiegt, bestürzt, starrten die Männer die abscheuliche, unerschütterliche Thür an. Ein rother Widerschein schimmerte darunter hervor, denn dahinter nahm die Feuersbrunst immer zu und unheimlich triumphirend lag der gräßliche Leichnam des Imânus in der Nähe. Noch ein paar Minuten vielleicht und das Schlößchen sank in sich zusammen. Was noch versuchen? Es war keine Hoffnung mehr, und mit bitterem Ingrimm, den Blick auf den verdrehten Stein und auf die Lücke in der Mauer geheftet, rief Gauvain: Und dem Marquis von Lantenac hat dieses Loch zur Flucht verholfen!

– Wie zur Rückkehr, sagte eine Stimme, und in dem Mauerrahmen des geheimen Ausgangs erschien ein weißes Haupt.

Es war wirklich der Marquis. Gauvain, der ihn seit langen Jahren so nah nicht gesehen hatte, that einen Schritt rückwärts und wie versteinert verharrten alle Anwesenden in ihrer zufälligen Stellung.

Der Marquis hielt einen großen Schlüssel in der Hand. Mit einem herrischen Blick brachte er einige Sappeurs, die vor ihm standen, zum Weichen, ging schnurstracks auf die eiserne Thür los, bückte sich unter die Wölbung und steckte den Schlüssel ins Loch. Das Schloß knarrte; die Thür sprang auf und mit festem Fuß und hohem Haupte trat der Marquis in den Flammenpfuhl, der dahinter sichtbar wurde, hinein. Schaudernd folgte ihm Alles mit den Blicken. Kaum hatte er in dem brennenden Saal einige Schritte gethan, so sank, vom Feuer angefressen und vom Tritt des Marquis erschüttert, der Fußboden hinter ihm zusammen, so daß jetzt zwischen ihm

und der Thür ein Abgrund klaffte. Aber er wendete den Kopf nicht um, und man sah ihn weiterschreiten, bis er im Rauch verschwand. Was war aus ihm geworden? Hatte sich ein neuer Krater unter ihm geöffnet? War ihm blos gelungen, mit zu Grunde zu gehen? Das wußte Keiner. Man hatte eine Mauer von Gluth und Rauch vor sich und hinter dieser Mauer befand sich, todt oder lebendig, der Marquis.

III.

Das Erwachen der Kinder, die man einschlafen sah.

Endlich hatten die Kinder die Augen wieder aufgeschlagen.

Die Feuersbrunst, welche den Bibliotheksaal noch nicht ergriffen hatte, warf einen rosenrothen Widerschein gegen die Decke, eine Art Morgenroth, das den Kindern unbekannt war. Sie schauten hin und Georgette träumte sich sogar hinein. Alle Herrlichkeiten des Elements entfalteten sich vor ihren Blicken. In der dunkeln und goldigen Pracht der ungeberdigen Rauchsäulen tummelten sich die schwarze Hydra und der blutrothe Drache. Lange davonfliegende Feuerbrände zogen Flammenstreifen durch die Finsterniß, als wären sie hintereinander herstürzende, kämpfende Kometen. Eine Feuersbrunst ist eine Verschwenderin, welche die Juwelen ihrer Gluthherde in alle Winde streut, und nicht umsonst ist der Diamant identisch mit der Kohle. In der Mauer des dritten Stockwerks waren Risse entstanden, aus denen ganze Kaskaden von Edelsteinen in die Schlucht hinabperlten, und in Lawinen von Goldstaub stoben die entzündeten Hafer- und Strohmassen des Dachbodens aus den Fenstern, und aus den Haferkörnern waren Amethysten und aus den Strohhalmen Karfunkel geworden.

– Nett! sagte Georgette.

Sie saßen alle Drei aufrecht.

– Ha! schrie die Mutter; sie erwachen!

René-Jean stand zuerst auf, dann Gros-Alain und dann Georgette. René-Jean streckte die Aermchen, trat ans Fenster und sagte: Es ist so warm.

– So warm, wiederholte Georgette.

Nun rief die Mutter zu ihnen herauf: Meine Kinder! René! Alain! Georgette!

Die Kinder schauten rings um sich und suchten das Alles zu begreifen. Was Männer mit Grausen erfüllt, weckt bei Kindern nur die Neugierde. Je leichter aber Jemand in Staunen geräth, desto schwerer geräth er in Furcht; wer unwissend ist, ist auch unerschrocken, und Kinder sind ja so unschuldig, daß sie selbst die Hölle, wenn sie sich vor ihnen aufthäte, noch bewundern würden.

– René! Alain! Georgette! wiederholte die Mutter.

René-Jean wendete den Kopf um, denn diese Stimme hatte ihn aus seiner Zerstreutheit herausgerissen; das Gedächtniß der Kinder ist kurz, aber ihre Erinnerungen lassen sich um so rascher wachrufen; ihre ganze Vergangenheit ist für sie ein einziges Gestern; René-Jean fand es nur selbstverständlich, daß er seine Mutter wiedersah, und da, unter den Wunderdingen, die ihn umgaben, ein verworrenes Gefühl der Hilfsbedürftigkeit in ihm aufkam, schrie er: Mama!

– Mama! schrie Gros-Alain.

– Mam! schrie Georgette und streckte die Aermchen nach ihr aus.

– Meine Kinder! brüllte die Mutter.

Jetzt standen sie alle Drei am Fenstersims; glücklicherweise wüthete die Feuersbrunst vor diesem Fenster gerade nicht.

– Es ist zu heiß, sagte René-Jean und setzte noch hinzu: Es brennt mich. Und er blickte wieder nach seiner Mutter: Komm doch her, Mama!

– Her, Mam! wiederholte Georgette.

Mit zerrauftem Haar, zerfetzt, blutend, hatte sich die Mutter von Strauch zu Strauch in die Schlucht hinabgleiten lassen, wo Cimourdain und Guéchamp sich, ganz wie droben im Thurm Gauvain, ihre Ohnmacht

eingestehen mußten. Um sie her wimmelte es von Soldaten, die über ihr unnützes Zuschauen ganz außer Fassung geriethen. Die unerträgliche Hitze blieb völlig unbeachtet; Alles war in die Betrachtung der ragenden Brücke, der steilen Pfeiler, der hohen Stockwerke, der unerreichbaren Fenster und der Notwendigkeit schleunigsten Eingreifens versunken. Volle drei Etagen! Ein Hinaufklimmen war undenkbar. Radoub, verwundet, mit einem Säbelstich in der Schulter und einem weggeschossenen Ohr, war, von Schweiß und Blut triefend, herbeigestürzt, und erkannte Michelle Fléchard.

– Sieh da, sagte er, die Füsilirte! Sind Sie denn aus dem Grab auferstanden?

– Meine Kinder! schrie die Mutter.

– Ganz recht, antwortete Radoub; für die Gespenster haben wir keine Zeit.

Und nun machte er einen vergeblichen Versuch an einem der Brückenpfeiler hinaufzusteigen. Er krallte seine Nägel in die Fugen und kletterte ein paar Sekunden; aber die Steinschichten waren glatt, ohne jeden Bruch oder Vorsprung; das Mauerwerk war noch so unversehrt wie am ersten Tag, und Radoub glitt wieder herab. Fürchterlich wüthete die Feuersbrunst weiter. Im Rahmen des gerötheten Fensters sah man die drei blonden Köpfchen auftauchen, und Radoub erhob die geballte Faust zum Himmel, als suche er dort Jemand mit den Blicken, und rief: Ist das eine Aufführung, Du Herrgott?

Auf den Knieen hielt die Mutter einen Brückenpfeiler umfangen und schrie: Gnade!

Durch das Prasseln der Flammen hindurch erdröhnte ein dumpfes Gekrach. Klirrend fielen droben die gesprungenen Scheiben der Wandschränke herab. Das Gebälk gab offenbar schon nach. Hier konnte keine menschliche Kraft mehr Hilfe schaffen. Ein Augenblick noch, so mußte Alles in sich zusammenbrechen, und während man nichts mehr erwartete als die Schlußkatastrophe, hörte man die kleinen Stimmen immer ängstlicher herabrufen: Mama! Mama!

Der Gipfelpunkt des Entsetzens war erreicht.

Plötzlich erschien am Fenster, das dem, wo die Kinder standen, zunächst lag, vor dem purpurrotem Hintergrund der Feuerbrunst eine hohe Gestalt. Mit stieren Blicken staunte jetzt Alles zu ihr hinauf. Droben, im Bibliotheksaal, im Gluthofen, war ein Mann; schwarz hob er sich ab vom Schein der Flammen; nur das Haar schimmerte weiß, und man erkannte jetzt den Marquis von Lantenac. Der schauerlich ragende Greis verschwand wieder, kam aber bald darauf mit einer ungeheuern Leiter zurück. Er hatte die gegen die Wand der Bibliothek gelehnte Rettungsleiter geholt und zum Fenster geschleppt. Er packte sie bei dem einen Ende und ließ sie mit der vollendeten Meisterschaft eines Athleten über den Mauerkranz in die Schlucht hinabgleiten. Von unten streckte Radoub, außer sich vor Freude, die Hände danach aus, faßte sie an und rief, indem er sie an die Brust preßte: Es lebte die Republik!

– Es lebe Seine Majestät der König! antwortete der Greis.

– Meinetwegen schreie Du den blühendsten Unsinn in die Welt, murrte Radoub; der liebe Herrgott bist Du doch.

Sowie die Verbindung zwischen der Schlucht und dem brennenden Saal durch die Leiter hergestellt war, eilten zwanzig Mann herbei und faßten, Radoub voran, von oben bis herab gegen die Sprossen gelehnt, in gleichmäßigen Zwischenräumen Posto darauf, wie die Maurer, wenn sie Backsteine hinauf oder hinunter schaffen. Ganz oben auf dieser Leiter von Holz und von Menschen stand Radoub dicht vor dem Fenster, der Feuersbrunst zugekehrt. Von allen Gemüthsbewegungen gleichzeitig durchschüttert, drängte sich das ganze auf der Haide und der Böschung zerstreute kleine Heer zum Plateau, zur Schlucht, zur Plattform des Thurms.

Wieder verschwand der Marquis und kehrte dies Mal mit einem der Kinder zurück, dem nächstbesten, das er hatte greifen können; es war Gros-Alain, welcher jammerte: Ich fürchte mich.

Der Marquis reichte Gros-Alain dem Sergeanten hin; dieser reichte ihn seinerseits dem unter und hinter ihm lehnenden Soldaten, der ihn in ähnlicher Weise weiter beförderte. Während der erschrockene, schreiende

Gros-Alain auf diesem Wege von Arm zu Arm hinuntergelangte, kam der abermals verschwundene Marquis mit René-Jean ans Fenster zurück, der sich unter Thränen wehrte und Radoub ins Gesicht schlug, als er diesem vom Marquis überliefert ward. Und zum dritten Mal eilte Lantenac in den flammenerfüllten Saal zu der allein noch übrig gebliebenen Georgette; da sie ihm zulächelte, fühlte dieser Mann von Erz, wie ihm etwas Feuchtes in die Augen trat und fragte:

– Was hast Du für einen Namen?

– Orgette, sagte sie.

Er nahm die immer noch lächelnde Kleine auf den Arm, und im Augenblick, wo er sie Radoub einhändigte, bewältigte der blendende Abglanz der Unschuld auch dieses steilragende, verdüsterte Gewissen und der Greis gab dem Kind einen Kuß.

– Das kleine Mädel! jubelten die Soldaten, und unter schwärmerischen Zurufen glitt nun auch Georgette von Arm zu Arm zur Erde nieder. Die alten Grenadiere klatschten in die Hände, stampften mit den Füßen, schluchzten, und Georgette lächelte noch immer.

Unten an der Leiter stand die Mutter, athemlos, von Sinnen, von all dem Unerwarteten berauscht, unmittelbar aus der Hölle hinabgeschleudert ins Paradies. Auch die Ueberfülle der Wonne reißt das Herz in Stücke. In ihren weit ausgestreckten Armen empfing sie zuerst Gros-Alain, dann René-Jean, dann Georgette; sie bedeckte sie, ohne sie mehr von einander unterscheiden zu können, mit Küssen, brach in ein krampfhaftes Gelächter aus und fiel ohnmächtig zu Boden.

– Gerettet, Alle! donnerte es in die Weiten.

Gerettet waren in der That Alle, mit Ausnahme des Greises. Aber an den dachte kein Mensch, vielleicht er selber am Wenigsten.

Er blieb eine Zeit lang sinnend am Fenster stehen, als wolle er dem flammenden Schlund eine Frist geben, um sich zu entscheiden. Dann schwang er sich ohne jegliche Hast, gemächlich und stolz, auf das Gesims

und stieg ohne umzuschauen, aufrecht gegen die Sprossen gelehnt, die Feuersbrunst hinter sich und dem Abgrund zugewendet, mit der stummen Majestät eines Phantoms allmälig an der Leiter herab. Wer noch darauf stand, eilte hinunter. Alle Anwesenden überlief ein Schauer, und wie vor einem übermenschlichen Gesicht wich Jedermann vor dem niederschreienden Greis in heiliger Scheu zurück. Feierlich tauchte er immer tiefer in die Finsterniß, die sich unter ihm dehnte, und näherte sich der vor ihm zurückfluthenden Menge. In seinen marmorblassen Zügen war kein Zucken, in seinem geisterhaften Auge kein Aufblitzen zu entdecken; mit jedem Schritt, den er jenen Männern entgegenthat, die in der Dunkelheit ihre starren Blicke auf ihn hefteten, erschien er größer; die Leiter bebte und stöhnte unter seinen gespenstischen Tritten, und man hätte ihn für die Statue des Kommandeurs halten können, der in die Gruft zurückkehrte.

Als der Marquis unten angelangt war, als er den Fuß von der letzten Sprosse auf festen Boden gesetzt hatte, senkte sich eine Hand auf seine Schulter. Er drehte sich um.

– Ich verhafte Dich, sagte Cimourdain.

– Ich stimme Dir bei, sagte Lantmac.

Sechstes Buch

Nach dem Sieg der härteste Kampf

I.

Lantenac gefangen

Der Marquis war wirklich in die Gruft zurückgekehrt. Man führte ihn ab. Sofort wurde, unter Cimourdain's strenger Aufsicht das ebenerdige in den Stein gehauene Verließ von La Tourgue geöffnet, eine Lampe, ein Krug Wasser, ein Kommislaib und ein Strohbündel hineingeschafft, und bevor noch eine Viertelstunde verflossen war, seitdem die Hand des Priesters den Marquis berührt hatte, schloß sich bereits hinter Lantenac die Thür seines Kerkers. Gleich darauf – es schlug in der Ferne auf dem Kirchthurm von

Parigné gerade elf – begab sich Cimourdain zu Gauvain und sagte zu ihm: Ich werde ein Kriegsgericht einsetzen, ohne jedoch Dich beizuziehen. Du bist ein Gauvain und Lantenac ist ein Gauvain. Ihr seid zu nahe verwandt, als daß Du sein Richter sein könntest, und ich tadele es, daß Egalité über Capet mit abgeurtheilt hat. Das Kriegsgericht wird aus drei Richtern bestehen, einem Offizier, dem Hauptmann Guéchamp, einem Unteroffizier, dem Sergeanten Radoub, und mir, dem Präsidenten. Mit Allem, was von jetzt ab geschehen soll, hast Du Dich nicht zu befassen. Wir halten uns an den Beschluß des Konvents und werden ganz einfach die Identität des vormaligen Marquis von Lantenac feststellen. Morgen die Gerichtssitzung, übermorgen die Guillotine. Die Vendée ist todt.

Gauvain machte nicht die geringste Einwendung, und Cimourdain, von dieser seiner endgültigen Aufgabe völlig in Anspruch genommen, verließ ihn, denn es blieben noch Stunden zu bestimmen und Lokalitäten zu wählen. Wie Lequinio zu Granville, Tallien zu Bordeaux, Châlier zu Lyon, Saint-Just zu Straßburg, pflegte er bei den Hinrichtungen zugegen zu sein; diese Gewohnheit des Richters, dem Henker zuzuschauen, galt für ein gutes Beispiel und war von den dreiundneunziger Schreckensmännern den französischen Parlamenten und der spanischen Inquisition entlehnt worden.

Nicht minder in Anspruch genommen war auch Gauvain.

Vom Wald her blies ein rauher Wind. Gauvain überließ es Guéchamp, die nöthigen Befehle zu ertheilen, ging in sein Zelt am Waldsaum, auf dem Rasenplatz vor La Tourgue, und hüllte sich in seinen Mantel. Dieser Mantel war mit einer Kapuze versehen und mit jener einfachen Borte besetzt, in der die prunklos republikanische Auszeichnung der Korpskommandanten bestand. Dann wandelte er auf der blutigen Wiese, wo der Sturm auf La Tourgue begonnen hatte, auf und nieder. Er war ganz ungestört. Das Feuer, dem nunmehr keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, brannte weiter. Radoub war bei den Kindern und der Mutter, fast ebenso mütterlich wie diese. Das Brückenschlößchen war beinahe vernichtet; die Sappeurs isolirten nur noch den Gluthherd. Man warf Gruben auf für die Todten, verband die Verwundeten, riß die Barrikade nieder, entfernte die Leichen aus den Gemächern und von den Treppen, reinigte den Schauplatz des Gemetzels und schaffte den fürchterlichen Kehricht des Sieges bei Seite.

Die Soldaten besorgten mit militärischer Hurtigkeit, was man das Hauswesen einer beendigten Schlacht nennen könnte. Aber von dem Allen sah Gauvain nichts. Kaum daß er, aus seiner Träumerei heraus, einen Blick auf den Wachtposten vor der Bresche warf, der auf Cimourdains Befehl verdoppelt worden war. Der Wiesenfleck, wo er gewissermaßen eine Zuflucht gesucht hatte, lag etwa hundert Schritt von der Bresche, deren schwarzen Schlund er in der Dunkelheit unterscheiden konnte. Dort hatte vor drei Stunden der Angriff begonnen; dort war Gauvain in den Thurm eingedrungen; dort befand sich der Saal, wo die Barrikade gestanden; jener Saal führte in den Kerker des Marquis, welcher durch den Wachtposten der Bresche bewacht wurde, und jedes Mal, wenn Gauvains Blick diese Bresche streifte, tönte ihm wie Grabgeläute ein verworrener Nachhall der Worte ins Ohr: »Morgen die Gerichtssitzung, übermorgen die Guillotine.«

Die Feuersbrunst, wiewohl begrenzt und durch die Sappeurs mit allem verfügbaren Wasser begossen, erlosch nicht ohne Widerstand und wirbelte stellenweise noch Flammen auf; hin und wieder hörte man das Gekrach des Gebälks und der aufeinander einstürzenden Stockwerke, und dann sprühte das Schlößchen, wie eine geschwungene Fackel, ganze Wirbel von Funken; der äußerste Horizont erglänzte wie bei einem Blitzstrahl und La Tourgue warf plötzlich einen riesenhaften Schlagschatten bis zum Waldsaum hinüber.

Gauvain, der langsamen Schritts in der Dunkelheit vor der Bresche auf und abging, kreuzte zuweilen beide Hände hinter der Kapuze seines Soldatenmantels, die er über den Kopf geschlagen hatte, und sann.

II.

Gauvain in Gedanken

Es war ein unergründlich tiefes Hinbrüten; hatte doch eine unerhörte Verwandlung soeben stattgefunden. Der Marquis von Lantenac hatte sich verklärt, und diese Verklärung hatte Gauvain mit angesehen. Nie hätte er geglaubt, daß irgend welche Verwickelung von Umständen dergleichen Dinge mit sich bringen könne, und nie, selbst im Schlaf nicht, geahnt, daß so etwas möglich sei. Das Unerwartete, dieses unbestimmte, mit den

Menschen spielende herrische Walten, hatte ihn erfaßt und hielt ihn fest. Unter seinen Augen war das Unmögliche, Sichtbare, Greifbare, Unvermeidliche, Unerbittliche Wirklichkeit geworden. Wie stellte sich nun er, Gauvain, zu dieser Thatsache? Nicht Ausflüchte zu suchen galt es hier; es galt, einen Schluß zu ziehen. Es war eine Frage an ihn gerichtet worden, welcher er nicht ausweichen durfte, und wer richtete diese Frage an ihn? Die Ereignisse, und die Ereignisse nicht allein, denn wenn die wandelbaren Ereignisse anfragen, steht die unwandelbare Gerechtigkeit dahinter und fordert Antwort. Hinter der Wolke, die ihren Schatten auf uns wirft, leuchtet der Stern, und wir können, uns dem Licht ebenso wenig entziehen wie dem Schatten.

Gauvain bestand ein Verhör. Er erschien vor einem Richter, einem furchtbar strengen Richter: seinem eigenen Gewissen. Er empfand ein innerliches Taumeln; seine festesten Vorsätze, seine bestimmtesten Versprechungen, seine unwiderruflichsten Entschlüsse, das Alles kam in den Grundfesten seiner Willenskraft in ein Wanken. Wie Erdbeben, so giebt es auch Seelenbeben. Je mehr er dem Gesehenen nachgrübelte, desto tiefer wühlte sich die Umwälzung. Ihm, der als Republikaner das Wahre erfaßt zu haben glaubte und auch erfaßt hatte, erschien nun urplötzlich eine höhere Wahrheit, über der politischen Idee die rein menschliche. Was in ihm vorging, ließ sich nicht bemänteln; der Thatbestand fiel schwer ins Gewicht; Gauvain, der in diesen Thatbestand mit verflochten war, konnte sich nicht zurückziehen, und trotz Cimourdains Versicherung: »Mit Allem, was von jetzt ab geschehen soll, hast Du Dich nicht zu befassen«, fühlte er in seinem Innern etwas Aehnliches wie ein Baum, der von seiner Wurzel losgerissen wird. Jeder Mensch hat eine Grundlage, und jede Erschütterung dieser Grundlage versetzt den Menschen in namenlose Verwirrung; diese Verwirrung war über Gauvain gekommen, und er drückte beide Hände gegen seine Stirn, als wolle er das Richtige daraus hervorpressen.

Eine solche Situation klar zusammenzufassen war kein Leichtes; es gab sogar nichts Schwereres; großmächtige Zahlen ragten vor ihm auf, aus denen er eine Summe ziehen sollte; ein ganzes Schicksal zusammen addiren, wem schwindelt davor nicht? Er machte den Versuch; er rang nach Aufklärung; er mühte sich ab, seine Gedanken zu sammeln, das oder jenes

heimliche Widerstreben zu überwältigen, die Thatsachen der Reihe nach zu prüfen und sie sich selber zu erläutern.

Wer hat sich nicht schon einen Selbstbericht erstattet und ist nicht, an Wendepunkten seines Lebens, mit sich zu Rath gegangen, um sich einen Weg. für den Vorstoß oder für den Rückzug vorzuzeichnen?

Gauvain hatte etwas Unerklärliches geschaut. Gleichzeitig mit dem irdischen Kampf war ein himmlischer ausgefochten worden, der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen; in diesem Kampf war ein steinern Herz überwunden worden, und wenn man alle Verdüsterungen dieses Herzens in Betracht zieht, die Gewaltthätigkeit, die Selbsttäuschung, die Blindheit, die krankhafte Verstocktheit, den Hochmuth, die Eigenliebe, so war hier wirklich ein Wunder geschehen: der Sieg der Menschheit über den Menschen. Das Menschliche hatte über das Unmenschliche triumphirt. Und wie hatte es einen Riesen an Zorn und Haß niedergeworfen? Durch welche Mittel? Mit welchen Waffen, welcher Kriegsmaschine? Durch eine bloße Kinderwiege.

Gauvain war wie durch ein Meteor geblendet. Mitten im sozialen Kampf, im Auflodern aller Feindseligkeiten und Rachegelüste, im dunkelsten, wildesten Moment des Aufeinanderprallens, in der Stunde, wo das Verbrechen in seinen hellsten Flammen und der Haß in seiner vollsten Finsterniß aufging, in diesem Augenblick der Schlacht, wo Alles zur Waffe wird und wo das Handgemenge so verhängnißwuchtig tobt, daß man nicht mehr weiß, auf welcher Seite die Gerechtigkeit, die Ehrlichkeit, die Wahrheit zu suchen sind, hatte das unbekannte Etwas, der geheimnißvolle Seelenmahner, über dem menschlichen Licht- und Schattenwiderstreit, urplötzlich den großen ewigen Strahlenborn leuchten lassen. Ueber dem düstern Zweikampf des Falschen und des nur bedingt Richtigen war mit einem Mal, in tiefster Ferne, das Antlitz der Wahrheit erschienen und die Macht der Schwachen zum Durchbruch gekommen. Man hatte drei armselige, kaum geborene, kaum ihrer selbst bewußte, verlassene, verwaiste, vereinsamte, stammelnde, lächelnde Wesen den Sieg davontragen sehen über den Bürgerkrieg, über die systematische Wiedervergeltung, über die gräßliche Logik der Gegenwehr, über den gewaltsamen Tod, das Gemetzel, den Brudermord, die Raserei, den

verbissenen Groll, kurz über alle Gorgonen; man hatte eine verruchte, zu einem Verbrechen gedungene Feuersbrunst mißlingen und fehlschlagen gesehen, gesehen, wie ein unmenschlicher Vorbedacht entwaffnet und vereitelt wurde, gesehen, wie die überlieferte Grausamkeit des Mittelalters, die alte unerbittliche Menschenverachtung, die erfahrungsmäßigen angeblichen Nothbehelfe der Kriegführung mitsammt der Staatsräson und den eingefleischten, angemaßten Vorurtheilen eines grausamen Greisenthums in nichts zerstoben waren vor dem blauen Blick Solcher, die noch nicht gelebt hatten: eigentlich ein natürlicher Vorgang, denn wer noch nicht gelebt hat, hat auch noch nicht gesündigt; er ist die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die weiße Reinheit, und in den kleinen Kindern verkörpern sich die Engel des Himmels.

Ein nutzbringend Schauspiel, ein guter Rath, eine Lehre war's für die maßlosen Kämpfer eines unbarmherzigen Kampfes, plötzlich zu sehen, wie sich im Angesicht all der Unthaten, all der Frevel, all der Parteiwuth, der Blutgier, der scheiterhaufenanfachenden Rache, des fackelschwingenden Todes die Allmacht der Unschuld über die unzählige Legion von Greueln erhob. Und die Unschuld hatte gesiegt. Und jetzt konnte man sagen: Nein, es giebt keinen Bürgerkrieg, es giebt keine Barbarei, giebt keinen Haß, kein Verbrechen, keine Finsterniß mehr, dies Heer von Unholden zu zerstreuen genügte ein einzig Morgenroth: die Kindheit.

In keinen Kampf, niemals, hatte sowohl das Göttliche wie das Teuflische sichtbarlicher eingegriffen. Der Kampfplatz war ein Gewissen gewesen, das Gewissen Lantenacs, und nun brach, noch heißer und noch entscheidender, in einem andern Gewissen der Kampf los, in Gauvains Gewissen. Ein Mensch, welch ein Schlachtfeld! Göttern, Ungeheuern und Riesen sind wir preisgegeben, unsern eigenen Gedanken, und diese wilden Ringer, wie oft zerstampfen sie uns die Seele!

Immer tiefer versank Gauvain in sein Grübeln.

Der Marquis von Lantenac, eingeschlossen, bestürmt, verurtheilt, in Bann und Acht, festgekeilt wie ein Löwe in der Arena, wie der Nagel in der Zange, in seiner kerkergewordenen Höhle gefangen und allenthalben bedrängt von einer feurigen Eisenmauer, hatte ihr zu entrinnen vermocht; er war wie durch ein Wunder entkommen; ihm war ein Meisterstück gelungen,

in einem solchen Krieg das schwerste unter allen, die Flucht. Er hatte wieder Besitz ergriffen von seinem Wald, um sich darin zu verschanzen, von der ganzen Umgegend, um darin zu kämpfen, von der Finsterniß, um darin zu verschwinden. Er war der schreckenverbreitende Auf- und Niedertaucher wieder, der düstere Irrfahrer, das Oberhaupt der Unsichtbaren, der Anführer der unterirdischen Männer, der Herr der Wälder. Gauvain hatte den Sieg, Lantenac aber seine Freiheit errungen. Er hatte fortan die vollste Sicherheit, den unbegrenzten Raum, die unerschöpfliche Wahl seiner Schlupfwinkel vor sich; er war ungreifbar, unentdeckbar, unerreichbar; der gefangene Löwe war der Falle entsprungen und in diese Falle war er zurückgekehrt, hatte freiwillig, aus eigenem Antrieb, willkürlich, den Wald und den Schatten und die Geborgenheit und das Asyl seiner Freiheit verlassen, um sich tollkühn in die entsetzlichste Gefahr zu begeben, ein erstes Mal, als er sich in das Gebäude stürzte, das ihn mit dem Untersinken in den Flammen bedrohte, und dann noch ein zweites Mal, als er an jener Leiter hinabstieg, die ihn seinen Feinden überantwortete und die, eine Rettungsleiter für die Anderen, für ihn die Leiter zum Grab war. Und weshalb hatte er das Alles gethan? Um drei Kinder dem Tode zu entreißen. Und was wollte man jetzt mit diesem Mann beginnen? Ihm den Kopf vor die Füße legen. Für drei Kinder – waren es seine Kinder? Nein; gehörten sie wenigstens seiner Familie an? Nein; seiner Kaste? – Nein – für die drei Kinder einer Bettlerin, die nächstbesten, für unbekannte, zerlumpte, halbnackte Findlinge hatte dieser Edelmann, dieser Fürst, dieser Greis, der Gerettete, der Befreite, der Sieger – denn solch ein Entrinnen ist ein Triumph – Alles gewagt, Alles aufs Spiel gesetzt, Alles wieder in Frage gestellt und hatte, in demselben Augenblick, da er die Kinder zurückgab, seinen bis dahin verhaßten, nunmehr aber verehrungswürdigen Kopf mit gebieterischer Ueberlegenheit zurückgebracht und dem Henker angeboten. Und was geschah jetzt? Das Gebotene war angenommen worden. Lantenac hatte die Wahl gehabt zwischen fremdem Leben und zwischen seinem eigenen und hatte sich majestätisch für seinen Tod entschieden. Und den wollte man ihm jetzt zuerkennen, ihm den Tod zur Belohnung seines Heldenthums, wollte auf eine hochherzige That mit einer barbarischen antworten und der Revolution diese Blöße geben! Wie klein müßte da die Republik erscheinen neben dem Marquis! Während der Mann der Vorurtheile und der Unterdrückung, plötzlich umgewandelt, in die Menschheit zurückkehrte, sollten sie, die

Männer der Befreiung und der Unabhängigkeit, im Bürgerkrieg verharren, in der Routine des Blutvergießens, im Brudermord! Das göttliche Gesetz der Vergebung, der Selbstverleugnung, der Erlösung, der Opferfreudigkeit sollte also den Verfechtern des Irrthums heilig sein und den Soldaten der Wahrheit nicht! Wie? Sollte man etwa an Großmuth hinter dem Gegner zurückbleiben? Diese Niederlage über sich ergehen lassen? In der Vollkraft sich als der schwächere Theil erweisen, siegreich morden und die Behauptung möglich machen, es ständen auf der Seite der Monarchie Die, welche die Kinder retten, und Die, welche Greise umbringen, seien unter den Republikanern zu suchen? Dieser tapfere Soldat, dieser gewaltige Achtziger, dieser entwaffnete, eher geraubte als gefangene Feind, mitten aus einer edlen That herausgerissen, mit seiner eigenen Erlaubniß festgenommen, noch mit den Schweißperlen einer erhabenen Opferthat auf der Stirn, sollte die Stufen des Schaffotts hinansteigen, wie man hineinsteigt zur Apotheose? An das Fallbeil sollte dieses Haupt ausgeliefert werden, von den bittenden drei Seelen der geretteten kleinen Engel umschwebt? Und bei dieser Selbsterniedrigung seiner Henker sollte Lantenacs Antlitz lächeln und das Antlitz der Republik erröthen? Und in seinem, Gauvains, des Befehlshabers, Beisein sollte das geschehen? Und er, der es verhindern konnte, sollte sich nicht rühren, sich zufrieden geben mit der stolzen Abfertigung: »Mit dem, was von jetzt ab geschehen soll, hast Du Dich nicht zu befassen?« Würde er nicht zu sich selber sagen müssen, daß in solchen Fällen eine Abdankung die Mitschuld ist? Und müßte er sich nicht eingestehen, daß der, welcher eine so ungeheuerliche That zuläßt, noch verwerflicher handelt, als der sie vollbringt, weil er nebenbei noch die Rolle des Feiglings spielt?

Aber hatte er nicht bereits versprochen, den Tod des Marquis herbeizuführen? Hatte er, Gauvain, der Mann der Milde, nicht erklärt, daß Lantenac als Ausnahme außer dem Bereich der Milde stehe und daß er ihn Cimourdain überantworten werde? Diesen Kopf war er schuldig; er zahlte ganz einfach seine Schuld ein. Aber war es denn auch noch derselbe Kopf? Bis jetzt hatte Gauvain in Lantenac lediglich den barbarischen Gegner gesehen, den fanatischen Vorkämpfer des Königthums und der Feudalzustände, den Schlächter der Gefangenen, den durch den Bürgerkrieg losgelassenen Mörder, den Blutmenschen, und jenen Menschen fürchtete er nicht; gegen den Wütherich konnte er wüthen, dem Unversöhnlichen die

Unversöhnlichkeit entgegensetzen. So wäre die Sache äußerst einfach und der vorgeschriebene Weg mit düsterer Leichtigkeit einzuhalten gewesen; den Tödtenden tödten war weiter nichts als die gerade Linie des Gräßlichen. Jetzt aber war diese gerade Linie ganz unvermuthet unterbrochen worden und hinter ihrer Krümmung that sich, wie durch eine Offenbarung, ein neuer Gesichtskreis auf. Der unbekannte, verwandelte Lantenac betrat die Bühne. Dem Ungeheuer entstieg ein Held, ja, mehr noch als ein Held, ein Mensch, und mehr noch als eine Seele, ein Gemüth. Gauvain hatte keinen Würger mehr, einen Retter hatte er vor sich. Er war niedergeworfen durch einen himmlischen Lichtstrom; Lantenac hatte ihm einen Donnerschlag der Güte ins Herz geschmettert.

Und dieser verklärte Lantenac sollte Gauvain nicht auch verklären? Was? Auf diesen Strahlenstoß sollte kein Rückstoß erfolgen? Der Mann der Vergangenheit sollte voran- und der Mann der Gegenwart zurückschreiten? Der Mann der Grausamkeit und des Aberglaubens sollte, auf plötzlich ausgebreiteten Schwingen einherschwebend, den Mann des Ideals von oben herab im Staub und in der Nacht kriechen sehen, weiterkriechen im ausgefahrenen Geleise der Rohheit, indessen er, Lantenac, in den Lüften hinsegelte, erhabenen Begegnungen zu?

Und dann noch dies Andere: die Familie! Das Blut, das Gauvain vergießen sollte – denn es vergießen lassen, hieß es selber vergießen – war es nicht sein eigenes? Sein Großvater war gestorben, aber sein Großonkel lebte, und dieser Großonkel war der Marquis. Mußte derjenige der beiden Brüder, der im Grab lag, nicht daraus hervorsteigen, um zu verhindern, daß der andere hinabgestoßen werde? Mußte er nicht seinem Enkel befehlen, fortan diese Krone von weißem Haar, die Schwester seiner eigenen Strahlenkrone, zu ehren, und blitzte nicht zwischen Gauvain und Lantenac der Entrüstungsblick eines Todten? Hatte die Revolution denn die Entartung der Gemüther zum Zweck? War sie gemacht worden, um die Bande der Familie zu sprengen und alles menschliche Fühlen zu ersticken? Im Gegentheil, 89 war ja über der Welt aufgegangen, um diese höchsten Wahrheiten zur Geltung zu bringen und nicht, um sie zu verneinen, denn die Bastillen niederwerfen, heißt die Menschheit befreien, die Feudalherrschaft abschaffen, heißt die Familie begründen. Da der Urheber der Ausgangspunkt der Autorität ist, und da die Autorität dem Urheber

innewohnt, giebt es keine andere Autorität als die des Vaters; daher die berechtigte Herrschaft der Bienenkönigin, die ihr Volk gebiert und ihre Königswürde der Mutterschaft entlehnt; daher der Widersinn des Menschenkönigs, der, ohne der Vater zu sein, dennoch der Herr sein will; daher die Absetzung dieses Königs; daher die Republik. Was ging aus dem Allen hervor? Die Familie, die Menschheit, die Revolution. Die Revolution war die Thronbesteigung der Völker und im Grund ist das Volk nichts anderes als das Individuum. Die Frage war so gestellt, ob jetzt, da Lantenac in die Menschheit zurückgekehrt war, Gauvain seinerseits nicht in die Familie zurückkehren werde; die Frage war, ob Oheim und Neffe sich in der höheren Lichtregion zusammenfinden sollten oder ob dem Fortschreiten des Oheims ein Rückschritt des Neffen entsprechen müsse. Auf diese Frage also lief Gauvains erregte Auseinandersetzung mit seinem Gewissen hinaus, und die Antwort schien sich von selber zu ergeben: Rettung für Lantenac.

Wohl, aber Frankreich?

Hier wechselte das schwindelnde Problem plötzlich die Gestalt. Wie? Frankreich lag in den letzten Zügen! Frankreich stand offen, ausgesetzt, ohne Bollwerk; es hatte keinen Wallgraben mehr: Deutschland drang über den Rhein; es hatte keine Mauern mehr: Italien stieg über die Alpen und Spanien über die Pyrenäen. Ihm blieb nur der große Schlund des Ozeans, nur den Abgrund hatte es noch für sich. Dem den Rücken zuwendend, konnte es freilich, auf seine Meere gestützt, dem ganzen Festland die Stirne bieten. Eigentlich war diese Stellung unüberwindlich. Aber nein, diese Stellung war im Rücken bedroht. Dieser Ozean gehört Frankreich nicht mehr. Auf diesem Ozean hausten die Engländer. England wußte allerdings nicht, wie es hinüberkommen sollte, doch siehe da! Es fand sich ein Mann, der ihm eine Brücke bauen wollte, ein Mann, der ihm die Hand reichte, ein Mann, der zu Pitt, zu Craig, zu Cornwallis, zu Dundas, zu den Piratenschiffen sagte: Kommt! Ein Mann, der eben hinüberschreien wollte: Da, England, nimm Frankreich hin! Und dieser Mann war der Marquis von Lantenac und diesen Mann hielt man fest. Nach drei Monaten der Hartnäckigkeit, der Verfolgung, der Hetzjagd, war man seiner endlich habhaft geworden. Gerade war auf den Fluchbeladenen die Hand der Revolution niedergefahren; die zusammengekrampfte Faust von 93 hatte den royalistischen Henker beim Kragen gefaßt, und durch eine Fügung

jenes geheimnißvollen Vorbedachts, der von oben herab in die irdischen Ereignisse eingreift, erwartete just in seinem eigenen Stammkerker dieser Muttermörder die Strafe, der mittelalterliche Mensch im mittelalterlichen Burgverließ; die Steine seines Kastells standen wider ihn auf und schlossen sich über ihm, und der sein Vaterland gefangen geben wollte, wurde selber gefangen gegeben durch sein Haus. Das Alles hatte Gott augenscheinlich also angeordnet; die Stunde der Gerechtigkeit hatte geschlagen; die Revolution hatte diesen öffentlichen Widersacher festgenommen; er konnte nicht mehr kämpfen, nicht mehr handeln, nicht mehr schaden; in jener Vendée, die über so viele Arme gebot, war er der einzige Kopf; mit ihm ging der Bürgerkrieg zu Ende; er war gefangen und damit Alles zum tragisch glücklichen Abschluß gekommen; nach so vielen Blutszenen und Metzeleien saß er hinter Schloß und Riegel, und sterben sollte nun auch Der, welcher getödtet hatte. Und dieser Mann hätte einen Retter finden sollen? Cimourdain, das heißt 93, hielt Lantenac, das heißt die Monarchie, in seiner Faust und es sollte sich eine Hand rühren, um der eisernen Kralle diese Beute zu entreißen? Lantenac, derjenige, in dem sich jene Garbe von Plagen zusammenflocht, die man die Vergangenheit nennt, der Marquis von Lantenac lag im Grab; die schwere Pforte der Ewigkeit schlug hinter ihm zu, und es sollte Jemand nahen und von außen den Riegel wieder wegschieben? Dieser soziale Uebelthäter war todt und mit ihm der Aufruhr, der brudermörderische Kampf, der unmenschlich geführte Krieg, und ihn sollte Jemand zurückrufen ins Leben? O wie würde der Todtenkopf dazu lachen! Recht so, würde dieses Gespenst grinsen, da habt ihr mich wieder, ihr dummen Tröpfe! Und wie würde er dann wieder an seine verruchte Arbeit gehen! Mit welcher freudigen Unversöhnlichkeit würde er sich wieder in den Pfuhl des Hasses und der Kriegswuth stürzen! Wie würden, schon am nächsten Tag, die Häuser in Brand gesteckt, die Gefangenen hingeschlachtet, die Verwundeten niedergemacht, die Weiber erschossen werden!

Und jene That, die Gauvain also blendete, maß er ihr denn auch wirklich keinen übertriebenen Werth bei? Drei Kinder waren verloren, und Lantenac hatte sie gerettet. Aber weshalb waren sie verloren? Waren sie's nicht durch Lantenacs Schuld? Wer hatte jene Wiegen jener Feuersbrunst ausgesetzt? War's nicht der Imânus? Und was war der Imânus? Das Werkzeug des Marquis. Verantwortlich ist der Befehlshaber. Der Mordbrenner war also

kein Anderer als Lantenac. Was hatte er demnach so Bewundernswerthes gethan? Nichts, als daß er von seinem Vorsatz abließ. Nachdem er das Verbrechen zur Hälfte begangen, war er davor zurückgebebt, hatte sich selber Abscheu eingeflößt. Der Schrei der Mutter hatte jenen Rest von angestammtem menschlichen Mitleid in ihm aufgerührt, der als eine Art Ablagerung des allgemeinen organischen Lebens jeder Seele, sogar der ungeheuerlichsten, innewohnt. Bei jenem Schrei hatte er sich umgewendet und war aus der Nacht, in der er sich verlor, zum Licht zurückgekehrt und hatte die Wirkung seines Verbrechens aufgehoben. Sein ganzes Verdienst bestand lediglich darin, daß er nicht bis zum Schluß der Unmensch gewesen.

Und für ein so geringes Verdienst sollte man ihm Alles wiedergeben? Den offenen Raum, die Gefilde, die Ebenen, die Lüfte, den Tag, den Wald ihm wiedergeben, daß er ihn für seine rebellischen Zwecke, die Freiheit, daß er sie zur Knechtung, die Existenz, daß er sie zur Vertilgung anderer ausnütze?

Oder konnte man etwa einen Versuch machen, sich mit ihm zu verständigen, mit seiner gebieterischen Seele zu unterhandeln, ihm bedingungsweise die Befreiung vorzuschlagen, ihn zu fragen, ob er sein Leben mit dem Versprechen erkaufen wolle, sich fortan jeder weiteren Auflehnung und Feindseligkeit zu enthalten? Wie verfehlt wäre solch ein Anerbieten gewesen und welch ein Triumph für ihn! Und mit welch stolzer Geringschätzung könnte er dem Fragenden die Antwort ins Angesicht schlagen: Die Entwürdigungen behaltet für Euch und tödtet mich!

Mit diesem Mann war in der That nichts Anderes zu beginnen, als ihn zu tödten oder zu befreien. Bei ihm gipfelte sich Alles; er war stets bereit, zu entschweben oder sich zu opfern; er war der Adler und der Abgrund seiner selbst, ein psychisches Räthsel. Ihn tödten, welch ein Alp! Ihn befreien, welch eine Verantwortung! War Lantenac frei, so mußte in der Vendée Alles wieder von Neuem begonnen werden; von Neuem mußte man ringen mit dem Lindwurm, dem man den Kopf nicht abgeschlagen. In einem Nu, wie der Blitz, würde die verglimmende Flamme beim ersten Wiedererscheinen dieses Mannes aufflackern, und dieser Mann würde nicht eher ruhen, als bis ihm sein fluchwürdiger Plan gelungen, demzufolge, wie ein Sargdeckel, die Monarchie über die Republik und England über Frankreich geschraubt

werden sollte. Lantenac retten, hieß Frankreich opfern; Lantenacs Leben bedeutete den Tod einer Menge von unschuldigen, dem Bürgerkrieg aufs Neue anheimfallenden Wesen, Frauen und Kinder so gut wie Männer; es bedeutete die Landung der Engländer, den Rückprall der Revolution, die Verwüstung der Städte, ein zerfleischtes Volk, eine verblutende Bretagne, ein der Klaue zurückerstattetes Opfer. Und mitten in einem Meer von verworrenen Lichterscheinungen und durcheinander gekreuzten Strahlen sah Gauvain, wie sich allmälig vor seiner hinträumenden Seele das Problem abklärte und aufrichtete: Freigebung des Tigers.

Und dann trat die Frage wieder in ihrer ersten Gestalt an ihn heran; der Sisyphosblock, das Sinnbild des inneren Widerstreits im Menschen, rollte wieder zurück. War Lantenac denn auch wirklich der Tiger? Er mochte ein Tiger gewesen sein; aber war er auch jetzt noch einer? Gauvain empfand die peinlich schwindelnden Windungen des Gedankens, der wie die Schlange in sich selber zurückschnellt. Ließ sich denn schließlich auch nach redlichster Prüfung die Opferthat Lantenacs, seine stoische Selbstverleugnung, seine majestätische Uneigennützigkeit in Abrede stellen? Vor dem aufgerissenen Rachen des Bürgerkrieges der Humanität huldigen, in den Konflikt der untergeordneten Wahrheiten die höhere Wahrheit schleudern, den Beweis führen, daß es über den Königsthronen, über den Revolutionen, über den irdischen Streitfragen noch das endlos zärtliche Hinschmelzen der Seele giebt, die Pflicht der Starken, den Schwachen zu beschützen, die Rettungspflicht der Geretteten gegen die Rettungsbedürftigen, die Vaterpflicht aller Greise gegen alle Waisen – diese Herrlichkeiten zur Geltung bringen und das eigene Haupt dafür einsetzen, General sein und auf den Krieg, auf die Schlachten, auf die Revanche verzichten, Royalist sein und zu einer Wage greifen und auf die eine Schale den König von Frankreich, eine fünfzehnhundertjährige Monarchie, die wiederherzustellenden alten Gesetze, die wiedereinzuführende alte gesellschaftliche Ordnung und auf die andere Schale die nächstbesten drei Bauernkinder legen und den König, den Thron, das Scepter, die fünfzehn Jahrhunderte leicht befinden gegen eine dreifache Unschuld – das Alles sollte so viel sein wie nichts, und Der dies vollbracht, sollte der Tiger bleiben und als Bestie ausgerottet werden? Nein, zehnmal nein! Ein Unmensch war es nicht, der soeben noch den Abgrund des Bürgerkrieges mit dem Strahl einer göttlichen That erhellt hatte! Aus dem

Schwertschwinger war ein Lichtspender geworden; der Höllenfürst war wieder Lucifer der Engel. Durch sein Opfer hatte sich Lantenac von allen früher verübten Greueln losgekauft; er hatte sich durch seinen zeitlichen Untergang moralisch gerettet, hatte sich eine neue Unschuld erkämpft, hatte seine eigene Begnadigung unterschrieben, denn es besteht ein Recht der Selbstverzeihung, und von nun an war Lantenac ehrwürdig. Er hatte das Außerordentliche bereits geleistet, und nun kam die Reihe an Gauvain; Gauvain war ihm die Antwort schuldig. Der Widerstreit der edlen und unedlen Leidenschaften hatte dermalen die Welt in ein Chaos zurückgestoßen und diesem hatte Lantenac die Humanität abgerungen; Gauvain fiel nun die Aufgabe zu, dem Chaos noch ein Zweites abzuringen, die Familie. Was mußte geschehen? Konnte Gauvain unterlassen, was Gott selber ihm zutraute? Nimmermehr, und aus seinem Tiefsten heraus flüsterte ihm eine Stimme zu: Retten wir Lantenac! – Nun denn, entgegnete eine andere, thue es nur, arbeite den Engländern nur in die Hände, desertire, lauf über zum Feind, rette Lantenac und werde zum Verräther am Vaterland!

Und er schauderte in sich zusammen.

O Du Träumer, Deine Lösung des Problems ist keine Lösung. – Vor Gauvain stieg in der Finsterniß, die ihn umgab, die düster lächelnde Sphinx auf. Seine Situation glich einem grauenhaften Kreuzweg, in den die widersprechenden Wahrheiten einmündeten und sich einander gegenüberstellten, und wo die drei höchsten Güter des Lebens einander anstarrten: die Menschheit, das Vaterland, die Familie. Jede dieser Wahrheiten ergriff der Reihe nach das Wort und der Reihe nach sagte jede etwas Richtiges. Wie sollte da gewählt werden? Eine um die andere schien den Berührungspunkt der Weisheit und der Billigkeit entdeckt zu haben und mahnte: So mußt Du handeln. Aber mußte wirklich so gehandelt werden? Ja und Nein. Die Vernunft rieth zu Dem, das Gefühl zu Jenem, und die beiden Rathschläge bildeten einen Gegensatz. Die Vernunft ist blos unser Hirn und geht vom Menschlichen aus; das Gefühl ist oft das Gewissen der Weltseele und geht demnach aus vom Uebermenschlichen. Darum auch hat das Gewissen die mindere Klarheit, aber die größere Macht. Und dennoch, was liegt in der strengen Vernunft nicht für eine Gewalt! Gauvain schwankte in grausamer, Rathlosigkeit zwischen zwei Abgründen hin und

her: den Marquis verderben oder ihn retten. In einen von beiden mußte er sich stürzen; aus welchem von beiden aber rief die Pflicht?

III.

Der Mantel des Kommandanten.

Die Pflicht und abermals die Pflicht: vor Cimourdain stieg sie düster, vor Gauvain bedrohlich empor, einfach vor Jenem und vor Diesem vielseitig, widerspruchsvoll, verwickelt.

Mittlerweile hatte es Zwölf und Eins geschlagen.

Ohne daß er es merkte, hatte sich Gauvain allmälig der Bresche genähert.

Die Feuersbrunst war zu einer sterbenden Gluth verglommen, deren Widerschein auf das gegenüberliegende Plateau fiel und es in den Zwischenräumen, wo der Rauch sie nicht umwölkte, matt erhellte. Dieser stoßweise auflebende und plötzlich wieder erlöschende Schimmer gab den Gegenständen ein unverhaltnißmäßiges Aussehen und die Schildwachen des Lagers tauchten wie Gespenster darin auf. Aus seiner Traumwelt heraus folgte zuweilen Gauvains Blick mechanisch diesem Untergehen des Qualms im Aufleuchten und des Aufleuchtens im Qualm. Das Auf- und Abwogen der Gluth entsprach einigermaßen der innern Fluth und Ebbe seiner Seele.

Plötzlich warf zwischen dem Aufwirbeln zweier Rauchwolken ein davonfliegender Feuerbrand des verglimmenden Gluthherdes ein grelles Licht auf die höchste Stelle des Plateaus und beschien dort mit röthlichem Glanz die Umrisse eines Karrens. Gauvain schaute hinüber. In diesem Karren, um welchen berittene Gendarmen hielten, glaubte er das Fuhrwerk wiederzuerkennen, das er vor einigen Stunden, bei Sonnenuntergang, durch Guechamp's Fernrohr betrachtet hatte. Es standen Menschen darauf, die etwas abzuladen schienen, und zwar etwas Schweres, das hin und wieder dumpf durcheinander klirrte; was es eigentlich war, hätte sich schwerlich bestimmen lassen; dem Aussehen nach mochte es wohl Balkenwerk sein. Zwei von den Männern schafften eben eine dreieckige flache Kiste herab, die auf die Erde gestellt wurde. Da erlosch der Feuerbrand und Alles

verschwamm wieder im Dunkeln. Nachdenklich starrte Gauvain noch immer hinüber nach dem Plateau, auf dem Laternen angezündet worden waren und undeutliche Gestalten ab und zugingen, die Gauvain, von unten und diesseits der Schlucht, nur dann wahrnahm, wenn sie zum äußersten Rand des Plateaus vortraten. Man hörte auch Stimmen, konnte jedoch keine Worte unterscheiden. Hier und da ertönte es wie von Hammerschlägen auf Holz oder gab jenen eigenthümlichen metallischen Klang, der das Wetzen einer Sense begleitet. Es schlug Zwei.

Langsam wie Einer, der nach zwei Schritten vorwärts am liebsten drei andere wieder rückwärts thun möchte, ging Gauvain auf die Bresche zu. Als er näher kam, erkannte ihn die Schildwache trotz der Dunkelheit an der

goldenen Borte seines Mantels und präsentirte das Gewehr. Nun trat Gauvain in den ebenerdigen Saal, der jetzt in eine Wachtstube umgewandelt worden; die Laterne, die von der Decke herunterhing, gab gerade so viel Licht, daß man durch das Gemach schreiten konnte, ohne über die am Boden auf Stroh ausgestreckten Soldaten des Postens zu stolpern, die fast alle schliefen. Da wo sie vor wenig Stunden noch gekämpft, schlummerten sie jetzt, zwar nicht gerade bequem, denn auf den mangelhaft gekehrten Steinplatten kam mancher noch auf ein von der Schlacht übrig gebliebenes Eisen- oder Bleigeschoß zu liegen; aber sie waren müde und rasteten wenigstens aus. Auf dieser gräßlichen Stätte des ersten Angriffs war gebrüllt, geheult, mit den Zähnen geknirscht, geschlagen, gewürgt, geröchelt worden; auf diesem Fußboden, der ihnen nun als Lager diente, waren gar viele der Ihrigen getroffen niedergestürzt; das Stroh, auf dem sie ruhten, trank das Blut ihrer Kameraden; jetzt war Alles vorüber, man hatte das Blut fortgespült, die Säbel abgewischt; die Todten waren todt und die Ueberlebenden friedlich eingeschlummert. So will es der Krieg. Und auch in der nächsten Nacht sollte ebenso friedlich geschlafen werden.

Als Gauvain erschien, erhoben sich Diejenigen, die blos dämmerten, und unter diesen der Kommandirende des Wachtpostens, vom Boden. Gauvain deutete nach der Kerkerthür und sagte: Machen Sie mir auf. Die Riegel wurden zurückgeschoben und Gauvain trat durch die geöffnete Thür ein, die sich sofort wieder hinter ihm schloß.

Siebentes Buch.

I.

Der Ahnherr.

Auf einer Steinplatte des Gefängnisses, neben der viereckigen Oeffnung des unterirdischen Verließes, brannte eine Lampe; weiter hinten war auch der Wasserkrug mit dem Kommisbrod und das Bündel Stroh. Da der Kerker in den Felsen gehauen war, wäre der Einfall, dieses Stroh in Brand zu stecken, dem Insassen übel bekommen, denn er hätte, ohne den geringsten Schaden anrichten zu können, unfehlbar im Rauch ersticken müssen.

Im Augenblick, wo sich die Thür in den Angeln drehte, schritt der Marquis in seinem Gefängniß auf und nieder, mit der mechanischen Unruhe des Löwen im Käfig. Beim Geräusch der auf- und zugehenden Pforte erhob er den Kopf, und die Lampe zwischen Gauvain und ihm leuchtete den Beiden von unten ins Gesicht. Sie schauten einander an, mit einem Blick, vor dem Jeder erstarrte. Dann brach Lantenac in schallendes Gelächter aus und rief: – Guten Tag, mein Herr. Es sind nun schon hübsch viele Jahre, daß mir das Glück nicht mehr zutheil geworden, mit Ihnen zusammen zu treffen. Sie haben die Gewogenheit, mir einen Besuch abzustatten. Ich danke Ihnen. Es kommt mir ganz erwünscht, ein klein wenig zu plaudern, denn ich war bereits auf dem besten Weg, mich zu langweilen. Ihre guten Freunde vergeuden die Zeit mit allerlei Weitschweifigkeiten, mit Feststellungen der Identität und Kriegsgerichten. Ich ginge rascher zu Werk. Bemühen Sie sich nur ganz herein – ich bin hier zu Hause. Nun, was sagen denn Sie zu Allem, was sich jetzt abspielt? Recht originell, nicht wahr? Es war einmal ein König und eine Königin; der König war der König; die Königin war Frankreich. Den König hat man enthauptet und die Königin mit Robespierre vermählt; dieser Herr und diese Dame haben eine Tochter bekommen, die man die Guillotine heißt und deren Bekanntschaft ich allem Anschein nach morgen früh machen werde. Es soll mir ein Vergnügen sein, gerade so vorzüglich, mein Herr, wie das, Sie hier bei mir zu sehen. Führt Sie etwa diese Angelegenheit her? Wären Sie wohl gar zum Henker avancirt? Wenn Sie mir hingegen einen bloßen Freundschaftsbesuch

zugedacht haben, so bin ich unendlich gerührt. Sie wissen vielleicht nicht mehr, was ein Edelmann ist. Nun wohl, hier steht Einer: ich. Sehen Sie sich das sonderbare Ding nur an; das glaubt Ihnen an Gott; das glaubt an Althergebrachtes, glaubt an die Familie, an seine Vorfahren, an das Beispiel seines Vaters, an die Loyalität, an die Treue gegen den Landesherrn, an die Achtung vor den überlieferten Gesetzen, an eine Tugend, an eine Gerechtigkeit und das würde Sie mit Freuden füsiliren lassen. Aber bitte, gefälligst Platz zu nehmen, auf dem Stein zwar, denn in diesem Salon kann ich Ihnen keinen Fauteuil anbieten; doch wer im Unrath lebt, kann sich auch am Boden niedersetzen. Glauben Sie ja nicht, daß ich mit dieser Aeußerung eine beleidigende Absicht verbinde, denn was wir den Unrath nennen, das nennen Sie die Nation und von mir werden Sie doch schwerlich verlangen, daß ich mitrufe: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung. Wir stehen hier in einem alten Gemach meines Hauses; vor Zeiten sperrten die Herren die Hintersassen, jetzt sperren die Hintersassen die Herren hinein. Dergleichen Albernheiten heißt man eine Revolution. In sechsunddreißig Stunden soll mir auch, so scheint es, der Hals abgeschnitten werden. Ich sehe nicht ein, was ich daran aussetzen sollte. Nur hätte man wenigstens so höflich sein können, mir meine Dose herunterzuschicken, die ich droben im Spiegelzimmer ließ, wo Sie als kleines Kind oft gespielt haben und auf meinen Knieen geritten sind. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen auch mittheilen, daß Sie den Namen Gauvain führen und daß sonderbarerweise edles Blut in Ihren Adern fließt, ja weiß Gott, dasselbe Blut wie in den meinen, und daß dies Blut aus mir einen Mann von Ehre macht und aus Ihnen etwas Anderes. Jeder hat seine Eigenheiten. Sie werden mir vielleicht bemerken, das sei nicht Ihre Schuld; nun, meine ist es auch nicht. Mein Gott, man kann ja ein Uebelthäter sein, ohne es zu wissen; das liegt an der Luft, in der man lebt, und in Zeiten, wie wir sie jetzt haben; ist man für sein Handeln keineswegs verantwortlich; die Revolution, die nimmt jede einzelne Nichtswürdigkeit auf ihre Kappe, und all Ihre großen Verbrecher sind die leibhaftige Unschuld. Einfaltspinsel sind's! Sie zu allermeist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausspreche. Ja, ich bewundere einen Jungen, der wie Sie, von hoher Geburt, eine hervorragende Stellung im Staat einzunehmen und ein edles Blut zu vergießen hat für eine edle Sache, einen Vikomte von La Tour-Gauvain, einen bretonischen Fürsten, der von rechtswegen Herzog und von erbschaftswegen Pair von Frankreich sein könnte, so ziemlich Alles, was

ein vernünftiger Mensch hienieden verlangen dürfte, und der seinen Spaß daran findet, dem, der er ist, zum Trotz der zu sein, der Sie sind, so daß er schließlich seinen Feinden als ein Bösewicht und seinen Freunden als ein Dummkopf erscheinen muß. Da fällt mir eben ein, empfehlen Sie mich doch auch dem Herrn Abbé Cimourdain.

Der Marquis sprach behaglich und gelassen, ohne irgend etwas besonders zu betonen, mit einer Salonstimme, mit klarem, ruhigem Blick und mit den Händen in den Westentaschen. Nachdem er innegehalten, um aufzuathmen, begann er wieder: – Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß ich Alles aufgeboten habe, um Ihnen das Leben zu nehmen. Wie Sie mich hier sehen, habe ich zu dreien Malen, ich selber, eigenhändig eine Kanone auf Sie abgefeuert, ein unfeines Verfahren, ich gebe es zu, aber es hieße von einer irrigen Voraussetzung ausgehen, wenn man sich einbilden wollte, daß in Kriegszeiten der Feind bemüht sei, sich Einem gefällig zu erweisen, und wir führen ja Krieg, Herr Neffe, mit Feuer und Schwert, und es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß der König hingerichtet worden ist. Ein anmuthiges Jahrhundert das!

Er schwieg abermals und hob dann wieder an: – Wenn man bedenkt, daß dies Alles unterblieben wäre, hätte man nur Voltaire gehenkt und Rousseau auf eine Galeere gesetzt! O die geistreichen Männer, welch ein Krebsschaden! Ei, zum Teufel, was können Sie ihr denn vorwerfen, dieser Monarchie? Sie hat allerdings den Abbé Pucelle in seine Abtei von Corbigny zurückgeschickt mit der freien Wahl der Fahrgelegenheit und der Bewilligung einer beliebigen Reisedauer, und was Ihren Herrn Titon anbelangt, der mit Verlaub ein rechter Wüstling war und bei den Dirnen vorsprach, eh er dem wunderthätigen Diakonus Paris nachlief, so wurde er vom Schloß von Vincennes nach dem Schloß von Ham in der Picardie übergeführt, welches, ich leugne es nicht, allerdings ein ziemlich garstiger Aufenthaltsort ist. Das waren die Beschwerdepunkte; ich erinnere mich noch ganz gut; ich habe meiner Zeit auch mitgeschrieen; ich bin so einfältig gewesen wie Sie.

Der Marquis griff an seine Tasche, als wolle er die Tabaksdose herausnehmen und fuhr fort: Aber so bösartig nicht. Man redete, um eben zu reden. Es wurde auch Unfug getrieben mit den Untersuchungen und

Eingaben, und nachher kamen die Herren Philosophen; statt der Verfasser hat man ihre Schriften verbrannt; die Hofintriguen haben mitgespielt; dann kamen auch alle die Dummköpfe wie Turgot, Quesnay, Malesherbes, die Physiokraten und Konsorten, und die Hetzerei ging los. Die Schmieranten und Versifexe haben den ganzen Wirrwarr in Szene gesetzt. Die Encyclopädisten! Diderot! d'Alembert! O über die nichtsnutzigen Tröpfe! Daß ein anständiger Mann wie jener König von Preußen sich in dergleichen verrennen konnte. Wie hätte ich an seiner Stelle die Tintenkleckser sammt und sonders aus dem Weg geschafft! Ha, wir Andern, wir wußten noch mit der Rechtspflege umzugehen. Hier diese Mauer mit den Räderspuren erzählt noch davon. Wir machten Ernst. Nein, nein, fort mit dem Schreiberpack! So lange es noch Leute giebt wie einen Arouët, wird es auch Leute geben wie Marat; so lange noch Krakehler Papier verkratzen, werden Spitzbuben morden; so lange die Tinte fließt, werden die schwarzen Flecken nicht ausbleiben, und so lange eine Menschenpfote einen Gänsekiel halten wird, werden die frivolen Albernheiten in niederträchtige Albernheiten ausarten. Die Verbrechen werden durch die Bücher in die Welt gesetzt. Das Wort Chimäre hat einen doppelten Sinn: es bezeichnet einen Traum und bezeichnet ein Ungeheuer. Wie bereitwillig giebt man sich mit leeren Redensarten zufrieden! Was faselt ihr mir da vor von Rechten? Von Menschenrechten, Volksrechten! Läßt sich etwas Hohleres, etwas Stupideres, etwas Unmöglicheres, etwas Inhaltloseres aushecken? Ich, wenn ich sage: Havoise, die Schwester Conans II., brachte dem Grafen Hoël von Nantes und Cornouailles die Grafschaft Bretagne mit in die Ehe; von diesem vererbte sich die Krone auf Alain Fergant, den Oheim von Bertha, welche sich mit dem souveränen Herrn zu La Roche-sur Yon, Alain dem Schwarzen, vermählte und ihm Conan den Kleinen, den Ahnen von Guy oder Gauvain von Thouars, dem Gründer unseres Stamms, gebar, – wenn ich so spreche, so spreche ich eine bestimmte Thatsache aus und leite ein bestimmtes Recht davon ab. Auf welche Rechte aber berufen sich Ihre Strolche, Ihre Gaudiebe, Ihre Hungerleider? Auf die Gotteslästerung und auf den Königsmord. Und das soll nicht niederträchtig sein? O welche Hallunken! Es thut mir leid für Sie, mein Herr, aber Sie sind aus jenem stolzen bretonischen Geschlecht; Sie wie ich stammen von Gauvain von Thouars ab, auch von jenem großen Herzog von Montbazon, der französischer Pair und Großkreuz des königlichen Hausordens war, der die Vorstadt von Tours stürmte, im Gefecht von Arques verwundet wurde und

in seinem sechsundachtzigsten Lebensjahr als Oberstjägermeister von Frankreich auf seinem Schloß von Couzières in der Touraine verstarb. Ich könnte Ihnen ferner noch vom Herzog von Laudunois, dem Sohn der Freifrau von La Garnache, erzählen, von Claude von Lothringen, Herzog von Chevreuse, und von Henri von Lenoncourt und von Françoise von Laval-Boisdauphin; aber wozu? Der junge Herr haben die Ehre, ein Simpel zu sein, und wollen durchaus mit meinem Stallknecht rangiren. Ich sage Ihnen nur so viel, daß ich schon ein betagter Mann war, als Sie noch in den Windeln lagen. Ich habe Ihnen oft das Rotznäschen geputzt und möchte es wieder thun, denn Sie haben das Kunststück geliefert, mit den Jahren kleiner zu werden. Seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben, ist Jeder von uns seiner Wege gegangen, ich den rechtschaffenen, Sie den entgegengesetzten. Wozu das Alles führen wird, weiß ich zwar nicht, aber das weiß ich, daß Ihre Herren Freunde famose Schurken sind, O ja, es ist Alles recht schön und gut; ich muß es loben; der Fortschritt ist kolossal; in der Armee hat man die Strafe des dreitägigen Wassertrinkens für die Säufer abgeschafft; man hat das Maximum, den Konvent, den Bischof Gobel, die Herren Chaumette und Hébert und rottet die ganze Vergangenheit mit Stumpf und Stiel aus, von der Bastille bis herab zum Kalender, in dem die Heiligen durch Gemüsesorten ersetzt werden. Schön, Ihr Herren Bürger, herrscht nur zu, regiert, macht es Euch bequem, thut Euch gütlich, genirt Euch nicht. Dafür bleibt die Religion doch die Religion; dafür füllt das Königthum doch fünfzehn Jahrhunderte in unserer Geschichte aus; und dafür steht der alte französische Adel doch über Euch, auch wenn Ihr ihn köpft. Und über Eure Nörgeleien am historischen Recht der Dynastien zucken wir nur die Achseln. Hilperich war blos ein Mönch Namens Daniel und wurde durch Rainfried untergeschoben, um Karl Martell zu ärgern; das Alles wissen wir so gut wie Ihr. Aber darum handelt sich es nicht; es handelt sich darum, ein großes Reich zu sein, das alte Frankreich, dieses herrlich organisirte Land: an der Spitze die geheiligte Person des Monarchen, dann die Prinzen, dann die Würdenträger der Krone für den Krieg zu Land und zu See, für die Artillerie, für die Oberleitung und Pflege der Finanzen, dann die souveräne und subalterne Justiz, dann das Steuerwesen und die Staatseinnahmen und zuletzt die drei verschiedenen Abstufungen der Königlichen Polizei. Das war schön und vornehm angeordnet; Ihr habt es zerstört, habt die Eintheilung der Provinzen zerstört, Ihr jämmerlichen Ignoranten, ohne auch nur zu ahnen, was die Provinzen

bedeuten sollten. In Frankreichs Genius konzentrirte sich der Genius des ganzen Kontinents und jede französische Provinz vertrat eine europäische Tugend, die Pikardie die deutsche Offenherzigkeit, die Champagne die schwedische Großmuth, Burgund den holländischen Gewerbefleiß, das Languedoc die polnische Rührigkeit, die Gascogne den spanischen Ernst, die Provence die italienische Klugheit, die Normandie den griechischen Scharfsinn, das Dauphiné die schweizerische Treue. Von dem Allen habt Ihr nichts gemerkt; Ihr habt zerbrochen, zertrümmert, zerschmettert, niedergerissen, in aller Seelenruhe, wie die Bestien. Ah, Ihr wollt keinen Adel mehr? Nun gut, Ihr sollt auch keinen mehr haben. Ergebt Euch denn darein; verzichtet nur gleich auf die Paladine, auf die Helden; gute Nacht, du alte Größe! Zeigt mir heut zu Tage einen d'Assas! Ihr seid Alle besorgt um Eure Haut; es ist vorbei mit jenen ritterlichen Kämpfern von Fontenoy, die den Feind grüßten, ehe sie losschlugen, vorbei mit den Heroen in seidenen Strümpfen, die bei der Belagerung von Lerida gefochten, vorbei mit jenen stolzen Schlachten, wo die Federbüsche wie Meteore einherstürmten; Ihr seid ein bankrott gewordenes Volk; Ihr werdet die Nothzucht der Invasion über Euch ergehen lassen, und wenn ein zweiter Alarich kommt, wird er keinen zweiten Klodwig finden; wenn Abderrahman wiederkehrt, wird kein Karl Martell, wenn die Sachsen wiederkehren, wird kein Pipin da sein. Ihr werdet kein Agnadel, kein Rocroy, kein Lens, Staffarde, Neerwinden, Steinkirchen, La Marsaille, Rocoux, Laufeld, Mahon mehr erleben, kein Marignan mit seinem Franz I., kein Bouvines mit seinem Philipp August, der mit der einen Hand den Grafen Renaud von Boulogne und mit der anderen den Grafen Ferrand von Flandern gefangen nimmt. Nur zu einem Azincourt werdet Ihr es bringen, aber ohne dabei einen Oriflammenträger zu haben wie den edlen Herrn von Bacqueville, der sich, in seine Fahne gewickelt, niederhauen läßt. Aber geht, geht nur immer Eures Wegs und seid die Männer der Neuzeit und werdet klein.

Der Marquis machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: – Aber uns laßt groß bleiben. Bringt die Könige um, die Edelleute, die Priester, zerstört, verheert, guillotinirt, tretet mit Füßen Alles, setzt Eure Stiefelsohlen auf die Ueberlieferungen der Vergangenheit, trampelt auf dem Thron herum, stampft die Altäre nieder, schmettert Gott in den Staub und tanzt darüber hinweg! Das ist Eure Sache. Ihr seid Verräther und Feiglinge, unfähig, Euch

für etwas hinzugeben und aufzuopfern. Ich bin zu Ende. Jetzt lassen Sie mich guillotiniren, Herr Vikomte. Ich habe die Ehre, Ihr Allergehorsamster zu sein.

Und er setzte noch hinzu: Nicht wahr, ich habe Ihnen die Leviten gelesen? Warum sollte ich nicht? Ich bin ja todt.

– Sie sind so frei, sagte Gauvain. Und er trat auf den Marquis zu, knöpfte den Mantel auf, warf ihm denselben über die Schultern und zog ihm die Kapuze über die Stirn. Sie waren Beide in einer Größe.

– Ei, was thust Du denn da? fragte der Marquis.

– Lieutenant! schließen Sie auf! rief Gauvain mit lauter Stimme. Die Thür wurde geöffnet.

– Riegeln Sie die Thür gleich wieder hinter mir zu! befahl Gauvain und stieß den staunenden Marquis zum Kerker hinaus.

Der ebenerdige Saal, der jetzt eine Wachtstube war, hatte, wie man sich erinnern wird, keine andere Beleuchtung als die einer Hornlaterne, die Alles ganz trübe erscheinen ließ und mehr Nacht verbreitete als Licht. In diesem verschwommenen Dämmerdunkel sahen die noch wach gebliebenen Soldaten einen hochgewachsenen Mann in dem Mantel und der Kapuze des Kommandanten dem Ausgang zu vorüberschreiten und salutirten. Langsam trat der Marquis zur Bresche und durch diese, nicht ohne sich mehrmals die Stirn anzurennen, vor den Thurm hinaus. Dort präsentirte ihm die Schildwache, welche Gauvain zu erkennen glaubte, das Gewehr. Als er draußen war, auf dem Grasplatz, zweihundert Schritte vom Wald, mit dem unbegrenzten Raum und der Nacht und der Freiheit und dem Leben vor sich, stand er eine Weile regungslos, wie Einer, dem ohne sein Zuthun etwas durch Ueberraschung aufgenöthigt worden und der nun nach Benutzung der offenen Thür, mit sich selbst im Unklaren, zaudert und, bevor er weitergeht, erst seine Gedanken sammelt. Nach einigen Momenten aufmerksamer Ueberlegung, erhob er die rechte Hand, drückte den Mittelfinger gegen den Daumen und sagte, indem er ein Schnippchen schlug: Meinetwegen!

Als er den Wald betrat, war der Kerker, in welchem Gauvain zurückgeblieben, schon längst wieder verriegelt.

II.

Das Kriegsgericht

In der damaligen Militärjustiz herrschte so ziemlich die Willkür. Dumas hatte wohl in der gesetzgebenden Versammlung Grundzüge zu einem Kodex für die Kriegsgerichte entworfen und seine Arbeit war auch durch Talot im Rath der Fünfhundert wieder aufgenommen worden, aber die endgiltige Gesetzgebung für die Armee ist das Werk des Kaiserreichs. So war zum Beispiel zur Revolutionszeit den Kriegsgerichten noch nicht vorgeschrieben, beim Einsammeln der Stimmen mit der untersten Charge zu beginnen. Im Jahre 93 vereinigten sich so gut wie alle Befugnisse eines solchen Gerichtshofs in der Person des Präsidenten; er wählte die Votanten, bestimmte die beizuziehenden Chargen, entschied über den Abstimmungsmodus, kurz war Machthaber und Richter in einer Person.

Zum Sitzungslokal war durch Cimourdain der ebenerdige Saal ausersehen, wo die Barrikade gestanden hatte und wo sich jetzt der Wachtposten befand. Alles sollte möglichst abgekürzt werden, sowohl der Weg vom Gefängniß zur Verhandlung, wie von dieser zum Schaffott. Hier hatte sich das Gericht, Cimourdain's Anordnung zufolge, um zwölf Uhr Mittags versammelt. Die ganze äußere Ausstattung bestand aus drei Strohsesseln, einem Tisch aus Tannenholz, darauf zwei brennende Lichter und dahinter ein hoher Schemel: die Sessel für die Richter, der Schemel für den Angeklagten. An jedem Ende des Tisches stand noch ein anderes Tabouret für den Auditor, der ein Fourier, und für den Schriftführer, der ein Korporal war. Auf dem Tisch befand sich ferner noch eine Stange von rothem Siegellack, ein kupfernes Amtssiegel, zwei Tintenfässer, Schreibpapier und zwei ihrer ganzen Größe nach entfaltete gedruckte Plakate, das eine mit der Bekanntmachung, daß Lantenac außer dem Gesetz stehe, das andere mit der Verordnung des Konvents. Ueber dem mittleren Stuhl erhoben sich ein paar dreifarbige Fahnen. In diesen prunklos derben Zeiten verlor man mit der Ausschmückung nicht viel Zeit und konnte im Handumdrehen eine Wachtstube in einen Gerichtssaal umwandeln. Der

mittlere Sessel, der Präsidentenstuhl, war der Kerkerthür zugewendet. Soldaten bildeten das Publikum, und hinter dem für den Angeklagten bestimmten Schemel standen zwei Gensdarmen.

Cimourdain saß auf seinem Platz, zu seiner Rechten den Hauptmann Guéchamp als ersten Richter und als zweiten zur Linken den Sergeanten Radoub. Er hatte einen Hut mit dreifarbigem Federbusch auf, seinen Säbel an der Seite und in der Schärpe seine zwei Pistolen. Der grimmige Ausdruck seines Gesichts wurde durch die hochrothe Narbe noch gesteigert.

Radoub, der sich schließlich hatte verbinden lassen, trug ein Tuch um den Kopf gewickelt, auf dem ein Blutflecken zu sehen war, welcher allmälig um sich griff.

Die Sitzung hatte noch nicht begonnen. Beim Gerichtstisch stand eine Staffette, deren Pferd man draußen scharren hörte, und Cimourdain schrieb folgende Worte nieder: »Bürger und Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, Lantenac ist gefangen und wird morgen guillotinirt.« Er setzte das Datum hinzu, unterschrieb die Depesche, faltete und versiegelte sie und reichte sie dann dem Boten, der sich damit entfernte. Hierauf sagte Cimourdain mit lauter Stimme: Man öffne das Gefängniß.

Die zwei Gensdarmen schoben die Riegel zurück, schlossen auf und traten hinein. Cimourdain hob den Kopf in die Höhe, verschränkte die Arme, schaute nach der Thür und rief: Man führe den Gefangenen vor.

Da erschien unter der Wölbung der Thür zwischen den zwei Gensdarmen ein Mann.

Cimourdain zuckte zusammen, als er ihn erblickte: Gauvain! rief er aus und setzte dann hinzu: Den Gefangenen will ich haben.

– Der bin ich, sagte Gauvain.

– Du?

– Ich.

– Und Lantenac?

– Ist frei.

– Frei?

– Ja.

– Ausgebrochen?

– Ausgebrochen.

Zitternd stammelte jetzt Cimourdain: Allerdings dies Schloß hier ist ja sein; er kennt alle Schliche; sein Gefängniß hat wohl einen geheimen Ausgang; daran hätte ich denken sollen; es wird ihm eben gelungen sein, zu entrinnen, ohne irgend welcher fremden Hilfe zu bedürfen.

– Ihm ward geholfen.

– Zur Flucht?

– Zur Flucht.

– Und wer verhalf ihm dazu?

– Ich.

– Du?!

– Ja, ich.

– Du sprichst im Traum!

– Ich bin zu ihm in den Kerker gegangen, war dort mit ihm allein, habe meinen Mantel von den Schultern genommen und um die seinen geworfen; habe ihm die Kapuze über das Gesicht zurückgeschlagen, dann hat er sich statt meiner entfernt; ich bin statt seiner geblieben, und hier stehe ich.

– Das hast Du nicht gethan!

– Ich habe es gethan.

– Es ist rein unmöglich.

– Es ist so.

– Bringt mir Lantenac!

– Er ist schon weit. Die Soldaten, die ihn im Kommandantenmantel sahen, haben ihn für mich gehalten und an sich vorübergehen lassen. Es war noch Nacht.

– Du redest irre.

– Ich rede die Wahrheit.

Nach einer Pause stotterte Cimourdain: Aber dann verdienst Du ja ...

– Den Tod, sagte Gauvain.

Cimourdain's Gesicht war blaß geworden wie ein abgeschnittener Kopf; er saß regungslos da, wie vom Blitz gerührt. Es war, als athme er nicht mehr, und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Endlich sprach er mit etwas festerer Stimme: Man lasse den Gefangenen niedersitzen.

Gauvain nahm seinen Platz auf dem Schemel ein. – Gensdarmen, hob Cimourdain wieder an, zieht die Säbel.

Es war dies die gebräuchliche Form, wenn Jemand eines Verbrechens angeklagt war, das durch den Tod bestraft wurde.

Die Gensdarmen zogen blank. Cimourdain's Stimme hatte ihre ganze gewohnte Festigkeit wiedergewonnen. Angeklagter, sagte er, stehen Sie auf.

Er redete Gauvain nicht mehr mit Du an.

III.

Die Abstimmung.

Gauvain erhob sich.

– Wie heißen Sie? fragte Cimourdain.

– Gauvain.

Nun nahm das Verhör seinen weiteren Verlauf.

– Wer sind Sie?

– Ich bin Oberkommandant der Streifkolonne vom Departement Côtes-du-Nord.

– Sind Sie mit dem flüchtig Gewordenen blutsverwandt oder verschwägert?

– Ich bin sein Großneffe.

– Sie haben Kenntniß von der Verordnung des Konvents?

– Dort liegt sie gedruckt auf dem Tisch.

– Haben Sie betreffs dieser Verordnung etwas zu bemerken?

– Ich habe zu bemerken, daß ich sie mit unterzeichnete, daß ich die Vollstreckung in Aussicht stellte und daß ich selber das von mir unterschriebene Plakat anschlagen ließ.

– Wählen Sie sich einen Vertheidiger.

– Ich werde mich selber vertheidigen.

– Sie haben das Wort.

Cimourdain beherrschte sich wieder; nur glich diese Selbstbeherrschung weniger der Seelenruhe eines Menschen als der Starrheit eines Felsens. Gauvain blieb eine Weile stumm und in sich gekehrt.

– Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung vorbringen? mahnte Cimourdain.

Langsam erhob Gauvain das Haupt und antwortete, ohne Jemand anzublicken: Dies Eine: mich hat ein Umstand verhindert, einen anderen in Betracht zu ziehen; eine gute That, allzusehr in der Nähe beschaut, hat mir hundert Missethaten verdeckt; ein Greis einerseits und andererseits die Kinder, das Alles hat sich zwischen mich und meine Pflicht gedrängt. Ich habe die eingeäscherten Dörfer vergessen, die verwüsteten Felder, die erschossenen Gefangenen, die niedergemachten Verwundeten, die hingerichteten Weiber, habe das an England verrathene Frankreich vergessen und den Mörder des Vaterlandes in Freiheit gesetzt. Ich bin schuldig. Indem ich also spreche, könnte man vielleicht glauben, ich spräche gegen mein Interesse, aber das wäre ein Irrthum: ich rede mir selber das Wort, denn wenn der Schuldige seine Schuld erkennt, so rettet er das Einzige, was zu retten sich der Mühe verlohnt, die Ehre.

– Ist das Alles, was Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen haben? fragte Cimourdain.

– Ich füge noch hinzu, daß, wie mir als dem Kommandanten obgelegen hätte, mit gutem Beispiel voranzugehen, Ihnen als den Richtern jetzt ein gleiches obliegt.

– Worin soll das gute Beispiel bestehen?

– In meinem Tod.

– Sie finden ihn also gerechtfertigt?

– Und nothwendig.

– Setzen Sie sich.

Nun erhob sich der Fourier und verlas in seiner Eigenschaft als Auditor erstens den Beschluß, der den vormaligen Marquis von Lantenac in die Acht erklärte, zweitens die Verordnung des Konvents, welcher über Jeden die Todesstrafe verhängte, welcher einem gefangenen Rebellen zur Flucht

verhelfen würde, und schloß mit den der Verordnung beigefügten wenigen Zeilen, durch welche, gleichfalls bei Todesstrafe, strengstens verboten wurde, dem obengenannten Rebellen Beistand und Vorschub zu leisten, und welche die Unterschrift trugen: »Der Kommandant der Streifkolonne, Gauvain.«

Nachdem dies geschehen, setzte sich der Auditor wieder. Cimourdain schlug die Arme über einander und sagte: Angeklagter, merken Sie wohl auf, und Ihr Anwesenden hört, schaut und schweigt. Jetzt waltet das Gesetz. Ich lasse abstimmen. Die einfache Majorität soll entscheiden. Der Reihe nach und in Gegenwart des Angeklagten, denn die Gerechtigkeit hat nichts zu verheimlichen, werden die Richter ihr Urtheil fällen. Ich ertheile dem ersten Richter das Wort; Hauptmann Guéchamp, reden Sie.

Der Hauptmann Guéchamp schien weder Cimourdain noch Gauvain zu sehen; seine gesenkten Wimpern versteckten seine unbeweglichen Augen, die zu dem Plakat des Konvents hinüberstarrten, als starrten sie in einen Abgrund: Der Wortlaut des Gesetzes, sagte er, ist klar. Ein Richter aber ist mehr und weniger als ein Mensch, weniger, denn er darf kein Herz haben, und mehr, denn er führt das Schwert. Im Jahr 414 der römischen Zeitrechnung ließ Manlius seinen eigenen Sohn das Verbrechen, ohne seinen Befehl gesiegt zu haben, mit dem Leben büßen. Die verletzte Disziplin erheischte diese Sühne. Im vorliegenden Fall nun ist das Gesetz verletzt worden und das Gesetz steht noch über der Disziplin. Das Vaterland schwebt in Folge einer Anwandlung von Mitleid wieder in Gefahr. Auch das Mitleid kann zum Verbrechen anwachsen. Der Kommandant Gauvain hat dem Rebellen Lantenac zur Flucht verholfen. Gauvain ist schuldig. Ich stimme für Todesstrafe.

– Schriftführer, sagte Cimourdain, nehmen Sie zu Protokoll: »Hauptmann Guéchamp Todesstrafe.«

Während der Korporal schrieb, erhob Gauvain die Stimme und sprach: Sie haben ein gerechtes Urtheil gefällt, Guéchamp, und ich danke Ihnen dafür.

– Jetzt hat der zweite Richter das Wort, begann wieder Cimourdain. Reden Sie, Sergeant Radoub.

Radoub stand auf, wendete sich gegen Gauvain und machte vor dem Angeklagten die Honneurs; dann rief er: Ja, wenn das so ist, so köpft mich mit, denn hier lege ich bei allen Himmeldonnerwettern mein heiligstes Ehrenwort darauf ab, ich möchte gehandelt haben erstens wie der Alte und zweitens wie mein Kommandant. Als ich sah, wie sich der achtzigjährige Patron ins Feuer warf, um die drei Thierchen zu retten, da habe ich gesagt: Weißkopf, Du bist ein braver Kerl! Und wenn ich jetzt erfahre, daß durch meinen Kommandanten der Alte Eurer dummen Guillotine aus dem Rachen gerissen worden ist, Gott verdamm mich, da muß ich sagen: Kommandant, Sie sollten mein General sein, denn Sie sind ein ganzer Mann, und hol mich der Teufel! Ihnen würde ich das Ludwigskreuz anhängen, wenn es noch Kreuze und heilige Ludwige und dergleichen gäbe. Ja Wetter! Soll etwa von nun an der höhere Blödsinn Trumpf sein? Wenn dafür die Schlacht von Valmy und die Schlacht von Jemappes und die Schlacht von Fleurus und die Schlacht von Wattignies gewonnen worden sind, so muß man's nur gleich heraussagen. Wie! da ist der Kommandant Gauvain, der seit vier Monaten all die royalistischen Kaffern nach Noten zu Paaren treibt und der die Republik mit seinem Säbel aus dem Gedränge heraushaut und der das Dol ins Werk gesetzt hat, wozu doch wahrhaftig eine gewisse Pfiffigkeit gehörte, und wenn man einmal einen solchen Mann hat, so giebt man sich alle Mühe, ihn wieder loszuwerden, und will ihm, anstatt ihn zum General avanciren zu lassen, gar noch die Gurgel abschneiden? Da möchte man doch gleich kopfüber über das Geländer vom Pont-Neuf springen; Ihnen aber, Bürger Gauvain, meinem Kommandanten, sage ich, daß, wenn Sie, anstatt mein General zu sein, mein Korporal wären, ich Ihnen sagen würde, daß Sie vorhin strohdummes Zeug gesagt haben. Der Alte hat wohl daran gethan, die Kinder zu retten; Sie haben wohl daran gethan, den Alten zu retten; und wenn man die Leute für jede gute That guillotinirt, dann soll das Donnerwetter dreinfahren; dann weiß ich nicht mehr, was die Uhr geschlagen hat, dann sehe ich nicht ein, wo man aufhören soll. Ja, ist das Alles denn auch wirklich wahr? Man muß sich wirklich zwicken, um zu sehen, daß man nicht träumt. Mir steht der Verstand still. Hätte vielleicht der Alte die kleinen Dinger bei lebendigem Leibe verbrennen und mein Kommandant dem Alten den Hals entzweischneiden lassen sollen? Nun gut, schneidet den Hals auch mir entzwei; mir kann es schon recht sein. Noch Eins: nehmen wir an, die Kleinen wären umgekommen, so war das Bataillon Bonnet-Rouge entehrt. Wäre das etwa in der Ordnung gewesen?

Nun dann fressen wir einander nur gleich auf dem Kraut! In der Politik weiß ich ebenso gut Bescheid wie Sie Alle und habe oft genug im Klub vom Bezirk Les Piques gesessen. Hol es der Teufel! Wir gehen nachgerade den Krebsgang. Kurzum, mir ist Alles zuwider, was den Nachtheil hat, zu bewirken, daß man sich schließlich garnicht mehr zurechtfinden kann. Warum, zum Henker, lassen wir uns denn umbringen? Damit man uns unseren Kommandanten umbringt? Nichts da, Frau Tante. Meinen Kommandanten will ich zurückhaben; ich muß ihn haben meinen Kommandanten; heute gefällt er mir noch immer besser als gestern. Den auf die Guillotine schicken – lächerbar! Von dem Allem wollen wir ein für allemal nichts wissen; ich habe herumgehorcht, und was auch gesagt werden mag, Punktum, aus der Geschichte wird nichts.

Und Radoub setzte sich. Seine Wunde hatte sich wieder geöffnet und von der Stelle, wo ihm das Ohr abgeschossen worden, rann ihm das Blut tropfenweise durch die Binde am Hals herab.

– Sie stimmen also für Freisprechung des Angeklagten? fragte ihn Cimourdain.

– Ich stimme dafür, daß er zum General ernannt werde, antwortete Radoub.

– Ich will wissen, ob Sie für seine Freisprechung stimmen?

– Ich stimme für seine Ernennung zum obersten Posten der Republik.

– Sergeant Radoub, stimmen Sie, Ja oder Nein, für Freisprechung des Kommandanten Gauvain?

– Ich stimme dafür, daß man mir an seiner Stelle den Kopf abschneide.

– Freisprechung, sagte Cimourdain. Schriftführer, nehmen Sie zu Protokoll: »Sergeant Radoub Freisprechung.«

Nachdem der Korporal geschrieben, bemerkte er: Die Stimmen sind also getheilt.

Nun kam die Reihe an Cimourdain. Er stand auf, nahm seinen Hut ab und legte ihn auf den Tisch. Er war weder bleich noch fahl mehr; sein Gesicht war erdfarbig geworden. Wenn alle Anwesenden in Leichentüchern da gelegen hätten, es hätte keine tiefere Stille geherrscht als jetzt. Mit feierlicher, gedehnter und fester Stimme sagte Cimourdain: Angeklagter, die Verhandlung ist geschlossen. Im Namen der Republik und mit zwei Stimmen gegen eine ...

Er stockte und hielt inne; zauderte er, sich für den Tod, oder zauderte er, sich für das Leben zu erklären? Alles stand athemlos. Jetzt fuhr er fort: Verurtheilt Sie das Kriegsgericht zum Tod.

Auf Cimourdain's Gesicht malte sich die Marterqual des düsteren Triumphes. Als Jakob sich durch den Engel, den er in der Finsterniß überwunden hatte, segnen ließ, zuckte wohl solch ein entsetzliches Lächeln über sein Antlitz. Nur dies eine flüchtige Aufblitzen und Cimourdain's Züge erstarrten wieder zu Marmor; er setzte sich, bedeckte sich und fügte hinzu:

– Gauvain, die Hinrichtung wird morgen bei Sonnenaufgang vollzogen.

Gauvain erhob sich, grüßte und entgegnete: Ich spreche dem Gerichtshof meinen Dank aus.

– Man führe den Verurtheilten zurück, befahl Cimourdain. Auf seinen Wink hin that sich die Kerkerthür wieder auf; Gauvain trat ein und die Thür ging zu. Die Gensdarmen blieben mit blankem Säbel rechts und links als Schildwachen davor stehen. Radoub wurde ohnmächtig fortgetragen.

IV.

Nach dem Richter Cimourdain Cimourdain der Gebieter

Ein Lager ist ein Wespennest, zumal in Revolutionszeiten. Gern und rasch tritt der dem Soldaten innewohnende Stachel des Bürgersinns hervor und trägt kein Bedenken, sich, nachdem der Feind verjagt worden, am eigenen Anführer zu vergreifen. Im Hin- und Hersummen der tapferen Schaar, die La Tourgue eingenommen hatte, machten sich verschiedene Strömungen geltend; die erste richtete sich gegen den Kommandanten Gauvain, als

Lantenac's Flucht bekannt wurde. Der Augenblick, da man Gauvain aus dem Kerker treten sah, in dem man den Marquis festzuhalten glaubte, wirkte wie ein elektrischer Funke, denn im Nu hatte sich im ganzen Lager die Nachricht davon verbreitet und durch das kleine Heer zog ein brummend Geflüster: Jetzt gehen sie mit Gauvain wohl ins Gericht, aber sie machen uns nur blauen Dunst vor. Da traue Einer den Junkern und Pfaffen! Erst haben wir gesehen, wie ein Vikomte einem Marquis das Leben gerettet hat, und nun werden wir sehen, wie der Priester den Vikomte freispricht. Als man aber Gauvain's Verurtheilung erfuhr, erhob sich ein anderes Murren. Das ist doch etwas stark! Unser Chef, unser wackerer Chef, unser junger Kommandant, ein Held! Er ist Vikomte, allerdings; aber deshalb sind seine Verdienste um die Republik gerade um so höher anzuschlagen. Was? ihn, den Befreier von Pontorson, von Villedieu, von Pont-au-Beau, den Sieger von Dol und von La Tourgue, den Mann, dem wir unsere Unüberwindlichkeit verdanken, den rechten Arm der Republik in der Vendée, den Feldherrn, der seit fünf Monaten die Chouans in Schach hält und alle Böcke von Léchelle und Konsorten wieder gut macht, den wagt dieser Cimourdain zum Tode zu verurtheilen? Und warum? Weil er einen Greis rettete, der drei Kinder gerettet hat? Ein Soldat, der von Priesterhand fällt, ist das nicht unerhört?

In diesen und ähnlichen Worten machte sich der Mißmuth der siegreichen und unzufriedenen Truppe Luft. Cimourdain war von einem finstern Grollen umgeben. Viertausend Mann gegen einen einzigen, man sollte meinen, das sei ein wirksames Gegengewicht, aber nein: diese Viertausend waren blos eine Menschenmenge, und Cimourdain war ein Wille. Man wußte, daß sich Cimourdain's Stirn gar leicht in Falten zog, und das genügte, um das Armeekorps in Respekt zu halten. In jenen strengen Zeiten brauchte sich hinter Jemand nur der Schatten des Wohlfahrtsausschusses zu erheben, um ihn bedrohlich erscheinen zu lassen und die Verwünschungen zu einem Gelüster zu dämpfen und das Geflüster zum Schweigen zu bringen. Nach wie vor diesem Gemurmel blieb Cimourdain der unumschränkte Gebieter über Gauvain's wie über aller Anderen Schicksal. Man wußte, daß man von ihm nichts fordern durfte und daß er lediglich auf die übermenschliche, ihm allein verständliche Stimme seines Gewissens hören werde. Von ihm hing Alles ab. Er allein konnte das Urtheil, das er als Präsident des Kriegsgerichts gefällt hatte, als Zivilkommissär wieder

umstoßen. Ihm allein stand das Recht der Begnadigung zu. Kraft seiner unbegrenzten Vollmacht bedurfte es nur eines Winks von ihm, und Gauvain war frei; Cimourdain war der Herr über Leben und Tod; ihm nur gehorchte die Guillotine, und in dieser tragischen Situation war er der Mann der Entscheidung.

Der Tag ging bereits zur Neige. Man konnte nur abwarten, was der nächste Morgen bringen würde.

V.

Im Kerker

Aus dem Gerichtssaal war wieder eine Wachtstube geworden, in welcher wie am Abend zuvor, ein doppelter Posten aufzog, und vor der Kerkerthür schritten zwei Schildwachen auf und nieder.

Gegen Mitternacht kam ein Mann mit einer Laterne in der Hand her, gab sich zu erkennen und ließ sich das Gefängniß aufschließen. Er trat hinein, und die Thür blieb hinter ihm zugelehnt.

Dunkel und still war's im Kerker. Cimourdain that einen Schritt vorwärts in diese Finsterniß, stellte die Laterne auf den Fußboden hin und blieb unbeweglich. Die gleichmäßigen Athemzüge eines Schlafenden drangen an sein Ohr durch die Schatten der Nacht und sinnend lauschte er dem friedlichen Hauch Gauvain's, der an der Rückwand des Kerkers auf dem Bündel Stroh in tiefem Schlummer lag. So geräuschlos wie möglich schlich er sich dicht an ihn heran und betrachtete ihn mit einem Blick so zärtlich und so unaussprechlich, wie ihn nur eine Mutter haben kann, wenn sie ihren Säugling anschaut. Dieser Blick war wohl stärker als er, denn er drückte sich, wie oft Kinder thun, beide Fäuste gegen die Augen und rührte sich nicht. Nachdem er eine Weile so gestanden, kniete er nieder, nahm Gauvain's Hand und führte sie zu seinen Lippen. Gauvain machte eine Bewegung, schlug staunend die Augen auf wie Jeder, der nicht von selber aufwacht, und erkannte beim trüben Schein der Laterne Cimourdain. – Sieh da, sagte er. Sie sind's, mein Lehrer. Mir träumte, fügte er hinzu, meine Hand küsse den Tod.

Cimourdain empfand jene Erschütterung, mit der uns zuweilen das plötzliche Hervorbrechen einer Gedankenfluth durchzuckt, und diese Fluth geht hier und da so stürmisch hoch, daß sie die Seele zu ertränken droht. Dem tiefsten Herzen Cimourdain's konnte sich nur ein einziger Laut entringen: Gauvain!

Und beide blickten einander in die Augen, Cimourdain mit jenen Flammen darin, welche die Thränen verbrennen, Gauvain mit seinem sanftesten Lächeln.

– Diese Narbe hier auf Ihrer Stirn, sagte Gauvain, indem er sich auf den Ellenbogen stützte, ist der Säbelhieb, den Sie für mich aufgefangen haben. Gestern noch standen Sie neben mir und mir zulieb im Kugelregen, und wenn die Vorsehung Sie nicht an meine Wiege gestellt hätte, wo wäre ich jetzt? Mitten in Finsternissen. Daß ich jetzt einen Begriff habe von der Pflicht, verdanke ich Ihnen allein, denn in Banden war ich geboren, in Banden des Vorurtheils, und Sie haben mich davon befreit, haben meinem Wachsthum Spielraum gegeben und haben aus etwas, das schon eingepfercht war wie eine Mumie, wieder ein Kind gemacht. In eine Seele, die sonst hätte verkrüppeln müssen, haben Sie ein Gewissen gepflanzt. Ohne Sie hätte ich mich zum Zwerg entwickelt. Durch Sie lebe ich. Ich war nur ein Vikomte und Sie haben mich zum Bürger herangezogen; ich war nur ein Bürger und herangezogen haben Sie mich zu einem Geist; durch Sie bin ich als Mann für die Existenz auf Erden und als Seele für die im Himmel reif geworden. Sie haben mir, um in das Menschliche einzudringen, den Schlüssel der Wahrheit, und um einzudringen ins Übermenschliche, den Schlüssel des Lichts gegeben. O mein Lehrer, wie dank ich Ihnen, daß Sie mein Schöpfer gewesen!

Cimourdain setzte sich neben ihn auf das Strohlager und sagte: Laß uns zu Nacht essen mit einander.

Gauvain brach sein schwarzes Brod und reichte es Cimourdain, der die eine Hälfte davon nahm; dann hielt er ihm den Wasserkrug hin.

– Trink Du zuerst, sagte Cimourdain.

Gauvain gehorchte und gab dann den Krug an Cimourdain. Er hatte blos einen Schluck gethan; Cimourdain hingegen trank in langen Zügen. Ueberhaupt war bei diesem Liebesmahl Gauvain der Hungrige und Cimourdain der Durstige, ein Beweis für die Ruhe des Einen und die fieberhafte Aufregung des Andern.

Nun verbreitete sich in diesem Kerker eine geheimnißvolle Verklärtheit. Die beiden Männer unterhielten sich mit einander:

– Die großen Dinge sind im Werden, sagte Gauvain. Die jetzige Thätigkeit der Revolution ist eine räthselhafte, und hinter dem sichtbaren Werk geht das unsichtbare seinen Gang; das eine verdeckt das andere. Das sichtbare Werk ist grausam, das unsichtbare erhaben. Das Alles leuchtet mir ein in diesem Augenblick. Ein seltsames, herrliches Schauspiel. Freilich hat man sich mit dem vorgefundenen Material behelfen müssen; daher dieses außergewöhnliche 93. Unter einem Gerüst von Barbarei wird der Humanität ein Tempel aufgebaut.

– Jawohl, erwiderte Cimourdain. Aus diesem Uebergangszustand wird sich der endgiltige entwickeln, das heißt ein Parallelismus von Recht und Pflicht, verhältnißmäßig gesteigerte Besteuerung, obligatorischer Kriegsdienst, eine Ausgleichung ohne Ausnahmen, und über Allen und Allem die gerade Linie des Gesetzes, die logische Republik.

– Die ideale Republik, entgegnete Gauvain, wäre mir die liebste. Und nach einer Pause fuhr er fort: O mein Lehrer, wo findet in Allem, was Sie da erwähnt haben, die Hingebung, die Aufopferung, die Selbstverleugnung, die großmüthige Verkettung der wohlwollenden Gefühle, mit einem Wort die Nächstenliebe ihren Platz? Ein allgemeines Gleichgewicht ist viel werth, noch mehr aber die allgemeine Harmonie. Ueber der Wage steht doch noch das Saitenspiel. Durch Ihre Republik wird der Mensch gemessen, eingetheilt, geregelt; meine trägt ihn zum blauen Himmel empor; beide unterscheiden sich gerade so von einander wie ein mathematischer Lehrsatz und ein Adler. – Du verlierst Dich in den Wolken. – Und Sie verlieren sich in der Berechnung. – Diese Harmonie versteigt sich ins Reich der Träume. – Das thut die Algebra auch. – Durch einen Euklid möchte ich den Menschen konstruirt wissen. – Und ich, meinte Gauvain, durch einen Homer.

Cimourdains strenges Lächeln schien Gauvain Halt gebieten zu wollen:

– Dichterphantasten! Durch die Poeten laß Dich nicht bestechen.

– O ich kenne das. Laß Dich durch keinen Lufthauch bestechen, nicht bestechen durch Alles, was strahlt, durch Alles, was duftet, durch die Blumen, durch die Sternbilder. – Von dergleichen läßt sich auch nicht leben. – Wissen Sie das so genau? Auch die Ideen sind in ihrer Art eine Speise; eine Hälfte unseres Wesens nährt sich von Gedanken. – Nur keine Utopien. Die Republik ist ein Einmaleins, und wenn ich Jedem gegeben, was ihm unbedingt zukommt ... – Sind Sie Jedem noch das schuldig, was ihm nicht unbedingt zukommt. – Was meinst Du damit? – Damit meine ich die unendliche Reihe von gegenseitigen Konzessionen, zu welchen Alle gegen jeden Einzelnen verpflichtet sind und auf denen das ganze soziale Leben beruht. – Außerhalb des strengbegrenzten Rechts giebt es nichts mehr. – Oder Alles. – Ich sehe nur Eins vor mir, die Gerechtigkeit. – Und ich sehe höher. – Was stände wohl noch über der Gerechtigkeit? – Die Billigkeit.

Zuweilen hielten Beide inne, als folgte ihr Blick einem vorüberschwebenden Leuchten. – Drücke Dich bestimmt aus, hob Cimourdain wieder an; ich wette, Du vermagst es nicht. – Wohlan. Sie erstreben den obligatorischen Kriegsdienst. Gegen wen? Gegen Mitmenschen. Ich strebe ihn nicht an, weil ich den Frieden anstrebe. Sie wollen den Elenden geholfen, ich aber will das Elend abgeschafft wissen. Sie verlangen die fortschreitende Besteuerung; ich bin jeder Besteuerung abgeneigt und möchte die allgemeinen Ausgaben auf ein Minimum zurückführen, das durch den sozialen Ueberschuß gedeckt würde. – Was willst Du damit wieder sagen?

– Weiter nichts, als schafft vor Allem das Berufsparasitenthum ab, den Priester, den Richter, den Soldaten. Beutet ferner Eure Reichthümer aus; leitet den Dünger statt in die Kloake auf die Felder; drei Viertel des Bodens liegen brach; macht Frankreich einmal urbar; bebaut die nutzlosen Triften; vertheilt die Gemeindegründe; gebt jedem Menschen einen Acker und jedem Acker einen Menschen. Im Augenblick, wo wir sprechen, gewinnt der französische Bauer der Erde nur die Möglichkeit ab, sich vier Mal des Jahres mit Fleisch zu nähren, und dieselbe Erde könnte, bei einer praktischeren Verwendung, dreihundert Millionen Menschen, ja ganz

Europa erhalten. Zieht doch Nutzen aus der urkräftigen, unbeachteten Bundesgenossin, aus der Natur. Macht Euch jeden Windhauch dienstbar, jeden Wasserfall, jede magnetische Strömung. Unser Planet ist von einem Netz von unterirdischen Adern durchwoben, und in diesen Adern fließt Wasser, Oel und Feuer die Menge; diese Adern schneidet auf und verwerthet das Wasser für Eure Brunnen, das Oel für Eure Lampen, das Feuer für Euren Herd. Vertieft Euch in die Schwankungen der Wellen, in die Ebbe und die Fluth, in dieses gewaltige Hin- und Herwogen. Was ist der Ozean Anderes als eine ungeheure verlorene Kraft? Wie thöricht ist es doch von der Erde, daß sie das Meer nicht für sich arbeiten läßt! – Da segelst Du schon mitten im Traum. – Das heißt mitten in der Wirklichkeit.

– Und das Weib, fuhr Gauvain fort, was macht Ihr aus dem? – Was es ist, antwortete Cimourdain, die dienende Gefährtin des Mannes.

– Einverstanden, aber unter einer Bedingung. – Welche? – Daß der Mann seinerseits der dienende Gefährte sei des Weibes.

– Bist Du bei Sinnen? rief Cimourdain; der Mann und dienen? Nimmermehr. Der Mann ist der Herr; ich erkenne nur eine Oberherrschaft an, die am häuslichen Herd; dort ist der Mann ein König. – Einverstanden, aber unter einer Bedingung. – Und die wäre? – Daß die Frau dort eine Königin sei. – Du begehrst also für den Mann und für das Weib... – Gleichberechtigung. – Gleichberechtigung? Weißt Du denn auch, was Du sprichst? Zwei grundverschiedene Wesen! – Darum habe ich Gleichberechtigung gesagt, nicht absolute Gleichheit.

Wieder entstand eine Pause, etwas wie eine Waffenruhe für diese zwei aufeinanderblitzenden Geister; dann brach Cimourdain das Schweigen: Und das Kind, wem gehört das? – Zuerst dem Vater, der es zeugt, dann der Mutter, die es zur Welt bringt, dann dem Lehrer, der es unterrichtet, dann der Heimath, die es zum Mann erzieht, dann der Mutter im höheren Sinn, dem Vaterland, und endlich der Mutter im allerhöchsten Sinn, der Menschheit. – Und Gott übergehst Du? – Jede dieser Bildungsstufen, Vater, Mutter, Lehrer, Heimath, Vaterland, Menschheit ist ja eine Sprosse der Himmelsleiter, die zu ihm emporsteigt.

Cimourdain verstummte und Gauvain setzte hinzu: Wer die letzte Sprosse erreicht hat, ist bei der Gottheit angelangt, die sich dann vor ihm aufthut und ihn in sich aufnimmt.

Cimourdain machte die Geberde, mit der man einen Andern aus der Ferne zu sich nimmt: Kehre auf die Erde zurück, Gauvain. Das Mögliche wollen wir verwirklichen. – Drum sorgt vor Allem dafür, daß es unten Euren Händen nicht zum Unmöglichen werde. – Verwirklichen läßt sich das Mögliche immer. – Immer nicht. Wenn man mit der Hoffnung zu derb umgeht, so tödtet man sie. Nichts ist wehrloser als das werdende Ei. – Aber man muß die Hoffnung immerhin anfassen und sie durch das kaudinische Joch der Wirklichkeit treiben und dem Rahmen der Thatsachen anbequemen. Der abstrakte Begriff muß zu Fleisch und Blut werden; was er an Schönheit und Größe einbüßt, gewinnt er dafür an Nützlichkeit und an Gehalt. Das Recht muß sich in das Gesetz hineinzwängen, und ist dies einmal geschehen, dann wohnen auch dem Gesetz die ewigen Eigenschaften des Rechts inne, und dann ist das erreicht, was ich das Mögliche nenne. – Das Mögliche reicht auch weiter. – So, nun ergehst Du Dich schon wieder in Träumen. – Das Möglichste ist ein geheimnißvoller Adler, der stets über den Menschen kreist. – Diesen Adler muß man einfangen. – Aber lebendig. Ich denke so, fuhr Gauvain fort: Nur immer voran. Wenn Gott gewollt hätte, daß der Mensch zurückschreite, hätte er ihm die Augen nicht vorn in den Kopf gesetzt. Richten wir nur immer den Blick dem Morgenroth, dem Aufblühen, dem Werden zu. Jedes Abfallen bedingt ein Hervorkeimen, und das Aechzen des absterbenden Baumes ruft dem Samenkorn entgegen: Sprieß auf! Jedes Jahrhundert wird sein Werk vollbringen, heute noch das staatliche, morgen das allgemein menschliche. Heute handelt es sich um das Recht; morgen wird sich's um den Lohn handeln. Lohn und Recht sind im Grunde genommen eins. Der Mensch lebt nicht, um leer auszugehen, denn indem Gott Leben schafft, übernimmt er eine Verpflichtung; das Recht ist der angeborene Lohn und der Lohn das zur Geltung gekommene Recht.

Gauvain sprach mit der Innigkeit eines Propheten und Cimourdain lauschte; die Rollen waren vertauscht; jetzt schien der Schüler der Lehrer zu sein.

– Deine Gedanken fliegen rasch, murmelte Cimourdain. – Weil ich wohl etwas eilen muß, sagte Gauvain mit einem Lächeln. – Mein theurer Lehrer, begann er wieder, der Unterschied zwischen unseren beiden Träumen liegt darin, daß Ihnen die obligatorische Kaserne, mir die Schule vorschwebt; Ihr Ziel ist der Soldat und meines ist der Bürger; Sie streben den furchteinflößenden Menschen an, ich den sinnenden; Sie gründen die Republik des Schwertes; ich gründe .... Das heißt, unterbrach er sich, gründen würde ich eine Republik der Geister.

Cimourdain senkte den Blick auf die Steinplatten des Kerkers und sagte: Und bis dahin, was willst Du haben? – Was schon ist. – Du klagst also die Gegenwart nicht an? – Nein. – Weshalb nicht? – Weil sie ein Sturm ist und ein Sturm immer weiß, was er thut; für einen Eichbaum, den er entwurzelt, braust er vielen Wäldern ein frischeres Leben zu. Die menschliche Kultur litt an einer Pest und dieser Orkan befreit sie davon. Vielleicht ist er nicht wählerisch genug, aber wie wäre das auch möglich bei einer solchen Reinigungsaufgabe? Von so verderblichen Dünsten ist die Luft geschwängert, daß ich die Wuth der Windsbraut wohl begreife. Uebrigens, fuhr Gauvain fort, was kümmert mich der Sturm, wenn ich einen Kompaß, was kümmern mich die Ereignisse, wenn ich mein Gewissen habe! Und mit jener gedämpften Stimme, die oft die feierlichste ist, setzte er hinzu: Es lebt Jemand, den man unter allen Umständen walten lassen soll. – Wer? fragte Cimourdain. Gauvain deutete nach oben, und Cimourdain, dessen Blick die Richtung des erhobenen Fingers verfolgte, glaubte durch das Gewölbe des Kerkers hindurch den Sternenhimmel leuchten zu sehen.

Abermals schwiegen Beide.

– Was Du herbeisehnst, begann dann Cimourdain, ist größer, als es die Natur zuläßt. Ich wiederhole es: Du greifst über das Mögliche hinaus; das sind Utopien. – Nein, das ist der Endzweck. Wenn nicht, wozu das gesellschaftliche Zusammenleben? Warum dann nicht ganz bei der Natur bleiben, im Zustand der Wildheit? Otahiti ist ein Paradies, aber ein Paradies, in dem nicht gedacht wird, und solch einem stumpfsinnigen Paradies würde ich eine geistig thätige Hölle noch vorziehen. Doch nein, fern sei uns auch solch eine Hölle! Lassen Sie uns eine menschliche Gesellschaft werden, die über die Schranken der Natur hinauswächst! Wenn

zum Naturzustand nichts Weiteres hinzukommen sollte, weshalb aus ihm heraustreten? Dann begnügt Euch mit der Arbeit wie die Ameise und mit dem Honig wie die Biene und entscheidet Euch für die fleißige Thierheit statt für die gebietende Intelligenz. Sobald Ihr der Natur etwas beifügt, werdet Ihr nothwendigerweise größer als sie, denn beifügen heißt mehren und mehren heißt vergrößern. Die Gesellschaft ist die sublimirte Natur und ich beanspruche für sie Alles, was dem Bienenkorb, Alles, was dem Ameisenhaufen fehlt, die Prachtbauten, die Künste, die Poesie, die Helden der That und die Helden des Gedankens. Der Mensch kann unmöglich dazu verurtheilt sein, ewig Lasten zu tragen. Nein, nein, fort mit den Parias, mit den Sklaven, mit den Galeerenruderern, mit den Verdammten! Jedes Attribut des Menschen sei ein Sinnbild der höhern Kultur und ein Gefäß des Fortschritts! Freiheit für die Geister, Gleichheit für die Herzen, Verbrüderung für die Seelen! Kein Joch mehr, nein! Um Schwingen auszubreiten und nicht um Ketten zu schleppen sind wir geschaffen. Darum nicht weiter gekrochen am Boden! Ich verlange, daß sich die Larve zum Schmetterling verkläre, daß sich der Wurm in eine lebendige, davonstiegende Blume verwandle, verlange....

Er hielt inne. Sein Auge glühte; seine Lippen bewegten sich noch, aber er sprach nicht mehr.

Durch die nur angelehnte Thür drang das Geräusch der Außenwelt bis in den Kerker. Erst vernahm man gedämpfte Trompetenklänge, wahrscheinlich die Reveille, dann das Dröhnen von Gewehrkolben: draußen wurden die Schildwachen abgelöst; und endlich entstand, ziemlich nah beim Thurm, eine Bewegung, die man, soweit man sich in der Dunkelheit davon Rechenschaft zu geben vermochte, für ein Hin- und Herschieben von Brettern halten konnte, welches von regelmäßigen dumpfen Hammerschlägen begleitet war.

Cimourdain erblaßte und lauschte hin, aber Gauvain sah und hörte nicht. Immer tiefer war er in seine Träumerei versunken. Er schien nicht einmal mehr zu athmen, so war er in den Anblick dessen verloren, was aus der visionenerfüllten Wölbung seiner Stirn vor ihm aufstieg. Zuweilen durchzuckte ihn ein seliges Aufschauern und immer glänzender strahlte das Morgenleuchten seines Auges.

Nachdem die Beiden geraume Zeit stumm dagesessen, fragte Cimourdain: Woran denkst Du?

– An die Zukunft, sagte Gauvain und sank in seine Betrachtungen zurück. Er bemerkte nicht, daß Cimourdain sich vom Strohlager erhob, auf das dieser sich neben ihm niedergelassen hatte; Cimourdain aber bewegte sich rücklings, den Blick bis zu Ende auf den sinnenden Jüngling zärtlich geheftet, langsamen Schritts der Thür zu und entfernte sich so aus dem Kerker, der gleich darauf wieder geschlossen wurde.

VI.

Bei Sonnenaufgang

Es dauerte nicht mehr lange, so graute der Morgen und mit dem Morgengrauen tauchte über dem Wald von Fougères, auf dem Plateau vor La Tourgue, etwas Seltsames, Unbewegliches, Befremdendes auf, das die Vögel des Himmels hier noch nie gesehen hatten. Es war über Nacht aufgebaut oder besser aufgepflanzt worden und sein Profil hob sich vom Horizont in lauter harten, geraden Linien ab, die an die Form eines hebräischen Buchstabens oder einer Hieroglyphe aus dem alten egyptischen Räthselalphabet erinnerten. Der erste Begriff, den dieses Ding im Beschauer weckte, war der der Zwecklosigkeit. Man fragte sich, wozu es dort auf jener Fläche von glühendem Haidekraut stand. Dann aber überlief Einen ein Schauder. Man hatte ein auf vier Posten ruhendes Podium vor sich. An dem einen Ende dieses Podiums ragten zwei lange Pfähle hoch aufgerichtet in die Luft und an dem Querbalken, der sie oben mit einander verband, hing ein rechtwinkeliges Dreieck, das im blauen Morgenhimmel schwarz erschien. Am anderen Ende war eine Leiter angebracht. Am Podium zwischen den beiden Pfählen, also unter dem Dreieck, gewahrte man eine Art Riegelwand, aus zwei beweglichen Hälften bestehend, die zusammen, wenn die obere auf der unteren ruhte, ein rundes, dem Umfang eines menschlichen Halses so ziemlich entsprechendes Loch bildeten. Die obere Hälfte griff rechts und links in eine Fuge an die Pfähle ein und konnte so hinaufgezogen und heruntergelassen werden. Dermalen waren die beiden Hälften mit ihren halbkreisförmigen Einschnitten von einander getrennt. Am Fuß der zwei Pfähle mit dem Dreieck bemerkte man ferner ein Brett

mit Scharnieren, das sich schaukelförmig heben und senken ließ. Neben diesem Brett stand ein langer und zwischen den beiden Pfählen, gegen den Rand des Podiums zu, ein viereckiger Korb. Das Ganze war, mit Ausnahme des eisernen Dreiecks, von Holz und roth angestrichen. Man sah ihm an, daß es von Menschenhand gezimmert worden, so häßlich, kleinlich und armselig war es, und dennoch schaute es so entsetzlich drein, daß es verdient hätte, durch Rachegenien hergetragen worden zu sein. Dies ungestaltete Balkenwerk war die Guillotine. Ihr hart gegenüber ragte aus der Schlucht ein anderes Ungeheuer, La Tourgue; das steinerne Ungeheuer bildete die Folie zum hölzernen. Es läßt sich fast behaupten, daß Holz und Stein, wenn vom Menschen einmal gestaltet, aufhören, Holz und Stein zu sein und etwas vom Wesen ihrer Bearbeiter annehmen. Ein Gebäude ist zugleich auch ein Grundsatz und eine Maschine eine Idee. La Tourgue war jenes verhängnißvolle Ergebniß der Vergangenheit, welches in Paris die Bastille hieß, in England der Londoner Tower, in Deutschland der Spielberg, in Spanien das Eskurial, zu Moskau der Kreml und das Kastell Sant'-Angelo zu Rom. In La Tourgue hatten sich fünfzehnhundert Jahre zusammengedrängt, das ganze feudale Mittelalter mit seinem Lehenswesen und seiner Leibeigenschaft; in der Guillotine verkörperte sich das eine Jahr 93, und diese zwölf Monate hielten jenen fünfzehn Jahrhunderten die Wage. La Tourgue war die Monarchie; die Guillotine war die Revolution. Welch tragisches Gegenüber! Auf der einen Seite die Schuld, auf der anderen die Verfallzeit, hier die unentwirrbare soziale Verwickelung, Hörige und Herren, Sklaven und Gebieter, Bürgerthum und Adel, eine Unmasse von Gesetzbüchern, jedes abgezweigt in eine andere Unmasse Gewohnheitsrechte, das Bündniß des Richters und des Priesters, die zahllosen Unterbindungen aller Lebensadern, der Fiskus, die Salz- und Kopfsteuer, die todte Hand, die Ausnahmestellungen, die Privilegien, der königliche Vorbehalt des Bankrotts, das Szepter, der Thron, die Willkür, das Gottesgnadenthum; dort ein einfaches Fallbeil. Dem Knoten gegenüber das Schwert. Wie lange hatte La Tourgue in dieser Einsamkeit gebieterisch gewaltet! Da stand es noch mit seinen Mauervorsprüngen, aus denen einst siedendes Oel und brennendes Pech und geschmolzenes Blei hinabströmte, mit seinem Verließ voll Gebeinen, mit seiner Folterkammer, mit der ungeheuren Tragik seines Vorlebens, eine unselige Gestalt, die im Schatten dieses von ihr beherrschten Waldes fünfzehn Jahrhunderte wilder Ruhe genossen; für die ganze Umgegend war dieser Thurm die einzige Macht,

die einzige Respektsperson, der einzige Schrecken gewesen; er hatte regiert, barbarisch und unumschränkt, und sah nun plötzlich etwas, nein mehr als etwas, Jemand vor sich und gegen sich aufstehen, der ebenso gräßlich war, die Guillotine. Dem Stein scheint zuweilen ein räthselhaftes Schauen innezuwohnen, als könne die Statue beobachten, der Thurm lauern, der Palast betrachten. So war es jetzt auch, als ob La Tourgue, die Guillotine mit den Augen verschlingend, an sich selber die Frage richte, was das sei. Jenes Etwas schien aus der Erde herausgewachsen zu sein, und so verhielt es sich auch in der That; aus dieser verhängnißvollen Erde war ein verhängnißvoller Baum aufgeschossen; aus diesem Boden, den so viel Schweiß, so viele Thränen, so viel Blut gedüngt hatte, aus diesem Boden, in den so viele Gruben und Gräber, Höhlen und Fallen gegraben worden, aus diesem Boden, in dem alle Opfergattungen jeder Gattung von Tyrannei moderten, aus diesem Boden, der auf so vielen Abgründen lag und in den so manche Unthaten wie ebensoviel fruchtbare Samenkörner versenkt waren, aus diesem tiefdurchfurchten Boden war zur gegebenen Stunde jene unbekannte Rächerin, jene blutdürstige schwertführende Maschine emporgestiegen, und 93 hatte zu der alten Welt gesagt: Da bin ich. Mit vollem Recht konnte die Guillotine dem Thurm zurufen: Ich bin Deine Tochter. Und der Thurm seinerseits fühlte – denn dergleichen lebt ein dunkles Räthselleben –, daß ihm diese seine Tochter das Leben nahm. Wie verstört blickte er zu der drohenden Erscheinung hinüber, man hätte fast meinen können, er fürchte sich davor. Seine ungeheuerliche Granitmasse war in ihrer majestätischen Verruchtheit durch jene zwei Balken mit dem Dreieck überboten und mit Abscheu bebte die gestürzte vor der neueingesetzten Allmacht zurück. Die Kriminalgeschichte und die Geschichte der Feudaljustiz starrten einander an. Die Gewaltthätigkeit von ehemals verglich sich mit der jetzigen und die alte Festung, das alte Gefängniß, die alte Herrenburg, die einst vom Geheul entzweigerissener armer Sünder widerhallte, der kampfunfähig und nutzlos gewordene, geschändete, entwaffnete, seiner Krone beraubte Krieg- und Mordbau, dieser Steinhaufen, der nun gerade so viel werth war wie ein Häuflein Asche, dieser abscheuliche, imponirende Leichnam, in dem noch die Seelenschwingungen greuelvoller Jahrhunderte nachzitterten, sah jetzt mit Grauen die gegenwärtige Stunde an sich vorüberziehen. Dem Gestern schauderte vor dem Heute; die alte Grausamkeit erkannte und erduldete das Entsetzen der Neuzeit; das schon ins Nichts Hinschwindende riß vor dem

Werkzeug der Schreckenstage seine Geisteraugen auf und das Phantom betrachtete das Gespenst.

Die Natur ist unbarmherzig; sie übt die Gnade nicht, vor den menschlichen Freveln mit ihren Blumen, ihrem Wohllaut, ihren Strahlen und Düften zurückzuhalten, und erdrückt den Menschen lieber unter dem Kontrast ihrer göttlichen Pracht und seiner sozialen Häßlichkeit; sie erläßt ihm auch nicht einen Schmetterlingsflügel, auch nicht einen Vogeltriller; mitten im Mord, mitten in der Rache, mitten in der Barbarei, muß er den Anblick der heiligen Dinge ertragen und darf sich nicht dem unendlichen Vorwurf der allgemeinen Milde und dem unerbittlich heitern Blau des Himmels entziehen.

Mitten im blendenden Glanz der Ewigkeit muß die Mißgestalt der menschlichen Satzungen sich in ihrer ganzen Nacktheit bloßstellen. Der Mensch zerbricht und zermalmt; der Mensch zerstört und tödtet, aber der Sommer bleibt der Sommer, die Lilie bleibt Lilie, das Gestirn Gestirn.

Nie war die frische Morgensonne lieblicher aufgegangen als an diesem Tag. Ein lauer Wind wiegte die Grashalmen hin und her; weich schmiegten sich Dunstflocken durch die Zweige und ganz durchweht vom Athemhauch der Quellen dampfte der Wald von Fougères wie ein großer duftender Altar. Das blaue Firmament, die weißen Wolken, das klare, durchsichtige Wasser, das Grün der Blätter, jene harmonische Farbentonleiter, die vom Aquamarin aufsteigt bis zum Smaragd, die brüderlichen Baumgruppen, die Rasenteppiche, die tiefgedehnten Landflächen, das Ganze war von jener Reinheit durchdrungen, mit der die Natur dem Menschen von Ewigkeit her ins Gewissen redet. Und unter dem Allem machte sich des Menschen verruchtes Treiben schamlos breit; aus dem Allem erhoben sich die Festung und das Schaffot, der Krieg und das Hochgericht, die Verkörperungen des blutgierigen Zeitalters und der blutigen Minute, die Nachteule der Vergangenheit und die Fledermaus der Zukunftsdämmerung. Der leuchtende Himmel aber, der im Angesicht der blühenden, duftenden, liebenden und liebenswerthen Schöpfung auch La Tourgue und die Guillotine in Morgenstrahlen badete, schien den Menschen zu sagen: Da seht, was ich thue und was Ihr thut. So kann ein gewaltiger Mahnruf oft hervorklingen aus dem Licht der Sonne.

Dieses Schauspiel hatte zahlreiche Zuschauer. Die viertausend Mann der kleinen Expeditionsarmee standen in Schlachtordnung auf dem Plateau, zu drei Seiten der Guillotine, um die sie, um uns bildlich auszudrücken, die Figur eines lateinischen großen *E* beschrieben, in dessen längerer Linie die Batterie die Mitte einnahm. Die rothe Maschine war zwischen den drei Fronten, diesen Mauern von Soldaten, die sich zu zwei Seiten bis zum Rande des Plateaus ausdehnten, wie eingesperrt; nur die vierte Seite, die der Schlucht und dem Thurm zugekehrte, war frei. Das Ganze bildete also ein längliches Viereck, in dessen Zentrum sich das Schaffot erhob. Je höher die Sonne stieg, desto mehr verkürzte sich der Schatten, den die Guillotine warf. Die Kanoniere standen mit glimmender Lunte bei ihren Geschützen. Aus der Schlucht qualmte ein sanfter bläulicher Rauch, das letzte Lebenszeichen der hinsterbenden Feuersbrunst. Dieser Rauch umschwamm, ohne ihn jedoch zu verschleiern, den Thurm von La Tourgue, dessen ragende Plattform den ganzen Horizont beherrschte. Plattform und Guillotine waren nur durch die Breite der Schlucht von einander getrennt, so daß man hüben und drüben mit einander sprechen konnte. Auf diese Plattform hatte man den Gerichtstisch und den Sessel mit den dreifarbigen Fahnen geschafft und am immer sonnigeren Hintergrund hob sich die Steinmasse der Festung und oben drüber auf dem Präsidentenstuhl und unter den Trikoloren die Gestalt eines mit verschränkten Armen dasitzenden Mannes schwarz ab, Cimourdain's Gestalt. Er war wie am Abend zuvor als Zivilkommissar gekleidet und trug den Hut mit dreifarbigem Federbusch, an der Seite einen Säbel und im Gürtel seine Pistolen. Er schwieg. Es schwieg Alles. Mit gesenktem Blick standen die Soldaten Gewehr bei Fuß, so dicht neben einander, daß sie einander mit den Ellenbogen berührten, aber dennoch flüsterte keiner mit seinem Nebenmann. In dumpfem Hinbrüten ließen sie diesen ganzen Krieg vor ihrem Geist vorüberziehen mit all seinen Kämpfen, mit den kugelsprühenden Hecken, die sie so muthig angriffen, mit den Schwärmen von anstürmenden Bauern, die ihre Tapferkeit zurückgeworfen, mit den eroberten Festungen, den gewonnenen Schlachten, den Triumphen allen, und jetzt ward ihnen, als verkehre sich in Schande ihr ganzer Ruhm. Eine düstere Erwartung schnürte jede Brust zusammen. Auf der Plattform der Guillotine sah man im wachsenden Morgenglanz, der sich majestätisch über den Himmel ausbreitete, den Henker auf- und niederschreiten.

Plötzlich vernahm man den gedämpften Schall von umflorten Trommeln, ein schauerliches Wirbeln, das immer näher kam. Die Front that sich auf und ließ einen Zug durch, der sich nach dem Blutgerüst bewegte, voran die verschleierten Trommeln, dann eine Kompagnie Grenadiere mit umgekehrtem Gewehr, dann ein Peloton Gendarmen mit blankem Säbel, dann der Verurtheilte, Gauvain, der frei einherschritt, ohne Fesseln, in kleiner Uniform, den Degen an der Seite, und endlich ein anderes Peloton Gendarmen. Gauvain's Antlitz war noch von jener sinnigen Glückseligkeit umflossen, die ihn verklärt hatte, als er zu Cimourdain gesagt: »Ich denke an die Zukunft,« und es ließ sich nichts Erhabeneres denken als dieses fortleuchtende Lächeln. Sein erster Blick, als er die düstere Stätte erreichte, galt, die Guillotine verschmähend, der Plattform des Thurms, denn er wußte, daß Cimourdain es für seine Pflicht halten werde, der Hinrichtung beizuwohnen. Ihn suchte sein Auge und fand ihn auch dort oben.

Cimourdain ward erdfahl und eisstarr. Die neben ihm Stehenden konnten seinen Athemzug nicht vernehmen.

Als er Gauvain ankommen sah, war auch nicht das leiseste Zucken an ihm zu bemerken gewesen.

Unterdessen ging Gauvain auf die Guillotine zu, schaute aber, während er so dahinwandelte, immer noch zu Cimourdain hinüber, der auch ihn unverwandt anschaute. Es war, als stütze sich Cimourdain auf diesen Blick.

Nun war Gauvain am Fuße des Schaffots angelangt und bestieg es, gefolgt von dem Offizier, der die Grenadiere befehligte. Er schnallte den Degen los und überreichte ihn dem Offizier; dann nahm er die Halsbinde ab und reichte sie dem Henker. Nie war er so schön gewesen; er strahlte wie ein Traumbild. Seine braunen Locken flatterten im Wind; damals war es nicht Brauch, dem Verurtheilten das Haar abzuschneiden, sein Nacken war lieblich anzusehen wie der eines Weibes und sein Blick heldenmüthig und erhaben wie der eines Erzengels. So stand er traumhaft auf dem Blutgerüst. Auch diese Stätte ist ein Gipfel, und auf diesem Gipfel thronte Gauvain befriedet und von der Sonne wie mit einem Glorienschein umwoben.

Nun trat der Henker mit einem Strick in der Hand an ihn heran, um ihn zu binden, und jetzt, im Augenblick, wo sie ihren jungen Führer wirklich dem

Beil verfallen sahen, hielten es die Soldaten nicht länger aus; den Kriegern sprengte diese Minute das Herz, und man hörte etwas Unerhörtes, das Aufschluchzen einer Armee. – Gnade! Gnade! rief es von allen Seiten. Einige fielen auf die Knie; Andere warfen ihre Gewehre weg und erhoben die Arme zur Plattform des Thurms nach Cimourdain. – Nimmt man denn für das Ding da keine Ersatzmänner an? schrie ein Grenadier, indem er auf die Guillotine deutete; hier bin ich! Und wie außer sich riefen Alle wieder: Gnade! Gnade! und selbst Löwen hätten bei diesem Anblick der Rührung und des Schreckens sich nicht erwehrt, denn es ist etwas Furchtbares um die Thränen eines Soldaten. Selbst der Henker hielt inne und stand rathlos. Da sprach vom Thurm herab eine abgebrochene, leise Stimme, deren Worte doch Jedermann vernahm:

– Dem Gesetz die Ehre!

Jetzt kannte man den Ausspruch der Unerbittlichkeit. Cimourdain hatte entschieden. Der Armee überlief ein Schauder. Der Henker zögerte nicht länger; er trat näher.

– Warten Sie, sagte Gauvain. Und gegen Cimourdain gewendet, winkte er ihm mit seiner freigebliebenen Rechten einen Scheidegruß zu; dann ließ er sich binden. – Pardon, noch eins, sagte er, als dies geschehen war, zum Henker, und rief mit lauter Stimme: Es lebe die Republik!

Dann wurde er auf das Schaukelbrett gelegt; der verruchte Ring schloß sich hinter seinem anmuthigen stolzen Haupt; sanft hob ihm der Henker das Haar vom Nacken und drückte an der Feder. Das eiserne Dreieck löste sich vom Querbalken und glitt erst langsam, dann blitzschnell herab; ein gräßlich Dröhnen und ...

In demselben Augenblick dröhnte es ebenso gräßlich von drüben her. Dem Dröhnen des Fallbeils antwortete das Dröhnen eines Schusses. Cimourdain hatte eine der Pistolen aus seinem Gürtel gerissen und jagte sich, im Moment, da Gauvains Kopf in den Korb rollte, eine Kugel durch das Herz. Aus seinem Mund brach ein Blutstrom und er sank todt in den Sessel zurück.

So entschwebten sie denn miteinander, diese zwei Seelen, tragisch verschwistert und so innig in einander hinschmelzend, daß der Schatten der einen im Licht der anderen zerfloß.

Ende.

Victor Hugo

Ein Doppelquartett

I

In diesem Jahr heckten vier junge Pariser einen »guten Spaß« aus. Einer war von Toulouse, der zweite von Limoges, der dritte von Cahors, der vierte von Montauban. Aber sie waren Studenten, und wer Student sagt, sagt Pariser. In Paris studieren heißt in Paris geboren werden.

Die jungen Leute waren unbedeutend. Jeder hat solche Gesichter gesehen; vier Stichproben vom Typ des ersten besten. Nicht gut und nicht schlecht, nicht gelehrt und nicht ohne Kenntnisse, weder Genies noch Einfaltspinsel; schön von dem reizvollen April, den man »zwanzig Jahre alt sein« nennt. Es waren irgendwelche vier Oscars; denn damals gab es die Arthurs noch nicht. »Verbrenne ihm Arabiens Düfte«, sang die Romanze, »denn Oscar naht, und sehen darf ich ihn.« Man hatte den »Ossian« in sich aufgenommen, die Eleganz war skandinavisch und schottisch. Das reine englische Genre setzte sich erst später durch, und kaum hatte der erste Arthur, Wellington, in der Schlacht bei Waterloo gesiegt.

Diese Oscars nannten sich Félix Tholomyès, aus Toulouse; Listolier, aus Cahors; Fameuil, aus Limoges; der letzte, Blachevelle, aus Montauban. Natürlich hatte ein jeder seine Geliebte. Blachevelle liebte Favourite, die so hieß, weil sie nach England gereist war. Listolier betete Dahlia an, die als Kosenamen einen Blumennamen trug. Fameuil vergötterte Zéphine, eine Abkürzung von Joséphine. Tholomyès hatte Fantine, die Blonde genannt wegen ihres schönen, sonnengoldenen Haares.

Favourite, Dahlia, Zéphine und Fantine waren vier entzückende Mädchen, duftend und strahlend, noch ein wenig Näherinnen, da sie ihre Nadel nicht ganz niedergelegt hatten. Die Liebelei hatte sie ihrer Arbeit entfremdet, aber von ihren Gesichtern ging ein Rest des frohen Genügens aus, das mit ihr verbunden ist, und in ihren Seelen blühte noch die Blume der Ehrbarkeit, die im Weibe den Verlust der Jungfräulichkeit überlebt. Eine der vier nannte man die Junge, weil sie die geringste Zahl von Jahren hatte, und eine die Alte; die Alte war dreiundzwanzigjährig. Um nichts zu

verheimlichen: Die drei anderen waren im Wirrwarr des Lebens erfahrener, leichtfertiger und oberflächlicher als die blonde Fantine, die noch an ihrer ersten Illusion hing.

Dahlia, Zéphine und zumal Favourite hätten das nicht von sich sagen können. Schon mehr als eine Episode wies ihr kaum begonnener Roman auf, und der Liebhaber, der im ersten Kapitel Adolphe hieß, hieß etwa Alphonse im zweiten, Gustave im dritten. Armut und Koketterie sind zwei schädliche Ratgeberinnen; jene murrt, diese schmeichelt, und beide flüstern sie, jede auf ihrer Seite, den schönen Töchtern des Volkes ins Ohr. Die schlechtbewachten Seelen hören auf sie. Daraus erklären sich ihr Straucheln und die Gehässigkeit, die sie mit Steinen bewirft. Man entmutigt sie durch den Glanz alles dessen, was unbefleckt und unzugänglich ist. Ach! Wenn die weiße Jungfrau hungern müßte!

Favourite, die in England gewesen war, wurde von Zéphine und Dahlia bewundert. Sie hatte sehr früh eine Häuslichkeit gehabt. Ihr Vater war ein brutaler, alter Mathematikprofessor, der gaskognische Mundart sprach. Unverheiratet, gab er Privatstunden. Als er jung war, hatte er eines Tages das Kleid einer Kammerfrau sich an einem Ofenschirm anhaken sehen, und dieser Zwischenfall hatte ihn verliebt gemacht. Die Frucht war Favourite. Sie traf hin und wieder ihren Vater, der sie begrüßte. Eines Morgens war eine alte Frau, die wie eine Betschwester aussah, bei ihr eingetreten und hatte zu ihr gesagt: »Sie kennen mich nicht, Fräulein?« – »Nein.« – »Ich bin deine Mutter.« Dann hatte die Alte das Büffet geöffnet, getrunken und gegessen, eine Matratze bringen lassen, die ihr gehörte, und sich behaglich eingerichtet. Diese Mutter, zänkisch und fromm, sprach nie mit Favourite, ganze Stunden äußerte sie kein Wort; sie frühstückte, speiste mittags und abends für vier, ging hinunter, um bei dem Pförtner gesellschaftliche Empfänge abzuhalten, und schimpfte auf ihre Tochter.

Dahlia war zu Listolier, wohl auch zu anderen, und zum Müßiggang dadurch verleitet worden, daß sie allzu hübsche rosige Nägel hatte. Wie sollte man diese Nägel zur Arbeit zwingen? Zephine hatte Fameuil erobert mit ihrer niedlichen, schmollenden und zärtlichen Art, »Ja, mein Herr!« zu sagen.

Fantine war das einzige der vier Mädchen, das nur von einem einzigen geduzt wurde. Sie entstammte den unergründlichsten Schichten des sozialen Dunkels und trug an der Stirn das Zeichen des Anonymen und Unbekannten. In Montreuil-sur-Mer war sie geboren. Von welchen Eltern? Wer könnte es sagen? Niemand wußte von ihrem Vater und ihrer Mutter. Warum hieß sie Fantine? Nie hörte man einen anderen Namen von ihr. Zu der Zeit ihrer Geburt hatte noch das Direktorium die Herrschaft. Kein Familienname, sie besaß keine Familie; kein Taufname, es gab keine Kirche mehr. Sie nannte sich, wie es dem ersten Vorübergehenden gefiel, der sie traf, als sie ganz klein war und barfuß über die Straße lief. Sie bekam einen Namen, wie ihr das Wasser der Wolken auf die Stirn tropfte, wenn es regnete. Man nannte sie die kleine Fantine. Niemand konnte mehr von ihr erzählen. So war dieses Geschöpf ins Dasein getreten. Mit zehn Jahren verließ Fantine die Stadt und verdingte sich bei Bauern in der Umgegend. Mit fünfzehn Jahren ging sie nach Paris, um »ihr Glück zu finden«. Fantine war schön und blieb rein, solange sie irgend konnte. Sie war eine hübsche Blondine mit schönen Zähnen. Sie hatte Gold und Perlen zur Mitgift, aber ihr Gold umrahmte ihren Kopf, und ihre Perlen waren in ihrem Mund.

Sie arbeitete, um zu leben; danach, und wieder um zu leben, denn auch das Herz fühlt Hunger, liebte sie. Sie liebte Tholomyès. Es war ein Zeitvertreib für ihn, Schicksal für sie. Die Straßen des Lateinischen Viertels, die das Gewimmel der Studenten und der Grisetten erfüllte, sahen das Werden dieses Traumes. In den dädalischen Windungen des Pantheonhügels, in denen so viele Abenteuer angeknüpft werden und sich lösen, war Fantine Tholomyès lange geflohen, aber so, daß sie ihm immer wieder begegnete. Es gibt ein Meiden, das einer Suche gleicht. Kurz, das Idyll hub an.

Blachevelle, Listolier und Fameuil bildeten eine Gruppe, deren Haupt Tholomyès war. Er hatte den Geist für sie alle. Tholomyès war der alte Student in firnen Jahren. Er war begütert mit einer Rente von viertausend Francs. Viertausend Francs Rente, ein prachtvolles Ärgernis für den Berg der heiligen Genoveva. Tholomyès war ein dreißigjähriger, fragwürdig konservierter Lebemann. Er war runzlig und zahnlos, und er deutete bereits eine Kahlköpfigkeit an, von der er selbst, ohne traurig darüber zu sein, sagte: »Mit Dreißig ein Schädel, mit Vierzig glatt wie ein Knie.« Er hatte

eine mäßige Verdauung und eine Tränenfistel. Doch je mehr seine Jugend erlosch, desto mehr entzündete sich seine Heiterkeit. Er ersetzte seine Zähne durch spöttischen Witz, seine Haare durch Übermut, seine Gesundheit durch Ironie, und sein tränendes Auge lachte ohne Unterlaß. Er war verderbt, aber er stand in Blüte. Seine Jugend, die vor der Zeit ihr Lager abbrach, zog sich geordnet zurück, lachte schallend und täuschte durch erkünsteltes Feuer. Er hatte ein Stück verfaßt, das vom Vaudeville abgelehnt wurde. Ab und zu dichtete er ein paar Verse. Außerdem zweifelte er mit Überlegenheit an allem, was nach Meinung der Schwachen eine große Stärke ist. Er war also ironisch und kalt. Er war der Chef. Iron ist ein englisches Wort für Eisen. Sollte die Ironie sich von dorther schreiben? Eines Tages ließ Tholomyès die drei anderen zu sich kommen und sagte mit orakelhafter Geste: »Seit bald einem Jahr bitten uns Fantine, Dahlia, Zéphine und Favourite, ihnen eine Überraschung zu bereiten. Wir haben sie ihnen feierlich versprochen. Sie reden darüber in einem fort, besonders mit mir. Wie in Neapel die alten Frauen dem heiligen Januarius zurufen: ›Faccia gialluta, fa o miracolo‹ – gelbes Gesicht, tue dein Wunder-, sagen unsere Schönen immer zu mir.: ›Tholomyès, wann wirst du deine Überraschung gebären?‹ Und zugleich erkundigen sich brieflich unsere Eltern. Unausstehlich dies wie das. Mir scheint, der Augenblick ist gekommen. Wir wollen darüber plaudern.«

Dann senkte Tholomyès die Stimme und unterbreitete einen Vorschlag, der so heiter war, daß ein breites Grinsen der Begeisterung allen vier Mündern entschwebte Und Blachevelle rief: »Ja, das ist eine Idee!« Eine rauchige Kneipe war in der Nähe, sie traten ein, und der Fortgang ihrer Beratung verlor sich im Halbdunkel. Aus dieser Finsternis ging eine blendende Landpartie hervor, die man am folgenden Sonntag unternahm und zu der die vier jungen Männer die vier jungen Mädchen einluden.

II

Was vor fünfundzwanzig Jahren eine Landpartie von Studenten und Grisetten war, läßt sich heute nur schwer schildern. Die Stadt hat nicht mehr dieselbe Umgebung. Das Gesicht dessen, was man das Leben von Rings-um-Paris nennen könnte, hat sich seit einem halben Jahrhundert völlig geändert. Wo der Kuckuck schrie, braust der Eisenbahnwagen. Wo das

Zollschiff dahinglitt, fährt das Dampfboot. Man sagt heute Fécamp, wie man einst Saint-Cloud sagte. Paris von 1862 ist eine Stadt mit Frankreich als Bannmeilengebiet.

Die vier Paare unterzogen sich gewissenhaft allen damals denkbaren ländlichen Zerstreuungen. Die Ferien nahten, es wurde ein heißer, heller Sommertag. Gestern hatte Favourite, die einzige, die des Schreibens kundig war, im Namen der vier an Tholomyès geschrieben: »O frivol ist uns zumut', es spaziert früh wohl sich gut.« Deshalb waren sie schon um fünf Uhr morgens aufgestanden. Dann fuhren sie mit dem Marktschiff nach Saint-Cloud, sahen die springenden Wasser trocken und riefen: »Wie schön muß das erst sein, wenn Wasser drauf ist!« Sie frühstückten im »Schwarzen Kopf«, leisteten sich an der kreuzförmigen Baumpflanzung vor dem großen Becken eine Partie in einer Glücksbude, wo man Ringe warf, kletterten in die Laterne des Diogenes, spielten um Makronen Roulette neben der Brücke von Sèvres, pflückten Sträuße in Puteaux, kauften kleines Gebäck in Neuilly und aßen überall Apfeltörtchen. Sie waren selig.

Die jungen Mädchen lärmten und schwatzten wie Grasmücken, die entflattert sind. Es ging toll her. Manchmal gaben sie den jungen Männern sanfte Püffe. Morgenrausch des Lebens! Wundervolle Jahre! Der Libellenflügel zittert. Wer du auch sein magst, erinnerst du dich? Bist du unter dem Gesträuch umhergeschlendert und hast wegen des reizenden Köpfchens hinter dir die Zweige beiseite gebogen? Bist du lachend über eine vom Regen feuchte Böschung gerutscht, mit einer geliebten Frau, die dich mit ihrer Hand zurückhielt und schrie: »Ach, meine funkelnagelneuen Schnürstiefel sind hin!« Wir wollen gleich erwähnen, daß diese belustigende Unannehmlichkeit, ein Guß vom Himmel, für die fidele Gesellschaft ausblieb, obschon Favourite, als man aufbrach, in belehrendem und mütterlichem Ton sagte: »Die Schnecken kriechen über die Wege. Ein Zeichen, daß es regnen wird.«

Alle vier waren sie zum Verrücktwerden hübsch. Ein guter alter klassischer Dichter, der damals berühmt war, ein Biedermann, der eine Eleonore angebetet hatte, irrte an jenem Tage durch eine Kastanienallee von Saint-Cloud, sah sie um sechs Uhr morgens vorüberziehen und rief: »Es ist eine zuviel«, wobei er an die Grazien dachte. Favourite, die Freundin

Blachevelles, die Dreiundzwanzigjährige, die Alte, lief unter den großen grünen Zweigen voran, sprang über die Gräben, setzte kühn über das Buschwerk und führte den heiteren Schwarm mit der Unbändigkeit einer jungen Faunin. Zéphine und Dahlia, die ein Zufall derart schön gemacht hatte, daß sie, wenn sie sich einander näherten, beide zur Geltung kamen und sich ergänzten, trennten sich nicht, mehr noch aus instinktiver Eitelkeit als aus Freundschaft. Die erste an die zweite sich lehnend, bildeten sie englische Posen. Damals begannen die Keepsakes zu erscheinen, die Frauen wurden nach der Schwermut bewertet wie später die Männer nach den Graden des Byronismus, und die Haare des zarten Geschlechts hingen schon klagend herab. Listolier und Fameuil stritten um den Vorrang ihrer Professoren und erklärten Fantine den Unterschied zwischen Herrn Delvincourt und Herrn Blondeau.

Blachevelle schien eigens geschaffen, auf seinem Arm den Kaschmirschal von Favourite zu schleppen. Tholotmyès folgte, die Gruppe überragend. Er war sehr vergnügt, aber man merkte ihm an, daß er regierte. In seiner Gemütlichkeit hatte er viel von einem Diktator. Seine Hauptzierde war eine Nankinghose mit Säulen wie Elefantenbeine und Messingstegen. Er hatte ein mächtiges spanisches Rohr zu zweihundert Francs und, da er sich alles erlaubte, ein seltsames Ding im Mund, eine Zigarre. Ihm war nichts heilig, er rauchte. »Dieser Tholomyès«, sagten die anderen in Ehrfurcht, »ist fesch. Was der für Hosen hat, was für eine Energie!«

Fantine war die Freude. Ihre schimmernden Zähne hatten offenbar von Gott eine Mission erhalten: zu lachen. Sie trug noch lieber in der Hand als auf dem Scheitel ihr Hütchen aus genähtem Stroh, mit langen weißen Bändern. Ihr dichtes blondes Haar, das dazu neigte, zu wehen, und sich leicht löste und das sie unaufhörlich wieder ordnen mußte, schien für die Flucht der Galatea unter den Weiden bestimmt zu sein. Ihre rosigen Lippen plapperten hold. Ihre Mundwinkel, wollüstig gehoben wie bei den antiken Masken der Erigona, der Geliebten des Bacchus, sahen so aus, als ermutigten sie die Verwegenheit. Aber ihre langen, umschatteten Wimpern senkten sich diskret über das Hallo der unteren Hälfte ihres Gesichts, Ruhe gebietend. Ihre ganze Toilette hatte etwas Singendes und Flammendes. Ihr Gewand war von malvenfarbenem Barege, die Schleifen ihrer hohen Goldkäferstiefel zeichneten eine Anzahl von X auf ihre dünnen, weißen

Strümpfe. Ihre enge Musselin-Spencerjacke war ein Marseiller Erzeugnis, dessen Name Canezou, eine Entstellung der Worte »quinze août« (der fünfzehnte August), im Dialekt der Cannebière ausgesprochen, Schönwetter bedeutet, Hitze und Süden. Die drei anderen, die weniger schüchtern waren, zeigten die Brust entblößt, was im Sommer, unter mit Blumen bedeckten Hüten, viel Anmut und Verlockung vorgaukelte. Aber neben ihrer gewagten Gala schien der Canezou der blonden Fantine, mit seiner Durchsichtigkeit hier und da, mit dem, was er halb und halb verschwieg, was er zugleich verbarg und zur Schau stellte, ein herausfordernder Fund an Dezenz.

Mit glänzendem Antlitz, feinem Profil, tiefblauen Augen, fleischigen Lidern, kräftig geschwungenen kleinen Füßen, untadelig eingefügten Handgelenken und Knöcheln, einer Haut, deren Weiß die azurnen Verästelungen der Adern unterbrachen, mit knabenhaft frischen Wangen, dem festen Hals einer Juno von Aegina, starkem und geschmeidigem Nacken, Schultern, wie von Coustou modelliert, einem wonnigen Grübchen in der Mitte unter dem Musselinkleid, mit einer von Träumerei gedämpften Heiterkeit, skulptural und kostbar: So war Pantine, und man erriet unter diesem Putz und diesen Maschen eine Statue, in dieser Statue eine Seele.

Fantine war nicht nur die Freude, sie war auch die Scham. Was einem Beobachter, der sie genau ansah, durch alle diese Trunkenheit der Jugend, des Sommers und der Liebelei fühlbar wurde, war der Ausdruck unbesiegbarer Zurückhaltung und Bescheidenheit. Immer war sie ein wenig erstaunt. Dieses keusche Staunen ist die Nuance, die Psyche von Venus abhebt. Fantine hatte die langen und schmalen Finger der Vestalin, die mit goldener Nadel die Asche auf dem heiligen Herde schürt. Obwohl sie Tholomyès nichts verweigert hatte, war ihr Gesicht in der Ruhe von jungfräulicher Hoheit. Jählings befiel sie manchmal eine ernste und fast strenge Würde, und nichts war sonderbarer und verwirrender als der Anblick, wie ihre Heiterkeit schnell erlosch und Sammlung bei ihr den Stunden, in denen sie sich gehenließ, unvermittelt folgte. Diese plötzliche, oft scharf betonte Getragenheit glich dem Unwillen einer Göttin. Ihre Stirn, ihre Nase und ihr Kinn wiesen das Ebenmaß der Linien auf, das etwas anderes ist als das Ebenmaß der Proportionen und aus dem die Harmonie des Antlitzes sich ergibt. In dem charakteristischen Raum zwischen Nasenwurzel und Oberlippe hatte sie jene beinahe unsichtbare süße Falte,

das geheimnisvolle Siegel der Keuschheit, das in Barbarossa die Leidenschaft für eine aus den Trümmern von Ikonium ausgegrabene Diana erregte. Liebe ist sündhaft; mag dem so sein. Fantine war Unschuld, die über die Sünde hinaus besteht.

III

Dieser Tag war von einem Ende zum anderen in Morgenröte getaucht. Die ganze Natur schien zu feiern und zu lachen. Die Blumenbeete von Saint-Cloud dufteten balsamisch. Der Lufthauch über der Seine kräuselte sacht die Blätter. Im Säuseln des bewegten Zephirs bewegten sich die Zweige. Die Bienen plünderten den Jasmin. Ein Bohemevolk von Schmetterlingen ließ sich auf die Schafgarben, den Klee und den wilden Hafer nieder. In dem erhabenen Park des Königs von Frankreich tummelte sich ein vagabundierendes Gesindel: die Vögel. Die vier fröhlichen Paare strahlten, eins mit dem Sonnenschein, den Feldern, den Blumen, den Bäumen. Und in dieser paradiesischen Gemeinschaft tollten die Mädchen redend, singend, laufend, tanzend, Schmetterlinge jagend, Winden pflückend, ihre rosig durchbrochenen Strümpfe im Tau des hohen Grases nässend, jugendlich, ohne Bosheit, und empfingen bald hier, bald dort die Küsse aller, bis auf Fantine, die in ihrem weichen, träumerischen, scheuen Widerstand sich abschloß und die liebte. »Du«, sagte Favourite, »siehst immer so nach Dings aus.«

Nach dem Frühstück gingen die vier Paare dorthin, was man damals das Königliche Beet nannte, eine Pflanze zu besichtigen, die neu aus Indien eingetroffen war und die in jener Epoche ganz Paris nach Saint-Cloud zog. Es war ein bizarres, reizendes Bäumchen auf hohem Stamm, dessen zahllose Zweige, zart wie Fäden, zerzaust, ohne grünes Laub, von einer Million kleiner weißer Röschen besät waren, so daß der Baum Haarsträhnen glich, mit Blumen statt der Blattläuse. Immer war da eine Menge und bewunderte ihn.

Als man ihn gesehen hatte, rief Tholomyès: »Ich lasse euch Esel reiten!«, und nachdem sie mit einem Eselwärter den Preis vereinbart hatten, kehrten sie über Vanves und Issy zurück. In Issy gab es eine Abwechslung. Der Park, Nationaleigentum oder vielmehr zu der Zeit Besitz des Munitionärs

Bourguin, stand gerade weit offen. Sie betraten ihn durch das Gittertor, besuchten den Einsiedler, den Gliedermann in seiner Grotte, erprobten die mysteriösen kleinen Wirkungen des berühmten Spiegelkabinetts, des unzüchtigen Fuchsbaues, wert eines Satyrs, der Millionär geworden war, oder eines in Priap verwandelten Turcaret. Sie schüttelten weidlich das große Schaukelnetz, das an den zwei vom Abbé Bernis gepriesenen Kastanienbäumen hing. Sie wippten die Schönen, eine nach der anderen, so daß unter allgemeinem Gelächter die Spitzenunterröcke aufflogen und Greuze sich an dem Schauspiel gelabt hätte. Dann sang Tholomyès aus Toulouse, der ein wenig Spanier war (Toulouse ist eine Cousine von Tolosa), nach einer schwermütigen Melodie die alte Gallega, die vielleicht durch ein schönes, auf einem Seil zwischen zwei Bäumen heftig geschaukeltes Mädchen inspiriert ist:

»Soy de Badajoz,
amor me llama.
Toda mi alma
es en mi ojos
porque enseñas
a tus piernas.«

Einzig Fantine wollte sich nicht in das Netz legen. »Ich hab' das nicht gern, wenn eine sich so spreizt«, murmelte Favourite ziemlich bitter.

Sie stiegen von den Eseln ab, und dann gab es wieder eine Freude. Sie setzten in einem Boot über die Seine, und von Passy erreichten sie zu Fuß die Schranke an der Etoile. Seit fünf Uhr morgens waren sie, wie man sich erinnert, auf den Beinen. Aber bah! »Sonntags gibt es keine Müdigkeit«, sagte Favourite. »Sonntags macht die Müdigkeit blau.« Gegen drei Uhr taumelten die vier Paare, verstört vor Glück, auf die Russische Bergbahn los, ein seltsames Gebäude, das auf der Höhe von Beaujon jon errichtet war und dessen Serpentinenumriß über den Bäumen der Champs-Elysées sich türmte.

Ab und zu rief Favourite: »Und die Überraschung? Ich will die Überraschung sehn!«

»Geduld«, antwortete Tholomyès.

IV

Als sie von der Russischen Bergbahn genug hatten, dachten sie an das Diner. Und das ausgelassene Achtgespann, endlich ein bißchen erschöpft, strandete in der Schenke von Bombarda, einer in den Champs-Elysées errichteten Filiale des vielberufenen Restaurateurs, dessen Schild man damals in der Rue de Rivoli sah, neben der Passage Delorme.

Eine große, aber häßliche Stube, mit Alkoven und Bett im Hintergrund. Weil die Wirtschaft sonntags überfüllt war, hatte man sich mit dieser Lagerstatt abfinden müssen. Zwei Fenster, von denen aus sie durch die Ulmen hindurch den Kai und den Fluß betrachten konnten und die ein herrlicher Strahl der Augustsonne streifte. Zwei Tische. Auf dem einen ein triumphaler Berg von Blumensträußen, vermischt mit Hüten von Männern und Frauen. An dem anderen die vier Paare, gruppiert um ein fröhliches Gewimmel von Schüsseln, Tellern, Gläsern, Bierkrügen und Weinflaschen. Nur wenig Ordnung auf dem Tisch, einige Unordnung darunter, jenes »entsetzliche Tricktrack der Füße«, von dem Molière spricht. So war es gegen halb fünf Uhr abends um das Schäferspiel beschaffen, das fünf Uhr morgens begonnen hatte. Das Tagesgestirn neigte sich, der Appetit erlosch.

Von Sonne und Menschen erfüllt, waren die Champs-Elysées nur Licht und Staub, die beiden Bestandteile, aus denen sich der Ruhm zusammensetzt. Die wiehernden Marmorpferde von Marly warfen in goldenem Gewölk die Beine. Eine Schwadron glänzender Gardes-du-Corps mit dem Bläser an der Spitze trabte die Avenue nach Neuilly hinab. Die weiße Fahne schwamm, blaß-rosa in der sinkenden Sonne, auf dem Dach des Tuileriendomes. Die Place de la Concorde, die wieder der Platz Ludwigs XV. geworden war, quoll über von zufriedenen Bummlern. Viele trugen die silberne Lilie am moirierten Ordensband, das im Jahre 1817 aus den Knopflöchern nicht ganz verschwunden war. Hier und dort zirpten inmitten der Passanten, die einen Kreis um sie bildeten und Beifall klatschten, junge Mädchen beim Rundtanz eine bourbonische Weise in den Wind. Überall gesungen, sollte sie die Erinnerung an die Hundert Tage niederkämpfen, und jede ihrer Strophen schloß: »Gebt unser Väterchen in Gent uns wieder, dem Väterchen erschallen unsre Lieder.« Haufen sonntäglich gekleideter Arbeiter aus der Vorstadt, manche sogar mit der

Lilie dekoriert wie die Bürger, waren über das große Viereck und das Karree Marigny verstreut. Sie schleuderten Ringe und ritten auf hölzernen Pferden. Andere tranken. Einige, die Druckerlehrlinge waren, hatten Papiermützen auf. Ihr Lachen drang herüber.

Das Diner bei Bombarda ging zu Ende. Fameuil und Dahlia trällerten. Tholomyès zechte. Zéphine lachte. Fantine lächelte. Listolier tutete auf einer in Saint-Cloud gekauften Holztrompete. Favourite blickte zärtlich auf Blachevelle und sagte: »Blachevelle, ich bete dich an.«

Dies zog eine Frage von Blachevelle nach sich: »Und was wäre, Favourite, wenn ich dich nicht mehr liebte?«

»Ach«, rief Favourite, »ach, sage das nicht, auch nicht zum Scherz! Wenn du mich nicht mehr liebhast, würde ich dir nachhetzen, dir die Nägel in die Backen bohren, dich zerkratzen, dich mit Wasser überschütten, dich verhaften lassen.« Blachevelle lächelte mit der genießerischen Geckenhaftigkeit eines Mannes, dessen Eigenliebe gekitzelt wird. »Ja, ich würde die Polizei herbeischreien! Ich würde mich wahrhaftig nicht genieren! Gemeiner Kerl!«

Blachevelle wälzte sich verzückt auf seinem Stuhl und schloß voll Stolz beide Augen. Dahlia sagte, ohne daß sie sich im Essen unterbrach, in dem Getöse leise zu Favourite: »Du bist also närrisch in deinen Blachevelle verliebt?«

»Ich verabscheue ihn«, sagte Favourite im selben Ton und griff wieder nach ihrer Gabel. »Er ist ein Geizkragen. Ich liebe den Kleinen, der mir gegenüber wohnt. Er sieht sehr gut aus, der junge Mensch. Kennst du ihn? Er hat so was vom Schauspieler. Ich schwärme für Schauspieler. Sobald er heimkommt, sagt seine Mutter: ›Ach, mein Gott, jetzt ist meine Ruhe hin. Jetzt wird er brüllen. Mein Kind, mir zerspringt der Kopf!‹ Weil er nämlich in das Haus hinaufgeht, in Mansarden für Ratten, in finstere Löcher, so hoch er nur klettern kann, und singt und deklamiert, weiß ich was?, daß es von unten zu hören ist. Er verdient schon zwanzig Sous täglich bei einem Anwalt, wo er Prozeßakten abschreibt. Er ist der Sohn eines früheren Kirchensängers in Saint-Jacques-du-Haut-Pas, Ach, sehr gut sieht er aus. Er vergöttert mich so, daß er eines Tags, als er zusah, wie ich Krapfenteig

knetete, zu mir gesagt hat: ›Mein Fräulein, backen Sie Krapfen aus Ihren Handschuhen, und ich werde sie essen.‹ So was können nur Künstler sagen. Er sieht so gut aus, daß ich wegen des Kleinen bald den Verstand verlieren werde. Egal, ich rede Blachevelle ein, daß ich ihn anbete. Wie ich lüge, oh, wie ich lüge!«

Favourite machte eine Pause, dann begann sie wieder: »Dahlia, weißt du, ich bin traurig. Den ganzen Sommer hat es nur geregnet, der Wind läßt nicht ab zu wüten, Blachevelle ist ein Knicker, kaum gibt's Schoten auf dem Markt, was soll man da essen? Ich habe den Spleen, wie die Engländer sagen. Die Butter ist so teuer! Und das ist scheußlich, siehst du, wir speisen in einem Lokal, in dem ein Bett steht, und davon werde ich lebensüberdrüssig.«

Inzwischen sangen die einen, die anderen plauderten stürmisch, und alle zugleich. In diesem Durcheinander füllte Tholomyès sein Glas und erhob sich. »Ein Gloria dem Wein! Nunc te, Bacche, canam! Verzeihung, meine Damen, das ist Spanisch. Und Beweis, señoras, ist: Wie die Bevölkerung, so das Faß. Der Arroba von Kastilien enthält sechzehn Liter, die Cántara von Alicante zwölf, der Almude von den Kanarischen Inseln fünfundzwanzig, der Cuartin von den Balearen sechsundzwanzig, der Stiefel des Zaren dreißig. Es lebe der Zar, der groß war, und es lebe sein Stiefel, der noch größer war! Meine Damen, ein freundschaftlicher Rat: Irren Sie sich in Ihrem Nachbarn, wenn es Ihnen recht ist! Die Eigenheit der Liebe ist, daß sie sich irrt. Bei der Liebelei soll man sich nicht niederkauern und abrackern wie eine Dienstmagd in England, die vom Scheuern Schwielen an den Knien hat. So ist sie nicht, die süße Liebelei, sie ist ein heiterer Irrtum. Meine Damen, ich vergöttere Sie alle. O Zéphine, o Joséphine, mit Ihrem mehr als zerknitterten Gesicht, reizend wären Sie, wenn Sie nicht schief gebaut wären. Sie gleichen einem hübschen Antlitz, auf das man sich aus Versehen gesetzt hat. – Und nun du, Favourite! Nymphen und Musen! Eines Tages, als Blachevelle in der Rue Guérin-Boisseau über den Rinnstein hinwegschritt, erblickte er ein schönes Mädchen mit weißen, gestrafften Strümpfen, das seine Beine zeigte. Dieser Prolog gefiel ihm, und Blachevelle liebte. Die er liebte, war Favourite. O Favourite, du hast ionische Lippen. Es gab einen griechischen Maler, den Euphorion, mit dem Beinamen: der Lippenmaier. Dieser Grieche allein

wäre würdig gewesen, deinen Mund zu malen. Du bist dazu da, den Apfel zu empfangen wie Venus oder ihn zu verzehren wie Eva. Die Schönheit beginnt bei dir. O Favourite, jetzt duze ich dich nicht mehr, weil ich von der Poesie zur Prosa übergehe. Ich heiße Félix, und dennoch bin ich nicht glücklich. Die Namen sind Trug. Wir wollen nicht blindlings an ihren Sinn glauben. Miß Dahlia, ich an Ihrer Stelle würde mich Rosa nennen. Die Blume muß ihren Duft haben und die Frau Geist. Ich sage nichts über Fantine. Sie ist eine Träumerin, nachdenklich und empfindsam. Ein Phantom mit der Gestalt einer Nymphe und der Scham einer Nonne, die sich in das Grisettenleben verlaufen hat, aber sich in ihre Illusionen flüchtet und singt und betet und in den Azur schaut, ohne richtig zu wissen, was sie sieht oder tut. Die Augen dem Himmel zugekehrt, wandert sie ziellos in einem Garten umher, in dem es mehr Vögel gibt als in Wirklichkeit. O Fantine, höre: Ich, Tholomyès, bin eine Illusion. Aber sie hört nicht mal zu, das blonde Geschöpf der Schimäre! Im übrigen ist alles an ihr Frische, Lieblichkeit, Jugend, sanfte Morgenhelligkeit. O Fantine, Mädchen, wert, dich Perle zu nennen, du bist ein Weib aus dem schönsten Orient. Noch eine Empfehlung, meine Damen, heiraten Sie nicht! Die Heirat ist ein Pfropfreis. Das geht gut oder schlecht aus; vermeiden sie dieses Risiko! Die Mädchen sind in ihrer Heiraterei unverbesserlich; und was wir Weisen auch sagen mögen, es wird die Westennäherinnen und die Schuhstepperinnen nicht hindern, von Ehegatten zu träumen, die durch Diamanten reich geworden sind. Na gut! Aber, meine Schönen, merken Sie sich: Ihr eßt zuviel Zucker. Es ist euer einziges Unrecht, o Frauen, daß ihr Zucker knabbert. O nagendes Geschlecht, deine hübschen weißen Zähnchen sind närrisch nach Zucker. Paßt auf, der Zucker ist ein Salz, jedes Salz trocknet aus. Der Zucker ist das austrocknendste aller Salze. Er pumpt die Blutflüssigkeit durch die Adern. Daher das Gerinnen und die Verdichtung des Blutes. Daher die Tuberkel in der Lunge; daher der Tod. Also zerbeißen Sie keinen Zucker, und Sie werden leben. Ich wende mich nun an die Männer. Meine Herren, machen Sie Beute! Rauben Sie einander ohne Gewissensqualen die Geliebten! Über Kreuz! In der Liebe gibt es keine Freundschaft! Überall, wo eine hübsche Frau ist, sind die Feindseligkeiten eröffnet. Keine Schonung, Krieg bis aufs Messer! Eine hübsche Frau ist ein Casus belli; eine hübsche Frau ist ein flagrantes Delikt. Alle Invasionen in der Geschichte werden durch Röcke hervorgerufen. Die Frau ist das Mannesrecht. Romulus hat die Sabinerinnen entführt, Wilhelm der Eroberer die Sächsinnen, Cäsar die Römerinnen. Der

ungeliebte Mann schweift wie ein Geier über den Geliebten der anderen. Und all den Unglücklichen, die Witwer sind, werfe ich die erhabene Proklamation Bonapartes an die italienische Armee zu: »Soldaten, euch fehlt alles. Der Feind hat es.«

Tholomyès verstummte für eine Minute. »Verschnaufe dich«, sagte Blachevelle. Und sofort stimmte er, gelehnt auf Listolier und Fameuil, nach der Melodie eines Bänkelsangs eines der aus irgendwelchen Worten zusammengestückelten Atelierlieder an, die entweder im Übermaß oder gar nicht gereimt und sinnlos wie das Klappern von Ästen im Wind sind. Aus dem Pfeifenrauch geboren, zergehen und zerfliegen sie mit ihm. Das blöde Couplet, mit dem die Gruppe das Gefasel von Tholomyes erwiderte, war nicht dazu angetan, seine Improvisation zu beschwichtigen. Er leerte sein Glas, füllte es und begann wieder. Kaum hätte er eingehalten, wäre nicht eben jetzt ein Pferd auf dem Kai gestürzt. Von dem Schock blieben der Wagen stecken und der Redner. Das Pferd, eine alte, magere und für den Abdecker reife Stute aus der Beauce, war vor einen schweren Karren gespannt. In der Nähe des Lokals von Bombarda hatte das Tier sich gesträubt, weiterzuziehen. Eine Masse Neugieriger strömte herbei. In seiner Entrüstung fluchend, hatte der Kärrner gerade noch Zeit, mit geziemender Wucht die sakramentalen Worte »Vieh, verdammtes!« auszusprechen, denen er mit einem unversöhnlichen Peitschenhieb nachhalf. Da fiel der Gaul und erhob sich nicht mehr. Die Passanten schrien, die aufgeräumten Hörer von Tholomyès blickten hinüber, und er nutzte das, um mit dem Vers zu enden: »Ein Roß, hat sie gelebt, solang' wie Rosse leben.«

»Armes Pferd«, seufzte Kantine. Und Dahlia rief: »Nun jammert Fantine um die Pferde! Wie kann man so dumm sein!«

In diesem Augenblick kreuzte Favourite die Arme, warf den Kopf in den Nacken, sah Tholomyes entschlossen an und sagte: »So, und die Überraschung?«

»Ganz recht«, erwiderte Tholomyes. »Der Moment ist da. Meine Herren, die Stunde, die Schönen zu überraschen, hat geschlagen. Meine Damen, warten Sie hier ein paar Minuten!«

»Es fängt mit einem Kuß an«, sagte Blachevelle.

»Auf die Stirn«, setzte Tholomyes hinzu.

Jeder drückte feierlich einen Kuß auf die Stirn der Geliebten. Dann steuerten alle vier im Gänsemarsch auf die Tür zu und legten einen Finger auf den Mund.

Favourite klatschte, als sie hinausgingen. »Schon das ist sehr spaßig«, sagte sie.

»Kommt nicht zu spät wieder«, murmelte Fantine, »wir warten auf euch.«

V

Als die jungen Mädchen allein waren, stützten sie ihre Ellbogen zu zweit auf je eine Fensterbank, schwatzten, neigten sich hinaus und riefen einander zu. Sie sahen, wie die jungen Männer Arm in Arm die Schenke von Bombarda verließen. Die Herren drehten sich nach ihnen um, winkten ihnen lachend zu und verschwanden in dem staubigen Sonntagsgewühl, das alle sieben Tage die Champs-Elysées überfällt.

»Kommt nicht zu spät wieder!« schrie Fantine.

»Was werden sie uns bringen?« fragte Zéphine.

»Sicherlich was Nettes«, sagte Dahlia.

»Ich«, meinte Favourite, »möchte ein Präsent von Gold.«

Bald wurden sie von der Bewegung am Ufer abgelenkt, die sie durch die Zweige der großen Bäume sahen und die sie sehr ergötzte. Es war die Stunde der Abfahrt der Briefpost und der Schnellpostkutschen. Fast alle Linien nach dem Süden und Westen Frankreichs gingen damals über die Champs-Elysées. In der Mehrzahl folgten sie dem Kai und nahmen den Weg aus der Stadt hinaus durch die Zollschranke von Passy. In jeder Minute brauste ein großer gelb und schwarz bemalter Wagen, schwer bepackt, geräuschvoll bespannt, unförmig durch die vielen Koffer, Decken und Felleisen, voll von Köpfen, die alsbald verschwanden, die Chaussee zermahlend, alle Pflastersteine zerbröckelnd, durch die Menge, mit dem

Funkensprühen einer Schmiede und Staub statt des Rauches, wild wie Furien.

Dieses Gedröhn erfreute die jungen Mädchen. »Was für ein Krach!« rief Favourite. »Als klirrten Ketten durch die Luft!«

Einmal hielt einer der Wagen, die man im dichten Laub der Ulmen kaum unterschied, nur kurz an und sauste im Galopp weiter. Fantine war betroffen. »Seltsam!« sagte sie. »Ich dachte, die Schnellpost hielte überhaupt nicht.« Favourite zuckte die Achseln. »Diese Fantine ist zum Staunen. Für mich ist sie ein Naturwunder. Sie läßt sich von den einfachsten Dingen blenden. Nehmen wir an, ich bin ein Reisender, ich sage zu der Schnellpost: ›Ich gehe vor, Sie holen mich ein, wenn Sie auf dem Kai vorüberrollen.‹ Die Schnellpost sieht mich, hält, ich steige zu. So was geschieht alle Tage. Du kennst das Leben nicht, meine Liebe.«

Eine längere Frist verrann. Plötzlich fuhr Favourite auf, als erwache sie. »Na«, fragte sie, »und die Überraschung?«

»Ja, richtig«, sagte auch Dahlia, »die berühmte Überraschung!«

»Sie bleiben lange«, sagte Fantine.

Kaum daß sie diesen Seufzer ausstieß, trat der Kellner ein, der das Diner serviert hatte. Er trug in der Hand etwas, das einem Briefe ähnelte.

»Was ist das?« fragte Favourite.

»Ein Papier«, antwortete der Kellner, »das die Herren für die Damen hiergelassen haben.«

»Warum haben Sie es nicht gleich gebracht?«

»Weil die Herren«, erwiderte der Kellner, »mir befohlen haben, es den Damen nicht vor einer Stunde zu übergeben.«

Favourite griff nach dem Papier in der Hand des Kellners. Es war wirklich ein Brief. »Halt!« sagte sie. »Adresse fehlt. Aber da steht eine Überschrift: ›Dies ist die Überraschung.‹«

Hastig entsiegelte sie den Brief, öffnete ihn und las vor (sie konnte lesen):

»O unsere Geliebten!

Wisset, daß wir Eltern haben. Eltern, wovon Euch nicht viel bekannt ist. Im Bürgerlichen Gesetzbuch heißt das, kindlich und ehrbar, Väter und Mütter. Diese Eltern also stöhnen um uns, diese Greise verlangen nach uns, diese guten Männer und guten Frauen nennen uns verlorene Söhne, sie wünschen unsere Heimkehr und erbieten sich, Kälber für uns zu schlachten. Wir gehorchen ihnen, da wir tugendhaft sind. Zu der Stunde, da Ihr dies lesen werdet, befördern fünf feurige Pferde uns zu unseren Papas und Mamas zurück. Wir machen, daß wir fortkommen, wie Bossuet sagt. Wir reisen ab, sind abgereist. Wir enteilen in die Arme von Laffitte und auf den Flügeln von Calliard. Die Schnellpost von Toulouse trägt uns vom drohenden Abgrund weg, und der Abgrund seid Ihr, unsere schönen Kleinen! Wir treten wieder in die Gesellschaft ein, in Pflicht und Ordnung, in den großen Trott, drei Meilen in der Stunde. Es ist von Bedeutung für das Vaterland, daß wir wie jedermann Präfekten werden, Familienväter, Feldhüter und Staatsräte. Verehrt uns! Wir opfern uns. Beweint uns rasch und ersetzt uns schleunigst! Wenn dieser Brief Euch zerreißt, tut ihm das nämliche. Lebtwohl! Fast zwei Jahre lang haben wir Euch beglückt. Grollt uns deshalb nicht!

Unterschrift: Blachevelle
Fameuil
Lisfolier
Tholomyès

Postskriptum: Das Diner ist bezahlt.«

Die vier jungen Mädchen sahen sich an. Favourite brach als erste das Schweigen. »Na«, rief sie, »ein guter Spaß ist es doch!«

»Sehr drollig«, sagte Zéphine.

»Die Idee muß Blachevelle gehabt haben«, fuhr Favourite fort. »Drum werde ich jetzt ganz verliebt in ihn. Aus den Augen, aber in den Sinn. So ist das.«

»Nein«, sagte Dahlia. »Es ist eine Idee von Tholomyès. Das spürt man.«

»Dann«, erwiderte Favourite, »nieder mit Blachevelle und hoch Tholomyès!«

»Hoch Tholomès!« riefen Dahlia und Zéphine und platzten vor Lachen los.

Fantine lachte wie die anderen. Eine Stunde später, als sie wieder in ihrem Zimmer war, weinte sie. Es war ja ihre erste Liebe. Sie hatte sich Tholomyès hingegeben wie einem Gatten, und das arme Mädchen hatte ein Kind.

Victor Hugo

Han der Isländer.

Ein historischer Roman.

I. Band

I.

»Dahin führt die Liebe, Nachbar Niels; diese arme Guth Stersen würde nicht auf diesem großen schwarzen Stein da ausgestreckt liegen, wie ein Seefisch, den die Ebbe zurückgelassen hat, wenn sie nie an etwas Anderes gedacht hätte, als die Bretter am Nachen ihres Vaters festzunageln oder seine Netze zu flicken. Möge St. Usuph der Fischer unsern alten Kameraden in seinem Leide trösten!«

»Und ihr Bräutigam,« fiel eine heisere zitternde Stimme ein, »Gill Stadt, dieser schöne, junge Mensch, der neben ihr liegt, würde nicht da sein, wenn er, statt diese Guth zu lieben und in den verfluchten Bergwerken von Roeraas sein Glück zu suchen, an der Wiege seines jungen Bruders, die an den rauchigen Balken seiner Hütte hängt, sitzen geblieben wäre.«

Der Nachbar Niels unterbrach sie: »Euer Gedächtnis, altert mit Euch, Mutter Olly. Gill hat niemals einen Bruder gehabt, und deßhalb muß der Schmerz der armen Wittwe Stadt um so bitterer sein, denn ihre Hütte ist jetzt ganz einsam und verlassen. Wenn sie zum Himmel aufblicken will, um dort Trost zu suchen, so findet sie zwischen ihren Augen und den Wolken ihr altes Dach, an dem noch die leere Wiege ihres Kindes hängt, das ein großer Jüngling geworden und dann gestorben ist.«

»Arme Mutter!« sagte die alte Olly. »Was den jungen Menschen betrifft, so ist er selbst Schuld, warum ist er Bergknappe in den Minen von Roeraas geworden?«

»Ich glaube in der That,« sagte Niels, »daß diese höllischen Minen für jeden Centner Kupfer, den sie uns geben, uns einen Menschen nehmen. Was meint Ihr, Gevatter Braal?«

»Die Bergleute sind Narren,« erwiederte der Fischer. »Wenn der Fisch leben will, darf er nicht aus dem Wasser, und wenn der Mensch leben will, so soll er nicht unter den Boden.«

»Aber,« fragte ein junger Mensch unter dem Hausen, »wenn es für Gill Stadt nöthig war, in den Minen zu arbeiten, um seine Braut zu bekommen?... .«

»Man muß,« unterbrach ihn Olly, »man muß niemals sein Leben aussetzen für Neigungen, die es nicht werth sind. Ein schönes Brautbett, das Gill für seine Guth gewonnen hat!«

»Dieses junge Mädchen,« fragte ein Neugieriger, »hat sich also aus Verzweiflung über den Tod des jungen Menschen ertränkt?«

»Wer sagt das?« rief mit starker Stimme ein Soldat aus, der durch den Haufen gedrungen war. »Dieses junge Mädchen, das ich wohl kenne, war allerdings die Braut eines jungen Bergmanns, den kürzlich ein Felsstück in den unterirdischen Gängen der Storwaadsgrube bei Roeraas zerschmettert hat; aber sie war zugleich die Geliebte eines meiner Kameraden, und als sie vorgestern sich zu Munckholm einschleichen wollte, um dort mit ihrem Liebhaber den Tod ihres Bräutigams zu feiern, strandete ihr Nachen an einer Klippe, und sie ist er» trunken.«

Ein Geräusch verwirrter Stimmen erhob sich. »Unmöglich, Herr Soldat!« schrieen die alten Weiber; die jungen schwiegen, und der Nachbar Niels wiederholte boshafterweise dem Fischer Braal seinen bedeutsamen Spruch: »Dahin führt die Liebe!«

Der Soldat begann im Ernst auf seine weiblichen Gegner böse zu werden, und nannte sie bereits *alte Hexen aus der Grotte von Quiragoth*, welche grobe Beschimpfung sie nicht geduldig hinzunehmen geneigt waren, als plötzlich eine kreischende Stimme in gebietendem Tone rief: » *Stille! Stille» ihr Plaudertaschen*!« Alles schwieg. Der Auftritt, dessen Erzählung wir hier begonnen haben ging in einem jener traurigen Gebäude vor, welche das öffentliche Mitleid und die staatsgesellschaftliche Umsicht für die unbekannten Leichname erbaut haben, diesem letzten Zufluchtsorte von Todten, die meistens unglücklich gelebt haben, und wo sich der gleichgültige Neugierige, der grämliche oder wohlwollende Beobachter, und oft trauernde Verwandte und Freunde drängen, denen eine lange und unerträgliche Unruhe nur noch eine einzige klägliche Hoffnung übrig gelassen hat. In der von uns bereits weit entfernten Epoche und in dem

wenig civilisirten Lande, wo diese Geschichte spielt, war man noch nicht, wie in unsern Städten von Koth und Gold, auf den Gedanken gekommen, aus diesen Orten künstlich furchtbare und elegant traurige Monumente zu machen. Der Tag fiel nicht durch die hohe Wölbung auf eine Art von Ruhebetten, wo man den Todten einige der Bequemlichkeiten des Lebens lassen zu wollen schien, und wo ein Kopfkissen, wie für Schlafende, vorhanden ist. Wenn die Thüre des Wächters sich öffnete, konnte sich nicht, wie heutzutage, das von dem Anblick nackter und scheußlicher Leichname ermüdete Äuge durch den Anblick kostbarer Geräthschaften und freundlicher Kinder erholen. Dort war der Tod in seiner ganzen Häßlichkeit, in seinem ganzen Schrecken, und man hatte noch nicht versucht, sein fleischloses Skelett mit Putz und Bändern zu verzieren.

Der Saal, in welchem sich die handelnden Personen befanden, war geräumig und dunkel, wodurch er noch geräumiger erschien: er erhielt sein Licht bloß durch eine niedere, viereckige Thüre, die sich aus den Hafen von Drontheim öffnete, und durch eine plumpe Oeffnung in der Decke, durch welche mit dem Regen, dem Hagel und Schnee, je nach der Jahreszeit, ein bleiches Licht auf die Leichname herabfiel, hie sich unmittelbar darunter befanden. Dieser Saal war in seiner Breite durch ein eisernes Gitter von halber Manneshöhe in zwei Hälften getheilt. Das Publikum trat durch die viereckige Thüre in die erste Hälfte ein: in der zweiten Hälfte sah man sechs lange steinerne Lager, in paralleler Richtung, für die Leichname. Eine kleine Seitenthüre diente dem Wächter und seinem Gehülfen, deren Wohnung den hintern Theil des hart an das Meer stoßenden Gebäudes einnahm, zum Eingang. Aus zweien dieser steinernen Betten lagen der Bergmann und seine Braut. Der Leichnam des Mädchens ging bereits in Verwesung über; die Züge des Mannes schienen hart und düster, und sein Körper war furchtbar verstümmelt.

Vor diesen entstellten menschlichen Leichnamen hatte die Unterhaltung begonnen, welche wir so eben erzählt haben.

Ein langer, ausgetrockneter alter Mann, der indem dunkelsten Winkel des Saals mit gesenktem Haupt auf einem halb zerfallenen Schemel saß, hatte bis zu dem Augenblicke, wo er sich plötzlich mit dem Ruf: » *Stille! Stille!*

ihr Plauder» laschen!« erhob, dem Gespräch gar keine Aufmerksamkeit zu schenken geschienen.

Alle schwiegen, der Soldat wandte sich um, und als er das eingefallene Gesicht, die wenigen schmutzigen Haare, die hagere, ganz in Rennthierfelle gekleidete Gestalt des Alten erblickte, brach er in lautes Lachen aus. In den Reihen der im ersten Augenblicke bestürzten Weiber erhob sich jetzt ein Gemurmel: »Das ist der Wächter des Spladgest! – Dieser höllische Thürsteher der Todten! – Dieser teuflische Spiagudry! Dieser verfluchte Hexenmeister!«

»Stille! Stille, ihr Plaudertaschen! Wenn es heute Hexen-Sabbath ist, so holt eure Besen, sonst stiegen sie allein fort. Lasset diesen geehrten Abkömmling des Gottes Thor in Ruhe!«

Mit diesen Worten wandte sich Spiagudry dem Soldaten zu und sprach mit einer freundlichen Grimasse: »Ihr sagtet so eben, mein Tapferer, daß dieses elende Weibsbild ....«

»Der alte Schacher!« murmelte Olly. »Ja, freilich, wir sind in seinen Augen elende Weibsbilder, weil unsere Leichname, wenn sie in seine Klaue fallen, ihm nach der Taxe bloß dreißig Pfennige eintragen, wahrend er für das Gerippe eines Mannes vierzig bekommt.«

»Stille, ihr alten Hexen!« wiederholte Spiagudry. »Diese verdammten Weiber sind wie ihre Kessel; wenn sie heiß werden, fangen sie an zu pfeifen. Sagt mir doch, mein tapferer Degenknopf, Euer Kamerad, dessen Geliebte diese Guth war, wird wohl aus Verzweiflung über ihren Verlust einen Selbstmord begehen? ...«

Hier erfolgte der lange zurückgehaltene Ausruf: »Hört ihr den Schacher, den alten Heidenkopf?» schrieen zwanzig kreischende, mißtönende Stimmen. »Erwünscht einen Lebenden weniger wegen der vierzig Pfennige, die ihm ein Todter einträgt!«

»Und wenn es so wäre?« fuhr der Wächter des Spladgest fort. »Unser gnädigster König und Herr, Christiern der Fünfte, erklärt sich auch zum

geborenen Beschützer aller Bergleute, damit sie bei ihrem Tode seinen königlichen Schatz mit ihrem lumpigen Nachlaß bereichern.«

»Ihr erweist dem König viel Ehre,« sagte der Fischer Braal, »daß Ihr seinen königlichen Schatz mit Eurer Bettelbüchse und Euch mit ihm vergleicht, Nachbar Spiagudry.«

»Nachbar!« wiederholte der Wächter des Spladgest, den diese Vertraulichkeit ärgerte. »Euer Nachbar! Sagt lieber, Euer Wirth, denn, mein lieber Schiffmann, es könnte wohl eines Tages geschehen, daß ich Euch auf einem meiner sechs steinernen Betten beherbergte.«

»Im Uebrigen,« fügte er lachend hinzu, »wenn ich von dem Tode dieses Soldaten sprach, so geschah es bloß, um in den großen und tragischen Leidenschaften, welche die Weiber einflößen, den löblichen Gebrauch des Selbstmords verewigt zu sehen.«

»Nun, großer Leichnam, der Du Leichname hütest,« sagte der Soldat, »wohin zielst Du denn mit Deiner liebenswürdigen Grimasse, die dem letzten Lachen eines Gehenkten gleicht?«

»Wohl gesprochen, mein Tapferer!« antwortete Spiagudry. »Ich war immer der Meinung, daß unter dem Helm des Waffenmannes Thurn, der den Teufel mit Schwert und Zunge überwand, mehr Verstand stecke, als unter der Mütze des Bischofs Isleif, der die Geschichte von Island verfaßt, und unter der Schlafhaube des Professors Schönning, der unsere Hauptkirche beschrieben hat.«

»In diesem Falle, mein alter Ledermann, rathe ich Dir, die Einkünfte Deiner Fleischbank im Stiche zu lassen und Dich in das Naturalienkabinet des Vicekönigs zu Bergen zu verkaufen. Ich schwöre Dir bei Sankt Belphegor, daß man dort die seltenen Thiere mit Gold auswägt. Jetzt aber sage mir erst, was Du denn eigentlich von mir willst?«

»Wenn die Leichname, die man uns bringt, im Wasser gefunden worden sind, so müssen wir die Hälfte der Taxe den Fischern abgeben. Ich wollte Euch demnach bitten, erlauchter Nachkomme des Waffenmannes Thurn, Euern unglücklichen Kameraden zu vermögen, daß er sich nicht ersäufe,

sondern irgend eine andere Todesart wähle. Das kann ihm ja ganz einerlei sein, und wenn ihn doch einmal seine unglückliche Liebe zu dieser Handlung treibt, so wird er einem unglücklichen Christen, der seinen Leichnam gastfreundlich ausnimmt, im Sterben kein Unrecht zufügen wollen.«

»Hierin, mein gastfreundlicher Wirth, irrt Ihr Euch gewaltig, mein Kamerad bedankt sich für die Ehre, in Eure appetitliche Herberge mit den sechs Betten aufgenommen zu werden. Meint Ihr denn, er habe sich für den Verlust dieses Liebchens da nicht bereits durch ein anderes entschädigt? Ich schwöre Euch bei meinem Bart, daß er Eurer Guth längst übersatt war.«

Bei diesen Worten brach das Ungewitter, das Spiagudry einen Augenblick auf sein Haupt abgelenkt halte, stürmischer als je über den unverschämten Kriegsmann los.

»Wie, elender Taugenichts!« schrieen die alten Weiber. »So leicht vergeht Ihr uns! Jetzt gebt euch mehr mit diesen Schlingeln ab!«

Die jungen Weiber und Mädchen schwiegen fortwährend. Mehrere von ihnen sahen diesen Taugenichts an und fanden ihn nicht so übel.

»Oh! Oh!« sagte der Soldat, »sind wir denn auf dem Hexentanz? Das ist eine harte Zugabe für Freund Beelzebub, daß er allwöchentlich einen solchen Chorus hören muß!«

Man weiß nicht, auf welche Weise sich dieser Sturm zuletzt noch entladen haben würde, wenn nicht die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein von Außen kommendes Geräusch in Anspruch genommen worden wäre. Das Geräusch nahm allmählig zu, und bald stürmte ein Schwarm halbnackter Buben, um eine von zwei Männern getragene und bedeckte Tragbahre herum laufend und schreiend, in den Spladgest herein.

»Woher kommt das?« fragte der Wächter die Träger.

»Vom Strande von Urchthal.«

»Oglypiglap!« rief Spiagudry.

Aus einer Seitenthüre trat ein kleiner, in Leder gekleideter Lappländer herein, und gab den Trägern ein Zeichen, ihm zu folgen. Spiagudry begleitete sie, und die Thüre schloß sich wieder, ehe noch die neugierige Menge an der Länge des auf der Tragbahre liegenden Leichnams errathen konnte, ob es ein Mann oder ein Weib sei.

Um diesen Gegenstand drehte sich das allgemeine Gespräch, als Spiagudry und sein Gehülfe wieder erschienen und den Leichnam eines Mannes auf einem der steinernen Betten niederlegten.

»Es ist schon lange her, daß ich keine so schöne Kleider mehr berührt habe,« sagte Oglypiglap, schüttelte den Kopf, stellte sich auf die Spitze der Zehen und hängte eine prächtige Hauptmannsuniform über dem Todten auf. Der Kopf des Leichnams war entstellt und die übrigen Glieder mit Blut bedeckt. Der Wächter begoß ihn mehrmals aus einer alten halb zerbrochenen Wasserrinne.

»Bei St. Beelzebub!« rief der Soldat, »das ist ein Offizier von meinem Regiment. Laßt sehen! Ist es vielleicht der Hauptmann Bollar, aus Schmerz, seinen Oheim verloren zu haben? Bah! Er erbt ja. Der Baron Randmer? Er hat gestern sein Gut im Spiele verloren, aber er wird es morgen nebst dem Schlosse seines Gegners wieder gewinnen. Oder der Hauptmann Lory, dessen Hund ersoffen ist? Oder der Zahlmeister Stunk, dessen Weib untreu ist? In der That, Alles das ist kein Grund, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.«

Die Menge nahm mit jedem Augenblicke zu. Ein junger Mann ritt am Hafen vorüber, sah das Zuströmen des Volks, stieg vom Pferde, warf den Zügel seinem Bedienten zu und trat in den Spladgest herein. Er trug ein einfaches Reisekleid, war mit einem Säbel bewaffnet und in einen weiten grünen Mantel gewickelt. Eine schwarze Feder, die mit einer diamantenen Schnalle an seinem Hut befestigt war, fiel auf sein edles Gesicht herab und wogte auf seiner hohen, von langen braunen Haaren beschatteten Stirne. Seine mit Koth bespritzten Stiefel und Sporen bewiesen, daß er einen weiten Weg gemacht hatte.

Als er eintrat, sagte eben ein kleiner untersetzter Mann, der, gleich ihm, in einen Mantel gewickelt war und seine Hände, in großen Handschuhen

stecken hatte, zu dem Soldaten: »Und wer sagt Euch denn, daß er sich selbst umgebracht hat? Dieser Mann da, dafür stehe ich Euch, hat sich eben so wenig selbst umgebracht, als das Dach Eurer Hauptkirche sich von selbst entzündet hat.«

»Unsere Hauptkirche!« sagte Niels, »man deckt sie jetzt mit Kupfer. Dieser elende Han der Isländer hat, wie es heißt, das Feuer eingelegt, um den Bergleuten Arbeit zu schaffen, unter denen sich sein Schützling Gill Stadt befand, der jetzt hier liegt.«

»Zum Teufel!« rief seinerseits der Soldat, »mir, dem zweiten Arquebusier der Garnison von Munckholm, ins Angesicht zu behaupten, daß dieser Mann da sich nicht vor den Kopf geschossen habe!«

»Dieser Mensch ist ermordet worden,« erwiederte der kleine Mann ruhig.

»Höre einmal, Du Orakel! Deine kleinen grauen Augen sehen nicht heller, als Deine Hände unter den großen Handschuhen da, womit Du sie mitten im Sommer bedeckst.«

Ein Blitz schoß aus den Augen des kleinen Mannes: »Soldat! Bitte Deinen Schutzpatron, daß nicht eines Tages diese Hände da ihre Spuren auf Deinem Gesichte zurücklassen mögen!«

»Heraus denn!« rief der zornige Soldat. »Doch nein,« fügte er plötzlich hinzu, »vor Todten soll man nicht von einem Zweikampfe sprechen.«

Der kleine Mann murmelte einige Worte in einer fremden Sprache und verschwand.

Eine Stimme rief: »Am Strande von Urchthal hat man ihn gefunden.«

»Am Strande von Urchthal?« sagte der Soldat, »dort sollte diesen Morgen der Hauptmann Dispolsen, der von Kopenhagen kommt, sich ausschiffen.«

»Der Hauptmann Dispolsen ist noch nicht zu Munckholm angekommen,« rief eine andere Stimme. »Es heißt,« fuhr ein Dritter fort, »daß sich Han der Isländer jetzt dort herumtreibt.«

»In diesem Falle,« sagte der Soldat, »ist es möglich, daß dieser Mann der Hauptmann Dispolsen ist, wenn ihn Han umgebracht hat, denn Jedermann weiß, daß dieser Isländer auf eine so teuflische Art mordet, daß seine Schlachtopfer oft wie Selbstmörder aussehen.«

»Was ist denn das für ein Mensch, dieser Han?« fragte Jemand.

»Ein Riese,« sagte der Eine.

»Ein Zwerg,« sprach der Andere.

»Hat ihn denn noch Niemand gesehen?« fragte eine Stimme.

»Wer ihn zum ersten Mal sieht, hat ihn auch zum letzten Mal gesehen.«

»Stille!« sagte die alte Olly; »es gibt nur drei Personen, die jemals menschliche Worte mit ihm gewechselt haben: dieser Heide Spiagudry da, die Wittwe Stadt und ... aber sein Leben und Tod war unglücklich ... dieser arme Gill, den ihr da liegen seht. Stille!«

»Stille!« wiederholte man von allen Seiten.

»Jetzt,« rief plötzlich der Soldat, »jetzt weiß ich gewiß, daß es wirklich der Hauptmann Dispolsen ist, ich erkenne die Stahlkette, welche ihm unser Gefangener, der alte Schuhmacher, bei seiner Abreise geschenkt hat.«

Der junge Mann mit der schwarzen Feder fiel ihm heftig ins Wort: »Ihr wißt gewiß, daß dies der Hauptmann Dispolsen ist?«

»Gewiß, so wahr es einen Beelzebub gibt!« versicherte der Soldat.

Der junge Mann ging rasch hinaus.

»Eine Barke nach Munckholm!« sagte er zu seinem Diener.

»Aber, gnädiger Herr, und der General? ...«

»Du bringst ihm die Pferde. Ich komme morgen zu ihm. Bin ich mein Herr oder nicht? Vorwärts, der Tag neigt sich, und ich habe Eile, eine Barke

also!«

Der Diener gehorchte und folgte eine Zeit lang mit den Augen dem Nachen, in welchem sein junger Herr saß, und der sich mit schnellem Ruderschlag vom Ufer entfernte.

II.

Der Leser weiß, daß wir uns zu Drontheim, einer der vier größten Städte Norwegens, obwohl nicht der Residenz des Vicekönigs, befinden. Zur Zeit, in welcher diese Geschichte vorging – im Jahre 1699 – gehörte das Königreich Norwegen noch zu Dänemark, und wurde von Vicekönigen regiert, deren Sitz zu Bergen, einer größeren, schöneren und südlicher gelegenen Stadt, als Drontheim, war.

Drontheim bietet einen angenehmen Anblick dar, wenn man es von dem Golf aus betrachtet, dem diese Stadt ihren Namen gegeben hat. Der Hafen ist ziemlich breit und die Stadt liegt in einer wohlbebauten Ebene. Mitten im Hafen, einen Kanonenschuß vom Ufer, erhebt sich, auf einer von Wogen umspülten Felsenmasse, die einsame Feste Munckholm, ein düsteres Gefängniß, in welchem damals der durch sein langes Glück sowohl, als durch seine schnelle Ungnade so berühmte Staatsgefangene saß.

Schuhmacher, ein Mann von niederer Geburt, war von seinem König erst mit Gunstbezeugungen überhäuft, dann plötzlich von seinem Sitze eines Großkanzlers von Dänemark und Norwegen auf die Bank der Staatsverräther gebracht, sofort aufs Schaffot geschleift und zuletzt aus Gnade in einen einsamen Kerker an der äußersten Grenze der beiden Königreiche gebracht worden. Seine eigenen Kreaturen hatten ihn gestürzt, und er hatte nicht einmal das Recht, über Undank zu klagen. Durfte er klagen, wenn er Sprossen der Leiter, die er bloß so hoch gestellt hatte, um auf ihnen hinaufzusteigen, unter seinen Füßen brechen sah?

Der Mann, welcher den Adel in Dänemark gegründet hatte, mußte aus seinem Verbannungsorte sehen, wie die Großen, die er geschaffen, seine eigenen Würden unter sich vertheilten. Der Graf Ahlfeldt, sein Todfeind, war sein Nachfolger als Großkanzler; der General Arensdorf verfügte als Feldmarschall über die Armee, sowie der Bischof Spollyson über

Geistlichkeit und Schulen. Der einzige seiner Feinde, der ihm seine Erhebung nicht verdankte, war der Graf Ulrich Friedrich Guldenlew, natürlicher Sohn des Königs Friedrich des Dritten, Vicekönig von Norwegen, und dieser war der edelmüthigste von Allen.

Gegen diesen traurigen Felsen von Munckholm steuerte die Barke, die den jungen Mann mit der schwarzen Feder trug. Die Sonne ging eben unter.

III.

»Andrew, in einer halben Stunde soll man die Thorglocke läuten. Sorsyll soll Duckneß am großen Fallgatter ablösen und Maldivius auf die Plattform des großen Thurmes steigen. Beim Kerker des Löwen von Schleswig soll streng aufgepaßt werden. Nicht zu vergessen, um sieben Uhr eine Kanone zu lösen, damit die Kette im Hafen aufgezogen werde; doch nein, man erwartet noch den Hauptmann Dispolsen; man muß im Gegentheil die Leuchte auf dem Thurm anzünden und nachsehen, ob der Leuchtthurm von Walderhog brennt, wie heut der Befehl dazu ertheilt worden ist; vor Allem sind Erfrischungen für den Hauptmann bereit zu halten. Und daß ich es nicht vergesse, man notire für Toric-Belfast, zweiten Arquebusier des Regiments, zwei Tage Arrest; er war den ganzen Tag abwesend.«

So sprach der Sergent der Wache unter dem schwarzen und rauchigen Gewölbe der Thorwache von Munckholm, die unter dem Thurm gelegen ist, welcher das erste Thor des Schlosses beherrscht.

Die Soldaten, an welche seine Befehle gerichtet waren, legten die Karten weg oder erhoben sich vom Lager, um sie zu vollziehen.

In diesem Augenblicke hörte man von Außen das gleichförmige Geräusch der Ruder.

»Ohne Zweifel kommt endlich der Hauptmann Dispolsen!« sagte der Sergent und öffnete das kleine vergitterte Fenster, das auf den Hafen geht.

Eine Barke legte unten an der eisernen Pforte an.

»Wer da?« rief der Sergent mit rauher Stimme.

»Oeffnet!« war die Antwort. »Friede und Sicherheit!«

»Eingang verboten! Habt Ihr Eingangsrecht?«

»Ja!«

»Das will ich erst untersuchen. Lügt Ihr, so will ich Euch das Wasser des Golfs zu kosten geben.«

Er schloß das Fenster, wandte sich zur Wache und sagte: »Immer noch nicht der Hauptmann!«

Ein Licht glänzte hinter der eisernen Pforte, die verrosteten Riegel kreischten, die Eisenstangen hoben sich, das Thor ging auf, und der Sergent untersuchte ein Pergament, das ihm der Ankömmling darbot.

»Einpassirt!« sagte er. »Halt!« fügte er rasch hinzu, »laßt Eure Hutschnalle außen. Man darf nicht mit Kleinodien in ein Staatsgefängniß. Hievon sind nach dem Reglement bloß ausgenommen: »Der König und die Mitglieder der königlichen Familie, der Vicekönig und die Mitglieder seiner Familie, der Bischof und die Befehlshaber der Besatzung.« Ihr habt ohne Zweifel keine von all diesen Eigenschaften?«

Statt aller Antwort nahm der junge Mann die Hutschnalle ab und warf sie dem Schiffer, der ihn geführt hatte, an Zahlungsstatt zu. Dieser, welcher fürchtete, der Andere möchte seine Freigebigkeit bereuen, stieß schnell vom Ufer, um das Wasser der Bucht zwischen den Wohlthäter und die Wohlthat zu legen.

Während der Sergent, über die Unklugheit der Kanzlei murrend, welche auf solche Art die Eingangspässe verschwende, die schweren Riegel wieder vorschob, schritt der junge Mann, den Mantel über die Schulter zurückgeworfen, eilends durch den dunkeln Bogen und kam über den Waffenplatz an das große Fallgatter, das nach Prüfung seines Passes gehoben wurde. Dann schritt er, von einem Soldaten begleitet, wie Jemand, der des Wegs wohl kundig ist, dem Kerker zu, das *Schloß des Löwen von Schleswig* genannt, weil Rolf der Zwerg weiland seinen Bruder Jotham den Löwen, Herzog von Schleswig, darin gefangen halten ließ.

An einem der innern Thürme schlug der junge Mann mit einem kupfernen Hammer, den ihm der Wächter am Fallgatter gegeben hatte, heftig an die Thüre. »Oeffnet!« rief von Innen eine laute Stimme, »das wird wohl dieser verfluchte Hauptmann sein!«

Als die Thüre sich öffnete, erblickte der Ankömmling im Innern eines schwach beleuchteten gothischen Saals einen jungen Offizier, der nachlässig auf einem Haufen Mäntel und Rennthierhäute lag. Neben ihm stand ein dreiarmiger Leuchter, den er von der Zimmerdecke abgenommen und neben sich gestellt hatte. Seine reiche und ausgesucht elegante Kleidung stand in schroffem Gegensatz zu dem nackten Saal und den plumpen Geräthschaften. Er hielt ein Buch in der Hand und wandte sich mit halbem Leibe dem Ankömmlinge zu:

»Das ist der Hauptmann!« sagte er. »Guten Abend, Herr Hauptmann! Schon lange warte ich auf Ihre Ankunft, obwohl ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen. Doch was das betrifft, so werden wir uns bald kennen lernen, nicht wahr, lieber Hauptmann? Vor allen Dingen statte ich Ihnen meine Beileidsbezeugung zu Ihrer Rückkehr in dieses alte verfluchte Nest ab. Wenn ich noch einige Zeit hier verweile, werde ich so abschreckend werden, wie eine Nachteule, die man als Vogelscheuche an eine Thüre nagelt, und wenn ich zur Vermählung meiner Schwester nach Kopenhagen zurückkomme, so will ich verdammt sein, wenn mich unter hundert Damen nur vier wieder erkennen. Sagen Sie mir doch, ob die rosenrothen Bänder noch immer in der Mode sind? Ist kein neuer Roman von Demoiselle Scudery aus dem Französischen übersetzt worden? Hier habe ich gerade Clelia in der Hand. Man wird das zu Kopenhagen auch noch lesen. Das ist mein Codex der Galanterie, jetzt, wo ich seufze, ferne von so vielen schönen Augen; denn so schön auch die Augen unserer jungen Gefangenen sind, Sie wissen, wen ich meine, so bleiben sie doch immer stumm für mich. Ha! Wenn meines Vaters Befehl nicht wäre! ... Ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, Herr Hauptmann, aber behalten Sie es bei sich, daß mich mein Vater beauftragt hat, Schuhmachers Tochter zu ... Sie verstehen mich schon, aber ich verliere Zeit und Mühe, das ist kein Mädchen von Fleisch und Bein, sondern eine steinerne Bildsäule, sie weint immer und sieht mich niemals an.«

Der junge Mann, der bei der Geläufigkeit der Zunge des Offiziers bisher nicht hatte zum Wort kommen können, stieß jetzt einen Schrei der Verwunderung aus. »Wie! Was sagen Sie? Beauftragt die Tochter dieses unglücklichen Schuhmacher zu verführen! ...«

»Verführen? Meinetwegen, wenn man das gegenwärtig zu Kopenhagen so nennt; aber das würde selbst dem Teufel nicht gelingen. Als ich vorgestern die Wache hatte, zog ich, ausdrücklich für sie, eine prächtige französische Halskrause an, die man mir unmittelbar von Paris geschickt hatte. Können Sie es glauben, daß sie nicht einmal einen Blick auf mich warf, obwohl ich drei bis viermal durch ihr Zimmer ging und meine neuen Sporen, deren Räder so breit sind, als eine lombardische Dukate, nicht schlecht klingen ließ? Diese Sporen werden wohl noch immer in der Mode sein?«

»Mein Gott! Mein Gott!« sagte der junge Mann und schlug sich vor die Stirne, »das verwirrt mich so ...«

»Nicht wahr?« fuhr der Offizier fort, der sich über den wahren Sinn dieses Ausrufs täuschte. »Nicht einen einzigen Blick auf mich zu werfen! So unglaublich das auch ist, so ist es doch wahr.«

Der junge Mann ging in heftiger Aufregung im Zimmer auf und ab.

»Wollen Sie etwas genießen, Hauptmann Dispolsen?« rief ihm der Offizier zu.

»Ich bin nicht der Hauptmann Dispolsen.«

»Wie?« sagte der Offizier in ernstem Tone und richtete sich sitzend in die Höhe, »und wer sind Sie denn, daß Sie es wagen, um diese Stunde hier zu erscheinen?«

Der junge Mann hielt ihm seine Einlaßkarte hin: »Ich will den Grafen Greiffenfeld ... ich will sagen, Ihren Gefangenen sehen.«

»Grafen! Grafen!« murmelte der Offizier mißvergnügt. »Aber wirklich, die Karte ist in Ordnung, da steht die Unterschrift des Vicekanzlers Grummond von Knud: Vorweiser dies kann immer und zu jeder Zeit alle

königlichen Gefängnisse besuchen. Grummond von Knud ist der Bruder des alten Generals Levin von Knud, der zu Drontheim befehligt, und Sie werden wissen, daß dieser alte Herr meinen künftigen Schwager erzogen hat ...«

»Ich danke Ihnen für die Mittheilung Ihrer Familienangelegenheiten, Herr Lieutenant. Meinen Sie nicht, daß Sie mir bereits genug davon mitgetheilt haben?«

»Das ist ein unverschämter Kerl, aber er hat, weiß Gott, Recht,« murmelte der Lieutenant für sich und biß sich in die Lippen.

»Holla! Thürschließer, Kerkermeister, Holla!« rief er, »führt diesen Fremden da zu Schuhmacher und zankt nicht, daß ich Euern dreiarmigen Leuchter, in dem nur ein einziges Licht steckt, von der Decke genommen habe! Ich wollte dieses alte Stück näher betrachten, das sich ohne Zweifel noch aus den Zeiten Sciolds des Heiden, oder Havars des Kopfspalters herschreibt, und überhaupt man hängt heutzutage nur noch Kronleuchter von Krystall an der Decke auf.«

Der junge Mann entfernte sich mit dem Kerkermeister, und der Offizier nahm sein Buch wieder zur Hand, um die verliebten Abenteuer der Amazone Clelia und Horatius des Einäugigen zu lesen.

IV.

Während dieser Zeit war ein Diener mit einem Handpferd in den Palasthof des Gouverneurs von Drontheim eingeritten. Er war mit Kopfschütteln und mißvergnügter Miene abgestiegen und machte sich eben fertig, die Pferde in den Stall zu führen, als plötzlich Jemand ihn barsch am Arm ergriff.

»Wie!« rief ihm eine Stimme zu, »Du kommst allein, Paul! Wo ist denn Dein Herr?«

So fragte der alte General Levin von Knud, der von seinem Fenster aus den Bedienten ohne seinen Herrn hatte ankommen sehen und in den Hof herbeigeeilt war.

»Excellenz,« erwiederte der Diener mit einer tiefen Verbeugung, »mein Herr ist nicht mehr in Drontheim.«

»Wie? Er war also da? Er ist wieder fort, ohne seinen alten Freund zu sehen? Und seit wann denn?«

»Er ist diesen Abend angekommen und diesen Abend wieder fort.«

»Diesen Abend? Diesen Abend! Wo ist er denn abgestiegen? Wohin ist er denn?«

»Er ist im Spladgest abgestiegen und hat sich nach Munckholm eingeschifft.«

»Hm! Ich glaubte ihn bei den Gegenfüßlern. Was Teufels hat er denn in dem alten Schlosse zu thun? Was machte er denn im Spladgest? Das ist ja ein wahrer fahrender Ritter! Ich bin freilich selbst Schuld daran, warum habe ich ihn so erzogen? Ich wollte ihn frei wissen, trotz der Fesseln seines Ranges ...«

»Ei!« fiel Paul ein, »er kümmert sich auch verdammt wenig um die Etikette.«

»Wenn er nur etwas mehr Herr seiner Launen wäre! Nun, er wird schon kommen. Laß Dir inzwischen nichts abgehen, Paul! Nun, seid ihr weit miteinander in der Welt herumgezogen?«

»Mein Herr General, wir kommen gerade von Bergen. Mein Herr war traurig.«

»Traurig! Was hat es denn zwischen ihm und seinem Vater gegeben? Will ihm diese Heirath nicht einleuchten?«

»Ich weiß es nicht, aber Seine Erlaucht will es nun einmal so haben.«

»Will es so haben! Der Vicekönig will es so haben! Will denn Ordener nicht?«

»Ich weiß nicht, Excellenz! Er scheint traurig.«

»Traurig! Wie hat ihn sein Vater empfangen?«

»Das erste Mal, das war im Lager bei Bergen. Seine Erlaucht sagte: Ich sehe Dich nicht oft, mein Sohn! – Desto besser für mich, mein gnädiger Vater, erwiederte mein Herr, das ist ein Zeichen, daß Sie mich vermissen. – Hierauf erzählte er von unsern Reisen in dem Norden, worauf Seine Erlaucht sagte: Das ist gut! – Am andern Morgen, als mein Herr von seinem Vater kam, sagte er: Man will mich verheirathen, ich muß aber erst meinen zweiten Vater, den General Levin sprechen. – Dann habe ich die Pferde gesattelt, und jetzt sind wir hier.«

»Wirklich,« sagte der alte General gerührt, »wirklich, er hat mich seinen zweiten Vater genannt?«

»Ja, Euer Excellenz.«

»Wehe mir, wenn ihm diese Heirath zuwider ist, denn ich will lieber bei dem König in Ungnade fallen, als dazu helfen. Inzwischen, die Tochter des Großkanzlers beider Königreiche ... Höre, Paul, weiß Dein Herr, daß seine künftige Schwiegermutter, die Gräfin Ahlfeldt, seit gestern incognito hier ist, und daß der Graf erwartet wird?«

»Ich weiß nicht, mein General!«

»Ja wohl!« dachte der alte General, »er muß es wissen, sonst hätte er nicht gleich bei seiner Ankunft zum Rückzug geblasen.«

Der General nickte gegen Paul und die Schildwache, die das Gewehr vor ihm präsentiert hatte, wohlwollend mit dem Kopf und ging in den Palast zurück.

V.

Als der junge Mann ins Zimmer des Gefangenen trat, klang es abermals in seine Ohren: »Ist es endlich der Hauptmann Dispolsen?«

Diese Frage machte ein alter Mann, der, den Rücken der Thüre zugewendet, an einem Tische saß, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt

und den Kopf in beiden Händen. Er trug eine Art Schlafrock von schwarzer Wolle, und über einem Bette, das in einem Winkel des Zimmers stand, erblickte man ein zerbrochenes Wappen, um welches die ebenfalls zerbrochenen Elephanten- und Danebrogsorden hingen; unterhalb des Wappens war eine umgekehrte Grafenkrone, und die beiden Bruchstücke einer Hand der Gerechtigkeit machten das Ganze dieser seltsamen Zierathen vollständig. Dieser Greis war der Staatsgefangene Schuhmacher.

»Nein, gnädiger Herr,« antwortete der Kerkermeister. Hierauf sagte er zu dem Fremden: »Hier ist der Gefangene!«

Mit diesen Worten schloß er die Thüre, ehe er noch die Antwort des Gefangenen hören konnte, der in verdrießlichem Tone sagte: »Wenn es nicht der Hauptmann ist, so will ich Niemand sehen.«

Der Fremde blieb an der Thüre stehen, und der Gefangene, der sich allein glaubte, denn er hatte nicht einmal aufgeblickt, fiel wieder in seine vorige Träumerei zurück.

Plötzlich rief er aus: »Gewiß hat mich dieser Hauptmann auch verrathen und verlassen! Die Menschen ... Ha! die Menschen sind wie das Stück Eis, das jener Araber für einen Edelstein hielt: er packte es sorgfältig in seinen Ranzen, und als er es suchte, fand er nicht einmal mehr einen Tropfen Wasser.«

»Ich gehöre nicht zu diesen Menschen,« sagte der Fremde.

Schuhmacher erhob sich rasch: »Wer ist hier? Wer hört mir zu? Irgend ein elender Scherge dieses Guldenlew?«

»Reden Sie nicht übel von dem Vicekönig, Herr Graf!«

»Herr Graf! Wollen Sie mir schmeicheln, daß Sie mich so nennen? Sie geben sich verlorene Mühe, ich bin nicht mehr mächtig.«

»Der, welcher mit Ihnen spricht, hat Sie nie in Ihrer Macht gekannt und ist doch Ihr Freund.«

»So hofft er noch irgend Etwas von mir. Die Erinnerung an Unglückliche knüpft sich stets an Hoffnungen, die noch übrig sind.«

»Ich sollte mich über Sie beklagen, Herr Graf, denn ich habe mich Ihrer erinnert, und Sie haben mich vergessen. Ich bin Ordener.«

Ein Strahl der Freude überzog die düstern Züge des Gefangenen.

»Willkommen, Ordener!« sagte er. »Willkommen, der aus der Ferne kommt und sich des Gefangenen noch erinnert!«

»Und Sie hatten mich vergessen?« fragte Ordener.

»Ich hatte Sie vergessen,« erwiederte Schuhmacher, der wieder in seinen düstern Ton zurückfiel, »wie man den vorüberstreichenden Wind vergißt, der uns die Wangen kühlt. Glücklich noch, wenn es kein Sturmwind wird, der uns unter Trümmern begräbt!«

»Graf Greiffenfeld,« fuhr der Fremde fort, »Sie glaubten also nicht an meine Rückkehr?«

»Der alte Schuhmacher glaubte nicht daran; es ist aber hier ein junges Mädchen, die mich heute erst daran erinnerte, daß Sie am letztverflossenen achten Mai vor einem Jahr abgereist sind.

Ordener bebte vor Freude: »Wie, mein Gott! Ist dieses junge Mädchen, das sich meiner erinnerte, Ihre Ethel?«

»Und wer sonst?«

»Ihre Tochter hat die Monate seit meiner Abreise gezählt! Wie viele traurige Tage habe ich inzwischen nicht verlebt! Ich habe ganz Norwegen bereist, von Christiania bis Wardhus; aber immer zog es mich wieder nach Drontheim hin.«

»Benützen Sie Ihre Freiheit, junger Mann, so lange Sie sich ihrer erfreuen. Aber sagen Sie mir endlich einmal, wer Sie sind. Ich möchte Sie unter einem andern Namen kennen. Der Sohn eines meiner Todfeinde heißt auch Ordener.«

»Vielleicht, Herr Graf, fühlt dieser Todfeind mehr Wohlwollen für Sie, als Sie für ihn.«

»Sie weichen meiner Frage aus. Doch behalten Sie Ihr Geheimniß; ich würde vielleicht erfahren, daß die von Außen lockende Pflanze tödtliches Gift enthält.«

»Herr Graf!« sagte Ordener mit Entrüstung. »Herr Graf!« wiederholte er im Tone mitleidigen Vorwurfs.

»Kann ich Ihnen denn trauen, da Sie immer mir gegenüber die Parthie des unversöhnlichen Guldenlew nehmen?«

»Der Vicekönig,« unterbrach ihn der junge Mann feierlich, »hat eben erst Befehl ertheilt, daß Sie im Innern des ganzen Schlosses des Löwen von Schleswig künftig frei und ohne Wache sein sollen. Ich habe dies zu Bergen erfahren und man wird es Ihnen ohne Zweifel bald bekannt machen.«

»Das ist eine Gunst, die ich nicht zu erlangen hoffte, und so viel ich mich erinnere, habe ich von meinem Wunsche nur mit Ihnen gesprochen. Uebrigens vermindert man das Gewicht meiner Eisen, so wie das meiner Jahre sich vermehrt, und wenn die Gebrechlichkeiten des Alters mich hinfällig gemacht haben werden, so wird es ohne Zweifel heißen: Jetzt bist Du frei!«

Bei diesen Worten lächelte der Greis bitter und fuhr fort: »Und Sie, junger Mann, haben Sie noch immer Ihre thörichten Gedanken von Unabhängigkeit?«

»Hätte ich sie nicht, so wäre ich nicht hier.«

»Wie sind Sie nach Drontheim gekommen?«

»Wie? Zu Pferd!«

»Wie nach Munckholm?«

»In einem Nachen.«

»Armer Thor! Sie glauben frei zu sein, und Sie bedürfen eines Rosses und einer Barke! Das sind nicht die Glieder deines Leibes, die deinen Willen thun, sondern ein Thier und ein lebloser Stoff, und das nennst du Willen!«

»Ich zwinge Wesen, mir zu gehorchen.«

»Ueber gewisse Wesen das Recht auf Gehorsam üben, heißt Andern das Recht auf Befehl geben. Unabhängigkeit ist nur in Vereinzelung.«

»Sie lieben die Menschen nicht?«

Der Greis lächelte traurig: »Ich weine, daß ich Mensch bin, und ich lache über den, der mich tröstet. Sie werden es erfahren, wenn Sie es noch nicht wissen, das Unglück macht mißtrauisch, wie das Glück undankbar. Sagen Sie mir, da Sie von Bergen kommen, ob der Hauptmann Dispolsen guten Wind gehabt hat? Es muß ihm etwas Glückliches begegnet sein, weil er mich vergißt.«

Ordener wurde verlegen und traurig.

»Dispolsen, Herr Graf! Um mit Ihnen über ihn zu sprechen, kam ich heute. Ich weiß, daß er Ihr ganzes Vertrauen besaß ...«

»Sie wissen es?« unterbrach ihn der Gefangene mit Unruhe. »Sie irren sich. Kein menschliches Wesen besitzt mein Vertrauen. Dispolsen hat allerdings sehr wichtige Papiere von mir in Händen. In meinen Angelegenheiten ging er nach Kopenhagen zum König. Ich gestehe sogar, daß ich ihm mehr traute, als jedem Andern, denn so lange ich mächtig war, habe ich ihm nie eine Gunst erwiesen.«

»Herr Graf, ich habe ihn heute gesehen ...«

»Ihre Verwirrung sagt mir das Uebrige, er ist ein Verräther.«

»Er ist todt.«

»Todt!«

Der Gefangene ließ das Haupt sinken und kreuzte die Arme über die Brust, dann hob er das Auge und starrte den jungen Mann an: »Als ich Ihnen sagte, daß ihm etwas Glückliches begegnet sei ...«

Jetzt wandte sich sein Blick der Mauer zu, an welcher die Trümmer seiner vergangenen Größe hingen, und er winkte mit der Hand, als ob er den Zeugen eines Schmerzes, den er zu überwinden suchte, entfernen wollte.

»Nicht ihn beklage ich,« sagte er, »es ist nur ein Mensch weniger auf der Welt. Nicht mich beklage ich, was habe ich zu verlieren? Aber meine Tochter, mein unglückliches Kind! Ich werde das Opfer dieser schändlichen Umtriebe werden, und was wird aus meinem Kinde werden, wenn man ihm den Vater nimmt?«

Der Greis kehrte sich lebhaft Ordener zu: »Wie ist er gestorben? Wo haben Sie ihn gesehen?«

»Ich sah ihn im Spladgest; man weiß nicht, ob er durch Selbstmord oder durch Meuchelmord umgekommen ist.«

»Daran liegt Alles. Ist er ermordet worden, so weiß ich, woher der Schlag kommt. Dann ist Alles verloren. Er überbrachte mir die Beweise des Complotes, das sie gegen mich spinnen. Diese Beweise hätten mich retten und sie verderben können ... Sie wußten sie zu vernichten! Unglückliche Ethel!«

»Herr Graf, ich werde Ihnen morgen sagen, ob er ermordet worden ist.«

Ohne zu antworten, folgte Schuhmacher dem hinausgehenden Ordener mit einem Blicke, worin sich die Ruhe der Verzweiflung malte, die schrecklicher ist, als die Ruhe des Todes.

Ordener trat in das einsame Vorzimmer des Gefangenen, ohne zu wissen, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Es war Nacht, der Saal dunkel. Er öffnete eine Thüre und befand sich in einem großen Vorplatz, der bloß durch das helle Licht des Mondes beleuchtet war. Er ging einem röthlichen Scheine zu, der vom äußersten Ende des Corridor ihm entgegen leuchtete.

Durch eine halb offene Thüre erblickte er ein junges schwarzgekleidetes Mädchen auf den Knieen vor einem einfachen Altar. Sie hatte schwarze Augen und lange schwarze Haare. Beides eine Seltenheit im hohen Norden. Ordener bebte, er erkannte die Betende.

Das Mädchen betete für ihren Vater, für den gestürzten Gewaltigen, für den verlassenen Gefangenen. Sie betete noch für einen Andern, dessen Namen sie nicht nannte. Ordener entfernte sich, das einsame Gebet der Jungfrau ehrend.

Das Gebet war zu Ende. Die Jungfrau kam mit dem Licht in der Hand durch den Corridor. Ordener drückte sich an die Mauer.

»Mein Gott!« rief sie, als sie ihn erblickte.

Die Lampe entfiel ihrer Hand. Ordener stürzte herbei, die Ohnmächtige zu halten.

»Ich bin es!« sagte er mit sanfter Stimme.

»Ordener ist es!« flüsterte sie. Sie hatte den Ton dieser Stimme im Lauf eines Jahres nicht vergessen.

Sie wand sich, schüchtern und verwirrt, aus seinen Armen los und sagte: »Herr Ordener ist es!«

»Er selbst, Gräfin Ethel!«

»Warum nennen Sie mich Gräfin?«

»Warum nennen Sie mich Herr?«

Die Jungfrau schwieg lächelnd. Der Jüngling schwieg und seufzte.

Sie unterbrach zuerst das Stillschweigen: »Wie sind Sie denn hieher gekommen?«

»Verzeihen Sie, wenn meine Gegenwart Sie belästigt. Ich kam, um mit dem Grafen, Ihrem Vater, zu sprechen.«

»Also,« sagte die Jungfrau mit bewegter Stimme, »also sind Sie nur meines Vaters wegen gekommen?«

Der junge Mann senkte das Haupt, denn diese Worte dünkten ihn sehr ungerecht.

»Sie sind ohne Zweifel,« fuhr die Jungfrau im Tone des Vorwurfs fort, »Sie sind ohne Zweifel schon lange zu Drontheim? Ihre Abwesenheit aus dieser Festung wird Ihnen nicht lange vorgekommen sein.«

Ordener, tief gekränkt, antwortete nicht.

»Ich verdenke es Ihnen nicht,« fuhr das Mädchen mit einer Stimme fort, die vor Schmerz und Zorn zitterte; »aber ich hoffe, Herr Ordener,« fügte sie in stolzem Tone hinzu, »daß Sie mir nicht zugehört haben, als ich mein Gebet verrichtete.«

»Doch, Gräfin, ich habe Ihnen zugehört.«

»Ah! Herr Ordener! Es ist nicht schicklich zu horchen.«

»Ich habe nicht gehorcht, sondern gehört.«

»Ich betete für meinen Vater,« sagte die Jungfrau, ihn starr anblickend, als ob sie auf so einfache Worte eine Antwort erwarte.

Ordener schwieg.

»Ich habe auch,« fuhr sie unruhig fort, »für Jemand gebetet, der Ihren Namen führt, für den Sohn des Vicekönigs, des Grasen Guldenlew; denn man muß für Jedermann beten, selbst für seine Widersacher ...«

Die Jungfrau erröthete, weil sie die Unwahrheit sagte, aber sie war erbittert über den Jüngling und glaubte in ihrem Gebet seinen Namen genannt zu haben.

»Ordener Guldenlew,« sagte der Jüngling, »ist sehr zu bedauern, wenn Sie ihn unter Ihre Widersacher zählen; inzwischen fühlt er sich glücklich, eine Stelle in Ihrem Gebet zu finden.«

»Nicht doch,« sagte die Jungfrau, bestürzt über den kalten Ton des Jünglings, »ich habe nicht für ihn gebetet ... Ich weiß nicht was ich that, nicht was ich sage. Den Sohn des Vicekönigs, den verabscheue ich ... ich kenne ihn nicht ... Sehen Sie mich nicht so finster an! Habe ich Sie denn beleidigt? Können Sie denn einer armen Gefangenen nichts verzeihen, Sie, der seine Tage bei irgend einer schönen Edeldame verlebt, die frei und glücklich ist, wie Sie!«

»Ich, Gräfin!« rief Ordener aus.

Der Jungfrau stürzten die Thränen aus den Augen. Der Jüngling sank ihr zu Füßen.

»Hatten Sie mir nicht selbst gesagt,« fuhr sie durch Thränen lächelnd fort, »daß Ihnen Ihre Abwesenheit kurz vorgekommen ist?«

»Wer, ich? Gräfin!«

»Nennen Sie mich nicht so, ich bin für Niemand mehr Gräfin, am wenigsten für Sie.«

Der Jüngling sprang vom Boden auf und drückte sie an seine Brust.

»Angebetetes Wesen!« rief er im Taumel der Leidenschaft, »nenne mich Deinen Ordener! Sprich, liebst Du mich?«

Er verschlang ihre Antwort in dem seligen Kuß der ersten Liebe. Beide schwiegen, sie konnten keine Worte mehr finden. Ethel richtete sich zuerst aus den Armen ihres Geliebten auf. Beide betrachteten sich mit trunkenen Blicken.

»Warum haben Sie mich denn erst gemieden, als Sie in diesem Gange waren?« fragte das Mädchen.

»Ich habe Sie nicht gemieden; ich war ein unglücklicher Blinder, der nach langen Jahren wieder Licht sieht, und der sich einen Augenblick von ihm abwendet, weil seine Augen zu schwach geworden sind, es zu ertragen.«

»Auf mich paßt Ihr Gleichniß besser, denn während Ihrer Entfernung kannte ich kein anderes Glück, als den Umgang mit meinem unglücklichen Vater. Ich verbrachte meine langen Tage damit, ihn zu trösten und auf Ihre Rückkehr zu hoffen. Ich las meinem Vater die Fabeln der Edda vor, und wenn er an den Menschen verzweifelte, las ich ihm das Evangelium, damit er doch den Glauben an den Himmel behalte. Ich sprach von Ihnen; er schwieg, und das beweist, daß er Sie liebt. Wenn ich über den Meerbusen hin auf die ferne Straße und aus die landenden Schiffe blickte, schüttelte er bitter lächelnd den Kopf. Ich weinte. Das Gefängniß, in dem ich mein ganzes Leben zugebracht habe, wurde mir jetzt zum einsamen Kerker. Mein Vater füllte es nicht mehr aus, meine Gedanken schweiften in die Ferne; ich sehnte mich nach der Freiheit, die ich nie gekannt habe.«

»Und ich, ich will jetzt diese Freiheit nicht mehr, die Du nicht mit mir theilen kannst!«

»Wie, Ordener, Sie wollen also immer hier bleiben?«

Diese Worte riefen dem Jüngling Alles ins Gedächtnis zurück, was er vergessen hatte.

»Geliebtes Wesen,« sagte er, »ich muß Dich diesen Abend noch verlassen. Morgen sehe ich Dich wieder, und muß wieder gehen, bis ich zurückkehre, um immer zu bleiben.«

»Ach!« unterbrach ihn schmerzlich die Jungfrau, »noch einmal fort!«

»Ich komme bald wieder, um Dich aus diesem Kerker zu reißen, oder mich mit Dir darin zu begraben.«

»Gefangen mit ihm!« sagte sie sanft. »O, täusche mich nicht, darf ich ein solches Glück hoffen?«

»Welchen Schwur verlangst Du? Was begehrst Du von mir? Sage es, Geliebte!« rief der Jüngling aus und schloß sie stürmisch in seine Arme.

»Ich bin Dein!« flüsterte die Jungfrau.

Eine männliche Stimme lachte nahe bei ihnen laut auf. Ein Mann schlug seinen Mantel zurück, zog eine Blendlaterne hervor und leuchtete den Beiden ins Gesicht.

»Muth gefaßt, mein schönes Paar!« sagte er lachend. »Nur Muth gefaßt!«

Es war der Lieutenant, der seine nächtliche Runde machte. Er hatte das liebende Paar von ferne erblickt und seine Laterne unter dem Mantel versteckt.

Ethel machte eine Bewegung, sich von Ordener loszureißen, aber, bestürzt wie sie war, trieb sie der Instinkt, Schutz bei ihm zu suchen, und sie verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust.

Der Jüngling blickte stolz auf und sagte: »Wehe dem, der Dich zu beleidigen wagt!«

»In der That, ja,« erwiederte der Lieutenant, »wehe mir, wenn ich so tölpisch war, die zarte Madonna zu erschrecken!«

»Herr Lieutenant,« rief Ordener hochfahrend, »schweigen Sie!«

»Herr Unverschämter,« versetzte der Offizier, »belieben Sie zu schweigen!«

»Haben Sie es gehört?« donnerte Ordener. »Erkaufen Sie Ihre Begnadigung durch Schweigen.«

» *Tibi tua*,« antwortete der Lieutenant, »behalten Sie Ihren guten Rath für sich, erkaufen Sie Ihren Pardon durch Schweigen!«

»Schweigen Sie!« rief Ordener donnernd, setzte die Jungfrau auf einen alten Stuhl nieder und faßte den Offizier kräftig am Arme.

»Ho, Bauer!« sagte dieser halb erzürnt, halb lachend, »Ihr seht nicht, daß dieser Ausschlag, den Ihr so plump anfaßt, vom feinsten Sammt ist.«

Ordener sah ihn starr an: »Lieutenant, mein Degen ist länger, als meine Geduld.«

»Ei, seht doch!« erwiederte der Offizier, »Ihr macht Ansprüche auf eine solche Ehre. Wißt Ihr auch, wer ich bin? Nein, nein! Prinz gegen Prinz! Bauer gegen Bauer! wie der schöne Leander gesagt hat.«

»Männer gegen Männer!« sagte Ordener gelassen.

»Ich würde böse werden, mein sehr wackerer Bauersmann, wenn Ihr eine Uniform trüget.«

»Einen Säbel trage ich, lieber Freund!«

Mit diesen Worten warf Ordener den Mantel zurück und faßte den Griff seines Säbels. Die Jungfrau, aus ihrer Betäubung erwachend, fiel ihm mit einem Schrei in den Arm.

»Ihr thut wohl daran, schöne Dame,« sagte der Lieutenant, der sich ruhig in Positur gesetzt hatte, »zu hindern, daß dieser Jüngling für seine Kühnheit gestraft werde, denn Cyrus war im Begriff, es mit Cambyses aufzunehmen, obwohl diesem Lehensmann da noch zu viel Ehre geschieht, wenn man ihn mit Cambyses vergleicht.«

»Im Namen des Himmels, Herr Ordener,« sagte Ethel, »lassen Sie mich nicht Ursache und Zeugin eines solchen Unglücks sein!«

Ordener stieß langsam die halb gezogene Klinge in die Scheide zurück.

»Meiner Treu, Ritter, ich weiß nicht, ob Sie einer sind, aber ich gebe Ihnen diesen Titel, weil Sie ihn zu verdienen scheinen; ich und Sie handeln nach den Gesetzen der Ehre und Tapferkeit, aber nicht nach denen der Galanterie. Die Dame hat Recht, Austritte solcher Art dürfen nicht unter den Augen von Damen vor sich gehen, obwohl häufig Damen die Ursache davon sind. Wir können also hier schicklicherweise bloß von einem *duellum remotum* reden; und Sie als der Beleidigte haben die Waffen zu bestimmen.«

»Wohl denn, Ritter,« erwiderte Ordener; »ich werde Ihnen durch einen Freund Zeit und Ort bekannt machen lassen.«

»So sei es,« antwortete der Lieutenant, »und es ist mir um so lieber, weil ich jetzt Zeit habe, der Vermählung meiner Schwester anzuwohnen, denn Sie müssen wissen, daß Sie die Ehre haben werden, sich mit dem künftigen Schwager eines hohen Herrn, des Sohnes des Vicekönigs von Norwegen, Baron Ordener Guldenlew, zu schlagen, der bei Gelegenheit dieses erlauchten Beilagers zum Grafen von Danneskiold erhoben und zum Oberst und Ritter des Elephantenordens ernannt werden wird, während man mich, den Sohn des Großkanzlers beider Königreiche, zum Hauptmann ernennen wird ...«

»Ganz gut, ganz wohl, Lieutenant Ahlfeldt!« fiel ihm Ordener ungeduldig ins Wort, »Sie sind noch nicht Hauptmann und der Sohn des Vicekönigs ist noch nicht Oberst ... und Säbel sind immer Säbel.«

»Und Lümmel bleiben Lümmel« was man auch thue, sie zu sich zu erheben,« murmelte der Offizier zwischen den Zähnen.

»Ritter,« fuhr Ordener fort, »Sie kennen die Vorschriften des Ritterthums, Sie werden nie mehr in diesen Thurm kommen und über diese Sache Stillschweigen beobachten.«

»Was das Stillschweigen betrifft, so verlassen Sie sich auf mich, ich werde so stumm sein, als Mucius Scävola, als er die Faust über die Kohlpfanne hielt. In diesen Thurm werde ich nicht mehr kommen, weder ich, noch irgend ein Argus der Besatzung, denn ich habe eben den Befehl erhalten, in Zukunft Schuhmacher ohne Wache dann zu lassen, welchen Befehl ich ihm diesen Abend mitgetheilt hätte, wenn ich nicht ein Paar neue polnische Stiefel hätte anprobiren müssen, was meine ganze Zeit ln Anspruch nahm. Dieser Befehl ist, unter uns gesagt, sehr unklug. Soll ich Ihnen meine polnischen Stiefel zeigen?«

Während dieses Gesprächs war Ethel, welche jetzt die Beiden friedlich sah und nicht wußte, was *duellum remotum* heißt, verschwunden, nachdem sie zuvor Ordener ins Ohr geflüstert hatte: »Morgen also!«

»Lieutenant Ahlfeldt, ich wünsche, daß Sie mir dazu behülflich wären, aus der Festung zu kommen.«

»Recht gerne, obwohl es schon spät oder vielmehr früh ist. Aber wie wollen Sie einen Nachen finden?« »Das ist meine Sache.«

Der Lieutenant begleitete nun Ordener bis an das äußerste Thor, das er ihm öffnen ließ.

»Auf Wiedersehen, Lieutenant Ahlfeldt!« »Auf Wiedersehen! Und hiebei erkläre ich, daß Sie ein wackerer Kämpe sind, obwohl ich Ihren Namen nicht weiß.«

Die Eisenpforte schloß sich und der Lieutenant kehrte zurück, eine Melodie von Lulli summend, seine polnischen Stiefel betrachtend und aus einem französischen Roman deklamirend.

Ordener zog seine Kleider aus, wickelte sich in seinen Mantel und befestigte sie mit seiner Degenkuppel auf dem Kopfe: dann warf er sich in die See und schwamm dem Spladgest zu.

Als er sich diesem Gebäude näherte, hörte er innen ein Geräusch von Stimmen; ein schwaches Licht schimmerte aus der oberen Oeffnung. Hierüber verwundert, schlug er heftig an die Pforte; das Geräusch hörte auf, das Licht verschwand. Er klopfte abermals, und als das Licht wieder erschien, sah er etwas Schwarzes durch die obere Oeffnung auf das Dach gleiten. Er klopfte zum dritten Mal mit dem Griff seines Säbels und rief: »Oeffnet, im Namen Sr. Majestät des Königs! Oeffnet, im Namen Sr. Erlaucht des Vicekönigs!«

Die Thüre öffnete sich endlich langsam, und unter ihr erschien Spiagudry's lange, hagere Gestalt, die Kleider in Unordnung, mit stierem Blick, verwirrten Haaren, blutigen Händen, einer Lampe in der Hand.

VI.

Etwa eine Stunde darauf, nachdem Ordener den Spladgest verlassen hatte, schloß Oglypiglap, da es ganz Nacht geworden war und die Menge sich verlaufen hatte, das äußere Thor des Gebäudes, während Spiagudry die Leichname zum letzten Male mit Wasser begoß. Beide zogen sich dann in ihre bescheidene Wohnung zurück; der Lappe legte sich auf sein ärmliches Lager. Spiagudry setzte sich hinter einen Tisch voll alter Bücher, getrockneter Pflanzen, abgeschälter Beine, und lag seinen Studien ob.

Er war schon mehrere Stunden in tiefes Nachdenken versunken und wollte eben seine Bücher mit dem Bett vertauschen, als er auf folgende Stelle des Thormodus Torföus stieß: »Wenn ein Mensch seine Lampe anzündet, kehrt der Tod bei ihm ein, ehe sie erlischt.«

»Der gelehrte Doktor mag mir verzeihen,« sagte er für sich, »so wird es bei mir diesen Abend nicht sein.«

Er nahm die Lampe in die Hand, um sie auszublasen.

Da rief plötzlich eine Stimme, die aus dem Zimmer der Leichname kam: »Spiagudry!«

Spiagudry zitterte an allen Gliedern, nicht als ob er an eine Auferstehung seiner Todten geglaubt hätte, denn dazu war er zu einsichtsvoll, nicht weil ihm die Stimme unbekannt, sondern weil sie ihm nur allzu bekannt war.

»Spiagudry!« wiederholte die Stimme zornig, »willst Du hören, oder soll ich Dir die Ohren ausreißen?« »Möge St. Hospiz sich meiner erbarmen, nicht meiner Seele, sondern meines Leibs!« sagte der erschrockene Alte, ging mit einem Schritte, den die Furcht beschleunigte und zugleich verzögerte, der Thüre zu und öffnete sie.

Am Fuße des steinernen Bettes, auf welchem Gill Stadts Leichnam lag, stand ein kleiner untersetzter Mann, in verschiedenartige Thierhäute gekleidet, auf welchen zum Theil das abgetrocknete Blut noch bemerkbar war. Die Züge des kleinen Mannes hatten etwas außerordentlich Wildes. Er

hatte einen rothen dichten Bart, sein Kopf, auf dem er eine Mütze von Elennsfell trug, war mit gleichen Haaren bedeckt; sein Mund war groß, seine Lippen dick, seine Zähne weiß und scharf, seine Nase gebogen, wie ein Adlerschnabel, und sein graues, unstätes Auge warf auf Spiagudry einen schielenden Blick, worin die Wildheit des Tigers nur durch die Bösartigkeit des Affen ermäßigt war. Dieses seltsame Wesen war mit einem breiten Schwert, einem Dolch ohne Scheide bewaffnet und stützte sich auf den Stiel einer steinernen Axt, die es in der Hand trug; seine Hände waren mit großen Handschuhen von blauem Fuchsfell bedeckt.

»Dieses alte Gespenst,« brummte der Mann vor sich hin, »hat mich lange warten lassen.«

Bei diesen Worten stieß er ein Geheul aus, wie ein wildes Thier. Spiagudry bebte erschrocken zurück.

»Weißt Du,« fuhr er fort, »daß ich von dem Strande von Urchthal komme? Warum hast Du gesäumt, mir zu öffnen? Hast Du etwa Lust, Dein Strohlager mit einem dieser steinernen Betten zu vertauschen?«

Der alte Mann zitterte an allen Gliedern, und was ihm von Zähnen im Munde noch übrig war, klapperte im Fieberfrost zusammen.

»Verzeiht, Herr,« sagte er und bückte sich tief, »ich lag in tiefem Schlaf. ...«

»Soll ich Dich einen noch tieferen Schlaf kennen lehren?«

Spiagudry machte eine Geberde des Schreckens.

»Nun, was ist Dir denn? Was hast Du? Ist Dir etwa meine Gegenwart nicht angenehm?«

»O, mein gnädigster Herr! Was könnte mir denn angenehmer sein, als das Glück, Euer Excellenz zu sehen?«

»Alter Fuchs ohne Schwanz, meine Excellenz befiehlt Dir, mir die Kleider von Gill Stadt einzuhändigen.«

Als der kleine Mann diesen Namen aussprach, wurde sein Gesicht, bisher wild und höhnisch, plötzlich düster und traurig.

»Verzeiht, Herr!« sagte Spiagudry, »ich habe sie nicht mehr, Euer Gnaden weiss, daß wir den Nachlaß der Bergleute, welche der König als ihr geborener Beschützer beerbt, an den königlichen Schatz abliefern müssen.«

Der kleine Mann wandte sich gegen den Leichnam, kreuzte die Arme übereinander, und sagte mit dumpfer Stimme: »Er hat Recht. Die elenden Bergleute sind wie die Eidergans! man macht ihr das Nest, dann rupft man ihr die Federn aus.«

Mit diesen Worten umfaßte er den Leichnam, drückte ihn fest in seine Arme und stieß ein Schmerzgeheul aus, das so wild klang, wie das Brüllen eines wilden Thiers. Darunter mischte er von Zeit zu Zeit einige Worte einer fremden Sprache, die Spiagudry nicht verstand.

Er ließ den Leichnam auf den Stein zurückfallen und wandte sich zu dem Wächter: »Weißt Du, verfluchter Hexenmeister, den Namen des unter einem bösen Sterne geborenen Soldaten, der das Unglück gehabt hat, Gill von diesem Mädchen vorgezogen zu werden?«

Hier gab er dem Leichnam der Guth Stersen einen Fußtritt. Spiagudry machte mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen.

»Nun denn, bei der Axt Ingulphs, meines Stammvaters, so will ich Alle vertilgen, welche diese Uniform tragen!« Er deutete auf die Kleider des Hauptmanns, die an der Wand hingen.

»Der,« fuhr er fort, »an dem ich mich rächen will, wird darunter sein. Ich will den ganzen Wald anzünden, damit der vergiftete Stamm darin verbrenne. Das habe ich an dem Tage geschworen, wo Gill gestorben ist, und ich habe ihm bereits einen Gefährten beigesellt, damit sich sein Leichnam freue.«

»O, Gill!« klagte er in wilden Tönen, »da liegst Du jetzt, ohne Kraft und Leben, der Du die Robbe im Schwimmen und die Gemse im Laufen überholtest, der Du den Bären des Berges Kole in Deinen Armen

erdrücktest! Starr und unbeweglich liegst Du, der Du Drontheimhus, von Orkel bis zum Smiassen, in einem Tage durchliefst, der Du den Gipfel des Dofre-Field erstiegst, wie ein Eichhörnchen den Gipfel der Eiche! Da liegst Du stumm, der Du, aufrecht auf der stürmischen Spitze des Kongsberg, Deine Stimme lauter erhobst, als das Brüllen des Donners! O, Gill! So habe ich denn vergebens für Dich die Minen von Faroer verschüttet, so habe ich vergebens für Dich die Kirche von Drontheim verbrannt! Alle meine Mühe ist verloren, und mit Dir stirbt das Geschlecht der Kinder des Eislandes, der Abkömmlinge Ingulphs des Vertilgers! Du wirst nicht der Erbe meiner steinernen Axt sein, sondern ich werde aus Deinem Schädel das Wasser des Meeres und das Blut der Menschen trinken!«

Mit diesen Worten ergriff er den Kopf des Leichnams.

»Spiagudry, hilf mir!« sagte er, riß seine Handschuhe ab und zeigte seine breiten Hände, an denen lange, harte und gebogene Nägel waren, wie die Krallen eines wilden Thieres.

Spiagudry, der ihn im Begriffe sah, mit seinem breiten Säbel den Schädel des Leichnams abzuhauen, schrie mit einem Tone des Abscheus, den er nicht zurückzuhalten vermochte: »Gerechter Gott, Herr! ... ein Leichnam! ...« »Nun,« erwiederte ruhig der kleine Mann, »ist es Dir lieber, wenn diese Klinge sich hier an einem Lebenden versucht?«

»Erlaubt mir, Eure Ritterlichkeit anzustehen! ... Wie mag Eure Excellenz eine solche Entweihung ... Euer Gnaden ... Gnädiger Herr ... Euer Erlaucht wird nicht ...«

»Bist Du bald zu Ende? Brauche ich alle diese Titel, lebendes Skelett, um an Deinen tiefen Respekt vor meinem Säbel zu glauben?«

»Ich beschwöre Euch beim heiligen Waldemar, beim heiligen Usuph, schont eines Todten!«

»Hilf mir, und sprich nicht mit dem Teufel von den Heiligen!«

»Gnädiger Herr, bei Eurem erlauchten Ahnherrn St. Ingulph! ...«

»Ingulph der Vertilger war ein Ausgestoßener, wie ich.«

»Im Namen des Himmels,« fuhr der alte Mann fort und warf sich vor ihm nieder.

Die Geduld des kleinen Mannes war erschöpft, seine grauen Augen glühten wie zwei Kohlen.

»Hilf mir!« wiederholte er und schwang seinen Säbel.

Diese beiden Worte klangen wie das Brüllen eines wilden Thieres. Spiagudry, in Todesfurcht zitternd, setzte sich auf den Stein und hielt mit seinen Händen Gills kaltes und feuchtes Haupt, während der kleine Mann, mit Hülfe seines Dolchs und Säbels, den Hirnschädel mit seltener Geschicklichkeit abnahm.

Er betrachtete einige Zeit lang den blutigen Schädel, während er abgebrochene Worte in einer fremden Sprache ausstieß. Dann gab er ihn Spiagudry, damit er ihn säubere und wasche.

»Und ich,« sprach er mit untermischtem Heulen, »ich werde im Tode nicht den tröstenden Gedanken haben, daß ein Erbe der Seele Ingulphs aus meinem Schädel das Blut der Menschen und das Wasser der Meere trinken wird!«

Nach einem düstern Nachsinnen fuhr er fort: »Der Orkan folgt dem Orkan, die Lawine der Lawine,, und ich werde der letzte meines Geschlechtes sein. Warum hat Gill nicht, gleich mir, gehaßt, was ein menschliches Antlitz an sich trägt? Welcher Dämon, der Ingulphs Dämon feindlich ist, hat ihn in diese unsel'gen Minen gestoßen, ein wenig Gold zu gewinnen?«

Spiagudry, der ihm den Schädel brachte, unterbrach ihn: »Die Excellenz hat Recht. Selbst das Gold, sagt Snorro Sturleson, wird oft zu theuer erkauft.«

»Du erinnerst mich eben recht,« sagte der kleine Mann, »daß ich Dir einen Auftrag zu ertheilen habe. Hier ist eine eiserne Büchse, die ich bei

diesem Offizier gefunden habe. Sie ist so fest verschlossen, daß sie ohne Zweifel mit Gold gefüllt sein muß; als dem Einzigen, was die Menschen werthschätzen. Diese Büchse händige der Wittwe Stadt, im Weiler Thoctree, ein, um ihr ihren Sohn zu bezahlen.«

Mit diesen Worten zog er aus seinem Tornister eine kleine eiserne Büchse und übergab sie Spiagudry, der sie mit einer tiefen Verbeugung empfing.

»Erfülle getreulich meinen Befehl,« sagte der kleine Mann und warf ihm einen durchbohrenden Blick zu. »Bedenk, daß zwei Dämonen nichts hindert, sich wieder zu sehen. Ich halte Dich für noch mehr feig als geizig, Du bist mir für diese Büchse verantwortlich.«

»O, Herr, bei meiner armen Seele! ...«

»Nicht doch! Bei Deinem Fleisch und Bein.«

In diesem Augenblick wurde heftig an die äußere Thüre des Spladgest gepocht.

Der kleine Mann staunte, Spiagudry bebte zurück und bedeckte die Lampe mit seiner Hand.

»Was ist das?« grinste der Kleine. »Du zitterst, alter Tropf! Nie wirst Du erst zittern, wenn Du die Posaune des jüngsten Gerichts hörst!« Ein zweiter heftigerer Schlag ließ sich vernehmen. »Man wird einen Todten bringen,« sagte der kleine Mann. »Nein, Herr, nach Mitternacht bringt man keine Leichname mehr.«

»Lebendig oder todt, ich muß fort. Du, Spiagudry, sei treu und stumm. Ich schwöre Dir bei Ingulphs Geist und Gills Schädel, daß Du das ganze Regiment von Mundholm in Deine Herberge bekommen wirst.«

Er befestigte Gills Schädel an seinen Gürtel, zog seine Handschuhe an und schwang sich mit der Lebendigkeit einer Gemse durch die obere Oeffnung auf das Dach.

Ein dritter Schlag erschütterte das Gebäude, und eine Stimme von Außen gebot im Namen des Königs und des Vicekönigs, die Thüre zu öffnen.

VII.

Nachdem der Gouverneur von Drontheim aus dem Schloßhof in sein Kabinet zurückgekommen war, warf er sich in einen breiten Sessel und ließ sich von einem seiner Sekretäre die eingelangten Bittschriften vortragen.

Der Geheimschreiber begann folgendermaßen:

»1. Der hochwürdige Doktor Anglyvius bittet, daß der hochwürdige Doktor Foxtipp, bischöflicher Bibliothekar, Unfähigkeits halber in seinem Amte ersetzt werde. Supplikant weiß nicht, wer den gedachten unfähigen Doktor ersetzen könnte; er will bloß so viel sagen, daß er, Doktor Anglyvius, lange Zeit das Amt eines Bibliothekars ...«

»Der Schlingel soll sich an den Bischof wenden,« unterbrach ihn der Gouverneur.

»2. Athanasius Munder, Priester, Seelsorger der Gefängnisse, bittet um die Begnadigung von zwölf reuigen Verurtheilten bei Gelegenheit der glorreichen Vermählung des ritterlichen Ordener Guldenlew, Barons von Thorwick, Ritters des Danebrogordens, Sohnes des Vicekönigs, mit der edlen Dame Ulrike von Uhlfeldt, Tochter Sr. Gnaden des Grafen Großkanzlers beider Königreiche.«

»Vertagt!« sagte der General. »Mich dauern die Verurtheilten.«

»3. Faustus Prudens Destrombides, norwegischer Unterthan, lateinischer Poet, bittet um Erlaubnis, das Hochzeitgedicht für gedachtes Brautpaar verfertigen zu dürfen.«

»Ah! Ah! Der wackere Mann muß schon alt sein, denn er ist der Nämliche, der im Jahre 1674 ein Hochzeitgedicht auf die projektirte Vermählung Schuhmachers, damals Grafen von Greiffenfeld, mit der Prinzessin Luise Charlotte von Holstein-Augustenburg vorbereitet hatte, welche Vermählung nicht Statt fand. Ich fürchte,« fügte der Gouverneur

zwischen den Zähnen hinzu, »daß Faustus Prudens der Poet der Vermählungen sei, welche nicht Statt finden. Vertagt die Bitte und fahrt fort. Man soll sich in Beziehung auf diesen Poeten erkundigen, ob im Hospital von Drontheim keine Bettstelle vacant ist.«

»4. Die Bergleute des Guldbransthales, der Inseln Faroer, des Sund-Moer, von Hubfallo, Roeraas und Kongsberg bitten um Befreiung von den Lasten der königlichen Vormundschaft.«

»Diese Bergleute sind ungeduldig. Sie sollen, wie es heißt, bereits darüber murren, daß man sie so lange ohne Antwort läßt. Diese Bittschrift muß einer reiflichen Prüfung unterworfen werden.«

»5. Braal, Fischer, erklärt, in Gemäßheit des Adelsrechts, daß er bei der Absicht beharre, sein Erbgut wieder an sich zu kaufen.«

»6. Die Schöppen von Kös, Löwig, Indal, Skongen, Stod, Sparbo und andern Flecken und Dörfern des nördlichen Drontheimhus bitten, auf den Kopf des Räubers, Mörders und Mordbrenners Han, gebürtig, wie man sagt, von Klippstadur in Island, einen Preis zu setzen. Dieser Bitte widersetzt sich Nychol Orugix, Scharfrichter des Drontheimhus, der Han als sein Eigenthum in Anspruch nimmt. Dagegen unterstützt die Bitte Benignus Spiagudry, Wächter im Spladgest, als welchem der Leichnam zukommen soll.«

»Dieser Bandit ist sehr gefährlich, besonders in einem Augenblick, wo man Unruhen unter den Bergleuten fürchtet. Man soll einen Preis von tausend Thalern auf seinen Kopf setzen.«

»7. Benignus Spiagudry, Mediciner, Antiquar, Sculptor, Mineralog, Naturalist, Botaniker, Legist, Chemiker, Mechanikus, Physiker, Astronom, Theolog, Grammatiker...«

»Ist denn das nicht der nämliche Spiagudry, der Wächter im Spladgest ist?«

»Allerdings, Ew. Excellenz!«

» ... im Namen des Königs Inspektor im Gebäude des Spladgest, in der königlichen Stadt Drontheim, stellt vor, daß er, Benignus Spiagudry, es ist, welcher die Entdeckung gemacht hat, daß die Sterne, welche man Fixsterne nennt, ihr Licht nicht von dem Gestirn erhalten, das man Sonne nennt; *item*, daß Odins wahrer Name Frigge, Sohn des Fridulph ist; *item*, daß der See-Regenwurm sich von Sand nährt; *item*, daß der Lärm der Bevölkerung die Fische von Norwegens Küsten scheucht, weßhalb die Unterhaltsmittel in dem nämlichen Verhältniß abnehmen, in welchem die Bevölkerung zunimmt; *item*, daß der Golf, Otte-Sund benannt, ehedem Limfjord geheißen und den Namen Otte-Sund erst angenommen hat, nachdem Otto der Rothe seine Lanze hineingeworfen; *item*, daß man auf seinen Rath und unter seiner Leitung aus einer alten Bildsäule der Freya die Göttin der Gerechtigkeit gemacht hat, welche den großen Platz von Drontheim ziert, und daß man den Löwen, der sich unter den Füßen des Götzenbildes befand, in den Teufel umgewandelt hat, der das Verbrechen darstellt; *item*item ...« »Verschont uns mit den weiteren *Item* und sagt kurz, was der Mann begehrt!«

Der Sekretär schlug mehrere Blätter um und fuhr fort:

»... Der unterthänigste Supplikant glaubt für so viele der Kunst und Wissenschaft ersprießliche Arbeiten Se. Excellenz bitten zu dürfen, die Taxe jedes männlichen und weiblichen Leichnams um zehn Pfennige zu erhöhen, was den Todten nur angenehm sein kann, indem es ihnen beweist, wie hoch man ihre Personen anschlägt ...«

Hier öffnete sich die Thüre des Kabinets und der Thürsteher kündete mit lauter Stimme die edle Dame Gräfin von Ahlfeldt an.

Eine Dame von hoher Gestalt, die auf ihrem Kopf eine kleine Grafenkrone trug, reich in Scharlach und Gold gekleidet, trat in das Zimmer. Der General bot ihr die Hand und führte sie an einen Sessel.

Die Gräfin mochte fünfzig Jahre alt sein. Das Alter hatte aber den Runzeln, welche die Sorgen des Hochmuths und Ehrgeizes schon längst in ihre Züge gegraben hatten, nichts beizufügen gehabt. Sie warf ihren hochmüthigen Blick, mit ihrem falschen Lächeln, auf den alten General.

»Nun, Herr General, Ihr Zögling läßt auf sich warten. Er sollte vor Untergang der Sonne hier sein.«

»Er wäre hier, Frau Gräfin, aber er ist gleich bei seiner Ankunft nach Munckholm gegangen.« »Nach Munckholm? Er wird doch hoffentlich nicht Schuhmacher dort aufsuchen?«

»Es wäre wohl möglich.«

»Wie! der erste Besuch des Barons von Thorwick für Schuhmacher?«

»Warum nicht, Gräfin? Schuhmacher ist unglücklich.«

»Wie, General! Der Sohn des Vicekönigs steht in Verbindung mit diesem Staatsgefangenen?«

»Frau Gräfin, als Friedrich Guldenlew mir seinen Sohn anvertraute, bat er mich, ihn zu erziehen, wie ich den meinigen erzogen hätte. Ich war der Meinung, daß die Bekanntschaft mit Schuhmacher unserem Ordener, der die Bestimmung hat, eines Tages eben so mächtig zu werden, nützlich sein könnte. Ich habe daher, mit Genehmigung des Vicekönigs, meinen Bruder Grummond von Knud um eine Einlaßkarte in alle Gefängnisse gebeten, die ich sofort Ordener einhändigte. Er macht jetzt Gebrauch davon.«

»Und seit wann hat Ordener diese nützliche Bekanntschaft gemacht?«

»Seit etwas mehr als einem Jahre. Es scheint, daß er sich in Schuhmachers Umgang gefiel, denn er ist ziemlich lange zu Drontheim geblieben. Nur auf meine ausdrückliche Aufforderung hat er es im letzten Jahre ungern verlassen, um eine Reise durch Norwegen zu machen.«

»Und weiß Schuhmacher, daß sein Tröster der Sohn eines seiner größten Feinde ist?«

»Er weiß, daß er sein Freund ist, und das genügt ihm, wie uns.«

»Aber Sie, Herr General,« sagte die Gräfin mit einem durchbohrenden Blick, »wußten Sie, als Sie diese Verbindung nicht nur duldeten, sondern

selbst herbeiführten, daß Schuhmacher eine Tochter hat?« »Ich wußte es, Gräfin.«

»Und dieser Umstand schien Ihnen gleichgültig in Beziehung auf Ihren Zögling?«

»Der Zögling Levins von Knud, der Sohn Friedrichs Guldenlew, ist ein rechtlicher Mann. Ordener kennt die Schranke, die ihn von Schuhmachers Tochter trennt; er ist unfähig, ein Mädchen, und dazu noch die Tochter eines unglücklichen Mannes zu verführen.«

Die Gräfin erröthete und erblaßte abwechselnd. Sie wandte das Haupt ab, um den ruhigen unbefangenen Blick des alten Mannes zu vermeiden.

»Erlauben Sie, General,« stotterte sie endlich, »ich muß es Ihnen sagen, diese Bekanntschaft scheint mir sonderbar und unklug. Es heißt, daß die Bergleute und die nördlichen Stämme mit einer Empörung drohen, und daß Schuhmachers Name in diese Sache verwickelt sei.«

»Sie setzen mich in Erstaunen,« rief der Gouverneur aus! »Schuhmacher hat bis jetzt sein Unglück geduldig ertragen. Dieses Gerücht ist gewiß nicht gegründet.«

Der Thürsteher kündigte an, daß ein Abgesandter des Großkanzlers mit der Gräfin zu sprechen wünsche. Die Gräfin verabschiedete sich und begab sich in ihre Gemächer.

Sie saß, von ihren Frauen umgeben, auf einem reichen Sopha, als der Abgesandte eintrat. Als ihn die Gräfin erblickte, machte sie eine Geberde des Widerwillens, welche sie aber alsbald hinter einem wohlwollenden Lächeln versteckte. Der Abgesandte war ein wohlbeleibter, mehr kleiner als großer Mann. Sein Gesicht war offen bis zur Schamlosigkeit, und sein Blick hatte etwas Teuflisches. Er verbeugte sich tief vor der Gräfin und reichte ihr ein versiegeltes Paket dar.

»Gnädige Gräfin,« sagte er, »erlauben Sie mir, eine wichtige Botschaft Seiner Gnaden, Ihres erlauchten Gemahls, meines erhabenen Herrn, zu Ihren Füßen niederzulegen.«

»Kommt er nicht selbst? Und warum schickt er Euch?« fragte die Gräfin.

»Wichtige Geschäfte verzögern Seiner Gnaden Ankunft, wie Sie aus diesem Briefe ersehen werden, gnädige Gräfin. Was meine Sendung betrifft, so soll ich, laut Befehls meines erhabenen Herrn, mich der ausgezeichneten Ehre einer geheimen Audienz bei Ihnen erfreuen.«

Die Gräfin erblaßte und rief mit zitternder Stimme aus: »Ich, eine geheime Unterredung mit Euch, Musdoemon?«

»Wenn dies der gnädigen Gräfin im Geringsten unangenehm wäre, so würde sich Ihr unwürdiger Diener bis in den Tod betrüben.«

»Unangenehm! Durchaus nicht!« sagte die Gräfin mit erzwungenem Lächeln; »aber ist denn diese Unterredung durchaus nothwendig?«

Der Abgesandte verbeugte sich tief: »Durchaus nothwendig! Der Brief Ihres erhabenen Gemahls wird Sie förmlich davon in Kenntniß setzen.«

Es war auffallend, die stolze Gräfin Ahlfeldt vor einem Diener, der ihr so tiefe Ehrfurcht bezeugte, zittern und erbleichen zu sehen. Sie öffnete langsam das Paket, und nachdem sie dessen Inhalt durchlaufen hatte, sagte sie zu ihren Frauen mit schwacher Stimme: »Man lasse uns allein!«

»Geruhen die gnädige Gräfin,« sagte der Abgesandte, indem er ein Knie beugte, »mir die Freiheit, die ich mir nehme, und die Mühe, die ich Ihnen zu verursachen scheine, gnädigst zu verzeihen!«

»Ihr könnt im Gegentheil glauben,« erwiederte die Dame mit erzwungenem Wohlwollen, »daß es mir Vergnügen macht, Euch zu sehen.«

Die Frauen entfernten sich.

»Elphege,« sagte jetzt der Abgesandte in gänzlich umgestimmtem Tone, »Du scheinst der Zeiten vergessen zu haben, wo ein *Téte-á-Téte* mit mir Dir nicht so zuwider war?«

Die stolze Dame beugte ihr gedemüthigtes Haupt. »Möchte ich es vergessen können!« murmelte sie.

»Einfältiges Weib! Wie magst Du über Dinge erröthen, die kein menschliches Auge gesehen hat?«

»Gott sah sie.«

»Gott, Du schwaches Weib! Du, bist nicht werth, Deinen Mann betrogen zu haben, denn er ist nicht so leichtgläubig als Du.«

»Ihr treibt Euern Spott mit meinen Gewissensbissen, Musdoemon!«

»Nun, Elphege, wenn Du ein Gewissen hast, warum häufst Du täglich neue Verbrechen?«

Die Gräfin verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Musdoemon fuhr fort: »Elphege, Du hast die Wahl: Gewissensbisse und keine Verbrechen mehr, oder das Verbrechen und keine Gewissensbisse. Mache es wie ich, wähle das Zweite.«

»Mögen Euch diese Worte nicht in die Ewigkeit begleiten!«

»Das geht über den Spaß, mein Schatz!«

Musdoemon setzte sich vertraulich neben die Gräfin und schlang seine Arme um ihren Hals.

»Elphege,« sagte er, »suche dem Geist nach wenigstens zu bleiben, was Du vor zwanzig Jahren warst.«

Die unglückliche Gräfin, Sklavin ihres Mitschuldigen, suchte seiner widerlichen Zärtlichkeit los zu werden. Es lag in dieser ehebrecherischen Umarmung von zwei Wesen, die sich gegenseitig haßten und verachteten, Etwas, das selbst für diese entwürdigten Seelen empörend war. Ihre gesetzwidrige Verbindung, einst ihre Lust, war ihnen jetzt zur Qual geworden. Gerechte Strafe verbotener Leidenschaften! Ihr Verbrechen war ihre Strafe geworden.

Um dieser qualvollen Scene ein Ende zu machen, fragte die Gräfin, indem sie sich den Armen ihres verhaßten Liebhabers entriß, welchen mündlichen Auftrag ihr Gemahl ihm ertheilt habe?

»Ahlfeldt,« sagte Musdoemon, »hat in dem Augenblicke, wo seine Macht sich durch die Vermählung Ordener Guldenlews mit unserer Tochter befestigt ...«

»Unserer Tochter!« rief die stolze Gräfin aus, und ihr auf Musdoemon gerichteter Blick nahm einen Ausdruck hochmüthiger Verachtung an.

»Nun,« sagte Musdoemon kaltblütig, »ich meine doch, daß Ulrike eben so gut meine Tochter sein könne, als die seinige. Ich wollte also sagen, daß diese Heirath Deinen Mann nicht vollkommen befriedigt, wenn nicht zu gleicher Zeit Schuhmacher ganz gestürzt wird. Dieser alte Günstling ist von seinem Kerker aus fast eben so furchtbar, als in seinem Palast. Er hat am Hofe heimliche, aber wichtige Freunde, um so mächtiger vielleicht, weil sie unbekannt sind. Als der König vor einem Monat erfuhr, daß die Unterhandlungen des Großkanzlers mit dem Herzog von Holstein-Ploen nicht vorwärts schritten, rief er ungeduldig aus: Greiffenfeld allein wußte mehr, als alle diese Menschen zusammen. Ein Intriguenmacher, Namens Dispolsen, der von Munckholm nach Kopenhagen kam, hat von dem König mehrere geheime Audienzen erhalten, nach welchen der König aus der Kanzlei, wo sie niedergelegt sind, Schuhmachers Adels- und Eigenthums-Urkunde abfordern ließ. Man weiß nicht, wohin Schuhmacher abzielt, aber ein Staatsgefangener ist, wenn er nur seine Freiheit erlangt, nicht mehr so fern von der Macht. Er muß also sterben, und zwar durch richterlichen Spruch umkommen. Ihm ein Verbrechen unterzuschieben, daran arbeiten wir.

»Dein Mann, Elphege, wird unter dem Vorwand, die nördlichen Provinzen incognito zu besuchen, sich des Resultats, das unsere Umtriebe bei den Bergleuten gehabt haben, selbst versichern. Wir wollen in Schuhmachers Namen einen Aufstand von ihnen herbeiführen, der sich nachher leicht wird dämpfen lassen. Was uns beunruhigt, ist der Verlust mehrerer wichtigen Papiere, welche sich auf diesen Plan beziehen, und die wir nicht ohne Grund im Besitze dieses Dispolsen vermuthen. Da wir nun wußten, daß er von Kopenhagen nach Munckholm zurückgereist war, so haben wir in den Schluchten von Kole einige Getreue aufgestellt, um ihn umzubringen und ihm seine Papiere abzunehmen. Aber wenn, wie man versichert, Dispolsen zur See zurückgekommen ist, so war unsere Mühe

vergebens. Inzwischen habe ich bei meiner Ankunft einige Gerüchte von der Ermordung eines gewissen Hauptmanns Dispolsen vernommen. Wir werden ja sehen.

»Inzwischen spüren wir einem berüchtigten Räuber, Han dem Isländer, nach, den wir an die Spitze des Aufstands der Bergleute stellen wollen. Und nun, mein Schatz, was hast Du mir von Deiner Seite für Nachrichten mitzutheilen? Ist der niedliche Vogel in dem Käsig von Munckholm endlich die Beute unseres Friedrich ...«

»Unseres Friedrich!« rief die Gräfin entrüstet aus,

»Nun, was weiter! Wie alt ist er? Vierundzwanzig Jahre, und es sind jetzt sechsundzwanzig Jahre, daß wir einander kennen!«

»Mein Friedrich, Gott weiß es, ist der legitime Erbe des Großkanzlers.«

»Wenn Gott es weiß,« sagte Musdoemon lachend, »so ist vielleicht dem Teufel davon nichts bekannt. Im Uebrigen ist Dein Friedrich ein Pinsel, der meiner unwerth wäre, und es lohnt sich nicht der Mühe, sich um eine solche Kleinigkeit zu streiten. Er taugt zu nichts, als ein Mädchen zu verführen. Damit ist er doch hoffentlich zu Stande gekommen?«

»Noch nicht, so viel ich weiß.«

»Elphege, suche doch eine etwas thätigere Rolle in unsern Angelegenheiten zu spielen. Ich kehre morgen zu Deinem Manne zurück. Beschränke Du Dich nun nicht darauf, für unsere Sünden zu beten, sondern handle. Ahlfeldt muß auch darauf denken, mich etwas besser zu belohnen, als bisher geschehen ist. Mein Glück ist an das Eurige geknüpft; aber ich fange an, es müde zu werden, der Diener des Gemahls zu sein, wenn ich der Liebhaber der Frau bin, und der Schulmeister der Kinder, deren Vater ich zu sein die Ehre habe.«

Hier endigte die Unterredung. Die Frauen traten wieder ein.

»Erlauben mir die gnädige Gräfin,« sagte Musdoemon mit einer tiefen Verbeugung, »die Hoffnung zu hegen, daß ich morgen wieder eine Audienz

erlangen werde, um die Huldigungen meiner tiefsten Ehrfurcht zu Ihren Füßen niederzulegen?«

VIII.

»Alter Herr,« sagte Ordener zu Spiagudry, »fast hätte ich geglaubt, daß die in diesem Gebäude befindlichen Leichname damit beauftragt seien, die Thüre zu öffnen.«

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich ... ich lag in tiefem Schlafe.«

»Wenn das der Fall ist, so müssen Eure Todten wach gewesen sein, denn ich hörte eben erst hier laut und deutlich sprechen.«

Spiagudry gerieth in Verwirrung: »Wie, gnädiger Herr,« stotterte er, »Sie hätten reden gehört?«

»Allerdings! Doch was liegt daran? Ich bin nicht hieher gekommen, mich mit Euern Angelegenheiten zu beschäftigen, sondern Euch mit den meinigen. Wir wollen hineingehen.«

Spiagudry öffnete und sie traten in das Leichenzimmer.

»Benignus Spiagudry,« sagte jetzt dieser, »steht Ihnen in Allem, was menschliche Wissenschaften betrifft, zu Diensten. Wenn Sie jedoch, wie man aus Ihrem nächtlichen Besuche schließen möchte, einen Hexenmeister hier zu finden glauben, so irren Sie sich. *Ne famam credas*, ich bin nur ein Gelehrter. Kommen Sie in mein Arbeitszimmer, gnädiger Herr!«

»Nicht doch, wir müssen hier bei diesen Leichnamen bleiben.«

»Bei diesen Leichnamen!« rief Spiagudry bestürzt aus. »Die können Sie nicht sehen, gnädiger Herr!«

»Wie? ich soll Leichname nicht sehen dürfen, die bloß deßhalb hier sind, um gesehen zu weiden? Ich habe Erkundigungen über einen derselben bei Euch einzuziehen, und Eure Pflicht ist es, sie mir zu geben. Gern oder ungern, Ihr müßt.«

Spiagudry hatte einen großen Respekt vor tödtlichen Gewehren, und er sah einen tüchtigen Säbel an Ordeners Seite. *»Nihil non arrogat armis,«* murmelte er zwischen den Zähnen.

»Zeigt mir die Kleider des Hauptmanns,« sagte Ordener.

In diesem Augenblicke fiel ein Strahl des Lichts auf Gill Stadts verstümmeltes Haupt.

»Gerechter Gott!« rief Ordener aus, »welche abscheuliche Entweihung!«

»Erbarmet Euch meiner um Gottes Barmherzigkeit willen!« rief der Alte.

»Alter Mann,« fuhr Ordener mit drohender Stimme fort, »Du stehst am Rande des Grabes, und scheust Dich nicht, einen solchen Frevel zu begehen! Zittere, die Lebenden werden die Entweihung rächen, die Du an Todten begangen hast!«

»Gnade! Gnade! Ich habe es nicht gethan ... Wenn Sie wüßten! ...«

Hier hielt er inne, denn er dachte an die Worte des kleinen Mannes: *»Sei treu und stumm.«*

»Haben Sie,« fuhr er zitternd fort, »Jemand durch diese Oeffnung schlüpfen sehen?«

»Ja! War es Dein Mitschuldiger?«

»Nein, es war der Schuldige, der Alleinschuldige. Das schwöre ich bei allen himmlischen und höllischen Mächten, bei diesem so schändlich entweihten Leichname selbst!«

Mit diesen Worten warf er sich stehend auf die Kniee nieder. So häßlich er auch war, so lag doch in seiner Verzweiflung, in seinen Betheuerungen ein solcher Ton der Wahrheit, daß er Ordener überzeugte.

»Alter Mann,« sagte er, »stehe auf. Wenn Du den Todten nicht entweiht hast, so würdige wenigstens Dein Alter nicht herab.«

Spiagudry stand auf.

»Wer ist der Schuldige?« fragte Ordener.

»Stille, edler Herr, stille! Sie wissen nicht, von wem Sie sprechen. Stille!«

»Wer ist der Schuldige? Ich will ihn wissen,« fuhr Ordener kaltblütig fort.

»Im Namen des Himmels, gnädiger Herr! Reden Sie nicht so, schweigen Sie, sonst möchte ... Ich kann nicht ... aus Furcht ...«

»Furcht! die wird mich nicht schweigen machen, Dich aber wird sie zum Reden bringen.«

»Gnade, edler junger Herr!« rief der trostlose Spiagudry, »ich kann nicht ... ich darf nicht ...«

»Du kannst und sollst. Nenne den Schuldigen!«

Spiagudry suchte eine Ausflucht: »Wohlan denn, edler Herr! Der Entweiher dieses Leichnams ist der Mörder dieses Offiziers.«

»Dieser Offizier ist also ermordet worden?«

»Allerdings, gnädiger Herr!«

»Und von wem? Von wem?«

»Im Namen der Heiligen, die Ihre Mutter anrief, als sie Ihnen das Leben gab, forschen Sie nicht nach diesem Namen, zwingen Sie mich nicht, ihn zu nennen.«

»Ich will den Mörder wissen.«

»Nun denn! Betrachten Sie die tiefen Risse, welche lange und spitzige Nägel in diesen Leichnam gegraben haben – dann werden Sie den Mörder kennen.«

»Wie!« sagte Ordener, »irgend ein wildes Thier?«

»Nein, mein gnädiger Herr.«

»Nun, wenn es nicht der Teufel selbst gethan hat, so wüßte ich nicht ...«

»Stille! Nehmen Sie sich in Acht. Haben Sie niemals,« fuhr der Alte mit leiser Stimme fort, »von einem Menschen oder einem Ungeheuer mit menschlichem Angesicht sprechen hören, dessen Nägel so lang sind, wie die Astaroths, der uns ins Verderben gestürzt hat, oder des Antichrists, der uns verderben wird?«

»Rede deutlicher.«

»Wehe! Wehe! heißt es in der Offenbarung ...«

»Den Namen des Mörders will ich wissen.«

»Der Mörder ... den Namen ... Gnädiger Herr, erbarmen Sie sich meiner! Ach, erbarmen Sie sich!«

»Zaudere nicht länger.«

»Nun denn, wenn Sie es durchaus verlangen, der Mörder und Entweiher ist Han der Isländer.«

Dieser furchtbare Name war Ordener nicht unbekannt.

»Wie!« rief er aus, »Han! Dieser abscheuliche Bandit!«

»Er hat keine Bande, sondern ist immer allein.«

»Und wie kommst Du zu seiner Bekanntschaft, Elender? Welche gemeinschaftliche Verbrechen haben Euch einander nahe gebracht?«

»Edler Herr, mißtrauen Sie dem Scheine. Ist der Stamm der Eiche vergiftet, weil die Schlange an ihrer Wurzel kriecht?«

»Keine leeren Worte, ein Bösewicht kann keinen andern Freund haben, als einen Mitschuldigen.«

»Ich bin nicht sein Freund, und noch weniger sein Mitschuldiger, und wenn meine Betheurungen Sie nicht überzeugt haben, so erwägen Sie doch, daß die Entweihung dieses Leichnams mich innerhalb vierundzwanzig Stunden, wenn man den todten Körper abholt, der Strafe der Heiligthumsschänder aussetzen wird, obgleich ich unschuldig bin.«

Dieser Grund war für Ordener der überzeugendste; er sagte ruhig, aber ernst: »Alter, seid aufrichtig. Habt Ihr Papiere bei diesem Offizier gefunden?«

»Nicht eines, auf meine Ehre!«

»Wißt Ihr, ob Han der Isländer Papiere bei ihm gefunden hat?«

»Ich weiß es nicht.«

»Kennt Ihr den Versteck Han des Isländers?«

»Er versteckt sich nicht, sondern wandert immer hin und her.«

»Das mag sein, aber er hat doch gewisse Verstecke.«

»Dieser Heide,« sagte Spiagudry leise, »hat eben so viele Verstecke, als die Insel Hitteren Felsenriffe und der Sirius Strahlen.«

»Gebt mir eine bestimmtere Antwort. Ihr steht in geheimnißvoller Verbindung mit diesem Räuber. Ihr kennt ihn und müßt wissen, wohin er von hier aus gegangen ist. Wenn Ihr nicht sein Mitschuldiger seid, so werdet ihr keinen Anstand nehmen, mich an seinen Aufenthaltsort zu führen ...«

Spiagudry schauderte zurück.

»Sie, gnädiger Herr,« rief er aus. »Sie, großer Gott! Sie, voll Jugend und Leben, diesen Satan aufsuchen, herausfordern! Als Ingiald den Riesen Nyctolm bekämpfte, hatte er wenigstens vier Arme.«

»Nun, wir haben ja auch vier Arme, wenn Ihr mir zum Führer dient!«

»Ich! Ihr Wegweiser? Sie scherzen mit einem alten Manne, der bereits fast selbst eines Führers bedarf.«

»Hört! Wenn die Entweihung dieses Leichnams Euch der Strafe der Heiligthumsschänder aussetzt, so könnt Ihr nicht hier bleiben. Ihr müßt also fort. Ich nehme Euch unter meinen Schutz, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mich zum Versteck des Räubers geleitet. Seid mein Führer, ich will Euer Beschützer sein. Finde ich Han den Isländer, so bringe ich ihn lebendig oder todt hieher. Ihr könnt dann Eure Unschuld darthun, und ich verspreche Euch, daß Ihr in Euer Amt wieder eingesetzt werdet. Inzwischen empfanget hier mehr Thaler, als es Euch das ganze Jahr durch einträgt.«

»Edler Herr,« versetzte Spiagudry, indem er das Geld in Empfang nahm, »Sie haben vollkommen Recht. Wenn ich Ihnen folge, so setze ich mich einige Tage der Rache des furchtbaren Han aus. Bleibe ich, so falle ich morgen in die Hände des Henkers Orugix. Welches ist denn die Strafe der Heiligthumsschänder? ... Gleichviel. In beiden Fällen ist mein armes Leben in Gefahr; da jedoch, nach der richtigen Bemerkung des gelehrten Saemond-Sigfusson, *inter duo pericula aequalia minus imminens eligendum est,* so folge ich Ihnen. Ja, gnädiger Herr, ich will Ihr Führer sein. Vergessen Sie jedoch nicht, daß ich Allem aufgeboten habe, Sie von Ihrem gefährlichen Unternehmen abzubringen.«

»Ihr sollt also mein Führer sein, und ich verlasse mich auf Eure Rechtlichkeit.«

»Herr, Spiagudry's Rechtlichkeit ist eben so unbefleckt, als das Geld, das Sie mir eben so großmüthig gespendet haben.«

»Wo denkt Ihr, daß Han sich jetzt aufhalte?«

»Da der Süden von Drontheimhus jetzt voll Truppen ist, welche man auf Requisition des Großkanzlers dahin geschickt hat, so wird wohl Han seinen Weg nach der Grotte von Walderhog oder dem See von Smiassen genommen haben. Wir müssen also über Skongen gehen.«

»Wann könnt Ihr mir folgen?«

»Wenn heute Abend die Nacht einbricht und der Spladgest geschlossen wird, so wird Ihr demüthiger Diener seinen Dienst als Führer bei Ihnen antreten.«

»Wo werde ich Euch diesen Abend finden?«

»Auf dem großen Platze von Drontheim, wenn es Ihnen so gefällig ist, bei der Bildsäule der Gerechtigkeit, welche ehedem die Göttin Freya war und die mich ohne Zweifel in den Schutz ihres Schattens aufnehmen wird, aus Dankbarkeit, daß ich einen so schönen Teufel unter ihre Füße habe meißeln lassen.«

»Gut, Alter, der Vertrag ist geschlossen.«

»Geschlossen,« wiederholte Spiagudry.

Kaum hatte er dieses Wort gesprochen, so ließ sich über ihnen eine Art von Gebrumme hören. »Was ist das?« sagte der zitternde Spiagudry.

»Ist denn außer uns beiden noch ein lebendes Wesen hier?« fragte Ordener staunend.

»Ah! Ohne Zweifel mein Vicarius Oglypiglap,« sagte Spiagudry, den dieser Gedanke beruhigte. »Ein schlafender Lappe, sagte der Bischof Arngrim, macht eben so viel Lärm, als ein wachendes Weib.«

Ordener entfernte sich. Spiagudry schloß eilig die Thüre, legte Gill Stadts Leichnam so zurecht, daß man die Verstümmelung nicht gewahr werden konnte, und begab sich dann in seine Wohnung.

Viele Gründe mußten zusammentreffen, um den furchtsamen Spiagudry zu bewegen, Ordeners abenteuerlichen Vorschlag anzunehmen. Die Hauptgründe waren: 1) die Furcht vor dem anwesenden Ordener und seinem Säbel; 2) die Furcht vor dem Scharfrichter Orugix; 3) ein alter Haß gegen Han den Isländer, den er kaum sich selbst zu gestehen wagte, so sehr drückte ihn der Schrecken nieder; 4) die Liebe zu den Wissenschaften, welche er auf dieser Reise befriedigen zu können glaubte; 5) das Zutrauen in seine vermeintliche List, durch welche er sich Hans Blicken zu entziehen

hoffte; 6) die Liebe zum Geld, indem er die für die Wittwe Stadt bestimmte Büchse für sich behalten zu können hoffte.

Im Uebrigen war es ihm gleichgültig, ob der Räuber den Fremden, oder der Fremde den Räuber tödte. Als er über diesen Punkt nachdachte, brach er in die Worte aus: »Es ist immerhin ein Leichnam, der mir zukommen wird.«

Hier ließ sich abermals ein Brummen hören. Spiagudry fuhr schreckenvoll zusammen.

»Das ist kein Schnarchen meines Oglypiglap,« sagte er, »diese Töne kommen von Außen. Es wird wohl,« fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, »der Hund im Hafen sein, der bellt.«

IX.

Am Morgen dieses Tages stieg Schuhmacher, wie er pflegte, auf den Arm seiner Tochter gestützt, in den Garten herab, der an sein Gefängniß stieß. Beide hatten eine unruhige Nacht gehabt, der Greis durch Schlaflosigkeit, das junge Mädchen durch süße Träume.

Der Vater warf, nachdem sie eine Zeitlang herumgegangen waren, einen ernsten und traurigen Blick auf seine Tochter: »Du lächelst vor Dich hin und erröthest, Ethel; Du bist glücklich, denn Du erröthest nicht über die Vergangenheit, und lächelst der Zukunft entgegen.«

Ethel erröthete noch mehr und hörte auf zu lächeln.

»Mein Vater,« sagte sie verwirrt, »ich habe die Edda mitgebracht.«

»So lies, meine Tochter!« versetzte der Greis und fiel in seine vorige Träumerei zurück.

Ethel las ihm die Geschichte der Schäferin Allanga vor, welche die Hand eines Königs ausschlug, bis er ihr bewiesen haben würde, daß er ein Kriegsmann sei. Regner Lodbrog erhielt die Hand der Schäferin erst, nachdem er den Räuber von Klipstadur, Ingulph den Vertilger, besiegt hatte.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch hinter ihnen hören, und der Lieutenant Ahlfeldt trat aus dem Gebüsche.

»Habe ich nicht, schönste Dame,« rief er Ethel zu, »den Namen Ingulphs des Vertilgers aus Ihrem schönen Munde vernommen? Ohne Zweifel haben Sie von Han dem Isländer gesprochen und sind sofort bis zu seinem Ahnhern hinaufgestiegen. Die Damen lieben Räubergeschichten. Man erzählt von Ingulph und dessen Nachkommen Dinge, welche schauerlich angenehm zu vernehmen sind. Ingulph der Vertilger hatte nur einen einzigen, mit der Hexe Thoarka erzeugten Sohn. Dieser Sohn hatte wieder nur einen Sohn, der ebenfalls mit einer Zauberin erzeugt war. Seit vier Jahrhunderten hat sich dieses Geschlecht immer nur durch einen einzigen Zweig fortgepflanzt und in Island viel Unglück angerichtet. Durch diese Reihe einziger Erben ruht jetzt Ingulphs Geist auf dem berüchtigten Han dem Isländer, der so eben, wie ich vermuthe, die jungfräulichen Gedanken der schönen Dame beschäftigt hat.«

Der Lieutenant hielt einen Augenblick inne. Ethel schwieg aus Verlegenheit, Schuhmacher aus Ekel und Langeweile. Der Geck hielt dies für eine Aufmunterung, fortzufahren.

»Han der Isländer,« sprach er weiter, »kennt keine andere Leidenschaft als Menschenhaß, und ist einzig damit beschäftigt, dem menschlichen Geschlechte zu schaden ...«

»Das ist vernünftig von ihm,« sagte Schuhmacher.

»Er lebt immer allein,« fuhr der Lieutenant fort.

»Dann ist er glücklich,« sprach Schuhmacher.

»Möge uns der Gott Mithra von diesen Vernünftigen und Glücklichen befreien! Verflucht sei der Wind, der diesen isländischen Teufel nach Norwegen geweht hat! Ein Bischof ist es, dem wir das Glück danken, Han von Klipstadur zu besitzen. Nach der Tradition fanden einige Bauern Han, der noch ein Kind war, auf den Bergen von Bessested und wollten ihn umbringen; aber der Bischof von Scalholt hielt sie davon ab, und nahm den jungen Wilden in Schutz, um aus dem Teufel einen Christen zu machen. Er

wendete tausend Mittel an, seine höllische Intelligenz zu entwickeln. In einer finstern Nacht aber zündete der herangewachsene Han seines Wohlthäters Wohnung an, setzte sich auf einen Baumstamm und schiffte ohne Weiteres nach Norwegen. So erzählt man sich in den Spinnstuben. Seitdem Unheil aller Art: Die Minen von Faroer verschüttet und dreihundert Arbeiter unter den Trümmern begraben, der über Golyn hängende Fels zur Nachtzeit auf das Dorf herabgestürzt, die Brücke von Half-Broe unter den Wanderern zusammenbrechend und in den Abgrund fallend, die Hauptkirche zu Drontheim in Brand gesteckt, die Leuchtthürme in stürmischen Nächten ausgelöscht und eine Menge von Verbrechen und Mordthaten in die Seeen von Sparbo und Smiassen eingesenkt, oder in den Grotten von Walderhog und Rylaß verborgen. In den Spinnstuben behaupten sie, daß bei jedem Verbrechen ihm ein neues Haar in seinen Bart wachse. Wenn das der Fall ist, so muß sein Bart so dicht sein, als der des ehrwürdigsten assyrischen Magiers.«

Schuhmacher unterbrach ihn: »Und es ist nicht gelungen, sich dieses Menschen zu bemächtigen?« sagte er mit triumphirendem Blick und ironischem Lächeln. »Ich muß in der That die Fähigkeit der Großkanzlei beider Königreiche bewundern.«

»Han,« fuhr der Lieutenant, der die spöttische Anspielung nicht verstand, redselig fort, »hat sich bisher eben so unüberwindlich gezeigt, als Horatius Cocles. Soldaten, Milizen, Bergbewohner, Landleute, Alles flieht vor ihm oder findet den Tod. Er ist ein Dämon, dem man weder entgehen, noch ihn erreichen kann. Glücklich diejenigen, welche ihn suchen und nicht finden. Nicht wahr, edle Dame, das sind seltsame Geschichten? Sie könnten Stoff zu einem trefflichen Roman im Geschmacke der sublimen Schriften der Demoiselle Scudery liefern. Man müßte jedoch unser Klima etwas mildern, die Traditionen ein wenig aufputzen und unsere barbarischen Namen modificiren. So müßte man z. B. aus Drontheim Durtinianum machen, unsere finstern Wälder in liebliche Gebüsche, und unsere Waldströme in tausend klare Bäche verwandeln. Unsere schauerlichen Höhlen müßten halbdunkle Grotten sein, in welchen das reinste Krystall glänzt. In einer dieser Grotten würde ein berüchtigter Zauberer, Hannus von Thule, wohnen ... denn Sie werden einsehen, daß Han der Isländer für ein poetisches Ohr zu hart klingt. Dieser Riese, denn ein Riese müßte es durchaus sein, würde

in gerader Linie von dem alten Mars abstammen. Ingulph der Vertilger ist ein Name, der die Phantasie nicht in Anspruch nimmt. Die Hexe Thoarka könnte man in die Zauberin Theone verwandeln. Nachdem der Großmagier von Thule den Riesen Hannus erzogen hat, entflieht er eines Tages aus seinem goldenen Palaste auf einem mit zwei fliegenden Drachen bespannten Wagen. Ein alter Baumstamm wäre gar zu prosaisch. Unter dem schönen Himmel von Durtinianum angekommen und durch den Anblick dieses lieblichen Geländes verführt, schlägt er hier seinen Wohnsitz auf und macht das Land zum Schauplatze seiner Verbrechen. Lauter Verbrechen, das wäre gar zu schauerlich, weßhalb einige sinnreich erdachte verliebte Abenteuer damit zu verflechten sind. Mithin muß die Schäferin Alcippe eines Tages mit ihren Lämmchen in einem Rosen- und Myrtenhain spazieren gehen. Der Riese Hannus erblickt sie und verliebt sich alsbald. Allein die schöne Alcippe liebt bereits den schönen Lycidas, welcher Offizier ist und daselbst in Garnison liegt. Hiedurch Eifersucht des Riesen auf den Offizier, des Offiziers auf den Riesen, allerhand Ränke, List und Streit, Ohnmächten, Zweikämpfe, Entführungen, und eine Menge allerliebster Geschichten, durch welche die Gräuelthaten des Riesen Hannus verzuckert und für den zarten Geschmack des schönen Geschlechts genießbar gemacht würden, und ich wette meine polnischen Stiefel gegen ein Paar Holzschuhe, daß ein solcher Roman, aus der Feder der geistreichen Scudery geflossen, alle Damen in Kopenhagen toll machen würde.«

Schuhmacher, der auf das ganze Gesalbader nicht geachtet hatte, faßte den Namen Kopenhagen auf und sagte: »Kopenhagen? Was gibt es Neues zu Kopenhagen?« »Nichts, so viel ich weiß,« antwortete der Lieutenant, »außer der Einwilligung des Königs zu der wichtigen Vermählung, von der man in diesem Augenblicke in beiden Königreichen spricht.«

»Wie! Welche Vermählung?«

In diesem Augenblicke trat Ordener in den Garten. Die Anwesenheit des unberufenen Lieutenants setzte die Gesellschaft in Verlegenheit und führte ein ziemlich langes Stillschweigen herbei.

»Bei der Schleppe des königlichen Mantels,« rief der Lieutenant lachend aus, »das ist ein Schweigen, welches ganz demjenigen der gallischen Senatoren gleicht, als der Römer Brennus ... Ich weiß auf Ehre nicht mehr

recht, wer Römer oder Gallier, Senator oder Feldherr war. Doch gleichviel. Erzählen Sie dem alten Herrn da, was es Neues zu Kopenhagen gibt. Ich wollte ihn eben von der hohen Vermählung unterhalten, welche in diesem Augenblicke Meder und Perser beschäftigt.«

»Welche Vermählung?« fragten Ordener und Schuhmacher zugleich.

»Aus dem Schnitt Ihrer Kleider, Herr Fremdling,« rief der Lieutenant, in die Hände klopfend, »habe ich bereits geahnt, daß Sie aus irgend einer andern Welt gekommen sein müssen. Diese Frage gibt mir Gewißheit darüber. Sie sind ohne Zweifel gestern in einem mit Drachen bespannten Feenwagen an den Ufern der Nidder gelandet, denn wenn Sie durch Norwegen gereist wären, hätten Sie doch von der berühmten Vermählung zwischen dem Sohn des Vicekönigs und der Tochter des Großkanzlers hören müssen.«

Schuhmacher wandte sich zu dem Lieutenant: »Wie! Ordener Guldenlew heirathet Ulrike Ahlfeldt?«

»So ist es, und zwar wird das geschehen, ehe noch die Wülste zu Kopenhagen aus der Mode kommen.« »Friedrich Guldenlews Sohn muß jetzt etwa zweiundzwanzig Jahre alt sein, denn ich erfuhr seine Geburt, nachdem ich etwa ein Jahr in der Citadelle von Kopenhagen saß. Mag er sich jung heirathen,« fuhr Schuhmacher mit einem bittern Lächeln fort; »wenn er in Ungnade fällt, wird man ihm doch nicht minder den Vorwurf machen, daß er nach dem Kardinalshut getrachtet habe.«

Der Lieutenant verstand die Anspielung nicht, welche der gefallene Günstling auf sein eigenes Unglück machte.

»Das gewiß nicht,« rief er lachend, »der Baron Ordener wird Graf, Oberst und Ritter vom Elephantenorden, was Alles mit dem Kardinalshut sich nicht verträgt.«

»Desto besser,« sagte Schuhmacher. »Vielleicht wird man eines Tags aus seinem Ordensband ein Halsband machen, die Grafenkrone auf seiner Stirne zerbrechen und ihm die Epauletten ins Gesicht werfen.«

Ordener ergriff des Alten Hand: »Sprechen Sie nicht den Fluch über das Glück eines Feindes aus, ehe Sie wissen, ob dieses Glück auch ein Glück für ihn ist.«

»Je nun,« fiel der Lieutenant ein, »was liegt dem Baron Thorwick an diesen Verwünschungen?«

»Mehr vielleicht, als Sie glauben,« erwiderte Ordener. »Uebrigens,« fügte er nach einer Pause hinzu, »ist Ihre berühmte Heirath noch nicht so gewiß, als Sie denken.«

» *Fiat quod vis,*« versetzte der Lieutenant mit einer ironischen Verbeugung. »Der König, der Vicekönig und der Kanzler wünschen und wollen zwar diese Heirath, weil sie aber dem fremden Herrn da mißfällt, so wird ohne Zweifel trotz des Königs, des Vicekönigs und des Kanzlers nichts daraus werden.«

»Da können Sie vielleicht Recht haben,« sagte Ordener trocken.

»Das ist gar zu spaßhaft,« rief der Lieutenant aus, und lachte wie toll. »Wenn doch nur der Baron Thorwick hier wäre, um zu hören, wie dieser fremde Prophet über seine Zukunft verfügt! Es scheint mir jedoch, mein gelehrter Herr, daß Ihr Bart noch nicht lang genug ist, um ein großer Zauberer zu sein.«

»Herr Lieutenant,« antwortete Ordener kalt, »ich glaube nicht, daß Ordener Guldenlew eine Frau heirathet, ohne sie zu lieben.«

»Und wer sagt Ihnen, mein Herr vom grünen Mantel, daß der Baron Ordener Guldenlew die Gräfin Ulrike von Ahlfeld nicht liebt?«

»Und wer sagt Ihnen,« frage ich, »daß er sie liebt?«

Hier wurde der Lieutenant durch die Lebhaftigkeit des Gesprächs hingerissen, eine Thatsache zu behaupten, welcher er nicht gewiß war: »Wer es mir sagt, daß er sie liebt? Eine spaßhafte Frage! Es thut mir leid um Ihre Prophetengabe, aber Jedermann weiß ja, daß diese Vermählung sowohl eine Neigungs- als eine Convenienzheirath ist.«

»Wenn Jedermann es weiß, so weiß ich wenigstens es nicht.«

»Sie also ausgenommen! Was liegt daran? Sie werden dadurch nicht hindern, daß der Sohn des Vicekönigs in die Tochter des Großkanzlers verliebt ist.«

»Verliebt?«

»Ganz toll verliebt!«

»Er müßte allerdings toll sein, wenn er in sie verliebt wäre.«

»Vergessen Sie nicht, von wem und mit wem Sie reden. Sollte man nicht meinen, der Sohn des Vicekönigs dürfte sich nicht in eine Dame verlieben, ohne zuvor diesen Bauer da um Erlaubniß zu bitten?«

Mit diesen Worten erhob sich der Offizier. Ordeners Augen blitzten.

Ethel trat zu ihm: »Ruhig, um Gottes Willen! Was liegt uns daran, ob der Sohn des Vicekönigs die Tochter des Kanzlers liebt?«

Ordener beruhigte sich. Der Lieutenant nahm seine alte muntere Laune wieder an.

»Das Fräulein,« rief er aus, »spielt mit unendlicher Grazie die Rolle der Sabinerinnen. Meine Worte waren nicht abgemessen genug; ich hatte vergessen, daß zwischen uns ein Band der Ritterlichkeit besteht, das uns verbietet, uns gegenseitig zu reizen. Ritter, Ihre Hand! Gestehen Sie ebenfalls, daß Sie vergessen hatten, daß Sie von dem Sohne des Vicekönigs mit seinem künftigen Schwager, dem Lieutenant Ahlfeldt, sprachen.«

Schuhmacher, der bisher gleichgültig zugehört hatte, sprang von seinem steinernen Sitze auf und stieß einen Schrei des Abscheus aus.

»Ahlfeldt! Ein Ahlfeldt vor meinen Augen!» rief er aus. »Fort Schlange! Warum erkannte ich nicht an dem Sohne die Züge seines schändlichen Vaters! Laßt mich in Ruhe in meinem Kerker, ich bin nicht zu der Strafe verurtheilt, Euch zu sehen! Jetzt fehlte mir nur noch der Sohn jenes Guldenlew neben diesem Ahlfeldt! Feige Verräther! Am Ende kommen sie

noch selbst, sich an meinem Jammer zu ergötzen! Abscheuliches Geschlecht! Fort von mir, Du Sohn Ahlfeldts!«

Der Lieutenant, der im Anfang bestürzt war, ging bald zum Zorn über. »Willst Du schweigen, alter Narr! Willst Du aufhören, Deine teuflischen Litaneien zu singen!«

»Fort,« rief Schuhmacher, »und, nimm meinen Fluch mit Dir, meinen Fluch über Dich und das elende Geschlecht der Guldenlew, das sich dem Deinigen vermählen will!«

»Zum Teufel! Doppelte Beschimpfung! ...«

Ordener hielt den Lieutenant, der ganz außer sich war.

»Lieutenant,« sagte er ruhig, »Ihr Feind ist ein Greis. Wir haben uns bereits Genugthuung zu geben, ich nehme auch die Beleidigungen des Gefangenen auf mich.«

»Meinetwegen, Sie machen eine doppelte Schuld ab,« erwiederte der Lieutenant. »Das wird ein Kampf auf Leben und Tod werden, denn ich habe meinen Schwager und mich selbst zu rächen. Vergessen Sie nicht, daß Sie mit meinem Handschuh auch den für Ordener Guldenlew ausheben.«

»Lieutenant Ahlfeldt,« sagte Ordener, »Sie führen die Sache der Abwesenden mit edelmüthiger Hitze. Bedenken Sie, daß ein unglücklicher Greis, dem das Unglück einiges Recht gibt, ungerecht zu sein, auch Mitleid verdient.«

Ahlfeldt gehörte zu den Menschen, bei denen man durch Lob eine Tugend wecken kann. Er drückte Ordeners Hand und trat auf Schuhmacher zu, der, durch seine Entrüstung erschöpft, auf den Stein zurück in die Arme seiner trostlosen Tochter gesunken war.

»Herr Schuhmacher,« sagte der Offizier, »Sie haben Ihr Alter mißbraucht, und ich war vielleicht im Begriff, meine Jugend zu mißbrauchen, wenn Sie nicht einen Verfechter gefunden hätten. Ich bin diesen Morgen zum letzten Mal in Ihr Gefängniß gekommen, um Ihnen anzukündigen, daß Sie, laut

besondern Befehls des Vicekönigs, von nun an in dem Ihnen angewiesenen Raume frei und unbewacht bleiben können. Empfangen Sie diese erfreuliche Nachricht aus dem Munde eines Feindes.«

»Gehen Sie!« sagte der alte Gefangene mit dumpfer Stimme.

Der Lieutenant verbeugte sich und ging, innerlich vergnügt, einen beifälligen Blick Ordeners erlangt zu haben.

Schuhmacher blieb eine Zeitlang in Gedanken versunken; dann warf er einen Blick auf Ordener und fragte: »Nun?«

»Herr Graf, Dispolsen ist ermordet.«

Das Haupt des Greises sank auf seine Brust herab.

Ordener fuhr fort: »Sein Mörder ist ein berüchtigter Räuber, Han der Isländer.«

»Han der Isländer!« sagte Schuhmacher. »Han der Isländer!« wiederholte Ethel.

»Er hat den Hauptmann beraubt,« fuhr Ordener fort.

»Haben Sie,« fragte der Greis, »von keiner kleinen eisernen Büchse, die mit dem Greiffenfeldischen Wappen versiegelt war, etwas vernommen?«

»Nein, Herr Graf!«

Schuhmacher stützte seine Stirne in beide Hände.

»Ich werde Ihnen diese Büchse verschaffen, verlassen Sie sich darauf. Der Mord ist gestern Morgen geschehen, Han ist nach Norden geflohen. Ich habe einen Führer, der seine Schlupfwinkel kennt, und ich selbst habe oft die Berge von Drontheimhus durchstrichen. Ich werde den Räuber auffinden.«

Ethel erbleichte. Schuhmacher stand auf, sein Blick hatte etwas Freudiges; er schien vergnügt, noch Tugend unter den Menschen zu finden.

»Edler Ordener, leben Sie wohl!« sprach der Greis feierlich, hob die Hand gen Himmel und verschwand im Gebüsche.

Als Ordener sich umwandte, fiel sein erster Blick auf Ethel. Die Jungfrau saß auf dem von Moos gebräunten Felsstück, bleich wie ein Marmorbild auf einem schwarzen Fußgestell.

»Gerechter Gott!« rief er aus. »Was ist Dir?«

»Ordener,« erwiederte sie mit zitternder Stimme, »wenn Du mich liebst, wenn ich Dir theuer bin, wenn Du meinen Tod nicht willst, so gib diesen thörichten Vorsatz auf, ich beschwöre Dich im Namen des Himmels, bleib! Suche diesen Räuber, diesen Dämon nicht auf! Warum willst Du ohne Grund Dein Leben aufs Spiel setzen?«

»Du machst Dir unnöthige Unruhe, meine Ethel! Der Himmel wird mit mir sein, und ich suche nicht ohne Grund diesen Räuber auf; es geschieht für Euch, diese eiserne Büchse enthält ...«

»Was soll mir diese eiserne Büchse, mag sie enthalten, was sie will, wenn sie Dein Leben in Gefahr bringt!« »Warum denkst Du denn, daß mein Leben in Gefahr sei?«

»Ha! Du kennst diesen Han, diesen höllischen Geist nicht! Weißt Du, welches Ungethüm Du aufsuchst? Weißt Du, daß er über alle Mächte der Finsterniß gebietet? Daß er Berge umstürzt und Städte verwüstet? Daß unterirdische Höhlen unter seinem Fußtritt einbrechen? Daß sein Hauch die Leuchtthürme auf dem Felsen auslöscht? Und diesem von der Macht der Hölle beschützten Riesen willst Du entgegentreten?«

»Beruhige Dich, liebe Ethel, man hat Dir die Macht und Stärke dieses Räubers viel zu übertrieben geschildert. Er ist ein Mensch wie ein anderer; er gibt den Tod und empfängt ihn.«

»Du willst mir also nicht folgen? Was soll aus mir werden, wenn Du ferne bist, wenn ich Dich von Gefahr zu Gefahr irrend weiß? Gewiß, Du kennst dieses Ungeheuer nicht, es hat ganze Bataillone vernichtet.«

»Beste Ethel, ich muß. Es handelt sich um Euer Glück, um Euer Vermögen ...«

»Was liegt an meinem Glück, an meinem Vermögen?«

»Ethel, es handelt sich um das Leben Deines Vaters.«

»Um das Leben meines Vaters?« rief sie erbleichend aus.

»Ja, dieser Räuber, den wahrscheinlich Deines Vaters Feinde gedungen haben, hat dem Hauptmann Dispolsen Papiere abgenommen, an denen Deines Vaters Leben hängt. Diese Papiere will ich ihm wieder abnehmen, und sollte ich sie mit meinem Blute bezahlen.«

»Um meines Vaters Leben!« wiederholte die trostlose Jungfrau, wandte dann langsam die Augen auf Ordener und sprach: »Was Du thun willst, ist fruchtlos, aber thue es!«

»Edelmüthige Tochter!« rief der Jüngling begeistert aus und faßte ihre Hand. »Der Himmel wird mich schützen, ich kehre bald zurück, um Dich nie mehr zu verlassen. Ich will der Retter Deines Vaters werden und verdienen, sein Sohn zu sein.« »Gehe, mein Ordener, und wenn Du nicht wiederkehrst, wird auch mich der Schmerz tödten. Diesen Trost habe ich.«

Sie verließen Hand in Hand den Garten. Unter der Pforte schnitt Ethel eine ihrer schwarzen Locken ab und gab sie Ordener.

»Ordener,« sprach sie, »denke an mich, ich will für Dich beten!«

X.

Nach einer schlaflosen Nacht lag die Gräfin von Ahlfeldt auf dem Sopha, gepeinigt von dem bittern Nachgeschmack unreiner Freuden. Sie dachte an diesen Musdoemon, der ihr einst in so verführerischem Lichte erschienen war, und den sie jetzt so abscheulich fand. Das unglückliche Geschöpf weinte, nicht aus Reue, sondern aus Verdruß. Das Laster hatte sie geflohen, sie nicht das Laster. Ihre Thränen gewährten ihr nicht den Trost, den der

Tugendhafte darin findet. Jetzt öffnete sich die Thüre und Musdoemon trat mit ihrem Sohne Friedrich ein.

»Wie kommen denn Sie hieher, Mutter?« rief der Lieutenant, »Ich glaubte Sie zu Bergen. Ist es jetzt bei unsern Damen Mode geworden, wie fahrende Ritter durch das Land zu ziehen?«

Die Gräfin umfing ihren Friedrich mit zärtlichen Umarmungen, die er, wie alle verwöhnten Kinder, ziemlich kalt erwiederte. Dies war vielleicht die empfindlichste aller Strafen für die unglückliche Mutter. Friedrich war ihr Liebling, das einzige Wesen auf der Welt, an dem sie mit uneigennütziger Liebe hing.

»Es freut mich, lieber Sohn,« sagte sie, »daß Du sogleich zu mir geeilt bist, nachdem Du meine Anwesenheit in Drontheim erfahren hattest.« »Sie irren sich, Mama! Ich wußte gar nicht, daß Sie hier sind. Die Langeweile plagte mich in der Festung, ich ging in die Stadt, begegnete Musdoemon, und der hat mich hieher geführt.« Die arme Mutter stieß einen Seufzer aus.

»Apropos, Frau Mutter,« fuhr Friedrich fort, »es ist eben recht, daß Sie hier sind. Sie werden mir sagen können, ob Rosa zu Kopenhagen noch immer in der Mode ist. Haben Sie nicht vergessen, mir eine Flasche Haaröl mitzubringen? Den zuletzt übersetzten französischen Roman, meine goldenen Borten und die kleinen Lockenkämmchen werden Sie hoffentlich auch mitgebracht haben? ...«

Das unglückliche Weib hatte ihrem Sohne nichts mitgebracht, als die einzige Liebe, welche sie für irgend Jemand auf der Welt fühlte.

»Mein lieber Sohn, ich war krank, und meine Schmerzen haben mich gehindert, an das zu denken, was Dir Freude macht.«

»Krank! Es freut mich, daß Sie sich wieder wohl befinden. Apropos, was macht meine Meute normannischer Hunde? Ich wette darauf, daß man vergessen hat, mein niedliches Aeffchen jeden Abend in Rosenwasser zu baden, und meinen Papagei, den werde ich am Ende todt finden ... Wenn ich abwesend bin, nimmt sich Niemand des armen Thieres an.«

»Deine Mutter, mein Sohn, denkt wenigstens an Dich,« sagte die Gräfin mit zitternder Stimme.

Selbst der Engel mit dem feurigen Schwerte, der die Sünder aus dem Paradiese treibt, würde in diesem Augenblicke mit der unglücklichen Mutter Mitleid gehabt haben. Musdoemon lachte höhnisch in einem Winkel des Zimmers.

»Herr Friedrich,« sagte er, »wozu dieses Haaröl, und diese Bänder, und diese Borten, und all dieses schwere Geschütz der Liebe, wenn das einzige weibliche Herz, das Munckholms Mauern einschließen, unbezwinglich ist?« »Fürwahr, das ist sie!« erwiederte Friedrich lachend. »Ich habe von dieser Festung abziehen müssen, jetzt ist sie unüberwindlich, und ich fordere den General Schack selbst auf, sie zu nehmen. Wie soll man auch eine Festung überrumpeln, in der das ganze Jahr nichts decouvrirt ist, wo alle Posten immer besetzt sind? Halskrause bis an das Kinn, Aermel bis auf die Finger! Und in diesem Fort, mein lieber Lehrmeister, hält die Schamhaftigkeit Wache.«

»Wirklich!« sagte Musdoemon. »Nun, so muß die Liebe die Schamhaftigkeit zur Uebergabe zwingen.«

»Vergebliche Mühe! Die Liebe hat sich allerdings in den Platz eingeschlichen, aber sie dient der Schamhaftigkeit als Verstärkung.«

»Das ist etwas Nagelneues. Wenn Sie geliebt sind ...«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich geliebt sei?«

»Und wer denn?« riefen Musdoemon und die Gräfin zugleich aus.

Als eben Friedrich antworten und die nächtliche Scene schildern wollte, fiel ihm das gegebene Ehrenwort ein.

»Wahrhaftig ...« sagte er, »ich weiß in der That nicht, wer ... irgend ein gemeiner Mensch ... ein Lehensmann ...«

»Irgend ein Soldat der Besatzung?« sagte Musdoemon lachend.

»Wie, mein Sohn!« rief die Gräfin aus, »sie liebt einen Bauern, einen Lehensmann? Weißt Du das gewiß? Das wäre nicht zu bezahlen.«

»Freilich weiß ich es gewiß; es ist aber kein Soldat der Besatzung. Ich weiß so gewiß, daß sie liebt, daß meine längere Verbannung in dieses verfluchte Schloß jetzt überflüssig ist.«

Der Gräfin Augen leuchteten vor Schadenfreude: »Du mußt uns das noch ausführlicher erzählen, mein Sohn. Im Uebrigen wundere ich mich nicht darüber, eine Bauerndirne kann nur einen Bauern lieben. Inzwischen verwünsche dieses Schloß nicht, in welchem Du zum erstenmal eine unserer Familie so werthe Person gesehen hast.«

»Wie, Mutter, welche Person?« fragte der Lieutenant verwundert.

»Keinen Scherz, mein Sohn! Hat Dir gestern Niemand die Aufwartung gemacht? Du siehst, ich weiß davon.«

»Mehr als ich, wie es scheint. Der Teufel soll mich holen, wenn ich gestern ein fremdes Gesicht gesehen habe!«

»Wie, Friedrich, Du hast Niemand gesehen?«

»Niemand, Mutter!«

»Wie! Ist nicht gestern Abend der Sohn des Vicekönigs nach Munckholm gekommen?«

Der Lieutenant wollte sich vor Lachen ausschütten: »Der Sohn des Vicekönigs! Sie träumen oder wollen mich zum Besten haben.«

»Weder das eine, noch das andere. Wer hatte denn gestern die Wache?«

»Ich selbst, Mama!«

»Und Du hast den Baron Ordener nicht gesehen?«

»Nein, sage ich Ihnen!«

»Er konnte ja das Incognito beobachten, Du kennst ihn ja nicht, da er zu Drontheim erzogen worden ist. Du kennst seine Grillen, er kann einen falschen Namen angenommen haben. Hast Du in der That gar Niemand gesehen?«

Friedrich schwankte einen Augenblick. Sein Ehrenwort fiel ihm ein. »Nein!« rief er, »Niemand!«

»In diesem Falle ist also der Baron nicht nach Munckholm gegangen.«

Musdoemon hatte aufmerksam zugehört. Er unterbrach jetzt die Gräfin.

»Erlauben Sie, gnädige Gräfin! Wie heißt der Bauer, gnädiger Herr, der Schuhmachers Tochter liebt?« »Ich weiß es nicht ... oder vielmehr ... Ja, ich weiß es nicht.«

»Und wie wissen Sie denn, daß sie einen Bauern liebt?«

»Habe ich gesagt einen Bauern? Ja, richtig einen Bauern ...«

Des Lieutenants Verlegenheit stieg. Er suchte ihr durch einen raschen Entschluß zu entgehen.

»Meiner Treu, Herr Musdoemon, und Sie, gnädige Mama, wenn die Narrheit der Verhöre jetzt Mode ist, so machen Sie sich das Vergnügen, einander selbst zu verhören! Was mich betrifft, so will ich nicht länger verhört sein.«

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und verschwand. Die Beiden erschöpften sich in Vermuthungen.

Friedrich eilte in den Hof, denn er hörte Musdoemons Stimme, die ihn zurückrief, schwang sich aufs Pferd und sprengte dem Hafen zu.

Unterwegs dachte er über die Sache: Wenn es Ordener Guldenlew war, dann gute Nacht, meine arme Ulrike ... doch nein! Wer wird denn so einfältig sein, die arme Tochter eines Staatsgefangenen der reichen Tochter eines allmächtigen Ministers vorzuziehen! Ein solcher Narr lebt nicht auf der Welt. Mithin könnte die Liebe zu Schuhmachers Tochter höchstens eine

vorübergehende Neigung sein, und nichts hindert, neben der Frau eine Maitresse zu halten; das gehört sogar zum guten Ton. Doch nein! Es ist nicht Ordener, der Sohn des Vicekönigs würde nicht in einem abgetragenen Rocke und mit einer schwarzen Feder ohne Diamantschnalle, die von Wind und Wetter gefegt ist, einhergehen! Und dieser große Mantel, aus dem man ein Zelt machen könnte! Und die Haare ohne Frisur und ohne Kamm! Und diese mit Koth bespritzten Stiefel mit eisernen Sporen! Das ist nicht der Sohn des Vicekönigs. Der Baron von Thorwick ist Ritter des Danebrogordens; dieser Fremde hat nichts an sich, was von weitem einem Orden gleich sieht. Wenn ich Ritter wäre, so würde ich das Ordensband am Schlafrock tragen. Er weiß nichts von dem neuesten Roman der geistreichen Scudery. Das ist nicht der Sohn des Vicekönigs.

XI.

»Was gibt es? Was willst Du, Paul? Wer hat Dich kommen heißen?«

»Euer Excellenz vergessen, daß Sie mich eben selbst gerufen haben.«

»Richtig,« sagte der General. »Hm! Gib mir diese Mappe da.«

Paul reichte dem Gouverneur die Mappe dar, nach der er nur den Arm hätte ausstrecken dürfen, um sie selbst zu nehmen.

Der Gouverneur blätterte mit zerstreuter Miene in einigen Papieren.

»Paul, ich wollte Dich auf diesem ... Wie viel Uhr ist es?«

»Sechs Uhr,« erwiederte der Bediente dem General, vor dessen Augen eine Uhr hing.

»Ich wollte Dich fragen ... Was gibt es Neues im Hause?«

»Nichts, als daß ich immer noch auf meinen Herrn warte, und ich sehe, daß Euer Excellenz wegen seines Ausbleibens auch besorgt sind.«

»Ich, besorgt! Ich weiß, warum er abwesend ist ... ich erwarte ihn noch nicht.«

Der General Levin von Knud hielt so sehr auf sein Ansehen, daß er es für gefährdet hielt, wenn ein Untergebener einen seiner geheimen Gedanken nur hätte errathen können. Er wollte nicht wissen lassen, daß Ordener ohne seinen Befehl gehandelt habe.

»Paul,« fuhr er fort, »Du kannst gehen.«

Der Diener ging. »In der That,« sagte der General mißmuthig für sich, »er mißbraucht mich, dieser Ordener. Wenn man den Bogen zu stark spannt, bricht er. Mich eine schlaflose Nacht zubringen lassen! Den General Levin den Spöttereien einer Kanzlerin und den Vermuthungen eines Reitknechtes aussetzen! Und Alles das um einem alten Feinde die ersten Umarmungen zu bringen, die er einem alten Freunde schuldig ist! Ordener! Ordener! Launenhaftigkeit ist nicht die wahre Freiheit. Er soll nur kommen, ich will ihm tüchtig den Kopf waschen!«

In diesem Augenblicke rief eine wohlbekannte Stimme: »Mein edler Vater!«

Ordener lag in den Armen des Generals.

»Ordener, lieber Ordener!« rief dieser freudig aus. »Wie glücklich bin ich, daß Du da bist! ...«

Plötzlich hielt der alte Herr inne und fuhr dann in anderem Tone fort: »In der That, ja es freut mich, daß Du so Herr Deiner Gefühle bist. Ohne Zweifel wolltest Du Dir eine Büßung auflegen, daß Du vierundzwanzig Stunden zugebracht hast, ohne mich zu besuchen.«

»Mein Vater, Sie haben mir oft selbst gesagt, daß ein unglücklicher Feind einem glücklichen Freunde vorgehe. Ich komme von Munckholm.«

»Allerdings, Du hast Recht, wenn im Verzuge Gefahr liegt, aber Schuhmachers Zukunft ...«

»Ist ärger bedroht als je, mein Vater! Ein schändliches Complot ist gegen diesen Unglücklichen angesponnen. Menschen, die seine geborenen

Freunde sind, wollen ihn verderben. Ein Mann, der sein geborener Feind ist, wird ihn zu retten wissen.«

»Ganz wohl, lieber Ordener,« erwiederte der General, dessen Gesicht immer freundlicher geworden war. »Aber was sagst Du da? Welche Menschen? Welche Umtriebe? Schuhmacher steht unter meinem Schutze.«

»Welche Umtriebe! Welche Menschen! In wenigen Tagen werde ich Alles erforscht haben, und dann sollen Sie das Ganze erfahren. Ich muß diesen Abend wieder abreisen.«

»Wie! Du willst nur so kurze Zeit bleiben! Und wohin gehst Du, warum willst Du fort, mein lieber Sohn?«

»Sie haben mir schon mehr als einmal erlaubt, eine gute That im Stillen zu thun.«

»Allerdings, mein Sohn! Ist Deine Abreise aber auch so dringend nothwendig, und bedenke, welche große Angelegenheit Dich zurückhalten sollte! ...«

»Mein Vater hat mir einen Monat Bedenkzeit gegeben, diesen verwende ich zum Nutzen eines Andern. Gute That gibt guten Rath. Bei meiner Rückkunft werden wir weiter sehen.«

»Wie! Mißfällt Dir etwa diese Heirath? Ulrike Ahlfeldt soll sehr schön sein. Hast Du sie gesehen?«

»Ja, und sie scheint mir wirklich schön.«

»Nun denn?« sagte der Gouverneur.

»Sie wird mein Weib nicht,« erwiederte Ordener.

Dieses kalte entschiedene Wort traf den General wie ein Donnerschlag. Der Verdacht der hochmüthigen Gräfin kam ihm ins Gedächtnis zurück.

»Ordener,« sagte er mit Kopfschütteln, »Ordener, der alte Gefangene hat eine Tochter!«

»Davon eben wollte ich mit Ihnen sprechen, mein Vater! Ich bitte Sie um Ihren Schutz für dieses schwache, unglückliche Wesen.«

»Du bittest sehr lebhaft,« sagte der General ernst.

Ordener faßte sich: »Ich bitte für eine unglückliche Gefangene, der man die Unschuld rauben will.«

»Die Unschuld! Bin denn ich nicht mehr Gouverneur? Ich weiß nichts von all diesen Gräueln. Erkläre Dich näher.«

»Mein edler Vater! Schuhmachers Leben ist durch ein höllisches Complot bedroht ...«

»Das wird ernsthaft, welche Beweise hast Du dafür?«

»Der älteste Sohn einer mächtigen Familie ist in diesem Augenblicke zu Munckholm; er ist dort in der Absicht, die Gräfin Ethel zu verführen ... er hat es mir selbst gesagt.«

Der General wich drei Schritte zurück.

»Mein Gott! die arme Verlassene!« rief er aus. »Ordener! Schuhmacher und seine Tochter stehen unter meinem Schutze. Wer ist dieser Elende? Wie heißt die Familie?«

»Ahlfeldt.«

»Ahlfeldt!« rief der alte General aus. »Jetzt ist mir Alles klar. Friedrich von Ahlfeldt ist zu Munckholm. Und an diese Race will man Dich verkuppeln, mein edler Ordener! Jetzt wundere ich mich nicht mehr über Deinen Widerwillen.«

Der Greis blieb eine Zeitlang mit verschränkten Armen stehen, dann trat er auf Ordener zu und drückte ihn an seine Brust: »Du kannst gehen. Ich bleibe der Beschützer jener Unglücklichen. Geh und handle. Diese höllische Gräfin von Ahlfeldt ist hier.«

In diesem Augenblicke öffnete der Thürsteher das Zimmer: »Die gnädige Gräfin von Ahlfeldt!«

Ordener wich unwillkürlich in einen Winkel des Zimmers zurück. Die Gräfin stürmte herein, ohne ihn zu bemerken.

»Herr General,« rief sie, »Ihr Zögling treibt sein Spiel mit Ihnen; er war nicht zu Munckholm.«

»Wirklich!« sagte der General.

»Allerdings! Mein Sohn Friedrich hatte gestern die Wache, und hat Niemand gesehen.«

»Wirklich, gnädige Frau?« wiederholte der General.

»Mithin,« fuhr die Gräfin mit einem triumphirenden Lächeln fort, »warten Sie nicht mehr auf Ihren Ordener.«

»In der That warte ich auch nicht mehr auf ihn,« sagte der General ernst und kalt.

»Ich glaubte, wir seien allein,« sagte die Gräfin, die sich umgewendet hatte. »Wer ist ...«

Ordener verbeugte sich.

»In der That,« fuhr sie fort ... »ich habe ihn nur einmal gesehen ... aber ... ohne diese Kleidung ... wäre er der Sohn des Vicekönigs?«

»Er ist es, gnädige Gräfin!« sagte Ordener und verbeugte sich zum zweitenmal.

Die Gräfin lächelte.

»Wenn es so ist, so erlauben Sie einer Dame, die Ihnen bald näher angehören wird; zu fragen, wohin Sie gestern gegangen sind, Herr Graf?«

»Herr Graf! Ich hoffe nicht, daß ich so unglücklich gewesen bin, bereits meinen Vater zu verlieren, Frau Gräfin!«

»Dieser Sinn liegt nicht in meiner Rede. Besser ist es, Graf zu werden durch den Gewinn einer Gattin, als durch den Verlust eines Vaters.«

»Das Eine taugt nicht viel mehr, als das Andere.«

Die Gräfin wurde, durch diese Antwort ein wenig in Verlegenheit gesetzt, war aber gewandt genug, um ihre scherzhafte Seite aufzufassen, und brach in ein lautes Lachen aus.

»Richtig,« rief sie aus, »man hat nicht gelogen, seine Bildung ist etwas wilder Art. Sie wird sich inzwischen mit den Geschenken der Damen vertraut machen, wenn Ulrike Ahlfeldt ihm die Kette des Elephantenordens um den Hals schlingen wird.«

»In der That, eine wirkliche Kette!« sagte Ordener.

»Wir werden noch erleben, General,« fuhr die Gräfin fort, deren Lachen etwas peinlich wurde, »daß Ihr unlenksamer Zögling auch seinen Rang als Oberst einer Dame nicht wird verdanken wollen.«

»Sie haben Recht, gnädige Gräfin,« erwiederte Ordener; »ein Mann, der ein Schwert an der Seite trägt, müßte sich schämen, seine Epauletten von einem Unterrock anzunehmen.«

Das Gesicht der Gräfin verfinsterte sich ganz und gar.

»Ho! Ho! Woher kommt denn der Herr Baron? Ist es denn wirklich wahr, daß Seine Ritterlichkeit nicht zu Munckholm gewesen ist?«

»Gnädige Gräfin, ich pflege nicht alle Fragen zu beantworten. Auf Wiedersehen, mein Vater!«

Er drückte dem General die Hand, verbeugte sich gegen die Gräfin und verließ das Zimmer.

XII.

Mit Einbruch der Nacht wanderten auf der engen und steinigen Straße von Drontheim nach Skongen, die bis zum Weiler Vygla längs dem Golf hinläuft, zwei Reisende. Beide waren in Mäntel gehüllt. Der eine ging festen Schrittes, aufrecht, mit erhobenem Haupt; unter seinem Mantel sah der unterste Theil eines Säbels hervor; eine Feder wehte auf seinem Haupt; der andere war etwas größer als sein Gefährte, aber mager und schmächtig: unter seinem Mantel ragte eine Art Höcker hervor, der von einem Schnappsack, den er darunter trug, herzurühren schien. Er hatte einen Knotenstock in der Hand, mit welchem er seinen schwankenden Gang unterstützte.

»Jetzt, junger gnädiger Herr,« sagte der Letztere, »befinden wir uns auf dem Punkt, von dem aus man den Thurm von Vygla und die Kirchthürme von Drontheim zugleich erblickt. Vor uns, am Horizont, jene schwarze Masse dort ist der Thurm, hinter uns liegt die Hauptkirche von Drontheim.« »Ist Vygla weit von Skongen, Meister Spiagudry?« fragte der Andere.

»Wir müssen zuvor noch Ordals passiren und werden Skongen nicht vor drei Uhr Morgens erreichen, gnädiger Herr!«

»Wie viel Uhr schlägt es eben?« fragte Ordener weiter.

»Mein Gott, Herr! Sie machen mich zittern! Ja, es ist die Glocke von Drontheim, deren Töne uns der Wind zuführt. Das kündigt ein Gewitter an. Der Hauch des Nordwestwinds führt die Wolken herbei.«

»In der That, die Sterne hinter uns sind verschwunden.«

»Lassen Sie uns den Schritt verdoppeln, mein edler Herr! Das Gewitter naht, und vielleicht hat man in der Stadt bereits die Verstümmelung Gill Stadts wahrgenommen, und weiß, daß ich entflohen bin. Vorwärts in Gottes Namen!«

»Gerne, alter Herr! Ihr scheint schwer zu tragen: gebt mir Euren Pack, ich bin jung und stark.«

»Nicht doch, edler Herr! Es ziemt dem Adler nicht, das Haus der Schildkröte zu tragen. Wer bin ich, daß Sie meinen Schnappsack tragen sollten!«

»Wenn er Euch aber zu schwer wird, alter Herr? Er scheint gewichtig. Was ist denn darin? Ihr seid eben gestolpert, es klingt ja wie Eisen.«

Spiagudry ging schnell vorwärts.

»Es klingt, gnädiger Herr! Nicht doch, Sie irren sich. Es ist nichts darin als Lebensmittel, Kleider ... Oh! es ist gar nicht schwer.«

Der wohlwollende Vorschlag Ordeners schien Spiagudry einen bedeutenden Schrecken eingeflößt zu haben, den er zu verhehlen suchte.

»Nun,« sagte Ordener, der dies nicht wahrnahm, »wenn der Pack Euch nicht beschwerlich ist, so behaltet ihn.«

Spiagudry, obwohl dadurch beruhigt, beeilte sich doch, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen,

»O, wie traurig ist es,« sagte er seufzend, »in der Finsterniß der Nacht eine Straße als Flüchtling zu wandern, die man zur Tageszeit so angenehm als nützlich mit den Augen eines wissenschaftlichen Beobachters durchlaufen könnte! Links an den Ufern des Golfs findet man eine Menge Runensteine, auf denen man Buchstaben lesen kann, welche laut der Tradition Götter und Riesen hineingegraben haben. Rechts von uns hinter den Felsen, die den Weg begrenzen, breitet sich der salzige Sumpf von Skiold aus, der ohne Zweifel durch irgend einen unterirdischen Kanal mit dem Meer in Verbindung steht, weil man darin den See-Regenwurm antrifft, diese seltsame Fischgattung, welche, nach der von Ihrem unterthänigen Diener und Wegweiser gemachten Entdeckung, sich von Sand nährt. In dem Thurme von Vygla, dem wir uns jetzt nähern, hat der heidnische König Pharamund die Brüste der heiligen Etheldera, der glorreichen Märtyrerin, mit Holz vom wahren Kreuze Christi braten lassen. Inzwischen hat man, wie die Sage geht, vergebens versucht, diesen verfluchten Thurm in eine Kapelle zu verwandeln. Alle Kreuze, die man nach einander hineinsetzte, sind vom Feuer des Himmels verzehrt worden.«

In diesem Augenblick erhellte ein furchtbarer Blitz den Golf, die Hügel und Felder umher. Die Wanderer standen still. Ein heftiger Donnerschlag folgte, dessen Echo in den Bergen wiederhallte. Der Himmel war ganz umwölkt; der Wind trieb schwarze Wolken vor sich her. In den obern Regionen hörte man den Sturmwind brausen; er war noch nicht bis zur Erde herniedergestiegen. Sonst war die Nacht still und schweigsam. Kein Laut ließ rings umher sich hören.

Plötzlich ertönte durch diese stürmische Stille nahe bei den beiden Reisenden ein Brummen, wie von einem wilden Thier, das den Alten erbeben machte.

»Allmächtiger Gott!« rief er aus und faßte den Arm des jungen Mannes, »das ist das Lachen des Teufels in diesem Sturme, oder die Stimme des ...«

Ein neuer Blitz, ein neuer Donnerschlag machten ihn verstummen. Das Gewitter brach jetzt mit Heftigkeit aus. Die beiden Wanderer hüllten sich dichter in ihre Mäntel.

»Alter Herr,« sagte Orden«, »ich habe im Blitzstrahle rechts von uns den Thurm von Vygla gesehen. Wir wollen dort eine Zuflucht suchen.«

»Eine Zuflucht in dem verfluchten Thurm!« rief Spiagudry voll Entsetzen aus. »Hilf Himmel! Dieser Thurm ist verlassen und unbewohnt.«

»Desto besser, dann wird uns Niemand an der Thüre warten lassen.«

»Bedenken Sie doch, welche entsetzliche That ihn entheiligt hat!«

»Nun, so wollen wir ihn durch unsere Gegenwart wieder heiligen. In einer solchen Nacht würde ich Gastfreundschaft in einer Räuberhöhle suchen. Vorwärts Alter!«

Ordener schlug, trotz Spiagudry's Widerspruch, den Weg zum Thurme ein, den ihm die häufigen Blitze in geringer Entfernung zeigten. Als sie näher kamen, erblickten sie ein Licht in einer der Oeffnungen des Thurmes.

»Ihr seht,« sagte Ordener, »daß dieser Thurm nicht unbewohnt ist. Jetzt werdet Ihr ohne Zweifel beruhigt sein.«

»Mein Gott! Mein Gott! Wo führen Sie mich hin? Bewahre mich der Himmel, daß ich in diesen Tempel der höllischen Geister trete!«

Sie waren jetzt am Thurme angelangt, Ordener schlug mit Macht an die Thüre. »Seid ruhig, alter Herr,« sagte er scherzend, »es ist gewiß irgend ein frommer Einsiedler in diese Wohnung des Teufels eingezogen, um sie wieder zu heiligen.«

»Nein,« rief Spiagudry mit Entsetzen aus, »nein, ich gehe nicht hinein! Der heilige Eremit könnte hier nicht wohnen, wenn er nicht eine der sieben Ketten Beelzebubs als Rosenkranz hätte.«

Inzwischen war von Oeffnung zu Oeffnung ein Licht herabgestiegen, das man jetzt durch die Spalten der Thüre leuchten sah.

»Du kommst spät, Nychol!« rief eine heisere Stimme.

»Man schlägt den Galgen um die Mittagsstunde auf, und man braucht nur sechs Stunden, um von Skongen nach Vygla zu kommen. Hat es denn noch mehr zu thun gegeben?«

Ein Weib öffnete die Thüre. Als sie zwei fremde Gesichter erblickte, stieß sie einen Schrei des Schreckens und der Drohung aus, während sie drei Schritte zurückwich.

Das Weib war von hoher Statur und trug eine eiserne Lampe in der Hand. Ihr falbes Gesicht und ihre ausgetrocknete, eckige Figur hatten etwas Leichenartiges an sich. Sie blickte finster aus hohlen Augen. Sie trug von der Hüfte an einen Scharlachrock, der bis auf ihre nackten Füße hinabreichte. Ihre fleischlose Brust war mit einem Männerwamms von gleicher Farbe halb bedeckt, dessen Aermel am Ellenbogen abgeschnitten waren. Der durch die offene Thüre hereindringende Wind spielte mit ihren grauen Haaren, die durch ein Netz von Baumrinde festgehalten waren. Ihr Gesicht erhielt dadurch einen noch wilderen Ausdruck.

»Gutes Weib,« sagte Ordener, »der Regen fällt in Strömen, Ihr habt ein Dach und wir Geld.«

Spiagudry zog ihn am Mantel und flüsterte ihm zu: »Was sagen Sie denn da? Was reden Sie von Geld? Wenn das nicht die Wohnung des Teufels selbst ist, so ist es wenigstens die Höhle irgend eines Räubers. Unser Geld wird uns hier zum Verderben gereichen.«

»Ruhig, Alter!« erwiederte Ordener, zog seine Börse und klimperte damit in die Ohren der Thurmbewohnerin.

Die Hexe des Thurms blickte sie mit stieren Augen an und sprach in hohlem Tone: »Fremdlinge, haben Euch Eure Schutzgeister verlassen? Was sucht Ihr hier bei den verfluchten Bewohnern des verfluchten Thurmes? Fremdlinge! Menschen haben Euch den Weg zu diesem Thurme nicht gezeigt. Sie hätten Euch gesagt: Lieber unter dem Blitze des Himmels, als am Heerde des Thurmes von Vygla! Der einzige Lebende, der hier aus und eingeht, betritt keine Wohnung anderer Sterblichen, er verläßt die Einsamkeit nur, um vor der strömenden Menge auf öffentlichem Platze zu erscheinen, er lebt nur für den Tod. Die Flüche der Menschen folgen ihm, er dient nur ihrer Rache, im Verbrechen ist sein Dasein. Und der elendeste Verbrecher wälzt von sich die öffentliche Verachtung auf ihn ab, und fügt noch die seinige hinzu. Ihr seid Fremdlinge, Ihr müßt es sein, denn Euer Fuß steht ohne Schauder auf der Schwelle dieses Thurms. Stört nicht länger die Wölfin und ihre Jungen! Kehrt auf den Pfad zurück, auf dem die Kinder der Menschen wandeln, und wenn Ihr nicht wollt, daß Eure Brüder Euch fliehen, so sagt ihnen nicht, daß die Lampe des Vyglathurmes Eure Gesichter bestrahlt habe.«

Bei diesen Worten deutete die Thurmbewohnerin mit dem Finger auf die Thüre und trat auf die beiden Wanderer zu. Spiagudry zitterte an allen Gliedern. Ordener, der wegen der Geläufigkeit ihrer Zunge von den Reden der Alten wenig verstanden hatte, hielt sie für wahnsinnig und hatte übrigens keine Lust, sich dem Sturm, der noch eben so heftig raste, wieder auszusetzen.

»Ihr macht mich sehr begierig auf den seltsamen Bewohner dieses Thurmes, mein gutes Weib,« sagte er scherzend, »und ich will die

Gelegenheit nicht verlieren, eine so anziehende Bekanntschaft zu machen.«

»Die Bekanntschaft mit ihm, junger Mensch, ist eben so schnell beendigt als gemacht. Wenn der böse Geist Euch dazu treibt, so ermordet einen Lebenden oder entweiht einen Todten.«

»Einen Todten entweihen!« rief Spiagudry mit zitternder Stimme und verbarg sich im Schatten seines Gefährten.

»Man müßte ein Narr sein,« sagte Ordener, »bei einem solchen Wetter die Reise fortzusetzen.«

»Und ein größerer Narr,« murmelte Spiagudry, »an einem solchen Orte Schutz zu suchen, das Wetter mag sein, wie es will.«

»Unglückseliger!« rief die Hexe. »Weiche von der Schwelle dessen, der keine andere Pforte öffnet, als die des Grabes!«

»Und wenn es offen stände,« erwiederte Ordener entschlossen. »Schließe die Thüre, Alte, denn der Wind weht kalt, und nimm dieses Gold! Ich führe ein Schwert an der Seite, das mir für mein Leben bürgt.«

»Was soll ich mit Eurem Golde?« fuhr die Thurmbewohnerin fort. »Werthvoll in Euern Händen, wird es in den meinigen zu Blei. Bleibt denn für Euer Gold! Es kann ein Obdach öffnen gegen die Stürme des Himmels, vor der Verachtung der Menschen schützt es nicht. Bleibt, Ihr bezahlt die Gastfreundschaft theurer, als man das Haupt eines Menschen bezahlt. Gebt mir Euer Gold und wartet hier eine Weile. Zum erstenmal tragen menschliche Hände Gold, das nicht mit menschlichem Blute befleckt ist, in dieses Haus.«

Die Alte stellte die Lampe auf den Boden, verriegelte die Thüre und verschwand unter dem Eingang einer finstern Treppe, die abwärts führte. Spiagudry rief alle Heiligen an und verwünschte die Unklugheit seines Gefährten. Ordener nahm das Licht und leuchtete in dem runden Zimmer herum, worin sie sich befanden. Als er sich der Mauer näherte, schauderte er zurück, und der Alte, der ihm gefolgt war, rief leichenblaß aus: »Großer Gott! Ein Galgen!«

In der That war ein großer Galgen an die Mauer gelehnt.

»Und hier,« fuhr Ordener fort, »Sägen, Ketten, Halsbänder, eiserne Zangen!«

»O, Herr im Himmel!« rief Spiagudry. »Wo sind wir?«

Ordener fuhr ruhig fort: »Hier ein hänfener Strick, dort Glühöfen und Kessel; hier Peitschen mit stählernen Spitzen, dort ein Beil und ein Schwert!«

»Das ist die Rüstkammer der Hölle!« sprach der zitternde Alte.

»Das sind freilich seltsame Gerätschaften! Ich bedaure meine Unklugheit, die Euch hiehergeführt hat, alter Herr!«

»Jetzt ist es zu spät!« sagte Spiagudry, der mehr todt als lebendig war.

»Nur ruhig, ich bin da und mein Schwert auch!«

»Das wird viel helfen!« murmelte der Alte zwischen den Zähnen.

Jetzt erschien die Thurmbewohnerin wieder und gab den Fremden ein Zeichen, ihr zu folgen. Sie ging mit der Lampe voran, und sie stiegen eine enge Treppe hinauf. Sie kamen oben in ein rundes Zimmer, wie das untere war. In der Mitte desselben brannte ein großes Feuer, dessen Rauch durch eine Oeffnung in der Decke hinauszog. Ein Bratspieß mit noch frischem Fleisch drehte sich an dem Feuer, Spiagudry wendete sich mit Abscheu weg.

»An diesem abscheulichen Herde,« sagte er zu seinem Gefährten, »hat das Holz des wahren Kreuzes die Glieder einer Heiligen verzehrt.«

In einiger Entfernung vom Feuer stand ein plumper Tisch. Das Weib lud die Reisenden ein, Platz daran zu nehmen.

»Fremdlinge,« sagte sie, und setzte die Lampe vor sie hin, »das Nachtessen wird bald fertig sein, und mein Mann wird bald kommen, damit

ihn nicht der Geist der Mitternacht, der um den verwünschten Thurm haust, durch die Lüfte davon führe.«

Jetzt, beim Scheine des Lichts, konnte Ordener erst sehen, wie seltsam sich der furchtsame Spiagudry verkleidet hatte, um sich unkenntlich zu machen. Er hatte seine Kleider von Rennthierfell gegen eine ganz schwarze Kleidung vertauscht, die er im Spladgest von einem berühmten Grammatiker aus Drontheim ererbt hatte, welcher sich aus Verzweiflung darüber ersäufte, daß er den Grund nicht auffinden konnte, warum Jupiter im Genitiv mit Jovis declinirt wird. Seine Holzschuhe hatte er gegen ein paar weite Postillonsstiefel vertauscht, die ein Postknecht, den seine Pferde geschleift hatten, im Spladgest zurückließ. Er hätte darin keinen Schritt thun können, wenn sie nicht mit einem halben Bund Heu ausgestopft gewesen wären. Auf seinem Haupt trug er eine große Perrücke, von einem reisenden Franzosen ererbt, der in der Nähe von Drontheim ermordet worden war. Eines seiner Augen war mit einem Pflaster bedeckt, und das Gesicht hatte er sich mit einer Schminke bestrichen, die er von einer alten Jungfer an sich gebracht hatte, welche aus Liebe gestorben war. Ehe er sich setzte, nahm er das Paket, das er aus seinem Rücken trug, sorgfältig unter sich, wickelte sich in seinen alten Mantel, und seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Braten gerichtet, den die alte Hexe am Spieß hatte, und auf den er von Zeit zu Zeit Blicke voll unruhigen Entsetzens warf. Sein zahnloser Mund murmelte von Zeit zu Zeit: »Menschenfleisch! ... *Horrendas epulas!*... Anthropophagen! ... Gastmahl des Moloch! ... *Noe pueros coram populo Medea trucidet!* ... Wo sind wir? ... Druide! ... Irmensäule! ...«

Endlich rief er aus: »Gott sei Lob und Dank! Ich sehe einen Schwanz.«

Ordener, der aufmerksam auf ihn gewesen war, hatte den Gang seiner Gedanken ungefähr errathen und sagte lächelnd: »Das ist nicht sehr beruhigend. Es ist vielleicht das Hintertheil eines Teufels.«

Spiagudry überhörte diesen Scherz, denn seine Blicke starrten auf den Hintergrund des Zimmers. Er schauderte zusammen und flüsterte in Ordeners Ohr: »Herr, sehen Sie dort hin, auf dem Stroh da hinten ... im Schatten ...«

»Nun, was denn?«

»Drei nackte und unbewegliche Körper, drei Leichname von Kindern! ...«

»Man klopft an die Thüre des Thurmes,« sagte die Alte.

In der That folgten mehrere heftige Schläge hintereinander, die das Toben des Sturms übertönten.

»Das ist endlich Nychol!« sagte die Thurmbewohnerin, nahm die Lampe und stieg eilends die Treppe hinab.

Bald hörte man in dem unteren Zimmer ein verwirrtes Geräusch von Stimmen, unter welchen man endlich folgende Worte unterschied, die in einem Tone ausgesprochen wurden, der schauderhaft in Spiagudry's Ohr klang: »Weib,« sagte die Stimme, »schweig! Wir bleiben. Der Sturm fährt in das Haus, ohne daß man ihm die Pforte öffnet.«

Spiagudry drängte sich an Ordener und sagte kläglich: »Wehe uns, o, Herr, Wehe uns!«

Schritte ertönten auf der Treppe, und zwei Männer in geistlicher Kleidung traten ein. Die Thurmbewohnerin folgte ihnen. Der eine dieser Männer war ziemlich groß und trug die schwarze Kleidung der lutherischen Geistlichen; der andere, von kleiner Gestalt, hatte eine Einsiedlerskutte an, die mit einem Strick um den Leib befestigt war. Die vorgezogene Kapuze ließ von seinem Gesicht nichts erblicken, als seinen langen schwarzen Bart, und seine Hände waren von den langen Aermeln seiner Kutte ganz bedeckt.

Beim Anblick dieser beiden friedlichen Personen legte sich der Schrecken, den die sonderbare Stimme der einen von ihnen Spiagudry eingeflößt hatte.

»Seid unbesorgt, gutes Weib,« sagte der Geistliche zu der Thurmbewohnerin, »die Diener des Herrn dienen selbst ihren Feinden; sollten sie denen schaden wollen, die ihnen dienstlich sind? Wir verlangen nur ein Obdach. Wenn der ehrwürdige Vater, der mich begleitet, eben hart mit Euch gesprochen hat, so hatte er Unrecht, jene Ermäßigung der Stimme aus der Acht zu lassen, welche unser Gelübde vorschreibt. Aber selbst die Heiligsten sind Menschen und Sünder. Ich war verirrt aus der Straße von

Skongen nach Drontheim, ohne Führer in der Nacht, ohne Zuflucht im Sturm. Dieser ehrwürdige Vater hat mir den Weg zu Eurer Wohnung gezeigt. Er hat mir Eure Gastfreundschaft gerühmt, und ich hoffe mich darin nicht getäuscht zu sehen. Nehmt uns wohlwollend auf, dann wird der Herr Eure Ernten vor Hagel bewahren, Euern Heerden im Sturm eine Zuflucht gewähren, wie Ihr sie verirrten Wanderern gewährt habt.«

»Alter Mann,« unterbrach ihn die Thurmbewohnerin, »ich besitze keinen Fleck Erde, auf dem ich säen und ernten könnte, und nicht den Raum für eine einzige Ziege.«

»Wenn Ihr arm seid, so wisset, das Gott den Armen vor dem Reichen segnet. Ihr werdet alt werden mit Eurem Manne und geachtet, nicht um Eurer irdischen Güter, sondern um Eurer Tugenden willen. Eure Kinder werden aufwachsen, umgeben von der Achtung der Menschen, und sie werden sein, was ihr Vater war...«

»Schweige, alter Mann! Ja, unsere Kinder werden bleiben, was wir sind, die Verachtung der Menschen wird ihnen folgen, wie uns, von Geschlecht zu Geschlecht. Schweige, alter Mann! Uns wird der Segen zum Fluche.«

»Allmächtiger Gott!« rief der Geistliche aus. »Wer seid Ihr denn? In welchen Verbrechen bringt Ihr Euer Leben hin?«

»Was nennt Ihr Verbrechen, was Tugend? Wir besitzen hier ein Vorrecht vor allen Menschen: wir können keine Tugenden üben, wir können keine Verbrechen begehen.«

»Dieses Weib ist wahnsinnig,« sagte der Geistliche zu dem kleinen Eremiten, der seine Kutte an dem Feuer trocknete.

»Nein, Priester!« versetzte die Thurmbewohnerin. »Du aber weißt nicht, wo Du bist. Ich will lieber Abscheu einflößen, als Mitleid. Ich bin nicht wahnwitzig, sondern das Weib des ...«

Ein heftiger Schlag an die Hausthüre hinderte das Uebrige zu hören, zum großen Verdrusse Spiagudry's und Ordeners, welche diesem Zwiegespräch aufmerksam zugehört hatten.

»Verflucht sei,« murmelte das Weib zwischen den Zähnen, »der Oberrichter von Skongen, der uns diesen so nahe an der Straße gelegenen Thurm zur Wohnung angewiesen hat! Vielleicht ist es abermals nicht Nychol.«

Sie nahm ihre Lampe und fügte hinzu: »Gleichviel, ob es abermals ein Reisender ist! Nach der Überschwemmung des Stroms mag auch das Bächlein sein Wasser ergießen.«

Die vier Wanderer betrachteten einander beim Scheine des Feuers. Spiagudry, den die Stimme des Eremiten anfangs erschreckt, dann sein schwarzer Bart wieder beruhigt hatte, würde vielleicht abermals gezittert haben, wenn er gesehen hätte, welche stechende Blicke der Einsiedler unter seiner Kapuze hervor auf ihn warf.

Nach einer Pause warf der Geistliche eine Frage hin: »Bruder Eremit, Ihr seid wahrscheinlich einer der katholischen Priester, welche der letzten Verfolgung entgangen sind, und wäret auf dem Wege nach Eurer Zufluchtsstätte, als ich Euch zu meinem Glücke begegnete. Könnt Ihr mir sagen, wo wir uns befinden?«

Die Thüre öffnete sich rasch, bevor noch der Einsiedler Zeit zur Antwort gefunden hatte.

Ein Mann von riesenmäßigem Wuchse, roth gekleidet, trat ein.

»Weib,« sagte er, »wenn ein Ungewitter kommt, fehlt es nicht an Leuten, die sich an unserem verfluchten Tische niedersetzen und sich unter unserem verwünschten Dache bergen.«

»Nychol,« erwiederte das Weib, »ich konnte nicht hindern ...«

»Nun, willkommen sind die Gäste, welche bezahlen! Das Geld ist eben so gut verdient, wenn man einem Reisenden Obdach und Nahrung gibt, als wenn man einem Diebe den Strick um den Hals schnürt.«

Als Benignus Spiagudry den rothgekleideten Mann erblickte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. Der Geistliche wendete mit Staunen und

Abscheu sein Haupt weg.

Der Herr des Hauses, der ihn erkannt hatte, redete ihn an: »Wie kommt Ihr hieher, Herr Pfarrer? Ich glaubte in der That nicht, daß ich heute noch einmal das Vergnügen haben würde, Eure erschrockene Miene und Euer salbungsvolles Gesicht zu sehen.«

Der Geistliche unterdrückte seine erste Regung von Widerwillen. Seine Züge wurden ernst und heiter.

»Und ich, mein Sohn,« sagte er, »ich danke der Vorsehung, die den Hirten zu dem verirrten Lamme geführt hat, damit, so wird es der Herr wollen, das Lamm zu dem Hirten komme.«

»Ha! ha! Bei Hamans Galgen,« rief der Andere mit lautem Gelächter aus, »das ist das Erstemal, daß ich mich mit einem Lamme vergleichen höre. Hört, geistlicher Herr, wenn Ihr dem Geyer schmeicheln wollt, so müßt Ihr ihn nicht Taube nennen.«

»Derjenige, mein Sohn, durch den der Geyer zur Taube wird, tröstet und schmeichelt nicht. Du glaubst, ich fürchte Dich, ich beklage Dich nur.«

»Ihr müßt in der That einen guten Vorrath von Mitleid besitzen, daß Ihr es heute bei diesem armen Teufel nicht ganz erschöpft habt, dem Ihr Euer Kreuz vorhieltet, damit er meinen Galgen nicht sehen sollte.«

»Dieser Unglückliche war weniger bedauernswerth, als Du, denn er weinte und Du lachtest. Glücklich, wer in dem Augenblicke, wo er sein Verbrechen büßt, erkennt, wie viel mächtiger Gottes Wort ist, als der Arm der Menschen!«

»Wohl gesprochen, mein Vater in Christo. Glücklich, wer weint! Unser Mann von heute hatte übrigens kein anderes Verbrechen begangen, als daß er seinen König so sehr liebte, daß er nicht umhin konnte, das Bildniß Seiner Majestät auf kleine Kupferstücke zu graben, die er alsdann künstlich versilberte, um sie des königlichen Angesichts desto würdiger zu machen. Unser gnadenreicher Souverän ist aber auch dafür erkenntlich gewesen und hat ihm zur Belohnung einer so großen Anhänglichkeit an seine erhabene

Person ein schönes hänfenes Band verliehen, welches ihm heut auf dem Marktplatze von Skongen durch mich, Großkanzler des Galgenordens, unter dem Beistande des hier gegenwärtigen Großalmoseniers gedachten Ordens, öffentlich umgehängt worden ist.«

»Halt ein, Unglücklicher!« unterbrach ihn der Priester. »Wie kann der Arm der Gerechtigkeit vergessen, daß das Laster gestraft wird! Hörst Du den Donner?«

»Was ist der Donner? Satans Gelächter.«

»Großer Gott! Er kommt eben von einer Hinrichtung und lästert Gott!«

»Stille, alter Narr!« rief der Henker zornig aus. »Stille, sonst möchtest Du vielleicht dem Engel der Finsterniß fluchen, der uns in zwölf Stunden zweimal auf dem nämlichen Karren und unter dem nämlichen Dache zusammengeführt hat! Ahme das Beispiel Deines Amtsgenossen, des Eremiten nach; er schweigt, weil er in seine Grotte zu Lynraß zurückkehren möchte. Ich danke Euch, Bruder Eremit, für den Segen, den Ihr jeden Morgen, wenn Ihr über den Hügel geht, dem verfluchten Thurme ertheilt; es hat mir aber von ferne geschienen, als ob Ihr größer seid, und Euer schwarzer Bart kam mir weißer vor. Ihr seid ja doch der Einsiedler zu Lynrah, denn es gibt in ganz Drontheimhus keinen andern?«

»Ich bin in der That der einzige,« erwiederte der Eremit in dumpfem Tone.

»Wir sind also die beiden Einsiedler der Provinz. Holla! Weib, mache, daß dieser Lammbraten fertig wird, denn ich habe Hunger. Ich bin zu Burlock von diesem verfluchten Doktor Manryll aufgehalten worden, der mir für den Leichnam nur zwölf Pfennige geben wollte, während man dem höllischen Wächter des Spladgest vierzig bezahlt.«

»Was ist Euch denn, alter Perrückenstock?« rief der Henker Spiagudry zu, der an allen Gliedern zitterte. »Steht fest auf den Beinen, wenn Ihr nicht fallen wollt! – Weib, bist Du mit dem Skelett des Vergifters Ogivius fertig? Er muß fort in das Kabinet zu Bergen. Hast Du einen Deiner kleinen Frischlinge an den Syndikus zu Loewig abgeschickt, um zu fordern, was er

mir schuldig ist? Vier harte Thaler für die Tortur einer Hexe und zweier Alchimisten, zwanzig Pfennige, daß ich den Strick eines Selbstmörders abgeschnitten, und einen Thaler für einen neuen Arm an den Galgen.«

»Das Geld ist noch in den Händen des Syndikus, weil Dein Bube den hölzernen Löffel vergessen hatte, um es in Empfang zu nehmen, denn Niemand, auch die Amtsknechte nicht, wollte sich dazu verstehen, es ihm in seine eigene Hand zu legen.«

Der Scharfrichter runzelte die Stirne: »Möge ihr Hals in meine Hände fallen, dann will ich sie mit etwas Anderem berühren, als mit einem hölzernen Löffel! – Höre, Weib, laß doch Deine Jungen nicht mit meinen Zangen spielen, sie haben alle meine Instrumente in Unordnung gebracht.«

»Wo sind sie, die jungen Wölfe?« fügte er hinzu und trat an das Strohlager, auf welchem Spiagudry drei Leichname ausgestreckt glaubte. »Da liegen sie ja und schlafen!«

Der arme Spiagudry war seit dem Eintreten des Scharfrichters, den er sogleich erkannt hatte, voll Entsetzen. Jetzt neigte er sich zu Ordeners Ohr und sagte mit fast unhörbarer Stimme: »Es ist Nychol Orugir, Scharfrichter des Drontheimhus!«

Inzwischen hatte das Weib den Lammbraten in einer großen irdenen Schüssel aufgetragen. Der Scharfrichter setzte sich zwischen die zwei Geistlichen, Ordener und Spiagudry gegenüber.

»Nun, ehrwürdiger Vater,« sagte Orugir lachend, »das Lamm bietet Euch Schöpsbraten an. Und ihr, Herr Perrückenstock, hat der Wind Eure Perrücke Euch so über das Gesicht geweht?«

»Der Wind ... Herr ... das Gewitter ...« stotterte der zitternde Spiagudry.

»Nur Muth gefaßt, mein Alter! Ihr seht ja, daß die Herren Pfaffen und ich gute Teufel sind. Sagt mir einmal, wer Ihr seid, und wer ist der schweigsame junge Mensch, Euer Begleiter? Thut einmal das Maul auf! Wir wollen Bekanntschaft mit einander machen. Wenn Eure Reden Eurem Ansehen entsprechen, so müßt Ihr sehr unterhaltend sein.«

»Der Herr beliebt zu spassen ...« erwiederte Spiagudry und bemühte sich vergebens, ein Lächeln hervorzubringen, »ich bin nur ein armer alter Mann ...«

»Irgend ein alter Gelehrter, ein alter Hexenmeister ...« unterbrach ihn der lustige Henker.

»Gelehrt, ja! Hexenmeister, nein! Das könnt Ihr mir glauben, Herr!«

»Desto schlimmer. Ein Hexenmeister würde unserem lustigen Sanhedrin wohl anstehen. Ihr Herren Gäste, laßt uns unser Mahl mit diesem Bier würzen! Vielleicht wird dann unser alter Gelehrter redseliger. Auf die Gesundheit des heute Gehenkten, Bruder Pfarrer! Wie, Bruder Eremit, Ihr verschmäht mein Bier?«

Der Eremit hatte unter seiner Kutte eine Feldflasche mit einem sehr hellen Wasser hervorgezogen, womit er sein Glas anfüllte.

»Höllenteufel! Einsiedler von Lynraß,« rief der Henker aus, »wenn Ihr nicht von meinem Bier trinkt, so trinke ich von dem Wasser, das Ihr ihm vorzieht.«

»Trinke!« sagte der Eremit.

»Zieht zuerst Eure Handschuhe aus, ehrwürdiger Herr: man schenkt nicht anders als mit bloßer Hand zu trinken ein.«

Der Einsiedler machte ein verneinendes Zeichen.

»Es ist ein Gelübde,« sagte er.

»So schenkt ein,« versetzte der Henker.

Kaum hatte Orugix sein Glas an den Mund gebracht, so stieß er es rasch wieder von sich, während der Eremit das seinige mit einem Zuge leerte.

»Beim heiligen Kelche des Abendmahls, hochwürdiger Bruder, was habt Ihr da für ein höllisches Getränke? Ich habe noch nie ein ähnliches getrunken, seit dem Tage, wo ich auf der Reise von Kopenhagen nach

Drontheim beinahe ertrunken wäre. Das ist kein Wasser aus der Quelle des Lynraß, sondern Seewasser.«

»Seewasser!« stammelte Spiagudry mit einem Entsetzen, das der Anblick des Handschuhes des Eremiten noch vermehrte.

»Alter Absalon,« sagte der Henker lachend, »Alles setzt Euch ja hier in Schrecken, bis auf das Seewasser hinaus, das ein heiliger Waldbruder trinkt, seinen Leib zu kasteien?«

»Seewasser! ... Herr ... Seewasser! ... Es gibt nur einen einzigen Menschen ...«

»Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht. Euer Schrecken kommt von einem bösen Gewissen oder aus Verachtung ...«

Diese in einem empfindlichen Tone ausgestoßenen Worte ließen den armen Spiagudry die Nothwendigkeit erkennen, sein Entsetzen zu verhehlen. Um nun seinen gefürchteten Wirth zu ergötzen, bot er das Bischen Geistesgegenwart, das ihm noch übrig geblieben war, zur Unterstützung seines unermeßlichen Gedächtnisses auf.

»Verachtung, Herr!« sagte er. »Ich sollte Euch verachten!

Euch, dessen Anwesenheit in einer Provinz derselben das *merum imperium* oder Blutrecht ertheilt! Euch, den Nachrichter, den Vollzieher der öffentlichen Gerechtigkeit, das Schwert der Justiz, den Schild der Unschuld! Euch, den Aristoteles unter die Magistratspersonen zählt, und dessen Gehalt das Paris von Puteo auf fünf Goldgulden festsetzt, wie aus folgender Stelle erhellt: *Quinque aureos manivolto*! Euch, dessen Amtsbrüder zu Kronstadt den Adel erlangen, nachdem sie dreihundert Köpfe abgeschlagen haben! Euch, dessen furchtbare, aber ehrenwerthe Amtsgeschäfte in Franken von dem jüngsten Ehemann, zu Reutlingen von dem jüngsten Gemeinderath, zu Stedien von dem jüngsten Bürger verrichtet werden! Wie, sollte ich Euch nicht tief verehren, da der Abt von Saint-Germain-des-Pres Euch jedes Jahr am St. Vincentiustage einen Schweinskopf verabreicht und Euch an der Spitze seiner Prozession gehen läßt! ...«

Hier wurde der Strom seiner Gelehrsamkeit von dem Scharfrichter plötzlich unterbrochen.

»Das ist das erste Wort, das ich davon erfahre,« rief er aus. »Der hochwürdige Abt, von dem Ihr da redet, hat mich bis jetzt um dieses Recht schändlich betrogen. Ihr Herren,« fuhr er fort, »ich will mich nicht weiter mit den Tollheiten dieses alten Narren einlassen, sondern Euch nur kurz sagen, daß allerdings meine Laufbahn gänzlich verfehlt ist. Ich bin heute noch nur der arme Scharfrichter einer armen Provinz. Und ich hätte eine eben so glänzende Laufbahn zurücklegen können, als Stillison Dickoy, der berühmte Nachrichter von Moskau! Könnt Ihr's glauben? ich war es, den man vor vierundzwanzig Jahren mit Schuhmachers Hinrichtung beauftragt hatte.«

»Schuhmachers, Grafen von Greiffenfeld?« rief Ordener aus.

»Das wundert Euch, mein stummer Herr! Ja, des nämlichen Schuhmacher, den ein sonderbarer Zufall abermals in den Bereich meines Armes bringen würde, im Fall es dem König gefiele, den Aufschub der Hinrichtung aufzuheben. Ich will Euch erzählen, ihr Herren, wie es kommt, daß ich so erbärmlich ende, nachdem ich so glänzend begonnen hatte.«

»Ich war im Jahre 1676 Knecht von Rhum Stuald, königlichem Nachrichter zu Kopenhagen.

»Bei des Grafen von Greiffenfeld Verurteilung wurde ich, weil mein Herr krank war, Dank meinen Protektionen, auserlesen, diese ehrenvolle Hinrichtung zu vollziehen. Am 5. Juni, ich werde diesen Tag nie vergessen, schlugen wir von 5 Uhr Morgens an ein schwarz behängtes Schaffot auf. Um acht Uhr umgab die Noblegarde das Gerüst, und die Uhlanen von Schleswig hielten die Menge zurück, welche sich auf dem Platze drängte. Ich war selig! Aufrecht, das Schwert in der Hand, harrte ich auf der Estrade. Alle Augen waren auf mich gerichtet. In diesem Augenblicke war ich die wichtigste Person in beiden Königreichen. Dein Glück, dachte ich, ist gemacht, denn was vermögen ohne dich und dein Schwert alle die großen Herren, die sich zum Untergang des Kanzlers verschworen haben? Ich erblickte mich im Geiste schon als königlichen Nachrichter der Hauptstadt, ich hatte Knechte, Privilegien... Hört nun weiter! Die Glocke des Fort

schlägt zehn Uhr. Der Verurtheilte verläßt den Kerker, geht durch die Menge, besteigt mit festem Tritt und ruhigem Angesicht das Blutgerüste, Ich will ihm die Haare hinaufknüpfen; er stößt mich zurück und thut es selbst. »Ich bin schon lange gewohnt,« sagte er lächelnd zu dem Pfarrer von St. Andreas, »mir die Haare selbst zu machen.«

»Ich biete ihm die schwarze Binde an, er weist sie unwillig, doch ohne mir Verachtung zu zeigen, zurück. »Freund,« sagte er zu mir, »das ist vielleicht das erste Mal, daß die beiden Endpunkte der richterlichen Ordnung, der Großkanzler und der Scharfrichter, auf dem engen Räume eines Blutgerüstes zusammentreffen.«

»Diese Worte sind in mein Gedächtniß gegraben geblieben. Er nahm auch das schwarze Kissen nicht an, das ich unter seine Kniee legen wollte; er umarmte den Geistlichen und kniete nieder, nachdem er mit lauter Stimme gerufen hatte, er sterbe unschuldig.

»Jetzt zertrümmerte ich mit einer Keule sein Wappenschild, indem ich, wie es gebräuchlich ist, rief: »Solches geschieht *mit Fug und Recht!*« Das erschütterte seine Festigkeit; er erblaßte, doch faßte er sich gleich wieder und sagte: » *Der König hat es mir gegeben, der König kann es wieder nehmen!*«

Ruhig legte er sein Haupt aus den Block, ich hob das Schwert. In diesem Augenblicke ertönte es in meinen Ohren: » *Gnade! Im Namen des Königs! Gnade!*«

Ich wende mich um und sehe einen Adjutanten dem Schaffot zusprengen, den Gnadenbrief hoch in der Hand schwingend.

Der Graf erhob sich ruhig. Man reichte ihm den Gnadenbrief: »Gerechter Gott!« rief er aus. »Ewige Gefangenschaft! Ihre Begnadigung ist härter als der Tod.«

Er steigt herab, niedergeschlagener als er hinaufgestiegen war. Mir war das gleichviel. Ich konnte nicht ahnen, daß das Glück dieses Menschen mein Unglück werden sollte. Nachdem das Schaffot abgetragen war, kehrte ich zu meinem Herrn zurück, noch voll Hoffnung, und nur etwas ärgerlich,

daß ich um den Goldgulden gekommen war, der für einen abgeschlagenen Kopf bezahlt wird. Das war aber nicht Alles. Am andern Morgen bekomme ich den Bestallungsbrief als Nachrichter von Drontheimhus, mit dem Befehl, sogleich abzureisen. Scharfrichter in der Provinz, und zwar in der schlechtesten Provinz Norwegens! Wißt Ihr, wie das zuging, ihr Herren? Die Feinde des Grafen hatten, um sich ein Ansehen von Milde zu geben, Alles so eingerichtet, daß die Begnadigung einen Augenblick nach der Hinrichtung eintreffen sollte. Eine Minute machte hier Alles aus, und nun schob man die Schuld auf meine Langsamkeit, als ob es anständig gewesen wäre, einen vornehmen Herrn sich nicht noch einige Sekunden vor seinem letzten Augenblick erfreuen zu lassen! Als ob ein königlicher Nachrichter, der einen Großkanzler enthauptet, dies nicht mit mehr Anstand und Würde verrichten müßte, als der Henker einer Provinz, der einen schäbigen Juden aufknüpft! Dazu kam noch Bosheit. Ich hatte einen Bruder, der, glaube ich, noch lebt. Er hatte einen andern Namen angenommen und sich in dem Hause des neuen Großkanzlers, Grafen von Ahlfeldt, einzunisten gewußt. Diesem Elenden war meine Anwesenheit in Kopenhagen zuwider. Mein Bruder haßt und verachtet mich; er hat vielleicht eine Ahnung, daß ich der Henker sein werde, der ihn eines Tages hängt.«

Hier hielt der Redner einen Augenblick inne und fuhr dann lachend fort: »Ihr seht, meine lieben Gäste, daß ich mich in mein Schicksal gefügt habe. Zum Teufel mit dem Ehrgeiz! Ich treibe hier ehrbar mein Handwerk. Ich verkaufe meine Leichname, oder macht mein Weib Skelette daraus, die ich an anatomische Kabinette verwerthe. Ich lache über Alles, selbst über dieses arme Weibsbild, die sonst als Zigeunerin herumzog und jetzt in der Einsamkeit toll geworden ist. Meine drei Erben wachsen auf in der Furcht des Teufels und des Galgens. Mein Name ist der Schrecken der kleinen Kinder in der ganzen Provinz Drontheimhus. Die Schöppen liefern mir einen Karren und rothe Kleider. Der verfluchte Thurm schützt mich so gut gegen den Regen, als den Bischof sein Palast. Die alten Pfarrer, die ein Obdach bei mir suchen, predigen mir, und die Gelehrten orgeln mir etwas vor. Summa Summarum: Ich bin so glücklich, als irgend ein Anderer, ich esse und trinke, ich köpfe und hänge, ich wache und schlafe.«

»Er tödtet und schläft, der Unselige!« murmelte der Geistliche.

»Wie glücklich ist dieser Elende!« rief der Eremit aus.

»Ja, Bruder Eremit,« sagte der Henker, »elend wie Du, aber gewiß glücklicher. Das Handwerk wäre gut, aber es gibt Leute, die einem armen fleißigen Mann das Brod vor dem Maul wegschnappen. Da hat erst der neue Almosenier von Drontheim bei Gelegenheit ich weiß nicht welcher hohen Hochzeit um Begnadigung von zwölf Verbrechern angesucht, die mir verfallen sind ...«

»Die Euch verfallen sind!« rief der Geistliche aus.

»Allerdings, geistlicher Herr! Sieben davon sollen ausgepeitscht, zwei auf dem linken Backen gebrandmarkt und drei gehängt werden, das macht, wohl gezählt, ihrer zwölf, und das sind zwölf Thaler und dreißig Pfennige, die ich verliere, wenn die Begnadigung erfolgt. So verfügt dieser Priester über mein Eigenthum! Dieser verfluchte Pfaffe heißt Athanasius Munder. Ha! Wenn ich ihn hätte ...«

Der Geistliche erhob sich und sagte ruhig: »Ich, mein Sohn, bin dieser Athanasius Munder.«

Bei diesem Namen flammte des Henkers Gesicht vor Zorn, er stand rasch auf. Sein zorniges Auge fiel auf das ruhige und wohlwollende Gesicht des Geistlichen, dann setzte er sich langsam, stumm und verwirrt wieder auf seinen Sitz.

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Ordener, der sich erhoben hatte, um den Priester zu vertheidigen, brach sie zuerst.

»Nychol Orugix,« sagte er, »hier sind dreizehn Thaler, um Euch für die Begnadigung der Verurtheilten zu entschädigen.«

»Wer weiß,« unterbrach ihn der Geistliche, »ob ich diese Begnadigung erlangen werde? Ich möchte gerne mit dem Sohn des Vicekönigs selbst sprechen, denn die Begnadigung hängt von seiner Vermählung mit der Tochter des Großkanzlers ab.«

»Herr Pfarrer,« versetzte Ordener in zuversichtlichem Tone, »Sie werden diese Begnadigung erlangen. Ordener Guldenlew wird den Brautring nicht wechseln, bis die Ketten Ihrer Schutzbefohlenen gebrochen sind.«

»Junger Fremdling, dazu können Sie nichts beitragen, aber der Herr hat Ihre guten Wünsche vernommen und wird Sie dafür belohnen.«

Die dreizehn Thaler hatten den guten Nychol Orugix gänzlich umgewandelt. Seine fröhliche Laune war zurückgekehrt,

»Ihr seid ein wackerer Mann, verehrtester Herr Almosenier,« sagte er, »und ich habe mehr Schlimmes über Euch gesagt, als ich selbst dachte. Ihr geht schnurgerade aus Eurem Pfade fort, und es ist nicht Eure Schuld, wenn er den meinigen durchkreuzt. Aber wem ich nicht wohl will, das ist der Wächter im Todtenhause zu Drontheim, dieser alte Hexenmeister ... Wie heißt er doch? ... Spliugry? ... Spadugry? ... Sagt mir doch, alter Herr Doktor, der Ihr ein Babel von Wissenschaft seid, und dem nichts verborgen ist, könnt Ihr mir den Namen dieses Hexenmeisters, Eures Collegen, nicht mittheilen? ... Ihr habt ihm doch wohl manchmal an einem Sabbat auf einem Besen in der Luft begegnen müssen.«

Der arme Benignus Spiagudry wäre in diesem Augenblicke gerne auf einem Besen durch die Lüfte davongefahren, wenn er auf diesem Wege aus dem verfluchten Thurm hätte entrinnen können. Er zitterte wie Espenlaub, und seine Zunge war so schwer, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

»Nun,« fuhr Orugix fort, »wißt Ihr den Namen dieses verdammten Wächters des Spladgest? Macht Euch Eure Perrücke taub?«

»Ein wenig, Herr ... Aber,« stotterte er nach einer Pause, »ich weiß diesen Namen nicht, das schwöre ich Euch,«

»Er weiß ihn nicht,« sagte des Einsiedlers gefürchtete Stimme. »Er thut nicht wohl, darauf zu schwören. Dieser Mensch heißt Benignus Spiagudry.«

»Ich! Ich! Großer Gott!« rief der Alte schreckenvoll aus.

Der Henker schüttete sich aus vor Lachen: »Wer spricht denn von Euch? Wir reden von diesem heidnischen Wächter des Spladgest. Dieser Schulmeister da geräth doch über Alles in Angst. Wie wäre es erst, wenn er eine gegründete Ursache dazu hätte? Es müßte ein Spaß sein, diesen alten Narren zu hängen. Also, verehrtester Doktor,« fügte Orugix hinzu, den die Angst Spiagudry's belustigte, »also kennt Ihr diesen Benignus Spiagudry nicht?«

»Nein, Herr, ich kenne ihn nicht, das versichere ich Euch,« antwortete er, etwas beruhigt durch sein Incognito. »Und da er das Unglück hat, Euch zu mißfallen, so möchte ich in der That diesen Menschen gar nicht kennen.«

»Aber Ihr, Meister Einsiedler, Ihr scheint ihn zu kennen?«

»Allerdings, es ist ein alter, langer, dürrer, ausgetrockneter Mensch mit einem Kahlkopf ...«

Spiagudry zog hastig seine Perrücke über die Stirne.

»Er hat Finger, so lang wie die eines Diebs, der seit acht Tagen keinem Reisenden begegnet ist, sein Rücken ist gekrümmt ...«

Spiagudry setzte sich so aufrecht, als ihm möglich war.

»Man könnte ihn für einen der Leichname halten, die er bewacht, wenn er nicht so stechende Augen hätte ...«

Spiagudry hielt die Hand vor das Auge, das nicht mit Pflaster bedeckt war.

»Schönen Dank, Vater, ich werde nun diesen alten Juden erkennen, wo ich ihn auch finde ...«

Spiagudry, der ein sehr guter Christ war, konnte, durch diese Schmähung empört, einen Ausruf nicht unterdrücken: »Jude! ... Herr! ... Jude!«

Er hielt plötzlich inne, als ob er bereits zu viel gesagt hätte.

»Jude oder Heide, das ist einerlei, wenn er im Bunde mit dem Teufel steht, wie es heißt!«

»Das würde ich auch glauben,« fuhr der Eremit mit einem sardonischen Lächeln fort, das seine Kapuze nicht ganz verbarg, »wenn er keine so feige Memme wäre. Aber wie sollte er den Anblick des Teufels ertragen können? Er ist eben so feig als boshaft. Wenn ihn die Furcht ergreift, kennt er sich nicht mehr.«

»Ein boshafter Mensch sollte nicht feig sein,« sagte Orugix. »Gegen eine Schlange muß man kämpfen, eine Eidechse tritt man mit dem Fuße nieder.«

Spiagudry wagte einige Worte zu seiner Vertheidigung: »Aber, Ihr Herren, wißt Ihr auch gewiß, daß der Beamte, von dem Ihr sprecht, so beschaffen ist, wie Ihr ihn schildert? Steht er denn in einem Rufe ...«

»In dem schlimmsten Ruf in der ganzen Provinz,« erwiederte der Einsiedler.

Benignus, auf dieser Seite geschlagen, wendete sich dem Scharfrichter zu: »Herr und Meister, welches Unrecht habt Ihr ihm denn vorzuwerfen, denn ich zweifle nicht, daß Euer Haß gegen ihn gerecht sei?«

»Und Ihr thut wohl daran. Da sein Gewerbe dem meinigen gleicht, thut er Alles, was er vermag, mir zu schaden.«

»O Herr, glaubt das nicht! Oder wenn dem so ist, so kommt es bloß daher, daß dieser Mann Euch nicht wie ich gesehen hat, umgeben von Eurer reizenden Gattin und Euern hoffnungsvollen Kindern, Fremdlinge an Eurem Tische speisend. Wenn dieser Unglückliche Eure Gastfreundschaft genossen hätte, wie wir, könnte er nicht Euer Feind sein.«

Kaum hatte Spiagudry diese Worte gesprochen, so erhob sich das Weib des Nachrichters, die bisher stumm da gesessen war, von ihrem Sitze und sprach mit schauervoll feierlicher Stimme: »Die Zunge der Viper ist nie giftiger, als wenn sie von Honig trieft.«

»Dieses Weib ist wahnsinnig,« dachte Spiagudry, der sich den schlechten Erfolg seiner, wie er glaubte, so wohl angebrachten Schmeichelei nicht anders erklären konnte.

»Das Weib hat Recht,« sagte Orugix, »und ich werde Euch selbst für eine Otterzunge halten, wenn Ihr diesen Spiagudry noch länger in Schutz nehmt.«

»Gott soll mich behüten, Herr, daß ich diesen Menschen vertheidigte!«

»Das lasse ich gelten. Ihr wißt noch nicht einmal, wie weit er seine Unverschämtheit treibt. Glaubt Ihr wohl, daß er die Frechheit hat, mir mein Recht an Han dem Isländer streitig zu machen?«

»An Han dem Isländer?« fragte rasch der Einsiedler.

»Allerdings! Ihr kennt wohl diesen berüchtigten Räuber?«

»Ja!« sagte der Eremit.

»Nun denn, jeder Räuber ist dem Henker verfallen, nicht wahr? Was thut nun dieser höllische Spiagudry? Er verlangt, daß man einen Preis auf Hans Kopf setze ...«

»Er verlangt, daß man auf Hans Kopf einen Preis setze!« unterbrach ihn der Einsiedler.

»So frech ist er, und einzig deswegen, damit ihm der Leichnam zukomme und ich um mein Eigenthum betrogen sei.«

»Das ist schändlich, Meister Orugix, Euch ein Eigenthum streitig zu machen, das so augenscheinlich Euch gehört!«

Diese Worte waren von dem boshaften Lachen begleitet, das Spiagudry so schreckte.

»Es ist um so schändlicher, da ich einer Hinrichtung, wie die Han des Isländers ist, bedürfte, um mich aus meiner Dunkelheit zu ziehen und das Glück zu machen, das ich bei Schuhmacher verscherzt habe.«

»Da habt Ihr Recht, Meister Nychol!«

»Ja, Bruder Einsiedler, an dem Tage, wo Han gefangen wird, kommt zu mir, dann wollen wir auf meine künftige Erhöhung ein fettes Schwein schlachten.«

»Gerne; aber wißt Ihr auch, ob ich an diesem Tage frei sein werde? Ihr habt aber ja eben erst allen Ehrgeiz zum Teufel geschickt?«

»Mußte ich nicht, da ich sehe, daß es nur eines Spiagudry und einer Bitte, einen Preis auf Hans Kopf zu setzen, bedarf, um die begründetsten Hoffnungen zu vernichten?«

»Ha!« wiederholte der Einsiedler mit einer sonderbaren Stimme. »Ha! Spiagudry hat einen Preis auf Han des Isländers Kopf verlangt!«

Diese Stimme gab jedesmal dem armen Spiagudry einen Stich durch das Herz.

»Ihr Herren,« sagte er, »warum so obenhin aburtheilen? Die Sache ist noch nicht gewiß, vielleicht ist es nur ein falsches Gerücht ...«

»Ein falsches Gerücht!« rief Orugix aus. »Es ist nur allzu gewiß. Die Bitte der Schöppen liegt gegenwärtig zu Drontheim und Spiagudry's Unterschrift steht darunter. Man wartet nur noch auf die Genehmigung des Gouverneurs.«

Spiagudry verstummte und zwang sich, seine Angst zu verbergen. Sein Schrecken stieg noch höher, als er plötzlich den Eremiten in scherzendem Tone ausrufen hörte: »Meister Nychol, welche Strafe haben diejenigen zu erwarten, die etwas Geheiligtes entweihen?«

»Das hängt von der Art der Entweihung ab,« erwiederte der Scharfrichter.

»Wenn man einen todten Körper entweiht?«

»Ehemals begrub man ihn lebendig mit dem Leichnam.«

»Und jetzt?«

»Jetzt ist man milder.«

»Man ist milder,« sagte Spiagudry, tief athmend.

»Ja, man brennt ihm erst mit einem glühenden Eisen den ersten Buchstaben des Wortes, das sein Verbrechen bezeichnet, auf die Wade ...«

»Und hernach?« fragte Spiagudry gespannt.

»Hernach hängt man ihn bloß.«

»Barmherziger Gott! Hängen!« rief Spiagudry aus.

»Was Teufels ist denn diesem Menschen? Er sieht mich ja an, als ob er den Strick um den Hals hätte.«

In diesem Augenblicke hörte man den klaren und deutlichen Schall eines Waldhorns. Das Gewitter hatte aufgehört.

»Nychol,« sagte das Weib, »man ist irgend einem Verbrecher auf den Fersen, das ist das Horn der königlichen Häscher.«

»Das Horn der Häscher!« riefen Alle in verschiedenem Tone aus, Spiagudry in dem des höchsten Schreckens,

In demselben Moment folgten heftige Schläge an die Pforte des Thurmes.

XIII.

Löwig ist ein großes Dorf, das auf dem nördlichen Ufer des Golfs von Drontheim liegt. Der Anblick des Dorfs mit seinen ärmlichen Hütten ist traurig.

Am Morgen des Tages, an welchem Ordener zu Drontheim angekommen war, war zu Löwig eine Person ans Land gestiegen, die das Incognito beobachtete. Die vergoldete Sänfte dieser Person, obwohl ohne Wappen, und die vier wohlbewaffneten Heiducken, welche sie mit sich führte, waren das Gespräch aller Einwohner. Der Wirth zur goldenen Möve, in welchem elenden Wirthshause diese hohe Person abgestiegen war, nahm ein

geheimnißvolles Wesen an und gab sich die Miene, als ob er den fremden Herrn wohl kenne, aber nicht sagen dürfe, wer er sei. Die Heiducken waren stumm wie Fische.

Am zweiten Tage der Ankunft dieses Fremden trat der Wirth in sein Zimmer und meldete mit einer tiefen Verbeugung, daß der erwartete Abgesandte angekommen sei.

»Laßt ihn heraufkommen!« sagte der Fremde.

Bald darauf trat der Abgesandte ein, schloß sorgfältig die Thüre, machte dem Fremden eine tiefe Verbeugung und erwartete in ehrfurchtsvollem Schweigen seine Befehle.

»Ich habe Euch diesen Morgen erwartet,« sagte der Fremde, »was hat Euch denn aufgehalten?«

»Euer Gnaden Angelegenheiten, Herr Graf!«

»Was machen Elphege und Friedrich?«

»Beide wohl!«

»Gut! Habt Ihr mir nichts Wichtigeres mitzutheilen? Was Neues zu Drontheim?«

»Nichts, als daß Baron Thorwick gestern dort angekommen ist.«

»Ich weiß, daß er diesen alten Mecklenburger Levin über die projektirte Verbindung um Rath fragen will. Wißt Ihr, welches das Resultat seiner Unterredung mit dem Gouverneur war?«

»Heute um die Mittagsstunde, als ich abreiste, hatte er den General noch nicht gesprochen.«

»Wie! Und schon den Tag zuvor angekommen! Das wundert mich, Musdoemon! Und hat er die Gräfin gesehen?«

»Noch weniger, gnädiger Herr!«

»Also habt Ihr ihn gesehen?«

»Mit keinem Auge, und ich kenne ihn auch nicht.«

»Und woher, wenn Niemand von Euch ihn gesehen hat, wißt Ihr, daß er zu Drontheim ist?«

»Von seinem Reitknecht, der mit den Pferden in des Gouverneurs Palast kam.«

»Und wo ist denn er selbst abgestiegen?«

»Im Spladgest, und von dort schiffte er sich, wie sein Bedienter sagte, sogleich nach Munckholm ein.«

Das Auge des Grafen flammte.

»Nach Munckholm! In Schuhmachers Gefängniß! Wißt Ihr das gewiß? Ich habe doch immer gedacht, dieser ehrliche Levin sei ein Verräther. Nach Munckholm! Was kann ihn dort hinziehen? Will er auch Schuhmacher um Rath fragen? Will er ...«

»Gnädiger Herr,« unterbrach ihn Musdoemon, »es ist nicht gewiß, daß er dahin gegangen ist.«

»Wie? Und was sagtet Ihr mir denn eben erst? Treibt Ihr Euern Scherz mit mir?«

»Verzeihung, gnädiger Herr! ich erzählte Ihnen bloß, was sein Bedienter gesagt hat; aber Ihr Herr Sohn, der gestern die Wache hatte, hat den Baron nicht zu Munckholm gesehen.«

»Schöner Beweis! Mein Sohn kennt den Sohn des Vicekönigs nicht. Ordener konnte incognito das Fort besuchen.«

»Allerdings, gnädiger Herr, aber Ihr Herr Sohn behauptet, gar Niemand gesehen zu haben.«

»Das ist ein anderlei. Behauptet das mein Sohn wirklich?«

»Er hat es mir dreimal versichert, und der Vortheil Herrn Friedrichs trifft hier mit dem Eurer Gnaden zusammen.«

»Ich verstehe jetzt,« sagte der Graf. »Der Baron wird ein wenig am Golf spazieren gegangen sein, und sein Diener wird geglaubt haben, er sei nach Munckholm. Denkt nur, Musdoemon, ich habe aus dieser Fahrt nach Munckholm gleich einen Roman gemacht und mir Ordener in Ethel Schuhmacher verliebt gedacht. Gottlob, dieser junge Mensch ist weniger thöricht, als ich alter Narr! Apropos, was ist diese junge Danaë unter den Händen meines Friedrich geworden?«

»Er hat nichts ausgerichtet, aber es scheint, daß ein Anderer bei ihr glücklicher war.«

»Ein Anderer! Was für ein Anderer?«

»Irgend ein Leibeigener, ein Bauer ...«

»Sagt Ihr die Wahrheit?« fragte der Graf mit strahlenden Blicken.

»Ihr Herr Sohn hat es mir und der gnädigen Gräfin versichert.«

Der Graf stand auf, ging im Zimmer auf und ab und rieb sich die Hände.

»Musdoemon, mein lieber Musdoemon, noch einen letzten Schlag, und wir sind am Ziele! Der Zweig des Baums ist vergiftet, wir haben nur noch den Stamm umzustürzen. Habt Ihr noch irgend eine gute Nachricht?«

»Dispolsen ist ermordet worden.«

Das Gesicht des Grafen hellte sich ganz auf.

»Ha! Ihr werdet sehen, daß wir von Triumph zu Triumph schreiten. Hat man seine Papiere? Hat man insbesondere jene eiserne Büchse?«

»Es ist mir leid, Euer Gnaden sagen zu müssen, daß der Mord nicht von unsern Leuten begangen worden ist. Er wurde am Strande von Urchthal ermordet und beraubt, und man schreibt die That Han dem Isländer zu.«

»Han dem Isländer, jenem berüchtigten Räuber, den wir an die Spitze unserer Aufrührer stellen wollen?«

»Dem Nämlichen. Nur fürchte ich nach Allem, was ich von ihm erzählen hörte, daß es schwierig sein wird, ihn aufzufinden. Für alle Fälle habe ich mich eines Anführers versichert, der seinen Namen annehmen und an seine Stelle treten wird. Es ist ein wilder Bergbewohner, hoch und fest wie eine Eiche, kühn und unbändig wie ein Wolf der Wüste. Dieser furchtbare Riese wird Han des Isländers Rolle ganz gut spielen.«

»Dieser Han ist also von hoher Gestalt?«

»So heißt es allgemein im Volke.«

»Ich muß die Geschicklichkeit loben, mein lieber Musdoemon, womit Ihr Eure Plane entwerft. Wann bricht der Aufruhr aus?«

»Unverweilt. Vielleicht in diesem Augenblicke schon, gnädiger Herr! Die königliche Vormundschaft erscheint schon lange den Bergleuten als eine unerträgliche Last; Alle ergreifen mit Freude die Idee eines Aufstandes. Der Aufruhr wird in Guldbransthal beginnen und sich nach Sund Moer und Kongsberg ausbreiten. Zweitausend Bergleute können innerhalb drei Tagen auf den Beinen sein. Der Aufstand wird in Schuhmachers Namen geschehen; unsere Emissäre stellen sich als von ihm abgesendet dar. Dann brechen die Truppen im Süden und die Besatzungen von Drontheim und Skongen gegen die Rebellen auf; Sie sind gerade zu rechter Zeit da, um den Aufruhr zu unterdrücken, Sie haben dem König einen neuen ausgezeichneten Dienst geleistet; Schuhmacher ist ein Verbrecher, dessen man sich für immer entledigt.«

Der Kanzler wußte jetzt, was er wissen mußte. Musdoemon, der Vertraute seiner Verbrechen, war ihm nun zur Last. Es blieb ihm nun nichts übrig, als ihn auf eine gute Art zu verabschieden.

»Musdoemon,« sagte er mit gnädigem Lächeln, »Ihr seid der treueste und eifrigste meiner Diener. Alles geht gut, und das danke ich Eurem Eifer. Ich ernenne Euch zum geheimen Sekretär des Großkanzlers.«

Musdoemon verbeugte sich tief.

»Das ist noch nicht Alles, ich werde zum drittenmal den Danebrogorden für Euch verlangen; aber ich fürchte immer, daß Eure Geburt, Eure unwürdige Verwandtschaft ...«

Musdoemon, bald roth, bald blaß, suchte die Leidenschaften, die sich auf seinem Gesichte malten, durch eine tiefe Verbeugung zu verbergen.

»Geht nur,« fuhr der Kanzler fort und reichte ihm die Hand zum Kusse, »geht nur, Herr geheimer Sekretär, und setzt Eure Bittschrift auf. Vielleicht findet sie den König in einem Augenblick guter Laune.«

»Mag mir Se. Majestät den Orden bewilligen oder nicht, immerhin bin ich stolz auf Euer Excellenz hohe Gnade und gerührt von so vielem Wohlwollen.«

»Eilt Euch, Lieber, denn ich will schnell abreisen. Ihr müßt Euch noch genaue Nachweisungen über diesen Han verschaffen.«

Musdoemon verabschiedete sich mit einer stummen Verbeugung.

XIV.

»Ja, Herr, wir sind in der That schuldig und verbunden, eine Wallfahrt nach der Grotte von Lynraß zu machen. Hätte man glauben sollen, daß dieser Eremit, den ich verwünschte wie einen höllischen Geist, unser Retter werden sollte, und daß die Lanze, die uns jeden Augenblick den Tod zu drohen schien, uns zur sicheren Brücke über den Abgrund dienen würde?«

Mit diesen Worten gab Benignus Spiagudry seine Freude und seine Dankbarkeit gegen den geheimnißvollen Einsiedler zu erkennen. Unsere Reisenden hatten den verfluchten Thurm verlassen und Vygla lag bereits weit hinter ihnen. Sie klommen eben einen steilen Berg hinauf. Der Anbruch des Tages war nahe. Ordener schritt schweigend vorwärts.

»Herr,« fuhr der redselige Spiagudry fort, »fürchten Sie nichts. Die Häscher haben sich mit dem Eremiten rechts gewendet und wir sind jetzt

weit genug von ihnen entfernt, um frei sprechen zu können. Bis jetzt war es allerdings der Klugheit gemäß, stille zu schweigen.«

»In der That,« erwiederte Ordener, »Ihr treibt die Klugheit ziemlich weit, denn es sind jetzt etwa drei Stunden, daß wir den Thurm und die Häscher hinter uns haben.«

»Das ist wahr, Herr, aber Vorsicht kann nicht schaden. Wenn ich mich nun genannt hätte, als der Anführer dieser höllischen Rotte mit einer Stimme, gleich derjenigen, womit Saturn seinen neugeborenen Sohn forderte, um ihn zu fressen, den Namen Benignus Spiagudry aussprach, wenn ich nicht in diesem furchtbaren Augenblick meine Zuflucht zu einer klugen Schweigsamkeit genommen hätte, wo wäre ich jetzt, was wäre aus mir geworden, wie würde es mit mir enden?«

»Ich glaube in der That, alter Herr, daß man in jenem Augenblicke Euern Namen nicht anders von Euch hätte erlangen können, als wenn man ihn Euch mit Zangen aus dem Munde gerissen hätte.«

»Hatte ich Unrecht, Herr, zu schweigen? Hätte ich gesprochen, so würde der Eremit, den St. Usbald der Einsiedler segnen möge, nicht Zeit gehabt haben, den Anführer der Häscher zu fragen, ob seine Leute Soldaten der Besatzung von Munckholm seien, eine unbedeutende Frage, einzig in der Absicht gethan, Zeit zu gewinnen. Haben Sie nicht bemerkt, wie auf die bejahende Antwort dieses einfältigen Häschers der Eremit ihm mit einem seltsamen Lächeln erwiederte, daß er den Schlupfwinkel Spiagudry's kenne und ihn selbst dahin führen wolle?«

Hier hielt der alte Schwätzer etwas inne, um frischen Athem zu schöpfen, dann ergoß er sich in einen neuen Strom pedantischer Redseligkeit.

»Guter Priester! Würdiger und tugendhafter Anachoret, der du die Grundsätze der christlichen Menschenfreundlichkeit und der evangelischen Liebe befolgst! Und ich, ich entsetze mich über dein Aeußeres, das allerdings ziemlich unglückverkündend war, aber eine um so schönere Seele verbarg! Auf Wiedersehen! sprachst du zu mir, als du die Häscher wegführtest! Allerdings hatte der Accent, mit welchem du diese Worte sprachst, etwas Zurückschreckendes, aber das ist nicht deine Schuld, du

frommer und unvergleichlicher Eremit! Ohne Zweifel gibt die Einsamkeit der Stimme diesen seltsamen Ton. Ein Einsiedler anderer Art, jener furchtbare ... Doch schweigen ist klug, wo reden zu nichts führt ... Du hattest freilich Handschuhe an, wie ... aber es war in der That kalt genug, um Handschuhe zu tragen ... Auch über dein salziges Getränk wundere ich mich nicht mehr. Die katholischen Cönobiten haben oft seltsame Regeln. Ein Beispiel ähnlicher Art finden wir in folgendem Verse des berühmten Urensius, Mönchs auf dem Berge Kaukasus:

Rivos despiciens, maris undam potat amaram.

Wie ist mir doch in diesem verfluchten Thurme von Vygla dieser Vers nicht eingefallen! Etwas mehr Gedächtniß hätte mir viele thörichte Unruhe erspart. Es ist allerdings schwierig in einer solchen Mordhöhle, an dem Tische eines Scharfrichters, seine Gedanken ganz beisammen zu haben. Die nämliche Luft mit dem Henker athmen! Und der elendeste Bettler wirft die Lumpen weg, die seinen Leib gegen die Kälte des Winters schützen, wenn die unreine Hand des Henkers sie berührt hat! Und wenn der Kanzler den Bestallungsbrief des Scharfrichters ausgefertigt hat, wirft er ihn unter den Tisch zum Zeichen seines Ekels und Fluches! Und in Frankreich, wenn der Henker todt ist, bezahlen die Gerichtsdiener des Bezirks lieber eine Strafe von vierzig Livres, als daß sie seine Stelle annehmen! Und zu Pesth wollte der Verurtheilte Corchill lieber sich hinrichten lassen, als den Platz eines Scharfrichters annehmen, den man ihm als Begnadigung anbot! Turmeryn, Bischof zu Maestricht, ließ eine Kirche neu einweihen, welche der Fuß des Henkers betreten hatte, und die Czarin Petrowna wusch sich jedesmal das Gesicht, so oft sie von einer Hinrichtung zurückkam. Und gibt nicht, nach Melasius Iturham, Charon selbst dem Räuber Robin Hood beim Einsteigen in den höllischen Nachen den Vortritt vor dem Scharfrichter Philipcraß? Wenn ich jemals zur Macht gelange, was in Gottes Hand steht, so will ich Todesstrafe und Scharfrichter aufheben und die alten Gebräuche und Taxen wieder einführen. Für den Mord eines Prinzen bezahlt man alsdann, wie im Jahre 1450, die Summe von 1440 Doppelthalern; für den Mord eines Grafen 1440 einfache Thaler; für den Mord eines Barons 1440 halbe Thaler; der Mord eines einfachen Edelmanns kostet ...«

»Höre ich nicht hinter uns den Schritt eines Pferdes?« sagte Ordener.

Sie sahen sich um und erblickten etwa hundert Schritte hinter sich einen schwarzgekleideten Mann, der ihnen mit der Hand winkte.

»Um Gottes willen, Herr! Lassen Sie uns eilen, dieser schwarze Mann gleicht auf ein Haar einem verkleideten Häscher,« sagte der furchtsame Spiagudry.

»Alter Herr, wir sind ja zu zwei und sollten vor einem Manne fliehen!«

»Zwanzig Sperber fliehen vor einer einzigen Nachteule. Ein Kampf mit einem solchen Nachtvogel ist nicht glorreich.«

»Seid ruhig, Alter, ich erkenne jetzt den Räuber. Bleibt stehen!«

Der Räuber kam zu ihnen. Es war Athanasius Munder. Er grüßte sie und sagte: »Meine lieben Freunde, um Euretwillen bin ich umgekehrt.«

»Herr Pfarrer,« sagte Ordener, »wir werden uns glücklich schätzen, Ihnen in irgend etwas dienlich zu sein.«

»Im Gegentheil, junger Mann, wünsche ich Ihnen zu dienen. Wollen Sie mir wohl sagen, welches der Zweck Ihrer Reise ist?«

»Das kann ich nicht, ehrwürdiger Herr!«

»Ich wünsche, mein Sohn, daß dies nicht aus Mißtrauen gegen mich geschehe, denn sonst wehe mir, wehe jedem Menschen, dem man mißtraut, wenn man ihn auch zum erstenmal gesehen hat.«

Die salbungsvolle Demuth des Geistlichen rührte Ordener.

»Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Vater; ist, daß wir in die nördlichen Gebirge gehen.«

»Das dachte ich mir, mein Sohn, und deßwegen bin ich zurückgekommen. Es gibt in diesen Gebirgen Banden von Bergleuten und Jägern, die öfters den Reisenden gefährlich sind.«

»Nun?« sagte Ordener.

»Nun! Ein edler junger Mann, der einer Gefahr entgegengeht, mag seinen Weg verfolgen, ohne daß man ihn davon abwendig macht; aber Sie haben mir Achtung eingeflößt, und es ist mir ein Mittel eingefallen, Ihnen nützlich zu sein. Der unglückliche Falschmünzer, dem ich gestern die letzten Tröstungen der Religion darbrachte, war ein Bergmann. Vor seinem Ende gab er mir dieses Blatt, auf welches sein Name geschrieben ist, und sagte mir, daß dieser Paß mich vor jeder Gefahr schützen würde, wenn ich je die Gebirge besuchte. Was kann aber dieses Papier einem armen Priester helfen, dessen Beruf ist, bei Gefangenen zu leben und zu sterben, und der übrigens *inter castra latronum* keine anderen Vertheidigungsmittel suchen darf, als die er in Ergebung und Gebet findet, welches die einzigen Gott wohlgefälligen Schutzmittel sind! Ich habe diesen Paß angenommen, weil man das Herz dessen, der in kurzer Zeit auf dieser Welt nichts mehr zu geben und zu empfangen hat, nicht durch eine abschlägige Antwort betrüben soll. Der Herr hat mir wohl gerathen, denn heute kann ich Ihnen dieses Papier einhändigen, um Ihnen auf Ihrem gefahrvollen Wege dienlich zu sein, und möge die Gabe des Sterbenden dem Lebenden zur Wohlthat gereichen!«

Ordener empfing mit Rührung das Geschenk des ehrwürdigen Geistlichen.

»Herr Pfarrer,« sagte er, »möge der Himmel Ihren Wunsch erhören! Inzwischen,« fügte er mit jugendlichem Uebermuth hinzu, indem er an seinen Säbel schlug, »führte ich schon hier meinen Paß an der Seite.«

»Junger Mann,« erwiederte der Priester, »vielleicht wird dieses leichte Papier Sie besser schützen, als das Eisen an Ihrer Seite. Der Blick eines Büßenden ist mächtiger, als das feurige Schwert des Erzengels. Leben Sie wohl! Die da gefangen sind, harren meiner. Beten Sie bisweilen für sie und mich.«

»Ihre Gefangenen werden Gnade erhalten, das sage ich Ihnen nochmals.«

»Sprechen Sie nicht mit solcher Zuversicht, mein Sohn! Versuche den Herrn nicht, steht geschrieben. Ein Mensch kennt nicht die Gedanken eines andern Menschen, und Sie wissen nicht, was der Sohn des Vicekönigs beschließen wird. Vielleicht wird er einen armen Diener des Herrn nicht

einmal vor seine Augen lassen. Gehen Sie mit Gott, und möge der Himmel Ihre Reise segnen!«

XV.

In der Kanzlei des Gouverneurs von Drontheim saßen drei Sekretäre an einer langen Tafel, auf welcher viele Papiere lagen.

»Wissen Sie auch, Wapherney,« sagte einer derselben, »daß dieser arme Bibliothekar Fortipp von dem Bischof entlassen werden wird, Dank dem Empfehlungsschreiben, durch welches Sie das Gesuch des Doktors Anglyvius unterstützt haben?«

»Was spielen Sie uns da auf, Richard?« sagte der andere der beiden Sekretäre, an welchen die Frage nicht gerichtet war. »Wapherney konnte kein Empfehlungsschreiben zu Gunsten des Anglyvius ausfertigen, denn die Bittschrift dieses Menschen hat den General empört, als ich sie ihm vorlas.«

»Das haben Sie mir allerdings gesagt, allein ich fand auf der Bittschrift das Wort *tribuatur*, von des Gouverneurs eigener Hand geschrieben,« erwiederte Wapherney.

»Wirklich!« rief der erste verwundert aus.

»Ja, mein Freund! Und mehrere andere Beschlüsse Sr. Excellenz, von welchen Sie mir sagten, sind in den Randglossen ebenfalls geändert. So hat der General unter die Bittschrift der Bergleute geschrieben *negetur* ...«

»Wie! Das ist mir unbegreiflich, da der General doch wegen des aufrührerischen Geistes dieser Bergleute in Besorgniß war.«

»Er wollte sie vielleicht durch Strenge schrecken. Ich glaubte dies darum, weil auf die Bittschrift des Almoseniers Munder in Betreff der Begnadigung der zwölf Verurtheilten gleichfalls abschlägige Antwort gegeben ist.«

»Das kann ich nicht glauben. Der Gouverneur hat ja so viel Mitleid für diese Verurtheilten an den Tag gelegt ...«

»So lesen Sie selbst, Arthur!«

Arthur nahm die Bittschrift und sah darunter die abschlägige Antwort.

»In der That,« sagte er, »ich kann kaum meinen eigenen Augen glauben. Ich will dieses Papier dem General noch einmal vorlegen. An welchem Tage hat denn der Gouverneur die Beschlüsse auf diese Eingabe beigesetzt?«

»Vor drei Tagen, meine ich.«

»Das war also an dem Morgen, an welchem Baron Ordener so kurz erschien und so schnell wieder verschwand.«

»Sehen Sie einmal,« rief Wapherney aus, »steht nicht abermals ein *tribuatur* auf der nämlichen Bittschrift dieses Benignus Spiagudry?«

Richard wollte sich vor Lachen ausschütten.

»Ist das nicht dieser alte Aufseher im Spladgest, der erst auf eine so seltsame Weise verschwunden ist?«

»So ist es, man hat in seinem Todtenzimmer einen verstümmelten Leichnam gefunden, und jetzt läßt ihn die Justiz verfolgen. Ein kleiner Lappe, sein Diener, der allein im Spladgest zurückgeblieben, ist, sowie das Publikum, der Meinung, daß ihn der Teufel geholt habe, weil er ein Hexenmeister sei.«

»Der hinterläßt eine gute Reputation!« sagte Wapherney lachend.

In diesem Augenblicke trat ein vierter Sekretär ein.

»Sie kommen heute sehr spät, Gustav,« rief ihm Wapherney zu, »haben Sie etwa gestern Hochzeit gehalten?«

»Nicht doch,« fiel Arthur ein, »er wird einen Umweg gemacht haben, um vor dem Fenster der schönen Rosily seinen neuen Mantel zu zeigen.«

»Sie irren sich, die Ursache meines Ausbleibens ist nicht so angenehm, und ich zweifle, daß mein neuer Mantel einigen Eindruck auf die Person gemacht hat, welche ich eben besuchte.«

»Woher kommen Sie denn?«

»Vom Spladgest.«

»Was haben Sie denn dort so Besonderes gesehen?«

»Ich wurde durch die Menge, die sich um den Spladgest drängte, mit fortgerissen. Man hat die Leichname von drei Soldaten der Besatzung von Munckholm und von zwei Häschern hingebracht, welche man gestern, vier Stunden von hier, in der Schlucht von Cascadthymore gefunden hat. Sie waren ausgeschickt worden, den flüchtigen Spiagudry zu verfolgen. Es ist unbegreiflich, wie so viele bewaffnete Menschen ermordet werden konnten. Die Verstümmlung ihrer Körper beweist, daß sie vom Felsen herabgestürzt worden sind.«

»Sie haben die Leichname selbst gesehen?«

»Ich habe sie im Geiste noch vor Augen.«

»Und wen hält man für die Thäter?«

»Einige schreiben den Mord einer Bande von Bergleuten zu; sie versichern, daß man gestern im Gebirge den Hörnerschall vernommen habe, wodurch sie sich das Zeichen zu geben pflegen.«

»Wirklich!«

»Ein alter Bauer hat dagegen die Bemerkung gemacht, daß auf dieser Seite weder Minen noch Bergleute seien.«

»Und wer sollte es sonst sein?«

»Man weiß es nicht. Wenn die Körper angefressen wären, so könnte man glauben, daß es wilde Thiere seien, denn sie haben lange und tiefe Ritze an sich, wie von Thierkrallen. Auf die nämliche Weise ist der Leichnam eines Greises mit weißem Barte entstellt, den man vorgestern Morgens in den Spladgest gebracht hat.«

»Wer ist dieser Greis?«

»An seiner hohen Gestalt, seinem weißen Bart und dem Rosenkranz, den er noch in der Hand hatte, wollte man in ihm den Einsiedler von Lynraß erkennen. Augenscheinlich ist der arme Mann auch ermordet worden. Allein zu welchem Zwecke? Aus religiöser Unduldsamkeit geschieht jetzt kein Mord mehr, und der alte Eremit besah aus der Welt nichts, als seine Kutte und das öffentliche Wohlwollen, das ihm Brod gab.«

»Und dieser Leichnam ist auch wie von den Krallen eines wilden Thieres zerrissen?«

»Und die nämlichen Spuren von Thierkrallen hat man an dem Leichnam eines Offiziers gefunden, der vor einigen Tagen in den Spladgest gebracht worden ist.«

»Das ist höchst sonderbar,« sagte Arthur.

»Entsetzlich ist es,« fügte Richard hinzu.

»Stille jetzt und Arbeit, denn ich glaube, der General ist im Anmarsch!« fiel Wapherney ein.

XVI.

Im Jahr 1675, vierundzwanzig Jahre vor dem Zeitpunkt, in welchem unsere Geschichte beginnt, wurde in dem Weiler Thoctree die Hochzeit der schönen Lucie Pelnyrh mit dem starken Caroll Stadt gefeiert. Lucie war das schönste Mädchen, Caroll der wackerste Bursche im ganzen Kanton. Eltern und Verwandte hatten ihrer Vereinigung Schwierigkeiten in den Weg gelegt, bis eines Tages Caroll seine Lucie aus einer großen Gefahr rettete. Er hörte Geschrei im Wald und eilte herbei; ein vom ganzen Lande gefürchteter Räuber hatte Lucie ergriffen, um sie wegzutragen. Caroll griff dieses Unthier mit menschlichem Angesicht, dem man den Namen Han beigelegt hatte, weil es brüllte, wie ein wildes Thier, herzhaft an. Niemand hätte dies gewagt, aber die Liebe verdoppelte seine Kräfte. Er befreite seine Geliebte und brachte sie ihrem Vater, der sie ihm nun zum Weibe gab.

Der Tag ihrer Vereinigung war ein Fest für das ganze Dorf. Lucie allein war düster. Am Abend ging das Brautpaar in seine neue Hütte.

Am andern Morgen war Caroll Stadt verschwunden. Nach neun Monaten einsamer Trauer gebar Lucie einen Sohn, und am nämlichen Tage wurde das Dorf Golyn von dem über ihm hängenden Felsen zerschmettert.

Die Geburt dieses Sohnes verminderte in Nichts die düstere Traurigkeit der Mutter. Gill Stadt glich in Nichts dem verschwundenen Caroll. Seine wilde Kindheit schien ein noch wilderes Leben anzukünden. Bisweilen kam ein kleiner wilder Mensch, in welchem die Einwohner Han den Isländer erkannten, in die verlassene Hütte der Wittwe Caroll, und dann hörten die Vorübergehenden darin thierisches Brüllen und klagende Töne eines Weibes. Monate lang führte der Wilde den jungen Gill mit sich fort, und wenn er in das Haus seiner Mutter zurückkehrte, war er jedesmal wilder und unbändiger.

Die Wittwe Stadt fühlte für dieses Kind eine Mischung von Abscheu und Zärtlichkeit. Manchmal schloß sie es in ihre Arme, als das einzige Gut, welches sie noch an das Leben fesselte. Ein andermal stieß sie es mit Abscheu von sich, indem sie schmerzlich den Namen Caroll ausrief. Niemand auf der Welt wußte, was in ihrem Herzen vorging.

Als Gill dreiundzwanzig Jahre alt war, sah er Guth Stersen und liebte sie mit glühender Leidenschaft. Guth Stersen war reich und er arm. Deßhalb ging er in die Bergwerke von Roeraas, um dort als Bergmann etwas zu erwerben. Von da an hatte seine Mutter nichts mehr von ihm gehört.

In einer Nacht saß die Wittwe Stadt bei halb erloschener Lampe an dem Spinnrad, das sie nährte. Man klopfte an die Thüre.

»Wenn es mein Sohn wäre!« rief sie und eilte zu öffnen. Ein kleiner Eremit mit schwarzem Bart trat herein.

»Heiliger Mann Gottes,« sagte die Wittwe, »was verlangt Ihr? Ihr wißt nicht, über welche Schwelle Ihr eingegangen seid.«

»Doch, ich weiß es!« erwiederte der Einsiedler mit einer rauhen mißtönenden Stimme, welche ihr nur allzu wohl bekannt war, riß den schwarzen Bart ab, schlug die Kapuze zurück und ließ sein wildes Gesicht,

seinen rothen struppigen Bart und seine mit furchtbaren Nägeln bewaffneten Hände sehen.

»O!« rief die Wittwe aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Nun,« sagte der kleine Mann, »hast Du Dich in vierundzwanzig Jahren noch nicht daran gewöhnt, den Gatten zu sehen, der Dir für die ganze Ewigkeit beigesellt ist?«

»Ewigkeit!« murmelte sie mit Entsetzen.

»Höre, Lucie Pelnyrh, ich bringe Dir Nachrichten von Deinem Sohne.«

»Von meinem Sohne! Wo ist er ? Warum kommt er nicht?«

»Er kann nicht.«

»So sprecht doch! Ich will Euch danken, wenn Ihr mir einmal Glück bringt.«

»Es ist das wahre Glück, was ich Dir bringe, denn Du bist ein schwaches Weib, und ich wundere mich, daß Du einen solchen Sohn unter Deinem Herzen tragen konntest. So freue Dich denn! Du hast immer gefürchtet, daß Dein Sohn in meine Fußstapfen treten möchte. Fürchte es nicht mehr.«

»Wie!« rief die Mutter entzückt aus, »mein Sohn hat sich also geändert?«

Der Eremit warf einen höhnisch traurigen Blick auf sie.

»Ganz geändert!« sagte er.

»Und warum eilt er nicht in meine Arme? Wo habt Ihr ihn gesehen? Was machte er?«

»Er schlief.«

»Warum habt Ihr ihn nicht geweckt, daß er zu seiner Mutter komme?«

»Sein Schlaf war allzu tief.«

»Wann wird er endlich kommen? Wann soll ich ihn wiedersehen ?«

Der Eremit zog eine Art Trinkschale unter seiner Kutte hervor.

»Trinke, Wittwe,« sprach er, »trinke auf die nahe Rückkehr Deines Sohnes!«

Die Wittwe stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Es war ein menschlicher Hirnschädel.

»Weib, wende Deine Blicke nicht ab! Du willst Deinen Sohn sehen, das ist Alles, was von ihm übrig ist.«

Er brachte beim röthlichen Lampenschein den Schädel des Sohnes an die bleichen Lippen der Mutter.

Das arme Weib hatte ihre Tage im Unglück verlebt, ein Unglück mehr konnte ihr Herz nicht brechen. Sie warf einen starren, stumpfsinnigen Blick auf das wilde Gesicht des Eremiten und seufzte: »Der Tod! Tödte mich!«

»Stirb, wenn Du willst! Aber denke zurück an den Wald von Thoctree! Erinnere Dich des Tags, an welchem der Dämon, indem er sich mit Deinem Körper vermischte, Deine Seele der Hülle übergab! Ich bin der Dämon, und Du bist mein Weib in Ewigkeit! Jetzt stirb, wenn Du willst!«

In diesem abergläubischen Lande war der allgemeine Glaube, daß bisweilen höllische Geister unter den Menschen erschienen, um in ihrer Mitte ein Leben verbrecherischer und unglückseliger Thaten zu durchleben. Han der Isländer stand in diesem Rufe. Man glaubte auch, daß das Weib, welches durch Verführung oder Gewalt die Beute eines dieser Dämone in menschlicher Gestalt wurde, schon durch dieses Unglück unwiderruflich die Gefährtin seiner ewigen Verdammniß werde.

»Gott, mein Gott!« rief, von diesen abergläubischen Gedanken ergriffen, das Weib in Verzweiflung aus, »so muß ich denn das Leben tragen! Und welches Verbrechen habe ich denn begangen! Kann ein schwaches Weib der Gewalt eines Dämons widerstehen!«

Han warf auf sie einen Blick höhnischen Triumphs.

»Ha!« rief sie plötzlich aus, »es ist nur ein furchtbarer Traum, der mich schreckt, mein Sohn lebt, mein Sohn ist nicht todt!«

»Weib, Dein Sohn ist so gewiß todt, als Du lebst!«

»Gott, großer Gott!« seufzte sie schmerzlich.

»Rufe den Namen Gottes nicht an, Du Tochter der Hölle!«

Die Unglückliche verstummte.

»Zweifle nicht,« fuhr er fort, »an dem Tod Deines Sohnes. Er ist gestraft worden, weil er sein Felsenherz von dem Blick eines Weibes erweichen ließ. Ich, ich habe Dich besessen, aber nie geliebt. Mein Sohn und der Deinige ist von seiner Braut, für die er starb, betrogen worden.«

Das Weib jammerte um ihren Sohn in kläglichen Tönen.

»Schwaches Weib, bezwinge Deinen Schmerz! Ich weihe meinem Sohne mehr als fruchtlose Thränen. Während Du weinst, habe ich schon begonnen, ihn zu rächen. Seine Braut hat ihn um eines Soldaten der Besatzung von Munckholm willen betrogen. Das ganze Regiment soll durch meine Hände umkommen.«

Er schlug die Aermel seiner Kutte zurück. Seine mißgestalteten Arme waren mit Blut bedeckt,

»Ja,« fuhr er mit einem Brüllen des Schmerzes fort, »ja, am Strande von Urchthal, in den Schluchten von Cascadthymore wird Gills Geist gerne verweilen. Weib, siehst Du dieses Blut? Tröste Dich also!«

Plötzlich, wie von einer Erinnerung ergriffen, unterbrach er sich.

»Weib, hat man Dir nicht eine eiserne Büchse von mir überbracht? Ich habe Dir Gold geschickt und bringe Dir Blut, und Du weinst noch! Welchem Geschlecht gehörst Du denn an? Bist Du nicht vom Geschlecht der Menschen, daß Dich Gold nicht glücklich macht?«

Das Weib, in dumpfer Verzweiflung, schwieg.

Er schüttelte sie am Arme: »Lucie Pelnyrh! Hat Dir nicht ein Bote eine versiegelte eiserne Büchse gebracht?«

Das Weib schüttelte den Kopf und versank wieder in ihren Schmerz.

»Ha! Elender! Ungetreuer Spiagudry!« rief der Wilde aus. »Das sollst Du mir schwer büßen! Dieses Gold soll Dich theuer zu stehen kommen!«

Er warf seine Kutte von sich und stürzte aus der Hütte mit dem Brüllen einer Hyäne, die einen Leichnam sucht.

XVII.

Der Strand von Norwegen ist so reich an engen Buchten, Schlupfhafen, Felsenriffen, Lagunen und kleinen Vorgebirgen, daß durch ihre Zahl und Namen das Gedächtniß des Reisenden ermüdet und die Geduld des Topographen erschöpft wird. (Ehemals hatte, nach den Volkssagen, jede Landenge ihren bösen Geist, der da hauste, jede Bucht eine Fee zur Bewohnerin, jedes Vorgebirge seinen Heiligen, der es schützte, denn der Aberglaube mischt sich Gegenstände des Schreckens aus allen Religionen zusammen. Am Strande von Kelvel, einige Stunden nordwärts von der Grotte von Walderhog, war, nach dem Volksglauben, ein einziger Ort frei von der Gerichtsbarkeit der höllischen und himmlischen Geister. Es war eine lichte Stelle am Ufer, von einem Felsen beherrscht, auf dessen Gipfel man noch einige alte Ruinen von der Burg Ralphs des Riesen erblickte. Diese kleine wilde Matte, die nördlich vom Meer begrenzt und zwischen mit Buschwerk bewachsenen Felsen eingezwängt war, dankte ein solches Vorrecht dem bloßen Namen dieses alten norwegischen Ritters, ihres ersten Besitzers, denn kein höllischer oder himmlischer Geist hätte gewagt, sich zum Bewohner oder Beschützer des Orts zu machen, der vor alten Zeiten Ralph dem Riesen angehört hatte.

Allerdings reichte schon Ralphs furchtbarer Name allein hin, diesem an sich schon so wilden Ort einen Schrecken einflößenden Charakter aufzudrücken; aber die Rückerinnerung an einen Riesen ist doch nicht so erschreckend, als die Gegenwart eines Geistes, und niemals hatte ein

Fischer, der hier Schutz vor dem Sturme suchte, höllische Geister und verdammte Seelen auf der Spitze der Felsen tanzen, noch die Fee in ihrem von leuchtenden Würmern gezogenen Wagen durch das Gebüsche fahren, noch den Heiligen nach verrichtetem Gebet wieder zum Himmel hinaufschweben sehen.

Wenn jedoch in der Nacht, welche auf jenen großen Sturm folgte, die Wellen des Meeres und die Gewalt des Windes irgend einen Seemann in diese gastliche Bucht getragen hätten, so würde ihn der Anblick von drei Männern, die mitten in der Matte um ein Feuer saßen, mit abergläubischem Schrecken erfüllt haben. Zwei dieser Männer trugen die großen Filzhüte und die langen weiten Beinkleider der königlichen Bergleute. Ihre Arme waren nackt bis zur Schulter, ihre Füße steckten in ungegerbten Thierfellen; ihre krummen Säbel und ihre langen Pistolen trugen sie in einem rothen Gürtel um den Leib. Beide hatten eine Trompete von Horn um den Hals hängen. Der eine war alt, der andere jung. Der dichte Bart des alten und die langen Haare des jungen Mannes machten ihre von Natur ernsten und düsteren Gesichter noch wilder.

In ihrem Gefährten erkannte man an seiner Mütze von Bärenfell, an seinem Wamms von geöltem Leder, an seiner Büchse, die in einem Bandelier über seinem Rücken hing, an seinen kurzen und engen Beinkleidern, an seinen nackten Knieen, an seinen Sandalen von Baumrinde, an der glänzenden Axt in seiner Hand, mit leichter Mühe einen Bergbewohner aus den nördlichen Theilen Norwegens.

Diese drei Männer drehten öfters den Kopf nach dem Fußpfad um, der von der Höhe zu Ralphs Matte führte, und nach ihren Reden zu urtheilen, erwarteten sie eine vierte Person.

»Wißt Ihr auch, Kennybol,« sagte der eine der Männer, »daß wir in der Matte des Räubers Tulbytilbet da üben zu dieser Stunde den Abgesandten des Grafen Greiffenfeld nicht so ungestört erwarten würden, eben so wenig, als da unten in St. Cuthberts Bucht? ...«

»Schweigt, Jonas, redet nicht so laut,« erwiederte der Bergbewohner dem alten Bergknappen, »gepriesen sei Ralph der Riese, der uns schützt! Möge mich der Himmel bewahren, daß ich je wieder den Fuß in Tulbytilbets

Matte setze! Letzthin glaubte ich dort Weißdorn zu brechen, und ich pflückte Hexenkraut, das mich sengte und brennte, daß ich fast närrisch wurde.«

Der junge Bergmann lachte.

»In der That, Kennybol,« sagte er, »ich glaube, daß das Hexenkraut seine Wirkung auf Euren armen Hirnkasten nicht verfehlt hat.«

»Selbst armer Hirnkasten!« erwiederte der beleidigte Bergbewohner. »Seht doch, Jonas, er lacht über das Hexenkraut! Das ist das Lachen eines Wahnsinnigen, der mit einem Todtenkopf spielt.«

»Hm!« versetzte Jonas, »so mag er in die Grotte von Walderhog gehen, wo die Köpfe der von Han dem isländischen Dämon Erschlagenen jede Nacht um sein Lager von trockenen Kräutern tanzen und mit den Zähnen klappern, um ihn einzuschläfern.«

»Das ist ganz wahr,« sagte der Bergbewohner.

»Aber,« fiel der junge Bergmann ein, »der Herr Hacket, den wir hier erwarten, hat uns ja versprochen, daß Han der Isländer sich an die Spitze unseres Aufstandes stellen werde.«

»Er hat es versprochen,« antwortete Kennybol, »und mit Hülfe dieses Dämons werden wir unfehlbar alle grünen Röcke von Drontheim und Kopenhagen überwinden.«

»Desto besser!« rief Jonas aus, »nur will ich nicht in der Nacht Schildwache bei ihm stehen.«

Es krachte im Gebüsch, sie wandten die Köpfe um, und erkannten beim Scheine des Feuers den neuen Ankömmling.

»Er ist es! Es ist Herr Hacket! Ihr habt lange auf Euch warten lassen, Herr Hacket!«

Dieser Herr Hacket war ein kleiner, dicker, schwarzgekleideter Mann, dessen Gesicht, trotz seiner Jovialität, einen düsteren Ausdruck hatte.

»Meine Unkenntniß des Wegs und die Vorsichtsmaßregeln, die ich treffen mußte,« sagte er, »haben meine Ankunft verzögert. Ich habe diesen Morgen den Grafen Schuhmacher verlassen. Hier sind drei Geldbörsen, die ich Euch von ihm überreichen soll.«

Die beiden Alten griffen mit jener Habgier zu, welche allen Landleuten dieses armen Norwegens eigen ist. Der junge Bergmann wies die Börse zurück, welche ihm Hacket darreichte.

»Behaltet Euer Gold, Herr!« sagte er. »Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß ich mich um Eures Grafen Schuhmacher willen empöre. Ich stehe auf, um die Bergmänner von der königlichen Vormundschaft zu befreien; ich empöre mich, damit das Bett meiner Mutter eine warme Decke habe.«

Herr Hacket erwiederte ruhig: »Also, mein lieber Norbith, will ich dieses Gold Eurer armen Mutter schicken, und sie soll sich zwei neue Decken anschaffen, welche sie gegen die Stürme des Winters schützen.«

Norbith nickte bejahend mit dem Kopfe.

Hacket fuhr fort: »Aber hütet Euch, unbedachtsam zu sagen, daß Ihr nicht für Schuhmacher, Grafen von Greiffenfeld, die Waffen ergreift.«

»Gleichwohl.... gleichwohl....« murmelten die beiden Alten, »wissen wir, daß man die Bergleute unterdrückt, aber diesen Grafen, diesen Staatsgefangenen kennen wir nicht....«

»Wie!« rief der Abgesandte aus. »Könnt Ihr so sehr undankbar sein! Ihr seufzet unter der Erde, des Lichtes und der Luft beraubt, um Euer Eigenthum betrogen, Sklaven der unerträglichsten Vormundschaft! Wer ist Euch zu Hülfe gekommen? Wer hat Euern Muth entflammt? Wer hat Euch Gold und Waffen gegeben? War es nicht mein erlauchter Gebieter, der edle Graf von Greiffenfeld, der noch unglücklicher ist, als Ihr selbst? Und jetzt, von ihm mit Wohlthaten überhäuft, wollet Ihr zaudern, seine Freiheit mit der Eurigen zu erfechten?«

»Ihr habt Recht,« unterbrach ihn Norbith, »das wäre übel gethan.«

»Ja, Herr Hacket,« sagten die beiden Alten, »wir wollen für den Grafen Schuhmacher kämpfen.«

»Recht so, meine Freunde! Muth gefaßt, erhebt Euch in seinem Namen, tragt den Namen Eures Wohlthäters von einem Ende Norwegens zum andern! Alles begünstigt Eure gerechte Sache. Ihr werdet von einem furchtbaren Feinde, dem General Levin von Knud, Gouverneur der Provinz, befreit werden. Die geheime Macht meines edlen Herrn, des Grafen von Greiffenfeld, wird ihn für eine Zeit nach Bergen berufen lassen. Sagt mir nun, Kennybol, Jonas, und Ihr, mein lieber Norbith, sind alle Eure Kameraden bereit?«

»Meine Brüder zu Guldbransthal,« antwortete Norbith, »warten nur, daß ich ihnen das Zeichen gebe. Morgen, wenn Ihr wollt....«

»Morgen! Sei es! Die jungen Bergmänner, an deren Spitze Ihr steht, müssen den Aufstand beginnen. Und Ihr, wackerer Jonas?«

»Sechshundert Eisenarme der Inseln Faroer, die seit drei Tagen in dem Walde von Bennaltag von Bärenfett und Gemsenfleisch leben, harren nur auf den Hörnerschall ihres alten Hauptmanns Jonas aus dem Flecken Loewig.«

»Ganz gut! Und Ihr, Kennybol?«

»Alle, die in den Schluchten von Kole eine Axt führen, und ohne Knieleder die Felsen erklettern, sind bereit, sich an ihre Brüder, die Bergleute, anzuschließen, sobald ihr Horn erschallt.«

»So ist es in der Ordnung. Jetzt kündigt Euern Kameraden, damit sie des Sieges gewiß seien, an, daß Han der Isländer sich an ihre Spitze stellen wird.«

»Ist das sicher?« fragten alle drei zumal mit einer Stimme, in welcher sich Hoffnung mit Schrecken gemischt kundgab.

»Innerhalb vier Tagen, zu der nämlichen Stunde,« sagte der Abgesandte feierlich, »erwarte ich Euch mit Euern vereinigten Haufen in der Mine von

Apsyl-Corh, bei dem See Smiassen, unter der Ebene des blauen Sternes. Dort werde ich mit Han dem Isländer eintreffen.«

»Wir werden uns einfinden,« erwiederten die drei Anführer, »und möge Gott diejenigen nicht verlassen, denen der Teufel hilft!«

»Fürchtet nichts von Seite Gottes,« sagte Hacket höhnisch. »Ihr werdet in den alten Ruinen von Crag Fahnen für Eure Truppen finden. Vergeßt nicht den Ruf: Es lebe Schuhmacher! Laßt uns Schuhmacher befreien! Jetzt müssen wir uns trennen, es will Tag werden. Zuvor aber schwört mir das unverbrüchlichste Stillschweigen über Alles, was zwischen uns vorgeht.«

Alsbald öffneten sich die drei Anführer mit ihren Säbeln eine Ader am linken Arme, ergriffen sofort Hacket's Hand und ließen jeder einige Tropfen seines Blutes darauf fließen.

»Ihr habt unser Blut!« sagten sie.

Norbith fügte feierlich hinzu: »Möge all' mein Blut aus meinen Adern strömen, wie dieses, möge ein böser Geist alle meine Pläne zu nichte machen, wie der Wind einen Strohhalm vor sich her bläst, möge mein Arm von Blei sein, wenn ich eine Schmach rächen will, mögen Fledermäuse auf meinem Grabe laufen, mögen mich im Leben die Todten umgaukeln, und im Tode die Lebenden entweihen, mögen meine Augen Thränen weinen, wie die eines alten Weibes, wenn ich je den Mund aufthue, von dem zu sprechen, was zu dieser Stunde auf der Matte Ralphs des Riesen geschehen ist! So mögen mir alle Engel im Himmel beistehen, daß ich meinen Schwur halte! Amen!«

»Amen!« wiederholten die beiden Alten.

XVIII.

Benignus Spiagudry konnte nicht begreifen, was einen gesunden jungen Mann, der noch viele Lebensjahre vor sich hatte, bewegen mochte, aus freien Stücken einen Kampf mit Han dem Isländer zu suchen. Oft hatte er unterwegs auf diesen Gegenstand angespielt, aber der junge Abenteurer beobachtete über die Ursache seiner Reise das tiefste Schweigen. Auch in andern Beziehungen, welche seinen Reisegefährten betrafen, war der vorwitzige Pedant nicht glücklicher gewesen. Einmal hatte er eine Frage nach der Familie und dem Namen seines jungen Herrn, wie er ihn nannte, gewagt. »Nennt mich Ordener!« war die kurze Antwort, und zwar in einem Ton, der sich jede weitere Frage verbat.

Sie waren schon vier Tage unterwegs, ohne viel Weg zurückgelegt zu haben, theils wegen der durch das Ungewitter zerrissenen Straßen, theils wegen der vielen Um- und Querwege, welche der flüchtige Spiagudry machen zu müssen glaubte, um bewohnte Orte zu vermeiden. Nachdem sie Skongen rechts liegen gelassen, erreichten sie am Abend des vierten Tags das Ufer des Svarbosees.

Ordener hielt an und verlor sich in den Anblick dieser alten druidischen Wälder, welche die felsigen Ufer des Sees bedecken.

»Ganz recht, junger gnädiger Herr!« rief ihm Spiagudry zu. »Vor demjenigen der Seeen Norwegens, welcher am meisten Plattfische enthält, muß sich der Geist in Nachdenken verlieren.«

Ordener, in Betrachtung verloren, gab keine Antwort.

Der gelehrte Schwätzer fuhr fort: »So gerecht auch Ihre gelehrte Contemplation ist, so muß ich Sie dennoch derselben entreißen, um Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß sich der Tag neigt, und daß wir uns beeilen müssen, wenn wir den Weiler Oelmö vor Einbruch der Nacht noch erreichen wollen.«

Ordener setzte sich wieder in Marsch. Spiagudry folgte ihm, indem er gelehrte Betrachtungen über den Sparbosee anstellte; »Herr Ordener,«

sprach er, »wenn Sie den wohlgemeinten Rath Ihres unterthänigst ergebenen Führers und Wegweisers annehmen wollten, so würden Sie Ihr unseliges Unternehmen aufgeben. Ja, gnädiger Herr, und dann würden wir unsern Aufenthalt an den Ufern dieses höchst merkwürdigen Sees nehmen und uns gemeinschaftlich einer Menge gelehrter Untersuchungen hingeben, als z. B. der über die *stella canora palustris*, welche sonderbare Pflanze, die viele Gelehrte für fabelhaft halten, der Bischof Arngrim an den Ufern des Sparbo gesehen und gehört zu haben versichert. Dazu kommt noch, daß wir das Vergnügen hätten, denjenigen Fleck Europas zu bewohnen, der am meisten Gyps enthält, und wohin die Spürhunde der Themis von Drontheim nicht leicht kommen. Spricht Sie dieser Gedanke nicht an, mein junger gnädiger Herr? Fassen Sie demnach den Entschluß, Ihrer ohne Nutzen gefährlichen Reise, einem *periculum sine pecunia*, d. h. einem thörichten, in einem unseligen Augenblicke gefaßten Unternehmen, zu entsagen.«

Ordener gab auf alles Geschwätz seines Reisegefährten nur einsilbige, abgerissene und zerstreute Antworten. So kamen sie in den Weiler Oelmö, in welchem eine ungewöhnliche Bewegung stattfand.

Die Einwohner strömten aus ihren Hütten einem kreisförmigen Hügel zu, auf welchem einige Leute standen, deren Einer in das Horn stieß, während er eine kleine schwarzweiße Fahne über seinem Haupte schwang.«

»Das ist ohne Zweifel irgend ein Marktschreier,« sagte Spiagudry, » *ambubaiarum collegia, pharmacopolae*, irgend ein Quacksalber, der Gold in Blei und Wunden in Geschwüre verwandelt. Laßt uns sehen, welche Erfindung der Hölle er an diese einfältigen Bauern verkaufen wird! Wenn diese Beutelschneider sich noch auf Könige und Fürsten beschränkten, wie der Däne Borichius und der Mailänder Borri, diese Alchymisten, die unsern guten Friedrich den Dritten so vollständig zum Narren hielten; allein diese Menschen haschen nach dem Pfennig des Landmanns, wie nach der Million des Fürsten.«

Spiagudry irrte sich. Als sie näher kamen, erkannten sie an seiner schwarzen Kleidung und runden spitzigen Mütze einen Gerichtsboten, den etliche Häscher umgaben.

Der flüchtige Spiagudry gerieth in Verwirrung und murmelte vor sich hin: »In der That, in diesem einsamen Weiler glaubte ich nicht auf einen Gerichtsboten zu stoßen. Hilf Himmel! Was wird er wohl ausrufen?«

In diesem Augenblicke erhob der Gerichtsbote seine Stimme:

Im Namen Sr. Majestät des Königs und auf Befehl Sr. Excellenz des Generals Levin von Knud, Gouverneurs, läßt der Oberrichter des Drontheimhus allen Einwohnern der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe der Provinz kund und zu wissen thun:

1) Auf den Kopf Han's, gebürtig von Klipstadur in Island, Mörders und Mordbrenners, ist ein Preis von tausend Thalern gesetzt.

2) Auf den Kopf des Benignus Spiagudry, Schwarzkünstlers und Heiligthumsschänders, gewesenen Aufsehers im Spladgest zu Drontheim, ist ein Preis von vier Thalern gesetzt.

3) Dieses Edikt soll in der ganzen Provinz in allen Städten, Flecken und Dörfern, Weilern und Hoefen verkündigt werden. Diese Menschen sind vogelfrei, und ein Jeglicher mag ihr Leben nehmen.

Der arme Spiagudry verstummte vor Schrecken, und leicht hätten die Umstehenden seine Verwirrung wahrnehmen können, wenn nicht ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Gerichtsboten geheftet gewesen wäre.

»Einen Preis auf Hans Kopf!« rief ein alter Fischer aus. »Eben so gut könnten sie einen Preis auf den Kopf Beelzebubs, des Obersten der Teufel setzen.«

»Ich möchte Hans Kopf sehen,« sagte ein altes Weib, »um mich selbst zu überzeugen, ob seine Augen ein paar brennende Kohlen sind, wie es heißt.«

»Allerdings, daran ist nicht zu zweifeln,« versicherte eine andere Alte, »denn womit anders, als mit den Augen hat er die Kirche zu Drontheim angezündet? Ich möchte dieses Unthier lebendig sehen, mit seinem Drachenschwanz, seinen Bocksfüßen und Fledermausflügeln.«

»Wer hat Euch diese Mährchen erzählt, gute Mutter?« fiel ein Jäger ein, »Ich habe diesen Han den Isländer in den Schluchten von Medsybath mit eigenen Augen gesehen; er ist ein Mensch wie ein anderer, nur ist er so groß, wie ein vierzigjähriger Pappelbaum.«

»Wirklich,« sagte eine Stimme ans der Menge, deren Ton Spiagudry erbeben machte. Sie gehörte einem kleinen Manne an, dessen Gesicht unter einem breitrandigen Bergmannshut versteckt, und dessen Körper mit Seehundsfellen bedeckt war.

»Mag man,« rief ein rußiger Schmied aus, »tausend oder zehntausend Thaler auf seinen Kopf setzen, mag er vier oder vierzig Fuß groß sein, ich einmal will dieses Geld nicht verdienen!«

»Ich auch nicht,« fügte der Fischer hinzu.

»Ich auch nicht! ich auch nicht!« wiederholten alle Anwesenden.

»Wer Lust dazu hat,« sagte der kleine Mann, »kann Han den Isländer morgen in den Ruinen von Urbar, bei Smiassen, übermorgen in der Grotte von Walderhog finden.«

»Wißt Ihr das gewiß, mein lieber Mann?«

So fragte Ordener und zugleich mit ihm ein kleiner schwarz gekleideter Mann, der bei dem ersten Tone des Horns aus der Thüre des nahen Wirthshauses getreten war.

Der kleine Mann sah sie einen Augenblick an und sagte dann in dumpfem Tone: »Ja!«

»Und woher wißt Ihr das so gewiß?« fragte Ordener.

»Ich weiß so gut, wo Han der Isländer ist, als wo sich Benignus Spiagudry befindet. Weder der eine noch der andere sind in diesem Augenblicke weit von hier.«

Spiagudry zitterte an allen Gliedern, zupfte Ordener am Mantel, flüsterte ihm zu: »Herr, gnädiger Herr, im Namen des Himmels, in Gottes und Jesu

Namen, aus Mitleid, aus Barmherzigkeit, lassen Sie uns gehen! Herr, hilf uns aus diesem verfluchten Weiler!«

Der kleine Mann kehrte ihnen den Rücken zu und schien sein Gesicht verbergen zu wollen.

»Diesen Benignus Spiagudry,« rief der Fischer, »habe ich im Spladgest zu Drontheim gesehen. Er ist ein langer Mann, Vier Thaler hat man auf seinen Kopf gesetzt?«

»Vier Thaler!« wiederholte der Jäger lachend. »Auf den mache ich keine Jagd. Da gilt ein blauer Fuchsbalg mehr.«

Diese Vergleichung, die ihn zu jeder andern Zeit beleidigt hätte, gereichte diesmal unserem guten Spiagudry zur Beruhigung. Um vier Thaler zu gewinnen, dachte er, werden sich die Leute nicht viel Mühe geben. Gleichwohl bat er Ordener aufs Neue, mit ihm den Ort zu verlassen. Ordener willfahrte ihm in der Hoffnung, den Räuber um so bälder aufzufinden.

»Alter Herr,« fragte er im Gehen, »welches ist denn diese Ruine, in der man morgen, nach der Versicherung des kleinen Mannes, Han den Isländer finden wird?«

»Ich weiß es nicht, ich habe es nicht recht gehört,« erwiederte Spiagudry, der diesmal wirklich die Wahrheit sagte.

»Man muß ihn also erst übermorgen in der Grotte von Walderhog aufsuchen,« fuhr Ordener fort.

»Die Grotte von Walderhog, gnädiger Herr, das ist in der That der Lieblingsaufenthalt Hans des Isländers.«

»So wollen wir unsern Weg dahin nehmen.«

»Dann müssen wir uns links ziehen, hinter den Felsen von Delmö; in weniger als zwei Tagen können wir die Grotte von Walderhog erreichen.«

»Kennt Ihr diesen sonderbaren Mann, der Euch so gut zu kennen scheint?«

»Nein, gnädiger Herr!« erwiederte Spiagudry mit zitternder Stimme. »Nur kommt mir der Ton seiner Stimme so seltsam vor.«

Ordener suchte ihn zu beruhigen: »Fürchtet nichts. Dient mir wohl, ich nehme Euch unter meinen Schutz. Wenn ich Han den Isländer überwinde, so verspreche ich Euch nicht nur Eure Begnadigung, sondern Ihr sollt auch die tausend Thaler haben, welche auf seinen Kopf gesetzt sind.«

So sehr Benignus am Leben hing, so sehr liebte er auch das Geld. Ordeners Versprechen hatte eine magische Wirkung auf ihn. Alle Schrecken wichen auf einmal aus seiner Seele, und in der Freude seines Herzens entwickelte er in vollem Maße jene Geschwätzigkeit, die sich in einem Strome pedantischer Redensarten und gelehrter Citate ergoß.

»Gnädiger Herr Ordener,« sprach er, »sollte ich auch über diesen Gegenstand eine Controverse mit Ower-Bilseuth, sonst auch der Schwätzer genannt, bestehen müssen, so sollte mich dennoch solches nicht abhalten, zu behaupten, daß Sie ein ehrenfester und weiser junger Mann sind; denn was ist in Wahrheit ehrenwerther und ruhmwürdiger, *quid cithara, tuba, vel campana dignius*, als kühn sein Leben einzusetzen, um sein Vaterland von einem Ungeheuer, von einem Räuber, von einem Dämon zu befreien, in welchem alle Dämonen, alle Räuber und Ungeheuer vereinigt erscheinen? Und nicht durch schmutzigen Eigennutz sind Sie getrieben! Der edelmüthige Ordener überläßt den Lohn seiner That seinem Reisegefährten, dem Greis, der ihn bis zur Entfernung einer Meile zur Grotte von Walderhog geleitet hat, denn Sie werden mir erlauben, junger gnädiger Herr, und es ziemt sich für mein Alter, den Ausgang Ihres berühmten Unternehmens in dem Weiler Surb, als welcher eine Meile weit vom Ufer von Walderhog im Walde liegt, abzuwarten! Und nachdem, o Herr, Ihr glänzender Sieg zur Kunde der Menschen gekommen sein wird, so wird durch ganz Norwegen ein Jubel herrschen, demjenigen ähnlich, als Pharamund, der Geächtete, von dem nämlichen Felsen von Oelmö aus, welchen wir jetzt erglimmen, das große Feuer erblickte, das sein Bruder Halfdan auf den Mauern von Munckholm zum Zeichen der Befreiung hatte anzünden lassen ...«

Bei dem Namen Munckholm unterbrach ihn Ordener lebhaft: »Wie! Vom Gipfel dieses Felsen erblickt man also die Mauern von Munckholm?«

»Ja, gnädiger Herr, zwölf Meilen südlich zwischen den Bergen, welche unsere Väter Friggas Schemel benamsten. Zu dieser Stunde muss man den Leuchtthurm ganz gut erblicken können.«

»Wirklich!« rief Ordener aus. »Es gibt ohne Zweifel einen Fußweg, der auf den Gipfel dieses Felsen führt?«

»Allerdings beginnt in diesem Walde ein Fußweg, der ziemlich verloren bis auf den kahlen Gipfel des Felsen führt.«

»Zeigt mir diesen Fußweg, alter Herr! Wir wollen oben auf dem Felsen die Nacht zubringen.«

»Was fällt Ihnen da ein, mein gnädiger Herr? Die Ermattung dieses Tages ...«

»Ich fühle mich kräftig genug, Euch zu unterstützen, wenn Ihr ermattet.«

»Gnädiger Herr, die Baumwurzeln in diesem unbetretenen Pfade, sodann die losen Steine, sofort die Finsternis; der Nacht ...«

»Ich will vorangehen.«

»Ferner die wilden Thiere, kriechendes Gewürm, irgend ein entsetzliches Ungeheuer...«

»Ich fürchte die Ungeheuer nicht, sonst hätte ich diese Reise nicht unternommen.«

»Mein theuerster junger Herr, glauben Sie einem alten, erfahrenen, getreuen Diener und Wegweiser, welcher eine Ahnung hat, daß die Ausführung dieses Plans uns Unglück bringen wird ...«

»Vorwärts, alter Schwätzer, und bedenke, daß Du mir versprochen hast, mir dienstlich zu sein!« rief Ordener ungeduldig aus. »Zeige mir diesen Fußweg, wo ist er?«

»Wir werden sogleich dahin einlenken,« sagte der furchtsame Spiagudry, sich in das unvermeidliche Schicksal ergebend.

Bald kamen sie an den bezeichneten Fußpfad, und Spiagudry bemerkte mit Staunen und Entsetzen, daß das hohe Gras frisch zusammen getreten war, und daß irgend Jemand den alten Fußsteig Pharamunds des Geächteten erst kürzlich passirt haben mußte.

XIX.

Der General Levin von Knud sah nachdenklich vor seinem mit Papieren überlegten Schreibtisch. Ein vor ihm stehender Sekretär wartete auf seine Befehle.

»Zum Teufel auch,« rief er nach einer langen Pause, »wer hätte je gedacht, daß diese verdammten Bergleute es so weit treiben würden? Sie sind sicherlich durch geheime Umtriebe zu diesem Aufstand angereizt worden. Aber die Sache ist ernsthaft. Ihr müht wissen. Wapherney, daß fünf- bis sechshundert Schufte aus den Inseln Faroer bereits ihre Minen verlassen und unter einem alten Banditen Namens Jonas zu den Waffen gegriffen haben, daß ein junger Brausekopf, Norbith genannt, sich an die Spitze der Mißvergnügten von Gulbransthal gestellt hat, daß zu Sund-Moer, zu Hubfallo, zu Kongsberg, die Unzufriedenen, die nur auf das Signal warteten, vielleicht schon im Aufstand begriffen sind, daß die Bergbewohner unter der Anführung des alten tapfern Kennybol sich an die Empörer angeschlossen haben, und daß der gefürchtete Räuber Han an der Spitze der ganzen Insurrektion steht. Was sagt Ihr zu Allem dem, Freund Wapherney? Hm!«

»Euer Excellenz werden wissen, welche Maßregeln ...«

»Es ist bei dieser ganzen Geschichte noch ein Umstand, den ich mir nicht entziffern kann, nämlich, daß unser Staatsgefangener Schuhmacher Urheber des Aufstands sein soll. Niemand wundert sich darüber, und mich wundert das am meisten. Ein Mensch, bei welchem sich unser ehrlicher Ordener gefiel, kann kein Staatsverräther sein. Inzwischen sind die Empörer, wie man versichert, in seinem Namen aufgestanden: sein Name ist ihr Loosungswort; sie legen ihm die Titel bei, deren ihn der König entsetzt hat

... Das Alles scheint gewiß ... Aber woher kommt es, daß die Gräfin Ahlfeldt schon vor sechs Tagen alle diese Sachen wußte, wo doch kaum in den Minen die Empörung sich kundgegeben hatte? Gleichviel, man muß der Sache abhelfen. Gebt mir mein Siegel, Wapherney!«

Der General schrieb drei Briefe, siegelte sie und übergab sie dem Sekretär.

»Dieses Schreiben,« sagte er, »an den Baron Voethaün, Oberst der Arquebusirer zu Munckholm, daß sein Regiment sogleich gegen die Empörer aufbreche. Hier an den Festungscommandanten zu Munckholm, der Staatsgefangene Schuhmacher soll sorgfältiger als je bewacht werden: ich werde ihn selbst verhören. Diesen Brief nach Skongen an den Major Wolhm, daß er einen Theil seiner Truppen gegen die Rebellen abschicke. Schnell Wapherney!«

Der Sekretär ging und ließ den Gouverneur in seinen Gedanken verloren zurück. Alles das, dachte er, ist sehr beunruhigend. Diese Empörer da, diese ränkevolle Kanzlerin hier, dieser Narr von Ordener, man weiß nicht wo! Vielleicht mitten unter den Rebellen, während er mir seinen Schuhmacher auf dem Halse läßt, der sich gegen den Staat verschwört, und seine Tochter, um deren Unschuld willen ich die Compagnie, in welcher Friedrich von Ahlfeldt dient, habe detachiren lassen ... Nun, die ist vielleicht gerade am rechten Orte, die ersten Bewegungen der Rebellen aufzuhalten ... Wahlstrom, wo sie in Besatzung ist, liegt nahe am See Smiassen und an den Ruinen von Arbar. Diesen Punkt muß der Aufstand bald erreichen...«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre.

»Was wollt Ihr, Gustav?« fragte der General.

»Ein Note, mein Herr General!«

»Was gibt es da wieder Neues? Laßt ihn herein!«

Der Bote überreichte dem Gouverneur ein Schreiben: »Excellenz, von Seiten Sr. Erlaucht des Vice-Königs!« sagte er.

»Bei Sankt Georg!« rief der General aus, nachdem er gelesen hatte, »ich glaube, sie sind alle närrisch geworden! Beordert man mich gar nach Bergen! Auf Befehl des Königs in dringenden Angelegenheiten ... Dazu ist die Zeit gut gewählt ... Der Großkanzler, der gegenwärtig die Provinz bereist, wird Sie einstweilen ersetzen ... Ein sauberer Ersatzmann ... Der Bischof wird ihn unterstützen ... Zwei herrliche Befehlshaber in einem empörten Lande, ein Kanzler und ein Bischof! ... aber was ist zu machen! ... Unmittelbarer Befehl des Königs ... Man muß ... Ich will doch vor meiner Abreise Schuhmacher noch verhören. Ich sehe wohl, daß man mich in ein Chaos von Intriguen begraben will, aber ich habe einen Compaß, der nie irreleitet: ein gutes Gewissen.«

–

XX.

»Ja, Herr Graf, heute treffen wir ihn in den Ruinen von Arbar, Ich habe es durch Zufall erfahren, aber viele Umstände machen mir es wahrscheinlich.«

»Sind wir weit von diesen Ruinen?«

»Sie liegen in der Nähe des Sees Smiassen. Der Führer versichert, daß wir sie vor Mittag erreichen können.«

So besprachen sich zwei Personen zu Pferd, die in braune Mäntel gehüllt waren. Es war noch früh Morgens und sie befanden sich auf einem jener engen Wege, welche den Wald, der zwischen den Seeen von Smiassen und Sparbo liegt, in allen Richtungen durchschneiden. Ein Bergmann, der sein Horn umhängen hatte und mit seiner Axt bewaffnet war, ritt auf einem kleinen grauen Pferde voran; und hinter ihnen kamen vier andere wohlbewaffnete Reiter, gegen welche sie von Zeit zu Zeit die Köpfe zurückwendeten, als ob sie fürchteten, von ihnen gehört zu werden.

Die beiden Reiter waren der Graf von Ahlfeldt und sein Sekretär Musdoemon. »Wenn dieser isländische Räuber sich wirklich in den Ruinen von Urbar befindet,« sagte der Letztere, »so haben wir viel gewonnen, denn das Schwierigste an der Sache war, dieses ungreifbare Wesen aufzufinden.«

»Glaubt Ihr, Musdoemon? Und wenn er nun unsere Anerbietungen verwirft?«

»Unmöglich, gnädiger Herr Graf! Gold und Straflosigkeit! Welcher Räuber würde da widerstehen?«

»Ihr wißt aber, daß dieser Räuber kein Bösewicht gewöhnlichen Schlags ist. Legt also nicht Euern Maßstab an ihn an. Wenn er nun unsern Antrag nicht annimmt, wie wollt Ihr Euer Versprechen gegen die drei Anführer des Aufstandes erfüllen?«

»Euer Gnaden scheinen vergessen zu haben, daß uns ein falscher Han der Isländer zu Gebot steht.«

»Ihr habt Recht und immer Recht, mein lieber Musdoemon!« sagte der Graf, und beide überließen sich nun ihren eigenen Gedanken.

Musdoemon, dessen Vortheil erforderte, seinen Gebieter bei guter Laune zu erhalten, machte, um ihn zu zerstreuen, eine Frage an den Wegweiser.

»Guter Mann,« sagte er, »was ist das für ein steinernes Kreuz dort hinter jenen Eichen?«

»Das ist kein Kreuz, Herr,« antwortete der Bergbewohner, »sondern der älteste Galgen in Norwegen. Der König Olaus hat ihn für einen Richter aufschlagen lassen, der mit einem Räuber ein Bündniß abgeschlossen hatte.«

Musdoemon sah den Aerger auf dem Gesichte seines Patrons, als er diese Worte hörte.

»Das ist eine ganz besondere Geschichte,« fuhr der treuherzige Wegweiser fort, »der Räuber mußte den Richter hängen ...«

Musdoemon rief ihm zu: »Schon gut, schon gut, lieber Freund! Wir wissen diese Geschichte.«

»Er weiß diese Geschichte, der Flegel!« murmelte der Graf für sich. »Warte, Musdoemon, Du sollst mir Deine Unverschämtheit theuer

bezahlen!«

»Was befehlen Ew. Gnaden?« fragte Musdoemon mit unterwürfigem Wesen.

»Ich dachte eben auf Mittel, mein Lieber, den Danebrogorden für Euch zu erhalten. Die Vermählung meiner Tochter Ulrike mit Baron Ordener wird dazu eine gute Gelegenheit sein.«

Musdoemon zerfloß in Danksagungen und Betheurungen seiner Anhänglichkeit.

»Um wieder auf unsere Angelegenheiten zu kommen, glaubt Ihr, daß der Mecklenburger den Befehl, der ihn nach Bergen beruft, jetzt in Händen habe?«

»Ohne Zweifel, gnädiger Herr Graf, wird jetzt der Bote zu Drontheim sein, und der General Levin muß sich mithin zur Abreise anschicken.«

»Diese Abberufung ist ein Meisterstreich von Euch, Musdoemon. Er gehört zu Euren best ausgesonnenen und best ausgeführten Intriguen.«

»Die Ehre davon gehört Euer Gnaden eben so gut als mir,« erwiederte Musdoemon, der sich zur Maxime gemacht hatte, den Grafen bei allen seinen Umtrieben zu betheiligen.

Der Graf, der seine geheimen Gedanken ganz gut kannte, versetzte gleichwohl lächelnd: »Mein lieber geheimer Sekretär, Ihr seid immer allzu bescheiden, aber ich werde dennoch Eurer ausgezeichneten Dienste stets eingedenk sein. Elphegens Anwesenheit und des Mecklenburgers Abwesenheit sichern meinen Triumph zu Drontheim. Ich bin Oberhaupt der Provinz, und wenn Han das Commando der Rebellen annimmt, das ich ihm selbst anbieten werde, so werde ich den Ruhm ernten, diese Empörung gedämpft und den furchtbaren Räuber gefangen zu haben.«

In diesem Augenblicke drehte sich der Wegweiser um und rief: »Seht da, gnädige Herren, zu unserer Linken den Hügel, auf welchem Biord der Gerechte im Angesicht seiner Armee den doppelzüngigen Verräther Wellon

enthaupten ließ, der die ächten Vertheidiger des Königs entfernt und den Feind in das Lager gerufen hatte, damit es scheine, als habe er allein Biords Leben gerettet ...«

Musdoemon unterbrach ihn barsch: »Laßt das, guter Mann, schweigt und setzt Euern Weg fort, ohne Euch umzuwenden! Was liegt uns an Euern alten Geschichten! Ihr stört meinen Herrn durch Eure alte Weiberhistorien!«

XXI.

Wir haben Ordener und Spiagudry verlassen, als sie eben bei aufgehendem Monde den Gipfel des Felsen von Oelmö ziemlich mühsam erstiegen. Je höher die Reisenden kamen, um so kahler wurde allmählig der Felsen; der Wald verwandelte sich in Gesträuch; bald verschwand auch dieses.

»Gnädiger Herr Ordener,« sagte der stets redselige Spiagudry, »dieser steile Pfad ist sehr ermüdend, und um ihn mit Ihnen zu erklimmen, bedurfte es der ganzen Ergebenheit ... Aber es scheint mir, daß ich da rechts einen prächtigen *convolvulus* sehe; den möchte ich gerne näher untersuchen. Schade, daß es nicht Tag ist! ... Doch um auf etwas Anderes zu kommen, müssen Sie nicht selbst gestehen, daß es höchst unverschämt ist, einen Gelehrten, wie ich einer bin, nur um vier lumpige Thaler anzuschlagen? Es ist allerdings wahr, daß der berühmte Phädrus ein Sklave war, und daß Aesop, wenn wir dem gelehrten Planudius glauben wollen, auf dem öffentlichen Markt wie ein Thier oder eine Sache verkauft worden ist, und wer sollte nicht stolz darauf sein, ein mit dem großen Aesop in einiger Beziehung ähnliches Schicksal zu haben? ...«

»Und mit dem berühmten Han?« fügte Ordener lachend hinzu.

Sprechen Sie doch diesen Namen nicht in solcher Beziehung aus, mein gnädiger Herr! Ich schwöre Ihnen bei Jupiters Thron, daß ich diese Vergleichung gerne entbehre. Das jedoch wäre ein sonderbarer Fall, wenn der Preis, welcher auf sein Haupt gesetzt ist, Benignus Spiagudry, der sich in gleichem Unglück befindet, zukäme. Gnädiger Herr Ordener, Sie sind edelmüthiger als Jason, denn dieser gab das goldene Vließ seinem Piloten

von Argos nicht, und doch ist Ihr Unternehmen, dessen Zweck mir ein Räthsel bleibt, nicht minder gefährlich, als das Jason'sche war ...«

»Nun,« unterbrach ihn Ordener, »da Ihr diesen Han den Isländer kennt, so macht mich doch näher mit seinen persönlichen Verhältnissen bekannt. Ihr habt mir bereits gesagt, daß er kein Riese sei, wie man insgemein glaubt.«

»Halten Sie, Herr!« rief Spiagudry ängstlich aus. »Es dünkt mich, daß ich das Geräusch von Schritten hinter uns höre.«

»Richtig,« antwortete Ordener ruhig, »Ihr habt Recht. Seid ruhig, es wird irgend ein wildes Thier sein, das wir aufgeschreckt haben.«

»Sie mögen Recht haben, mein junger Cäsar, denn seit langer Zeit hat diese Gehölze kein menschlicher Fuß betreten. Aus dem gewichtigen Tritte zu schließen, muß dieses Thier groß sein. Etwa ein Elennthier oder ein Rennthier. Es gibt deren viele in diesem Theile Norwegens. Man findet auch Pantherkatzen; ich habe deren selbst eine zu Kopenhagen gesehen; sie war ungeheuer groß. Ich will Ihnen doch eine Beschreibung von diesem wilden Thiere machen ....«

»Mein lieber Freund, macht mir lieber die Beschreibung von einem andern nicht minder wilden Thiere, jenem furchtbaren Han ....«

»Leise doch, gnädiger Herr! Wie Sie einen solchen Namen so ruhig aussprechen! Sie wissen nicht ... Hören Sie doch um Gottes willen, Herr!«

Spiagudry drängte sich dicht an Ordener, welcher sehr deutlich eine Art Geheul vernahm, das demjenigen glich, welches in jener stürmischen Nacht den armen Spiagudry so sehr in Schrecken gesetzt hatte.

»Haben Sie es gehört?« murmelte dieser vor Furcht zitternd.

»Allerdings, und ich weiß nicht, warum Ihr zittert. Das ist das Heulen eines wilden Thieres, vielleicht gar jener Pantherkatze, von der Ihr eben gesprochen habt. Glaubtet Ihr denn um diese Stunde einen solchen Ort passiren zu können, ohne etwas von wilden Thieren zu vernehmen? Aber seid ruhig, sie sind gewiß selbst mehr erschreckt, als Ihr.«

Spiagudry faßte ein wenig Muth, als er die Ruhe seines Reisegefährten sah.

»Es könnte wohl sein, Herr, daß Sie abermals Recht hätten, allein dieses Thiergeschrei gleicht einer gewissen entsetzlichen Stimme ... Es war eine böse Inspiration, welche Sie auf den Gedanken brachte, diesen Felsen, auf welchem die Ruinen von Pharamunds Burg liegen, ersteigen zu wollen. Ich fürchte fast, daß uns ein Unglück begegnen möge.«

»Fürchtet nichts, so lange ich bei Euch bin.«

»Ach! Sie fürchten sich doch vor gar nichts. Allein, Herr, nur der heilige Paulus kann Schlangen in die Hand nehmen, ohne daß sie ihn beißen. Sie haben aber nicht wahrgenommen, daß das Gras in diesem verfluchten Fußsteig, als wir in ihn einlenkten, frisch zerdrückt und zu Boden getreten war, was beweist, daß vor Kurzem erst Jemand den Weg passirt hatte.«

»Was liegt daran! Es macht mir keine Unruhe, wenn ein Grashalm zertreten ist. Jetzt sind wir aus dem Gebüsche, und hören weder Schritte noch Thiergeheul mehr. Wir müssen nun unsere Kräfte zusammennehmen, denn der in den Felsen gehauene Fußsteig wird schwierig zu ersteigen sein.«

»Nicht darum, Herr, weil er steiler ist, sondern der gelehrte Reisende Suckson erzählt, daß er oft durch Felsstücke oder schwere Steine gesperrt ist, die zu schwer sind, um sie aus dem Wege räumen zu können, und über die man nicht leicht wegkommt. Es liegt unter andern etwas jenseits des Ausfallthors des Malaerthurms, dem wir uns jetzt nähern, ein ungeheurer dreieckiger Granitblock, den ich längst gerne gesehen hätte. Schönning versichert, auf demselben die drei ursprünglichen runischen Buchstaben wieder aufgefunden zu haben ...«

Die Reisenden kletterten schon eine Zeitlang den nackten Felsen hinauf; sie erreichten einen kleinen verfallenen Thurm, durch den sie passiren mußten.

»Dies ist das Ausfallthor des Malaerthurms,« sagte Spiagudry. »Dieser bedeckte Weg enthält mehrere sehenswürdige Bauten, die uns zeigen,

welches die alten Fortifikationen unserer norwegischen Burgen waren. Dieses Ausfallthor, das immer vier Bewaffnete bewachten, war das erste Vorwerk der Burg Pharamunds. Bei Gelegenheit des Wortes Thor macht der Mönch Uresius eine sonderbare Bemerkung. Das Wort Janua, welches von Janus kommt, dessen Tempel so berühmte Thore hatte, soll das Wort Janitschar, Hüter der Thore des Sultans, erzeugt haben. Es wäre sonderbar, wenn der Name des friedlichen Janus auf die wilden und blutdürstigen Janitscharen übergegangen wäre.«

Während Spiagudry diesen gelehrten Galimathias auskramte, dachte Ordener nur an das Vergnügen, von hier aus den Leuchtthurm von Munckholm zu erblicken.

»Ah! Ich sehe ihn,« rief Spiagudry plötzlich aus. »Dieser Anblick entschädigt mich für alle meine Mühe. Ich sehe ihn, Herr, ich sehe ihn!«

»Was denn?« fragte Ordener, der an den Leuchtthurm von Munckholm und seine Ethel dachte.

»Was anders,« erwiederte Spiagudry mit beseligter Stimme, »als den dreieckigen Felsblock, von welchem Schönning spricht! Ich werde nunmehr, neben dem Professor Schönning und dem Bischof Isleif, der dritte Gelehrte sein, welcher das Glück gehabt hat, diesen Stein näher zu untersuchen. Nur ist es sehr zu bedauern, daß solches nur bei Mondschein geschehen kann.«

Als Spiagudry sich dem berühmten Felsblock näherte, stieß er einen Schrei schmerzlichen Staunens aus. Ordener fragte ihn um dessen Ursache, aber der arme Mann konnte lange Zeit die Zunge zur Antwort nicht bewegen.

»Ihr wart der Meinung,« sagte Ordener, »daß dieser Felsblock den Weg sperre. Ihr müßt nun im Gegentheil mit Vergnügen erkennen, daß er ihn vollkommen frei läßt.«

»Eben das setzt mich ja in Verzweiflung!« sagte Benignus mit kläglicher Stimme.

»Wie so denn?«

»Wie so, Herr! Sehen Sie nicht, daß dieser Block von der Stelle gerückt worden ist, daß dessen Basis, die auf dem Fußpfad ruhte, nun mehr der Luft ausgesetzt ist, während der Stein gerade mit der Seite, an welcher Schönning die ursprünglichen runischen Schriften entdeckt hatte, auf dem Boden ruht? ... Das macht mich sehr unglücklich!«

»Das ist freilich ein harter Schlag!« sagte Ordener spottend.

»Dazu kommt noch,« fügte Spiagudry lebhaft hinzu, »daß die Wegrückung dieser Masse die Gegenwart irgend eines übernatürlichen Wesens beweist. Wenn es nicht der Teufel selbst ist, so gibt es in Norwegen nur einen einzigen Menschen, dessen Arm im Stande wäre ...«

»Euer panischer Schrecken ergreift Euch wieder, alter Herr! Wer weiß, ob dieser Stein nicht seit einem Jahrhundert so liegt?«

»Allerdings,« sagte Spiagudry beruhigter, »sind es allbereits hundert und fünfzig Jahre, daß der letzte gelehrte Beobachter denselben studirt hat. Es scheint mir jedoch, daß er frisch weggeräumt sei; der Platz, den er einnahm, ist noch feucht. Sehen Sie, Herr ...«

Ordener, voll Ungeduld, die Ruinen zu erreichen, riß den gelehrten Forscher von der Pyramide weg.

»Hört, Alter,« sagte er, »wenn Ihr erst die tausend Thaler, welche Euch Han's Kopf eintragen wird, in der Tasche habt, könnt Ihr Euch an den Ufern dieses See's niederlassen und die Alterthümer der Gegend mit aller Gemächlichkeit studiren.«

»Sie haben Recht, edler Herr, allein reden Sie nicht so leichthin von einem noch sehr zweifelhaften Siege. Ich will Ihnen einen Rath ertheilen, mittelst dessen Sie sich des Ungeheuers leicht bemeistern können ...«

»Und welchen?« fragte Ordener schnell.

»Der Räuber,« sagte Spiagudry leise und warf unruhige Blicke um sich, »trägt an seinem Gürtel einen Hirnschädel, aus welchem er zu trinken pflegt. Dieser Hirnschädel ist der seines Sohnes, des nämlichen Leichnams, wegen dessen Profanation ich verfolgt werde ...«

»Etwas lauter, und fürchtet nichts; ich höre Euch kaum. Nun, dieser Hirnschädel?«

»Dieses Hirnschädels müssen Sie sich zu bemächtigen suchen. Das Ungeheuer knüpft daran gewisse abergläubische Ideen. Haben Sie einmal den Hirnschädel seines Sohnes in Ihrer Gewalt, so können Sie mit dem Räuber machen, was Sie wollen.«

»Ganz gut, aber wie in dessen Besitz gelangen?«

»Mit List, Herr! Während das Unthier schläft. Vielleicht ....«

»Genug, Euer guter Rath kann mir nichts helfen. Ich überfalle keinen Feind im Schlaf. Ich weiß ihn nur mit meinem guten Schwerte zu bekämpfen.«

»Herr, es ist nicht bewiesen, daß der Erzengel Michael keine List gebraucht hatte, Satan zu bekämpfen und in den Abgrund zu stürzen ....«

Hier hielt Spiagudry plötzlich inne, streckte beide Hände vor sich aus und rief mit fast erloschener Stimme: »Himmel! Himmel! Was sehe ich da? Seht, Herr, geht da nicht vor uns in dem nämlichen Fußwege ein kleiner Mann? ....«

»Ich sehe nichts,« sagte Ordener aufblickend.

»Nichts, Herr? Allerdings, der Weg biegt sich, und er ist hinter jenem Felsen verschwunden. Lassen Sie uns nicht weiter gehen, ich beschwöre Sie darum, Herr!«

»Wenn dieser kleine Mann so schnell verschwunden ist, so ist das ein Beweis, daß er uns nicht erwarten will, und wenn er flieht, so ist das kein Grund für uns, auch zu fliehen.«

»So möge der Himmel über uns wachen,« seufzte Spiagudry.

»Ihr werdet den Schatten einer aufgeschreckten Nachteule für einen Menschen gehalten haben.«

»Ich glaubte gleichwohl einen kleinen Mann deutlich zu erblicken. Es ist freilich wahr, daß der Mondschein bisweilen seltsame Täuschungen hervorbringt. Beim Mondschein hielt Baldan, Herr zu Merneugh, den weißen Vorhang seines Bettes für den Schatten seiner Mutter, weshalb er am andern Morgen vor den Richtern zu Christiania sich als Muttermörder selbst angab, während die Richter eben im Begriffe waren, den unschuldig angeklagten Pagen der Verstorbenen zu verurtheilen. Es kann demnach mit Recht behauptet werden, daß der Mondschein diesem Pagen das Leben gerettet habe.«

Kein Mensch auf der Welt vergaß so leicht, als Spiagudry, die Gegenwart über der Vergangenheit. Eine Rückerinnerung seines immensen Gedächtnisses war hinreichend, alle Eindrücke des Augenblicks aus seiner Seele zu verbannen. Baldans Geschichte verscheuchte alsbald alle seine Besorgnisse, und er fügte seiner Erzählung ganz ruhig hinzu: »Es ist möglich, daß mich der Mondschein auf gleiche Weise getäuscht hat.«

Die Wanderer kamen an den Ruinen an. Von den fünf Thürmen, die ehedem Pharamunds, des Geächteten, Burg geziert und beschützt hatten, stand nur noch ein einziger in seiner ganzen Höhe aufrecht. Dieser Thurm stand am äußersten Rande des Felsen. Von seiner Zinne konnte man, wie Spiagudry versicherte, den Leuchtthurm von Munckholm erblicken. Sie nahmen ihre Richtung nach ihm hin, obgleich es in diesem Augenblick ganz dunkel geworden war, denn der Mond hatte sich hinter einem schwarzen Gewölke versteckt. Als sie über eine Mauer kletterten, faßte plötzlich Benignus mit zitternder Hand Ordeners Arm.

»Was gibt es?« fragte dieser verwundert.

Statt aller Antwort drückte der Alte seinen Arm noch heftiger, als ob er ihm Stillschweigen auflegen wollte.

»Nun denn?«

Ein neues Drücken erfolgte, begleitet von einem tiefen Seufzer. Ordener entschloß sich, geduldig zu warten, bis der erste Schrecken vorüber sein würde.

Endlich sagte Spiagudry mit zurückgehaltenem Athem: »Nun, Herr, was sagen Sie dazu?«

»Wozu?«

»Nicht wahr, Sie bereuen es jetzt selbst, daß wir da heraufgestiegen sind?«

»Nein, wahrlich nicht, und ich will noch höher steigen. Warum soll ich es denn bereuen?«

»Wie, Herr, Sie haben also nicht gesehen? ...«

»Gesehen! Was?«

»Sie haben nicht gesehen?«

»In der That nichts, gar nichts! Ich habe bloß Euer Zähneklappern gehört.«

»Wie! Hinter dieser Mauer da, in der Dunkelheit ... diese zwei feurige Augen, wie Kometen leuchtend .... flammend auf uns gerichtet!... Die haben Sie nicht gesehen?«

»Gewiß nicht!« »Sie haben sie nicht gesehen, wie sie auf- und niederblitzten, hin- und herleuchten und zuletzt in den Ruinen verschwanden!«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit wollt. Was liegt auch daran?«

»Was daran liegt? Wissen Sie nicht, daß es in Norwegen nur einen einzigen Menschen gibt, dessen Augen so in der Dunkelheit leuchten?«

»Und wer ist denn dieser Mensch mit den Katzenaugen? Etwa Han der Isländer? Desto besser, wenn er hier ist! Das erspart uns die Reise nach

Walderhog.«

»Ah! Herr, Sie haben mir versprochen, mich im Dorfe Surb, eine Meile vom Kampfplatz, zurückzulassen ...«

»Ihr habt Recht, es wäre unbillig, Euch in meine Gefahren zu verwickeln. Fürchtet also nichts. Dieser Han schwebt Euch überall vor Augen. Kann nicht in diesen Ruinen irgend eine wilde Katze sein, deren Augen ebenso leuchten, wie die jenes Menschen?«

Diese Erklärung beruhigte Spiagudry.

»Ach, Herr!« sagte er tiefathmend, »ohne Sie wäre ich schon zehnmal vor Furcht gestorben, seit wir diesen Felsen erklimmen. Freilich hätte ich ohne Sie niemals diesen Versuch gewagt.«

Das Licht des wieder erscheinenden Mondes zeigte ihnen den Eingang in den Thurm, an dessen Fuße sie jetzt angelangt waren. Ordener sammelte Reisach und dürre Kräuter, womit sie ein Feuer anzündeten. So wie die Flamme aufschlug, erhob sich ein ganzer Schwarm Eulen und Fledermäuse aus dem alten Gemäuer.

»Da sind wir keine willkommene Gäste;« sagte Ordener scherzend, »fürchtet Euch nur nicht wieder, alter Herr!«

Spiagudry setzte sich gemüthlich an das Feuer und erwiederte: »Ich, Eulen und Fledermäuse fürchten! Ich habe unter Leichen gelebt, ohne einen Vampyr zu fürchten. Ich fürchte Niemand, als die Lebenden! Tapfer bin ich zwar nicht, doch auch nicht abergläubisch. Nunmehr aber wollen wir an unser Nachtessen denken. Ich habe hier etwas schwarzes Brod und Käse. Das wird bald aufgezehrt sein, wenn Sie eben so großen Hunger haben, als ich. Ich sehe, daß wir noch lange nicht die Grenzen jenes Gesetzes Philipps des Schönen von Frankreich zu überschreiten im Begriffe sind: *Nemo audeat comedere praeter duo fercula cum potagio*. Auf diesem Thurme müssen sich ohne Zweifel Nester von Möven oder Fasanen befinden! aber wie soll man auf einer schwankenden, zerfallenen Treppe, welche höchstens Sylphen zu tragen im Stande wäre, auf dessen Spitze gelangen?«

»Gleichwohl muß diese Treppe mich tragen, denn ich will auf die Zinne dieses Thurmes steigen.«

»Wie, Herr! Wegen dieser Mövennester? Begehen Sie solche Unklugheit nicht. Man muß sein Leben nicht um ein gutes Nachtessen wagen. Im Uebrigen könnten Sie sich auch irren und statt der Mövennester Eulennester bekommen.«

»Was liegt mir an Euren Nestern! Habt Ihr mir nicht gesagt, daß man von der Spitze dieses Thurms den Leuchtturm von Munckholm erblickt?«

»Allerdings, edler Herr, gegen Süden! Ich sehe nun wohl, daß Ihr Wunsch, diesen wichtigen Punkt für die Wissenschaft der Geographie zu fixiren, der Beweggrund dieser ermüdenden Reise nach Pharamunds, des Geächteten, Burg gewesen ist, allein geruhen Sie zu erwägen, gnädiger Herr, daß zwar die Pflicht eines eifrigen Gelehrten bisweilen erfordern mag, der Ermüdung zu trotzen, niemals aber der Gefahr, weßhalb ich mit Grund die Bitte an Sie stelle, Ihr Leben aus dieser verfallenen Treppe, deren Stufen kaum einen Raben tragen würden, nicht unbesonnenerweise zu wagen.«

Benignus fürchtete sich, allein unten am Thurme zu bleiben; er erhob sich, um Ordener zurückzuhalten, aber zum Unglück fiel sein Schnappsack, der auf seinen Knieen lag, auf die Steine und gab einen hellen Ton von sich.

»Was klingt denn so in diesem Schnappsack?« fragte Ordener.

Diese Frage, die einen so kitzlichen Punkt betraf, benahm dem alten Herrn die Lust, seinen Reisegefährten länger zurückzuhalten. Statt daher auf die Frage zu antworten, sagte er bloß: »Nun denn, in Gottes Namen! Wenn Sie trotz meiner Bitten auf Ihrem Vorhaben bestehen, diesen Thurm zu besteigen, so vermeiden Sie wenigstens die Stellen des Gemäuers, welche verfallen sind und keinen festen Anhaltspunkt darbieten.«

»Aber,« fuhr Ordener fort, »was ist denn in Eurem Schnappsack, daß er einen so metallischen Klang von sich gibt?«

»Edler Herr,« antwortete Spiagudry, »wie können Sie sich um ein altes, garstiges eisernes Rasirbecken kümmern, das auf einem Kieselstein

aufschlägt? Weil ich Sie denn nicht zurückhalten kann, so kommen Sie wenigstens bald wieder herab. Der Leuchtthurm von Munckholm liegt südlich zwischen den beiden Schemeln der Frigga.«

Ordener, von der Erinnerung an Munckholm ergriffen, eilte in den Thurm. Spiagudry hob seinen Schnappsack auf und setzte sich gemächlich ans Feuer.

»Mein lieber Benignus Spiagudry,« sprach er für sich, »während Du allein bist und vor den Augen dieses jungen Luchses verborgen, öffne geschwind diese Büchse, um *oculis et manu* von dem Schatze Besitz zu nehmen, welchen sie ohne Zweifel verschließt. Wenn derselbige aus diesem Gefängniß erlöst ist, so wird er weniger schwer zu tragen und leichter zu verstecken sein.«

Mit diesen Worten faßte er einen großen Stein, um das Schloß abzuschlagen, als ein Strahl der Flamme, der auf das Wappen fiel, ihn plötzlich lähmte.

»Bei Sankt Willebrod dem Numismatiker,« rief er aus, »ich irre mich nicht, das ist das Wappen von Greiffenfeld. Ich war im Begriff eine große Thorheit zu begehen, indem ich solches zerschlagen wollte. Dies ist vielleicht noch das einzige Modell, das von diesem berühmten Wappen übrig blieb, welches im Jahr 1676 durch die Hand des Henkers zertrümmert worden ist. Behüte mich Gott, daß ich meine Hand daran legen sollte! Was auch der Werth der Gegenstände sein mag, die in dieser Büchse verborgen sind, es wären denn, gegen alle Wahrscheinlichkeit, Münzen aus Palmyra oder Carthago, so ist doch dieses Wappen ein noch kostbarerer Schatz. Ich bin nunmehr derjenige, welcher allein noch das abgeschaffte Wappen von Greiffenfeld besitzt. Laßt uns diesen Schatz sorgfältig verbergen! Vielleicht werde ich irgend ein Mittel finden, die Büchse zu öffnen, ohne daß ich einen Vandalismus begehe. Das Wappen von Greiffenfeld! Welches Glück! Mit einem auflösenden Mittel werde ich das Schloß öffnen, ohne das Wappen zu verletzen. Diese Büchse enthält ohne Zweifel die Schätze des Exkanzlers. Wenn nun Jemand durch den Preis der vier Thaler gelockt, die auf meinen Kopf gesetzt sind, mich erkennen und anhalten sollte, so wird es mir nicht schwer werden, mich loszukaufen. Mithin wird diese glückselige Büchse mich gerettet haben ...«

Während er so sprach, blickte er mechanisch in die Höhe, und plötzlich erstarrte sein Gesicht vor Schrecken. Alle seine Glieder zitterten krampfhaft. Seine Augen starrten, sein Mund bebte, die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken.

Ihm gegenüber, auf der andern Seite des Feuers, stand ein kleiner Mann mit gekreuzten Armen. An seiner Kleidung von noch blutigen Fellen, an seiner steinernen Axt, an seinem rothen Bart und den flammenden starr auf ihn gehefteten Augen hatte der unglückliche Spiagudry alsbald Han den Isländer erkannt.

»Ich bin es« sagte der kleine Mann mit einem furchtbaren Ausdruck. »Also diese glückselige Büchse wird Dich gerettet haben,« fügte er mit einem furchtbar höhnischen Lächeln hinzu. »Spiagudry! Ist das der Weg nach Thoctree?«

Der Unglückliche versuchte einige Worte zu stammeln: »Thoctree! .... Gnädiger Herr! ..... Mein Herr und Meister! ... Ich war eben auf dem Wege ...«

»Nach Walderhog,« ergänzte Han mit donnernder Stimme.

Spiagudry raffte alle seine Kräfte zusammen, um mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen zu machen.

»Du führtest mir einen Feind zu. Habe Dank! Das ist ein Lebender weniger. Fürchte nichts, getreuer Wegweiser, er wird Dir nachfolgen.«

Der Unglückliche wollte ein Geschrei ausstoßen und brachte kaum einen unbestimmten Laut hervor.

»Warum erschreckt Dich meine Gegenwart? Du suchtest mich ja. Keinen Laut, sonst bist Du ein Kind des Todes!«

Der Isländer schwang seine steinerne Axt über Spiagudry's Haupt. Dann fuhr er mit einer Stimme fort, die, wie ein Waldstrom aus einer Höhle, aus der Tiefe der Brust drang: »Du hast mich verrathen!«

»Nein, Ihr Gnaden! ... Nein, Excellenz! ...« stöhnte Benignus.

Der Wilde gab ein dumpfes Brüllen von sich.

»Glaubst Du mich noch einmal täuschen zu können? Hoffe das nicht! Höre, ich war auf dem Dache des Spladgest, als Du Deinen Vertrag mit diesem jungen Thoren geschlossen hast; damals hast Du zweimal meine Stimme gehört. Meine Stimme hörtest Du während des Sturms auf dem Wege; ich war es, den Du im Thurme von Vygla als Eremit gesehen hast. Ich sagte Dir damals: Auf Wiedersehen!«

Der Unglückliche in seinem Entsetzen warf einen verwirrten Blick um sich her, als ob er um Hülfe rufen wollte.

Der Wilde fuhr fort: »Ich wollte diese Soldaten, welche Dich verfolgten, nicht entwischen lassen. Sie waren von dem Regiment von Munckholm. Du warst mir immer gewiß. – Spiagudry, ich war es, den Du im Weiler Oelmö unter dem Filzhut des Bergmanns wiedersahst; ich war es, dessen Schritte und Stimme Du hinter Dir hörtest, dessen Augen Du in diesen Ruinen in der Dunkelheit leuchten sahst. Ich bin jetzt da!«

Spiagudry krümmte sich zu den Füßen des furchtbaren Wesens und konnte nur mühsam das einzige Wort: »Gnade!« hervorbringen.

Immer noch stand Jener mit verschränkten Armen und heftete einen Blick der Blutgier auf ihn.

»Erflehe Dein Leben von dieser Büchse, von der Du es erwartet hast!«

»Gnade! ... Herr! ... Gnade! ...« stammelte der schon sterbende Mann.

»Warst Du treu und stumm? Du wirst für immer stumm werden!«

Der Gemarterte stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Fürchte nichts, Du sollst vereint bleiben mit Deinen Schätzen!«

Der Barbar nahm seinen ledernen Gürtel ab, zog ihn durch den Ring der eisernen Büchse und schlang ihn so um Spiagudry's Hals.

»Nun, sprich, welchem Teufel willst Du Deine Seele verschreiben? Rufe ihn flugs an, damit nicht ein anderer Dämon ihm zuvorkomme, den Du nicht gerufen hast!«

Der alte Mann, in stummer Verzweiflung, sank zu den Füßen des Ungeheuers nieder, mit krampfhaft wiederholten Zeichen des Schreckens und Flehens.

»Nein! Nein! Du getreuer Wegweiser, sei ruhig, Dein Reisegefährte wird ohne Dich den Weg finden. Ich will ihn ihm zeigen, er wird Dir bald nachfolgen. Komm und zeige ihm den Weg!«

Mit diesen Worten nahm er ihn in seine Eisenarme und trug ihn fort, wie ein Wolf ein wehrloses Lamm. Bald darauf hörte man in den Ruinen einen durchdringenden Angstschrei und ein gräßliches Lachen.

Inzwischen hatte Ordener von der Höhe des Thurms den Leuchtthurm von Munckholm erblickt. »Dort ist sie,« sagte er, »sie denkt an mich, sie träumt vielleicht von mir!«

Jetzt hörte er den durchdringenden Angstschrei und das gräßliche Lachen. Besorgt um seinen Reisegefährten, stieg er schnell hinab. Kaum war er einige Stufen der Treppe hinabgekommen, so hörte er ein dumpfes Geräusch, wie das eines schweren Körpers, der in tiefes Wasser fällt.

XXII.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf das vergitterte Fenster, an welchem Schuhmacher und seine Tochter Ethel saßen.

»Mein Vater,« sagte Ethel, »ich habe diese Nacht von einer glücklichen Zukunft geträumt ... Blicken Sie auf, mein Vater, und betrachten Sie diesen schönen Himmel!«

»Ich sehe ihn durch die Eisengitter meines Kerkers,« erwiederte der Gefangene und ließ sein Haupt, das er einen Augenblick erhoben hatte, wieder in seine beiden Hände sinken.

»Glauben Sie nicht, daß Ordener bald zurückkommen werde? Er ist schon vier Tage fort.«

Der Greis schüttelte traurig das Haupt: »Wenn er vier Jahre abwesend sein wird, werden wir seiner Rückkehr eben so nahe sein, als heute.«

Ethel erblaßte: »Mein Gott! Glauben Sie denn, daß er nicht zurückkommen wird?«

»Hat er denn versprochen, zurückzukommen?«

»Gewiß, das hat er!«

»Also kommt er nicht wieder, denn er ist ein Mensch. Der Geyer mag zurückkehren zu dem verlassenen Leichnam, der Frühling kehrt nicht zurück, wenn der Winter naht.«

»Er wird zurückkommen, er ist kein Mensch wie andere.«

»Was weißt Du davon, Mädchen?«

»Was Sie selbst davon wissen.«

»Ich, ich weiß nichts. Ich habe die Worte eines Menschen gehört, sie verkündeten mir Thaten eines Gottes. Ich habe darüber nachgedacht und gefunden, daß das zu schön ist, um daran glauben zu können.«

»Und ich glaube daran, weil es schön ist.«

»Gut, mein Kind, daß Du nicht bist, was Du sein sollst, Gräfin von Tongsberg und Prinzessin von Wollin, umgeben von einem Hofe schöner Verräther und selbstsüchtiger Anbeter, dann würde diese Leichtgläubigkeit Dir und Andern verderblich werden.«

»Es ist nicht Leichtgläubigkeit, sondern Vertrauen.«

»Man sieht, daß französisches Blut in Deinen Adern wallt, denn Diejenigen, die Deinen Vater tiefer gestürzt haben, als er je erhöht war, können doch nicht hindern, daß Du nicht die Tochter der Prinzessin

Charlotte von Tarent bist, und daß eine Deiner Ahnfrauen Adele Gräfin von Flandern war, deren Namen Du trägst.«

»Mein Vater, Sie beurtheilen den edlen Ordener falsch.«

»Edel, meine Tochter! Welchen Sinn verbindest Du mit diesem Wort? Ich habe Edle geschaffen, die sehr elende Menschen waren.«

»Ich meine nicht edel durch den Adel, den man Einem schenkt.«

»Stammt er denn von einem Jarl oder Hersa ab?«

»Ich weiß es nicht, mein Vater. Mag er der Sohn eines Leibeigenen sein! Man malt Krone und Leyer auf den Sammt eines Fußteppichs. Er ist edel durch den Adel des Herzens.«

»Edel durch den Adel des Herzens!« wiederholte der Greis. »Dieser Adel steht höher, als der, den die Könige geben, er ist von Gott. Gott verschwendet ihn nicht, wie die Fürsten ...« Der Gefangene hob das Auge auf sein zertrümmertes Wappen, und fügte hinzu: »Und er nimmt ihn nie zurück.«

»Wer den Adel von Gott hat, mein Vater, tröstet sich leicht, den der Fürsten verloren zu haben.«

»Du hast Recht, meine Tochter, aber Du weißt nicht, daß die Ungnade, welche ungerecht erscheint in den Augen der Welt, bisweilen in unserem innersten Gewissen ihre Rechtfertigung findet. So ist unsere elende menschliche Natur. Einmal im Unglück, erheben sich in uns selbst hundert Stimmen, welche im Glück geschwiegen haben, um uns unsere Irrthümer und Fehler vorzuwerfen.«

»Sprechen Sie nicht so, mein edler Vater,« sagte Ethel tief bewegt, denn die Rührung seiner Stimme hatte ihr gezeigt, daß ihm ein schmerzliches Geheimniß entwischt war. «Sie urtheilen sehr streng über zwei edle Menschen, Ordener und Sie, mein ehrwürdiger Vater.«

»Du urtheilst leichthin, Ethel! Man sollte glauben, daß Du nicht wissest, welch eine ernste Sache das menschliche Leben ist.«

»Habe ich denn übel gethan, dem edelmüthigen Ordener Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?«

Der Vater runzelte die Stirne: »Ich kann nicht billigen, meine Tochter, daß Du auf solche Weise Deine Bewunderung einem Unbekannten schenkst, den Du ohne Zweifel niemals wieder sehen wirst.«

»Glauben Sie das nicht, mein Vater! Wir werden ihn wieder sehen. Hat er nicht für Sie diese Reise unternommen? Besteht er nicht für Sie diese Gefahren?«

»Ich habe mich, wie Du, anfangs durch diese Versprechungen täuschen lassen, aber er wird nicht gehen, und auch nicht wieder kommen.«

»Er geht gewiß, mein Vater!«

»Nun, wenn er auch geht und diesen Räuber bekämpft, so ist es das Gleiche: Er kommt nicht zurück.«

Ethel erblaßte und Thränen traten in ihre Augen: »O mein Vater,« sagte sie, »in dem Augenblicke, wo Sie so reden, stirbt vielleicht dieser Unglückliche für uns.«

Der Greis schüttelte das Haupt zum Zeichen des Zweifels.

»Ich glaube es eben so wenig,« sagte er, »als ich es wünsche, und welches Verbrechen hätte ich denn auch begangen? Ich wäre undankbar gegen diesen jungen Mann gewesen, wie so Viele es gegen mich waren.«

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort seiner Tochter, Ihr Vater drehte sich seinem Schreibtisch zu und riß einige Blätter aus Plutarchs Leben berühmter Männer, wovon ein Band vor ihm lag, der schon an zwanzig Stellen verstümmelt und mit Noten überladen war.

Jetzt öffnete sich die Thüre. Als Schuhmacher das Geräusch hörte, rief er, ohne sich umzuwenden, sein übliches Verbot: »Draußen geblieben! Laßt

mich! Ich will Niemand sehen!«

»Es ist Se. Excellenz der Gouverneur,« antwortete die Stimme des Schließers.

Ein bejahrter Mann in Generalsuniform, mit mehreren Orden geschmückt, trat herein. Schuhmacher erhob sich halb von seinem Sitze, indem er zwischen den Zähnen murmelte: »Der Gouverneur!«

Der Gouverneur war in der Absicht gekommen, ein strenges Verhör mit dem Staatsgefangenen anzustellen, um möglichstes Licht über den Aufstand zu erhalten, bei welchem Schuhmachers Name zum Losungswort diente. Er hielt es für seine Pflicht, hier als unerbittlicher Richter sich zu zeigen; aber kaum war er in das Zimmer des Gefangenen getreten, so fühlte er sich angezogen durch das ehrwürdige, obgleich mürrische Gesicht des Greises, erweicht durch die sanften, obwohl stolzen Züge seiner Tochter, und schon der erste Anblick des Gefangenen milderte seine Strenge zur Hälfte. Er trat auf den gestürzten Minister zu, reichte ihm, gleichsam unwillkürlich, die Hand und sagte: »Ich grüße Sie, Herr Graf von Greiffenf... Herr Schuhmacher!«

»Sie sind der Gouverneur von Drontheim?« sagte der Gefangene nach einer Pause.

Der General, etwas verwundert, von demjenigen gleichsam verhört zu werden, den er verhören wollte, machte ein bejahendes Zeichen.

»In diesem Fall,« fuhr der Gefangene fort, »habe ich eine Klage bei Ihnen vorzubringen.«

»Eine Klage! Worüber haben Sie sich zu beklagen?«

»Nach einem Befehl des Vicekönigs soll man mich hier in diesem Kerker ungestört und in Ruhe lassen.«

»Ich kenne diesen Befehl.«

»Gleichwohl, Herr Gouverneur, erlaubt man sich, mir hier in meinem Gefängniß beschwerlich zu fallen.«

»Wie! Wer wagt dies?«

»Sie selbst, Herr Gouverneur!«

Diese in hohem Ton ausgesprochenen Worte beleidigten den General und er erwiederte mit einer fast zornigen Stimme: »Sie vergessen, daß meine Gewalt, wo es sich um den Dienst des Königs handelt, keine Grenze kennt.«

»Die Grenzen der Achtung, welche man dem Unglück schuldig ist, sollten Sie kennen! Aber freilich wissen das die Menschen nicht.«

»Ich hatte Unrecht, Herr Graf von Greiffenf... Herr Schuhmacher! Ich konnte Ihnen den Zorn lassen, weil ich die Macht habe.«

Der Gefangene schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er nachdenklich fort: »In Ihrem Gesicht und in Ihrer Stimme, Herr Gouverneur, ist etwas von einem Manne, den ich ehedem gekannt habe. Es ist schon lange her; Niemand als ich erinnert sich dieser Zeit: es war zur Zeit meines Glückes. Dieser Mann war ein gewisser Levin von Knud aus Mecklenburg. Haben Sie diesen Narren gekannt?«

»Ich habe ihn gekannt,« erwiederte der General mit Ruhe.

»So, Sie erinnern sich seiner? Ich glaubte, man erinnere sich der Leute bloß, wenn man im Unglück ist.«

»War er nicht Hauptmann in der königlichen Miliz?« fuhr der Gouverneur fort.

»Ja, nur Hauptmann, obgleich er bei dem König sehr beliebt war; aber er dachte nur an das Vergnügen und zeigte keinen Ehrgeiz. Es war ein überspannter Kopf. Läßt sich eine solche Mäßigung von einem Günstling begreifen?«

»Warum denn nicht?«

»Ich liebte ihn ziemlich, diesen Levin Knud, weil er mich nicht beunruhigte. Er war ein Freund des Königs, wie wenn dieser König ein gewöhnlicher Mensch gewesen wäre. Man hätte glauben sollen, daß er ihn bloß aus Zuneigung liebe, nicht um seines Glücks willen. Da Sie ihn gekannt haben, Herr Gouverneur, so werden Sie vermuthlich wissen, daß er einen Sohn hatte, der noch jung gestorben ist. Erinnern Sie sich noch, was bei der Geburt dieses Sohnes vorging?«

»Ich erinnere mich noch besser, was bei seinem Tode geschah,« sagte der General mit bewegter Stimme und hielt die Hand vor seine Augen.

»Es ist,« fuhr Schuhmacher gleichgültig fort, »eine wenig bekannte Thatsache, welche diesen Levin in seiner ganzen Sonderbarkeit darstellt. Der König wollte Pathe des Kindes werden. Glauben Sie wohl, daß Levin es ihm abschlug und dagegen einen alten Bettler, der sich an den Thoren des Palastes herumschleppte, zum Taufpathen annahm? Ich habe den Grund dieser tollen Handlung nie begreifen können!«

»Ich will Ihnen den Grund sagen. Als der Hauptmann Levin einen Fürbitter für die Seele seines Kindes wählte, dachte er ohne Zweifel, daß das Gebet eines Armen vor Gott wirksamer sei, als das eines Königs.«

»Sie können Recht haben,« sagte der Gefangene. »Ja,« fuhr er fort, »dieser Knud war ein sonderbarer Mensch. Er ist der Einzige von denen, die ich in den Zeiten meiner Größe sah, dessen Andenken mir nicht Ekel und Abscheu einflößt. Wenn er auch die Sonderbarkeit bis zur Narrheit trieb, so war er doch vermöge seiner edlen Eigenschaften ein Mann, wie es wenige gibt.«

»Ich bin nicht Ihrer Meinung. Dieser Levin war nichts weiter als die andern Menschen auch. Es gibt sogar Viele, die mehr Werth haben als er.«

Schuhmacher kreuzte die Arme und hob die Augen zum Himmel: »So sind sie doch alle, diese Menschen! Kaum lobt man vor ihren Ohren einen Mann, der Lob verdient, so beschmutzen sie ihn mit ihrem Geifer. Selbst gerechtes Lob vergiften sie, und doch kann man so selten loben!«

»Wenn Sie mich kennten, so würden Sie mich nicht der Anschwärzung des Gen..... des Hauptmanns Levin beschuldigen ...«

»Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Kurz, ich sage Ihnen, was Rechtlichkeit und Edelmuth betrifft, so hat es nicht einen zweiten Menschen gegeben, wie dieser Levin Knud war, und wer das Gegentheil sagt, verleumdet ihn zu Gunsten dieses verfluchten Menschengeschlechts.«

»Ich versichere Sie, daß ich keine böse Gesinnung gegen diesen Levin hege ...«

»Sagen Sie das nicht. Obwohl er ein Narr war, habe ich doch Seinesgleichen unter den Menschen nicht gekannt. Die Menschen sind heimtückisch, undankbar, neidisch, verleumderisch. Wissen Sie, daß Levin Knud mehr als die Hälfte seines Einkommens dem Spital in Kopenhagen schenkte?«

»Ich wußte nicht, daß Ihnen dies auch bekannt war.«

»Recht so! Recht so!« rief der Gefangene triumphirend aus. »Er glaubte ihn mit Sicherheit schmähen zu können, weil er wähnte, daß ich die guten Handlungen dieses armen Levin nicht kenne!«

»Nicht doch ...«

»Wissen Sie auch nicht, daß er das vom König ihm bestimmte Regiment einem Offizier, der ihn im Duell verwundet hatte, abtrat, weil er im Dienste älter war als er?«

»Ich glaubte, daß diese Handlung Niemand bekannt ...«

»Und wenn sie Niemand bekannt wäre, ist sie darum weniger schön, Herr Gouverneur von Drontheim? Weil Levin seine Tugenden verbarg, soll man sie darum in Abrede ziehen? Wissen Sie auch nicht, daß er der Wittwe eines Soldaten, der ihn ermorden wollte und welchen er der Strenge der Kriegsgesetze nicht zu entziehen vermochte, eine Pension gab?«

»Wer hätte nicht das Gleiche gethan?«

Schuhmacher lachte laut auf: »Wer? Sie! Ich! Jedermann! Halten Sie sich denn für einen Mann von Verdienst, weil Sie die Generalsuniform tragen und mit Orden behängt sind? Sie sind General, und der arme Levin ist vielleicht als Hauptmann gestorben. Er war freilich ein Thor, der nicht an seine Beförderung dachte.«

»Wenn er nicht selbst daran dachte, so hat die Gnade des Königs daran gedacht.«

»Die Gnade! Sagen Sie die Gerechtigkeit! Wenn es anders gerechte Könige gibt! Nun, welche ausgezeichnete Gnade ist ihm denn geworden?«

»Mehr als er verdiente.«

»Das wäre! Vielleicht hat man ihn zum Major befördert, nachdem er dreißig Jahre Hauptmann war?«

»So hören Sie mich doch ...«

»Sie hören! Um aus Ihrem Munde zu vernehmen, daß Levin von Knud irgend einer elenden Beförderung unwürdig gewesen sei ...«

»Ich schwöre Ihnen, daß das nicht ...«

»Nächstens werde ich von Ihnen erfahren, daß er, wie Ihr alle, ein Verräther war, ein Betrüger, ein Bösewicht ...«

»Gewiß nicht ...«

»Was weiß ich Alles? Vielleicht hat er einen Freund verrathen, einen Wohlthäter verfolgt, wie Ihr alle? Oder Vater und Mutter vergiftet? ...«

»Sie irren sich, ich bin weit entfernt ...«

»Wissen Sie, daß dieser Levin es war, der vier meiner Richter vermochte, nicht für den Tod zu stimmen? Und ich soll ihn kaltblütig verleumden hören! So hat er gegen mich gehandelt, und ich habe ihm nie einen Dienst erwiesen, eher Schaden zugefügt, denn ich bin ein Mensch, wie Ihr alle, schlecht und bösartig!«

Der gereizte Greis hielt noch eine lange heftige Standrede gegen die Undankbarkeit des menschlichen Geschlechts, bis er endlich erschöpft in den Lehnsessel zurückfiel.

Der General hatte noch nicht den wichtigen Gegenstand berühren können, der ihn nach Munckholm geführt hatte. Die Aufregung, in welcher sich Schuhmacher befand, gab keine Hoffnung, daß er auf amtliche Fragen befriedigende Antwort ertheilen könnte, und im Uebrigen schien ihm dieser Mann nach seinem Aeußern und ganzen Benehmen kein Verschwörer und Staatsverräther zu sein. Gleichwohl trieb den Gouverneur seine Pflicht zu einem nochmaligen Versuch, sich in dieser wichtigen Sache Licht zu verschaffen.

»Beruhigen Sie sich doch, Herr Schuhmacher,« sagte er, »es ist für mich eine unangenehme Pflicht, daß ich hieher kommen muß ...«

»Vor allen Dingen,« unterbrach ihn der Gefangene, »erlauben Sie mir zu fragen, auf welche Weise man Levin Knud für seine Dienste belohnt hat?«

»Der König hat ihn schon vor zwanzig Jahren zum General ernannt, und er lebt noch glücklich und geehrt.«

»So geht es in der Welt,« sagte der Gefangene bitter, »dieser Narr Levin, dem es gleichgültig war, als Hauptmann alt zu werden, stirbt als General, und dieser weise Schuhmacher, der als Großkanzler sterben wollte, stirbt als Staatsgefangener.«

»Sehen Sie doch, mein Vater,« sagte Ethel in der Absicht, ihn zu zerstreuen, »dort nördlich jene Flamme, die ich noch nie in dieser Richtung bemerkt habe.«

Wirklich erblickte man, durch das Dunkel der Nacht, am fernen Horizont ein schwaches Licht, das von einem auf dem Gipfel eines weit entfernten Berges brennenden Feuer zu kommen schien. Der General wurde aufmerksam. »Das ist vielleicht ein Feuer, dachte er, welches die Rebellen angezündet haben.«

Dieser Gedanke brachte ihm eindringlich den Zweck seiner Anwesenheit zu Munckholm in Erinnerung. »Graf Greiffenfeld,« sagte er, »es ist nur leid, Ihnen lästig sein zu müssen, aber es ist durchaus nöthig, daß Sie ein Verhör ...«

»Ich verstehe, Herr Gouverneur! es ist nicht genug, daß ich meine Tage in einem Kerker verlebe, daß ich gebrandmarkt und verlassen bin, daß mir nichts übrig geblieben ist, als das bittere Andenken an meine vergangene Größe, man stört mich noch in meiner Einsamkeit, um meinen Schmerz auszubeuten und sich an meinem Unglück zu weiden. Wäre doch dieser Levin Knud hier an Ihrer Stelle commandirender General, er wäre gewiß nicht hieher gekommen, einen Unglücklichen in seinem Kerker zu quälen!«

Der General, der mehrmals im Begriff gewesen war, sich zu erkennen zu geben, um diesem seltsamen Gespräch ein Ende zu machen, wurde durch diesen indirekten Vorwurf davon abgehalten.

»Aber,« sagte er ziemlich verlegen, »wenn seine Pflicht ihn dazu gezwungen hätte, zweifeln Sie nicht, daß alsdann Levin Knud ...«

»Ja, ich zweifle,« rief der Gefangene mit Bitterkeit aus. »Und Sie, zweifeln Sie nicht daran, daß er mit dem ganzen Edelmuth seines Herzens das Geschäft, die Qualen eines armen Gefangenen zu mehren und zu häufen, von sich gewiesen haben würde. Ich kenne ihn besser als Sie, er würde nie die Funktionen eines Henkers über sich genommen haben. Jetzt, Herr Gouverneur, bin ich bereit. Thun Sie, was Sie Ihre Pflicht nennen. Was befehlen Euer Excellenz?«

Bei diesen Worten maß der alte Minister den Gouverneur mit stolzem Blick. Es war um den Entschluß des Generals geschehen, sein erster Widerwille gegen diese Amtsverrichtung war unwiderstehlich wieder erwacht.

Er hat Recht, dachte er bei sich. Einen Unglücklichen auf bloßen Verdacht hin peinigen! Damit mag sich ein Anderer befassen als ich!

Die Wirkung dieser Betrachtung war schnell. Der Gouverneur trat zu dem erstaunten Gefangenen, drückte ihm die Hand und wendete sich der Thüre

zu mit den Worten: »Graf Schuhmacher, bewahren Sie immer die gleiche Achtung vor Levin von Knud.«

Victor Hugo

Han der Isländer

Ein historischer Roman.

1859

II. Band

XXIII.

Der Reisende, welcher heutzutage die mit Schnee bedeckten Berge bereist, die, gleich einem weißen Gürtel den See Smiassen umgeben, findet keine Spur mehr von dem, was die Norweger des siebenzehnten Jahrhunderts die *Ruine von Urbar* genannt haben. Man hat nie ergründen können, welcher menschlichen Bauart, welcher Gattung von Gebäuden die Ruine angehörte, wenn man ihr anders diesen Namen geben kann. Wenn man aus dem Walde heraustritt, der die südliche Seite des Sees bedeckt, sofort einen Abhang heraufsteigt, der da und dort mit verfallenen Mauern und Thürmen besät ist, gelangt man an eine gewölbte Oeffnung, welche in die Seite des Berges gebrochen ist. Diese Oeffnung, welche jetzt ganz durch Erdfälle verschüttet ist, war der Eingang einer in den Felsen gehauenen Art Galerie, die den Berg von einem Ende zum andern durchschnitt. Diese Galerie, welche durch kegelförmige, von Distanz zu Distanz in der Wölbung angebrachte Luftlöcher spärlich erleuchtet war, führte zu einer Art von länglichrundem Saale, der halb in den Felsen gegraben und durch eine Art cyklopischen Mauerwerks geschlossen war. Rundum in diesem Saale standen in tiefen Nischen plump gearbeitete Figuren von Granit. Einige dieser mystischen Götzenbilder, die von ihren Gestellen gefallen war, lagen, mit andern unförmlichen Trümmern vermischt, auf dem steinernen Boden, überwachsen mit Moos und Kräutern, in welchen Eidechsen, Spinnen und anderes Gewürm ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Dieser unheimliche Ort erhielt sein schwaches Tageslicht durch eine dem Eingang aus der Galerie gegenüberliegende, bogenförmige Pforte. Man hätte diese Thüre, obwohl sie mit dem Boden gleichlaufend war, ein Fenster nennen können, denn sie öffnete sich auf einen tiefen Abgrund, und man konnte nicht begreifen, wohin die drei oder vier Stufen führen sollten, die außerhalb dieses seltsamen Ausgangs und unter demselben über dem Abgrund gleichsam in der Luft schwebten.

Dieser Saal war das Innere einer Art gigantischen Thurms, der in der Ferne, von der Seite des Abgrundes betrachtet, eine der Spitzen des Berges

schien. Dieser Thurm stand einzeln, und Niemand wußte, zu welchem Gebäude er je gehört hatte. Man sah bloß oberhalb des Thurmes auf einem Plateau, das selbst dem kühnsten Jäger unzugänglich war, eine Masse, die man der Entfernung wegen nicht genau unterscheiden, und entweder für ein abgeplattetes Felsstück, oder für die Trümmer eines kolossalen Bogenganges halten konnte. Diesen Thurm und dieses Bogengewölbe nannte man im Lande die Ruine von Arbar. Man kannte eben so wenig den Ursprung des Namens als des Gebäudes selbst.

Auf einem Stein, der in der Mitte dieses länglichrunden Saales lag, saß, in seine blutigen Thierfelle gehüllt, Han der Isländer. Er wandte der Oeffnung, durch welche ein schwacher Schimmer des Tageslichts hereinfiel, den Rücken zu. Der Wilde beugte sich zu einem Gegenstand hinab, dessen Beschaffenheit man bei dem spärlichen Lichte, das in den Saal fiel, nicht unterscheiden konnte. Nur hörte man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen, das von diesem Gegenstande auszugehen schien, und schwache Bewegungen deuteten an, daß es ein belebter Körper sei. Bisweilen richtete sich der Wilde in die Höhe und brachte einen Menschenschädel an die Lippen, in welchem eine rauchende Flüssigkeit war, deren Farbe man nicht unterscheiden konnte, und die er in langen Zügen einschlürfte. Plötzlich erhob er sich rasch: »Ich höre etwas in der Galerie,« sagte er. »Ist es wohl schon der Kanzler der beiden Königreiche?«

Ein furchtbares Lachen, dem ein thierisches Geheul folgte, begleitete diese Worte. Plötzlich antwortete aus der Galerie ein Thiergeheul dem Heulen des wilden Menschen.

»Ho, Ho!« sagte der Bewohner der Ruine von Arbar, »das ist kein Mensch, aber doch ein Feind; es ist ein Wolf.«

Wirklich sprang auch ein großer Wolf aus der Wölbung der Galerie, blieb einen Augenblick stehen und näherte sich dann in schiefen Wendungen dem Menschen, den Bauch auf dem Boden und glühende, im Dunkel stammende Blicke auf seine Beute werfend.

»Ah!« sagte der Wilde, »das ist der alte Wolf mit grauen Haaren, der älteste Wolf der Wälder von Smiassen. Gegrüßet seist du, Wolf! Deine Augen funkeln. Nagender Hunger und der Leichengeruch führen dich

hieher. Bald wird dein eigenes Fleisch hungrige Wölfe herbeilocken. Willkommen, alter Wolf von Smiassen! Längst habe ich gewünscht, dir zu begegnen. Du bist so alt, daß es heißt, du könnest nicht sterben. Morgen wird es nicht mehr so heißen.«

Das Thier antwortete durch ein furchtbares Heulen, krümmte sich rückwärts und stürzte mit einem Satze auf den wilden Menschen.

Der Wilde blieb festen Fußes stehen. Schnell wie der Blitz faßte er das Thier mit der linken Hand an der Gurgel, während die langen Nägel seiner rechten Hand in dem Bauch des Wolfes wühlten und seine Haut blutig färbten. Das Thier stand aufrecht, die beiden Vorderpfoten auf den Schultern seines Feindes, mit aufgesperrtem Rachen und geifernder Zunge, aber die eiserne Faust des Wilden schnürte ihm den Rachen so fest zu, daß es kaum einen Laut des Schmerzes von sich zu geben vermochte.

»Wolf von Smiassen,« sagte der sieghafte Wilde triumphirend, »deine Krallen zerreißen mein Kleid, aber deine Haut wird mir ein anderes geben,«

Der Wolf machte eine letzte krampfhafte Anstrengung, den Menschen niederzuwerfen; dieser fiel über einen der zerstreut umherliegenden Steine. Mensch und Thier lagen am Boden, und Beider Geheul mischte sich miteinander.

Im Fallen hatte der Wilde die Gurgel des Thieres losgelassen, und schon fühlte er dessen schneidende Zähne in seiner Schulter, Beide rollten sich auf dem Boden und stießen an eine ungeheure weiße Masse, die im dunkelsten Winkel des Saales zusammengerollt lag und schlief.

Es war ein großer weißer Bär, der brummend aus dem Schlafe auffuhr. Kaum hatten sich seine trägen Augen so weit geöffnet, daß er den Kampf sehen konnte, so stürzte er sich mit Wuth, nicht auf den Menschen, sondern auf den Wolf, der in diesem Augenblicke siegreich war, faßte ihn in der Mitte des Körpers mit seinem ungeheuren Rachen, und befreite auf diese Art den Wilden von seinem Feinde,

Der Wilde, von Blut triefend, erhob sich, und weit entfernt, für diesen Dienst dankbar zu sein, stürzte er auf den Bären los und gab ihm einen

tüchtigen Fußtritt auf den Bauch, wie ein Herr seinem Hunde, wenn er einen Fehler begangen hat.

»Freund!« sagte er, »wer hat dir gerufen? Worein willst du dich mischen?« Diese Worte wurden unter Grinsen und Zähneknirschen hervorgebracht. »Fort mit dir!« fügte der Wilde heulend hinzu.

Der Bär, der von dem Menschen einen Fußtritt und von dem Wolf einen Biß erhalten hatte, stieß eine Art kläglichen Brummens aus, senkte seinen schwerfälligen Kopf, und ließ den Wolf los, der sich sogleich mit neuer Wut auf den Menschen stürzte.

Während der Kampf fortdauerte, kehrte der Bär in seine Ecke zurück, setzte sich auf seine Hinterbeine und sah ihm ruhig zu.

Als der Wolf sich wieder auf den Wilden stürzte, fasste dieser den blutigen Rachen des Tieres in seine nervige Faust, und drückte ihn fest und immer fester zusammen. Der Wolf krümmte und bäumte sich vor Wut und Schmerz in der eisernen Faust seines Feindes, die ihn wie eine Zange festhielt. Ein schwarzblauer Schaum floss aus seinem zusammengepressten Rachen, und seine Augen, von Wut und Schmerz angeschwollen, schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Derjenige der beiden Kämpfer, dessen Beine von scharfen Zähnen zermalmt, dessen Fleisch von heissen Krallen zerfleischt wurde, war hier nicht der Mensch, sondern das Tier des Waldes; das Brüllen, dessen Ton am wildesten, dessen Ausdruck am grimmigsten war, kam nicht aus der Brust des wilden Tieres, sondern des Menschen.

Endlich nahm der Wilde seine ganze Kraft, die durch den langen Widerstand des alten Wolfs beinahe erschöpft war, zusammen, und drückte mit seinen beiden Händen auf den Rachen des Tieres mit solcher Kraft, dass ihm das Blut aus der Kehle und den Naslöchern sprang; die Flamme der Augen erlosch, und sie fielen halb zu; das Tier schwankte und fiel leblos zu den Füßen seines Siegers nieder.

»Da liegst du, Werwolf!« sagte der Wilde und stieß ihn verächtlich mit dem Fuße von sich. »Glaubtest du denn noch älter werden zu können, nachdem du mein Angesicht gesehen hattest? Jetzt wirst du nicht mehr mit unhörbarem Schritt über das Schneefeld laufen, der Spur deiner Beute

folgend; du bist jetzt selbst ein Raub der Wölfe und Geier. In deinem langen Leben voll Mord und Blutbad hast du viele verirrte Wanderer am Strande des Smiassen erwürgt. Jetzt bist du selbst todt und wirst keine Menschen mehr fressen. Das ist Schade!«

Der Wilde nahm einen schneidenden Stein, kniete vor dem noch rauchenden Leichnam des Thieres nieder, und in einem Nu hatte er ihm die Haut abgezogen.

»Man muß wohl,« murmelte er zwischen den Zähnen, indem er die blutige Haut um seine Schultern warf, »sich in Thierfelle kleiden, denn die Haut des Menschen ist zu dünn, um gegen die Kälte zu schützen.«

Inzwischen hatte sich der Bär zu dem Gegenstand, dessen oben erwähnt worden ist, und dessen Wesen man in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, hingeschlichen, und bald hörte man in dem finstern Theil des Saales ein Knacken der Zähne, untermischt mit schwachen und schmerzhaften Seufzern eines im Todeskampf liegenden Geschöpfes.

»Freund!« schrie der Wilde mit drohender Stimme. »Warte, Bursche! Daher!«

Mit diesen Worten raffte er einen schweren Stein auf und warf ihn dem Ungeheuer auf den Kopf, das, ganz betäubt von dem Wurf, langsam seine Beute fahren ließ, seine blutigen Lippen leckte, wedelnd zu den Füßen des Wilden kroch, den Rücken krümmte und seinen dicken Kopf zu ihm erhob, als wollte es um Verzeihung bitten.

Jetzt fand zwischen den beiden Ungeheuern ein Austausch bedeutungsvollen Brüllens statt. Das Brüllen des menschlichen Unthiers drückte Herrschergewalt und Zorn aus, das des Bären Bitte und Unterwürfigkeit.

»Hier,« sagte endlich der Wilde, indem er auf den Leichnam des Wolfs deutete, »hier ist deine Beute, laß mir die meinige!«

Der Bär beroch den Leichnam des Wolfs, schüttelte mißvergnügt den Kopf und hob sein Auge zu dem Wilden, der sein Herr war.

»Ich verstehe dich, das ist schon zu todt für dich, während das andere noch zuckt. Du bist ein feiner Züngler, dein Fleisch soll noch Leben haben, wenn du es zerreißest, und soll unter deinem Zahne vollends sterben: du hast nur Freude an dem, was leidet! wir gleichen uns, denn ich bin auch kein Mensch, ich stehe über diesem elenden Geschlecht, ich bin ein wildes Thier, wie du. Recht so, brumme zu meinen Füßen, brülle durch den Wald, daß Mensch und Thier erschrocken fliehen! Den Kopf in die Höhe, Freund, lecke mich mit dieser Zunge, die so oft Menschenblut getrunken hat!«

Während der Wilde so sprach, lauerte der Bär vor ihm, leckte seine Hände, wälzte sich auf dem Rücken und gab seine Freude zu erkennen, wie ein wohl dressirter Hund.

»Die Menschen sagen, ich fliehe sie,« fuhr der Wilde fort, »aber sie fliehen mich; sie thun aus Furcht, was ich aus Haß thue ... Du weißt ja, Freund, daß ich gerne einem Menschen begegne, wenn ich Hunger oder Durst habe.«

Plötzlich erschien in der Galerie ein röthliches Licht, das sich allmählig näherte und einen schwachen Schein auf die alten feuchten Mauern warf.

»Da kommt gerade ein Mensch,« sagte der Wilde. »Man darf nur von der Hölle reden, so zeigt der Teufel seine Hörner. Holla! Freund! Auf!«

Der Bär richtete sich in die Höhe.

»Ich muß wohl deinen Appetit befriedigen, um deinen Gehorsam zu belohnen,« sagte der Wilde und bückte sich auf den Gegenstand am Boden nieder.

Jetzt hörte man ein Krachen, wie von Gebeinen, die mit der Axt zerhauen werden; es mischte sich aber kein Ton eines lebendigen Wesens mehr darein. »Hier, Freund, vollende dein begonnenes Mahl,« fuhr der Wilde fort und warf etwas, das er von dem zu seinen Füßen ausgestreckten Gegenstand abgelöst hatte, dem Thore über dem Abgrund zu. Der Bär stürzte sich so gierig auf diese Beute, daß man kaum durch einen schnellen Blick unterscheiden konnte, daß dieser Fetzen die Form eines menschlichen

Armes hatte und mit einem Stück grünen Stoffes bekleidet war, wie die Soldaten der Besatzung von Munckholm trugen.

»Es kommt näher,« sagte der Wilde, die Augen auf das Licht heftend, das immer größer erschien. »Bruder, Freund! Laß mich allein! Fort mit dir!«

Der Bär nahm mit zufriedenem Brummen den Raub in seinen Rachen, stürzte der Pforte zu, stieg die äußeren Stufen hinter sich hinab, und verschwand im Abgrund.

Gleich darauf erschien unter dem Ausgang der Galerie ein Mann, der in einen braunen Mantel gewickelt war und eine Blendlaterne in der Hand trug, mit welcher er dem Wilden ins Gesicht leuchtete.

Der Wilde, der mit gekreuzten Armen auf dem Steine saß, rief ihm zu: »Sei nicht willkommen hier, Du, den ein Gedanke herführt, nicht ein Instinkt!«

Der Fremde antwortete nicht, sondern betrachtete aufmerksam den Wilden.

»Sieh mich nur an,« sagte dieser und hob den Kopf in die Höhe, »in einer Stunde vielleicht hast Du nicht mehr so viel Hauch der Stimme, Dich rühmen zu können, daß Du mich gesehen habest.«

Der Fremde beleuchtete den Wilden von allen Seiten, und schien mehr verwundert als erschrocken.

»Worüber wunderst Du Dich denn? Ich habe Arme und Beine, wie Du, nur werden meine Glieder nicht, wie die Deinigen, der Fraß der Pantherkatzen und Raben werden.«

Endlich that der Fremde den Mund auf und sagte mit leiser, aber ruhiger Stimme, als ob er nichts weiter fürchtete, als von Außen gehört zu werden: »Hört, ich komme nicht als Feind, sondern als Freund ...« »Wenn Du als Freund kommst, hättest Du Deine menschliche Gestalt ablegen sollen.« »Wenn Ihr der seid, den ich suche, komme ich in der Absicht, Euch einen Dienst zu erweisen...« »Das heißt, Dir von mir einen Dienst erweisen zu

lassen. Mensch, jeder Deiner Schritte zu mir ist verloren. Ich kann nur denen Dienste leisten, die des Lebens müde sind.« »An Euern Worten sehe ich wohl, daß Ihr der Mann seid, wie ich ihn brauche, aber Eure Gestalt ... Han der Isländer ist ein Riese ... Ihr könnt nicht dieser Han sein ...« »Das ist zum erstenmal, daß man in meiner Gegenwart daran zweifelt.« »Wie! Ihr seid Han der Isländer? Es heißt ja, Han sei ein Riese ... « »Füge meinen Ruf meiner Größe bei, und Du wirst mich höher sehen, als der Hella ist.« »Wirklich! Ihr seid also Han, gebürtig von Klivstadur in Island?« »Auf diese Frage antworte ich nicht mit Worten,« erwiederte der Wilde, indem er aufstand und dem unklugen Fremden einen Blick zuwarf, vor welchem dieser drei Schritte zurückwich. »Dieser Blick überzeugt mich hinreichend,« sagte der Fremde mit einer fast flehenden Stimme, und warf aus den Eingang des Saals einen Blick, in welchem sich das Bedauern aussprach, dessen Schwelle überschritten zu haben. »Nur Euer eigener Vortheil hat mich hieher geführt...« Als der Fremde in den Saal trat, konnte er sein kaltes Blut behalten, da er den Bewohner der Ruine von Urbar nur unvollständig sah; als aber jetzt der Wilde aufrecht vor ihm stand, mit seinem Tigergesicht, seinem gedrängten Gliederbau, seinen blutigen Schultern, die kaum mit einem noch frischen Felle bedeckt waren, mit seinen großen Händen, seinen Tigerkrallen, seinen stechenden Augen, da schauderte der Fremde, wie ein unwissender Reisender, der einen Aal anzurühren glaubt, und den eine Schlange sticht. »Mein Vortheil,« wiederholte das Unthier. »Willst Du mir etwa Nachricht geben, wo irgend eine Quelle zu vergiften, irgend ein Dach anzuzünden, irgend ein Soldat von Munckholm zu erwürgen ist?« »Vielleicht. Hört einmal! Die norwegischen Bergleute empören sich. Ihr wißt, wie vieles Unglück jede Empörung nach sich zieht.« »Ja, Raub, Mord und Brand.« »Ich biete Euch Alles dies an.« Der Wilde lachte laut auf: »Ich brauche nicht zu warten, bis Du mir dieses anbietest, ich kann es selbst nehmen.« »Ich trage Euch im Namen der Bergleute den Oberbefehl über die Rebellen an.« »Ist das wahr, daß Du mir diesen Oberbefehl in ihrem Namen anträgst?« Diese Frage schien den Fremden in Verlegenheit zu setzen; da er aber hier sich gänzlich unbekannt wußte, so faßte er sich gleich wieder. »Weßhalb empören sich die Bergleute?« fragte der Wilde. »Um sich von den Lasten der königlichen Vormundschaft zu befreien.« »Bloß deßwegen?« fragte der Isländer höhnisch. »Sie wollen auch den Staatsgefangenen in Munckholm befreien.« »Ist das der einzige Zweck dieses Aufstandes?« »Ich kenne keinen andern.«

»So! Du kennst keinen andern?« Diese Worte waren, wie die vorgehenden, in ironischem Tone ausgesprochen. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, worein ihn Ton und Inhalt versetzten, zog der Fremde eine schwere Geldbörse unter seinem Mantel hervor und warf sie dem Räuber hin. »Hier,« sagte er, »ist Euer Gehalt als oberster Anführer.« »Behalte es! Meinst Du denn, wenn ich Lust hätte zu Deinem Gold oder nach Deinem Blut, so würde ich erst auf Deine Erlaubniß warten, beides zu nehmen?« Der Fremde machte eine Geberde des Staunens und Schreckens. »Es ist ein Geschenk, das mir die Bergleute für Euch übergeben...« »Ich will es nicht,« sage ich Dir. »Gold brauche ich nicht. Die Menschen verkaufen wohl ihre Seele, aber nicht ihr Leben. Man muß es ihnen nehmen.« »Ich werde also den Bergleuten ankündigen, daß der gefürchtete Han der Isländer nur den Befehl über sie, aber nicht ihr Gold annimmt...« »Ich nehme ihn nicht an.« Diese kurz und bestimmt ausgesprochenen Worte schienen unangenehm in die Ohren des angeblichen Emissärs der Bergleute zu klingen. »Wie!« sagte er. »Nein!« erwiederte Jener. »Ihr wollt an einer Unternehmung nicht Theil nehmen, die Euch so viele Vortheile verspricht?« »Vortheile! Ich kann die Meierhöfe allein plündern, und wenn ich Dörfer verwüsten, Bauern und Soldaten umbringen will, brauche ich Niemands Hülfe dazu.« »Aber bedenkt, daß Euch die Straflosigkeit gesichert ist, wenn Ihr den Befehl über die Bergleute annehmt." »Ist es abermals im Namen der Bergleute, daß Du mir Straflosigkeit zusicherst?" fragte der Räuber lachend. »Ich will Euch nicht verhehlen," antwortete der Fremde mit geheimnißvollem Wesen, »daß dies im Namen eines mächtigen Mannes geschieht, der bei diesem Aufstand die Hand im Spiele hat." »Und ist dieser mächtige Mann sicher, daß er nicht selbst gehängt wird?" »Wenn Ihr ihn kenntet, so würdet Ihr nicht den Kopf schütteln." »Nun, wer ist er denn?" »Das kann ich Euch nicht sagen." Der Räuber trat vorwärts, klopfte dem Fremden auf die Schulter und sagte, stets mit demselben satanischen Lachen: »Soll ich es Dir sagen?" Der Fremde machte eine Bewegung des Schreckens und beleidigten Stolzes. Er war eben so wenig auf die barsche Unterbrechung als aus die wilde Vertraulichkeit des Räubers gefaßt. »Ich treibe mein Spiel mit Dir," fuhr dieser fort, »denn Du weißt nicht, daß ich Alles weiß. Diese mächtige Person ist der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, und der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, das bist Du!" Es war in der That der Großkanzler selbst. Er wollte Niemand anders die Unterhandlung mit dem gefürchteten Räuber anvertrauen. Eine der ersten Eigenschaften

des Grafen Ahlfeldt war Geistesgegenwart. Als der Räuber seinen Namen so barsch aussprach, konnte er einen Schrei des Staunens nicht unterdrücken, aber in einem Nu nahm sein bleiches Gesicht wieder den Ausdruck ruhiger Überlegenheit an. »Nun denn,« sagte er, »ich will ganz offen gegen Euch sein. Ja, ich bin der Großkanzler. Seid nun aber auch offen gegen mich ...« Der Räuber lachte laut: »Habe ich mich denn bitten lassen, Dir meinen Namen und den Deinigen zu sagen?« »Sagt mir eben so offen, woher Ihr erfahren habt, wer ich bin?« »Hat man Dir noch nicht gesagt, daß Han der Isländer quer durch die Berge sieht?« Der Graf suchte auf seiner Frage zu bestehen: »Ihr seht in mir einen Freund vor Euch ...« »Deine Hand, Graf Ahlfeldt!« sagte der Räuber barsch, blickte ihm starr ins Gesicht und rief: »Wenn in diesem Augenblicke unsere beiden Seelen den Körper verließen, so würde Satan nicht wissen, welche von beiden die des Ungeheuers ist.« Der hochmüthige Edelmann biß sich in die Lippen; aber die Furcht vor dem Räuber und die Nothwendigkeit, ihn als Werkzeug zu gewinnen, ließen ihn sein Mißvergnügen verschlucken. »Denkt besser auf Euern Voltheil,« sagte er, »nehmt den Befehl über die Rebellen an und seid meiner Dankbarkeit versichert.« »Kanzler von Norwegen, Du rechnest auf den Erfolg Deiner Unternehmungen, wie ein altes Weib, das an den Rock denkt, den es mit gestohlenem Hanfe zu spinnen, beabsichtigt, während die Pfote der Katze ihren Spinnrocken verwirrt.« »Noch einmal, besinnt Euch, ehe Ihr mein Anerbieten zurückweist.« »Noch einmal, ich, der Räuber, sage Dir, dem Großkanzler beider Königreiche: Nein!« »Ich erwartete eine andere Antwort von Euch nach dem ausgezeichneten Dienste, den Ihr mir bereits geleistet habt.« »Welchen Dienst hätte ich Dir denn geleistet?« »Ist nicht von Euch der Hauptmann Dispolsen ermordet worden?« »Das kann sein, Graf Ahlfeldt! Ich kenne diesen Menschen nicht. Wer ist er denn?« »Wie! Ist nicht etwa zufällig eine eiserne Büchse, welche er mit sich führte, in Eure Hände gefallen?« Diese Frage kam der Erinnerung des Räubers zu Hülfe. »Richtig,« sagte er, »ich erinnere mich in der That dieses Menschen und seiner eisernen Büchse. Es war am Strande von Urchthal.« »Wenn Ihr mir wenigstens diese Büchse zustellen könntet, so würde meine Dankbarkeit grenzenlos sein. Sagt mir, was aus dieser Büchse geworden ist, denn sie kam in Euren Besitz.« Der Kanzler zeigte einen solchen Eifer für diesen Gegenstand, daß der Räuber dadurch aufmerksam gemacht und befremdet wurde. »Diese Büchse ist also von großer Wichtigkeit für Dich, Kanzler von Norwegen?« »Allerdings!« »Welche Belohnung willst Du mir

geben, wenn ich Dir sage, wo Du sie finden kannst?« »Alles, was Ihr verlangt, mein lieber Han von Island!« »Nun, so sage ich Dir es nicht.« »Das wäre Spaß! bedenkt, welchen Dienst Ihr mir dadurch leistet.« »Das eben bedenke ich.« »Ich würde Euch mit Reichthum überhäufen und Eure Begnadigung von dem König auswirken.« »Wirke lieber Deine Begnadigung von mir aus. Höre mich, Großkanzler von Dänemark und Norwegen, die Tiger zerreißen die Hyänen nicht. Ich entlasse Dich lebend von meinem Angesicht, weil Du ein Bösewicht bist, und weil jeder Augenblick Deines Lebens, jeder Gedanke Deiner Seele ein Unglück für die Menschen und ein Verbrechen für Dich zur Welt bringt. Aber kehre nicht wieder, denn mein Haß verschont Niemand, selbst die Bösewichter nicht. Schmeichle Dir nicht, daß ich diesen Hauptmann um Deinetwillen umgebracht habe. Seine Uniform hat ihn zum Tode verurtheilt, so wie jenen andern Elenden, den ich ebenfalls nicht deßhalb ermordet habe, weil ich Dir einen Dienst leisten wollte.« Mit diesen Worten faßte er den Kanzler am Arm und zog ihn zu dem Gegenstande hin, der im Schatten lag. Das Licht der Blendlaterne fiel darauf. Es war ein verstümmelter, mit einer Offiziersuniform des Regiments Munckholm bekleideter Leichnam. Der Kanzler warf einen Blick des Abscheus auf ihn. Plötzlich starrte er das eingefallene, blutige Gesicht des Tobten an. Er erkannte ihn trotz des blauen, halb geöffneten Mundes, der sich in die Höhe sträubenden Haare, der schwarzblauen Wangen, der erloschenen Augen. »Himmel! Mein Sohn Friedrich!« rief er mit einem Schrei des Entsetzens aus. Der Mörder stieß ein tolles Gelächter aus. Es war furchtbar anzuhören, wie die Seufzer, welche der unglückliche Vater vor dem entseelten Körper seines ermordeten Sohnes ausstieß, sich mit dem furchtbaren Lachen des Unthiers mischten, das ihn gemordet hatte. »Heule, heule um Deinen Sohn!« rief das Ungeheuer aus. »Mein Ahnherr Ingulph der Vertilger hat mich gelehrt, den meinigen zu rächen!« Ein Geräusch schneller Schritte ließ sich in der Galerie hören. Vier große Männer, mit bloßen Schwertern in den Händen stürzten in den Saal herein; ein fünfter, der klein und dick war, folgte ihnen, mit einer Fackel in der einen, einem Säbel in der andern Hand. »Gnädiger Herr!« rief dieser letztere, »wir haben Ihre Stimme gehört und eilen Ihnen zu Hülfe!« Es war Musdoemon mit den vier bewaffneten Dienern, welche das Gefolge des Kanzlers bildeten. Als die Fackel mit ihrem hellen Licht diesen Schauplatz beleuchtete, erstarrten die andern Ankömmlinge vor Schrecken. Hier das noch blutige Aas des Wolfs, dort der entseelte

Leichnam des jungen Offiziers; hier der entsetzte Vater mit verstörten Blicken und herzzerreißendem Jammergeschrei, dort das Ungeheuer in menschlicher Gestalt, den Ankommenden sein scheußliches Gesicht zukehrend, auf dem sich ein furchtloses Staunen malte. Als der Kanzler diese unerwartete Hülfe ankommen sah, bemächtigte sich seiner der Gedanke der Rache, und seine Verzweiflung verwandelte sich in Wuth. »Nieder mit diesem Mörder!« schrie er, indem er seinen Degen zog. »Er hat meinen Sohn erschlagen! Nieder, nieder mit ihm!« »Er hat Herrn Friedrich ermordet?« sagte Musdoemon, und die Fackel, die er trug, zeigte nicht die mindeste Rührung in den Zügen seines Gesichts. »Nieder, nieder mit ihm!« wiederholte der wüthende Vater, und alle sechs stürzten sich auf das Ungeheuer. Der Wilde, über diesen raschen Angriff erstaunt, stieß ein entsetzliches Geheul aus und zog sich gegen die Pforte zurück, die über dem Abgrund schwebte. Sechs Schwerter waren gegen seine Brust gezückt, sein Blick aber war flammender und sein Gesicht drohender, als das irgend eines seiner Angreifer. Durch die Zahl seiner Feinde zur Vertheidigung gezwungen, schwang er seine Axt mit so reißender Schnelligkeit um sein Haupt, daß der Zirkel des Umschwungs ihn gleich einem Schilde deckte. Wenn die steinerne Axt den Spitzen der Schwerter begegnete, sprühten Funken aus ihnen, aber keine Klinge drang bis zu seinem Körper durch. Gleichwohl verlor er, durch seinen früheren Kampf mit dem Wolf ermüdet, allmählig Boden, und bald sah er sich bis zu der Pforte gedrängt, die sich über dem Abgrund öffnete. »Muth, meine Freunde!« rief der ingrimmige Vater des Schlachtopfers aus. »Laßt uns das Unthier in den Abgrund stürzen!« »Eher werden die Gestirne des Himmels hinabfallen!« erwiederte der Wilde. Inzwischen verdoppelten die Angreifenden ihren Eifer, und schon stand der Räuber auf der obersten Stufe der Treppe, die über dem Abgrund hing. »Drauf! drauf!« rief der Vater aus. »Er muß hinab! Hinunter mit ihm! Elender, das war Deine letzte Gräuelthat!« Mit gleicher Kraft und Schnelligkeit schwang der Wilde seine Axt in der rechten Hand, während die linke ein hölzernes Horn ergriff, das an seinem Gürtel hing; er brachte es an seine Lippen und entlockte ihm einen rauhen, langen, nachhaltenden Ton, dem plötzlich aus der Tiefe des Abgrunds ein furchtbares Brüllen antwortete. Jetzt war er auf die zweite Stufe hinabgedrängt, da erschien plötzlich neben ihm der dicke Kopf eines weißen Bären. Von Staunen und Schrecken ergriffen, wichen die Angreifenden zurück. Der Bär stieg vollends die Treppe herauf und öffnete gegen sie seinen blutigen Rachen

mit dem furchtbaren Gebiß. »Habe Dank, Freund!« rief der Wilde und schwang sich, die Ueberraschung seiner Gegner benützend, auf den Rücken des Bären, der rückwärts hinabstieg, mit drohend geöffnetem Rachen gegen die Feinde seines Herrn. Als sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, sahen sie, wie der Bär seinen Herrn den Abgrund hinabtrug, indem er sich mit seinen Klauen an allen Baumstämmen und vorspringenden Felsstücken festhielt. Sie wollten ihm einen der umherliegenden schweren Steine nachwerfen, aber bevor sie ihn vom Boden aufgehoben hatten, war das Thier mit dem Wilden in einer Höhle des Berges verschwunden.

XXIV.

Oft entwickelt sich eine tiefe Vernunft in dem, was die Menschen Zufall nennen. Es waltet in den Ereignissen des Menschenlebens eine geheimnißvolle Hand, die ihnen Mittel und Zweck bezeichnet. Man schilt die Launen des Glücks, die Seltsamkeiten in dem Loose des Menschen, und plötzlich fahren aus diesem Chaos schauderhafte Blitze, wunderbare Strahlen, damit menschlicher Dünkel sich vor der Weisheit des Himmels demüthige.

Als Friedrich von Ahlfeldt in den Prunksälen Kopenhagens seine prachtvollen Kleider, den Dünkel seines Ranges und die Selbstbewunderung seiner faden Redensarten zur Schau trug, wenn ihm damals ein Mann, mit dem Blicke des Sehers in die Zukunft, entgegengetreten wäre und die ernsten Prophetenworte zugerufen hätte: »Diese glänzende Uniform, die heute Dein Stolz ist, wird eines Tages Dein Verderben sein; ein Unthier in Menschengestalt wird mit eben so vielem Behagen Dein Blut trinken, wie Du sorgenloser Wollüstling die Weine des Südlandes eingeschlürft hast; Deine Haare, die jetzt von Wohlgerüchen duften, werden den Staub einer schmutzigen Höhle fegen, worin wilde Thiere hausen; dieser Arm, der heute die reizende Tänzerin umschlingt, wird der Fraß eines wilden Bären werden; der sorgenlose Jüngling hätte auf diese Prophezeihungen durch ein schallendes Gelächter geantwortet, die ganze vornehme Welt hätte mit eingestimmt; selbst die menschliche Vernunft hätte den Propheten einen Wahnwitzigen gescholten. Und doch fielen nur seine und der Seinigen Verbrechen auf sein und der Seinigen Haupt zurück.

Die Familie Ahlfeldt spinnt ein höllisches Complot gegen die Tochter eines armen Gefangenen; die Unglückliche findet einen Beschützer, der denjenigen entfernt, der sie verführen will. Kaum in seinem neuen Aufenthalt angekommen, läßt das rächende Schicksal ihn den Tod in den Klauen eines Halbthiers finden. Sie wollten ein unschuldiges Mädchen in Schande und Unglück stürzen, und haben ihren eigenen Sohn in den Tod gejagt. Ihr eigenes Verbrechen ist auf ihre eigenen Häupter zurückgefallen.

XXV.

Am Morgen nach seinem Besuche zu Munckholm ließ der Gouverneur frühe seinen Wagen einspannen, in der Hoffnung, schon abgereist zu sein, wenn die Gräfin aufwachen würde; aber das Verbrechen hat keinen ruhigen Schlaf.

Der General unterzeichnete die letzten Verhaltungsregeln für den Bischof, der in seiner Abwesenheit das Gouvernement führen sollte. Eben hatte er seinen Pelzrock angezogen und wollte das Zimmer verlassen, als der Thürsteher die Gräfin meldete.

Der alte ehrliche Soldat, der lieber der Mündung einer Kanone gegenüber gestanden wäre, als diesem verschmitzten Weibe, suchte sich schnell von ihr loszumachen. Nachdem er ihr die üblichen Höflichkeitsbezeugungen erwiesen hatte und dann zum förmlichen Abschied schreiten wollte, beugte sie sich zu seinem Ohre nieder und fragte in vertraulichem Tone: »Nun, General, was haben Sie aus ihm herausgebracht? Was hat er Ihnen gesagt?«

»Wer? Paul? Er hat mir gesagt, daß angespannt sei.«

»Ich rede von dem Staatsgefangenen zu Munckholm, General.«

»So! So!«

»Hat er auf Ihr Verhör befriedigende Antworten ertheilt?«

»Hm! ... Wahrlich! ...« brummte der General in der Verlegenheit seines Herzens.

»Haben Sie Beweise erlangt, daß er bei dem Aufstand der Bergleute im Spiel ist?«

»Frau Gräfin, er ist unschuldig,« antwortete er kurz, indem er eine Ueberzeugung seines Herzens, nicht seines Geistes aussprach.

»Unschuldig!« wiederholte die Gräfin bestürzt, obwohl in ungläubigem Tone, denn sie zitterte bei dem Gedanken, daß es dem Gefangenen gelungen sein möchte, seine Unschuld dem General zu beweisen.

Der General hatte inzwischen Zeit zum Nachdenken gefunden; er antwortete der Gräfin in einem Tone, der sie beruhigte, weil er Verlegenheit und Zweifel ausdrückte.

»Unschuldig! ... Ja! ... Wenn Sie so wollen ...«

»Ob ich will, Herr General!« rief das böse Weib mit lautem Lachen aus.

Dieses Lachen verletzte des Gouverneurs Zartgefühl.

»Erlauben Sie, gnädige Gräfin,« sagte er, »daß ich bloß den Vicekönig von dem in Kenntniß setze, was zwischen mir und dem vormaligen Großkanzler vorgefallen ist.«

Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung und verließ das Zimmer.

Die Gräfin begab sich in das ihrige. »Reise immerhin, du alter fahrender Ritter,« sagte sie dort; »deine Abwesenheit raubt unsern Feinden einen Beschützer; sie ist das Signal der Rückkehr meines Friedrich. Dieser Barbar da! den schönsten Cavalier von Kopenhagen in diese schrecklichen Gebirge zu schicken!«

»Meine liebe Lisbeth,« sagte die Gräfin zu ihrer begünstigten Kammerfrau, »laßt doch zwei Dutzend kleine Haarkämme, wie jetzt unsere Elegants sie tragen, von Bergen kommen; erkundigt Euch, was für ein neuer Roman von der berühmten Scudery erschienen ist, und sorgt dafür, daß das

Leibäffchen meines Friedrich jeden Morgen mit Rosenwasser gewaschen werde.«

»Wie, meine gnädige Gräfin, kommt denn unser gnädiger Herr Friedrich zurück?«

»Allerdings, und damit er eine Freude hat, wenn er mich wiedersieht, muß Alles geschehen, was ihm Vergnügen macht. Ich will ihm bei seiner Zurückkunft eine Ueberraschung bereiten.«

Arme Mutter!

XXVI.

Nachdem Ordener von dem Thurme herabgestiegen war, auf welchem er den Leuchtthurm von Munckholm erblickt hatte, mattete er sich lange ab, seinen armen Benignus Spiagudry um und um zu suchen. Er rief ihn mit Namen, aber nur das Echo der Ruinen antwortete ihm. Er war über diese Abwesenheit erstaunt, und schrieb sie irgend einem panischen Schrecken zu, der den furchtsamen alten Herrn ergriffen hätte. Um ihm Zeit zur Wiederkehr zu geben, beschloß er, die Nacht auf dem Felsen von Oelmö zuzubringen. Er nahm etwas Nahrung zu sich, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich bei dem Feuer nieder.

Ordener war mit der Sonne auf, aber er fand seinen Spiagudry nicht, sondern nur dessen Schnappsack und Mantel, was auf eine sehr eilige Flucht schließen ließ. Er entschloß sich daher, allein abzureisen, weil er am andern Tage Walderhog erreichen mußte.

Der junge Mann war von Jugend auf an Beschwerden gewöhnt, und hatte die Gebirge schon mehrmals bereist. Da er nun wußte, daß der Räuber zu Walderhog zu treffen sein würde, bedurfte er keines Führers mehr und setzte allein seinen Weg in nordwestlicher Richtung fort.

Es war nicht sehr bequem, in diesem Lande zu reisen. Bald war der Weg bloß das steinige Bett eines ausgetrockneten Waldbaches, bald mußte man auf schwankenden Brücken, die bloß aus Baumstämmen bestanden, über Abgründe gehen. Stunden weit konnte man in diesen unbewohnten

Gegenden reisen, ohne das Dasein von Menschen an etwas anderem gewahr zu werden, als an einer Windmühle, die sich auf dem Gipfel eines fernen Hügels drehte, oder an dem Rauch, der aus einem entfernten Eisenwerke stieg. Bisweilen begegnete er einem Bauer auf seinem kleinen grauen Pferde, oder einem Pelzhändler.

Wenn er den Handelsmann um den Weg nach der Grotte von Walderhog fragte, antwortete der nomadische Krämer, der bloß die Namen und Lage der Orte kannte, wohin ihn sein Gewerbe führte: »Geht immer nach Nordwest, dann kommt Ihr in das Torf Hervalyn, dann geht Ihr durch die Schluchten von Dodlysax, und diesen Abend könnt Ihr Surb noch erreichen, das nur zwei Stunden von Walderhog liegt.«

Wenn Ordener die nämliche Frage an einen Landmann richtete, schüttelte dieser, ganz erfüllt von den Traditionen seines Landes, den Kopf, hielt seinen Grauschimmel an und erwiederte: »Walderhog! die Grotte von Walderhog! Dort singen die Steine, die Beine tanzen, und der Dämon von Island bewohnt sie! In die Grotte von Walderhog werdet Ihr ohne Zweifel nicht gehen wollen?«

»Doch, ich will dahin!«

»Ihr habt also Eure Mutter verloren, oder Euer Haus ist verbrannt, oder ein Nachbar hat Euch Euer fettes Schwein gestohlen?«

»Alles das nicht!«

»So hat Euch irgend eine Hexe ein Leid angethan?«

»Mein lieber Freund, ich will von Euch nichts wissen, als den Weg, der nach Walderhog führt.«

»Wenn Ihr es denn durchaus wollt: immer nördlich! Ich weiß wohl, wie Ihr hinkommen werdet, aber wie Ihr zurückkommt, das weiß ich nicht. So lebt denn wohl!«

Es war bereits sinkende Nacht, als Ordener in dem Weiler Surb ankam. Der Harzgeruch und der Steinkohlenrauch belehrten Ordener, daß hier ein

Volk von Fischern wohne. Er ging auf die erste Hütte zu, die sich ihm im Schatten der Nacht zeigte. Ihr niederer und enger Eingang war, nach norwegischem Gebrauch, durch eine große durchsichtige Fischhaut geschlossen, welche in diesem Augenblick durch das röthliche zitternde Licht eines angezündeten Feuers coloriert war. Ordener schlug an die hölzerne Einfassung der Türe und rief: »Es ist ein Reisender da!«

»Nur herein!« rief eine Stimme von Innen, während eine dienstfertige Hand die Fischhaut aufhob, und Ordener trat in die länglichrunde Hütte eines norwegischen Küstenfischers. Es war eine Art runden Zeltes von Holz und Erde, in dessen Mitte ein Feuer brannte. Vor diesem Feuer saßen der Fischer, sein Weib und zwei zerlumpte Kinder an einem Tisch, auf dem hölzerne Teller und irdene Geschirre standen. Auf der entgegengesetzten Seite, zwischen Netzen und Rudern, lagen zwei schlafende Rennthiere auf einem Lager von Blättern und Häuten, dessen Länge bestimmt schien, auch die Bewohner der Hütte und die Gäste aufzunehmen, welche ihnen der Himmel zuführen würde. Man konnte alle diese Gegenstände nur nach und nach wahrnehmen, denn ein dicker Rauch, der durch eine Oeffnung im Dach nur sparsam entschlüpfte, erfüllte die ganze Hütte.

Der Fischer und sein Weib grüßten den Reisenden mit aufrichtigem Wohlwollen. Die Landleute in Norwegen nehmen Reisende gerne auf, theils aus einem ihnen eigenen Hang zur Gastfreundschaft, theils aus Neugierde, die in ihrer Einsamkeit selten befriedigt wird.

»Herr,« sagte der Fischer, »Ihr werdet hungrig und durstig sein. Hier ist gutes Rindenbrod, womit Ihr Euern Hunger stillen könnt. Dann mögt Ihr uns sagen, wer Ihr seid, woher Ihr kommt, wohin Ihr geht, und welche Geschichten die alten Weiber bei Euch erzählen.«

»Ja, Herr,« fügte das Weib hinzu, »Ihr könnt zu Eurem Brod köstlich gesalzenen Stockfisch mit Wallfischthran essen. Setzt Euch nur.«

»Und wenn Ihr,« fuhr der Mann fort, »kein Freund von Fischen seid, so sollt Ihr, wenn Ihr ein wenig Geduld habt, einen trefflichen Rehschlegel oder wenigstens einen Fasanenflügel bekommen. Wir erwarten jeden Augenblick die Rückkunft des besten Schützen in den drei Provinzen. Nicht wahr, meine gute Maase?«

Die Möve heißt auf Norwegisch Maase. Das Weib nahm diese Benennung freundlich auf, sei es, daß dies ihr wirklicher Name war, oder daß ihr Mann ihr aus Zärtlichkeit diesen Beinamen gegeben hatte.

»Der beste Schütze! Das will ich meinen,« erwiederte sie. »Es ist mein Bruder, der berühmte Kennybol. Gott segne seinen Eingang und Ausgang! Er hat uns auf einige Tage besucht, und Ihr, fremder Herr, könnt aus dem nämlichen Becher mit ihm einige Schlucke gutes Bier trinken. Er ist ein Reisender, wie Ihr.«

»Ich danke Euch, meine wackere Wirtin,« erwiederte Ordener; »aber ich begnüge mich mit Eurem guten Rindenbrod und trefflichen Stockfisch, denn ich habe nicht Zeit, Euern Bruder, den berühmten Schützen, zu erwarten. Ich muß sogleich weiter.«

Die gute Maase, ärgerlich über die schnelle Abreise des Fremden und zugleich geschmeichelt durch das Lob, das er ihrem Stockfisch und ihrem Bruder ertheilte, rief: »Ihr seid sehr gütig, Herr ... aber wie! Ihr wollt uns so bald wieder verlassen?«

»Ich muß.«

»Ihr wollt Euch zu dieser Stunde und bei solchem Wetter in die Gebirge wagen?«

»Es geschieht um einer wichtigen Angelegenheit willen.«

Diese Antworten des jungen Reisenden reizten die angeborne Neugierde der Hüttenbewohner eben so sehr, als sie ihre Verwunderung erregten.

Der Fischer erhob sich und sprach: »Ihr seid bei Christoph Buldus Braall, Fischer im Weiler Surb.«

Das Weib fügte hinzu: »Maase Kennybol ist sein Weib und seine Magd.«

Wenn die norwegischen Landleute einen Fremden auf eine höfliche Weise um seinen Namen fragen wollen, pflegen sie ihm den ihrigen zu sagen.

Ordener erwiederte: »Und ich, ich bin ein Reisender, der weder des Namens, den er trägt, noch des Wegs, den er geht, gewiß ist.«

Diese seltsame Antwort schien den Fischer Braall nicht zu befriedigen.

»Bei der Krone Gormons des Alten,« sagte er, »ich glaubte, daß es in diesem Augenblicke in Norwegen nur einen einzigen Menschen gäbe, der seines Namens nicht gewiß sei. Das ist der edle Baron von Thorwick, der jetzt, wie es heißt, wegen seiner glorreichen Vermählung mit der Tochter des Kanzlers, den Namen »Graf von Danestiold« annehmen wird. Dies ist wenigstens die neueste Nachricht, welche ich von Drontheim mitgebracht habe. Ich wünsche Euch Glück, fremder Herr, zu dieser Aehnlichkeit mit dem Sohn des Vicekönigs, dem hohen Grafen Guldenlew.«

»Wenn Ihr uns nichts über Eure Person sagen könnt,« fiel das Weib ein, »so bringt Ihr uns doch vielleicht etwas Neues mit, was in der Welt vorgeht?«

»Das Neueste ist,« unterbrach sie der Fischer, »daß, ehe ein Monat vergeht, der Sohn des Vicekönigs die Tochter des Großkanzlers heirathen wird.«

»Daran zweifle ich,« sagte Ordener.

»Ihr zweifelt daran, Herr! Ich kann Euch versichern, daß dem so ist. Ich habe diese Nachricht aus guter Quelle. Derjenige, der sie mir mitgetheilt, hat sie aus dem Munde des Herrn Paul, des Lieblingsdieners des edeln Barons von Thorwick, d. h. des hohen Grafen von Daneskiold. Hätte etwa seit sechs Tagen ein Sturm das Wasser getrübt? Ist dieses große Band zerrissen?«

»Ich glaube es,« antwortete der junge Mann lächelnd.

»Wenn dem so ist, Herr, so hatte ich Unrecht. Man muß nicht das Feuer anzünden, um den Fisch zu backen, bevor sich das Netz über ihm zusammengezogen hat. Ist dieses Band aber auch gewiß zerrissen? Von wem habt Ihr die Nachricht?«

»Von Niemand. Ich mache das so in meinem Kopf aus.«

Der Fischer konnte sich nicht enthalten, ihm unter die Nase zu lachen: »Verzeiht mir, Herr, aber man sieht leicht, daß Ihr wirklich ein Reisender und, ohne Zweifel ein Ausländer seid. Bildet Ihr Euch denn ein, daß die Ereignisse sich nach Euern Launen richten werden, und daß der Himmel sich verfinstern oder aufklären wird, je nachdem es Euch beliebt?«

Hier erklärte der Fischer, der, wie alle norwegischen Landleute, sich um die Angelegenheiten der Nation annahm und darin bewandert war, aus welchen Gründen diese Heirat unfehlbar stattfinden müsse. Ordener, der wenig Lust verspürte, mit diesem ländlichen Staatsmann eine politische Unterhaltung zu führen, wurde durch die Ankunft eines Dritten aus seiner Verlegenheit gerissen.

»Das ist er! Das ist mein Bruder!« rief das Weib. Der Hauswirth reichte dem Ankömmling feierlich die Hand: »Sei willkommen, Bruder!«

Hierauf wandte er sich zu Ordener und sprach: »Herr, das ist unser Bruder, der berühmte Schütze Kennybol aus den Bergen von Kole.«

»Ich grüße Euch Alle herzlich.« erwiederte der Bergbewohner, indem er seine Mütze von Bärenfell abnahm. »Bruder, ich mache schlechte Jagd an euren Küsten, wie Du schlechten Fischfang machen würdest in unsern Bergen. Eher noch würde ich meine Waidtasche füllen, wenn ich in den Nebelwäldern der Königin Mab Kobolde und Irrwische jagte. Schwester Maase, Du bist die erste Möve, der ich heute nahe genug kam, um ihr guten Tag zu sagen. Seht einmal, Freunde, um einen solchen elenden Auerhahn hat der erste Schütze von Drontheimhus bis zu dieser Stunde und in diesem schlechten Wetter die Lichtungen aus und ein laufen müssen.«

Mit diesen Worten zog er einen Auerhahn aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch, mit der Versicherung, daß dieses magere Tier keinen Schuß Pulver wert sei.

»Aber,« murmelte er zwischen den Zähnen, »nur getrost, du treue Büchse Kennybols, bald wirst du größeres Wild jagen, mehr als Gemsen und

Elennthiere, grüne Röcke und rothe Jacken.« Diese halblaut gesprochenen Worte erregten die Neugier des Weibes.

»Hm!« sagte sie, »was sagst Du da, Bruder?«

»Ich sage, daß immer ein Kobold unter der Weiberzunge tanzt.«

»Du hast Recht, Bruder Kennybol,« rief der Fischer aus. »Diese Töchter Evas sind alle eben so neugierig als ihre Mutter. Hast Du nicht von Grünröcken gesprochen?«

»Bruder Braall, ich vertraue meine Geheimnisse nur meiner Büchse an, denn da bin ich gewiß, daß Niemand sie erfährt.«

»Man spricht,« fuhr der Fischer fort, »im Dorfe von einem Aufstand der Bergleute. Weißt Du etwas davon, Bruder?«

Der Bergbewohner nahm seine Mütze wieder, drückte sie tief in die Stirne, warf einen Seitenblick auf den Fremden, neigte sich dann zum Ohre des Fischers und sagte leise: »Still!«

Der Fischer schüttelte wiederholt den Kopf: »Bruder Kennybol, so stumm der Fisch auch ist, fällt er doch in die ausgespannten Netze.«

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Die beiden Schwäger sahen sich mit ausdrucksvollen Blicken an, die Kinder rupften den Auerhahn, der auf dem Tische lag, aus dem Gesicht des Weibes sprach Neugierde, Ordener machte den stillen Beobachter.

Der Jäger suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: »Wenn Ihr heute einen magern Auerhahn eßt, so wird dem morgen nicht so sein, Bruder Braall, Du kannst den König der Fische fischen, ich verspreche Dir zum Schmelzen ein herrliches Bärenfett.«

»Bärenfett!« rief Maase aus. »Hat sich ein Bär in der Gegend gezeigt? Patrick, Regner, meine Kinder, Ihr dürft mir nicht mehr aus dem Hause, ich verbiete es. Ein Bär!«

»Sei ruhig, Schwester, morgen wirst Du ihn nicht mehr zu fürchten haben. Ja, etwa zwei Stunden von hier habe ich einen Bären gesehen, und zwar einen weißen Bären. Er schien einen Menschen, oder vielmehr ein Thier auf dem Rücken zu tragen. Es war vielleicht ein Ziegenhirte, den er wegtrug, denn die Ziegenhirten kleiden sich in Thierfelle. Ich konnte wegen der Entfernung nicht genau unterscheiden. Wundern mußte ich mich jedoch, daß er seine Beute auf dem Rücken trug, und nicht zwischen den Zähnen.«

»Wirklich, Bruder?«

»Ja, und das Thier mußte todt sein, denn es machte keine Bewegung, sich zu vertheidigen.«

»Aber,« fragte der verständige Fischer, »wenn es todt war, wie konnte es sich auf dem Rücken des Bären halten?«

»Das konnte ich auch nicht begreifen. Gleichviel, dieser Bär hat seinen letzten Fraß gehalten. Als ich in das Dorf zurückkam, habe ich gleich sechs tüchtige Bursche bestellt, und morgen, Schwester Maase, werde ich Dir das schönste weiße Fell, das je auf den Schneefeldern der Berge gelaufen ist, mitbringen.«

»Nimm Dich in Acht, Bruder, Du hast da sonderbare Sachen gesehen. Dieser Bär ist vielleicht der Teufel ...«

»Bist Du närrisch?« unterbrach sie lachend der Bergbewohner. »Was wird sich der Teufel in einen Bären verwandeln! Ja, in eine Katze, in einen Affen, so etwas hat man erlebt, aber in einen Bären! Das ist ja ein Aberglaube, über den ein Kind und ein altes Weib lachen müßten!«

Das arme Weib schwieg beschämt.

»Bruder,« sagte sie nach einer Pause, »Du warst mein Herr und Meister, bevor mein Mann und Herr seine Augen auf mich warf; handle, wie es Dein Schutzengel Dir eingibt.«

»Wo,« fragte der Fischer, »hast Du denn diesen Bären gesehen?«

»Auf dem Wege von Smiassen nach Walderhog.«

»Walderhog!« wiederholte die Frau und machte ein Kreuz.

»Walderhog!« fiel Ordener ein.

»Bruder,« fuhr der Fischer fort, »ich hoffe nicht, daß Du auf dem Wege nach dieser Grotte von Walderhog warst?«

»Ich? Gott behüte mich in Gnaden! Es war der Bär, der seine Richtung dahin nahm.«

»Willst Du ihn morgen dort aufsuchen?« unterbrach ihn Maase mit Entsetzen.

»Gewiß nicht, denn selbst ein Bär wird seinen Aufenthalt in einer Höhle nicht nehmen, wo ...«

Er hielt inne, und alle drei machten ein Kreuz.

»Du hast Recht,« erwiederte der Fischer, »der Instinkt bewahrt die Thiere vor solchen Dingen.«

»Meine guten Leute,« sagte Ordener, »was gibt es denn so Entsetzliches in dieser Grotte von Walderhog?«

Alle drei sahen sich mit einem dumpfen Staunen an, als ob sie eine solche Frage gar nicht begreifen könnten.

»Dort ist das Grab des Königs Walder,« fügte Ordener hinzu.

»Ja,« sagte die Frau, »ein steinernes Grab, das singt.«

»Und das ist noch nicht Alles,« sprach der Fischer.

»Nein,« fuhr das Weib fort, »bei Nacht sieht man dort die Gebeine der Todten tanzen.«

»Und das ist noch nicht Alles,« sagte der Bergbewohner.

Alle schwiegen, als ob sie nicht fortzufahren wagten.

»Nun,« fragte Ordener, »was ist denn sonst noch Uebernatürliches da?«

»Junger Mann,« erwiederte ernst der Bergbewohner, »Ihr müßt nicht so leichtsinnig reden, wenn Ihr einen alten grauen Wolf, wie ich einer bin, schaudern seht.«

Ordener versetzte lächelnd: »Ich hätte gleichwohl Alles zu erfahren gewünscht, was Wunderbares in dieser Höhle von Walderhog geschieht, eben weil mein Weg mich dahin führt.«

Bei diesen Worten waren die drei Zuhörer vor Schrecken wie versteinert.

»Nach Walderhog! Himmel! Ihr geht nach Walderhog?« rief der Fischer aus. »Und Ihr sagt das in einem Tone, wie man sagen würde: Ich gehe nach Löwig, meinen Stockfisch zu verkaufen! oder in Ralphs Bucht, Häringe zu fischen! Nach Walderhog! großer Gott!«

»Unglücklicher junger Mann!« sagte das Weib. »Habt Ihr denn keinen Schutzengel? Ist kein Heiliger im Himmel Euer Beschützer? Das kann freilich wohl sein, denn Ihr wißt ja nicht einmal Euern Namen!«

»Und welche Ursache kann Euch denn an diesen entsetzlichen Ort führen?« fragte der Bergbewohner.

»Ich habe irgend Einen um etwas zu fragen,« erwiederte Ordener.

Das Staunen der drei Zuhörer stieg mit ihrer Neugier.

»Hört, fremder Herr,« sagte der Bergbewohner, »Ihr scheint dieses Land nicht recht zu kennen. Ihr irrt Euch ohne Zweifel in dem Namen. Nach Walderhog könnt Ihr nicht wollen! Und wenn Ihr dort mit einem menschlichen Wesen sprechen wolltet, so würdet Ihr Niemand finden ...«

»Als den Dämon,« ergänzte das Weib.

»Den Dämon! Welchen Dämon?«

»Den,« fuhr sie fort, »für den das Grab singt und die Todten tanzen.«

»Ihr wißt also nicht, Herr,« sagte der Fischer mit gedämpfter Stimme, daß die Grotte von Walderhog der gewöhnliche Aufenthalt des ...«

Das Weib ließ ihn nicht ausreden.

»Mein Ehemann und Gebieter,« sagte sie, »sprich diesen Namen nicht aus, er bringt Unglück.«

»Wessen Aufenthalt?« fragte Ordener.

»Eines eingefleischten Teufels,« antwortete Kennybol.

»Ich weiß in der That nicht, was Ihr mir da sagen wollt. Das habe ich wohl gehört, daß Walderhog von Han dem Isländer bewohnt wird ...«

Ein dreifacher Schrei des Entsetzens stieg in der Hütte auf: »Wie! – Ihr wußtet es! – Das eben ist dieser Dämon!«

Das Weib rief alle Heiligen im Himmel an, ihr zu bezeugen, daß nicht sie diesen Namen ausgesprochen habe. Nachdem der Fischer in etwas von seiner Bestürzung zurückgekommen war, starrte er Ordener an, wie einen Menschen, dessen Thun ihm unbegreiflich war.

»Herr,« sagte er, »wenn ich so lange leben sollte, als mein Vater, der einhundert zwanzig Jahre alt geworden ist, so hätte ich doch nie geglaubt, daß mich ein menschliches Wesen, das mit Vernunft begabt ist und an Gott glaubt, um den Weg nach Walderhog fragen würde.«

»Gewiß,« rief das Weib aus, »werdet Ihr nicht in diese Grotte gehen, denn wer den Fuß hineinsetzt, will einen Bund mit dem Teufel machen.«

»Ich gehe hin, Ihr guten Leute, und wer mir den kürzesten Weg dahin zeigen will, wird mir einen großen Dienst erweisen.«

»Der kürzeste Weg, dahin zu kommen, wohin Ihr gehen wollt, ist der, Euch vom nächsten Felsen in die nächste Schlucht herabzustürzen.«

»Heißt denn das den nämlichen Zweck erreichen,« fragte Ordener ruhig, »wenn man einen nutzlosen Tod einer nützlichen Gefahr vorzieht?«

Braall schüttelte den Kopf, während sein Schwager einen forschenden Blick auf den jungen Abenteurer warf.

»Ich verstehe jetzt,« rief plötzlich der Fischer aus, »Ihr wollt die tausend Thaler gewinnen, die auf des isländischen Dämons Kopf gesetzt sind.«

Ordener lächelte.

»Junger Herr,« fuhr der Fischer mit Rührung fort, »laßt diesen Plan fahren. Ich bin arm und alt, aber ich würde, was ich noch zu leben habe, wäre es auch nur ein einziger Tag, für Eure tausend Thaler nicht hingeben.«

»Nicht um dieser tausend Thaler, sondern um einer größeren Sache willen, suche ich diesen Räuber auf, den Ihr einen Dämon nennt. Ich thue es nicht für mich, sondern für Andere ...«

Der Bergbewohner, der Ordener stets mit forschenden Augen betrachtet hatte, unterbrach ihn nun: »Ich verstehe Euch jetzt, ich weiß, warum Ihr diesen isländischen Dämon sucht.«

»Ich will ihn zwingen zu kämpfen,« sagte Ordener.

»Recht so,« fuhr Kennybol fort, »Ihr seid mit wichtigen Dingen beauftragt, es liegt viel an Eurer Sendung, nicht wahr?«

»Ich habe es bereits gesagt.«

Der Bergbewohner näherte sich jetzt dem jungen Manne mit einer Miene des Einverständnisses und sagte ihm zu seiner großen Verwunderung halblaut ins Ohr: »Es ist im Namen des Grafen Schuhmacher von Greiffenfeld, nicht wahr?«

»Wackerer Mann,« rief Ordener, »wie wißt Ihr ...«

Er war wirklich erstaunt, daß ein norwegischer Bergbewohner ein Geheimnis wissen sollte, das er Niemand, nicht einmal dem General Levin,

anvertraut hatte.

Kennybol neigte sich zu seinem Ohr: »Ich wünsche Euch guten Erfolg,« fuhr er in demselben geheimnisvollen Tone fort, »es ist edelmüthig von Euch, junger Mann, daß Ihr auf solche Weise den Unterdrückten beisteht.«

Ordeners Erstaunen war so groß, daß er kaum Worte finden konnte, den Bergbewohner zu fragen, auf welche Art er denn Kenntnis von dem Zweck seiner Reise erlangt habe.

»Stille,« sagte Kennybol, indem er den Finger auf den Mund legte, »ich hoffe, daß Ihr von dem Bewohner der Grotte von Walderhog das erlangen werdet, was Ihr wünscht. Mein Arm ist, gleich dem Eurigen, dem Gefangenen von Munckholm geweiht.«

Hierauf erhob er seine Stimme, ehe Ordener antworten konnte: »Bruder, Schwester Maase, nehmt diesen würdigen jungen Mann als einen zweiten Bruder auf. Jetzt zum Nachtessen, es wird fertig sein!«

»Wie!« unterbrach ihn das Weib, »Du hast ohne Zweifel den Herrn vermocht, von seinem Besuche bei dem Dämon abzustehen?«

»Schwester, bete, daß ihm kein Unfall widerfahre. Es ist ein edler und würdiger junger Mann. Jetzt, edler Herr, nehmt etwas Nahrung zu Euch und pflegt der Ruhe. Morgen will ich Euch den Weg zeigen, dann suchet Ihr Euern Teufel auf und ich meinen Bären.«

XXVII.

Der erste Sonnenstrahl beleuchtete eben den höchsten Gipfel des Felsen am Meeresstrand, als ein Fischer, der vor Tag einige Flintenschüsse vom Ufer seine Netze ausgeworfen hatte, eine menschliche Figur, die in einen Mantel oder in ein Leintuch gehüllt war, die Felsen herabsteigen und unter dem Eingang der gefürchteten Grotte von Walderhog verschwinden sah. Von Entsetzen ergriffen, empfahl er seinen Nachen und seine Seele in den Schutz des heiligen Usuph und erzählte seiner staunenden Familie, daß er eines der Gespenster, welche die Grotte Hans des Isländers bewohnen, mit Anbruch des Tages in die Höhle habe zurückkehren sehen.

Dieses Gespenst, von nun an das Gespräch und der Schrecken der langen Winterabende, war Ordener. Der Schütze Kennybol und seine sechs Gefährten, welche ihm den Weg gezeigt hatten, waren eine halbe Stunde von Walderhog zurückgeblieben, und diese unerschrockenen Jäger, die lachend einem wilden Bären entgegentraten, sahen dem kühnen Wanderer, so lange sie ihn auf dem Fußpfade erblicken konnten, mit angstvollen Blicken nach.

Ordener betrat kühn und unerschrocken die gefürchtete Grotte, die durch die Felsspalten von oben nur ein sparsames Licht erhielt. Sein Fuß strauchelte oft an umherliegenden Todtenschädeln und Gebeinen; aber sein muthiges Herz kannte keine Furcht.

Endlich kam er in eine Art runden Saals, den die Natur in die Seite des Felsen gegraben hatte. Hier schloß sich die Höhle, und die Wände des Saals hatten keine andere Oeffnung, als weite Spalten, durch welche man die Berge und Wälder umher erblickte.

Ein Monument von sonderbarer Form, in der Mitte des Saals, zog Ordeners Aufmerksamkeit auf sich. Drei lange massive Steine, die aufrecht auf dem Boden ruhten, trugen einen breiten viereckigen Stein, wie drei Pfeiler ein Dach tragen. Unter diesem gigantischen Dreifuß erhob sich eine Art Altar, der ebenfalls aus einem einzigen Felsstück bestand und in der Mitte seiner obern Fläche kreisförmig durchbrochen war. Ordener erkannte darin eines jener kolossalen druidischen Bauwerke, deren er aus seinen Reisen in Norwegen schon viele gesehen hatte. Er stützte sich mechanisch auf diesen Altar, dessen Steine gebräunt waren, so viel menschliches Blut hatte er schon getrunken.

Plötzlich schlug eine Stimme an sein Ohr, die unter dem Altar hervorzukommen schien: »Mensch, der Du an diesen Ort gekommen, Deine Füße berühren das Grab!«

Ordener warf rasch den Kopf in die Höhe und griff mit der Hand an das Schwert, während ein Echo, schwach wie die Stimme eines Todten, in den Tiefen der Grotte deutlich wiederholte: »Mensch, der Du an diesen Ort gekommen, Deine Füße berühren das Grab!«

In demselben Augenblicke erhob sich auf der andern Seite des druidischen Altars ein Haupt, schreckhaft anzuschauen, mit rothen borstigen Haaren, und ein heiseres Lachen ertönte.

»Mensch,« wiederholte die Stimme, »der Du an diesen Ort gekommen, Deine Füße berühren das Grab!«

Ordener legte ruhig die Hand an das Schwert. Das Ungeheuer stieg ganz aus dem Altar heraus und zeigte seine gedrängten nervigen Glieder, seine blutbefleckten Kleider, seine mit Thierkrallen besetzten Hände, in deren einer er seine schwere steinerne Axt trug.

»Da bin ich!« sagte der Räuber mit dem Grinsen eines wilden Thiers.

»Da bin ich auch!« erwiederte der unerschrockene Jüngling.

»Ich habe Dich erwartet.«

»Und ich, ich habe Dich gesucht.«

Der Wilde kreuzte die Arme über die Brust.

»Weißt Du,« fragte er, »wer ich bin?«

»Ich weiß es.«

»Und Du fürchtest Dich nicht?«

»Nicht mehr.«

»Du hast Dich also gefürchtet, als Du hierher kamst?« fragte das Unthier und wiegte triumphirend sein Haupt.

»Ich habe gefürchtet, Dich nicht zu finden.«

»Du bietest mir Trotz, und Deine Füße sind eben über menschliche Gebeine gegangen!«

»Morgen vielleicht werden sie über die Deinigen gehen.«

Der Unmensch zitterte vor Wuth. Der Jüngling blieb ruhig, unbeweglich, unerschrocken.

»Nimm Dich in Acht!« murmelte der Räuber, »ich werde auf Dich stoßen, wie der Falke auf eine Taube.«

»Stoße auf mich!«

In Ordeners ruhigem Blick und Wesen lag Etwas, das dem Unthier wider Willen Achtung gebot. Der Wilde riß zornig die Haare des Thierfells aus, das um seine Schultern hing, wie ein Tiger das Gras ausreißt, ehe er sich auf seinen Raub stürzt.

»Du lehrst mich, was Mitleid ist.« sagte er.

»Und Du mich, was Verachtung ist.«

»Knabe, Deine Stimme ist sanft, Dein Gesicht rosig, wie die Stimme und das Gesicht einer Jungfrau. Welchen Tod soll ich Dir geben?«

»Den Deinigen.«

Das Unthier lachte laut auf.

»Du weißt nicht, daß ich ein Dämon bin, daß mein Geist der Geist Ingulphs des Vertilgers ist.«

»Ich weiß, daß Du ein Räuber bist, und daß Du um Gold mordest.«

»Du irrst Dich, um Blut, nicht um Gold.«

»Haben Dich nicht die Ahlfeldt bezahlt, den Hauptmann Dispolsen zu ermorden.«

»Was sagst Du mir da? Was sind das für Namen?«

»Kennst Du den Hauptmann Dispolsen nicht, den Du am Strande von Urchthal ermordet hast?«

»Das ist möglich, aber ich habe ihn vergessen, wie ich Dich in drei Tagen vergessen haben werde.«

»Kennst Du den Grafen Ahlfeldt nicht, der Dich bezahlt hat, um dem Hauptmann eine eiserne Büchse abzunehmen?« »Uhlfeldt! Warte! Ja, ich kenne ihn. Ich habe gestern das Blut seines Sohnes aus dem Schädel des meinigen getrunken.«

Ordener schauderte.

»Warst Du denn mit Deinem Lohne nicht zufrieden?«

»Mit welchem Lohn?«

»Höre! Dein Anblick ekelt mich an, ich will zu Ende kommen. Du hast vor acht Tagen einem Deiner Schlachtopfer, einem Offizier von Munckholm, eine eiserne Büchse geraubt.«

Bei dem Worte » *Munckholm*« bebte der Wilde vor Wuth.

»Ein Offizier von Munckholm!« murmelte er zwischen den Zähnen. »Bist Du vielleicht auch ein Offizier von Munckholm?«

»Nein!«

»Desto schlimmer!« sagte der Räuber und runzelte die Stirne.

»Höre! Wo ist diese eiserne Büchse, welche Du dem Hauptmann geraubt hast?«

Der Räuber schien einen Augenblick nachzudenken.

»Bei Ingulphs Seele!« sagte er, »diese elende eiserne Büchse setzt viele Leute in Athem. Ich stehe Dir dafür, daß man die Büchse, die Deine Gebeine enthalten soll, weniger suchen wird, wenn sie anders je in einen Sarg kommen.«

Als Ordener aus diesen Worten sah, daß der Räuber etwas von der Büchse wußte, faßte er neue Hoffnung, sie zu bekommen.

»Sage mir, was hast Du mit dieser Büchse gemacht? Ist sie im Besitze des Grafen Ahlfeldt?«

»Nein!«

»Du lügst, ich sehe Dich lachen.«

»Glaube, was Du willst. Was liegt mir daran?«

Das Unthier hatte ein höhnisches Wesen angenommen, das Ordener Mißtrauen einflößte. Er sah, daß kein anderes Mittel mehr übrig blieb, als ihn in Wuth zu bringen oder einzuschüchtern, wenn es möglich war.

»Höre,« rief er ihm barsch zu, »Du mußt mir diese Büchse geben.«

Der Räuber antwortete mit einem wilden Grinsen.

»Du mußt sie mir geben,« wiederholte der Jüngling mit donnernder Stimme.

»Pflegst Du etwa den Büffelochsen und Bären Befehle zu ertheilen?« erwiederte der Unmensch mit scheußlichem Lachen.

»Dem Teufel in der Hölle will ich befehlen.«

»Das wirst Du in Kurzem thun können.«

Der junge Mann zog sein Schwert, das in der Dunkelheit blitzte: »Gehorche!«

Der Wilde schüttelte seine Axt: »Es hing nur von mir ab, Deine Gebeine zu zerbrechen und Dein Blut zu trinken, als Du hereintratst, aber ich hielt an mich, weil ich begierig war, zu sehen, wie der kleine Sperling auf den Geier schießt.«

»Elender!« rief Ordener aus. »Vertheidige Dich!«

»So etwas höre ich zum erstenmal,« grinste der Wilde.

Mit diesen Worten sprang er auf den Altar und raffte seine Glieder zusammen, wie der Leopard, der den Jäger auf einem Felsstück erwartet, um sich unversehens auf ihn herabzustürzen.

Das Auge des Unmenschen haftete auf dem Jüngling, um zu sehen, von welcher Seite er sich am besten auf ihn stürzen könne. Es war um Ordener geschehen; wenn er noch einen Augenblick gezaudert hätte; aber er ließ dem Räuber keine Zeit zum Nachdenken, stürzte sich ungestüm auf ihn und setzte ihm die Spitze seines Schwertes vor das Gesicht.

Jetzt entstand ein furchtbarer Kampf. Die Bewegungen des Unthiers waren so rasch, daß Ordener immer seinem scheußlichen Gesicht und der Schneide seiner Axt begegnete, von welcher Seite er auch angreifen mochte. Er wäre beim ersten Anlauf verloren gewesen, wenn er nicht den glücklichen Gedanken gehabt hätte, seinen Mantel um den linken Arm zu wickeln, welcher Schild die wüthenden Streiche seines Gegners meistens auffing. Beide matteten sich einige Minuten lang mit größter Anstrengung ab, ohne daß Einer dem Andern eine Wunde beizubringen vermochte. Die kleinen flammenden Augen des Wilden traten aus ihren Höhlen. Er focht mit schweigender Wuth , erzürnt darüber, daß ein dem Anschein nach so schwacher Gegner ihn so keck und kräftig bekämpfte. Die scheußliche Unbeweglichkeit der Züge des Unthiers und die unerschrockene Ruhe auf Ordeners Gesicht bildeten einen seltsamen Gegensatz mit der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und der Lebhaftigkeit ihrer Angriffe.

Man hörte kein anderes Geräusch, als das Klirren der Waffen, die stürmischen Tritte des Jünglings und den schweren Athem der beiden Kämpfer. Plötzlich stieß der Wilde ein furchtbares Geheul aus. Die Schneide seiner Axt hatte sich in den Falten des Mantels gefangen. Er zog heftig daran, aber sie verwickelte sich dadurch nur noch mehr.

Das Schwert des Jünglings senkte sich gegen die Brust des Räubers.

»Höre mich noch einmal,« sagte Ordener, »willst Du mir diese eiserne Büchse zurückgeben, welche Du gestohlen hast?«

»Nein, und verflucht seist Du,« erwiederte grinsend der Räuber.

Ordener schwang drohend das Schwert: »Besinne Dich!«

»Nein! Du hast es schon gehört!«

Ordener senkte sein Schwert: »So winde Deine Axt von den Falten meines Mantels los, damit wir den Kampf fortsetzen können.«

Ein verächtliches Lachen war die Antwort des Unthiers: »Knabe, Du spielst den Edelmüthigen, als ob ich dessen bedürfte!«

Ehe der erstaunte Jüngling den Kopf umwenden konnte, hatte der Wilde, von dem Altar herab, seinen Fuß auf die Schulter seines großmüthigen Siegers gesetzt und war mit einem Satze zwölf Schritte weit im Saal. Mit einem zweiten Satze hing er an Ordener. Er hatte sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers an ihn gehängt, wie ein Panther, der sich mit Krallen und Rachen in der Seite eines Löwen einbeißt. Seine Klauen wühlten in den Schultern des Jünglings, seine Kniee drückten in seine Weichen, sein scheußliches Gesicht grinste ihn an, sein blutiger Rachen war geöffnet und zeigte weiße, spitzige Zähne, den Gegner damit zu zerfleischen. Kein menschliches Wort mehr entschlüpfte seiner lechzenden Kehle; nur ein dumpfes Brüllen stieg aus seinem offenen Rachen hervor. Er war scheußlicher, als ein Thier des Waldes, ungeheurer, als ein Dämon, es war ein Mensch, dem nichts vom Menschen übrig geblieben war.

Ordener schwankte bei diesem furchtbaren Anlauf und wäre rückwärts gefallen, wenn ihn nicht einer der breiten Pfeiler des Altars gehalten hätte. Er lag halb rückwärts gebogen am Pfeiler und athmete schwer unter dem Gewicht seines Feindes. Der Gedanke an seine Geliebte gab ihm neue Kraft; er umspannte das Ungeheuer mit beiden Armen, faßte seine Säbelklinge in der Mitte und setzte deren Spitze dem Gegner auf den Rücken. Als der Räuber das kalte Eisen fühlte, that er einen durchdringenden Schrei, ließ seinen Feind los und machte einen Satz rückwärts.

Nun entbrannte der Kampf zum drittenmal noch heftiger. Auf dem Boden lagen ungeheure Felsstücke zerstreut herum. Zwei Männer von gewöhnlicher Kraft hätten das kleinste derselben kaum aufheben können. Der Räuber erfaßte eines mit beiden Armen, hob es hoch über seinem

Haupte empor und schwenkte es gegen Ordener. Sein Blick war scheußlich. Der kräftig geschleuderte Stein durchflog schwerfällig den Raum, und kaum hatte der Jüngling Zeit genug, ihm auszuweichen.

Kaum hatte sich Ordener wieder gefaßt, so war schon ein neuer Stein in den Armen des Unthiers geschwungen. Der Jüngling stürzte mit gehobenem Schwert auf den Räuber los, um dem Kampf eine andere Wendung zu geben; aber der Stein begegnete in seinem Flug der schwachen Klinge und zertrümmerte sie. Der Jüngling stand entwaffnet da, und ein wildes Lachen des Ungeheuers stieg an die hohe Wölbung der Grotte.

»Hast Du Gott oder dem Teufel noch etwas zu beichten, ehe Du stirbst?« rief das Ungeheuer mit mißtönender Stimme aus.

Sein Auge flammte vor freudiger Wuth und er stützte sich auf seine Axt, die am Boden lag, um den Jüngling damit niederzuschlagen.

Plötzlich ließ sich von Außen ein fernes Brüllen hören. Das Unthier horchte. Das Geräusch nahm zu. Menschenstimmen mischten sich mit dem kläglichen Brüllen eines Bären. Der Räuber horcht. Das klägliche Geschrei dauert fort. Jetzt ergreift er rasch seine Axt und stürzt nicht auf Ordener, sondern auf eine der Felsspalten in der Höhle los, durch die das Licht eindringt. Der erstaunte Ordener tritt ebenfalls an eine dieser Oeffnungen und sieht in einer benachbarten Lichtung einen großen weißen Bären, von sieben Jägern verfolgt, unter welchen er Kennybol zu erkennen glaubt.

Er wendet sich um. Der Räuber war nicht mehr in der Grotte, und er hört außen eine schreckliche Stimme, die ruft: »Freund! Freund! Ich komme!«

XXVIII.

Das Regiment der Arquebusiere von Munckholm befand sich auf dem Marsch in den Engpässen zwischen Drontheim und Skongen. Der Lieutenant Randmer, ein junger dänischer Baron, trat zu dem Hauptmann Lory, der von der Pike auf gedient hatte. Der Hauptmann marschirte düster schweigend, mit gewichtigem aber sicherem Schritte.

»Nun, Herr Hauptmann,« rief ihm der lustige Lieutenant zu, »was ist Ihnen denn? Sie sind traurig.«

»Allerdings und nicht ohne Grund,« erwiederte der alte Offizier, ohne den Kopf zu erheben.

»Nur nicht so betrübt! Sehen Sie mich an, bin ich traurig? Und doch hätte ich wenigstens eben so viele Ursache dazu, als Sie.«

»Ich zweifle daran, Baron Randmer; ich habe mein einziges Gut, meinen ganzen Reichthum verloren.«

»Herr Hauptmann, unser Unglück ist ganz das gleiche. Erst vor vierzehn Tagen hat der Lieutenant Alberik mit einem einzigen Wurf mein schönes Schloß Randmer nebst allen dazu gehörigen Besitzungen gewonnen. Ich bin zu Grunde gerichtet; aber sehen Sie mich darum weniger lustig?«

Der Hauptmann erwiederte betrübt: »Herr Lieutenant, Sie haben nur Ihr schönes Schloß verloren, ich aber meinen Hund.«

Auf diese Antwort hielt das leichtsinnige Gesicht des jungen Mannes die Mitte zwischen Lachen und Rührung.

»Herr Hauptmann,« sagte er, »trösten Sie sich. Sehen Sie, ich habe mein schönes Schloß verloren.«

Der Hauptmann unterbrach ihn: »Was will das heißen? Uebrigens werden Sie wieder ein anderes Schloß gewinnen.«

»Und Sie werden wieder einen andern Hund finden.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

»Einen Hund werde ich wohl wieder finden, aber nicht meinen alten Drake.«

Er hielt inne; einige Thränen glänzten in seinen Augen und fielen über seine gefurchten Wangen herab.

»Ich habe,« fuhr er fort, »nie etwas geliebt, als ihn; ich habe weder Vater noch Mutter gekannt. Mögen sie im Frieden ruhen, wie mein armer Drake! Er hat mir im pommerischen Kriege das Leben gerettet; ich nannte ihn dem berühmten Admiral zu Ehren Drake. Dieser gute Hund! Er ist mir immer treu geblieben, wie es mir auch gehen mochte. Nach dem Treffen von Oholjen streichelte ihn der General Schack mit eigener Hand und sagte: ›Ihr habt da einen schönen Hund, Sergent Lory!‹ Damals war ich noch Sergent.«

»Das muß Einem wunderbar vorkommen, Sergent zu sein!« unterbrach ihn der junge adelige Offizier.

Der alte Soldat hörte nicht darauf und fuhr, wie in Gedanken verloren, fort: »Dieser arme Drake! Aus so vielen Gefahren frisch und gesund zurückzukommen, um, wie eine alte Katze, in diesem verfluchten Golf von Drontheim zu ersaufen! Mein armer Hund! Du wärest würdig gewesen, mit mir auf dem Schlachtfelde zu sterben.«

»Sie sind ein tapferer Soldat,« rief der Lieutenant, »wie können Sie traurig sein, da wir uns vielleicht morgen schlagen werden?«

»Ja,« erwiederte der alte Hauptmann verächtlich, »gegen saubere Feinde!«

»Wie! diese teuflischen Bergleute! Diese satanischen Bergbewohner!«

»Steinbrecher und Straßenräuber! Leute, die nicht einmal in Schlachtordnung aufmarschiren können! Das sind mir die rechten Leute, um einem alten Knasterbart, wie ich bin, der alle Feldzüge in Pommern und Holstein mitgemacht hat, die Spitze zu bieten! Mir, der unter dem berühmten Schack und dem tapfern Guldenlew gefochten!...«

»Aber Sie wissen nicht, daß diese Banden einen gefürchteten Anführer haben, einen wilden Riesen, so groß und stark wie Goliath, einen Dämon, der nichts als Menschenblut trinkt ...«

»Wen denn?«

»Den berüchtigten Han den Isländer.«

»Bravo! Ich wette, daß dieser furchtbare Obergeneral nicht einmal eine Flinte in den vorgeschriebenen Tempos zu laden weiß.«

Der Lieutenant lachte laut.

»Lachen Sie nur! Es wird in der That recht gut lassen, wenn wackere Soldatensäbel sich mit elenden hauen, und tapfere Piken mit Mistgabeln kreuzen! Das sind würdige Feinde! Mein guter Drake hätte sie nicht für werth gehalten, sie in die Füße zu beißen!«

Sie wurden durch die Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der athemlos herbeilief.

»Herr Hauptmann Lory!« rief er aus. »Mein lieber Randmer!«

»Was gibt es?« fragten die Beiden zusammen.

»Meine Freunde ... Ich bin starr vor Entsetzen ... Ahlfeldt! ... Der Lieutenant Ahlfeldt! ... Der Sohn des Großkanzlers! ... Sie wissen, mein lieber Baron Randmer! ... Dieser elegante Friedrich ... Dieser Geck! ...«

»Elegant war er,« erwiederte der junge Baron, »sehr elegant! Inzwischen hatte ich doch auf dem letzten Balle zu Kopenhagen eine geschmackvollere Maske als er ... Was ist ihm denn begegnet?«

»Ich weiß, wen Sie meinen,« sagte zu gleicher Zeit der Hauptmann Lory, »den Friedrich von Ahlfeldt, den Lieutenant in der dritten Compagnie, mit den blauen Aufschlägen. Er versieht den Dienst ziemlich nachlässig.«

»Man wird sich nicht mehr über ihn beklagen, Herr Hauptmann!«

»Wie?« fragte Randmer.

»Er liegt in Garnison zu Wahlstrom,« sagte der alte Hauptmann.

»So ist es,« fuhr der Offizier fort, »der Oberst hat einen Boten bekommen ... Dieser arme Friedrich! ...«

»Was ist es denn, Hauptmann Bollar? Sie erschrecken mich.«

»Bah!« sagte der Hauptmann Lory. »Unser Geck wird ohne Urlaub fort sein, wie gewöhnlich. Sein Hauptmann wird den Herrn Sohn des Herrn Großkanzlers in Arrest geschickt haben. Das ist wohl Alles.«

Der Hauptmann Bollar klopfte ihn auf die Achsel: »Lory, der Lieutenant Ahlfeldt ist lebendig gefressen worden.«

Der junge Baron Randmer brach in ein tolles Gelächter aus, während Lory seinen Kameraden anstaunte.

»Ich sehe,« rief der Lieutenant aus, »daß Sie noch immer der alte Spaßmacher sind, aber mit dieser Geschichte werden Sie mich nicht anführen.«

Der Lieutenant kreuzte die Arme über einander und lachte aus vollem Halse. Was ihn bei der Sache am meisten ergötzte, war die Leichtgläubigkeit des alten Lory. »Das ist ein rechter Spaß,« fuhr er fort, »und eine gute Erfindung, diesen Friedrich, der eine so zärtlich lächerliche Sorgfalt für seine Haut hatte, lebendig auffressen zu lassen.«

»Randmer,« sagte Bollar ernst, »Sie sind ein Thor. Ich sage Ihnen, Ahlfeldt ist todt. Ich weiß es aus des Obersts eigenem Munde.«

»Ho! Wie gut er seine Rolle spielt! Recht herrlich!«

Bollar zuckte die Achseln und wandte sich dem alten Lory zu, der ihn kaltblütig um eine nähere Erzählung des Vorfalls bat. »Ja, ja,« fiel der Lieutenant lachend ein, »erzählen Sie uns doch, von wem dieser arme Teufel mit Haut und Haaren aufgefressen worden ist. Hat er einem Wolf zum Frühstück, einem Büffel zum Mittagessen, oder einem Bären zum Nachtmahl gedient?«

»Der Oberst,« sagte Bollar, »hat unterwegs eine Depesche erhalten, daß sich die Besatzung von Wahlstrom vor einer bedeutenden Abtheilung der Rebellen auf uns zurückzieht ...«

Der alte Lory runzelte die Stirne.

»Sodann enthielt dieser Bericht, daß der Lieutenant Friedrich von Ahlfeldt, als er vor drei Tagen in dem Gebirge auf der Jagd war, in der Nähe der Ruine von Urbar von einem Ungeheuer in seine Höhle getragen und lebendig aufgefressen worden sei.«

Der Lieutenant Randmer lachte abermals hell auf: »Ho! Ho! Unser guter Lory glaubt an Ammenmährchen. Recht so, lieber Bollar, nur fein ernsthaft! Sie sind ein Spaßvogel ohne Gleichen. Aber sagen Sie uns doch, wer ist denn dieses Ungeheuer, dieser Menschenfresser, der einen königlichen Lieutenant davon trägt und auffrißt, wie ein junges Reh?«

»Sie sollen es nicht erfahren, sondern Lory, der nicht so toll ungläubig ist. Dieser Menschenfresser ist Han der Isländer.«

»Der Anführer der Rebellen?« rief der alte Offizier.

»Nun, sehen Sie selbst, Lory,« rief Randmer spottend aus, »daß man keine Tempos braucht, wenn man ein so gutes Gebiß hat.«

»Baron Randmer,« sagte Bollar, »Sie haben dasselbe leichte Blut, wie Ahlfeldt; hüten Sie sich, dasselbe Schicksal zu haben.«

»Ich muß gestehen,« rief Randmer, »daß die unerschütterliche Ernsthaftigkeit des Hauptmanns Bollar mich bei der Sache am meisten ergötzt.«

»Und ich,« erwiederte dieser, »muß gestehen, daß mich die unerschöpfliche Lustigkeit des Lieutenants Randmer bei dieser ernsten Sache am meisten erschreckt.«

Eine Gruppe Offiziere, in lebhafter Unterhaltung begriffen, näherte sich.

»Ich muß diesen Herren doch,« sagte Randmer, »Bollars spaßhafte Erfindung mittheilen. Kameraden,« fuhr er fort, indem er auf sie zuging, »wißt Ihr auch, daß dieser arme Friedrich von Ahlfeldt von dem barbarischen Han dem Isländer lebendig aufgefressen worden ist?«

Er begleitete diese Worte mit lautem Gelächter. Aus der Mitte der neu Angekommenen erschallten Rufe des Unwillens.

»Wie,« hieß es, »Sie lachen? – Spricht man so von einer so entsetzlichen That? – Ueber ein solches Unglück lachen?«

»Wie!« erwiederte Randmer bestürzt. »So wäre es denn wahr?«

»Sie haben es uns ja selbst wiederholt! Glauben Sie denn Ihren eigenen Worten nicht?» rief man ihm von allen Seiten zu.

»Ich hielt es für einen Scherz von Bollar...«

»Das wäre ein schlechter Spaß gewesen,« sagte ein alter Offizier, »aber zum Unglück ist es keiner. Unser Oberst, der Baron Boethäun, hat eben diese schreckliche Nachricht erhalten.«

»Abscheulich! Entsetzlich!« wiederholten viele Stimmen.

»Wir haben es also,« sagte ein Offizier, »mit Bären und Wölfen in Menschengestalt zu thun?«

»Das ist entsetzlich,« rief Bollar aus. »Unser Regiment ist unglücklich: Dispolsen, diese armen Soldaten zu Cascadthymore, Ahlfeldt!...«

Baron Randmer erwachte plötzlich aus tiefem Nachdenken, dessen Ergebnis die Worte waren: »Es ist kaum zum glauben, dieser Friedrich, der so gut tanzte!«

XXIX.

Nachdem Ordender die Grotte von Walderhog verlassen hatte, irrte er den ganzen Tag im wilden Gebirge umher, ohne eine Spur von Menschen zu finden. Mit Einbruch der Nacht befand er sich in einer geräumigen Ebene. Er war ermüdet, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich auf den Boden nieder, um zu schlafen. Der Wind war kalt, der Himmel schwarz, und bisweilen durchzuckten Blitze die Dunkelheit.

Plötzlich schlugen verwirrte Menschenstimmen an sein Ohr. Er richtete sich halb in die Höhe und erblickte in einiger Entfernung in der Dunkelheit wandelnde Schatten. Ein Licht brannte in der Mitte der geheimnisvollen Gruppe, und zu seinem Erstaunen sah Ordener diese phantasmagorischen Gestalten, eine nach der andern, in der Erde verschwinden. Alles war weg, wie ein Gedanke.

Ordener war erhaben über den Aberglauben seiner Zeit und seines Landes. Gleichwohl lag in diesem seltsamen Erscheinen und Verschwinden etwas Übernatürliches, das ihn gegen seine eigene Vernunft mißtrauisch machte.

Er stand auf und ging dem Orte zu, wo die wandelnden Gestalten verschwunden waren. Dicke Regentropfen begannen zu fallen. Plötzlich blieb er stehen. Ein Blitz hatte ihm vor seinen Füßen eine Art breiten und kreisförmigen Brunnens gezeigt, in den er ohne das wohlthätige Leuchten des Gewitters unfehlbar gestürzt wäre. Er näherte sich dem Schlund. In grauenvoller Tiefe sah er ein Licht glänzen, das einen röthlichen Schein von sich warf. Dieser Strahl, der einem magischen Feuer der Erdgeister glich, vermehrte gewissermaßen den unermeßlichen Umfang der Finsternis, welche das Auge durchdringen mußte, um ihn zu erreichen. Ordener, über den Abgrund sich neigend, horchte. Ein feines Geräusch von Stimmen traf sein Ohr. Er zweifelte nicht, daß die Wesen, die ihm aus eine so seltsame Weise erschienen und wieder verschwunden waren, in diesen Abgrund hinabgestiegen seien, und ein unwiderstehliches Verlangen trieb ihn, ihnen zu folgen.

Der Sturm fing an, heftig zu toben, und dieser Schlund konnte ihm Schutz dagegen gewähren. Aber wie hinabsteigen? Welchen Weg hatten diejenigen genommen, denen er nachfolgen wollte, wenn es anders nicht Gespenster gewesen waren?

Ein zweiter Blitz ließ ihn das obere Ende einer Leiter erblicken, die in die Tiefe zu führen schien. Ordener zauderte keinen Augenblick; er stieg muthig die Leiter hinab. Bald sah er vom Himmel nichts mehr, als die bläulichen Blitze, die ihn beleuchteten. Der Regen, der in Strömen auf die Oberfläche der Erde fiel, gelangte nur noch als ein feiner Thau zu ihm. Er stieg, stieg weiter, stieg immer hinab, und kaum schien es, daß er sich dem unterirdischen Lichte nähere.

Endlich merkte er an der mehr und mehr sich verdickenden Luft, an dem mehr und mehr zunehmenden Geräusche der Stimmen, an dem purpurnen Wiederschein, der die kreisförmige Mauer des Brunnens zu färben begann, daß er nicht mehr weit vom Boden sei. Er stieg noch einige Stufen hinab, und jetzt konnte er deutlich am Fuße der Leiter den Eingang eines unterirdischen Gewölbes erblicken, der von einem röthlichen zitternden Lichte beschienen war, während zugleich Stimmen in sein Ohr drangen, welche seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen,

»Kennybol kommt nicht,« sagte eine Stimme im Tone der Ungeduld.

»Wer mag ihn wohl zurückhalten?« wiederholte dieselbe Stimme nach einer Pause. »Wir wissen es nicht, Herr Hacket,« antwortete man.

»Er muß bei seiner Schwester Maase Braall im Weiler Surb übernachtet haben,« fügte eine andere Stimme hinzu.

»Ihr seht,« fuhr die erste Stimme fort, »daß ich alle meine Versprechungen halte... Ich versprach Euch Han den Isländer zum Anführer zu bringen, hier ist er.«

Ein Murmeln, dessen Sinn schwer zu errathen war, antwortete auf diese Worte. Ordeners Neugierde, die durch den Namen dieses Kennybol, der ihn am Tage zuvor so sehr in Verwunderung gesetzt hatte, bereits geweckt worden war, verdoppelte sich, als er Han den Isländer nennen hörte.

Die nämliche Stimme begann wieder: »Meine Freunde, Jonas, Norbith, wenn auch Kennybol zögert, was thut es? Wir sind zahlreich genug, um nichts mehr zu fürchten. Habt Ihr in den Ruinen von Crag Eure Fahnen gefunden?«

»Ja, Herr Hacket,« antworteten mehrere Stimmen.

»Nun, so greift zu den Waffen, es ist Zeit! Hier ist Gold. Da steht Euer unüberwindlicher Anführer! Vorwärts zur Befreiung des edlen Schuhmacher, des unglücklichen Grafen von Greiffenfeld!«

»Es lebe Schuhmacher!« riefen viele Stimmen, und der Name Schuhmacher drang in den unterirdischen Gewölben fort von Echo zu Echo.

Ordener, der von einem Staunen ins andere gerieth, hielt den Athem an sich, um kein Wort zu verlieren. Er konnte nicht glauben noch begreifen, was er hörte. Schuhmachers Name im Verein mit Kennybol und Han dem Isländer! Was war das für ein geheimnisvolles Drama, von dem er, als verborgener Zuschauer, eine Scene mit ansah?

»Ihr seht hier,« fuhr dieselbe Stimme fort, »den Freund und Vertrauten des edeln Grafen von Greiffenfeld. Schenkt mir nur Vertrauen, wie er mir das seinige schenkt. Alles ist Euch günstig. Ihr werdet nach Drontheim kommen, ohne einen Feind zu sehen.«

»Herr Hacket,« unterbrach ihn eine Stimme, »wir müssen schnell aufbrechen. Peters hat mir gesagt, daß er in den Engpässen das ganze Regiment von Munckholm im Anmarsch gegen uns gesehen habe.«

»Er hat Euch getäuscht,« erwiederte der andere im Tone des Ansehens. »Die Regierung weiß noch nichts von Eurem Aufstand und ist so sicher, daß derjenige, der Eure gerechten Beschwerden abgewiesen hat, Euer Unterdrücker, der Unterdrücker des erlauchten und unglücklichen Schuhmacher, der General Levin von Knud, Drontheim verlassen hat und in die Hauptstadt abgereist ist, um den Vermählungsfeierlichkeiten seines Zöglings Ordener Guldenlew, der Ulrike Ahlfeldt heirathet, beizuwohnen.«

Man kann sich Ordeners Staunen denken. In diesem wilden, kaum bewohnten Lande, tief im Schooß der Erde, hörte er unbekannte Menschen alle die Namen aussprechen, die ihm theuer waren. Ein entsetzlicher Zweifel bemächtigte sich seines Herzens. Sollte es wahr sein? War das wirklich ein Agent des Grafen von Greiffenfeld? Wie! Schuhmacher, dieser ehrwürdige Greis, der Vater seiner Ethel, empörte sich gegen seinen König, besoldete Straßenräuber, entzündete einen Bürgerkrieg? Und für diesen Heuchler, für diesen Rebellen, hatte er, der Sohn des Vicekönigs von Norwegen, der Zögling des Generals Levin von Knud, seine Zukunft aufs Spiel gesetzt, sein Leben gewagt! Für ihn hatte er diesen isländischen Räuber aufgesucht und bekämpft, mit dem Schuhmacher im Einverständnis sein mußte, weil er ihn an die Spitze seines rebellischen Haufens stellte!

»Ja,« fuhr inzwischen der Emissär fort, »der furchtbare Han der Isländer stellt sich an Eure Spitze. Wer wird gegen Euch zu kämpfen wagen? Ihr fechtet für Eure Weiber und Kinder, die man auf schmähliche Weise ihres Erbthums beraubt, für einen edeln Unglücklichen, der seit zwanzig Jahren unschuldig im Kerker schmachtet. Vorwärts, Schuhmacher und die Freiheit harren Euer! Krieg den Tyrannen!«

»Krieg!« wiederholten tausend Stimmen. Waffen klirrten zusammen und das Horn erscholl.

»Haltet ein!« rief Ordener, indem er auf die Schwelle des unterirdischen Gewölbes trat. Der Gedanke, Schuhmacher ein Verbrechen und seinem Lande die Leiden eines Bürgerkriegs zu ersparen, hatte sein ganzes Wesen ergriffen.

Vor seinen Blicken lag eine unermeßliche unterirdische Stadt, deren Grenzen sich hinter einer Menge von Pfeilern verloren, die das Gewölbe trugen. Diese Pfeiler glänzten, wie Krystallbogen, im Strahl von tausend brennenden Fackeln, welche eine seltsam bewaffnete und in den Tiefen des Platzes ordnungslos verbreitete Menschenmenge trug. Wenn man von allen Seiten dieses Licht wiederstrahlen, dann in der fernen Dunkelheit schreckhafte Gestalten zwischen den Pfeilern hinschweben sah, so hätte man glauben können, daß man sich bei einer jener fabelhaften Zusammenkünfte von Hexen und Teufeln befinde, die Sterne als Fackeln in

der Hand tragen und nächtlicher Weile um die Bäume der Wälder und die Mauern verfallener Schlösser tanzen.

Ein lautes Geschrei erhob sich: »Ein Fremder! Nieder! Nieder! Nieder mit ihm!«

Hundert Arme erhoben sich gegen Ordener. Er griff mit der rechten Hand an die linke Seite, um seinen Säbel zu ziehen; er hatte vergessen, daß er waffenlos war.

»Haltet ein!« rief Schuhmachers Agent, ein kleiner, dicker, schwarzgekleideter Mann. Er trat gegen Ordener vor.

»Wer seid Ihr?« fragte er.

Ordener antwortete nicht. Von allen Seiten starrten ihm Säbelspitzen oder Pistolenmündungen entgegen.

»Hast Du Furcht?« fragte der Emissär lächelnd.

»Lege Deine Hand auf mein Herz und fühle, ob es schneller schlägt,« erwiederte der Jüngling verächtlich.

»Ei!« sagte Jener, »er spielt den Stolzen! Je nun, er mag sterben!«

»Geduld, Herr Hacket,« fiel ein Greis mit weißem Barte ein, der sich auf ein langes Gewehr stützte. »Ich habe hier allein das Recht, diesen Christen zu den Todten zu senden, um ihnen zu erzählen, was er hier gesehen hat.«

Hacket lachte: »Wie es Euch gefallt, mein lieber Jonas! Gleichviel, wer diesen Spion richtet, wenn er nur verurtheilt wird.«

Der alte Mann wandte sich an Ordener: »Wer bist Du, der sich so kühn in unsere Mitte wagt?«

Ordener schwieg.

»Er will nicht antworten,« sagte der Alte. »Wenn der Fuchs gefangen ist, schreit er nicht mehr. Macht ihn nieder!«

»Mein wackerer Jonas,« unterbrach ihn Hacket, »laßt Han den Isländer diesen Menschen tödten, dies soll seine erste That in Eurer Mitte sein.«

»Ja, ja!« riefen beifällig viele Stimmen.

Ordener suchte diesen Han den Isländer, mit dem er erst ein so heißes Gefecht gehabt hatte, mit den Augen und sah mit Verwunderung einen Mann von riesenmäßiger Größe in der Tracht der Bergbewohner auf sich zukommen. Der Riese sah Ordener mit einem wild stumpfsinnigen Blicke an und verlangte eine Axt.

»Du bist nicht Han der Isländer,« sagte Ordener ruhig.

»Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!« schrie Hacket wüthend.

Ordener sah seinen Tod vor Augen. Er griff in den Busen, um eine Haarlocke seiner Ethel herauszuziehen und den letzten Kuß auf sie zu drücken. Bei dieser Bewegung fiel ein Papier aus seinem Gürtel.

»Was ist das für ein Papier?« sagte Hacket. »Norbith, hebt dieses Papier auf.

Dieser Norbith war ein junger Mann, dessen bräunliches Gesicht, obwohl von harten Zügen, doch einen Ausdruck von Edelmuth hatte. Er hob das Papier auf und entfaltete es.

»Großer Gott!« rief er aus, »das ist der Paß meines armen Freundes Christoph Nedlam, den sie vor acht Tagen zu Skongen wegen Falschmünzerei gehängt haben.«

»Nun, so behalte diesen Wisch Papier,« sagte Hacket im Tone getäuschter Erwartung. »Ich hielt es für wichtiger. Und Ihr, mein lieber Han, fertigt diesen Menschen ab!«

Norbith trat vor Ordener hin und rief: »Dieser Mann steht unter meinem Schutze. Eher soll mein Haupt fallen, als ein Haar von dem seinigen. Ich leide nicht, daß der Paß meines Freundes Christoph Nedlam verletzt wird.«

»Bah! Bah!« sagte Hacket, »das ist eine Narrheit von Euch, mein wackerer Norbith! Dieser Mensch ist ein Spion und muß sterben.«

»Gebt mir meine Axt!« rief der Riese.

»Er soll nicht sterben,« entgegnete Norbith. »Was würde der Geist meines armen Nedlam dazu sagen? Nein, er wird nicht sterben, denn Nedlam will, daß er nicht sterbe!«

»Norbith hat Recht,« sagte der alte Jonas. »Warum soll man diesen Fremdling tödten, da er einen Paß von Christoph Nedlam hat?«

»Er ist aber ein Spion,« erwiderte Hacket.

Der alte Jonas trat neben Norbith und beide sagten feierlich: »Er hat einen Paß von Christoph Nedlam, der zu Skongen gehängt worden ist.«

Hacket sah, daß er nachgeben mußte, denn Alle murrten, und viele Stimmen riefen: »Dieser Fremdling darf nicht sterben, denn er hat einen Paß von Nedlam dem Falschmünzer.«

»So mag er denn leben!« murmelte Hacket mit zurückgehaltener Wuth.

»Und wenn es der Teufel wäre,« sagte Norbith, »so würde ich ihn nicht tödten.«

Er wandte sich zu Ordener und fuhr fort: »Du bist gewiß ein guter Bruder, weil Du einen Paß von Christoph Nedlam hast. Wir sind königliche Bergleute. Wir empören uns, um uns von der königlichen Vormundschaft frei zu machen. Der Herr Hacket, den Du hier siehst, sagt, daß wir für einen gewissen Grafen Schuhmacher zu den Waffen greifen; aber ich kenne diesen Schuhmacher nicht. Fremdling, unsere Sache ist gerecht. Ich frage Dich, willst Du mit uns sein?«

Ein Gedanke ging in Ordeners Seele auf.

»Ja!« antwortete er.

Norbith reichte ihm einen Säbel, den er stillschweigend annahm.

»Bruder,« sagte Norbith, »wenn Du uns verrathen willst, so tödte mich zuerst.«

Ein Horn erscholl und ferne Stimmen riefen: »Da kommt Kennybol!«

XXX

Hacket sprang dem ankommenden Kennybol entgegen.

»Endlich!« rief er aus, »mein lieber Kennybol, endlich kommt Ihr! Ich will Euch sogleich Eurem gefürchteten Anführer, Han dem Isländer, vorstellen.«

Bei diesem Namen wich Kennybol, der bleich, athemlos, mit verwirrten Haaren, schweißtriefend am Gesicht und mit blutigen Händen eingetreten war, drei Schritte zurück.

»Han der Isländer!« rief er aus.

»Erschreckt nicht, er kommt zu Eurer Hülfe. Seht in ihm einen Freund und Waffenbruder ...«

»Han der Isländer hier!«

»Allerdings! Fürchtet Ihr ihn denn?«

»Han der Isländer in diesem Bergwerk!«

»Jetzt sehe ich, daß die Furcht vor Han dem Isländer Euch so lange aufgehalten hat.«

»Nicht die Furcht vor Han dem Isländer, sondern Han der Isländer selbst hat mich aufgehalten, das schwöre ich Euch.«

Ein Murmeln der Verwunderung erhob sich. Hacket schien verlegen.

»Wie! was sagt Ihr da?« fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Ich sage, Herr Hacket, daß ich ohne Euern verfluchten Han den Isländer vor dem ersten Schrei der Eule hier gewesen wäre.«

»Wirklich, was hat er Euch denn gethan?«

»Fragt mich nicht, und möge mein Bart in einem Tage weiß werden, wie ein Hermelinfell, wenn ich je in meinem Leben wieder einen weißen Bären jage.«

»Wart Ihr in Gefahr, von einem Bären gefressen zu werden?«

Kennybol zuckte verächtlich die Achseln: »Ein Bär! Kennybol von einem Bären gefressen! Für wen haltet Ihr mich, Herr Hacket?«

»Verzeiht!« erwiederte Hacket lächelnd.

»Wenn Ihr wüßtet, was mir begegnet ist, so würdet Ihr nicht mehr zu mir sagen, Han der Isländer sei hier.«

»Mein lieber Kennybol,« sagte Hacket, »erzählt mir, was Euch aufgehalten hat. Alles kann in diesem Augenblicke von hoher Wichtigkeit für uns sein.«

»Das ist richtig,« erwiederte Kennybol nach einigem Nachdenken.

Hierauf erzählte er, wie er am Morgen mit sechs Gefährten einen weißen Bären bis in die Gegend der Grotte von Walderhog gejagt habe, ohne in der Hitze der Jagdlust zu bemerken, daß sie diesem furchtbaren Ort so nahe seien. Das klägliche Geschrei des Bären habe einen kleinen Mann, ein Ungeheuer, einen Dämon zu Hülfe gerufen, der mit einer steinernen Axt auf sie losgestürzt sei. Das plötzliche Erscheinen dieses Dämons, der Niemand anders als Han der Isländer sein konnte, habe sie mit Schrecken erfüllt. Seine sechs Gefährten seien Opfer der beiden Unthiere geworden, und er danke sein Leben nur schneller Flucht, seiner Behendigkeit und der Ermüdung Hans des Isländers.

»Ihr seht jetzt, Herr Hacket,« schloß Kennybol seine Erzählung, »daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich spät komme, und daß der isländische

Dämon, den ich diesen Morgen mit seinem Bären im Gehölze von Walderhog bei den Leichnamen meiner sechs Kameraden zurückgelassen habe, jetzt nicht als unser Freund in dieser Mine von Apsyl-Corh zugegen sein kann. Ich kenne jetzt diesen eingefleischten Teufel, ich habe ihn mit Augen gesehen.«

»Mein wackerer Kennybol,« erwiederte Hacket ernst, »wenn Ihr von Han dem Isländer oder der Hölle redet, so haltet nichts für unmöglich. Ich wußte Alles, was Ihr mir da erzählt habt, schon vorher.«

»Wie!« rief der alte Schütze der Berge von Kole erstaunt aus.

»Ja, ich wußte Alles, nur das nicht, daß Ihr der Held dieses traurigen Abenteuers gewesen seid. Han der Isländer hat es mir auf dem Wege hieher selbst erzählt.«

»Wirklich!« sagte Kennybol mit einem Blicke auf Hacket, in welchem sich Furcht und Respekt zugleich aussprachen.

Hacket fuhr mit gleicher Zuversicht fort: »Jetzt aber könnt Ihr ruhig sein; ich will Euch selbst zu diesem furchtbaren Han dem Isländer führen.«

Kennybol stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

»Seid doch ruhig; er ist ja jetzt Euer Anführer und Waffenbruder. Hütet Euch jedoch, ihm das in Erinnerung zu bringen, was diesen Morgen vorgefallen ist. Ihr versteht mich?«

Nicht ohne inneres Widerstreben willigte Kennybol ein, vor das Angesicht des gefürchteten Dämons zu treten. Sie näherten sich der Gruppe, bei welcher sich Ordener, Jonas und Norbith befanden.

»Mein guter Jonas, mein lieber Norbith,« sagte Kennybol, »Gott mit Euch!«

»Dessen bedürfen wir,« erwiederte Jonas.

Jetzt fiel Kennybols Blick auf Ordener.

»Ah!« sagte er, »willkommen, junger Mann! Es scheint, daß Eure Kühnheit guten Erfolg hatte?«

»Ihr kennt also diesen Fremden, Kennybol?« fiel Norbith ein.

»Ob ich ihn kenne? Ich liebe und achte ihn. Er ist, gleich uns, eifrig für die gute Sache, die wir verfechten.«

Ehe Ordener ein Wort vorbringen konnte, näherte sich Hacket mit seinem Riesen, aus dessen Nähe Alle bestürzt entflohen, und sagte: »Hier, mein wackerer Kennybol, ist Euer Anführer, der berühmte Han der Isländer.«

Kennybol warf einen Blick auf ihn, in welchem mehr Staunen als Furcht lag, und neigte sich zu Hackets Ohr: »Der Han der Isländer, den ich diesen Morgen bei Walderhog zurückgelassen habe, war ein kleiner Mann ...«

Hacket erwiederte leise: »Ihr vergeßt, daß er ein Dämon ist.«

»Das ist wahr,« sagte der leichtgläubige Schütze, »er wird eine andere Gestalt angenommen haben.«

XXXI.

In einem düstern alten Eichenwald trat ein kleiner Mann zu einem andern, der allein war und auf ihn zu warten schien. Folgendes leise Gespräch begann:

»Euer Gnaden verzeihen, daß ich Sie so lange warten ließ! Mehrere Zufälle haben meine Ankunft verzögert.«

»Welche?«

»Der Anführer der Bergbewohner, Kennybol, ist erst um Mitternacht eingetroffen, und dagegen sind wir durch einen unerwarteten Zeugen gestört worden.«

»Wer war dieser?«

»Ein Mensch, der sich wie ein Narr mitten in unsere nächtliche Zusammenkunft gestürzt hat. Ich hielt ihn Anfangs für einen Spion und wollte ihn umbringen lassen; er hatte aber einen Paß von irgend einem Gehenkten bei sich, der bei unsern Bergleuten sehr in Achtung steht, und sie haben ihn unter ihren Schutz genommen. Ich halte ihn jetzt für einen neugierigen Reisenden oder einen gelehrten Schwachkopf. In jedem Falle habe ich in Beziehung auf ihn meine Maßregeln genommen.«

»Geht sonst Alles gut?«

»Sehr gut. Die Bergleute von Gulbransthal und Faroer, unter dem jungen Norbith und dem alten Jonas, und die Bergbewohner von Kole, unter Kennybol, müssen jetzt auf dem Marsch sein. Vier Stunden von Apsyl-Corh werden die Bergleute von Hubfallo und Sundmoer zu ihnen stoßen; einige Stunden weiter werden sie von den Bergleuten von Kongsberg und den Eisenarbeitern von Smiassen erwartet, welche, wie Euer Excellenz weiß, bereits die Besatzung von Wahlstrom zum Rückzüge gezwungen haben. Alle diese vereinigten Haufen werden heute Nacht, zwei Stunden von Skongen, in den Schluchten des schwarzen Pfeilers, lagern.«

»Aber wie haben sie Euern Han den Isländer aufgenommen?"

»Mit vollkommener Leichtgläubigkeit.«

»Könnte ich doch den Tod meines Sohnes an diesem Ungeheuer rächen! Welches Unglück, daß er uns entkommen ist!«

»Mein gnädiger Herr! Benützen Sie allererst Han des Isländers Namen, um an Schuhmacher Rache zu nehmen. Später werden wir Mittel finden, uns an Han selbst zu rächen. Die Rebellen werden heute den ganzen Tag marschiren und diesen Abend in dem Engpaß des schwarzen Pfeilers, zwei Stunden von Skongen, Halt machen.«

»Wie! Ihr wollt einen so beträchtlichen Haufen so nahe an Skongen vorrücken lassen? Musdoemon! ...«

»Verdacht, edler Graf! Schicken Sie auf der Stelle einen Boten an den Oberst Voethaün, dessen Regiment jetzt zu Skongen sein muß; geben Sie

ihm Nachricht, daß sämmtliche Streitkräfte der Rebellen diese Nacht sorglos im Engpasse des Pfeilers gelagert sein werden. Dieser Engpaß scheint ausdrücklich für Hinterhalte geschaffen ....«

»Ich verstehe Euch, aber warum habt Ihr Alles so eingerichtet, daß die Rebellen so zahlreich sind?«

»Je furchtbarer der Aufstand ist, je größer werden Schuhmachers Verbrechen und Ihre Verdienste sein. Im Übrigen liegt daran, daß er mit einem Schlage ganz vernichtet werde.«

»Wohl! Aber warum ist der Ort des Lagers so nahe bei Skongen?«

»Weil dies im ganzen Gebirge der einzige Ort ist, wo die Vertheidigung unmöglich ist. Keiner wird aus diesem Engpaß entkommen, als diejenigen, welche bestimmt sind, vor den Gerichten zu figuriren.«

»Trefflich! Diese Geschichte muß schnell beendigt werden, Musdoemon! Wenn von dieser Seite Alles beruhigend ist, so ist von der andern Alles beunruhigend. Ihr wißt, daß wir zu Kopenhagen geheime Nachforschungen nach den Papieren veranstaltet haben, welche in die Hände dieses Dispolsen gefallen sein können?«

»Nun, gnädiger Herr?«

»Nun, ich erfahre eben, daß dieser Ränkemacher mit dem verfluchten Astrologen Cumbysulsum in geheimnißvoller Verbindung gestanden ist ...«

»Mit diesem Cumbysulsum, der kürzlich gestorben ist?«

»Mit eben diesem, und daß der alte Hexenmeister auf dem Sterbebette Schuhmachers Agenten Papiere eingehändigt hat ...«

»Verflucht! Er hatte Briefe von mir, einen Entwurf unseres Planes ...«

»Eures Plans? Musdoemon!«

»Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiger Herr Graf, *Ihres* Plans! Aber warum haben Sie sich auch diesem Charlatan Cumbysulsum anvertraut? ...

Der alte Verräther! ...«

»Hört, Musdoemon! Ich bin nicht, wie Ihr, ein Wesen ohne Treue und Glauben. Nicht ohne genügende Gründe habe ich stets Vertrauen zu der Wissenschaft des alten Cumbysulsum gehabt.«

»Warum hatten Euer Gnaden nicht eben so viel Mißtrauen in seine Treue, als Vertrauen in seine Wissenschaft? Im Uebrigen können wir ruhig sein, Dispolsen ist todt, seine Papiere sind verloren, und in wenigen Tagen wird keine Rede mehr von denen sein, welchen sie dienen könnten.«

»In jedem Fall könnte keine Anklage sich bis zu meiner Person erheben.«

»Oder bis zu mir, der unter Euer Gnaden Schutze steht.«

»Allerdings, Lieber, könnt Ihr auf mich zählen. Inzwischen wollen wir doch die Entwicklung der ganzen Geschichte beschleunigen. Ich werde sogleich einen Boten an den Oberst abschicken. Kommt, meine Leute erwarten mich hinter jenem Gebüsche. Wir müssen den Weg nach Drontheim einschlagen, das ohne Zweifel der Mecklenburger jetzt verlassen haben wird. Fahrt fort, mir wohl zu dienen und zählt auf mich im Leben und im Tode trotz allen Cumbysulsum und Dispolsen auf der Erde.«

»Glauben mir Euer Gnaden ...«

Hier verloren sich Beide im Gehölze, in dessen Windungen sich ihre Stimmen allmählig verloren, und bald hörte man weiter nichts mehr von ihnen, als den immer mehr sich entfernenden Hufschlag ihrer Pferde.

XXXII.

Inzwischen waren die Rebellen durch den Haupteingang, der in einer tiefen Schlucht sich zu ebener Erde öffnet, aus der Bleimine von Apsyl-Corh ausgezogen.

Ordener, der Norbiths Bande zugetheilt worden war, sah im Anfang nur einen langen Zug von Fackeln, deren Schein, mit den ersten Strahlen des Tages im Kampfe, auf Aexten, Gabeln, Hauen, eisernen Streitkolben,

Hämmern, Hebebäumen und all den plumpen Waffen wiederglänzte, welche der Aufstand von der Arbeit entlehnen kann, vermischt mit regelmäßigen Waffen, Flinten, Piken, Säbeln, Pistolen, aus denen man absehen konnte, daß dem Aufstand eine Verschwörung vorhergegangen war.

Nachdem die Sonne aufgegangen war, konnte Ordener diese seltsame Armee, die ohne Ordnung unter rohem Gesang und wildem Geschrei vorrückte, besser überblicken. Sie war in drei Divisionen, oder vielmehr in drei ordnungslose Haufen abgetheilt. Voran marschirten die Bergbewohner von Kole, angeführt von Kennybol, in Thierfelle gekleidet und von wildem, trotzigem Aussehen. Hierauf kamen die jungen Bergleute unter Norbith und die alten unter Jonas, mit ihren großen Filzhüten und weiten Beinkleidern, mit nackten Armen und geschwärzten Gesichtern. Ueber den Häuptern dieser ordnungslosen Banden flatterten in bunter Mischung feuerfarbene Fahnen mit verschiedenen Inschriften: *Es lebe Schuhmacher! – laßt uns unsern Befreier befreien! – Freiheit den Bergleuten! – Freiheit dem Grafen von Greiffenfeld! – Tod Guldenlew! – Tod unsern Unterdrückern! – Tod Ahlfeldt!*

Die Rebellen schienen diese Fahnen mehr als eine Last denn als eine Zierde zu betrachten, und sie gingen von Hand zu Hand, wenn die Fahnenträger müde waren, oder an dem wilden Gesang und tollen Geschrei ihrer Waffenbrüder Theil nehmen wollten.

Die Nachhut dieser seltsamen Armee bestand aus zehn, von Rennthieren und Eseln gezogenen Karren, welche den Schießbedarf führten, und die Vorhut aus dem falschen Han dem Isländer, der, mit einem ungeheuren Streitkolben und einer Axt bewaffnet, ganz allein marschirte. Weit hinter ihm kamen, in respektvoller Entfernung, die ersten Reihen der Bande Kennybols, der ihn nicht aus den Augen verlor, um seinem diabolischen Anführer in den verschiedenen Verwandlungen, welche er vorzunehmen belieben möchte, folgen zu können.

Bald wurde das Heer der Rebellen durch die Banden von Sundmoer, Hubfallo, Kongsberg und die Eisenarbeiter von Smiassen verstärkt; diese letztern waren große und starke Leute mit Zangen und Hämmern bewaffnet, lederne Schürzen um; sie hatten keine andere Fahne, als ein hölzernes

Kreuz, und marschirten ernst und taktfest einher, mit einer mehr religiösen als militärischen Regelmäßigkeit, ohne andern Kriegsgesang als Psalmen und Kirchenlieder. Sie hatten keinen andern Anführer, als ihren Kreuzträger, der unbewaffnet an ihrer Spitze einherzog.

Diese Masse von Rebellen stieß auf kein menschliches Wesen auf ihrem ganzen Wege. Bei ihrer Annäherung trieb der Ziegenhirt seine Heerde in eine Höhle, und der Landmann verließ seine Wohnung, denn der Einwohner der Ebenen und Thäler ist überall derselbe, er fürchtet das Heer der Räuber so sehr, als das der Häscher.

So zogen sie durch Hügel und Thal, durch Wald und Feld, ungebahnten Pfaden folgend, wo man mehr Spuren von wilden Thieren, als Tritte von Menschen fand, umgingen Moräste, setzten über Waldströme und Schluchten. Ordener kannte keinen dieser Orte. Einmal nur, als er das Haupt hob, fiel sein Blick in weiter Ferne auf einen großen abgeplatteten Felsen. Er neigte sich zu einem seiner plumpen Reisegefährten: »Freund, was ist das für ein Felsen dort rechts im Süden?«

»Das ist der Geyerhals, der Felsen von Oelmö,« war die Antwort.

Ordener stieß einen tiefen Seufzer aus.

XXXIII.

Leibaffe, Papageien, Kämme und Bänder, Alles lag bei der Gräfin von Ahlfeldt bereit, ihren Sohn Friedrich zu empfangen. Sie hatte mit großen Kosten den neuesten Roman der berühmten Scudery kommen lassen. Nachdem sie diese kleinen Sorgen mütterlicher Zärtlichkeit beseitigt hatte, dachte sie an nichts Anderes mehr, als ihrem Hasse gegen Schuhmacher und seine Tochter freien Lauf zu lassen. Die Abwesenheit des Generals Levin lieferte die armen Gefangenen schutzlos in ihre Hände.

Sie wünschte Aufklärung über eine Menge Gegenstände, die nur sehr unbestimmt zu ihrer Kenntniß gelangt waren: Wer war der Leibeigene oder Vasall, den die Tochter des Exkanzlers liebte? In welcher Verbindung stand Baron Ordener mit dem Gefangenen von Munckholm? Was war der Grund der so unbegreiflichen Abwesenheit Ordeners? Was war zwischen Levin

Knud und Schuhmacher vorgefallen? Selbstsucht und Neugierde zogen die Gräfin unwiderruflich nach Munckholm hin.

Als eines Abends Ethel einsam im Garten des Gefängnisses saß, öffnete sich die Thüre, und eine große weiß gekleidete Dame trat herein. Ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, süß wie vergifteter Honig.

Ethel sah sie mit Verwunderung, fast mit Furcht an. Seit dem Tode ihrer alten Amme war diese das erste Weib, das sie im Kerker von Munckholm gesehen hatte.

»Mein Kind,« sagte die Fremde mit sanfter Stimme, »Sie sind die Tochter des Gefangenen von Munckholm?«

»Ich heiße Ethel Schuhmacher,« erwiederte die Jungfrau. »Mein Vater sagt, man habe mich, als ich noch in der Wiege lag, Gräfin von Tongsberg und Prinzessin von Wollin genannt.«

»Ihr Vater sagt Ihnen das!« rief die Frau in einem Tone aus, den sie alsbald wieder ermäßigte. Dann fügte sie hinzu: »Sie haben viel Unglück erfahren!«

»Das Unglück hat mich bei meiner Geburt mit eisernen Armen umfangen; mein edler Vater sagt, daß es mich nur im Tode loslassen werde.«

»Und Sie murren nicht gegen diejenigen, die Ihr junges Leben in diesen Kerker geworfen haben? Sie verfluchen nicht die Urheber Ihres Unglücks?«

»Nein, damit nicht unser Fluch die nämlichen Uebel, welche wir leiden, auf ihre Häupter herabziehe.«

»Kennen Sie die Urheber der Uebel, über welche Sie sich beklagen?«

Ethel dachte einen Augenblick nach und erwiederte: »Alles ist durch den Willen des Himmels geschehen.«

»Redet Ihr Vater niemals mit Ihnen von dem König?«

»Dem König? Für den bete ich Morgens und Abends, ohne ihn zu kennen.«

Ethel begriff nicht, warum sich die Fremde bei dieser Antwort in die Lippen biß.

»Nennt Ihnen Ihr unglücklicher Vater, wenn er zornig ist, niemals seine unversöhnlichen Feinde, den General Arensdorf, den Bischof Spollyson, den Kanzler Ahlfeldt? ...«

»Ich weiß nicht, von wem Sie da reden.«

»Kennen Sie den Namen Levin Knud?«

»Levin von Knud? Es scheint mir, daß das der Mann ist, für welchen mein Vater so viele Achtung und beinahe Zuneigung hegt.«

»Wie!« rief die Frau aus.

»Ja, Levin von Knud war es, den mein Vater vorgestern so lebhaft gegen den Gouverneur von Drontheim vertheidigte.«

»Gegen den Gouverneur von Drontheim? Treiben Sie nicht Ihr Spiel mit mir? Es ist Ihr Wohl, was mich hierher geführt hat. Ihr Vater hat gegen den Gouverneur von Drontheim die Parthie des Generals Levin von Knud genommen?«

»Des Generals! Es scheint mir des Hauptmanns ... Doch nein, Sie haben Recht. Mein Vater schien eben so viel Anhänglichkeit an diesen General Levin von Knud zu haben, als er Haß gegen den Gouverneur von Drontheim bezeugte.«

»Abermals ein seltsames Räthsel!« dachte die Gräfin. »Was ist denn,« fragte sie, »zwischen Ihrem Vater und dem Gouverneur von Drontheim vorgefallen?«

Dieses Verhör ermüdete die arme Ethel; sie fixirte die Fremde und sagte: »Bin ich denn eine Verbrecherin, daß Sie mich so verhören?«

Diese einfache Frage setzte die Gräfin in Verlegenheit; sie faßte sich jedoch und erwiederte: »Sie würden nicht so reden, wenn Sie wüßten, warum und für wen ich komme ...«

»Wie!« fragte Ethel hastig, »kommen Sie von ihm? Bringen Sie mir Nachricht von ihm? ...«

»Von wem?«

Ethel hielt inne, als sie eben den Namen aussprechen wollte, denn sie sah eine düstere Schadenfreude im Auge der Fremden blitzen.

»Sie wissen also nicht, wen ich meine?« sagte sie traurig.

»Armes Kind, was kann ich für Sie thun?«

Ethel hörte nichts, Ihre Gedanken irrten durch die nördlichen Berge hinter dem reisenden Abenteurer her.

»Hofft Ihr Vater aus diesem Gefängniß zu kommen?«

Diese zweimal wiederholte Frage brachte die Jungfrau wieder zu sich.

»Ja,« sagte sie, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

»Er hofft es! Und auf welche Weise? ... Durch welche Mittel? ... Wann? ...«

»Wenn er das Leben verläßt.«

Es liegt bisweilen in der Einfachheit eines jungen unverdorbenen Herzens eine Macht, welche die Ränke einer in Bosheit gealterten Seele spielend vereitelt. Dieser Gedanke schien dem Geiste der Gräfin vorzuschweben, denn der Ausdruck ihres Gesichts änderte sich plötzlich, sie legte ihre kalte Hand auf Ethels Arm und sagte in einem Tone, der an Offenheit grenzte: »Haben Sie sagen hören, daß das Leben Ihres Vaters durch eine richterliche Untersuchung aufs Neue bedroht sei, daß er im Verdacht stehe, eine Empörung unter den Bergleuten im Norden angezettelt zu haben?«

Die Worte Empörung und Untersuchung boten der Jungfrau keine klaren Ideen dar; sie hob ihr großes schwarzes Auge zu der Fremden: »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß sich Ihr Vater gegen den Staat verschwört, daß sein Verbrechen beinahe entdeckt ist, daß dieses Verbrechen Todesstrafe nach sich zieht ...«

»Todesstrafe! ... Verbrechen! ...« rief das arme Mädchen aus.

»Verbrechen und Tod!« sagte ernst die Fremde.

»Mein Vater! Mein edler Vater! Er ist ein Verschwörer! Was hat er Ihnen denn gethan?«

»Sehen Sie mich nicht so an, ich sage Ihnen noch einmal, daß ich nicht feindlich gegen Sie gesinnt bin. Ihr Vater steht im Verdacht, ein großes Verbrechen begangen zu haben. Ich setze Sie davon in Kenntniß und sollte eher Ihren Dank verdienen, als diese Beweise des Hasses.«

Dieser Vorwurf rührte Ethel: »Verzeihung, edle Dame! Wir haben bis jetzt nur Feinde kennen gelernt. Ich war mißtrauisch gegen Sie, das werden Sie mir verzeihen, nicht wahr?«

Die Gräfin lächelte. »Wie, meine Tochter! Haben Sie bis auf diesen Tag nicht einen einzigen Freund gefunden?«

Ethel erröthete und zauderte mit der Antwort: »Ja! ... Gott weiß die Wahrheit. Wir haben einen Freund gefunden ... einen einzigen!«

»Einen einzigen! Wie heißt er? ... Sie wissen nicht, wie wichtig es ist ... Es ist zum Besten Ihres Vaters ... Wie heißt dieser Freund?«

»Daß weiß ich nicht.«

»Treiben Sie keinen Scherz mit mir, da ich Ihnen dienen will. Bedenken Sie, daß es sich um das Leben Ihres Vaters handelt. Wie heißt dieser Freund?«

»Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich von ihm nichts als den Taufnamen weiß: er heißt Ordener.«

»Ordener! Ordener!« wiederholte die Fremde in auffallender Bewegung. »Und wie heißt sein Vater?«

»Das weiß ich nicht. Was liegt an seiner Familie und seinem Vater! Dieser Ordener ist der edelste aller Menschen.«

Der Ton, in welchem die Jungfrau diese Worte aussprach, verrieth der Fremden das Geheimniß ihres Herzens. Sie heftete einen festen Blick auf Ethel und fragte ruhig: »Haben Sie von der nahen Vermählung des Sohnes des Vicekönigs mit der Tochter des Großkanzlers von Ahlfeldt gehört?«

»Ich glaube ja,« war die gleichgültige Antwort.

»Nun, was halten Sie von dieser Heirath?«

»Möge sie glücklich sein!« erwiederte die Jungfrau unbefangen.

»Die Grafen Guldenlew und Ahlfeldt, die Väter der beiden Verlobten, sind zwei große Feinde Ihres Vaters.«

»Möge die Vereinigung ihrer Kinder glücklich sein!« wiederholte Ethel mit sanfter Stimme.

»Es kommt mir da ein Gedanke,« fuhr das verschmitzte Weib fort: »wenn das Leben Ihres Vaters in Gefahr ist, so könnten Sie bei Gelegenheit dieser Heirath durch den Sohn des Vicekönigs seine Begnadigung erlangen.«

»Der Himmel vergelte Ihnen Ihre Theilnahme an uns, aber auf welche Weise sollte ich meine Bitte bis zu dem Sohne des Vicekönigs gelangen lassen?«

»Wie! Kennen Sie ihn denn nicht?«

»Ob ich diesen mächtigen Herrn kenne? Sie vergessen, daß mein Fuß noch nicht über die Schwelle dieses Kerkers gekommen ist!«

»Unmöglich! Sie müssen den Sohn des Vicekönigs gesehen haben, er ist hieher gekommen.«

»Das ist möglich, aber von allen Menschen, die hieher kamen, habe ich nie einen andern gesehen, als ihn, meinen Ordener ...«

»Ihren Ordener! ... Kennen Sie einen jungen Mann von edlen Zügen, schlankem Wuchs, ernstem gesetztem Wesen, sanftem offenem Auge, frischer Farbe, hellbraunen Haaren ...«

»Daß ist er! das ist mein Ordener!« rief Ethel hastig aus.

Die Gräfin zitterte, ward roth und blaß und rief mit zermalmender Stimme aus: »Unglückliche, Du liebst Ordener Guldenlew, den Bräutigam Ulrikens von Ahlfeldt, den Sohn des Todfeindes Deines Vaters, des Vicekönigs von Norwegen.« Ethel sank ohnmächtig nieder.

XXXIV.

»Sage mir, Guldon Stayver, mein alter Kamerad, weißt Du auch, daß mir der abendliche Nordwind stark ins Gesicht zu wehen beginnt?« sagte Kennybol zu einem neben ihm gehenden Bergbewohner.

»Hm! Ich glaube, wir werden in diesen verdammten Schluchten des schwarzen Pfeilers, in welche sich der Wind stromweise stürzt, heute Nacht eben nicht sonderlich warm haben.«

»Nun, so wollen wir solche Feuer machen, daß die Nachteulen von den höchsten Felsenspitzen verjagt werden. Ich liebe ohnedies die Eulen nicht, seit jener Nacht, wo mir die Fee Ubfem in Gestalt einer Eule erschienen ist.«

»Bei St. Sylvester!« unterbrach ihn Guldon Stayper, »der Engel des Windes gibt uns tüchtige Flügelschläge! Wenn es nach mir geht, so zünden wir alle Tannen des Waldes an. Eine Armee wärmet sich dann an einem brennenden Walde.«

»Gott behüte, was faselst Du da! Und was würde aus den Rehen und dem übrigen Wilde werden!«

»Du bist immer noch der alte Schütze Kennybol, der Wolf der Rehe, der Bär der Wölfe, und der Büffel der Bären!«

»Sind wir noch weit entfernt von dem schwarzen Pfeiler?« fragte eine Stimme.

»Mit sinkender Nacht werden wir in seine Schluchten einziehen,« erwiederte Kennybol.

»Freund Guldon Stayper,« fuhr er fort, »Du hast ja einige Tage zu Drontheim zugebracht?«

»Ja, bei meinem kranken Bruder Georg Stayper, dem Fischer; ich führte einige Tage seine Barke, damit seine arme Familie nicht verhungerte.«

»Nun, hast Du dort nicht den Staatsgefangenen ... Stumacher ... Gleffenheim ... oder wie er sonst heißt, gesehen, ich meine den Mann, in dessen Namen wir uns empören?«

»Du meinst den Gefangenen auf Munckholm. Wie hätte ich den sehen können? Da hätte ich, wie der Teufel, der da vor uns marschirt, die Gabe besitzen müssen, durch Mauern zu sehen. Es ist gewiß unter uns Allen nur ein Einziger, der diesen Gefangenen gesehen hat.«

»Ein Einziger? ... Ah! Herr Hacket? Aber der ist ja fort. Er hat uns diese Nacht verlassen, um ...«

»Ich meine nicht den Herrn Hacket.«

»Und wen denn?«

»Den jungen Mann mit dem grünen Mantel und der schwarzen Feder, der diese Nacht so plötzlich mitten unter uns kam ...«

»Nun?« »Nun, dieser kennt den Grafen, wie ich Dich kenne.«

Kennybol klopfte ihm auf die Achsel, blinzelte mit den Augen und rief: »Das habe ich mir doch gedacht!«

»Ja, dieser junge grüne Mann hat den Grafen in der Festung Munckholm selbst besucht und ist so ohne Umstände in wohlbewachte Mauern eingegangen, wie wir beide in einen königlichen Park.«

»Und woher weißt Du das, Bruder Guldon?«

Guldon schlug vorsichtig sein Thierfell auseinander: »Sieh her!«

»Bei Gott!« rief Kennybol aus, »das glänzt wie Edelstein!«

Es war wirklich eine kostbare Diamantschnalle, welche den ledernen Gürtel Guldon Staypers festhielt.

»Das ist eben so gewiß ein Edelstein,« versicherte Guldon, »als es gewiß ist, daß der Mond zwei Tagereisen von der Erde entfernt, und daß mein Gürtel von Büffelleder ist.«

Kennybol runzelte die Stirne, sah von Guldon weg und sprach in wild feierlichem Tone: »Guldon Stayper vom Dorfe Chol-Soe, in den Bergen von Kole, Dein Vater Medprath Stayper ist einhundert und zwei Jahre alt gestorben mit reinem Gewissen, denn einen Hirsch oder ein Elennthier des Königs zu tödten, ist keine Sünde. Guldon Stayper, sieben und fünfzig Jahre sind über Dein graues Haupt hingegangen, und es wäre Dir besser, wenn dieser Diamant zu einem Kieselstein würde, als daß Du ihn durch ein Verbrechen gewonnen hättest!«

»So wahr Kennybol der beste Schütze in den Bergen von Kole, und so wahr dieser Diamant ein Diamant ist, so wahr besitze ich ihn von Rechtswegen.«

»Wirklich!«

»Gott und meine Schutzengel wissen es. Eines Abends, als ich Söhnen unserer guten Mutter Norwegen, welche den Leichnam eines am Strande von Urchthal gefundenen Offiziers trugen, den Weg in das Spladgest zeigte,

es sind jetzt acht Tage her, trat ein junger Mann an meine Barke und rief: Nach Munckholm! Er sprang in meinen Nachen und ich stieß vom Ufer ab. Es war mein guter Engel, der ihn zu mir führte. Als der junge Mann zu Munckholm ausstieg, warf er mir als Bezahlung diese Diamantschnalle zu, die meinem Bruder Georg, und nicht mir, gehört hätte, wenn nicht zu der Stunde, in welcher ich den Reisenden führte, das Tagewerk, das ich für meinen Bruder that, zu Ende gewesen wäre. Das ist die reine Wahrheit, Bruder Kennybol!«

»Gut, und weißt Du gewiß, daß dieser junge Mann der nämliche ist, der jetzt mit Norbiths Haufen hinter uns marschiert?«

»Gewiß! Unter tausend Gesichtern würde ich den herausfinden, der mein Glück gemacht hat. Es ist auch der nämliche Mantel und die nämliche schwarze Feder...«

»Ich glaube Dir, Guldon!«

»Und es ist offenbar, daß er den berühmten Gefangenen besucht hat, denn wäre es nicht um eines so großen Geheimnisses willen gewesen, so würde er den Schiffer nicht so reichlich beschenkt haben.«

»Du Hast Recht,«

»Und ich denke so bei mir, daß dieser junge Fremde den Grafen, den wir befreien wollen, vielleicht besser kennt, als Herr Hacket, der mir zu nichts gut scheint, als zu miauen, wie eine wilde Katze.«

»Du sagst da etwas, was ich auch denke. Ich möchte dem fremden jungen Herrn lieber gehorchen, als diesem Hacket, und wenn der Dämon von Island unser Anführer ist, so danken wir es weniger dem Schwätzer Hacket, als diesem Unbekannten.«

»Wirklich?« fragte Guldon.

Eben öffnete Kennybol den Mund zur Antwort, als ihm Norbith von hinten auf die Schulter schlug. »Kennybol,« sagte er, »wir sind verrathen. Gormon Woestroem kommt von Süden. Das ganze Regiment von

Munckholm marschirt gegen uns. Die Uhlanen von Schleswig sind zu Sparbo, drei Compagnien dänischer Dragoner erwarten Pferde im Dorfe Löwig. Aus der ganzen Straße hat er eben so viele grüne Jacken als Büsche gesehen. Wir müssen schnell Skongen zu erreichen suchen und dürfen nicht Halt machen. Dort können wir uns wenigstens vertheidigen. Auch glaubte Gormon, als er durch die Schluchten des schwarzen Pfeilers kam, im Gesträuch Flintenläufe blitzen zu sehen.«

Der junge Anführer war bleich, aufgeregt, aber aus Blick und Ton sprachen gleichwohl Muth und Entschlossenheit.

»Unmöglich!« rief Kennybol aus.

»Sicher und gewiß!« erwiederte Norbith.

»Aber Herr Hacket ...«

»Ist ein Verräther oder eine feige Memme. Daraus verlaß Dich, Kamerad Kennybol! ... Wo ist er, dieser Hacket? ...«

Der alte Jonas trat zu den Beiden. An der tiefen Muthlosigkeit, die allen seinen Zügen aufgedrückt war, ließ sich leicht erkennen, daß er bereits um die unglückliche Nachricht wußte.

Die Blicke der beiden Alten begegneten sich und sie schüttelten zumal die Köpfe.

»Nun, Jonas? Nun, Kennybol?« sagte Norbith.

Der alte Anführer der Bergleute von Faroer strich langsam mit der Hand über seine runzliche Stirne und antwortete auf den fragenden Blick, den ihm Kennybol zuwarf, mit gedämpfter Stimme: »Ja, es ist nur allzu wahr. Gormon Woestroem hat sie selbst gesehen.«

»Wenn dem so ist,« sagte Kennybol, »was ist zu thun?«

»Was zu thun ist?« versetzte Jonas.

»Ich glaube, Bruder Jonas, wir würden wohl daran thun, Halt zu machen.«

»Und noch besser, Bruder Kennybol, uns zurückzuziehen.«

»Halt machen! Zurückziehen!« rief Norbith aus. »Vorrücken muß man!«

»Vorrücken!« sagte Kennybol, »und die Arquebusiere von Munckholm?«

»Und die Uhlanen von Schleswig?« fügte Jonas hinzu,

»Und die dänischen Dragoner?« fuhr Kennybol fort.

Norbith stampfte mit dem Fuß auf den Boden: »Und die königliche Vormundschaft? Und meine Mutter, die vor Hunger und Kälte stirbt!«

»Teufel auch! die königliche Vormundschaft!« wiederholte Jonas.

»Was liegt daran!« sagte Kennybol.

Jonas nahm ihn bei der Hand: »Bruder Schütze, Ihr habt nicht die Ehre, der Mündel unseres glorreichen Souveräns Christiern IV. zu sein. Möge der heilige König Olaus, der im Himmel ist, uns von der Vormundschaft befreien!«

»Befreie Dich mit Deinem Säbel!« sagte Norbith wild.

»Kecke Worte,« antwortete Kennybol, »kosten einen jungen Menschen wenig, aber bedenkt, daß wenn wir weiter marschiren, alle diese Grünröcke ...«

»Ich bedenke, daß es uns wenig nützen wird, uns wie Füchse vor den Wölfen in unsere Berge zu verkriechen, man kennt unsern Aufstand, man weiß unsere Namen, und wenn es einmal gestorben sein muß, so ziehe ich eine Flintenkugel dem Galgenstricke vor.«

Jonas nickte mit dem Kopf zum Zeichen der Zustimmung,

»Der Teufel auch!« sagte er. »Die Vormundschaft für unsere Brüder! Der Galgen für uns! Norbith könnte wohl Recht haben.«

»Deine Hand her, wackerer Norbith!« rief Kennybol aus. »Es ist Gefahr von beiden Seiten. Besser ist's, gerade aus auf den Abgrund loszugehen, als rücklings hineinzustürzen.«

»Vorwärts denn!« schrie der alte Jonas und schlug an seinen Säbel.

Norbith schüttelte ihnen die Hand: »Hört, Brüder! Seid kühn wie ich, ich will klug sein wie ihr. Laßt uns heute nicht bälder Halt machen, als in Skongen. Die Besatzung ist schwach, wir können sie erdrücken. Laßt uns die Schluchten des schwarzen Pfeilers, weil es einmal sein muß, in tiefster Stille durchziehen. Wir müssen durch, wenn sie auch vom Feinde besetzt wären. Ich glaube, daß die Arquebusiere noch nicht an der Brücke von Ordals, vorwärts Skongen, sind, aber gleichviel! Tiefe-Stille!«

»Tiefe Stille!« wiederholte Kennybol.

»Jetzt, Jonas,« fuhr Norbith fort, »zurück auf unsern Posten! Morgen vielleicht sind wir zu Drontheim, trotz der Arquebusiere, der Uhlanen, der Dragoner und aller Grünröcke des Südens.«

Die drei Anführer kehrten zu ihren Haufen zurück. Bald lief das Losungswort: »Tiefe Stille« von Reihe zu Reihe, und diese kaum noch so tumultuarische Rebellenbande bot in diesen Wüsten, im düstern Scheine der sinkenden Sonne, nur noch eine Truppe stummer Gespenster dar, die geräuschlos über die Gräber des Kirchhofs hinstreicht.

Inzwischen verengte sich der Weg immer mehr zwischen zwei Felsenwällen, die je länger, je steiler sich erhoben.

In dem Augenblick, wo das röthliche Licht des Mondes mitten im kalten Dufte der Wolken sich erhob, neigte sich Kennybol zu Guldon Stayper: »Jetzt kommen wir an den Engpaß des schwarzen Pfeilers, Stille!«

Man hörte bereits das Geräusch des Waldstroms, der brausend zwischen den Felsen hinfließt, und im Süden sah man die ungeheure längliche

Granitpyramide, die der schwarze Pfeiler heißt, sich auf dem Grau des Himmels und dem Schnee der umliegenden Berge abmalen. Die Rebellen, gezwungen, in diesen Engpässen ihre Kolonnen zu verlängern, setzten ihren Marsch fort. Sie durchzogen diese tiefen Schluchten, ohne eine Fackel anzuzünden, ohne einen Laut von sich zu geben. Selbst das Geräusch ihrer Schritte war von dem betäubenden Falle der Cascaden und dem Geheul des Windes übertönt. In den düstern Tiefen des Engpasses verloren, drang das oft umwölkte Licht des Mondes nicht bis zu dem Eisen ihrer Piken herab, und die weißen Adler, die je und je über ihren Häuptern hinflogen, merkten nicht, daß jetzt eine so große Menschenmenge ihren einsamen Aufenthalt erfülle.

Einmal klopfte Guldon Stayper mit seinem Gewehrkolben aus Kennybols Schulter: »Bruder, dort leuchtet etwas hinter jenem Ginster.«

»Ich sehe es,« erwiederte Kennybol, »es ist das Wasser des Waldstroms, in dem sich die Wolken spiegeln.«

Man schritt unaufhaltsam vorwärts.

Ein andermal faßte Guldon den Arm Kennybols: »Sind das nicht Gewehre, die da oben im Schatten des Felsen blitzen?«

Kennybol schüttelte den Kopf: »Beruhige Dich, Bruder! Es ist ein Lichtstrahl, der auf das Eis einer Felsenspitze fällt.«

Nach zwei Stunden eines beschwerlichen Marsches gelangte die Vorhut an den Ausgang der Schluchten des schwarzen Pfeilers. Guldon Stayper näherte sich Kennybol und äußerte leise seine Freude, daß sie endlich ohne Unfall am Ziel ihres Marsches angelangt seien, Kennybol lachte und schwur, daß er nicht einen Augenblick die Besorgnisse seines Gefährten getheilt habe. Für die meisten Menschen hat die Gefahr, wenn sie einmal vorüber ist, nicht bestanden, und sie heucheln einen Muth, der ihnen im dringenden Augenblick vielleicht gefehlt hätte.

In diesem Augenblicke zogen zwei runde Scheine, die im Gebüsche wie glühende Kohlen glänzten, Kennybols Aufmerksamkeit auf sich.

»Bei meiner armen Seele!« sagte er leise, indem er Guldons Arm faßte, »da sehe ich zwei glühende Augen, die Niemand anders angehören können, als der schönsten Pantherkatze, die je im Walde miaut hat.«

»Du hast Recht,« antwortete Guldon, »und wenn er nicht vor uns marschirte, so würde ich glauben, daß es die verfluchten Augen dieses isländischen Teufels...«

»Stille!« sagte Kennybol und nahm seine Büchse zur Hand. »Niemand soll sagen,« fuhr er fort, »daß ein solches Wild ungestraft vor Kennybols Augen gekommen ist.«

Der Schuß erfolgte, ehe Guldon Staypers Arm den unklugen Schützen zurückhalten konnte, aber nicht das klägliche Geschrei einer wilden Katze antwortete darauf, sondern ein furchtbares Tigergeheul, dem ein noch entsetzlicheres menschliches Lachen folgte.

Kaum war der unselige Schuß gefallen, als auf den Bergen, in den Schluchten, in den Wäldern ein tausendfaches: »Es lebe der König!« erscholl. Hinter ihnen, vor ihnen, neben ihnen ertönte der unerwartete Donner dieser Stimmen, dem von allen Seiten ein mörderisches Gewehrfeuer folgte.

XXXV.

Das Regiment der Arquebusiere von Munckholm, das wir auf dem Marsch nach Stongen verlassen haben, war in diese Stadt eingerückt. Nachdem der Oberst Baron Voethaün die nöthigen Anordnungen zur Einquartierung seiner Truppen, getroffen hatte, wollte er eben in seine Wohnung gehen, als er eine schwere Hand sich vertraulich auf seine Schulter legen fühlte. Er wendete sich um.

Vor ihm stand ein kleiner Mann, dessen großer Binsenhut sein Gesicht so bedeckte, daß man davon nur seinen dichten rothen Bart sah. Er war in einen grauen Mantel gewickelt und hatte große Handschuhe an.

»Was wollt Ihr von mir, guter Freund?« fragte der Oberst.

»Oberst der Arquebusiere von Munckholm,« erwiederte der Mann, »folge mir einen Augenblick, ich habe Dir eine Nachricht mitzutheilen.«

Bei dieser seltsamen Aufforderung blieb der Oberst einen Augenblick stumm vor Staunen.

»Eine wichtige Nachricht, Oberst!« wiederholte der Mann.

Dieses Beharren bestimmte den Entschluß des Obersten. In dem Augenblicke der Krisis, worin sich die Provinz befand, und bei der Mission, womit er beauftragt war, durfte man keine irgend nützliche Mittheilung von sich weisen. »So laß uns gehen!« sagte demnach der Oberst.

Der kleine Mann führte ihn vor die Stadt: »Oberst,« sagte er hier, »hast Du Lust, alle Rebellen mit einem Schlage zu vernichten?«

Der Oberst lächelte: »Dies hieße den Feldzug nicht übel eröffnen.«

»Nun denn, lege heute noch alle Deine Soldaten in den Schluchten des schwarzen Pfeilers in Hinterhalt; die Banden der Aufrührer werden diese Nacht daselbst lagern. Stürze Dich auf sie, und der Sieg wird leicht sein.«

»Wackerer Mann, der Rath ist gut, und ich danke Euch dafür. Aber woher wißt Ihr das, was Ihr mir da sagt?«

»Wenn Du mich kenntest, Oberst, so würdest Du vielmehr fragen, wie es möglich wäre, daß ich es nicht wüßte.« »Wer seid Ihr denn?«

Der Mann stampfte mit dem Fuße.

»Ich bin nicht hieher gekommen, Dir dies zu sagen.«

»Fürchtet nichts. Wer Ihr auch seid, der Dienst, den Ihr mir leistet, wird Euch zum Schutze gereichen. Vielleicht habt Ihr zu den Aufrührern gehört?...«

»Ich habe mich geweigert, an dem Aufstand Theil zu nehmen.«

»Warum dann Euern Namen verschweigen, da Ihr ein getreuer Unterthan des Königs seid?«

»Was liegt mir daran!«

Der Oberst suchte noch einige Erkundigungen von diesem seltsamen Menschen einzuziehen.

»Sagt mir doch, ist es wahr, daß der berüchtigte Han der Isländer die Aufrührer befehligt?«

»Han der Isländer!« wiederholte der Mann mit sonderbar gedehnter Stimme.

Der Oberst wiederholte seine Frage. Ein Auflachen, das fast einem Geheule glich, war die ganze Antwort, die er erhielt. Er versuchte noch mehr Fragen über die Zahl und die Anführer der Rebellen.

Der kleine Mann fertigte ihn mit den Worten ab: »Oberst der Arquebusiere von Munckholm, ich habe Dir Alles gesagt, was ich Dir zu sagen hatte. Lege Dich heute mit Deinem ganzen Regiment in dem Engpasse des schwarzen Pfeilers in Hinterhalt, um den ganzen Haufen der Rebellen mit einem Schlage zu vernichten.

»Wenn Ihr mir nicht sagt, wer Ihr seid, so entzieht Ihr Euch dadurch der Dankbarkeit des Königs; aber es ist billig, daß der Oberst Voethaün für den Dienst, den Ihr ihm leistet, Euch seinen Dank darbringe.«

Mit diesen Worten warf der Oberst dem kleinen Mann seine Börse vor die Füße. »Behalte Dein Gold, Oberst,« sagte dieser. »Ich brauche Dein Gold nicht,« fügte er hinzu, indem er auf einen schweren Geldsack deutete, der an seinem Gürtel befestigt war, »und wenn Du eine Belohnung verlangtest, um diese Leute zu tödten, so könnte ich Dir ihr Blut noch mit Gold bezahlen.«

Ehe noch der Oberst von dem Erstaunen zurückkam, worein ihn die unerklärbaren Worte dieses geheimnißvollen Wesens versetzt hatten, war der Mann verschwunden.

Der Oberst kehrte langsam in die Stadt zurück, und erwog bei sich, ob man wohl der Nachricht dieses Menschen Glauben schenken könne. Als er in seine Wohnung kam, überreichte man ihm ein Schreiben vom Großkanzler, worin ihm zu seiner Verwunderung der nämliche Rath ertheilt wurde, den ihm der mystische kleine Mann gegeben hatte.

XXXVI.

Als die Rebellen alle Pässe und Höhen von Feinden besetzt sahen, geriethen ihre bereits ordnungslosen Haufen in unbeschreibliche Verwirrung. Das furchtbare Feuer, das nun die aus ihrem Hinterhalt hervorgetretenen königlichen Truppen von allen Seiten auf sie schleuderten, nahm an Heftigkeit stets zu, und ehe noch von ihrer Seite ein einziger Schuß geantwortet hatte, herrschte schon überall Tod und Verwirrung in ihren Reihen. Ihre Streitkräfte waren in einem Engpasse zerstreut, der ungefähr eine Stunde Wegs lang aus der einen Seite von einem tiefen Waldstrome eingefaßt und auf der andern von einer hohen Felswand beherrscht ist.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, ergriff diese von Natur unerschrockenen Menschen alle zumal, wie einen einzigen Mann, ein Gefühl der Verzweiflung. Wüthend, sich so ohne Vertheidigung hingeschlachtet zu sehen, stießen sie ein furchtbares Geschrei aus; kletterten ohne Ordnung, fast ohne Waffen, unter dem unaufhörlichen Feuer der Feinde, die steile Felswand hinan, hielten sich mit den Händen, mit den Füßen, mit den Zähnen fest, schwangen ihre Säbel, ihre Hämmer, Waffen aller Art, boten ihren Gegnern einen so furchtbaren Anblick verzweifelnder Wuth dar, daß diese so wohl geordneten, so sicher aufgestellten Schaaren, die noch nicht einen einzigen Mann verloren hatten, sich eines unwillkürlichen Schauderns nicht enthalten konnten. Manche gelangten durch übermenschliche Anstrengung bis auf die Spitze der Felswand, aber kaum hatten sie Zeit, ihre Waffen gegen ihre Feinde zu erheben, so waren sie in den Abgrund zurückgestürzt. Es war gleich unmöglich zu fliehen oder sich zu vertheidigen; alle Ausgänge des Engpasses, alle zugänglichen Punkte waren besetzt. Einige zerschlugen selbst ihre Waffen an dem Felsen und warfen sich auf die Erde nieder, so den Tod erwartend, andere kreuzten die Arme über die Brust, hefteten den starren Blick auf den Boden, setzten sich am Wege nieder und harrten so, stumm und unbeweglich, bis eine Kugel sie treffen und in den Wellen des Stromes begraben würde. Diejenigen, welche mit Flinten bewaffnet waren, richteten auf Gerathewohl einige verlorene Schüsse gegen den Gipfel der Felsen, von denen ohne Unterbrechung ein Hagel von Kugeln herabregnete.

Die von dem tapfern und unklugen Kennybol angeführten Bergbewohner hatten vom Anfang des Treffens an am meisten gelitten. Sie bildeten; wie bereits gesagt, die Vorhut der Rebellen und hatten, als die ersten Schüsse fielen, einen Tannenwald erreicht, der den Ausgang des Engpasses bildet. Kaum war der unselige Schuß aus Kennybols Büchse gefallen, so bevölkerte sich, wie mit einem Zauberschlage, das Gehölz mit feindlichen Plänklern und schloß sie in einen Zirkel von Feuer ein, während von der Spitze eines abgeplatteten Felsens ein ganzes Bataillon des Regiments von Munckholm sie mit einem Kugelregen übergoß. In dieser furchtbaren Krisis warf Kennybol in seiner Verwirrung seine Augen auf den geheimnißvollen Riesen, da er keine andere Rettung mehr erwartete, als von einer übermenschlichen Macht, wie die Hans des Isländers war. Jetzt, dachte er, jetzt wird der furchtbare Dämon plötzlich zwei ungeheure Flügel entfalten, sich hoch über die Streitenden in die Wolken erheben und die Feinde mit einem Feuerstrome übergießen; jetzt wird auf einmal seine Gestalt größer und immer größer werden, bis sie in den Himmel ragt, dann wird er mit seinen Riesenarmen einen Berg ergreifen und die Feinde darunter begraben; jetzt wird er mit dem Fuß auf die Erde stampfen, und sie wird sich alsbald öffnen und die Feinde in ihrem Schooße verschlingen. Von Allem diesem geschah nichts. Der gefürchtete Han wich bei den ersten Schüssen zurück, wie die Andern, kam ziemlich bestürzt zu Kennybol und verlangte von ihm eine Büchse, weil, wie er mit ganz gewöhnlicher Menschenstimme sagte, in diesem Augenblicke seine Axt so wenig brauchbar sei, als die Kunkel eines alten Weibes.

Kennybol, verwundert, aber immer noch voll Glauben an die dämonischen Eigenschaften des Riesen, händigte ihm mit einem Schrecken, der ihn fast die Furcht vor den feindlichen Kugeln vergessen ließ, seine eigene Büchse ein. Immer noch hoffte er auf ein Wunder. Jetzt, dachte er, wird in des Dämons Händen meine Büchse so groß werden, wie eine Kanone, oder sich in einen geflügelten Drachen verwandeln, der aus Augen, Rachen und Naslöchern Feuer auf die Feinde speit. Wie groß war aber die Verwunderung des armen Schützen, als er den Dämon seine Büchse auf ganz ordinäre Weise mit Pulver und Blei laden, nach Art aller Schützen an den Backen legen und wie ein anderes Menschenkind losschießen sah, ohne auch nur so gut zu zielen, als er, Kennybol, hätte thun können. Er sah ihn mit stummer Verwunderung dieses ganze mechanische Verfahren mehrmals

wiederholen, und da er nun begriff, daß er nicht länger auf ein Wunder zählen dürfe, dachte er darauf, sich und seine Gefährten durch irgend ein menschliches Mittel aus ihrer übeln Lage zu reißen. Schon war sein alter Kamerad Guldon Stayper an seiner Seite gefallen, und seine Bergbewohner, von allen Seiten eingeschlossen, drängten sich aufeinander, wie eine Heerde Schafe, stießen ein klägliches Geschrei aus und dachten nicht an Vertheidigung. Da Kennybol leicht begriff, welchen Vortheil diese gedrängte Stellung dem feindlichen Feuer gewährte, befahl er seinen unglücklichen Gefährten, sich zu zerstreuen und längs des Weges in die Gebüsche zu werfen, um von dort aus das Feuer des Feindes nach Kräften zu erwiedern. Die Bergbewohner, die als Schützen größtentheils wohl bewaffnet waren, vollzogen mit pünktlichem Gehorsam diesen Befehl, der jedoch bei weitem noch nicht zum Siege, nicht einmal zur Rettung führte, Die Hälfte der Bergbewohner war bereits gefallen, und mehrere von ihnen blieben, trotz des guten Beispieles, das ihnen ihr Anführer und der Riese gaben, vollkommen unthätig, stützten sich stumpfsinnig auf ihre Gewehre und beharrten dabei, den Tod zu empfangen, ohne ihn zu geben. Wer sich darüber wundern möchte, daß Menschen, welche jeden Tag ihr Leben auf Schneebergen und Gletschern wagten, die der Fährte der Gemse aus ihrer gefährlichen Bahn folgten oder den wilden Bären in seinem Lager aufsuchten, so bald den Muth verloren hatten, der bedenke, daß bei gewöhnlichen Seelen der Muth örtlich ist; Mancher lacht dem feindlichen Kartätschenfeuer gegenüber und zittert in der Finsterniß oder am Rande eines Abgrunds; Mancher zittert vor der Mündung einer Kanone und setzt mit einem Sprung über den tiefsten Abgrund, oder tritt jeden Tag den wildesten Thieren entgegen. Die Unerschrockenheit ist häufig bloße Gewohnheit, und wenn man auch dem Tod unter dieser oder jener Form trotzt, so hat man darum nicht aufgehört, ihn zu fürchten.

Kennybol, von den Trümmern seiner Haufen umgeben, begann selbst am Erfolg zu verzweifeln, obgleich er erst eine leichte Wunde am linken Arm erhalten hatte und den dämonischen Riesen sein Handwerk als Musketier mit der ruhigsten Pünktlichkeit vollziehen sah. Plötzlich bemerkte er, unter dem auf der Höhe aufgestellten feindlichen Bataillon eine außerordentliche Verwirrung, die sicherlich nicht durch den geringen Schaden, den ihm das schwache Feuer der Bergbewohner zufügte, entstanden sein konnte. Aus diesem bis jetzt siegreichen Haufen ertönten auf einmal Geschrei

Verwundeter und Sterbender, Töne der Verwirrung und des Schreckens. Bald ließ das Gewehrfeuer nach, der Rauch verzog sich, und Kennybol sah deutlich von der Spitze des Felsen, der das Plateau beherrschte, ungeheure Granitblöcke auf die Arquebusiere von Munckholm hinabfallen. Diese Felsstücke folgten sich in ihrem Falle mit reißender Schnelligkeit; man hörte sie mit großem Geräusch eines über das andere fallen, die Linien der Soldaten lösten sich auf, sie verließen in ordnungslosen Haufen die Höhen und flohen in allen Richtungen davon.

Bei dieser unerwarteten Hülfe wandte Kennybol den Kopf nach dem Riesen um, er war zu seinem Erstaunen noch da, denn er hatte nicht anders geglaubt, als daß Han der Isländer endlich sich in die Lüfte geschwungen habe, und jetzt von der Höhe jenes Felsen den Feind zermalme. Er hob die Augen zu dem Gipfel des Felsen, von welchem die furchtbaren Steinmassen herabfielen, und sah nichts. Er konnte daher nicht glauben, daß ein Theil der Rebellen jenen wichtigen Posten eingenommen habe, weil er dort keine Waffen schimmern sah und kein Siegesgeschrei hörte. Inzwischen hatte das Feuer vom Plateau ganz aufgehört. Das dichte Gehölz verbarg die Trümmer des Bataillons, das sich ohne Zweifel am Fuß der Höhe wieder sammelte. Selbst das Feuer der Plänkler war weniger lebhaft geworden, Kennybol benützte als besonnener Anführer diesen unerwarteten Vortheil, machte seine Waffenbrüder auf die Verwirrung in den feindlichen Reihen aufmerksam und feuerte ihren gesunkenen Muth an. Jetzt stimmten die Bergbewohner ein Siegsgeschrei an, bildeten sich in Colonne und rückten vorwärts, entschlossen, um jeden Preis den Ausgang des Passes zu gewinnen.

Die Colonne rückte unter dem Ruf: »Freiheit! Freiheit! Keine Vormundschaft mehr!« gegen den Feind vor. Bald stießen die Bergbewohner auf den Rest der Bataillone, der sich wieder geordnet, so wie durch einige andere Truppen verstärkt hatte, und nun unter dem Schall der Trommeln und Hörner gegen die Rebellen vorrückte. In der Entfernung eines halben Flintenschusses machten die königlichen Truppen plötzlich Halt; ein Offizier mit einer weißen Fahne in der Hand, die er zum Zeichen seines friedlichen Auftrags schwenkte, ging, von einem Trompeter begleitet, den Rebellen entgegen.

Das plötzliche Anrücken der königlichen Truppen hatte Kennybol nicht erschreckt. Es gibt einen Höhepunkt im Gefühle der Gefahr, welcher der Ueberraschung und Furcht unzugänglich ist. Beim ersten Schall der Hörner und Trommeln hatte Kennybol seine Bergbewohner Halt machen lassen. Als die Front der feindlichen Colonne in guter Ordnung vorrückte, ließ er alle Büchsen laden und vertheilte seine Bergbewohner zu zwei und zwei, um den feindlichen Ladungen weniger Oberfläche darzubieten. Er selbst stellte sich an die Spitze neben den Riesen, mit welchem er sich in der Hitze des Gefechtes zu befreunden begann, da er allmählig bemerkt hatte, daß seine Augen gerade nicht so glühend waren, als der Hochofen eines Eisenwerks, und daß die angeblichen Klauen an seinen Händen sich nicht sehr von bei Länge gewöhnlicher Nägel entfernten.

Inzwischen war der Offizier mit der weißen Fahne bis in die Mitte des Raumes gelangt, der die beiden Colonnen trennte. Hier hielt er an und sein Begleiter stieß dreimal in die Trompete, Zugleich rief der Offizier mit lauter Stimme: Im Namen des Königs! Die Gnade des Königs ist allen denjenigen unter den Rebellen bewilligt, welche sogleich die Waffen ablegen und ihre Anführer der souveränen Justiz Sr. Majestät ausliefern weiden!

Kaum hatte der Parlamentär diese Worte geendigt, so fiel ein Schuß aus dem nahen Gebüsche. Der getroffene Offizier schwankte, hob seine Fahne über das Haupt, that noch einige Schritte und fiel mit dem Rufe: Verrath! Verrath!

Niemand wußte, wer den Schuß gethan hatte.

»Verrath! Verrath!« wiederholten die Arquebusiere mit wüthendem Geschrei, und eine furchtbare Gewehrsalve begrüßte die Bergbewohner.

»Verrath! Verrath!« riefen ihrerseits die Rebellen, als sie ihre Brüder neben sich fallen sahen, und eine allgemeine Ladung antwortete der Salve der Soldaten,

»Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen!« schrieen die Offiziere, ihre Soldaten anfeuernd,

»Nieder, nieder mit ihnen!« antworteten die Bergbewohner.

Bald trafen die beiden Colonnen in der Mitte der Distanz zusammen, und ein wüthender Kampf mit den blanken Waffen erhob sich. Die Reihen wurden durchbrochen und mischten sich untereinander. Rebellenanführer, königliche Offiziere, Soldaten, Bergbewohner, Alle in bunter Mischung, trafen zusammen, packten, erwürgten, erschlugen, zerrissen sich, wie zwei Haufen hungriger Tiger, die in einer Wüste aufeinander stoßen. Piken und Bajonette waren jetzt unbrauchbar geworden; bloß Säbel und Aexte sah man über den Häuptern der Streiter glänzen, und viele Kämpfer, die sich umfaßt hielten, konnten sogar keine andere Waffe mehr brauchen, als den Dolch, das Messer oder die Zähne. Beide Theile fochten mit gleichem Muth, und das Handgemenge war bis zu jenem Grade gestiegen, wo thierische Wildheit alle Herzen ergreift, wo man den Tod eines Feindes, den man nicht kennt, seinem eigenen Leben vorzieht, wo man gleichgültig über Haufen Todter und Verwundeter wegschreitet, wo der Sterbende den Fuß, der ihn zu Boden tritt, noch mit den Zähnen zerfleischt.

In diesem Augenblicke warf sich ein kleiner Mann, den mehrere Kämpfer, da er in Thierfelle gehüllt war, im Anfang für ein wildes Thier hielten, mit schrecklichem Lachen und Freudengeheul mitten in das Toben der Schlacht. Niemand wußte, woher er kam, noch für welchen Theil er focht, denn seine steinerne Axt wählte die Schlachtopfer nicht und spaltete eben sowohl den Scheitel eines Rebellen, als den Bauch eines Soldaten. Gleichwohl schien er lieber die Arquebusiere von Munckholm niederzumachen. Alle flohen seine Nähe; er schwebte durch das Handgemenge hin wie ein böser Geist, und ohne Unterlaß schwang er seine blutige Axt über dem Haupte; auf allen Seiten flogen abgehauene Stücke Fleisch und gebrochene Glieder um ihn her. Er rief »Rache!« wie alle Andern, und stieß unverständliche Worte aus, unter welchen der Name Gill häufig vorkam. Das Blutbad schien ein Freudenfest für den schrecklichen Unbekannten zu sein.

Ein Bergbewohner, über dessen Haupt das Unthier seine Axt schwang, fiel zu den Füßen des Riesen nieder, auf welchen Kennybol so viele jetzt getäuschte Hoffnungen gesetzt hatte, und rief: »Han von Island, rette mich!«

»Han von Island!« wiederholte der kleine Mann und wandte sich dem Riesen zu. »Bist Du Han der Isländer?« sagte er.

Statt aller Antwort hob der Riese seine eiserne Axt gegen ihn. Der kleine Mann sprang rückwärts, und die Axt fuhr in den Schädel des Unglücklichen, der den Riesen um Hülfe angefleht hatte.

Der Unbekannte schrie lachend: »Ho! Ho! Bei Ingulph dem Vertilger! Ich hielt Han den Isländer nicht für so ungeschickt.«

»So rettet Han der Isländer, wer ihn ansieht!« sagte der Riese.

»Da hast Du Recht!«

Jetzt erhob sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Beiden. Eiserne und steinerne Axt klirrten unaufhörlich an einander. Beide fielen bald in Stücken zu Boden.

Schnell wie ein Gedanke raffte der kleine Mann eine schwere hölzerne Keule vom Boden aus, die ein Sterbender hatte fallen lassen, wich dem Riesen aus, der sich gebückt hatte, um ihn mit den Armen zu packen, und brachte seinem kolossalen Gegner einen furchtbaren Schlag über die Stirne bei.

Der Riese stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden. Der kleine Mann, schäumend vor Wuth, trat ihn unter die Füße.

»Du führtest einen Namen, der für Dich zu schwer war,« rief er aus, schwang seine siegreiche Waffe und suchte nach andern Schlachtopfern.

Der Riese war nicht todt, sondern nur betäubt von der Heftigkeit des Schlages. Er öffnete die Augen und machte einige schwache Bewegungen, da warf sich ein Soldat mit dem Rufe auf ihn: »Sieg! Han der Isländer ist gefangen! Sieg!«

»Han der Isländer ist gefangen!« ertönte jetzt von allen Seiten, von den Einen im Tone des Triumphs, von den Andern in dem der Muthlosigkeit. Der kleine Mann war verschwunden. Die tapfern Bergbewohner fühlten

sich bereits seit einiger Zeit übermannt, da ihre Feinde von allen Seiten Verstärkung erhielten. Jetzt wurde auch der muthige Kennybol, schon im Anfang des Treffens verwundet, gefangen genommen. Die Gefangennehmung Hans des Isländers schlug vollends ihren Muth nieder, sie legten die Waffen ab und ergaben sich.

Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die weißen Gipfel der hohen Schneeberge beleuchteten, herrschte tiefe Ruhe und feierliche Stille in den Schluchten des schwarzen Pfeilers. Dunkle Schaaren von Raubvögeln flogen über das Schlachtfeld hin, angelockt von dem Geruch der Leichname, und als die versteckten Hirten, welche vor den Tönen der Schlacht in verborgene Höhlen geflohen waren, wieder das Licht des Tages begrüßten, sahen sie ein Thier mit menschlichem Angesicht auf todten Körpern sitzen und das noch warme Blut der Erschlagenen trinken.

XXXVII.

»Oeffne dieses Fenster, meine Tochter! Diese Scheiben sind sehr trübe; ich möchte den Tag ein wenig sehen.«

»Sehen Sie den Tag, mein Vater? Die Nacht ist nahe.«

»Noch bescheint die Sonne die Hügel, welche den Golf umringen. Ich bedarf dieser reinen Luft, welche durch die Gitter meines Kerkers dringt. Der Himmel ist so hell und schön.«

»Am fernen Horizont zieht ein Gewitter auf, mein Vater!«

»Ein Gewitter, Ethel! Wo siehst Du es?«

»Eben weil der Himmel rein ist, mein Vater, mache ich mich auf ein Gewitter gefaßt.«

Der Greis warf einen Blick des Staunens auf die Jungfrau.

»Wenn ich das in meiner Jugend bedacht hätte,« sprach er, »so wäre ich nicht hier. Was Du hier sagst, ist richtig, aber es geht über Dein Alter. Ich

begreife nicht, wie es kommt, daß Deine junge Vernunft meiner alten Erfahrung gleicht.«

Ethel schlug die Augen nieder, wie verwirrt durch diese einfach ernste Betrachtung. Ihre beiden Hände falteten sich in stummem Schmerz, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

»Meine Tochter,« sagte der alte Gefangene, »seit einigen Tagen bist Du bleich, als ob ein heißes Blut durch Deine Adern geströmt wäre. Wenn Du Morgens aufstehst, sind Deine Augen roth und angeschwollen, wie nach einer durchwachten und durchweinten Nacht. Seit mehreren Tagen sitze ich einsam und verlassen, und Deine Stimme entreißt mich nicht dem düstern Nachsinnen über mein vergangenes Leben, Du bist trauriger als ich, der alte Gefangene, und doch lastet nicht auf Deinen Schultern, wie auf den meinigen, das Gewicht eines leeren und nichtigen Lebens. Trübsinn mag die Jugend befallen, aber er nistet sich nicht ein in die Tiefen ihres Herzens. Die Wolken des Morgens haben sich am Abend verzogen. Du bist in dem Alter, wo man sich in Träumen eine von der Gegenwart unabhängige Zukunft schafft, welche es auch sei. Was ist Dir denn, mein Kind? Dank dieser eintönigen Gefangenschaft, bist Du vor unvorhergesehenen Unfällen gesichert! Welchen Fehler hast Du denn begangen? Mein Loos kann Dich nicht so beugen, bist Du an mein Unglück gewöhnt, Du weisst, daß es ohne Abhülfe ist. Wenn auch hoffnungslos, bin ich am Rande des Grabes; warum solltest Du verzweifeln in den Tagen Deines blühenden Alters?«

Die strenge und ernste Stimme des alten Gefangenen war allmählig weich geworden und hatte fast den Ton väterlicher Rührung angenommen. Ethel stand stumm vor ihm. Plötzlich wandte sie sich mit einer fast krampfhaften Bewegung ab, sank auf die Kniee und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, als wollte sie die Thränen und Seufzer ersticken, die unwiderstehlich ihrem gepreßten Herzen entströmten.

Der Vater schüttelte das greise Haupt, lächelte bitter und warf einen ernsten Blick auf seine Tochter: »Ethel,« sprach er, »warum weinst Du, während Du doch nicht unter den Menschen lebst?«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich das sanfte und edle Geschöpf von der Erde. Die kindliche Liebe gab ihr die Kraft, ihren

Schmerz tief in ihr Inneres zu verschließen. Sie fuhr mit ihrer Leibbinde über die Augen und gebot ihren Thränen Stillstand.

»Verzeihen Sie mir, mein Vater,« sagte sie, »es war nur ein Anfall von Schwäche.«

Sie heftete einen aus Thränen lächelnden Blick auf den verehrten Greis, holte die Edda, setzte sich neben ihren schweigsamen Vater und öffnete das Buch auf Gerathewohl. Sie bezwang die Rührung ihrer Stimme und las; aber der Ton ihrer Stimme verflog nutzlos, denn weder sie noch ihr Vater achteten darauf.

»Genug, meine Tochter!« sagte der Greis und gab ein Zeichen mit der Hand.

Sie schloß das Buch.

»Ethel,« fragte der Vater, »denkst Du bisweilen an Ordener?«

Die Jungfrau bebte.

»An jenen Ordener,« fuhr der Vater fort, »der abgereist ist ...« »Warum an ihn denken, mein Vater?« unterbrach ihn Ethel. »Ich denke, wie Sie, daß er nie wiederkehren wird.«

»Nie wiederkehren, meine Tochter! Das könnte ich nicht sagen. Im Gegentheil sagt mir irgend eine Ahnung, daß er wiederkommen wird.«

»So dachten Sie nicht, mein Vater, als Sie mit so vielem Mißtrauen von diesem jungen Manne sprachen.«

»Habe ich denn mit Mißtrauen von ihm gesprochen?«

»Ja, mein Vater, und ich trete Ihrer Meinung bei; ich glaube, daß er uns getäuscht hat.«

»Daß er uns getäuscht hat, meine Tochter! Wenn ich ihn so beurtheilte, so habe ich gehandelt, wie alle Menschen, die ohne Beweis verdammen. Ich

habe von diesem Ordener lauter Zusicherungen seiner Ergebenheit erhalten.«

»Und wissen Sie denn, mein ehrwürdiger Vater, ob hinter diesen treuherzigen Worten nicht treulose Gesinnungen versteckt waren?«

»In der Regel drängen sich die Menschen nicht zu dem ohnmächtigen Unglück. Wenn dieser Ordener nicht Anhänglichkeit an mich gefühlt hätte, wäre er nicht so ohne Zweck in meinen Kerker gekommen.«

»Wissen Sie gewiß,« fuhr Ethel mit schwacher Stimme fort, »daß er keinen Zweck dabei hatte?«

»Und welchen denn?« fragte lebhaft der Greis.

Die Jungfrau schwieg.

Es kostete sie zu viel Mühe, den geliebten Ordener, den sie sonst gegen ihren Vater vertheidigt hatte, jetzt vor ihm anzuklagen.

»Ich bin nicht mehr der Graf von Greiffenfeld,« fuhr der alte Gefangene fort. »Ich bin nicht mehr der Großkanzler von Dänemark und Norwegen, nicht mehr der begünstigte Vertheiler der königlichen Gnadenspenden, der allmächtige Minister, sondern ein armseliger Staatsgefangener, ein Geächteter, ein politisch Verpesteter. Es beweist schon Muth, wenn man gegen diese Menschen, die ich mit Ehre und Reichthum überhäuft habe, meiner nur ohne Verwünschung erwähnt; es ist Entsagung, wenn man die Schwelle dieses Kerkers betritt, außer man wäre ein Kerkermeister oder Henker! Es ist Heldenmuth, wenn man sie als mein Freund betritt. Nein, ich will nicht undankbar sein, wie dieses ganze menschliche Geschlecht. Dieser junge Mann hat meine Dankbarkeit verdient, und wenn es für nichts Anderes wäre, als daß er mir ein wohlwollendes Gesicht gezeigt hat und mich eine tröstende Stimme vernehmen ließ.«

Diese Sprache, die einige Tage früher die Jungfrau entzückt hätte, zerschnitt jetzt ihr Herz. Der Greis fuhr mit feierlicher Stimme fort: »Höre, meine Tochter, ich will jetzt ein ernstes Wort zu Dir reden. Ich fühle, daß

meine Kräfte schwinden, das Leben zieht sich allmählig aus diesem abgelebten Körper zurück, ich fühle, daß mein Ende naht.«

Ethel unterbrach ihn durch einen halberstickten Seufzer.

»Um Gotteswillen, mein Vater, reden Sie nicht so! Schonen Sie Ihre arme Tochter! Wollen Sie mich einsam zurücklassen auf der Welt? Was soll dann aus mir werden? Was bin ich ohne Ihren Schutz?«

»Der Schutz eines Geächteten!« sagte der Greis mit Kopfschütteln. »Doch eben daran denke ich ja. Die Sorge für Dein künftiges Glück, meine Tochter, drückt mich mehr, als das Andenken an mein vergangenes Unglück. Darum höre die Worte Deines Vaters. Dieser Ordener verdient Dein strenges Urtheil nicht, und ich glaubte bis jetzt, daß Du keine solche Abneigung gegen ihn hättest. Sein Aeußeres ist edel und offen, was zwar allerdings nichts für sein Inneres beweist; aber ich muß gestehen, daß er mir nicht ohne einige Tugenden scheint, obwohl das menschliche Herz den Keim aller Laster und Verbrechen in sich trägt. Keine Flamme ist ohne Rauch.

»Im Vorgefühl meines nahen Todes,« fuhr der Greis feierlich fort, »habe ich an Dich und ihn gedacht, und wenn er zurückkommt, wie ich hoffe, so gebe ich ihn Dir zum Beschützer und Gatten.«

Die Jungfrau erbleichte. In demselben Augenblicke, wo ihre Träume für immer in Rauch zerflogen waren, wollte ihr Vater sie verwirklichen. Der bittere Gedanke: »Ich konnte also glücklich sein!« gab ihrer Verzweiflung ihre ganze Kraft wieder. Sie blieb einen Augenblick sprachlos, damit die glühenden Thränen, die in ihrem Auge starrten, ihm nicht entfliehen möchten.

»Wie, mein Vater!« sagte sie endlich mit erloschener Stimme, »Sie wollten mich einem Unbekannten zum Weibe geben, dessen Namen, dessen Geburt, dessen Familie Sie nicht kennen?«

»Ich wollte Dich ihm nicht geben, ich gebe Dich ihm,« erwiederte der Vater in fast gebietendem Tone.

Ethel seufzte.

»Ich gebe Dich ihm, sage ich. Was liegt mir an seiner Geburt? Was geht mich seine Familie an? Er ist der einzige Rettungsanker, der Dir übrig bleibt. Ich glaube, daß er nicht denselben Widerwillen gegen Dich hegt, wie Du gegen ihn.«

Das arme Mädchen hob ihre Augen gen Himmel.

»Du hörst es, Ethel, ich kümmere mich nichts um seine Geburt. Er ist ohne Zweifel von gemeinem Stande, denn in den Palästen der Großen lehrt man diejenigen, die darin geboren werden, nicht, die Hütten der Unglücklichen und die Kerker der Gefangenen zu besuchen. Wozu diese stolzen Rückerinnerungen? Ethel Schuhmacher ist nicht mehr Prinzessin von Wollin und Gräfin von Tongsberg! Du bist tiefer gefallen, als Dein Vater stand, da er sich erhoben hat. Schätze Dich also glücklich, wenn dieser Mann Deine Hand annimmt, welches auch seine Familie sei. Ist er von niederem Stande, desto besser, dann wird Dein Leben wenigstens vor den Stürmen sicher sein, die Dein Vater überstanden hat. Du wirst ferne vom Neid und Haß der Menschen, unter irgend einem unbekannten Namen ein verborgenes Dasein verleben, das glücklicher enden wird, als die Laufbahn meiner Größe ...«

Ethel war vor ihrem Vater auf die Kniee gesunken.

»O, mein Vater! ... Gnade!«

Der Greis öffnete erstaunt seine Arme.

»Was willst Du damit sagen, mein Kind?«

»Um Gotteswillen, schildern Sie mir ein Glück nicht, das mir nicht beschieden ist!«

»Ethel, spiele nicht mit Deinem ganzen künftigen Lebensglück! Ich habe die Hand einer Prinzessin von königlichem Geblüt, einer Prinzessin von Holstein-Augustenburg ausgeschlagen, und mein Stolz ist grausam bestraft

worden. Du willst einen ehrlichen Mann abweisen, weil er nicht von hoher Geburt ist. Zittere, Du möchtest eben so hart gezüchtigt werden!«

»Möchte doch dieser Ordener ein rechtlicher unbekannter Mann sein!« murmelte Ethel.

Der Greis erhob sich und ging mit heftigen Schritten durch das Zimmer.

»Mein Kind, es ist Dein armer alter Vater, der Dich bittet und Dir befiehlt. Versprich mir, diesen Fremdling zum Gatten anzunehmen, damit ich ruhig sterben kann.«

»Ich werde Ihnen immer gehorchen, mein Vater! Doch zählen Sie nicht aus seine Rückkehr ...«

»Ich habe die Wahrscheinlichkeiten abgewogen, und nach dem Tone, womit dieser Ordener Deinen Namen aussprach, glaube ich ...«

»Daß er mich liebt!« unterbrach ihn die Tochter mit Bitterkeit. »O, nein, glauben Sie das nicht!«

»Ich weiß nicht, ob er Dich liebt; aber ich weiß, daß er zurückkommen wird.« »Geben Sie diesen Gedanken auf, mein edler Vater! Und wenn Sie diesen Fremdling kennten, so würden Sie nicht mehr wünschen, daß er der Gatte Ihrer Tochter sei.«

»Er wird es sein, welches auch sein Name und sein Stand sei.«

»Wenn nun,« erwiederte die Jungfrau feierlich, »dieser Unbekannte, in welchem Sie einen Tröster, den künftigen Beschützer Ihrer Tochter erblicken, der Sohn eines Ihrer Todfeinde, des Vicekönigs von Norwegen, des Grafen Guldenlew wäre?«

Der Greis wich drei Schritte zurück: »Was sagst Du da? Großer Gott! Ordener! Dieser Ordener! ... Das ist unmöglich! ...«

Der unaussprechliche Ausdruck von Haß, der sich in allen Zügen des alten Mannes malte, erfüllte Ethels Herz mit Schauder, und sie bereute das unkluge Wort, das sie gesprochen hatte.

Der Schlag war gefallen. Der Greis blieb einige Augenblicke unbeweglich mit gekreuzten Armen; sein ganzer Körper zitterte, seine flammenden Augen schienen den kalten Stein des Fußbodens durchdringen zu wollen. Allmählig entfuhren seinen blauen Lippen einige mit schwacher Stimme von einem Träumenden ausgesprochenen Worte.

»Ordener! ... Ja, so ist es, Ordener Guldenlew! ... So ist es! ... Ganz richtig! ... Schuhmacher, alter Thor, öffne ihm doch deine Arme, dieser redliche junge Mensch kommt, um dir den Dolch ins Herz zu stoßen ...«

Plötzlich stampfte er mit dem Fuß auf den Boden, und seine Stimme ward donnernd.

»Ha! So haben sie mir denn ihr ganzes schändliches Geschlecht auf den Hals geschickt, mich in meinem Falle zu verhöhnen! Ich mußte einen Ahlfeldt vor Augen sehen! Ich habe einem Guldenlew zugelächelt! ... Die Unmenschen! Wer hätte von diesem Ordener geglaubt, daß er diesen Namen führe, daß er ein solches Herz habe! Wehe mir! Wehe ihm!«

Der Greis fiel erschöpft in seinen Lehnsessel. Seine Brust arbeitete gewaltig. Seine weinende Tochter saß zu seinen Füßen.

»Weine nicht, meine Tochter!« sagte der Greis mit düsterer Stimme. »Komm an mein Herz!«

Er drückte sie an seine Brust.

»Du hast heller gesehen, junges Mädchen,« fuhr er fort, »als Dein alter Vater. Die giftige Schlange mit den Taubenaugen hat Dich nicht getäuscht. Ich danke Dir für Deinen Haß gegen diesen schändlichen Ordener.«

»Mein Vater, beruhigen Sie...«

»Schwöre mir, stets die nämlichen Gesinnungen gegen Guldenlews Sohn zu hegen!«

»Gott verbietet den Schwur, mein Vater!«

»Schwöre es mir, meine Tochter! Schwöre mir, immer die nämlichen Gesinnungen gegen diesen Ordener Guldenlew zu hegen!«

Ethel konnte mit Wahrheit antworten: »Immer!«

»Wohl, meine Tochter! Ich vermache Dir meinen Haß gegen sie, denn Ehre und Gut haben sie mir geraubt, und ich kann Dir sonst nichts hinterlassen. Die Elenden! Und ich war es, dem sie Macht und Ehre verdanken! Im Namen des Himmels und der Hölle verfluche ich sie in ihrem Dasein und in ihrer fernsten Nachkommenschaft!«

Der Greis schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: »Aber sage mir, mein Kind, wie hast Du entdeckt, daß dieser Verräther einen der verabscheuten Namen führte, die mit Gift und Galle in mein Herz geschrieben sind? Wie bist Du hinter dieses Geheimniß gekommen?«

Die Jungfrau nahm alle ihre Kraft zusammen, diese Frage zu beantworten, als plötzlich die Thüre sich öffnete. Ein schwarz gekleideter Mann, einen Stab von Ebenholz in der Hand und eine gebräunte Stahlkette um den Hals, erschien auf der Schwelle, umgeben von schwarz gekleideten Hellebardieren.

»Was willst Du von mir?« fragte der Gefangene mit unwilligem Staunen.

Ohne zu antworten und ohne ihn nur anzusehen, rollte der Mann ein langes Pergament aus, an welchem ein Siegel von grünem Wachs an einer seidenen Schnur hing, und las mit lauter Stimme:

»Im Namen Sr. Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn, König Christiern!

»Kund und zu wissen dem Staatsgefangenen Schuhmacher in der königlichen Festung Munckholm und dessen Tochter, daß sie dem Vorweiser dieses zu folgen haben.«

»Was willst Du von mir?« wiederholte der Gefangene.

Statt aller Antwort begann der schwarze Mann abermals das königliche Dekret abzulesen.

»Schon gut!« sagte der Greis.

Er stand auf und gab seiner erstaunten Tochter ein Zeichen, mit ihm diesem Unglücksboten zu folgen.

XXXVIII.

Die Nacht war eben angebrochen. Ein kalter Wind pfiff um den verfluchten Thurm, und die Pforten der Ruinen von Vygla erzitterten in ihren Angeln, als ob derselbe Arm sie alle zumal geschüttelt hätte.

Die rohen Thurmbewohner, der Henker und seine Familie, saßen um das Feuer, das in der Mitte des Zimmers brannte und seinen röthlich flackernden Schein auf ihre finstern Gesichter und scharlachenen Gewänder warf. In den Gesichtszügen der Kinder lag etwas Wildes, wie das Lachen ihres Vaters, und etwas Grasses, wie der Blick ihrer Mutter. Die Augen des Weibes und der Kinder waren auf Orugix gerichtet, der, auf einem hölzernen Schemel sitzend, auszuschnaufen schien, und dessen mit Staub bedeckte Füße verriethen, daß er einen langen Weg gemacht habe.

»Weib, höre! Kinder, hört!« sprach er. »Ich bin nicht umsonst zwei Tage abwesend gewesen und bringe keine schlechte Nachrichten mit. Wenn ich nicht, ehe ein Monat vergeht, königlicher Vollstrecker der hohen Gerichtsbarkeit bin, so soll man von mir sagen, ich wisse keine Schleife an einen Strick zu machen und könne kein Beil führen. Freut Euch, Ihr jungen Wölflein, Euer Vater hinterläßt Euch vielleicht sogar das Schaffot von Kopenhagen zum Erbe.«

»Nychol,« fragte Bechlie, »was gibt es denn?«

»Und Du, meine alte Zigeunerin,« fuhr Nychol mit seinem schwerfälligen Lachen fort, »freue Dich, auch Du kannst ein Halsband von blauen Glaskorallen kaufen, um damit Deinen Storchenhals zu schmücken. Unsere eheliche Verpflichtung ist bald zu Ende; wenn Du mich aber in einem

Monat mit der Würde eines ersten Henkers beider Königreiche bekleidet siehst, so wirst Du gerne einen zweiten Krug mit mir zerbrechen.«

»Was gibt es denn? Was gibt es denn?« fragten die Jungen, deren ältester mit einer blutigen Zange spielte, während der jüngste einen kleinen Vogel lebendig rupfte.

»Was es gibt, meine Kinder? ... Bringe doch diesen Vogel um, Haspar, er schreit wie eine schlechte Säge, und überhaupt man muß nicht grausam sein. Bringe ihn um ... Was es gibt? Nichts, gar wenig, außer, Dame Bechlie, daß, ehe acht Tage vergehen, der Exkanzler Schuhmacher, der zu Kopenhagen bereits mein Gesicht in der Nähe gesehen hat, und der berüchtigte isländische Räuber Han von Klipstadur, mir vielleicht beide zumal in die Hände fallen werden.«

Das verstörte Auge des Weibes nahm einen Ausdruck neugierigen Staunens an.

»Schuhmacher! Han der Isländer! Wie kommt das, Nychol?«

»Ich will Euch Alles sagen. Ich begegnete gestern Morgens auf der Straße von Skongen, auf der Brücke von Ordals, dem Regiment der Arquebusiere von Munckholm, das in triumphirendem Aufzug nach Drontheim zurückkehrte. Ich befragte einen der Soldaten, der mich einer Antwort würdigte, weil er ohne Zweifel nicht wußte, warum ich ein rothes Kleid trage, und ich erfuhr, daß die Soldaten aus den Schluchten des schwarzen Pfeilers zurückkamen, wo sie die Banden der rebellischen Bergleute in Stücke gehauen hatten. Nun mußt Du wissen, Zigeunerin Bechlie, daß diese Rebellen sich für Schuhmacher empörten und von Han dem Isländer befehligt waren. Ferner mußt Du wissen, daß diese Empörung Han den Isländer des Verbrechens des Aufruhrs gegen die königliche Gewalt, und Schuhmacher des Verbrechens des Hochverraths schuldig macht, welche beide Verbrechen zum Galgen oder auf das Schaffot zu führen pflegen. Füge nun zu diesen zwei prächtigen Hinrichtungen, deren jede mir wenigstens fünfzehn Dukaten eintragen muß, und mir in den Königreichen zur höchsten Ehre gereichen wird, noch einige andere hinzu, die zwar nicht ebenso wichtig sind ...«

»Wie!« unterbrach ihn das Weib, »Han der Isländer ist also gefangen?«

»Warum unterbrichst Du Deinen Herrn und Meister, verdammtes Weib? Allerdings, dieser berüchtigte, ungreifbare Han der Isländer ist gefangen, und mit ihm einige andere Anführer der Rebellen, deren jeder mir ebenfalls zwölf Thaler eintragen wird, ohne zu rechnen, was ich aus den Leichnamen erlösen werde. Er ist gefangen, sage ich Dir, und ich habe ihn selbst gesehen, wie er in den Reihen der Soldaten ging ...«

Das Weib und die Kinder traten staunend näher zu Orugir.

»Wie! Du hast ihn gesehen, Vater?« fragten die Kinder.

»Schweigt Kinder! Ihr schreit wie ein Spitzbube, der seine Unschuld betheuert. Ich habe ihn gesehen. Er ist ein Riese und die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und um den Kopf trug er eine Binde. Ohne Zweifel ist er am Kopfe verwundet worden. Aber er kann ruhig sein, in Kurzem werde ich ihn von dieser Wunde kurirt haben.«

Der Henker begleitete diese furchtbaren Worte mit einer schrecklichen Geberde und fuhr dann fort: »Hinter ihm gingen vier andere Gefangene, und man führt sie alle nach Drontheim, um mit dem Exkanzler Schuhmacher vor Gericht gestellt zu werden.«

»Vater, wie sahen die andern Gefangenen aus?«

»Zwei davon sind alte Männer, und einer von ihnen trug den Filzhut der Bergleute, und der andere die Mütze der Gebirgsbewohner. Beide waren traurig. Von den beiden andern war der eine ein junger Bergmann; er trug den Kopf hoch und pfiff; der andere ... Erinnerst Du Dich, meine höllische Bechlie, an die Reisenden, die vor etwa zehn Tagen in diesen Thurm gekommen sind, als bei Nacht ein so heftiges Gewitter war?...«

»Wie Satan sich seines Falls erinnert,« antwortete das Weib.

»Erinnerst Du Dich des jungen Mannes unter den Reisenden, des Gefährten des alten närrischen Perrückenstocks, der den grünen Mantel und die schwarze Feder trug?«

»Ich sehe ihn noch vor mir stehen und höre ihn sagen: Weib, wir haben Gold!«

»Nun denn, Weib, der war der vierte Gefangene, und wenn es nicht so ist, so soll man von mir sagen, daß ich in meinem Leben Niemand die Kehle zugeschnürt habe, als einer alten Henne. Das gibt einen Spaß: neulich habe ich ihm zu essen gegeben, und jetzt werde ich ihm bald auf ewig den Mund stopfen.«

Der Henker lachte hell auf bei diesen Worten und fuhr dann fort: »Wir wollen uns freuen und trinken. Teufelsweib, schenke mir ein Glas Bier ein auf meine nahe Erhöhung. Auf die Gesundheit des Herrn Nychol Orugix, königlichen Vollstreckers der hohen Gerichtsbarkeit in spe! Ich muß Dir gestehen, alte Sünderin, daß es mich Mühe kostete, mich in den Flecken Noes zu begeben, um daselbst einen gemeinen Dieb zu hängen. Doch dachte ich, du kannst die paar Groschen auch mitnehmen, der Exkanzler und Han der Isländer entgehen dir doch nicht.«

In diesem Augenblicke ließ sich außen vor dem Thurme in drei Absätzen der Schall eines Hornes hören.

»Weib,« rief Orugix aufspringend, »das sind die Häscher des Oberrichters.«

Mit diesen Worten stieg er eilends die Treppe hinab. Bald darauf kam er zurück mit einem großen Pergament in der Hand, dessen Siegel er gelöst hatte.

»Hier Weib, das kommt vom Oberrichter. Entziffre mir das, da Du das Teufelsgeschmiere lesen kannst. Es ist vielleicht schon ein Beförderungspatent, denn da der Gerichtshof einen Großkanzler zum Präsidenten und einen Großkanzler zum Delinquenten hat, so schickt es sich nicht wohl anders, als daß ein königlicher Großhenker seinen Spruch vollziehe.«

Das Weib hatte inzwischen die Schrift durchgesehen und begann nun mit lauter Stimme zu lesen:

»Im Namen des Oberrichters von Drontheimhus! Nychol Orugix, Scharfrichter dieser Provinz, hat sich Angesichts dies, versehen mit seinem Ehrenbeil, dem Block »und der schwarzen Behängung nach Drontheim zu begeben.«

»Ist das Alles?« fragte der Henker mißvergnügt. »Alles,« antwortete das Weib.

»Scharfrichter dieser Provinz« murmelte Orugir zwischen den Zähnen und warf unwillige Blicke auf den Brief.

»Nun ins Teufels Namen!« rief er endlich aus, »man muß gehorchen und sich auf den Weg machen. Verlangt man doch das Ehrenbeil und die schwarze Behängung. Weib, Putze mir das Ehrenbeil blank, und bürste mir die schwarze Behängung aus. Man muß den Muth nicht sinken lassen, vielleicht wollen sie mich erst nach dieser schönen Hinrichtung befördern. Freilich werden dann die Verurtheilten der Ehre verlustig gehen, durch einen königlichen Großhenker hingerichtet zu werden.«

XXXIX.

Der Graf von Ahlfeldt, in seiner schwarzen Amtstracht und mit Orden behängt, ging nachdenklich im Zimmer seiner Gemahlin auf und ab.

»Es ist neun Uhr,« sagte die Gräfin, »der Gerichtshof soll seine Sitzung beginnen, man darf ihn nicht warten lassen. In der Nacht noch muß das Urtheil gefällt werden, daß man es spätestens morgen früh vollziehen kann. Der Oberrichter hat mich versichert, daß der Scharfrichter vor Sonnenaufgang hier sein werde.«

»Elphege, haben Sie die Barke, welche mich nach Munckholm bringen soll, bereit halten lassen?«

»Sie wartet schon über eine halbe Stunde auf Sie.«

»Und ist meine Sänfte vor der Thüre?« »Sie steht bereit.«

»So will ich nicht säumen. Noch ein Wort, Elphege! Sie behaupten also, daß ein Liebeshandel zwischen Ordener Guldenlew und Schuhmachers Tochter bestehe?«

»Und das ein ernstlicher, versichere ich Sie!« versetzte die Gräfin mit einem Lächeln des Zorns und der Verachtung.

»Wer hätte das gedacht? Doch muß ich gestehen, daß ich es bereits vermuthet hatte.«

»Und ich auch,« sagte die Gräfin. »Das ist ein Streich, den uns dieser verdammte Levin gespielt hat.«

»Der alte mecklenburgische Schurke!« murmelte der Kanzler zwischen den Zähnen. »Warte nur, ich will Dich Arensdorf empfehlen. Wenn ich ihn nur stürzen könnte! Jetzt geht mir ein Licht auf. Hören Sie einmal, Elphege!«

»Nun denn? Reden Sie!«

»Sie wissen, daß es sechs Individuen sind, welche wir im Schlosse von Munckholm zu richten haben: Schuhmacher, den ich morgen um diese Zeit hoffentlich nicht mehr fürchten werde, unser falscher Han der Isländer, der versprochen hat, seine Rolle bis ans Ende festzuhalten, in der Hoffnung, daß ihn Musdoemon, von dem er bereits starke Geldsummen erhalten hat, entwischen lassen werde. Dieser Musdoemon hat wahrhaft teuflische Ideen. Die vier andern Angeklagten sind die drei Anführer der Rebellen und ein Quidam, der unter die Anführer gekommen ist, man weiß nicht wie, und den Musdoemon hat festsetzen lassen. Er hält diesen Menschen für einen Spion Levins von Knud, und wirklich hat er hier gleich bei seiner Ankunft nach dem General gefragt und schien bestürzt, als er die Abwesenheit des Mecklenburgers erfuhr. Im Uebrigen hat er auf keine der Fragen geantwortet, welche Musdoemon an ihn gerichtet hat.«

»Warum haben Sie ihn nicht selbst verhört?« »Meine Geschäfte ließen mir keine Zeit dazu, wie Sie selbst wissen, und übrigens konnte ich mich in dieser Sache ganz auf Musdoemon verlassen. Ueberhaupt lege ich auf diesen Menschen an sich keinen besondern Werth; er ist ohne Zweifel

irgend ein armer Landstreicher. Er kann uns bloß dazu dienen, daß wir ihn als einen Agenten Levins darstellen, und da er in den Reihen der Rebellen ergriffen worden ist, so könnte daraus ein strafbares Einverständniß zwischen dem Mecklenburger und Schuhmacher gefolgert werden, das hinreichend wäre, wo nicht die Versetzung in Anklagestand, doch wenigstens die Ungnade dieses verdammten Levin Knud herbeizuführen.«

Die Gräfin schien einen Augenblick nachzudenken: »Sie haben Recht, aber diese unglückliche Leidenschaft des Barons Thorwick für Ethel Schuhmacher ...«

»Hören Sie, Elphege, wir sind beide nicht mehr jung und keine Neulinge im Leben, wir sollten die Menschen kennen. Wenn Schuhmacher zum zweitenmal wegen Hochverraths verurtheilt ist, wenn er auf dem Schaffot seine Strafe erstanden haben wird, wenn diese Schmach auf seine Tochter übergegangen ist und sie tief unter die letzten Reihen der Staatsgesellschaft herabgesetzt hat, glauben Sie, daß dann Ordener Guldenlew sich dieser kindischen Liebe, welche Sie Leidenschaft nennen, wieder erinnern und nur einen Augenblick zwischen der entehrten Tochter eines elenden Staatsverräthers und der erlauchten Tochter eines glorwürdigen Großkanzlers schwanken werde? So und nicht anders ist das menschliche Herz.«

»Ich wünsche, daß Sie Recht haben mögen. Sie werden inzwischen nicht überflüssig finden, daß Schuhmachers Tochter dem Prozeß ihres Vaters anwohne, und zwar in der nämlichen Loge mit mir. Ich möchte gerne dieses Geschöpf studiren.«

»Nichts, was uns über diese Geschichte aufklären kann, ist zu versäumen,« erwiederte der Kanzler phlegmatisch ... »Aber sagen Sie mir doch, weiß man, wo Ordener gegenwärtig ist?«

»Kein Mensch weiß es. Er ist der würdige Zögling des alten Levin, ein fahrender Ritter, wie er. Ich glaube, daß er sich jetzt zu Ward-Hus befindet ...«

»Das ist gut. Unsere Ulrike wird ihn festhalten. Doch ich vergesse, daß der Gerichtshof wartet ...«

»Noch ein Wort! Ich habe Sie schon gestern gefragt, aber Sie waren so in Geschäften vertieft, daß ich keine Antwort von Ihnen erhalten konnte. Wo ist mein Friedrich?«

»Friedrich!« wiederholte der Kanzler in düsterem Tone und fuhr mit der Hand über das Gesicht.

»Ja, mein Friedrich! Sein Regiment ist ohne ihn nach Drontheim zurückgekommen! Schwören Sie mir, daß Friedrich nicht in diesen furchtbaren Schluchten des schwarzen Pfeilers war. Warum erblaßten Sie bei seinem Namen? Ich bin in tödtlicher Angst.«

Der Kanzler nahm seine gleichgültige Miene wieder an: »Elphege, seien Sie ruhig. Ich schwöre Ihnen, daß er nicht in den Schluchten des schwarzen Pfeilers war. Im Uebrigen hat man ja die Liste der Offiziere, die in diesem Gefecht getödtet oder verwundet wurden, bekannt gemacht ...«

»Das beruhigt mich allerdings. Nur zwei Offiziere sind geblieben: der Hauptmann Lory und der junge Baron Randmer, der auf den Bällen zu Kopenhagen mit meinem Friedrich so vielen Spaß gemacht hat. Ich habe die Liste mehr als einmal gelesen, das versichere ich Sie. Aber sagen Sie mir, mein Sohn ist also zu Wahlstrom geblieben?«

»Er ist dort geblieben.«

»Ich bitte Sie, lieber Freund,« sagte die Gräfin mit einem Lächeln, in das sie einige Zärtlichkeit zu legen vergebens bemüht war, »lassen Sie doch um Himmels willen meinen Friedrich schnell aus diesem abscheulichen Lande zurückkommen ...«

»Madame, was Sie da verlangen, steht nicht in meiner Macht.«

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Die Gräfin blieb in düsterem Nachdenken zurück.

»Das steht nicht in seiner Macht!« sagte sie für sich. »Es kostet ihn ja nur ein Wort, mir meinen Sohn zurückzugeben. Das ist doch ein abscheulicher

Mensch, voll Hinterlist und Bosheit! Hatte ich nicht Recht, ihn nie leiden zu können?«

XL.

Die zitternde Ethel, welche die Wachen beim Ausgang aus dem Kerker des Löwen von Schleswig von ihrem Vater getrennt hatten, wurde durch finstere, ihr bis dahin unbekannte Gänge in eine Art dunkler Zelle geführt, die man bei ihrem Eintritt hinter ihr schloß. Gegenüber der Zellenthüre war eine vergitterte Oeffnung, durch welche der Schein von Fackeln und Kerzen hereinfiel; hinter dieser Oeffnung eine Bank, auf der eine schwarz gekleidete verschleierte Frau saß, die ihr ein Zeichen gab, sich neben sie zu setzen. Sie gehorchte in schweigender Verwirrung.

Ihre Augen richteten sich auf den Raum jenseits des Gitters. Ein düsteres Schauspiel stellte sich ihr dar.

Am äußersten Ende eines schwarz behängten Saals, der durch kupferne Lampen, welche an der Decke hingen, schwach beleuchtet war, erhob sich in Gestalt eines Hufeisens ein schwarz ausgeschlagenes Gerüste, auf welchem sieben schwarz gekleidete Richter saßen, deren einer, im Mittelpunkt auf einem erhöhten Sitze, glänzende Sterne und diamantene Ketten auf seiner Brust trug. Der Richter, der ihm zur Rechten saß, zeichnete sich von den andern durch einen weißen Leibgürtel und einen Hermelinmantel, die Amtskleidung des Oberrichters der Provinz aus. Rechts vom Tribunal war eine Erhöhung mit einem Thronhimmel, auf welcher ein Greis in geistlichem Ornat saß; links ein mit Papieren belegter Tisch, hinter welchem ein kleiner Mann stand, der eine ungeheure Perrücke auf dem Kopfe hatte und in einen langen, weiten schwarzen Mantel ganz eingewickelt war.

Den Richtern gegenüber war eine hölzerne Bank, von Hellebardieren umgeben, welche Fackeln in der Hand trugen, deren von einem Walde von Piken und Flinten wiederstrahlender Schein seinen ungewissen Strahl auf die wogenden Häupter einer Menge von Zuschauern warf, die sich gegen das eiserne Gitter drängten, das sie von dem Tribunal absonderte.

Ethel sah diesem Schauspiele zu, als ob sie wachend einem Traum angewohnt hätte. Sie sah den Präsidenten sich erheben und im Namen des Königs verkünden, daß jetzt das Gericht eröffnet sei.

Nun las der kleine schwarze Mann mit flüchtiger und fast unvernehmbarer Stimme einen langen Bericht ab, in welchem der Name ihres Vaters in Verbindung mit den Worten »Verschwörung, Hochverrath, Aufstand der Bergleute« häufig vorkam. Sie erinnerte sich nun mit Schrecken an das, was ihr die Unbekannte von einer Anklage gesagt hatte, die ihrem Vater drohe, und sie schauderte, als sie den schwarzen Mann seinen Bericht mit dem Worte Tod, das er stark betonte, schließen hörte.

Erschüttert wandte sie sich zu der verschleierten Frau, vor welcher sie, sie wußte selbst nicht warum, ein Gefühl der Furcht hegte, und fragte schüchtern: »Wo sind wir? Was heißt Alles dies?« Eine Geberde der Unbekannten verwies sie zur Stille und Aufmerksamkeit. Sie wandte ihre Blicke wieder dem Tribunal zu.

Der ehrwürdige Greis im geistlichen Ornat hatte sich erhoben und sprach mit lauter und deutlicher Stimme: »Im Namen des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes, ich Pamphilius Eleutherus, Bischof der königlichen Stadt Drontheim und der königlichen Provinz Drontheimhus, grüße den ehrwürdigen Gerichtshof, der im Namen des Königs, welcher nächst Gott unser Herr und Gebieter ist, richtet.

Da die vor dieses Tribunal geführten Gefangenen Menschen und Christen sind, und da sie keine Vertheidiger haben, so erkläre ich hiemit den ehrwürdigen Richtern, daß ich ihnen in der bedrängten Lage, worein sie der Himmel versetzt hat, mit meiner schwachen Kraft beizustehen gedenke.

So bitte ich nun Gott, daß er meine Schwäche mit seiner Kraft stärken, und meine Blindheit mit seinem Licht erleuchten wolle!«

Mit diesen Worten stieg der Bischof von seinem erhabenen Sitze und setzte sich auf die für die Angeklagten bestimmte hölzerne Bank. Ein Murmeln des Beifalls erhob sich unter den Zuschauern.

Der Präsident stand auf und sagte mit kalter und trockener Stimme: »Hellebardiere, gebietet Stille!«

»Hochwürdiger Herr Bischof,« fuhr er fort, »der Gerichtshof dankt Ihnen im Namen der Gefangenen. Einwohner von Drontheimhus, habt Acht auf

die hohe Rechtspflege des Königs, von diesem Gericht findet keine Berufung Statt! Kerkermeister, führt die Gefangenen herein!«

Unter den Zuschauern entstand eine Stille schauerlicher Erwartung; sie theilten sich in zwei Reihen. Bald ertönten Schritte vieler Menschen, Piken und Gewehre blitzten, und sechs Gefangene in Ketten und von Wache umgeben, traten mit entblößten Häuptern ein. Ethel sah nur den ersten dieser sechs Gefangenen: es war ein Greis mit weißen Haaren, ihr Vater.

Sie lehnte sich halb ohnmächtig auf das steinerne Geländer, ihr Blick umnebelte sich und sie seufzte mit erloschener Stimme: »O, Herr mein Gott, stehe mir bei!« Die verschleierte Frau neigte sich gegen sie und hielt ihr ein Riechfläschchen vor, das sie aus ihrer Ohnmacht wieder erweckte.

Der Präsident erhob sich und sprach mit langsam feierlicher Stimme: »Gefangene, man hat Euch vor diesen Gerichtshof geführt, damit er untersuche und entscheide, ob Ihr des Hochverraths, der Verschwörung und des bewaffneten Aufstands gegen unsern König und Herrn schuldig seid oder nicht. Geht nun in Euch und überlegt in Euerm Gewissen, denn eine Anklage der Majestätsbeleidigung ersten Grads lastet auf Euern Häuptern.«

In diesem Augenblicke fiel ein Lichtstrahl auf das Gesicht eines der sechs Gefangenen, eines jungen Mannes, der den Kopf auf die Brust geneigt hatte, als ob er seine Gesichtszüge unter seinen langen, herabhängenden Locken verbergen wollte. Ethel zitterte an allen Gliedern, sie glaubte zu erkennen, daß ... doch nein, es war bittere Täuschung; der Saal war nur schwach beleuchtet, und die Menschen bewegten sich darin gleich Schatten; kaum konnte man das große Christusbild von schwarzem Ebenholz, das über dem Lehnstuhl des Präsidenten hing, erblicken.

Aber dieser junge Mann trug einen Mantel, der von Weitem grün schien, seine Haare, die in Unordnung herabhingen, waren kastanienbraun, und der Strahl des Lichts, der sein Gesicht gezeigt hatte ... Doch nein, er war es nicht, er konnte es nicht sein! Es war eine furchtbare Täuschung.

Die Gefangenen saßen auf der Bank, auf welche der Bischof herabgestiegen war. Schuhmacher saß an einem Ende derselben, der

unbekannte junge Gefangene am andern. Der Bischof saß auf dem äußersten Ende der Bank.

Der Präsident wandte sich an Schuhmacher und fragte mit strengem Tone: »Wer seid Ihr und wie heißt Ihr?«

Der Gefangene erhob sich und blickte den Präsidenten starr an: »Ehemals nannte man mich Graf von Greiffenfeld und Tongsberg, Prinz von Wollin, Fürsten des heiligen römischen Reichs, Ritter des Elephantenordens, Ritter des Danebrogordens, Ritter des goldenen Vließes und des Hosenbandordens, ersten Minister, Generalinspektor des Kirchen- und Schulwesens, Großkanzler von Dänemark und ...«

Der Präsident unterbrach ihn: »Angeklagter, der Gerichtshof will nicht wissen, wie man Euch ehemals genannt, noch wer Ihr sonst gewesen seid, sondern wie man Euch jetzt nennt, und wer Ihr jetzt seid.«

»Jetzt,« erwiederte der Gefangene, »jetzt heiße ich Johann Schuhmacher, neunundsechzig Jahre alt, und bin nichts mehr, als Euer alter Wohlthäter, Kanzler von Ahlfeldt.«

Der Präsident schien verlegen.

»Ich habe Euch erkannt, Herr Graf,« fügte der Gefangene hinzu, »und da Ihr mich nicht erkannt habt oder nicht erkennen wolltet, so bin ich so frei gewesen, Euer Gnaden in Erinnerung zu bringen, daß wir alte Bekannte sind.«

»Schuhmacher,« sagte der Präsident mit einem Tone, in welchem der unterdrückte Zorn unverkennbar war, »spart dem Gerichtshof seine kostbare Zeit.«

Der alte Gefangene unterbrach ihn abermals: »Wir haben die Rolle gewechselt, edler Kanzler. Ehemals nannte ich Euch bloß Ahlfeldt, und Ihr nanntet mich Herr Graf.«

»Angeklagter,« erwiederte der Präsident, »Ihr schadet Eurer Sache, wenn Ihr das schimpfliche Urtheil in Erinnerung bringt, das schon über Euch

ergangen ist.«

»Wenn dieses Urtheil schimpflich ist, Graf Ahlfeldt, so beschimpft es wenigstens nicht mich.«

Der Gefangene war bei diesen Worten, die er mit starker Stimme sprach, halb aufgestanden. Der Präsident streckte die Hand gegen ihn aus.

»Setzt Euch! Schmäht nicht vor einem Tribunal auf die Richter, die Euch verurtheilt haben, und auf den König, der Euch diese Richter gab. Denkt daran zurück, daß der König Euch das Leben zu schenken geruhte, und beschränkt Euch hier auf Eure Vertheidigung.«

Der alte Gefangene antwortete bloß mit einem Achselzucken.

»Habt Ihr,« fragte der Präsident, »in Betreff des Kapitalverbrechens, dessen Ihr angeklagt seid, dem Gerichtshof einige Geständnisse zu machen?«

Der Gefangene gab keine Antwort. Der Präsident wiederholte die Frage.

»Sprecht Ihr mit mir?« erwiederte der Exkanzler. »Ich glaubte, edler Graf von Ahlfeldt, Ihr sprecht mit Euch selbst. Welches Verbrechen meint Ihr denn? Habe ich je einem Freunde einen Judaskuß gegeben? Habe ich je einen Wohlthäter eingekerkert und schimpflich verurtheilt? Habe ich dem Alles genommen, dem ich Alles dankte? Ich weiß in der That nicht, Herr Kanzler von heute, warum man mich hieher gebracht hat. Ohne Zweifel um zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit Sie unschuldige Köpfe fallen machen. Allerdings werden Sie mich mit eben so leichter Mühe ins Verderben zu stürzen wissen, wie dieses Königreich, und ein Komma oder Punktum wird hinreichend sein, mich des Todes schuldig zu finden, gleichwie es für Sie nur eines Buchstabens bedurfte, um einen Krieg mit Schweden zu provociren.«

Kaum hatte der Exkanzler diese bittere Anspielung vollendet, so erhob sich der kleine schwarze Mann an der Nebentafel.

»Herr Präsident,« sagte er mit einer tiefen Verbeugung, »meine Herren Richter, ich trage darauf an, dem Johann Schuhmacher das Wort zu entziehen, wenn er fortfährt, auf solche Weise Se. Gnaden den Herrn Großkanzler und dieses ehrwürdige Gericht zu schmähen.«

Der Bischof erhob mit ruhiger Würde seine Stimme: »Herr geheimer Sekretär, man kann einem Angeklagten das Wort nicht entziehen ...«

»Sie haben ganz Recht, hochwürdiger Herr Bischof,« fiel der Präsident ein. »Es ist unsere Absicht, der Vertheidigung alle mögliche Freiheit zu lassen. Ich fordere den Angeklagten bloß auf, seine Sprache zu mäßigen, und das liegt in seinem eigenen Interesse.«

Schuhmacher schüttelte den Kopf und sagte kalt: »Es scheint der Graf Ahlfeldt sei diesmal seiner Sache gewisser, als im Jahre 1677.«

»Schweigt,« erwiederte der Präsident, wandte sich sogleich an den Gefangenen, der neben Schuhmacher saß, und fragte ihn um seinen Namen.

Dieser Gefangene war ein Mann von riesenmäßiger Gestalt, dessen Stirne verbunden war. Er erhob sich und sagte: »Ich bin Han von Klipstadur in Island.«

Eine Bewegung des Schauders lief durch das Auditorium, und Schuhmacher, dessen Kopf bereits nachdenkend auf seine Brust gefallen war, erhob ihn wieder und warf einen schnellen Blick auf seinen furchtbaren Nachbar, von dem sich alle andern Mitangeklagten entfernt hielten.

»Han von Island,« fuhr der Präsident zu fragen fort, »was habt Ihr dem Gerichtshofe mitzuteilen?«

»Ich war der Anführer des Aufstands.«

»Habt Ihr aus eigenem Antrieb oder aus fremdes Antreiben den Befehl über die Rebellen übernommen?«

»Nicht aus eigenem Antrieb.«

»Wer hat Euch zu diesem Verbrechen verleitet?«

»Ein Mensch, der sich Hacket nannte.«

»Wer war dieser Hacket.«

»Ein Agent von Schuhmacher, den er auch Graf von Greiffenfeld nannte.«

Der Präsident wandte sich an Schuhmacher: »Kennt Ihr diesen Hacket?«

»Ihr seid mir zuvorgekommen, Graf Ahlfeldt, ich wollte die nämliche Frage an Euch richten.«

»Johann Schuhmacher, Ihr seid übel berathen mit Eurem Hasse. Der Gerichtshof wird Euer Vertheidigungssystem zu würdigen wissen.«

Der Bischof nahm das Wort: »Herr geheimer Sekretär, befindet sich dieser Hacket unter meinen Klienten?«

»Nein, hochwürdiger Herr!«

»Weiß man, was aus ihm geworden ist?«

»Er hat sich aus dem Staube gemacht, ehe man ihn festnehmen konnte.«

»Läßt man ihn verfolgen? Hat man seine Gestaltsbezeichnung?«

Ehe der geheime Sekretär antworten konnte, erhob sich der junge Bergmann und sagte mit lauter kräftiger Stimme: »Sein Signalement ist leicht zu geben. Dieser elende Hacket, dieser Agent Schuhmachers, ist ein Mann von kleiner Gestalt, von offenem Gesicht, aber offen wie der Schlund der Hölle ... Seine Stimme, hochwürdiger Herr Bischof, hat viele Aehnlichkeit mit der Stimme des Herrn, der an dieser Tafel schreibt und den Euer Hochwürden geheimer Sekretär nennen. Und wenn dieser Saal weniger düster wäre, und wenn weniger Haare das Gesicht des geheimen Sekretärs bedeckten, so möchte ich fast behaupten, daß in seinen Zügen einige Aehnlichkeit mit denen des Verräthers Hacket liege.«

»Unser Bruder redet die Wahrheit, riefen die beiden Nachbarn des jungen Bergmanns aus.«

»Wirklich!« murmelte Schuhmacher mit einem Ausdrucke des Triumphs.

Der Sekretär machte eine unwillkürliche Bewegung, sei es aus Furcht, sei es aus Unwillen, daß man ihn mit diesem Hacket verglich. Der Präsident, der selbst verlegen schien, beeilte sich, seine Stimme zu erheben.

»Gefangene, vergeßt nicht, daß Ihr nur dann reden dürft, wenn Euch der Gerichtshof fragt, und vor allen Dingen beleidigt kein Mitglied des Tribunals durch unwürdige Vergleichungen!«

»Inzwischen, Herr Präsident,« sagte der Bischof, »ist hier nur von einem Signalement die Rede. Wenn der flüchtige Hacket einige Aehnlichkeit mit dem geheimen Sekretär hat, so könnte das von Nutzen sein ...«

Der Präsident unterbrach ihn: »Han von Island, Ihr, der Ihr in so genauer Verbindung mit Hacket gestanden, sagt uns doch, zur Befriedigung des hochwürdigen Herrn Bischofs, ob dieser Mensch wirklich unserem geheimen Sekretär gleicht?«

»Ganz und gar nicht," antwortete der Riese ohne Zögern.

»Da sehen Sie also selbst, Herr Bischof!«

Der Bischof gab durch ein Kopfneigen zu erkennen, daß er befriedigt sei. Der Präsident wendete sich zu einem andern Angeklagten mit der üblichen Frage: »Wie heißt Ihr?«

»Wilfried Kennybol aus den Bergen von Kole.«

»Wart Ihr unter den Aufrührern?«

»Ja, gnädiger Herr! Die Wahrheit geht über das Leben. Ich bin in den verdammten Schluchten des schwarzen Pfeilers gefangen worden. Ich war der Anführer der Gebirgsbewohner.«

»Was hat Euch zum Verbrechen des Aufruhrs angetrieben?«

»Unsere Brüder, die Bergleute, beklagten sich über die königliche Vormundschaft und da hatten sie ganz Recht, mit Euer Gnaden Erlaubniß. Wenn Einer nur eine elende Lehmhütte und zwei schlechte Fuchsbälge hat, so ist es ihm doch lieb, daß er darüber Herr und Meister ist. Die Regierung hat auf ihre Bitten nicht geachtet; darum, gnädiger Herr, haben sie sich empört und um unsern Beistand gebeten. So etwas kann ein Bruder dem andern nicht abschlagen. So ist es gegangen.«

»Hat Niemand Euern Aufstand angereizt, ermuntert und geleitet?«

»Ein Herr Hacket sprach uns immer viel von einem Grafen vor, der zu Munckholm gefangen sitze, und den wir befreien sollten. Wir haben es ihm versprochen, denn es machte uns nichts aus, ob einer mehr frei sei.«

»Hieß dieser Graf nicht Schuhmacher oder Greiffenfeld?«

»Richtig, so hieß er.«

»Habt Ihr ihn nie gesehen?«

»Nein, gnädiger Herr! Wenn es aber der alte Mann ist, der Ihnen eben so viele Namen gegeben hat, so muß ich gestehen ...«

»Was?« fragte hastig der Präsident.

» ... Daß er einen schönen weißen Bart hat, fast eben so schön, als der des Schwiegervaters meiner Schwester Maase, im Flecken Surb, welcher 120 Jahre alt geworden ist.«

Der Präsident schien durch diese naive Antwort des Gebirgsbewohners nicht sonderlich befriedigt; er befahl den Gerichtsdienern einige feuerfarbene Fahnen, die vor dem Tribunal niedergelegt waren, aufzurollen.

»Wilfried Kennybol,« sagte er, »erkennt Ihr diese Fahnen?«

»Ja, Ihr Gnaden, Hacket hat sie uns im Namen des Grafen Schuhmacher zugestellt. Er hat auch Gewehre unter die Bergleute austheilen lassen, denn wir Gebirgsbewohner, die wir von der Büchse und Waidtasche leben, brauchen keine. Und ich, wie Sie mich hier sehen, gebunden wie eine alte

Henne, die man braten will, ich habe mehr als einmal aus der Tiefe unserer Thäler alte Adler herabgeschossen, die in der Höhe ihres Flugs nicht größer erschienen, als eine Lerche oder Wachtel.«

»Die Herren Richter hören,« sagte der geheime Sekretär, »daß der angeklagte Schuhmacher durch Hacket Waffen und Fahnen unter die Rebellen austheilen ließ.«

»Kennybol,« fuhr der Präsident fort, »habt Ihr sonst nichts zu sagen?«

»Nichts, als daß ich den Tod nicht verdiene. Ich habe bloß, als redlicher Bruder, den Bergleuten Beistand geleistet, und ich kann versichern, daß die Kugel meiner Büchse, so ein alter Schütze ich auch bin, noch nie einen Damhirsch des Königs getödtet hat.«

Der Präsident begann jetzt das Verhör der beiden Anführer der Bergleute. Der älteste derselben, Namens Jonas, wiederholte mit andern Worten, was Kennybol bereits gesagt hatte. Der jüngere, Norbith, gestand furchtlos seinen Antheil an der Empörung, über Hacket und Schuhmacher aber wollte er nichts aussagen. »Er habe,« sagte er, »den Eid der Verschwiegenheit abgelegt.« Alle Ermahnungen und Drohungen des Präsidenten brachten ihn nicht von diesem Vorsätze ab. »Im Uebrigen,« fügte er hinzu, »habe er sich nicht für Schuhmacher empört, sondern für seine arme Mutter, die Hunger und Kälte leide.«

Der geheime Sekretär resumirte die Aussagen der Angeklagten und bemühte sich, daraus Folgerungen und Beweise für die Schuldbarkeit des Exkanzlers zu ziehen. »Es ist jetzt,« fuhr er fort, »nur noch ein Angeklagter zu verhören, und wir haben gegründete Ursache, denselben für einen geheimen Agenten der Befehlshaberschaft zu halten, welche für die Ruhe der Provinz Drontheimhus so schlecht gesorgt hat. Diese Befehlshaberschaft hat, wo nicht durch strafbares Einverständniß, mindestens doch durch ihre unselige Nachlässigkeit den Ausbruch des Aufstands begünstigt, der alle diese Unglücklichen ins Verderben stürzen und diesen Schuhmacher abermals auf das Schaffot bringen wird, von dem ihn schon einmal die Gnade des Königs gerettet hat.«

Ethel schauderte bei diesen Worten, und ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen. Ihr Vater erhob sich und sagte mit Ruhe: »Kanzler Ahlfeldt, Alles das ist trefflich eingefädelt. Habt Ihr doch die Vorsicht gehabt, den Scharfrichter schon zu bestellen?«

Inzwischen hatte sich der sechste Angeklagte erhoben. Als der Präsident die übliche Frage an ihn richtete, strich er die Haare aus dem Gesicht und antwortete mit lauter, fester Stimme: »Ich heiße Ordener Guldenlew, Baron von Thorwick, Ritter des Danebrogordens.«

Ein Schrei des Staunens entwischte dem Sekretär: »Der Sohn des Vicekönigs!«

»Der Sohn des Vicekönigs!« wiederholten alle Stimmen.

Der Präsident fuhr auf seinem Lehnstuhl zusammen, die bis dahin unbeweglichen Richter neigten sich tumultuarisch zusammen. Eben so große Gährung herrschte unter den Zuschauern.

Nachdem die Stille allmählig wieder hergestellt war, schickte sich der Präsident an, das Verhör zu beginnen.

»Herr Baron,« sagte er mit zitternder Stimme...

»Ich heiße hier nicht »›Herr Baron,‹« unterbrach ihn Ordener, »sondern Ordener Guldenlew, wie der ehemalige Graf von Greiffenfeld bloß Johann Schuhmacher.«

Der Präsident blieb einige Augenblicke wie versteinert.

»Nun denn,« fuhr er dann fort, »Ordener Guldenlew, ohne Zweifel hat Sie ein bloßer Zufall vor diesen Gerichtshof geführt. Die Rebellen haben Sie auf der Reise aufgefangen und gezwungen, ihnen zu folgen, und so kommt es ohne allen Zweifel, daß man Sie in ihren Reihen gefunden hat.«

Der Sekretär erhob sich: »Verehrteste Herren Richter: schon der Name des Sohns des Vicekönigs allein ist für ihn eine hinreichende Vertheidigung. Der Baron Ordener Guldenlew kann kein Rebelle sein. Unser erlauchter

Präsident hat seine Anwesenheit unter den Aufrührern genügend erklärt. Das einzige Unrecht, das dieser edle Gefangene begangen hat, besteht darin, daß er seinen Namen nicht bälder sagte. Wir geben jede Anklage gegen ihn auf, tragen auf seine augenblickliche Freilassung an und bedauern nur, daß er einen Augenblick auf der Bank saß, die der Staatsverbrecher Schuhmacher und seine Mitschuldigen besudeln.«

»Was soll das heißen?« fragte Ordener.

»Der geheime Sekretär,« erwiederte der Präsident, »enthält sich aller gerichtlichen Anklage gegen Ihre Person.«

»Daran thut er Unrecht,« sagte Ordener mit lauter volltönender Stimme, »ich bin es, der hier allein angeklagt, gerichtet und verurtheilt werden muß. Ich bin der einzige Schuldige.«

»Der einzige Schuldige!« rief der Präsident aus.

»Der einzige Schuldige!« wiederholte der geheime Sekretär.

Ein neuer Ausbruch des Staunens erfolgte unter den Zuschauern. Die unglückliche Ethel schauderte.

»Hellebardiere, gebietet Stille!« sagte der Präsident, der mühsam seine Geisteskräfte zu sammeln suchte.

»Ordener Guldenlew,« fuhr er fort, »erklären Sie sich näher.«

Der junge Mann blieb einige Augenblicke sinnend, stieß einen Seufzer aus und antwortete dann mit der Ruhe der Ergebung: »Ich weiß, welches Ende meiner wartet, aber ich weiß auch, was die Pflicht mir gebietet. Ja; ihr Herren Richter, ich bin schuldig, und allein schuldig. Schuhmacher ist unschuldig, die Andern sind bloß verführt. Der Urheber des Aufstandes bin ich.«

»Sie!« riefen der Präsident und der geheime Sekretär zumal in seltsamer Ueberraschung.

»Ich! Ich habe die Bergleute in Schuhmachers Namen zur Empörung gereizt, ich habe in seinem Namen Geld und Waffen unter sie vertheilt. Hacket war mein Agent. Ich trieb sie zum Aufstand an, ich bin in ihren Reihen gefangen worden. Ich allein habe Alles gethan. Mein ist das Verbrechen, Schuhmacher ist unschuldig. Jetzt, ihr Herren Richter, fällen Sie das Urtheil.«

Ethel war der Ohnmacht nahe. Eine Pause allgemeinen Erstaunens trat ein. Der Präsident sammelte sich mühsam.

»Wenn Sie wirklich der einzige Urheber dieses Aufstandes sind,« fragte er endlich, »zu welchem Zwecke haben Sie ihn angestiftet?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Hatten Sie nicht,« fuhr der Präsident nach einer Pause fort, »einen Liebeshandel mit Schuhmachers Tochter?«

Ordener trat einen Schritt gegen das Tribunal vor und sagte mit würdiger Haltung: »Kanzler von Ahlfeldt, begnügen Sie sich mit meinem Leben, das ich hingebe, und achten Sie eine edle, unschuldige Jungfrau.«

»Ordener Guldenlew, achten Sie selbst den Gerichtshof des Königs. Ich frage Sie nochmals, zu welchem Zwecke Sie diesen Aufstand angestiftet haben?«

»Und ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich das nicht sagen kann.«

»Geschah es nicht, um Schuhmacher zu befreien?«

Ordener schwieg.

»Es ist erwiesen, daß Sie Einverständnisse mit Schuhmacher hatten, und das Geständniß Ihrer Strafbarkeit klagt ihn selbst mehr an, als es ihn rechtfertigt. Sie sind oft nach Munckholm gekommen, und Ihre Besuche müssen etwas Anderem, als gewöhnlicher Neugierde, zugeschrieben werden. Beweis dafür ist diese diamantene Schnalle.«

Der Präsident nahm eine Diamantschnalle vom Tisch und hielt sie Ordener vor: »Erkennen Sie diese Schnalle als die Ihrige?«

»Ja! Durch welchen Zufall? ...«

»Einer der Aufrührer hat sie, ehe er den Geist aufgab, unserem geheimen Sekretär zugestellt, mit der Erklärung, daß er sie von Ihnen als Bezahlung der Ueberfahrt aus dem Hafen von Drontheim nach Munckholm erhalten habe. Ich frage nun die Herren Richter, ob eine solche Belohnung für einen so geringen Dienst nicht beweise, welchen Werth der Angeklagte darauf legte, in Schuhmachers Gefängniß zu gelangen?«

»Ich verhehle nicht, daß ich Schuhmacher zu sehen wünschte; aber diese Schnalle beweist nichts. Man darf nicht mit Diamanten und andern Kostbarkeiten in die Festung: der Schiffmann hatte sich bei der Ueberfahrt über seine Dürftigkeit beklagt; ich warf ihm diese Schnalle zu, die ich nicht bei mir behalten durfte.«

»Verzeihung, gnädiger Herr,« unterbrach ihn der geheime Sekretär, »das Reglement nimmt den Sohn des Vicekönigs von dieser Maßregel aus. Sie konnten also ...«

»Ich wollte meinen Namen nicht nennen.«

»Warum?« fragte der Präsident.

»Das kann ich nicht sagen.« »Ihr Einverständniß mit Schuhmacher und seiner Tochter beweist, daß der Zweck Ihres Complots war, sie zu befreien.«

Schuhmacher, der bis dahin kein anderes Zeichen von Aufmerksamkeit von sich gegeben hatte, als ein verächtliches Achselzucken, erhob sich: »Mich befreien! Der Zweck dieses höllischen Complots war, mich in Verdacht zu bringen und ins Verderben zu stürzen, wie er es noch ist. Glaubt Ihr denn, daß Ordener Guldenlew seinen Antheil an dem Verbrechen gestanden hätte, wenn er nicht unter den Aufrührern gefangen genommen worden wäre? Oh! Ich weiß wohl, daß er seines Vaters Haß gegen mich geerbt hat. Und was das Einverständniß betrifft, das man bei ihm mit mir

und meiner Tochter voraussetzte, so mag er wissen, dieser schändliche Guldenlew, daß auch meine Tochter meinen Haß gegen ihn, gegen daß ganze Geschlecht der Guldenlew und Ahlfeldt geerbt hat.«

»Der Gerichtshof wird sein Urtheil fällen,« sagte der Präsident.

Ordener erhob das Haupt und sprach: »Verehrte Richter, vergessen Sie nicht, daß Ordener Guldenlew allein schuldig, Schuhmacher unschuldig ist. Die andern Unglücklichen sind durch meinen Agenten Hacket irregeführt worden. Ich habe alles Uebrige gethan.«

Kennybol unterbrach ihn: »Der gnädige Herr sagt die Wahrheit, denn er hat Han den Isländer in der Grotte von Walderhog aufgesucht und uns zugeführt. Ja, wir sind durch diesen verfluchten Hacket verleitet worden, und wir verdienen den Tod nicht.«

»Herr geheimer Sekretär,« sagte der Präsident, »die Verhandlungen sind geschlossen. Wie lautet Ihr Antrag?«

Der Sekretär erhob sich: »Herr Präsident, verehrteste Herren Richter! Die Anklage bleibt in voller Kraft. Ordener Guldenlew, der eine Schande seines glorwürdigen Namens ist, hat seine Strafbarkeit bewiesen, ohne dadurch Schuhmachers und der übrigen Angeklagten Unschuld darzuthun. Ich trage daher darauf an, sämmtliche sechs Angeklagte des Hochverraths und Majestätsverbrechens ersten Grads schuldig zu erkennen.«

Der Bischof erhob sich: »Gelehrte Herren Richter! Dem Vertheidiger der Angeklagten gebührt das letzte Wort. Ich wundere mich über den strengen Antrag des geheimen Sekretärs. Das Verbrechen meines Clienten Schuhmacher ist durch nichts erwiesen. Man kann keine unmittelbare Theilnahme an dem Aufstand gegen ihn aufstellen, und da mein anderer Client, Ordener Guldenlew, erklärt, daß er Schuhmachers Namen mißbraucht habe und der einzige Urheber dieser verdammlichen Empörung sei, so schwindet aller Verdacht gegen Schuhmacher, der deßhalb gänzlich freizusprechen ist. Die andern Angeklagten, die bloß verführt worden sind, empfehle ich Ihrer christlichen Milde, und selbst den jungen Ordener Guldenlew, der wenigstens das in den Augen des Himmels große Verdienst hat, sein Verbrechen bekannt zu haben. Legen Sie seine Jugend und

Unerfahrenheit in die Wagschale Ihres Urtheils und entziehen Sie ihm nicht ein Leben, das ihm der Himmel vor noch nicht langer Zeit geschenkt hat.«

Der ehrwürdige Bischof setzte sich, und die Richter entfernten sich in ihr Berathungszimmer. Die Berathung dauerte lange, der Morgen brach bereits an, als sie in den Sitzungssaal zurückkehrten.

Der Oberrichter der Provinz erhob sich und entfaltete ein Papier:

»Seine Gnaden, unser erlauchter Präsident, ermüdet von der Länge der Sitzung, hat uns, Oberrichter der Provinz Drontheimhus, gewöhnlichen Präsidenten dieses ehrwürdigen Gerichtshofs, ermächtigt, das im Namen des Königs gefällte Urtheil statt seiner abzulesen. Wir werden nun diese ebenso ehrenvolle als traurige Pflicht erfüllen, und ermahnen die Zuhörer, den Spruch der unfehlbaren Rechtspflege des Königs in ehrerbietiger Stille anzuhören.«

Die Stimme des Oberrichters nahm jetzt einen ernsten und feierlichen Ton an, der die Herzen der Zuhörer erbeben machte:

»Im Namen unseres allergnädigsten Königs und Herrn, Christiern, Königs von Dänemark und Norwegen!

Wir, die Richter des Obertribunals der Provinz Drontheimhus, nachdem wir die Gesetze und unser Gewissen befragt, erlassen, betreffend Johann Schuhmacher, Staatsgefangenen, Wilfried Kennybol, Bewohner der Berge von Kole, Jonas, königlichen Bergmann, Norbith, königlichen Bergmann, Han von Klipstadur in Island, und Ordener Guldenlew, Baron von Thorwick, Ritter des Danebrogordens, sämmtlich des Hochverraths und Majestätsverbrechens ersten Grads, Han von Island überdies der Verbrechen des Mords, der Brandstiftung und des Straßenraubs, angeklagt, folgendes Urtheil:

1. Johann Schuhmacher ist nicht schuldig.
2. Wilfried Kennybol, Jonas und Norbith sind schuldig, aber der Gerichtshof findet einen Milderungsgrund darin, daß sie verführt worden sind.

3. Han der Isländer ist aller ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig.
4. Ordener Guldenlew ist des Hochverrats und Majestätsverbrechens ersten Grads schuldig.«

Der Richter hielt einen Augenblick inne, als ob er Athem schöpfen wollte.

»Johann Schuhmacher,« fuhr er fort, »der Gerichtshof absolvirt Euch und schickt Euch in Euer Gefängniß zurück.

Kennybol, Jonas und Norbith, der Gerichtshof verwandelt die Todesstrafe, welche Euch gebührt hätte, in ewige Gefangenschaft und eine Strafe von tausend Thalern für jeden von Euch.

Han von Klipstadur, Mörder und Brandstifter, Ihr werdet diesen Abend auf den Waffenplatz von Munckholm geführt und am Halse gehängt werden, bis der Tod erfolgt.

Ordener Guldenlew, Hochverräther, Ihr werdet vor diesem Gerichtshofe Eurer Ehren und Würden entsetzt, sofort diesen Abend, mit einer Fackel in der Hand, an den nämlichen Ort geführt werden, allwo man Euch das Haupt abschlagen und Euern Körper verbrennen wird, damit Eure Asche in alle Winde zerstreut und Euer Haupt auf den Pfahl gesteckt werde.

Jetzt entfernt euch Alle. So lautet der Spruch, den die Rechtspflege des Königs erlassen hat.«

Kaum hatte der Oberrichter dieses furchtbare Urtheil verkündet, so ertönte im Saale ein Schrei. Dieser Schrei erfüllte die Umstehenden mit noch mehr Schauder, als das Bluturtheil selbst. Ordener erbleichte.

XLI.

Ordener Guldenlew saß in einem feuchten Kerker, in welchen das Licht des Tages nur spärlich durch vergitterte Oeffnungen fiel. Seine Hände und Füße waren gefesselt, ihm zur Seite stand ein Wasserkrug und lag ein

schwarzes Brod. Die schwere eiserne Pforte drehte sich kreischend in ihren verrosteten Angeln, Ethel Schuhmacher trat herein.

Halb ohnmächtig fiel die Jungfrau in seine Arme, ein Thränenstrom floß aus ihren Augen über seine gefesselten Arme hinab. Lange hielten sie sich sprachlos umarmt. Endlich erhob die Jungfrau das Haupt von seiner Brust.

»Ordener,« sagte sie, »ich komme, Dich zu retten.«

Ordener schüttelte lächelnd den Kopf: »Mich retten, Ethel! Flucht ist unmöglich.«

»Das weiß ich wohl. Dieses Schloß wimmelt von Soldaten, jeder Ausgang ist bewacht. Aber ich bringe Dir ein anderes Mittel der Rettung.«

»Vergebliche Hoffnung! Täusche Dich nicht selbst durch Trugbilder. In wenigen Stunden wird das Beil des Henkers ...«

»Halt ein, Ordener! Nein, Du sollst nicht sterben. Der Tod in seiner ganzen schrecklichen Gestalt steht vor meinen Augen, ich will freudig das Opfer bringen.«

»Welches Opfer?«

»Ordener, Du sollst nicht sterben. Um das Leben zu behalten, darfst Du nur versprechen, Ulrike Ahlfeldt zu heirathen.«

»Ulrike Ahlfeldt! Dieser Name in meiner Ethel Mund!«

»Unterbrich mich nicht. Die Gräfin Ahlfeldt schickt mich hieher. Man verspricht Dir, Deine Begnadigung vom König zu erlangen, wenn Du der Tochter des Großkanzlers Deine Hand reichen willst. Mich hat man zur Botin gewählt, weil man glaubt, daß meine Stimme etwas über Dich vermöge.«

»Ethel, wenn Du aus diesem Kerker gehst, so sage ihnen, daß sie den Henker schicken.«

Die Jungfrau sank auf die Kniee vor ihm, hob ihre Hände flehend zu ihm auf und sagte mit brechender Stimme: »Ordener, willst Du mich tödten?«

Eine Thräne trat in des Jünglings Auge: »Ethel, hast Du aufgehört mich zu lieben?«

»Ich Dich nicht mehr lieben?« rief die Jungfrau aus.

»Du liebst mich nicht mehr, denn Du verachtest mich.«

»O mein Gott! Den sollte ich verachten, den ich anbete!«

»Wie konntest Du mich dann auffordern, mein Leben durch das Opfer meiner Liebe zu erkaufen?«

»Ordener, von den Fenstern meines Kerkers sieht man auf dem Waffenplatze Dein Schaffot erbauen. Die Gräfin Ahlfeldt kam zu mir, sie fragte mich, ob ich Dich retten wolle, sie bot mir dieses Rettungsmittel an. Ich schwankte keinen Augenblick, ich kenne kein anderes Glück mehr, als Dich dem Leben zu erhalten.«

»Auch ich schwanke keinen Augenblick, geliebte Ethel! Ich will sterben, und wenn Du wüßtest, warum ich sterbe, so wärest Du nicht gekommen, mir mit Ulrikens Hand das Leben anzubieten.«

»Wie? Welches Geheimniß! ...«

»Laß mir mein Geheimniß. Ich will sterben, und Du sollst nicht wissen, ob ich für meinen Tod Deinen Dank oder Deinen Haß verdient habe.«

»Du willst sterben! Ist es denn kein Traum? Und eben schlägt man das Blutgerüste auf, und keine menschliche Macht vermag Dich zu befreien! Nein, Du sollst nicht sterben; Du bist zu einem langen glücklichen Leben bestimmt. Gewiß ist diese Ulrike Ahlfeldt ein edles Geschöpf, die Dir das Leben versüßen wird.«

»Nichts mehr davon, meine Ethel! In diesen letzten Augenblicken soll nur Dein und mein Name aus unserem Munde gehen.«

Ein Greis in priesterlicher Kleidung trat aus dem Schatten des dunklen Eingangs.

»Was wollen Sie?« fragte ihn Ordener.

»Gnädiger Herr, ich bin mit der Abgesandten der Gräfin Ahlfeldt gekommen. Sie haben mich nicht bemerkt, und ich wartete in der Stille, bis Ihre Augen auf mich fallen würden. Ich bin der Geistliche, welcher ...«

»Ich verstehe, und bin bereit.«

»Auch Gott ist bereit, Sie aufzunehmen, mein Sohn.«

»Herr Prediger, Ihr Gesicht ist mir bekannt. Ich habe Sie schon irgendwo gesehen.«

»Im Thurme von Bygla. Sie versprachen mir die Begnadigung von zwölf Verurtheilten, und ich setzte kein Vertrauen in Ihr Versprechen, denn ich wußte nicht, daß Sie der Sohn des Vicekönigs sind, und Sie, gnädiger Herr, der damals auf seinen Rang und seine Macht vertraute ...«

»Ich kann jetzt heute nicht einmal meine eigene Begnadigung erlangen. Ich baute auf meine Macht, aber das Schicksal ist mächtiger, als wir arme Sterbliche.«

Der Geistliche beugte das Haupt: »Gott ist allmächtig, Gott ist allgütig.«

»Herr Prediger,« sagte Ordener nach einer Pause, »ich will mein Versprechen halten. Wenn ich vollendet haben werde, so gehen Sie nach Bergen zu meinem Vater, und sagen Sie ihm, die letzte Bitte seines Sohnes an ihn sei die Begnadigung der zwölf Verurtheilten. Er wird sie Ihnen gewähren.«

»Mein Sohn,« erwiederte der Geistliche mit gerührter Stimme. »Sie müssen ein edles Herz haben, daß Sie in der Stunde, wo Sie Ihre eigene Begnadigung verschmähen, um Gnade für Andere bitten. Sagen Sie mir nun: *Unde scelus?* Wie kommt es, daß ein Mann, der so edle Gefühle hegt, sich mit dem Verbrechen des Hochverraths besudeln konnte?«

»Mein Vater, das habe ich selbst diesem Engel verhehlt, und kann es Ihnen auch nicht sagen. Das dürfen Sie aber glauben, daß die Ursache meiner Verurtheilung nicht in einem Verbrechen liegt.«

»Erklären Sie sich näher, mein Sohn.«

»Drängen Sie mich nicht, ich will mein Geheimniß mit in das Grab nehmen.«

»Dieser Mensch kann nicht schuldig sein,« murmelte der Prediger zwischen den Zähnen. Hierauf zog er ein Crucifix aus dem Busen, stellte es auf die Mauer, zündete eine kleine eiserne Lampe an, die er mitgebracht hatte, und legte eine Bibel daneben.

»Jetzt, mein Sohn, erheben Sie Ihren Geist im Gebet. In einigen Stunden werde ich wiederkehren. Wir müssen jetzt,« fügte er zu Ethel gewendet hinzu, »den Gefangenen verlassen.«

Ethel erhob sich mit Ruhe. Ein Strahl himmlischen Friedens leuchtete aus ihren Augen.

»Verweilen Sie noch einen Augenblick, Herr Prediger,« sagte sie. »Sie müssen zuvor Ethel Schuhmacher mit Ordener Guldenlew ehelich verbinden.«

Sie warf einen Blick auf Ordener: »Wenn Du noch glücklich, frei und mächtig wärest, so würde ich mein Schicksal von dem Deinigen trennen. Jetzt, da Du ein armer Gefangener bist wie ich, so will ich mich mit Dir im Tode vereinen.«

Ordener umschlang entzückt ihre Kniee.

»Sie, ehrwürdiger Greis, werden Vaterstelle an uns vertreten, dieser Kerker ist der Tempel, dieser Stein der Altar. Hier ist mein Brautring, wir liegen auf den Knieen vor Gott und seinem Diener. Weihen Sie den Bund unserer Ehe ein.«

Der Prediger betrachtete sie mit mitleidigem Wohlwollen: »Wie, meine Kinder! Was machen Sie da?«

»Mein Vater,« erwiederte die Jungfrau, »die Zeit enteilt. Gott und der Tod erwarten uns.«

Der Priester hob seine Augen zum Himmel: »Möge mir Gott verzeihen, wenn meine Schwäche strafbar ist! Ihr liebt Euch, Euch ist nur noch eine Spanne Zeit auf Erden übrig, ich will Eurer Liebe den Segen der Kirche ertheilen.«

Die Ceremonie war vorüber, sie erhoben sich als Gatten.

»Was das Leben nicht konnte,« sagte die Jungfrau feierlich, »hat der Tod vollbracht: wir sind durch das Band der heiligen Ehe vereint. Höre mich jetzt, mein Gatte! Ich werde an das Fenster treten, wenn man Dich auf das Blutgerüste führt, und ehe der tödtliche Streich fällt, wird meine Seele ihre irdische Hülle verlassen haben. An den Pforten des Himmels sehe ich Dich wieder.«

Der Jüngling drückte sie schweigend an seine Brust.

»Meine Kinder,« sagte der Priester gerührt, »sagt Euch Lebewohl!«

Ethel sank auf die Kniee nieder: »Segne mich, mein Geliebter, ehe ich scheide!«

Ordener legte segnend seine Hand auf ihr Haupt; dann wandte er sich an den Priester, um ihn zum Abschied zu grüßen. Der ehrwürdige Greis kniete vor ihm.

»Was verlangen Sie von mir, mein Vater?« fragte er staunend.

»Deinen Segen, mein Sohn!« erwiederte der Priester mit christlicher Demuth.

»So segne Dich der Himmel, mein Vater, und vergelte Dir in der Ewigkeit, was Du hienieden für die Menschen, Deine Brüder, gethan hast!« sagte Ordener feierlich.

XLII.

»Baron Voethaün, Oberst der Arquebusiere von Munckholm, nennen Sie dem Gerichtshofe den Soldaten, der in den Schluchten des schwarzen Pfeilers Han den Isländer zum Gefangenen gemacht hat, damit er die versprochenen tausend Thaler in Empfang nehme.«

So sprach der Präsident des Tribunals zu dem Oberst der Arquebusiere. Das Tribunal, das ohne Appellation verurtheilte, blieb nach altem Gebrauche versammelt, bis sein Spruch vollzogen war. Vor ihm stand der falsche Han von Island mit dem Strick um den Hals.

Der Oberst, der an dem Tische des Geheimschreibers saß, erhob sich.

»Verehrteste Herren Richter,« sprach er, »der Soldat, der Han den Isländer gefangen hat, ist hier; er heißt Torie Belfast, zweiter Arquebusier meines Regiments.«

»So trete er vor,« sagte der Präsident, »die zugesagte Belohnung zu empfangen.«

Ein junger Soldat trat vor.

»Seid Ihr Torie Belfast?«

»Ja, Ihr Gnaden!«

»Habt Ihr Han von Island gefangen genommen?«

»Ja, mit Beelzebubs Hülfe, Euer Gnaden erlauben!«

Man legte einen schweren Geldsack auf den Tisch nieder.

»Erkennt Ihr in diesem Manne da Han den Isländer?«

»Das Gesicht der schönen Cattie kannte ich besser, als das Han's von Island, aber wenn Han der Isländer irgendwo ist, so steckt er gewiß in diesem Riesen da.«

»Tretet näher, Torie Belfast, hier sind die versprochenen tausend Thaler.«

Der Soldat trat näher. Da erhob sich unter den Zuschauern eine Stimme: »Arquebusier von Munckholm, Du hast Han den Isländer nicht gefangen!«

»Bei allen Teufeln!« rief der Soldat und wandte sich um, »ich habe nichts im Vermögen, als meine Tabakspfeife, aber dem, der dies sagt, will ich zehntausend Thaler geben, wenn er beweist, was er gesagt hat.«

Der Soldat kreuzte die Arme über die Brust und warf einen zuversichtlichen Blick auf die Zuschauer umher: »Nun, trete hervor, wer gesprochen hat!«

»Ich!« sagte ein kleiner Mann und trat aus der Menge.

Der Mann war in Seehundsfelle gehüllt, ein schwarzer Bart und schwarze Haare bedeckten sein Gesicht; was man davon sehen konnte, war scheußlich anzublicken. Seine Kleidung war über ihn ausgebreitet, wie das Dach einer konischen Hütte, und man sah nichts von seinen Armen und Händen.

»Ah! Du bist es!« sagte der Soldat mit lautem Lachen. »Und wer sonst hat denn diesen teufelhaften Riesen gefangen?«

Der kleine Mann lächelte spöttisch und sagte: »Ich!«

»Wirklich! Du!« erwiederte der Soldat ironisch. »Wenn Du nicht in diesen grönländischen Seehundsfellen stecktest, würde ich Dich für jenen andern Zwerg halten, der vor etwa vierzehn Tagen im Spladgest Streit mit mir anfing ... Es war an dem Tage, wo man den Leichnam des Bergmanns Gill Stadt ...«

»Gill Stadt!« unterbrach ihn der kleine Mann heulend.

»Ja, Gill Stadt, der abgewiesene Liebhaber eines Mädchens, welches die Geliebte eines meiner Kameraden war, und für die er gestorben ist, wie ein Thor.«

Der kleine Mann fragte mit dumpfer Stimme: »War nicht auch im Spladgest der Leichnam eines Offiziers Deines Regiments?«

»Richtig, ich werde mein Lebenlang an diesen Tag denken, ich hatte im Spladgest die Stunde des Zapfenstreichs vergessen, und wäre deßhalb beinahe degradirt worden. Dieser Offizier war der Hauptmann Dispolsen ...«

Bei diesem Namen erhob sich der geheime Sekretär: »Diese beiden Individuen mißbrauchen die Geduld des Gerichtshofs. Wir bitten den Herrn Präsidenten, diesem nutzlosen Gespräch ein Ende zu machen.«

»Bei den Schelmenaugen meiner Cattie, das ist mir ganz recht, wenn mir nur die Herren Richter die tausend Thaler zuerkennen, denn ich habe Han den Isländer gefangen genommen.«

»Du lügst!« schrie der kleine Mann.

Der Soldat griff mit der rechten Hand an die linke Seite.

»Es ist ein Glück für Dich, daß wir vor Gericht stehen, wo ein Soldat unbewaffnet erscheinen muß, wie ein altes Weib,« sagte der Soldat.

»Mir,« erwiederte frostig der kleine Mann, »gehört der Preis, denn ohne mich würde man Han des Isländers Kopf nicht haben.«

Der Soldat wurde wüthend und schwur, daß er Han den Isländer gefangen genommen habe, als er auf dem Schlachtfelde lag und die Augen wieder zu öffnen begann.

»Es ist möglich,« antwortete sein Gegner, »daß Du ihn gefangen hast, aber ich habe ihn niedergeschlagen. Ohne mich hättest Du ihn nicht gefangen nehmen können. Also gehören mir die tausend Thaler.«

»Das ist erlogen, nicht Du hast ihn niedergeschlagen, sondern ein in Thierhäute gehüllter Dämon.«

»Ich war es!«

»Nein! Nein!«

Der Präsident legte Beiden Stille auf; dann fragte er den Oberst Voethaün, ob Torie Belfast es gewesen, der ihm Han den Isländer gefangen zugeführt, und auf dessen bejahende Antwort erklärte er, daß die Belohnung dem Soldaten gehöre.

Der kleine Mann knirschte mit den Zähnen, und der Soldat streckte gierig die Hände aus, den Geldsack in Empfang zu nehmen.

»Einen Augenblick Geduld!« rief der kleine Mann aus. »Herr Präsident, nach dem Edikt des Oberrichters gehört dieses Geld bloß demjenigen, der Han den Isländer überliefern wird?«

»Nun denn,« sagten einige Richter.

Der kleine Mann wendete sich gegen den Riesen: »Dieser Mensch da ist nicht Han der Isländer.«

Ein Murmeln des Staunens durchlief den Saal. Der Präsident und der geheime Sekretär ereiferten sich auf ihren Sitzen.

»Nein,« wiederholte mit starker Stimme der kleine Mann, »das Geld gehört nicht dem verdammten Arquebusier von Munckholm, denn dieser Mensch da ist nicht Han der Isländer.«

»Hellebardiere,« sagte der Präsident, »man führe diesen Rasenden ab, er ist wahnsinnig.«

Der Bischof erhob seine Stimme: »Der Herr Präsident erlaube mir die Bemerkung, daß man, wenn dieser Mensch nicht angehört wird, die Rettungsplanke unter den Füßen des hier gegenwärtigen Verurtheilten zertrümmern kann. Ich verlange daher, daß die Confrontation fortgesetzt werde.«

»Hochwürdiger Herr Bischof,« erwiederte der Präsident, »der Gerichtshof willfahrt Ihnen.«

Hierauf wandte er sich zu dem Riesen: »Ihr habt erklärt, Han der Isländer zu sein. Bestätigt Ihr diese Aussage im Angesicht des Todes?«

Der Verurtheilte erwiederte: »Ich bestätige sie, ich bin Han der Isländer.«

»Sie hören jetzt selbst, Herr Bischof!«

Der kleine Mann rief zu gleicher Zeit: »Du lügst, Bergbewohner von Kole! Du lügst! Beharre nicht länger darauf, einen Namen zu führen, dessen Gewicht Dich zu Boden drückt! Denke daran, daß er Dir schon einmal Unheil gebracht hat!«

»Ich bin Han von Klipstadur in Island,« wiederholte der Riese, während er den geheimen Sekretär starr anblickte.

Der kleine Mann trat näher zu dem Soldaten von Munckholm, der, wie alle Zuschauer, diesen Auftritt neugierig beobachtete.

»Bergbewohner von Kole, Han der Isländer trinkt Menschenblut. Wenn Du Han bist, so trink! Hier ist Menschenblut!«

Kaum waren diese Worte gesprochen, so ließ er seinen Seehundsmantel fallen, und durchbohrte mit einem Dolche die Brust des Soldaten, der entseelt zu den Füßen des Riesen niederfiel.

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich, die Soldaten, welche den Riesen bewachten, wichen scheu zurück. Der kleine Mann, schnell wie der Blitz, stürzte auf den Bergbewohner los und mit einem zweiten Dolchstiche streckte er ihn auf den Leichnam des Soldaten nieder. Jetzt warf er sein falsches Haar und seinen falschen Bart ab und stand da in der ganzen Kraft seiner nervigen Glieder, scheußlich in Thierfelle gehüllt und mit einem Gesichte, das unter den Umstehenden noch mehr Entsetzen erregte, als selbst der von Menschenblut gefärbte Dolch, den er in seiner Hand hielt.

»He, Ihr Richter,« rief er aus, »wo ist Han der Isländer?«

»Wachen,« rief der Präsident mit Entsetzen, »greift dieses Ungeheuer!«

Er warf seinen Dolch auf den Boden: »Er ist mir unnütz, es sind keine Soldaten von Munckholm mehr da!«

Nachdem er dies gesprochen hatte, ließ er sich von den Häschern und Hellebardieren, die sich angeschickt hatten, ihn wie eine Festung zu belagern, ohne Widerstand greifen. Man kettete ihn auf die Bank der Angeklagten, und eine Sänfte trug seine beiden Schlachtopfer, von denen das eine, der Bergbewohner, noch athmete, weg.

Der Bischof erhob sich: »Verehrteste Herren Richter...«

»Bischof von Drontheim,« unterbrach ihn das Ungeheuer, »ich bin Han der Isländer, gib Dir nicht die Mühe, mich zu vertheidigen.« Der geheime Sekretär stand auf: »Erlauchter Präsident...«

»Geheimer Sekretär,« fiel ihm das Unthier ins Wort, »ich bin Han der Isländer, gib Dir nicht die Mühe, mich anzuklagen.«

Jetzt, mit seinen Füßen im Blute der Ermordeten, ließ er seinen wilden Blick über die Richter, die Wächter und die Zuschauer hinschweifen, und diese ganze Menschenmasse schien vor einem einzelnen waffenlosen, angeketteten Manne zu zittern und sich zu entsetzen.

»Ihr Richter,« fuhr er fort, »erwartet kein langes Geschwätz von mir. Ich bin der Dämon von Klipstadur. Meine Mutter ist das alte Island, die Insel der Vulkane. Sie bildete ehemals nur einen einzigen Berg, aber ein Riese, der sich auf sie stützte, als er vom Himmel fiel, hat sie zusammengedrückt. Ich bin der Abkömmling Ingulphs des Vertilgers und sein Geist ruht auf mir. Ich habe mehr Mordthaten begangen und mehr Gebäude angezündet, als Ihr in Eurem Leben ungerechte Urtheile gesprochen habt. Ich habe gemeinschaftliche Geheimnisse mit dem Kanzler Ahlfeldt. Ich würde alles Blut, das in Euren Adern fließt, mit Vergnügen trinken. Meine Natur ist, die Menschen hassen, mein Beruf, ihnen zu schaden. Oberst der Arquebusiere von Munckholm, ich war es, der Dir von dem Marsch der Bergleute durch die Schluchten des schwarzen Pfeilers Nachricht gab, weil ich wußte, daß Du in diesen Schluchten viele Menschen tödten würdest, ich war es, der ein Bataillon Deines Regiments mit meinen Feldstücken zerschmetterte; ich rächte meinen Sohn. Jetzt, Ihr Richter, ist mein Sohn todt, und ich komme,

hier den Tod zu suchen. Ingulphs Seele wird mir zur Last, weil ich sie allein trage und keinem Erben übergeben kann. Ich bin des Lebens müde, weil es nicht mehr Lehre und Beispiel für einen Nachfolger sein kann. Ich habe Menschenblut genug getrunken, ich habe keinen Durst mehr. Hier bin ich, jetzt könnt Ihr mein Blut trinken.«

Er schwieg, und leise liefen seine furchtbaren Worte von Mund zu Mund.

Der Bischof sprach zu ihm: »Mein Sohn, in welcher Absicht habt Ihr denn so viele Verbrechen begangen?«

Das Unthier lachte: »Ich schwöre Dir, hochwürdiger Bischof, daß es nicht in der Absicht geschah, wie Dein Kollege, der Bischof von Borglum that, mich zu bereichern. Es lag etwas in meinem Innern, das mich dazu trieb.«

»Gottes Geist ruht nicht auf allen seinen Dienern,« erwiederte demüthig der Bischof. »Ihr wolltet mich schmähen, ich möchte Euch vertheidigen können.«

»Du verlierst Deine Zeit, Bischof! Frage Deinen andern Kollegen, den Bischof von Scalholt in Island. Bei Ingulph, das ist seltsam, daß zwei Bischöfe sich meines Lebens angenommen haben, der eine an meiner Wiege, der andere an meinem Grabe, Bischof, Du bist ein alter Narr.«

»Glaubst Du an Gott, mein Sohn?«

»Warum nicht? Es soll ein Gott sein, damit ich ihn lästern kann.«

»Halt ein, Unglücklicher! Du stirbst und demüthigst Dich nicht zu Christi Füßen!«

Das Ungeheuer zuckte die Achseln: »Wenn ich es thäte, so würde es auf die Weise des Kriegsmanns Rolf geschehen, der des Königs Füße küßte, um ihn zu Boden zu werfen.«

Der Bischof setzte sich tief betrübt nieder.

»Nun, ihr Richter,« rief der Räuber, »auf was wartet Ihr noch? Wäre ich an Eurer Stelle gewesen und Ihr an der meinigen, ich hätte Euch nicht so

lange auf Euer Todesurtheil warten lassen.«

Die Richter entfernten sich. Nach einer kurzen Berathung kehrten sie zurück, und der Präsident las mit lauter Stimme ein Urtheil, das in den üblichen Formeln Han den Isländer verurtheilte, am Halse gehängt zu werden, bis der Tod erfolge.

»So ist es recht,« sagte das Ungeheuer. »Kanzler von Ahlfeldt, ich weiß genug von Dir, um ein gleiches Urtheil für Dich zu erlangen; aber lebe, weil Du den Menschen Böses thust. Macht fort, ich bin jetzt sicher, nicht in den Nysthiem zu kommen.

Der geheime Sekretär befahl der Wache, ihn in den Keller des Löwen von Schleswig zu führen, während man ihm in der Kaserne der Arquebusiere von Munckholm ein Gefängniß bereite.

»In der Kaserne der Arquebusiere von Munckholm,« wiederholte das Unthier mit freudigem Grinsen.

XLIII.

Vor Sonnenaufgang, in der Stunde, wo Ordeners Urtheil zu Munckholm gesprochen ward, war der neue Aufseher des Spladgest zu Drontheim, der ehemalige Gehülfe und jetzige Nachfolger des Benignus Spiagudry, der Lappe Oglypiglap, durch heftiges Pochen an der Thüre aus dem Schlafe geweckt worden, Fischer aus dem See von Sparbo brachten einen Leichnam.

Nachdem Oglypiglap allein war, entkleidete er den todten Körper, der sich durch seine Lange und Magerkeit auszeichnete. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, nachdem er das Tuch, das den Leichnam bedecke, weggezogen hatte, war eine ungeheure Perrücke.

»Diese Perrücke kenne ich,« sagte er, »sie hat dem jungen französischen Stutzer gehört ... Hier,« fuhr er fort, »sind die Reiterstiefel des armen Postillons Kramner, den seine Pferde geschleift haben ... Was Teufels bedeutet das?«

»Der schwarze Rock des Professors Syngramtax, der sich kürzlich ersäuft hat ... Wer ist denn dieser neue Ankömmling, der die Kleider aller meiner alten Bekannten auf dem Leibe hat?«

Er besichtigte den Todten genauer, aber seine Gesichtszüge waren nicht mehr zu erkennen. Er durchsuchte die Taschen und fand darin einige alte Pergamentblättchen, die vom Wasser durchnäßt waren; er wischte sie ab und konnte darauf noch einzelne Worte ohne Zusammenhang lesen: »Rudbeck: Sachs der Grammatiker; Arngrimm, Bischof von Holum ... Es gibt in Norwegen nur zwei Grafschaften, Löwig und Jarlsberg, und eine Baronie ... Man findet bloß zu Kongsberg Silberminen; Magnet und Asbest bloß zu Sundmoer; Amethyst bloß zu Guldbransthal ... In Nukahiva aßen zur Zeit der Hungersnoth die Männer ihre Weiber und Kinder ... Thormodus Thorföus, Bischof von Scalholt, erster Historiker Islands ... *Hirundo, hirudo* ... Je mehr der Boden ... um so weniger führt er Gyps ...

»Kaum traue ich meinen Augen,« rief Oglypiglap aus, »das ist ja die Handschrift meines alten Meisters Benignus Spiagudry!«

Jetzt besichtigte er den Leichnam von Neuem, erkannte die langen Hände, das kahle Haupt und den ganzen Körperbau seines alten Herrn.

»Nicht mit Unrecht,« dachte er, »hat man ihn wegen Schwarzkunst und Entweihung des Heiligen verfolgt. Der Teufel hat ihn durch die Lüfte geführt und in den See Sparbo fallen lassen.«

Er hob den Körper auf, um ihn auf eines der steinernen Betten zu legen, als er etwas Schweres bemerkte, das mit einem Leder um den Hals des unglücklichen Spiagudry befestigt war.

»Das ist ohne Zweifel der Stein,« murmelte er, »den ihm der Teufel umhing, als er ihn in den See stürzte.«

Er hatte sich geirrt, es war eine kleine eiserne Büchse, auf welcher er bei näherer Besichtigung ein mit einem Wappen versehenes breites Schloß wahrnahm.

»Ohne Zweifel sind irgend Teufelskünste in dieser Büchse verborgen,« sagte er, »denn dieser Mensch war ein Schwarzkünstler. Ich will diese Büchse zum Bischof tragen, es steckt vielleicht irgend ein gebannter Teufel oder Geist darin.«

Nachdem er den Leichnam auf das steinerne Bett gelegt hatte, rannte er in aller Eile mit der furchtbaren Büchse, gegen deren teuflischen Inhalt er sich unterwegs durch einige Gebete verwahrte, in den bischöflichen Palast.

XLIV.

Han der Isländer saß in Ketten, von Wachen umgeben, im Kerker des Löwen von Schleswig. Schuhmacher ging mit finsterer Miene langsam im Zimmer auf und ab. Die beiden Gefangenen beobachteten sich lange stillschweigend; man hätte glauben können, daß sie instinktartig sich gegenseitig als Menschenfeinde erkannten.

»Wer bist Du?« fragte endlich der Exkanzler den Räuber.

»Wenn Du meinen Namen hörst, wirst Du davon fliehen. Ich bin Han der Isländer.«

Schuhmacher trat auf ihn zu: »Hier ist meine Hand!«

»Soll ich sie fressen?«

»Han von Island, ich liebe Dich, weil Du die Menschen hassest.«

»Darum hasse ich auch Dich.«

»Höre, ich hasse die Menschen, wie Du, weil ich ihnen Gutes gethan habe, und sie mir dafür Böses thaten.«

»Du hassest sie nicht wie ich; ich hasse sie, weil sie mir Gutes thaten, und ich ihnen mit Bösem vergalt.«

Schuhmacher schauderte zurück vor dem Blicke des Unthiers. Wohl mochte er seiner Natur Gewalt anthun, aber mit dieser Seele konnte die seinige sich nicht befreunden.

»Ja,« rief er aus, »ich verwünsche die Menschen, weil sie heuchlerisch, undankbar, grausam sind. Menschen sind an allem Unglück meines Lebens Schuld.«

»Desto besser! Ich danke ihnen alles Glück meines Lebens.«

»Welches Glück?«

»Das Glück, noch zuckendes Fleisch zwischen meinen Zähnen zu fühlen und das noch rauchende Blut in meine Kehle zu schütten; die Wollust, lebende Wesen an Felsen zu zerschmettern, zu hören, wie das Geschrei der Schlachtopfer sich mit dem Krachen ihrer brechenden Glieder mischt. Solche Vergnügungen haben mir die Menschen verschafft.«

Schuhmacher wich mit Entsetzen vor dem Ungeheuer zurück, dem er sich fast mit dem Stolz, ihm zu gleichen, genähert hatte. Von Scham durchdrungen, bedeckte er sein ehrwürdiges Gesicht mit beiden Händen, denn seine Augen waren voll Thränen des Unwillens, nicht gegen das

menschliche Geschlecht, sondern gegen sich selbst. Sein edelmüthiges Herz begann zurückzuschaudern vor dem Hasse, den er so lange gegen die Menschen genährt hatte, als er diesen Haß, wie in einem Spiegel, aus dem Herzen dieses Ungeheuers wiederstrahlen sah.

»Nun,« sagte das Unthier lachend, »Du Feind der Menschen, wagst Du Dich zu rühmen, daß Du mir gleichest?«

Der Greis schauderte zurück: »O Gott! Ehe ich die Menschen hassen sollte wie Du, wollte ich sie eher lieben.«

Eine Wache holte das Ungeheuer ab, um es in einen festern Kerker zu bringen. Schuhmacher blieb sinnend allein im Zimmer zurück, aber er war kein Feind der Menschen mehr.

XLV.

Nur noch die Hälfte der Sonnenscheibe stand über dem Horizont, die furchtbare Stunde nahte. Alle Posten in der Festung waren verdoppelt, vor jeder Thüre gingen schweigsame Schildwachen trotzig auf und ab. In allen Höfen ertönte der dumpfe Schall der schwarz behängten Trommeln; je und je fiel von den Außenwerken ein Kanonenschuß; die schwere Glocke ertönte in schauerlich langsamen Schlägen, und aus allen Punkten des Hafens eilten Fahrzeuge, mit Neugierigen angefüllt, der Festung zu.

Ein schwarz ausgeschlagenes Schaffot, um das sich die ungeduldige Menge drängte, war auf dem Waffenplatz aufgeschlagen und von einem Viereck von Soldaten umgeben. Auf dem Schaffot ging ein roth gekleideter Mann, der ein Beil in der Hand trug, auf und ab. Neben dem Schaffot war ein Holzstoß aufgeschichtet, zwischen beiden war ein Pfahl aufgepflanzt, an welchem eine Tafel hing, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: »Ordener Guldenlew, Hochverräther.« Hoch oben von dem Kerker des Löwen von Schleswig flatterte eine große schwarze Fahne.

In diesem Augenblicke wurde Ordener vor den noch immer versammelten Gerichtshof geführt. Der Bischof allein war abwesend, da seine Funktion als Vertheidiger aufgehört hatte.

Ordener war schwarz gekleidet und trug den Danebrogorden um den Hals. Sein Gesicht war bleich, aber stolz und ruhig. Er war allein, denn man hatte ihn zur Hinrichtung abgeholt, ehe noch der Almosenier Athanasius Munder in seinen Kerker zurückgekommen war. Die Zuschauer waren bewegter, als der Verurtheilte selbst. Sein hoher Rang und sein grausames Schicksal erweckten Mitleid in Aller Herzen.

Kaum hatte sich die durch seine Ankunft erregte Bewegung gelegt, so ließ sich der Präsident das Wappenbuch beider Königreiche und die Statuten des Danebrogordens darreichen. Hierauf forderte er den Verurtheilten auf, niederzuknieen, ermahnte die Zuschauer zu ehrerbietigem Schweigen und begann mit lauter und ernster Stimme zu lesen:

»Wir Christiern, von Gottes Gnaden König von Dänemark und Norwegen, der Vandalen und Gothen, Herzog von Schleswig, Holstein, Stornmarn und Dithmarsen, Graf von Oldenburg und Delmenhurst, thun hiemit kund und zu wissen, nachdem wir auf den Antrag Unseres Großkanzlers, Grafen von Greiffenfeld (der Präsident sprach diesen Namen so schnell aus, daß man ihn kaum hörte), den von unserem Vorfahrer in der Regierung St. Waldemar gegründeten königlichen Danebrogorden wieder hergestellt, In Betracht, daß dieser ehrwürdige Orden zum Andenken an die Danebrogfahne, die Unserm gesegneten Königreich von dem Himmel selbst zugesendet ward, geschaffen worden,

Und daß es den göttlichen Ursprung dieses Ordens verläugnen hieße, wenn ein Mitglied desselben die Ehre und die heiligen Gesetze der Kirche und des Staats ungestraft verletzen könnte,

Als verordnen wir, vor Gott auf den Knieen liegend, daß ein jeglicher unter den Rittern des Ordens, welcher mittelst Treulosigkeit und Verraths seine Seele dem Teufel übergeben hätte, vor Gericht öffentlich gerügt und für immer des Rangs eines Ritters unseres königlichen Danebrogordens entsetzt werde.«

Der Präsident schloß das Buch wieder und sprach: »Ordener Guldenlew, Baron von Thorwick, Ritter des Danebrogordens, Ihr habt Euch des Hochverraths schuldig gemacht, für welches Verbrechen Euer Kopf abgeschlagen, Euer Körper verbrannt und Eure Asche in alle Winde

zerstreut werden wird. Ordener Guldenlew, Hochverräther, Ihr habt Euch unwürdig erwiesen, unter die Ritter des Danebrogordens zu gehören, darum demüthigt Euch, denn ich werde öffentlich im Namen des Königs Euch aus ihrer Liste ausstreichen.«

Der Präsident streckte die Hand nach dem Ordensbuche aus, um den Urtheilsspruch zu vollziehen, als plötzlich eine Seitenthüre, rechts vom Tribunal, sich öffnete. Ein geistlicher Diener erschien unter ihr und kündigte den hochwürdigen Bischof von Drontheim an.

Der ehrwürdige Geistliche trat in den Saal, begleitet von einem andern Priester, der ihn unterstützte.

»Halten Sie ein, Herr Präsident!« rief er eifrig. »Halten Sie ein! Gelobt sei Gott! Noch ist es Zeit.«

Der Präsident wandte sich mißmuthig dem Bischof zu: »Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, hochwürdiger Herr, daß Ihre Anwesenheit hier überflüssig ist. Der Gerichtshof ist im Begriff, den Verurtheilten seiner Ehren und Würden zu entsetzen, ehe er seine Strafe ersteht.«

»Hüten Sie sich,« erwiederte der Bischof, »an den Ihre Hand zu legen, der rein ist vor dem Herrn. Dieser Verurtheilte ist unschuldig.«

Ein Schrei des Staunens erhob sich unter den Zuschauern und Richtern.

»Ja,« fuhr der Bischof fort, »zittert, ihr Richter! Ihr wart auf dem Punkt, unschuldiges Blut zu vergießen.«

»Herr Bischof,« sagte der Präsident, »lassen Sie sich nicht durch einen leeren Schein täuschen. Wenn Ordener Guldenlew unschuldig ist, wer ist dann schuldig?«

»Euer Gnaden wird das erfahren,« antwortete der Bischof. Bei diesen Worten zeigte er dem Gerichtshof eine eiserne Büchse vor, die ein Diener hinter ihm trug.

»Verehrte Richter,« rief er aus, »ihr habt im Finstern gerichtet, in dieser Büchse ist das wunderbare Licht, das Euch erleuchten wird.«

Der Präsident, der geheime Sekretär und Ordener schienen von dem Anblick dieser geheimnißvollen Büchse gleich ergriffen.

Der Bischof fuhr fort: »Hört mich, ihr Richter! Heute, als ich in meine bischöfliche Wohnung zurückkehrte, um von den Beschwerden dieser Nacht auszuruhen und Gott für das ewige Heil der Verurtheilten anzuflehen, hat man mir diese versiegelte eiserne Büchse zugestellt. Der Aufseher des Spladgest hatte sie diesen Morgen gebracht, mit der Versicherung, daß sie ohne Zweifel irgend ein satanisches Geheimniß enthalte, da er sie bei dem Schwarzkünstler Benignus Spiagudry gefunden habe, dessen Leichnam man im Sparbosee aufgefischt hat. Nachdem ich über diese Büchse den Segen gesprochen, öffnete ich das Siegel, das, wie Sie hier noch sehen können, das alte abgeschaffte Wappen des Grafen von Greiffenfeld an sich trägt. Ich habe in der That ein satanisches Geheimniß darin gefunden. Schenken Sie mir jetzt Ihre ganze Aufmerksamkeit, denn es handelt sich hier um Menschenblut, und der Herr wägt jeden Tropfen desselben auf gerechter Wage.«

Mit diesen Worten öffnete er die Büchse und zog ein Pergament daraus hervor, auf dessen Rückseite folgendes Zeugniß geschrieben war:

»Ich Blaxtum Cumbysulsum, Doktor, erkläre in der Stunde meines Todes, daß ich dem Hauptmann Dispolsen, Prokurator des ehemaligen Grafen von Greiffenfeld, folgendes Aktenstück zugestellt habe, das ganz von der Hand Turiaf Musdoemons, in Diensten des Grafen von Ahlfeldt, geschrieben ist, damit der oben benannte Hauptmann Dispolsen davon denjenigen Gebrauch mache, der ihm gefallen wird. Somit bitte ich Gott, mir meine Sünden zu vergeben.«

»Kopenhagen am 11. Tage des Monats Januar im Jahr unserer Erlösung 1699.«

»Cumbysulsum.«

Der geheime Sekretär zitterte krampfhaft. Er wollte sprechen und vermochte es nicht. Der Bischof stellte das Pergament dem Präsidenten zu, der bleich und heftig bewegt war.

»Was sehe ich?« rief der Präsident aus, als er das Aktenstück entfaltete: »Note an den erlauchten Grafen von Ahlfeldt, betreffend die Mittel, sich auf gerichtlichem Wege des Exkanzlers Schuhmacher zu entledigen ...«

»Ich schwöre Ihnen, hochwürdiger Bischof ...«

Das Papier entfiel der Hand des Präsidenten.

»Lesen Sie, lesen Sie, gnädiger Herr!« fuhr der Bischof fort. »Ich zweifle nicht daran, daß Ihr unwürdiger Sekretär Ihren Namen mißbraucht hat, wie er den des unglücklichen Schuhmacher mißbrauchte. Sie werden jetzt einsehen, welche unselige Folgen Ihr unchristlicher Haß gegen Ihren Vorgänger gehabt hat. Einer Ihrer Untergebenen hat in Ihrem Namen ihn zu Grunde zu richten gesucht, in der Hoffnung, sich dadurch bei Ihnen in Gunst zu setzen.«

Als der Präsident sah, daß der Verdacht des Bischofs, der den ganzen Inhalt der Büchse kannte, sich nicht bis zu ihm erhob, faßte er wieder frischen Muth. Ordener fühlte sich freudig ergriffen, als ihm klar ward, daß Schuhmachers Unschuld mit der seinigen zugleich an den Tag kommen würde.

Der Präsident nahm jetzt seine ganze Besonnenheit zusammen und las mit allen Zeichen des Unwillens, den sämmtliche Zuschauer theilten, eine lange Note, in welcher Musdoemon den Plan, welchen wir ihn im Laufe dieser Geschichte befolgen sahen, in allen seinen Einzelnheiten entwickelte. Mehrere Male wollte der geheime Sekretär aufstehen, um sich zu vertheidigen, aber jedesmal warf ihn das Geräusch der öffentlichen Entrüstung wieder auf seinen Sitz zurück. Als die Verlesung des schändlichen Aktenstücks zu Ende war, ließ sich unter den Zuschauern ein Murren des Abscheus vernehmen.

»Hellebardiere, greift diesen Menschen!« sagte der Präsident, indem er mit dem Finger auf den geheimen Sekretär deutete.

Der elende Wicht stieg, sprachlos und mit wankenden Füßen, unter dem lauten Zischen des Volks von seinem Sitze herab auf die Bank der Angeklagten.

»Verehrteste Herren Richter,« sprach der Bischof, »schaudern Sie und freuen Sie sich zugleich. Die Wahrheit, welche bereits Ihre Gewissen durchdrungen hat, wird noch bestätigt werden durch das, was der Almosenier der Gefängnisse dieser königlichen Stadt, mein ehrwürdiger Mitbruder Athanasius Munder, der hier gegenwärtig ist, Ihnen zu berichten hat.«

Athanasius Munder neigte sich vor dem Bischof und dem Gerichtshof: »Was ich jetzt sagen werde, ist die reine Wahrheit. Nach allem dem, was ich diesen Morgen in dem Kerker des Sohns des Vicekönigs sah, konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß dieser junge Mann unschuldig sei, obwohl ihn das Tribunal auf sein eigenes Geständniß hin verurtheilt hatte. Vor einigen Stunden nun bin ich berufen worden, dem unglücklichen Bergbewohner, der hier vor Ihren Augen so grausam erdolcht worden ist, und den Sie als Han den Isländer verurtheilt hatten, den letzten Trost der Religion zubringen. Dieser Mensch hat mir sterbend Folgendes mitgetheilt: Ich bin nicht Han der Isländer; ich habe diesen Namen fälschlich geführt und bin nur allzusehr dafür gestraft worden. Derjenige, welcher mich bezahlt hat, diese Rolle zu spielen, ist der geheime Sekretär des Großkanzlers; er heißt Musdoemon und hat den Aufstand unter dem Namen Hacket angezettelt. Ich halte ihn für den allein Schuldigen bei der ganzen Sache. – Nach diesem Bekenntniß hat er mich um den Segen der Kirche gebeten und mir empfohlen, alsbald hieher zu eilen, um seine letzten Worte dem Gerichtshof mitzutheilen. Gott ist Zeuge, daß ich die Wahrheit sage. Möchte es mir gelingen, das Blut des Unschuldigen zu retten, ohne daß das des Schuldigen vergossen wird!«

»Ew. Gnaden sehen,« sagte der Bischof zum Präsidenten, »daß einer meiner Clienten nicht mit Unrecht so viele Aehnlichkeit zwischen diesem Hacket und Ihrem geheimen Sekretär gefunden hat.«

»Turins Musdoemon,« fragte der Präsident den neuen Angeklagten, »was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?«

Musdoemon erhob zu seinem Herrn einen Blick, der diesen erschreckte. Seine ganze Besonnenheit war zurückgekehrt, und er antwortete nach einigem Bedenken: »Nichts, gnädiger Herr!«

Der Präsident fuhr mit schwacher angegriffener Stimme fort: »Ihr bekennt Euch demnach des Euch zur Last gelegten Verbrechens schuldig? Ihr gesteht, daß Ihr der Urheber einer Verschwörung seid, welche gegen den Staat und ein Individuum Namens Schuhmacher zugleich gerichtet war?«

»Ja, gnädiger Herr!« antwortete Musdoemon.

Der Bischof erhob sich: »Damit kein Zweifel in dieser Sache übrig bleibe, so bitte ich den Angeklagten zu fragen, ob er Mitschuldige gehabt hat?«

»Mitschuldige!« wiederholte Musdoemon.

Er schien einen Augenblick nachzusinnen. Im Gesicht des Präsidenten malte sich peinliche Angst.

»Nein, Herr Bischof!« sagte endlich Musdoemon.

Der Präsident warf einen Blick des Dankes auf ihn, der dem seinigen begegnete. »Nein,« fuhr Musdoemon mit Bestimmtheit fort, »nein, ich habe keine Mitschuldige gehabt. Ich habe dieses Complot aus Anhänglichkeit an meinen Herrn, der nichts davon wußte, geschmiedet, um seinen Feind Schuhmacher ins Verderben zu stürzen.«

Die Blicke des Angeklagten und des Präsidenten begegneten sich abermals.

»Da Musdoemon keine Mitschuldige gehabt hat,« sagte der Bischof, »so folgt daraus von selbst, daß Ordener Guldenlew nicht schuldig sein kann.«

»Wenn er es nicht war, hochwürdiger Herr Bischof, warum hat er sich dann als schuldig bekannt?«

»Warum, Herr Präsident, hat sich dieser Gebirgsbewohner auf Gefahr seines Kopfes hartnäckig für Han den Isländer ausgegeben? Gott allein weiß, was im Grunde der Herzen vorgeht.«

Ordener nahm das Wort: »Verehrteste Herren Richter, da nun der wahre Schuldige entdeckt ist, kann ich offen reden. Ja, ich habe mich selbst fälschlich angeklagt, um den gewesenen Kanzler Schuhmacher, dessen Tod seine Tochter ohne Schutz gelassen hätte, zu retten.«

Der Präsident biß sich in die Lippen.

»Ich ersuche das Tribunal,« sagte der Bischof, »die Unschuld meines Clienten Ordener auszusprechen.«

Der Gerichtshof entfernte sich und kehrte nach kurzer Berathung in den Saal zurück. Der Präsident las mit fast erloschener Stimme das Urtheil ab, das Turiaf Musdoemon zum Tode verdammte, Ordener Guldenlew freisprach und in alle Ehren und Würden wieder einsetzte.

XLVI.

Der Ueberrest des Regiments der Arquebusiere von Munckholm war in seine Kaserne zurückgekehrt, welche innerhalb der Festung einzeln in einem großen viereckigen Hofe stand. Mit Einbruch der Nacht wurden die Pforten dieses Gebäudes, wie es gebräuchlich war, verrammelt. In diesem Gefängniß, dem sichersten und am besten bewachten in der ganzen Festung, wurden die beiden Verurtheilten, die am folgenden Morgen gehängt werden sollten, Han der Isländer und Musdoemon, verwahrt.

Han der Isländer lag allein in seinem Kerker. Plötzlich erhob er sich und rief den Kerkermeister, der in einem Nebenzimmer bei der Wache saß.

»Was willst Du?« fragte der Kerkermeister.

»Es friert mich. Mein steinernes Bett ist hart und feucht. Gib mir einen Bund Stroh zum Schlafen und ein wenig Feuer, mich zu wärmen.«

»Es ist billig, einem armen Teufel, der morgen gehängt werden soll, mindestens einige Bequemlichkeit zu verschaffen, wäre es auch Han der Isländer. Ich will Dir bringen, was Du verlangst ... Hast Du Geld?«

»Nein!« erwiederte der Räuber.

»Wie! Du, der berüchtigtste Räuber in Norwegen, Du hast nicht einmal ein paar elende Dukaten in Deiner Tasche?«

»Nein!«

»Doch etliche Thaler?«

»Nein, sage ich Dir!«

»Nicht einmal einige armselige Groschen?«

»Nein! Nein! Nichts, nicht so viel, um davon das Fell einer Ratte oder die Seele eines Menschen kaufen zu können.«

Der Kerkermeister schüttelte den Kopf: »Das ist ein Anderes, dann hast Du Unrecht, Dich zu beklagen. Deine Zelle ist nicht so kalt, als die, worin Du morgen schlafen wirst, ohne Dich, das versichere ich Dir, über die Härte des Bettes zu beklagen.«

Der Kerkermeister entfernte sich unter den Verwünschungen des Gefangenen, der seine schweren Ketten schüttelte.

Bald darauf öffnete sich die Thüre wieder. Ein großer Mann in rother Kleidung, eine Blendlaterne in der Hand, trat in den Kerker, begleitet von dem Kerkermeister.

»Han von Island,« sagte der Mann, »ich bin Nychol Orugir, Scharfrichter der Provinz Drontheimhus. Ich werde morgen mit Tagesanbruch die Ehre haben, Deine Excellenz auf dem öffentlichen Platze von Drontheim an einen schönen neuen Galgen zu hängen.«

»Weißt Du gewiß, daß Du mich hängen wirst?« fragte der Räuber. Der Henker lachte: »Wenn Du nur so gewiß wärest, auf der Jakobsleiter geradewegs in den Himmel zu steigen, als Du gewiß bist, morgen auf der Orugixleiter auf den Galgen zu steigen.«

»Meinst Du wirklich?« sagte das Unthier mit höhnischem Grinsen.

»Ich sage Dir ja, Freund Galgenschwengel, daß ich der Scharfrichter der Provinz bin.«

»Wenn ich nicht ich wäre, möchte ich Du sein,« sagte der Gefangene.

»Ich möchte Dir nicht das Nämliche sagen,« erwiederte der Henker. Dann rieb er sich im Gefühle geschmeichelter Eitelkeit die Hände und fuhr fort: »Mein Freund, Du hast Recht, es ist ein schöner Stand um den unserigen. Ah! Meine Hand weiß, was der Kopf eines Menschen wiegt.«

»Hast Du bisweilen Blut getrunken?« fragte der Räuber.

»Nein, aber ich habe oft auf die Folter gespannt.«

»Hast Du manchmal die Eingeweide eines noch lebenden kleinen Kindes aufgefressen?«

»Nein, aber ich habe menschliche Knochen in meinen eisernen Schraubstöcken zermalmt; ich habe menschliche Glieder zwischen den Fugen meines Rads gebrochen; ich habe menschliches Fleisch mit glühenden Zangen gezwickt; ich habe siedendes Oel und heißes Blei in geöffnete Adern gegossen.«

»Du hast allerdings auch Deine Genüsse, das muß ich gestehen,« sagte das Unthier nach einigem ernsten Nachdenken.

»Ueberhaupt,« fuhr der Henker fort, »obwohl Du Han der Isländer bist, glaube ich, daß meine Hände noch mehr Seelen zum Teufel geschickt haben, als die Deinigen, ohne Dich selbst mitzuzählen, da ich morgen früh die Ehre haben werde, Dich in die Hölle zu befördern.«

»Weißt Du denn, ob ich eine Seele habe? Meinst Du denn, Henker von Drontheimhus, daß Du Ingulphs Geist aus Han's Körper austreiben könnest, ohne daß er den Deinigen mitnimmt?"

»Das werden wir morgen sehen!« erwiederte der Henker lachend.

»Wir werden es sehen!« sagte der Räuber.

»Aber,« fuhr der Henker fort, »ich bin nicht gekommen, mit Dir von Deiner Seele zu reden, sondern von Deinem Körper, Dein Leichnam gehört mir nach Deinem Tode von Rechtswegen, allein das Gesetz gibt Dir die Befugniß, ihn an mich zu verkaufen. Sage mir nun, was willst Du dafür?«

»Was ich für meinen Leichnam will?«

»Ja, und mache es christlich!«

Han der Isländer wandte sich an den Kerkermeister: »Was willst Du für einen Bund Stroh und ein wenig Feuer?«

»Zwei Dukaten,« erwiederte der Kerkermeister nach einigem Besinnen.

»Also,« sagte der Gefangene zum Henker, »verlange ich zwei Dukaten für meinen Leichnam.«

»Zwei Dukaten!« rief der Henker aus. »Das ist entsetzlich theuer. Zwei Dukaten für einen elenden Leichnam! Nein, so viel gebe ich nicht.«

»Dann,« antwortete ruhig das Unthier, »bekommst Du ihn auch nicht.«

»Dann wird Dein Leichnam auf den Schindanger geworfen, statt das Museum zu Kopenhagen oder Bergen zu zieren.«

»Was liegt mir daran!«

»Noch lange nach Deinem Tode würde man Dein Skelett besehen und sagen: Das ist das Skelett des berühmten Han's des Isländers! Man würde Deine Gebeine sorgfältig poliren, mit kupfernen Ringen zusammen befestigen, man würde Dich in einem Glasschrank aufstellen, der jeden Morgen sauber abgewischt würde. Im andern Falle werden Dich Geier und Raben fressen, und Würmer an Deinem Leichnam zehren.«

»Dann gleiche ich den Lebenden, die stets von den Kleinen benagt und von den Großen aufgezehrt werden.«

»Zwei Dukaten!« murmelte der Henker zwischen den Zähnen. »Welch ungeheure Forderung! Wenn Du den Preis nicht herabsetzest, werden wir

nicht einig.«

»Es ist zum ersten und letztenmal, daß ich mein Leben verkaufe, und da will ich einen guten Handel machen.«

»Bedenke, daß ich Dich Deine Halsstarrigkeit bereuen lassen kann. Morgen bist Du in meiner Gewalt.«

»Meinst Du?«

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck gesprochen, der dem Henker entging.

»Allerdings, und es gibt eine Art, die Schleife zu machen ... während ich, wenn Du vernünftig bist, Dich aufs beste hängen will.«

»Mir liegt wenig daran, was Du morgen mit meinem Halse machst!« antwortete das Unthier spöttisch.

»Könntest Du nicht mit zwei Thalern zufrieden sein? Was nützt Dir denn das Geld?«

»Wende Dich an Deinen Kameraden; er fordert mir zwei Dukaten für ein wenig Stroh und Feuer.«

»Es ist empörend,« sagte der Henker, sich gegen den Kerkermeister ereifernd, »sich ein wenig Stroh und Holz mit Gold aufwägen zu lassen. Zwei Dukaten!«

»Ich bin ein guter Kerl, daß ich nicht vier Dukaten fordere. Du, Meister Nychol, bist ein Jude, daß Du diesem armen Gefangenen nicht zwei Dukaten für seinen Leichnam geben willst, den Du um wenigstens zwanzig Dukaten an irgend einen Gelehrten oder Arzt verkaufen kannst.«

»Ich habe nie mehr als fünfzehn Groschen für einen Leichnam gegeben.«

»Ja, für den Leichnam eines elenden Diebs oder eines Betteljuden, das mag sein, aber man weiß wohl, daß Du für Han des Isländers Leichnam bekommen wirst, was Du nur forderst.«

Der Räuber schüttelte verächtlich den Kopf.

»Was geht es Dich an!« sagte Orugix rasch. »Kümmere ich mich um Deine Beute, um die Kleider, das Geld, die Kleinodien, welche Du den Gefangenen stiehlst, um das schmutzige Wasser, das Du in ihre magere Suppe gießest, um alle die Drangsale, die Du ihnen anthust, um Geld von ihnen zu erpressen? Nein, ich gebe nicht zwei Dukaten.«

»Keine zwei Dukaten, kein Stroh und kein Feuer!« erwiderte der halsstarrige Kerkermeister.

»Keine zwei Dukaten, kein Leichnam!« fügte ruhig der Räuber hinzu.

Nach einigem Schweigen stampfte der Henker auf den Boden: »Ich habe keine Zeit zu verlieren: ein anderes Geschäft ruft mich. Hier, verfluchter isländischer Teufel, hier hast Du Deine zwei Dukaten! Der Satan gibt gewiß nicht so viel um Deine Seele, als ich um Deinen Körper.«

Der Räuber nahm die beiden Goldstücke. Sogleich streckte der Kerkermeister die Hand darnach aus, um sie zu empfangen.

»Geduld, guter Freund, gib mir zuvor, was ich von Dir verlangt habe!«

Der Kerkermeister ging hinaus und kehrte bald mit einem Bund Stroh und einer Kohlpfanne voll glühender Kohlen zurück, die er neben den Gefangenen stellte.

»So,« sagte der Räuber und gab ihm die beiden Goldstücke, »jetzt will ich mich diese Nacht wärmen. Noch ein Wort,« fügte er in düsterem Tone hinzu: »Stößt nicht dieser Kerker an die Kaserne der Arquebusiere von Munckholm?«

»Allerdings!« erwiederte der Kerkermeister.

»Und woher kommt der Wind?«

»Von Westen,« glaube ich.

»Recht,« sagte der Gefangene.

»Wo willst Du damit hinaus?« fragte der Kerkermeister.

»Nirgends,« antwortete der Räuber.

Die Pforte schloß sich hinter dem Henker und Kerkermeister, und sie hörten nichts mehr als das grinsende Lachen des Unthiers.

XLVII.

In einem andern Kerker des nämlichen Gebäudes saß Turiaf Musdoemon. Als er sein ganzes höllisches Complot so plötzlich entschleiert und so unwiderlegbar erwiesen gesehen hatte, war er in augenblickliche Verwirrung gerathen. Bald aber kehrte seine Besonnenheit zurück, und er sah wohl ein, daß er jetzt nicht mehr an das Verderben seiner Feinde, sondern nur noch an seine eigene Rettung zu denken hatte. Er konnte zweierlei thun: Das Ganze auf die Schultern des Grafen von Ahlfeldt abladen, der ihn so feig im Stich gelassen hatte, oder Alles auf sich nehmen. Musdoemon wählte letzteres. Der Graf von Ahlfeldt war Großkanzler; nichts in den vorhandenen Papieren compromittirte ihn unmittelbar; er hatte einige Blicke des Einverständnisses mit Musdoemon gewechselt; er entschloß sich daher, das Urtheil über sich ergehen zu lassen, in der sichern Hoffnung, daß der Graf von Ahlfeldt sein Entkommen erleichtern werde, weniger aus Dankbarkeit für seine geleisteten Dienste, als wegen der Unentbehrlichkeit seiner künftigen Leistungen.

Musdoemon ging daher mit großer Gemüthsruhe in seinem Kerker auf und ab und zweifelte nicht, daß dessen Thüre sich in der Nacht für ihn öffnen werde. Er untersuchte beim Schein einer düstern Lampe die Form dieses Gefängnisses, das alte Könige, deren Namen die Geschichte kaum nennt, gebaut hatten, und wunderte sich nur, daß es einen hölzernen Boden hatte, auf welchem seine Tritte wiederhallten, wie auf einer unterirdischen Höhlung. Oben an der Decke war ein großer eiserner Ring befestigt, in dem noch ein Stück eines alten Strickes hing.

Die Zeit verging, eine Stunde nach der andern hörte er schlagen, und noch immer erschien kein Retter. Der Gefangene ward allmählig ungeduldig. Da klirrten plötzlich die Riegel im Schloß, und die alte Thüre bewegte sich in ihren verrosteten Angeln.

Ein roth gekleideter Mann trat in den Kerker. Er trug einen aufgewickelten hänfenen Strick in der Hand, vier schwarz gekleidete Hellebardiere folgten ihm.

Musdoemon trug noch seine Perrücke und seinen richterlichen Anzug. Diese Kleidung schien dem roth gekleideten Mann die gewohnte Achtung einzuflößen. Er grüßte den Gefangenen ehrerbietig.

»Gnädiger Herr,« fragte er nach einigem Zaudern, »sind es Euer Gnaden, mit dem wir zu schaffen haben?«

»Ja, ja,« erwiederte eilig Musdoemon, den dieser höfliche Eingang in seiner Hoffnung auf Entweichung bestärkte, und der die rothe Kleidung des Ankömmlings übersah.

»Sie heißen,« fuhr der roth gekleidete Mann fort, indem er auf ein Papier blickte, das er in der Hand hielt, »Turias Musdoemon?«

»Richtig! Der Großkanzler schickt Euch, meine Freunde?«

»Ja, Ew. Gnaden!«

»Vergeßt nicht, nachdem Ihr Euern Auftrag vollzogen haben werdet, Sr. Gnaden dem Großkanzler meinen innigsten Dank zu melden.«

Der rothe Mann warf einen Blick des Staunens auf ihn: »Ihren innigsten Dank! ...«

»Allerdings, denn es wird mir wahrscheinlich unmöglich sein, ihn Sr. Gnaden im Augenblicke selbst darzubringen.«

»Wahrscheinlich nicht,« erwiederte Jener mit einem Ausdruck der Ironie.

»Und Ihr werdet selbst einsehen,« fuhr Musdoemon fort, »daß ich mich für einen solchen Dienst nicht undankbar erweisen darf.«

Der rothe Mann schlug ein lautes Gelächter auf: »Sollte man nicht glauben, wenn man Sie hört, daß der Kanzler für Euer Gnaden etwas ganz Anderes thue!«

»Für jetzt allerdings läßt er mir nur strenge Gerechtigkeit widerfahren ...«

»Streng! Allerdings! Aber Sie geben selbst zu, daß es Gerechtigkeit ist. Dies ist das erste Geständniß dieser Art, das ich in den sechsundzwanzig Jahren meiner Amtsführung höre. Aber die Zeit vergeht unter unnützem Geschwätz. Sind Sie bereit, gnädiger Herr?«

»Fix und fertig,« erwiederte Musdoemon freudig und ging der Thüre zu.

»Einen Augenblick Geduld!« rief der rothe Mann und bückte sich, um seinen aufgerollten Strick auf den Boden zu legen.

Musdoemon blieb stehen: »Wozu denn diesen ganzen Bund Stricke?«

»Ew. Gnaden haben Recht, es ist mehr, als wir brauchen, aber im Anfang dieses Prozesses glaubte ich viel mehr Verurtheilte zu bekommen.«

Mit diesen Worten löste der Mann seinen aufgerollten Strick auf.

»Laßt uns eilen!« sagte Musdoemon.

»Euer Gnaden sind sehr pressirt ... Haben Sie nicht noch irgend eine Bitte? ...«

»Keine andere, als daß Ihr, wie bereits gesagt, Sr. Gnaden dem Herrn Großkanzler meinen Dank darbringt. Jetzt laßt uns eilen, es treibt mich von hier fort. Haben wir einen weiten Weg vor uns?«

»Weg!« wiederholte der rothe Mann, indem er sich aufrichtete und mehrere Ellen des aufgerollten Stricks loswickelte. »Der Weg, den wir zu machen haben, wird Euer Gnaden nicht sehr ermüden. Wir werden Alles hier an Ort und Stelle zu Stande dringen.«

Musdoemon erbebte: »Was wollt Ihr damit sagen?«

»Was wollen Sie selbst sagen, Ew. Gnaden?«

»O, mein Gott!« sagte Musdoemon erbleichend, als ob ihm plötzlich ein Licht aufgegangen wäre. »Wer seid Ihr?«

»Ich bin der Henker.«

Der Elende zitterte wie ein vom Winde bewegtes Laub: »Kommt Ihr denn nicht, um mir fortzuhelfen?« murmelte er mit erloschener Stimme.

Der Henker lachte laut auf: »Allerdings will ich Ihnen forthelfen, und zwar in das Land der Geister, wohin Ihnen gewiß Niemand nachsetzen wird.«

Musdoemon warf sich mit dem Gesicht auf die Erde nieder: »Gnade! ... Barmherzigkeit! ... Gnade!«

»Bei meiner Treu,« sagte der Henker kaltblütig, »das ist das erste Mal, daß man eine solche Bitte an mich richtet. Halten Sie mich etwa für den König?«

Der Elende schleppte sich auf den Knieen zu dem Henker und umfaßte seine Beine unter Thränen und Seufzern.

»Ruhig!« fuhr der Henker fort. »Es ist das erste Mal, daß ich das schwarze Richterkleid sich vor meinem rothen Henkermantel demüthigen sehe.«

Er stieß den Bittenden mit dem Fuße von sich: »Guter Freund, flehe Gott und die Heiligen an, die werden Dich eher anhören, als ich.«

Musdoemon blieb auf den Knieen liegen, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Inzwischen hatte der Henker sich auf den Zehen erhoben und den Strick in den Ring an der Decke befestigt, ließ ihn bis auf den Fußboden herabhängen und machte dann eine Schleife daran, welche bis zu den Dielen des Kerkers herabreichte.

»Ich bin fertig,« sprach er zu dem Gefangenen, »bist Du auch mit dem Leben fertig?«

»Nein,« rief Musdoemon aufstehend, »nein, das ist unmöglich! Hier waltet ein furchtbares Mißverständnis ob. Der Kanzler von Ahlfeldt handelt nicht so niederträchtig ... Er bedarf meiner zu sehr. Es ist unmöglich, daß

man Euch zu mir geschickt hat. Laßt mich entwischen ... Fürchtet den Zorn des Großkanzlers ...«

»Hast Du uns nicht selbst erklärt, daß Du Dich Turiaf Musdoemon nennst?«

Der Gefangene blieb einen Augenblick stumm: »Nein,« rief er plötzlich aus, »ich heiße nicht Musdoemon, sondern Turiaf Orugix.«

»Orugix!« schrie der Henker, »Orugix!«

Er riß schnell die Perrücke ab, welche das Gesicht des Verurtheilten bedeckte, und stieß einen Schrei des Staunens aus: »Mein Bruder!«

»Dein Bruder!« rief der Verurtheilte mit einer Verwunderung aus, in welche sich Scham und Freude mischten, »wärest Du? ...«

»Nychol Orugix, Scharfrichter der Provinz Drontheimhus, Dir zu dienen, mein Bruder Turiaf!«

Der Verurtheilte fiel dem Henker um den Hals und nannte ihn seinen Bruder, seinen theuren Bruder.

Er machte ihm eine Menge erzwungener Liebkosungen mit einem falschen und furchtsamen Lächeln, und Nychol beantwortete sie durch finstere und verlegene Blicke. Man hätte ihn für einen Tiger halten können, der einen Elephanten in dem Augenblicke leckt, wo das Ungeheuer seinen Fuß auf ihn setzt, ihn zu zertreten.

»Welches Glück, Bruder Nychol! ... Wie freue ich mich, Dich wieder zu sehen!«

»Und mir; Bruder Turiaf, thut es leid darum um Deinetwillen.«

Der Verurtheilte stellte sich, als ob er dies nicht höre, und fuhr mit zitternder Stimme fort: »Du hast ohne Zweifel Weib und Kinder? führe mich doch zu ihnen, daß ich meine liebenswürdige Schwägerin begrüßen und meine niedlichen kleinen Neffen umarmen kann! ...«

»Den Teufel auch!« murmelte der Henker.

»Ich will ihr zweiter Vater sein... Höre, Bruder, ich bin mächtig, ich habe Einfluß...«

»Ich weiß, daß Du Einfluß hattest. Jetzt aber denke nur noch an den Einfluß, den Du Dir ohne Zweifel im Himmel zu bewahren gewußt haben wirst.«

Jede Hoffnung schwand aus dem Gesichte des Verurtheilten: »Mein Gott! Was soll das heißen, lieber Bruder Nychol? Ich bin ja gerettet, weil ich Dich wiedergefunden habe. Bedenke doch, daß wir unter dem nämlichen Herzen gelegen sind, und daß dieselbe Brust uns gesäugt hat. Vergiß nicht, Nychol, daß Du mein Bruder bist!«

»Bis heute hast Du Dich dessen nicht erinnert!« erwiederte der rohe Nychol.

»Nein, von meines Bruders Hand kann ich nicht sterben.«

»Das ist Deine Schuld, Turiaf! Du hast meine Laufbahn unterbrochen, ohne Dich wäre ich königlicher Scharfrichter zu Kopenhagen. Wer hat mich als Scharfrichter der Provinz in dieses elende Land verwiesen? Hättest Du nicht als schlechter Bruder an mir gehandelt, so würdest Du Dich nicht über das zu beklagen haben, was Dir jetzt empörend erscheint. Ich wäre dann nicht in der Provinz Drontheimhus, und ein Anderer würde das Geschäft an Dir verrichten. Jetzt genug, mein Bruder, Du mußt sterben.«

Der Verurtheilte rollte sich auf dem Boden, rang die Hände und stieß ein klägliches Geheul aus, wie die Verdammten in der Hölle.

»Lieber Herr Gott,« rief er aus, »wenn es einen gibt, habe Barmherzigkeit mit mir! Nychol, mein Nychol! Ich beschwöre Dich bei unserer gemeinschaftlichen Mutter, laß mich doch leben!«

Der Henker zeigte sein Papier: »Ich kann nicht, der Befehl ist bestimmt.«

»Dieser Befehl betrifft nicht mich,« stotterte der Elende in seiner Verzweiflung, sondern einen gewissen Musdoemon; ich bin Turiaf Orugix.«

»Sei nicht einfältig,« erwiederte Nychol mit Achselzucken, »ich weiß wohl, daß er Dich betrifft. Im Uebrigen,« fügte er noch hinzu, »wärest Du gestern noch für Deinen Bruder nicht Turiaf Orugix gewesen, so sollst Du denn heute für ihn nur Turiaf Musdoemon sein.«

»Mein Bruder! Mein Bruder! So warte doch bis morgen! Der Großkanzler kann unmöglich Befehl zu meiner Hinrichtung gegeben haben. Es ist ein entsetzliches Mißverständniß. Der Graf von Ahlfeldt liebt mich sehr. Ich beschwöre Dich, mein lieber Nychol, laß mir das Leben! Ich werde bald wieder in Gunst sein und will Dir dann alle möglichen Dienste leisten...«

»Du kannst mir nur noch Einen Dienst leisten, Turiaf. Ich bin bereits um zwei schöne Hinrichtungen gekommen, die des Exkanzlers Schuhmacher und des Sohns des Vicekönigs. Ich habe nichts als Unglück. Jetzt sind mir nur noch Han der Isländer und Du übrig. Deine Hinrichtung bringt mir, als nächtlich und geheim, zwölf Dukaten ein. Laß mich also in Gottes Namen mein Geschäft verrichten, das ist der einzige Dienst, den ich von Dir erwarte.«

»O, mein Gott!« rief der Verurtheilte schmerzlich aus.

»Ich verspreche Dir, daß ich Dich nicht lange leiden lassen will. Ich werde Dich mit brüderlicher Zärtlichkeit hängen. Ergib Dich darein!«

Musdoemon stand auf, seine Nasenflügel waren weit geöffnet vor Wuth, seine blauen Lippen zitterten, die Zähne klapperten aneinander, sein Mund schäumte.

»Satan!« rief er ... »ich habe diesen Ahlfeldt gerettet! Ich habe diesen Bruder da umarmt! Und sie tödten mich! Und ich soll sterben ... bei Nacht ... in einem finstern Kerker, ohne daß die Welt meine Verwünschungen hören, ohne daß meine Stimme von einem Ende des Königreichs zum andern über sie donnern, ohne daß meine Hand den Schleier, der ihre Verbrechen bedeckt, zerreißen kann! Um diesen Tod zu erleiden, hätte ich

mein ganzes Leben besudelt! Elender,« fuhr er zu seinem Bruder gewendet fort, »Du willst also Brudermörder werden?«

»Ich bin Henker!« antwortete Nychol phlegmatisch.

»Nein!« rief der Verurtheilte aus und warf sich ingrimmig auf den Henker, und seine Augen spieen Flammen und vergossen Thränen, wie ein in die Enge getriebener Stier. »Nein, so will ich nicht sterben! Ich will nicht als furchtbarer Drache gelebt haben, um mich zuletzt als elender Wurm zertreten zu lassen!«

Er würgte jetzt als Feind den, welchen er eben erst als Bruder umarmt hatte. Die Verzweiflung spannte alle seine Kräfte an; sie rangen miteinander, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welcher der beiden Brüder scheußlicher war, der eine mit der stupiden Wildheit eines reißenden Thiers, der andere mit der verschmitzten Wuth eines Teufels.

Die bis dahin theilnahmlos gebliebenen Hellebardiere traten jetzt ins Mittel. Sie standen dem Henker bei und rissen Musdoemon von ihm weg. Er warf sich der Länge nach auf die Erde, stieß ein entsetzliches unartikulirtes Geheul aus und kratzte sich die Nägel blutig.

»Sterben!« ... rief er ... »Ihr Geister der Hölle! Sterben, ohne daß mein Geschrei diese Hallen durchdringt, ohne daß meine Arme diese Mauern umstürzen! ...«

Man ergriff ihn, er leistete keinen Widerstand mehr. Man zog ihm seine weite Kleidung aus, um ihn zu binden. Ein versiegeltes Paket fiel auf den Boden.

»Was ist das?« fragte der Henker.

Eine höllische Freude leuchtete aus dem grassen Auge des Verurtheilten. »Wie konnte ich das vergessen!« murmelte er. »Höre, Bruder Nychol,« fügte er mit fast freundschaftlicher Stimme hinzu, »diese Papiere gehören dem Großkanzler. Versprich mir, sie ihm einzuhändigen, und mache dann mit mir was Du willst.«

»Weil Du jetzt ruhig bist, verspreche ich Dir Deine letzte Bitte zu erfüllen. Ich werde diese Papiere dem Großkanzler einhändigen, so wahr ich Orugix heiße.«

»Uebergib sie ihm selbst,« fuhr Musdoemon boshaft lächelnd fort, »das Vergnügen, das sie dem Kanzler machen werden, kann Dir vielleicht von Nutzen sein.«

»Wirklich, Bruder! Ich danke Dir. Vielleicht kann ich dadurch königlicher Scharfrichter werden. Nun, wir wollen als gute Freunde scheiden. Ich verzeihe Dir, daß Du mich mit den Nägeln blutig gekratzt hast, verzeihe mir das hänfene Halsband, das ich Dir umknüpfen werde.«

»Der Kanzler hatte mir ein anderes Band versprochen,« antwortete Musdoemon.

Die Hellebardiere führten ihn jetzt geknebelt in die Mitte des Kerkers, und der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals.

»Turiaf, bist Du bereit?«

»Noch einen Augenblick! Einen Augenblick!« rief der Verurtheilte aus, dessen Angst zurückgekehrt war. »Ich bitte Dich, Bruder, ziehe den Strick nicht eher an, bis ich es Dir sage.«

»Ich brauche den Strick nicht anzuziehen,« antwortete der Henker.

Eine Minute darauf wiederholte er seine Frage: »Turiaf, bist Du bereit?«

»Nur noch einen Augenblick! Muß ich denn sterben? ...«

»Turiaf, ich habe nicht länger Zeit zu warten.«

Orugix forderte die Hellebardiere auf, sich von dem Verurtheilten zu entfernen.

»Noch ein Wort, Bruder! Vergiß nicht das Paket dem Grafen Ahlfeldt einzuhändigen.«

»Sei ruhig deßhalb. Turiaf, bist Du bereit?«

Der Elende öffnete den Mund, um vielleicht noch eine Minute Leben zu erbetteln, aber der ungeduldige Henker bückte sich, drehte an einer Schraube, und der Boden öffnete sich unter den Füßen des Patienten, der Unglückliche verschwand im Abgrund, und man sah nur noch den schwankenden Strick, der in die dunkle Höhlung hinabhing. Tief unten hörte man Wasser rauschen. Ein schwacher Seufzer ertönte aus der Tiefe. Die Hellebardiere wichen entsetzt zurück.

»Es ist geschehen!« sagte der Henker. »Fahre wohl, Bruder!«

Er zog ein Messer aus dem Gürtel und schnitt den Strick ab: »Fahre hin und nähre die Fische des Golfs.«

Der Henker schloß die Oeffnung wieder. Als er sich aufrichtete, war der Kerker voll Rauch.

»Was ist das?« fragte er die Hellebardiere. »Woher kommt dieser Rauch?«

Sie öffneten die Thüre des Kerkers. Alle Gänge waren voll dicken Rauchs. Ein geheimer Ausgang führte sie in den viereckigen Hof, wo ein furchtbarer Anblick ihrer wartete.

Ein ungeheurer Brand, verstärkt durch den heftigen Westwind, verzehrte die Kaserne der Arquebusiere. Die Flamme schlug auf allen Seiten heraus.

Ein Kerkermeister, der in den Hof geflohen war, erzählte ihnen, daß das Feuer in Han des Isländers Kerker ausgebrochen sei, dem man unklugerweise Feuer und Stroh gegeben habe.

»Ich habe doch viel Unglück,« rief Orugix aus, »da entgeht mir nun wieder Han der Isländer. Der Wicht ist verbrannt, und ich bekomme nun nicht einmal seinen Körper, den ich doch mit zwei Dukaten erkauft habe!«

Die unglücklichen Arquebusiere, plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt, drängten sich dem großen Thore zu, das verrammelt war.

Man hörte ihr Angstgeschrei, man sah, wie sie an den Fenstern die Hände rangen. Viele stürzten sich in den Hof herab und fanden einen andern Tod, als den durch die Flammen. Das furchtbare Element verbreitete sich durch das ganze Gebäude, ehe der übrige Theil der Besatzung zur Hülfe herbeieilen konnte. Man schlug das große Thor mit Aexten ein, aber es war schon zu spät; das ganze Dach stürzte zusammen und begrub die Bewohner des Hauses unter seinen Trümmern.

Am andern Morgen waren von dem Gebäude nur noch die verbrannten und noch glühenden Mauern übrig. Von dem schönen Regiment der Arquebusiere von Munckholm entgingen nur etwa dreißig Mann dem Tode, aber die meisten waren Krüppel geworden.

In Han des Isländers Kerker fand man die Ueberreste eines menschlichen Körpers neben einem eisernen Rost und zerbrochenen Ketten.

XLVIII.

Bleich und niedergeschlagen ging der Graf von Ahlfeldt mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Er zerknitterte mit seinen Händen ein Paket Briefe, das er eben durchlesen hatte, und stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

Am andern Ende des Gemachs stand, mit allen Zeichen tiefster Ehrfurcht, Nychol Orugix in seiner rothen Kleidung, seinen Filzhut in der Hand.

»Du hast mir da einen Dienst geleistet, Musdoemon!« murmelte der Kanzler mit verbissenem Zorn zwischen den Zähnen.

Der Henker hob schüchtern seinen stupiden Blick zu ihm empor: »Euer Gnaden sind also zufrieden?«

»Was willst Du da?« fragte der Kanzler, indem er sich barsch umwandte.

Der Henker, stolz darauf, einen Blick des hohen Hauptes auf sich gezogen zu haben, lächelte voll Hoffnung: »Was ich will, Ew. Gnaden? Die Stelle des königlichen Scharfrichters zu Kopenhagen, wenn Euer Gnaden mir die

guten Nachrichten, welche ich Ihnen gebracht habe, durch diese Gunstbezeugung vergelten wollen.«

Der Kanzlei rief die beiden Hellebardiere, die vor seiner Thüre Wache hielten: »Greift diesen Schlingel da, der die Frechheit hat, mich zu verspotten!«

Die beiden Hellebardiere schleppten den bestürzten Nychol weg, der in der Angst noch zurückrief: »Aber, gnädiger Herr...«

»Du bist nicht mehr Scharfrichter der Provinz Drontheimhus! Ich setze Dich ab,« rief ihm der Kanzler zornig nach und schlug die Thüre hinter ihm zu.

Der Kanzler griff wieder zu den Briefen, es waren die Liebesbriefe, welche die Gräfin von Ahlfeldt mit Musdoemon gewechselt hatte. Das ist Elphegens Hand. Der Kanzler ersieht daraus, daß Ulrike nicht seine Tochter, der so sehr bedauerte Friedrich vielleicht nicht sein Sohn ist. Dieser Hochmuth, die Ursache aller seiner Verbrechen, rächt sich jetzt an ihm selbst. Er wollte seine Feinde ins Verderben stürzen; er hat nur sein eigenes Ansehen, seinen eigenen Einfluß vernichtet. Er mußte seinen bösen Rathgeber selbst dem Tode überliefern, und dieser rächte sich an ihm durch die Mittheilung, daß sein Weib eine Ehebrecherin sei.

Er geräth in Wuth, er will die Elende noch einmal sehen; er will ihr ihre verbuhlten Briefe ins Gesicht werfen, ehe er sie verstößt. Er durcheilt mit schnellen Schritten die Zimmer des Palastes, er tritt wüthend in ihr Gemach – und findet eine Wahnsinnige. Die Nachricht von dem schrecklichen Tode ihres Sohnes hatte sie der Vernunft beraubt.

XLIX.

Vierzehn Tage nach diesen Ereignissen kam Ordener Guldenlew, begleitet von Levin von Knud und Athanasius Munder in den Kerker des Löwen von Schleswig.

Schuhmacher ging eben im Garten mit seiner Tochter spazieren. Er drückte zärtlich Ordeners Hand und grüßte die beiden Andern.

»Junger Mann,« sagte der alte Gefangene, »der Himmel segne Deine Rückkehr!«

»Herr Graf,« erwiederte Ordener, »ich komme von Bergen von meinem Vater.«

»Was soll das heißen?« fragte der erstaunte Greis.

»Das soll heißen, daß ich um die Hand Ihrer Tochter bitte.«

»Meiner Tochter!« rief der alte Gefangene aus und wandte sich zu Ethel, die schamroth und zitternd da stand.

»Ja, Herr Graf, ich liebe Ihre Ethel.«

Schuhmachers Stirne umwölkte sich: »Du bist ein edler und würdiger junger Mann, mein Sohn. Dein Vater hat mir viel Böses zugefügt, aber ich verzeihe ihm um Deinetwillen, und ich würde diese Heirath gerne sehen. Aber es ist ein Hinderniß ...«

»Welches, Herr Graf?« fragte Ordener unruhig.

»Du liebst meine Tochter, aber weißt Du auch, ob sie Dich liebt?«

Die beiden Liebenden betrachteten sich stumm vor Staunen.

»Ja,« fuhr der Vater fort, »es ist mir leid, denn ich liebe Dich, und hätte Dich gerne meinen Sohn genannt. Aber meine Tochter wird nicht wollen. Sie hat mir neulich ihre Abneigung gegen Dich erklärt. Seit Deiner Abreise schweigt sie, wenn ich von Dir rede, und scheint den Gedanken an Dich zu vermeiden. Verzichte daher auf Deine Liebe. Die Liebe heilt sich, wie der Haß ...«

»Herr Graf! ...« sagte Ordener bestürzt.

»Mein Vater!« rief Ethel aus.

»Sei ruhig, meine Tochter! Diese Heirath gefällt mir, aber sie mißfällt Dir. Ich will Dich nicht zwingen, mein Kind; seit vierzehn Tagen bin ich ein

anderer Mensch. Du bist frei ...«

Athanasius Munder lächelte: »Sie ist nicht frei.«

»Sie irren sich, mein Vater,« fügte Ethel ermuthigt hinzu, »Ordener ist mir nicht zuwider.«

»Wie!« rief der alte Gefangene aus.

»Ich bin ...« fuhr Ethel fort.

Sie hielt inne. Ordener kniete vor dem Greise nieder.

»Sie ist mein Weib,« sagte er. »Verzeihen Sie uns und segnen Sie Ihre Kinder!«

Der Greis, erstaunt und gerührt, gab dem vor ihm knieenden Paar seinen Segen.

Man theilte ihm mit, wie Alles gegangen war. Er weinte vor Rührung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die Alles zu einem glücklichen Ende gefühlt hatte.

»Ich hielt mich für weise,« sagte er, »ich bin alt, und das Herz eines jungen Mädchens war mir ein Räthsel!«

»Mein Sohn Ordener,« fügte er hinzu, »Du bist besser als ich, denn in den Tagen meines Glücks hätte ich mich gewiß nicht so tief herabgelassen, die Tochter eines armen Gefangenen zu heirathen, der Ehre und Güter verloren hat.«

Der General Levin schüttelte die Hand des Gefangenen und reichte ihm ein Paket zusammengerollter Papiere dar.

»Herr Graf,« sagte er, »reden Sie nicht so. Hier sind Ihre Adelstitel, welche Ihnen der König bereits durch Dispolsen zurückgeschickt hatte. Se. Majestät fügt das Geschenk Ihrer Begnadigung und Freiheit hinzu. Dies ist die Mitgift der Gräfin von Daneskiold, Ihrer Tochter.«

»Gnade! Freiheit!« wiederholte Ethel entzückt.

»Gräfin von Daneskiold!« fügte der Vater hinzu.

»Ja, Herr Graf!« erwiederte der General, »Sie werden in Ihre Güter, Ehren und Würden wieder eingesetzt.«

»Wem danke ich dies Alles?« fragte der beglückte Greis.

»Dem General Levin von Knud,« antwortete Ordener.

»Levin von Knud! Ich sagte es ja, er ist der beste der Menschen. Aber warum ist er nicht selbst gekommen, mir mein Glück zu verkünden?«

»Hier steht er!« sagte Ordener lächelnd und deutete auf den Gouverneur.

Welch rührende Scene, als die beiden Jugendfreunde sich wieder umarmten! Des alten Gefangenen Herz öffnete sich ganz. Als er Han den Isländer kennen lernte, hatte er aufgehört, die Menschen zu hassen; Ordener und Levin lehrten ihn sie lieben.

Ordeners heimliche Vermählung wurde durch prachtvolle Feste öffentlich gefeiert. Der Graf Ahlfeldt sah sie glücklich und dies war seine größte Strafe.

Athanasius Munder hatte auch seine Freude: er erlangte die Begnadigung nicht nur der zwölf Verurtheilten, sondern auch die Kennybols, Jonas und Norbiths, die frei und freudig in ihre Heimath zurückkehrten und den Bergleuten verkündeten, daß der König sie von der Vormundschaft befreit habe.

Schuhmacher erfreute sich nicht lange des Glücks seiner Kinder, sein Herz war unter den Wechselfällen dieser wenigen Tage zu sehr erschüttert worden; er starb in demselben Jahre. Man begrub ihn in der Kirche von Beer, einer Besitzung seines Tochtermanns in Jütland. Aus dem Ehebund Ordeners und Ethels entsprang die Familie der Grafen von Daneskiold.